Geschichte

der

Weltliteratur.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

V.

Die französische Literatur.

Erste bis vierte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1905.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Geschichte

der

Weltliteratur.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

V.

Die französische Literatur.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1905.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Die

französische Literatur.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Erste bis vierte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1905.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Buch.

Die altfranzösische Literatur.

(Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters.)

Erstes Kapitel: Die Anfänge der französischen Literatur.

Zweites Kapitel: Das Rolandslied.

Drittes Kapitel: Die Chansons de Geste. Die Königsgeste.

Zehntes Kapitel: Marie de France.

Elftes Kapitel: Chrestien de Troyes.

Zwölftes Kapitel: Weitergestaltung der Artus- und Gralsage.

Dreizehntes Kapitel: Schicksals- und Abenteuerromane.

Vierzehntes Kapitel: Volkslied und Minnesang.

Fünfzehntes Kapitel: Tierdichtung, Fablel und Dit.

Sechzehntes Kapitel: Religiöse Epik. Legenden. Gautier de Coincy.

Siebzehntes Kapitel: Didaktische Dichtung. Der Rosenroman.

Achtzehntes Kapitel: Religiöse Didaktik. Die Pilgerfahrt des Guillaume de Digulleville.

Neunzehntes Kapitel: Die Frührenaissance. — Philipp de Vitry. — Machaut. — Froissart. — Deschamps.

Siebzehntes Kapitel: Diderot und die Encyklopädie.

Achtzehntes Kapitel: Jean Jacques Rousseau.

Neunzehntes Kapitel: Schriftsteller, Redner und Dichter der Revolutionszeit.

Drittes Buch.

Die französische Literatur im 19. Jahrhundert.

Erstes Kapitel: Die Zeit des ersten Kaiserreichs.

Zweites Kapitel: Das Wiederaufleben des Christentums. — Chateaubriand.

Drittes Kapitel: Die Romantik. — Frau von Staël.

Viertes Kapitel: Joseph de Maistre.

Fünftes Kapitel: Louis de Bonald und Félicité de Lamennais.

Sechstes Kapitel: Lamartine.

Siebtes Kapitel: Der doktrinäre Liberalismus. Geschichtschreiber und Philosophen.

Achtes Kapitel: Revolutionäre Publizistik und Volksdichtung. — Courier und Béranger.

Neuntes Kapitel: Victor Hugo.

Zehntes Kapitel: Die Dichter des Julikönigtums und des zweiten Kaiserreichs.

Elftes Kapitel: Die moderne Dramatik.

Zwölftes Kapitel: Die Entwicklung des Romans von Chateaubriand bis auf Flaubert.

Dreizehntes Kapitel: Der realistische und naturalistische Roman.

Vierzehntes Kapitel: Die Literatur und das kirchliche Leben.

Fünfzehntes Kapitel: Montalembert und Veuillot.

Sechzehntes Kapitel: Literaturströmungen und Dichtung unter der dritten Republik.

Einleitung.

Die romanischen Sprachen.

Bis in die Zeit der Kreuzzüge beherrschte das Lateinische als fast ausschließliche Literatursprache die gesamte abendländische Bildung. Wohl haben die germanischen Völker schon bei Beginn der Völkerwanderung Anläufe genommen, eine eigene selbständige Literatur zu begründen, so in den Übersetzungsarbeiten des westgotischen Bischofs Wulfila, in den heidnischen und christlichen Dichtungen der Angelsachsen, in den Götter- und Heldenliedern, welche uns allerdings nur in der späteren altskandinavischen Fassung der Wikingerzeit erhalten sind, in den wenigen noch vorhandenen Denkmälern althochdeutscher Literatur. In dem wirren Chaos der Völkerzüge und ihrer kurzlebigen Staatenbildungen konnten indes all diese Strebungen zu keiner ruhigen Entfaltung kommen. Erst nachdem die Fluten sich gelegt hatten, nachdem aus dem Völkergewirr die führenden Nationen des Mittelalters sich herausgestaltet hatten, rangen auch ihre Sprachen sich zu eigentlichen Literatursprachen empor, drängten das Lateinische auf das kirchlich-religiöse und wissenschaftliche Gebiet zurück und entwickelten sich, allerdings nicht ohne starken Einfluß des humanistischen Elements, d. h. griechischer und römischer Vorbilder, zu einem Reichtum und einer Vollendung, daß sie in manchen ihrer Erscheinungen den zwei altklassischen Literaturen ebenbürtig geworden sind, an geistigem Gehalt sie vielfach überflügelt haben.

Am nächsten stehen unter diesen neueren Sprachen dem Lateinischen die sog. romanischen, d. h. diejenigen, welche aus dem sog. Vulgärlatein entstanden sind und den größten Teil ihres Wortschatzes aus demselben geschöpft und, allerdings mit verschiedenartigen Abänderungen und Beimischung fremder Bestandteile, beibehalten haben. Es sind: das Französische, das Provençalische, das Kastilische oder Spanische, das Katalanische, das Portugiesische, das Italienische, das Rätoromanische und das Rumänische. Das Französische erstreckt sich über Frankreich, die Westschweiz, die wallonischen Provinzen Belgiens, einen geringen Teil von Elsaß-Lothringen, Algier und die übrigen französischen Kolonien und in starkem Prozentsatz über Kanada; das Provençalische über einen Teil von Südfrankreich; das Italienische über Italien, Sizilien und Korsika; das Katalanische über das

östliche Spanien und die Balearen; das Spanische (Kastilische) über Spanien, Mexiko, Cuba, Havanna, die Philippinen und fast sämtliche Staaten von Mittel- und Südamerika; das Portugiesische über Portugal und Brasilien; das Rumänische über Rumänien, Bessarabien, Siebenbürgen und das Banat, Teile von Ungarn und der Bukowina; das Rätoromanische über einen Teil von Friaul, Tirol und Graubünden.

In den Jahren 1869—1876 wurde die Zahl der Romanen auf ungefähr 89 110 000—92 242 000 Seelen geschätzt, wobei auf das Französische 28 900 000 (27 020 000), auf das Italienische 24 332 000 (25 325 000), auf das Spanische 12 800 000, auf das Portugiesische 4 745 000, mit den Kolonialländern über 20 000 000, auf das Provençalische 10 000 000, auf das Katalanische 3 400 000, auf das Rumänische 7 550 000, auf das Rätoromanische 515 000 Seelen entfielen [1].

Eine neuere, ziemlich vage Schätzung [2] teilt dem Französischen 41 Millionen, dem Spanischen 41 Millionen, dem Italienischen 30 Millionen, dem Portugiesischen 13 Millionen zu — zusammen 125 Millionen.

Eine andere neuere nicht minder unbestimmte Schätzung [3] beziffert das Französische und Italienische auf je 54 Millionen, das Spanische auf 44 Millionen.

Die italienische wie die spanische Literatur haben wohl die reichste und glänzendste Entwicklung der Poesie aufzuweisen. Der Zeit des Entstehens und der Macht des allgemeinen Einflusses nach ist aber die französische entschieden voranzustellen. Wie die altfranzösische Literatur einst das ganze mittelalterliche Europa mit poetischen Stoffen versah, so hat der sog. französische Klassizismus über ein Jahrhundert die gesamte neuere Weltliteratur beherrscht. Als Sprache der Diplomatie, des Salons und des Weltverkehrs hat kaum eine andere Sprache so weithin gewirkt wie das Französische. Noch heute erstrecken sich die verschiedenen Strömungen der französischen Literatur auf nahezu alle Völker des Südens und des Nordens.

Bibliographisches zur französischen Literaturgeschichte.

Histoire littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la Congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut, 32 Bde, Paris 1733—1898 (umfaßt die lateinische und französische Literatur Frankreichs bis ins 14. Jahrhundert). — J. P. Niceron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres avec le catalogue raisonné de leurs ouvrages, 43 Bde, Paris 1727—1745. — P. Goujet,

[1] Gröber, Grundriß der Romanischen Philologie I, Straßburg 1888, 421.

[2] Nach dem Mouvement Géographique mitgeteilt in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1902, Nr 34, S. 271.

[3] Von Carnac, ebd.

Bibliothèque française, 18 Bde, Paris 1740—1756. — La Harpe, Le lycée ou cours de littérature ancienne et moderne, p. p. Daunou, 18 Bde, Paris 1825 1826. — Desessarts, Les siècles litt. de la France, Paris 1800. — Villemain, Tableau de la litt. au XVIII[e] siècle, Paris 1828—1830; Cours de la litt. franç., ebd. 1830. — Quérard, La France littéraire, 10 Bde, Paris 1827—1842; fortgesetzt in La litt. franç. contemporaine, 6 Bde, Paris 1841—1857 und O. Lorenz, Catalogue général de la litt. franç. depuis 1840, 4 Bde, Paris 1846—1875. — Brunet, Manuel du libraire, 5[e] éd., 8 Bde, Paris 1860—1880. — Mermet, Annuaire de la presse française (seit 1880).

Ampère, Histoire litt. de la France avant le XII[e] siècle, 3 Bde, Paris 1839—1840; Hist. de la litt. franç. au moyen-âge, Paris 1841. — Sainte-Beuve, Critiques et portraits littéraires, 5 Bde, Paris 1832—1839; Portraits littéraires, 2 Bde, 1844; Portraits contemporains, 2 Bde, 1846; Causeries du lundi, 15 Bde, 1851—1857; Nouveaux lundis, 10 Bde, 1863—1868. — A. Vinet, Études sur la litt. franç. au XIX[e] siècle, Paris 1849; Histoire de la litt. franç. au XVIII[e] siècle, ebd. 1852. — D. Nisard, Histoire de la litt. franç., 4 Bde, Paris 1844—1861. — J. Demogeot, Histoire de la litt. franç., Paris 1852; 13[e] éd. 1874. — E. Géruzez, Histoire de la litt. franç., 1852; nouvelle éd. 1860—1861. — H. G. Moke, Histoire de la litt. franç., 4 Bde, Bruxelles 1849—1850. — Staaf, La litt. franç., depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours, 6 Bde, Paris 1873. — E. Crépet, Les poètes français, 4 Bde, Paris 1861—1862. — Louandre, Histoire de la litt. franç. par les monuments, 2 Bde, Paris 1864. — F. Godefroy, Histoire de la litt. franç. depuis le XVI[e] siècle jusqu'à nos jours, 10 Bde, Paris 1859—1879. — P. Albert, La littérature française des origines au XVII[e] siècle, Paris 1872; La litt. franç. au XVII[e] siècle, ebd. 1873; au XVIII[e] siècle, ebd. 1875; au XIX[e] siècle, ebd. 1882—1885. — G. Lanson, Histoire de la litt. franç., 5[e] éd., Paris 1898.

Edm. Scherer, Études critiques sur la litt. contemporaine, 4 Bde, Paris 1863—1874; nouvelle série, 3 Bde, ebd. 1876—1883. — F. Brunetière, Études critiques sur l'histoire de la litt. française, Paris 1880; nouvelles études critiques, ebd. 1882; 3[e] série, ebd. 1887; 4[e] série, ebd. 1891; 5[e] série, ebd. 1893; Histoire et littérature, 4 séries, ebd. 1885—1891; Essais sur la littérature contemporaine, 2 Bde, ebd. 1892 1895; L'évolution de la poésie lyrique en France, ebd. 1894; Manuel de l'histoire de la litt. franç.[2], ebd. 1898. — A. France, La vie littéraire, Paris 1893. — É. Faguet, XVI[e] siècle, XVII[e] siècle, XVIII[e] siècle, XIX[e] siècle, études littéraires, Paris 1885—1895; Politiques et moralistes du XIX[e] siècle, ebd. 1890—1893. — G. Longhaye S. J., Histoire de la litt. franç. au XVII[e] siècle, 4 Bde, Paris 1895 1896; XIX[e] siècle, 2 Bde, ebd. 1900 1901. — M. Sépet, Les maîtres de la poésie française, Tours 1898. — L. Petit de Julleville, Histoire de la langue et de la littérature française, 8 Bde, Paris 1896—1899 (im Verein mit 51 andern Gelehrten, darunter den angesehensten Literaturhistorikern, herausgegeben, gegenwärtig die umfassendste französische Literaturgeschichte).

Kreyssig, Gesch. der franz. Nationalliteratur (6. Aufl. von Kreßner und Sarrazin), 2 Bde, Berlin 1889. — H. P. Junker, Grundriß der Gesch. der franz. Literatur, Münster 1889. — E. Engel, Gesch. der franz. Literatur[5], Leipzig 1901. — Honegger, Gesch. der franz. Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten, Berlin 1875. — W. Scheffler, Die französische Volksdichtung und Sage, 2 Bde, Leipzig 1885. — H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld, Gesch. der franz. Literatur,

Leipzig und Wien 1900. — G. Gröber, Französische Literatur (Grundriß der Romanischen Philologie II 433—1250, Straßburg 1898—1902). — J. Weinand, Art. „Französische Literatur“ in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon[2] IV, Sp. 1843 bis 1923 (gediegene Beurteilung vom religiösen Standpunkt). — H. van Laun, Hist. of French lit., 3 Bde, Edinburgh 1876. — G. Saintsbury, Short hist. of French lit., London 1882.

Zeitschriften: Revue des Deux Mondes (seit 1831). — Le Correspondant (seit 1843). — Revue critique d'histoire et de littérature (seit 1866). — Revue politique et littéraire (Revue bleue; seit 1863). — Revue d'histoire littéraire de la France (seit 1894). — Études religieuses etc. par les pères de la Compagnie de Jésus (seit 1864). — Revue du monde catholique (seit 1861). — L'Année littéraire (seit 1858). — Le Polybiblion (seit 1867). — Bibliographie catholique (seit 1841). — Magazin für Literatur des Auslandes (seit 1832). — Das literarische Echo (seit 1898).

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, herausgeg. von O. Behaghel und Fr. Neumann, Heilbronn (seit 1880). — Revue critique d'histoire et de littérature, Paris (seit 1836). — Revue des langues romanes, Montpellier et Paris (seit 1870). — Romania, recueil trimestriel, publ. par P. Meyer et G. Paris, Paris (seit 1872). — Romanische Forschungen, herausgeg. von K. Vollmöller, Erlangen (seit 1881). — Romanische Studien, herausgeg. von E. Böhmer, Halle (seit 1871). — Zeitschrift für romanische Philologie, herausgeg. von G. Gröber, Halle (seit 1877). — Bibliothèque de l'École des Chartes, Paris (seit 1831). — Bibliothèque de l'École des Hautes Études, Paris (seit 1868). — Französische Studien, herausgeg. von G. Körting und E. Koschwitz, Heilbronn (seit 1881). — Altfranzösische Bibliothek, herausgeg. von W. Förster, Heilbronn (seit 1881). — Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, herausgeg. von E. Stengel, Marburg (seit 1882). — Bibliotheca Normannica, herausgeg. von H. Suchier, Halle (seit 1879). — Jahrbuch für romanische und englische Literatur, herausgeg. von A. Ebert und L. Lemcke, Berlin (später Leipzig) 1859 bis 1879. — Le Moyen-Âge, Bulletin mensuel, Paris 1888 1889. — Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie, herausgeg. von K. Vollmöller, Leipzig (seit 1892).

Erstes Buch.

Die altfranzösische Literatur.

(Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters.)

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der französischen Literatur.

Bereits 120 v. Chr. wurde das südliche Gallien als Gallia Narbonensis römische Provinz und verband als wichtiges Zwischenglied Italien mit den römischen Besitzungen in Spanien. In den Jahren 58 bis 51 v. Chr. eroberte C. Julius Cäsar das übrige transalpinische Gallien und setzte, erst mit zwei, dann mit fünf Legionen auch nach Britannien über. Zehn Legionen wurden über das gesamte eroberte Gallien verteilt, und die Romanisierung des Landes mit militärischem Nachdruck wie mit allen Mitteln einer überlegenen politischen Organisation und einer überlegenen Zivilisation unternommen [1].

Die in zahlreiche Stämme geteilte Bevölkerung war keltischen Ursprungs. Dieselben hatten feste Wohnsitze und trieben nicht nur Landwirtschaft und Viehzucht, sondern auch Handel und Gewerbe, besonders lieferten sie tüchtige Metallarbeit. Ihre Priester oder Druiden besaßen auch einige geistige Bildung, welche indes nicht sehr hoch stand. Denn die Religion bestand in einem ziemlich rohen Naturdienst, der mit Menschenopfern verbunden war. Die religiösen Satzungen und Lieder wie die bürgerlichen Vorschriften und Überlieferungen durften nicht aufgeschrieben werden. Die Druiden zogen die Vornehmen in dem nötigen Wissen heran, standen der Opferfeier vor, entschieden in Rechtshändeln und Straffällen wie in allen wichtigen Stammesangelegenheiten.

Cäsar hat in seinen Kommentaren die Gallier sehr anschaulich gezeichnet [2]. Die Gallier sind nach ihm kühn, tapfer und voll Begeisterung

---

[1] Thierry, Histoire de la Gaule sous la domination romaine [3], 2 Bde, Paris 1867; Histoire des Gaulois depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'entière soumission de la Gaule [5], 2 Bde, ebd. 1857. — Guizot, Essai sur l'histoire de la France, Paris 1823; 14e éd. 1877; Histoire de la civilisation en France [15], 4 Bde, Paris 1890. — Fustel de Coulanges, La Gaule romaine, l'invasion germanique et le royaume des Francs, 4 Bde, Paris 1888—1891.

[2] Caesar, De Bello Gall. 3, 19; 4, 5; 1, 39; 3, 8; 6, 17; 7, 22. — Cato, Orig. 2, 2.

für kriegerische Unternehmungen, aber im Mißgeschick leicht entmutigt und ohne große Widerstandskraft; sie sind voll lebendiger Initiative, zu raschen, unerwarteten, auch verwegenen Entschlüssen bereit, aber hinwieder leicht wankelmütig in ihrem Vorhaben, weich und leicht bis zu Tränen ergriffen; sie sind stets auf Neues erpicht und werden des Alten leicht überdrüssig; wie sie den Merkur, den Erfinder aller Künste, besonders verehren, so sind sie überaus anstellig und geschickt alles, was sie irgendwo kennen gelernt, nachzuahmen und selbständig weiterzubilden; mit dem größten Eifer pflegen sie witziger, geistreicher Rede.

Strabo fügt diesen Zügen noch hinzu[1], daß die Kelten ein sehr empfindliches Ehrgefühl besäßen, aber zugleich auch sehr genußsüchtig wären und in den größten Ausschweifungen nichts Schimpfliches erblickten, daß sie gerne prahlten und den Putz liebten[2].

So tapfern Widerstand auch die Gallier den römischen Legionen leisteten, der überlegenen Kriegskunst, Ausdauer und Energie der Römer waren sie nicht gewachsen, noch weniger dem wohlberechneten, rücksichtslos durchgeführten Kolonisationssystem, das die bisherige Eigenart des Volkes

---

[1] Strabo 4, c. 4.

[2] Ein hervorragender Franzose der Neuzeit schildert seine Landsleute also: „Die ältesten Söhne des Altertums, sind die Franzosen dem Geiste nach Römer, dem Charakter nach Griechen. Unruhig und unbeständig im Glück, beständig und unbesieglich im Unglück; für die Künste geboren; überzivilisiert während der friedlichen Zeiten, roh und wild in politischen Stürmen; von den Leidenschaften umhergetrieben wie ein Schiff ohne Ballast, jetzt himmelhoch oben, einen Augenblick später in den Tiefen des Abgrunds; enthusiastisch begeistert für das Gute und für das Böse, das erstere vollführend ohne Anspruch auf Dank, das letztere, ohne Gewissensbisse darüber zu empfinden; ohne bleibende Erinnerung an ihre Verbrechen und an ihre Tugenden; während des Friedens kleinmütig in das Leben verliebt, in der Schlacht verschwenderisch mit ihren Tagen; eitel, spöttisch, ehrgeizig, gleichzeitig Gewohnheitsmenschen und Neuerer; alles verachtend, was sie nicht selbst sind; einzeln die liebenswürdigsten der Menschen, vereinigt die unangenehmsten von allen; entzückend im eigenen Land, unerträglich in der Fremde; abwechselnd sanfter, unschuldiger als Lämmer und mitleidsloser, grimmiger als Tiger: so waren die Athener von ehedem, und so sind die Franzosen von heute" (Chateaubriand, Génie du Christianisme, Tl 3, Buch 3, Kap. 5 [Oeuvres VI 312 313]). Die freundliche und liebenswürdige Seite des gallisch-französischen Wesens hebt die folgende Charakteristik einer Engländerin hervor, welche mit Frankreich sehr wohl bekannt war: „Wit and jollity pervade this part of France like a subtle perfume, and men of great renown in arms and in council are as frolicsome as children. Light haviour and light discourses are the fashion here, and even virtue is not morose. All things in turn take the form of a jest. Morality, love, vice, anger, goodness put on cap and bells. None are grave but fools, of which few are to be met with, at least in outward semblance and ordinary speech" (L. Georg. Fullerton, A Stormy Life [Tauchnitz ed. vol. 931] 77).

brach, und den mannigfachen Vorteilen, welche die überlegene römische Zivilisation den angestammten Neigungen der Besiegten entgegenbrachte. Die römischen Kastelle und Befestigungen verwandelten sich in blühende Handelsstätten, geschmückt mit allem Prunk und Luxus des Südens, verbunden durch fahrbare und gut gesicherte Heerstraßen. Mit seiner angebornen Geschicklichkeit fand sich der Gallier rasch in alle Zweige römischer Industrie und Kunst hinein wie in die Volkssprache und die gelehrte Sprache des Siegers. In den Städten wich das Gallisch-Keltische so gründlich dem Lateinischen, daß uns außer wenigen Inschriften und Eigennamen kaum Spuren desselben erhalten sind. Auch auf dem Lande wurde es, wenn auch langsamer, durch das Vulgärlatein verdrängt, das entsprechend den Verschiedenheiten der keltischen Dialekte verschiedenartige mundartliche Färbung erhielt. Schon in der Blütezeit der römischen Literatur ist das südliche Gallien (G. Narbonensis) durch den Epiker und Elegiker Varro Atacinus und den ersten lateinischen Universalhistoriker Trogus Pompejus vertreten. In der späteren Kaiserzeit gelangten die Schulen Galliens (Toulouse, Narbonne, Bordeaux) zu so hoher Blüte, daß sie selbst Rom und Konstantinopel mit Lehrern versorgen konnten[1].

Auch das Christentum drang sehr früh nach dem südlichen Gallien, sowohl von Italien als unmittelbar von Kleinasien aus. Die Christenverfolgung unter Mark Aurel traf in Vienne und Lyon blühende Gemeinden. In Lyon führte damals den Hirtenstab Irenäus, ein Schüler des Aposteljüngers Polykarp. Arles wird bereits vom hl. Cyprian als Bischofssitz erwähnt. Im Jahre 314 versammelten sich daselbst zahlreiche gallische Bischöfe, darunter die von Arles, Lyon, Autun, Reims. Am Anfang des 5. Jahrhunderts wurde die öde Insel Lerinum durch den hl. Honoratus von Arles (nach ihm heute Saint-Honoré genannt) in eine Blütestätte des klösterlichen Lebens umgewandelt. Bald darauf ließ sich in Marseille Johannes Cassianus nieder, der in Jerusalem und Ägypten mit dem Mönchsleben des Morgenlandes bekannt geworden war, und gründete daselbst 415 zwei Klöster, eines für Männer, eines für Frauen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts waren Clermont-Ferrand und Vienne ansehnliche Pflanzschulen christlich-lateinischer Bildung. Dort residierte der Dichter und Bischof Sidonius Apollinaris, hier der bischöfliche Dichter Avitus[2]. Dem letzteren war es vergönnt, 496 Chlodowech, den Heerkönig der salischen Franken, zu seiner Taufe und zur Christianisierung seines Volkes zu beglückwünschen. Es war das erste der germanischen Völker, das nicht dem Arianismus huldigte, sondern in den Schoß der römisch-katholischen Kirche trat. Mit diesem Schritt ward auch das nördliche Gallien ein christliches

---

[1] S. IV 133 ff. [2] Ebd. 195 ff.

Land, das sich fürder nicht mehr Gallien, sondern nach seinen neuen Besitzern Francia — Frankreich — nannte.

Die Franken, welche deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsches Recht mit sich brachten, sahen anfänglich siegesstolz auf die Bewohner des römischen Galliens herab. An materieller wie geistiger Kultur waren ihnen indes die Besiegten überlegen. Bei der Verschmelzung beider Völker gewann in der politischen Gestaltung wohl das germanische Element die Oberhand, in Bezug auf die Sprache aber trug nach langem Ringen das romanische Element den Sieg davon.

Dreimal (511 561 622) ward das neue Frankreich geteilt, dreimal, unter Chlotar I. (558), Chlotar II. (613), Pippin (751) ward es wieder vereinigt. In den Kämpfen und Wirrsalen, welche die Zeit der Merowinger ausfüllte, sammelte sich wohl reichlicher Stoff für kriegerische und volkstümliche Dichtung, aber weder die Heldenlieder der Franken noch die Kampfgesänge der Romanen haben den raschen Wechsel der Ereignisse überlebt und sich zu einer bleibenden Epik entfaltet. Die Sprachen selbst waren noch in unfertigem Zustand. Eigentliche Literatur suchte und fand ihre Zufluchtsstätte in den Klöstern und geistlichen Stiften. Die Großen der Franken rechneten es sich zu hoher Ehre an, von Venantius Fortunatus in zierlichen lateinischen Distichen besungen zu werden. Aber auch Bilder, Züge und Stoffe volkstümlicher Epik fanden ihren Weg in die lateinische Literatur, z. B. in die Historia Francorum des Gregor von Tours, des Fredegar und seines Fortsetzers, so daß ein neuerer Forscher es unternehmen konnte, eine „Poetische Geschichte der Merowinger“ zu schreiben[1].

In lateinischer Übersetzung sind uns sogar zwei Strophen eines romanischen Volksliedes aus der Zeit der Merowinger erhalten. Sie stehen im Leben des hl. Faro, Bischofs von Meaux (Melz), das einer seiner späteren Nachfolger Hildegarius im 9. Jahrhundert (nach 862) verfaßte[2]. Es wird darin ein Krieg Chlotars II. gegen die Sachsen erwähnt, der geschichtlich nicht nachgewiesen ist und dessen Erzählung sich in manchen Zügen als sagenhaft darstellt.

Die heidnischen Sachsen, so berichtet der fränkische Hagiograph, schickten Gesandte an Chlotar, um das Land der Franken für König Bretoald zu fordern. Chlotar ward über diese Forderung so aufgebracht, daß er die Gesandten sofort hinrichten wollte. Bischof Faro legte indes Fürbitte für sie ein und bestimmte den König, die Hinrichtung wenigstens bis zum folgenden Tag aufzuschieben. In der Nacht begab er sich zu den fest-

---

[1] G. Kurth, Histoire poétique des Mérovingiens, Paris 1893.

[2] Hildegarii Vita Faronis bei Mabillon, Acta Sanct. II 590. — Vgl. G. Kurth a. a. O. 441—449.

genommenen Sachsen und gewann sie für das Christentum. Hierauf schenkte ihnen der fränkische König das Leben, fiel aber in Sachsen ein und ließ keinen der besiegten Sachsen verschonen, der die Länge seines Schwertes überragte.

„Der Sieg Chlotars über die Sachsen", fügt Hildegarius bei, „gab Anlaß zu einem Lied in der Volkssprache (iuxta rusticitatem), das von Mund zu Munde ging und das die Frauen im Chore sangen, indem sie dabei in die Hände klatschten."

Die erste Strophe lautet:

De Chlotario est canere, rege Francorum,
Qui ivit pugnare in gentem Saxonum,
Quam graviter provenisset missis Saxonum,
Si non fuisset inclytus Faro de gente Burgundionum!

Die Schlußstrophe lautet:

Quando veniunt missi Saxonum in terram Francorum,
Faro ubi erat princeps,
Instinctu Dei transeunt per urbem Meldorum,
Ne interficiantur a rege Francorum.

Ähnliche, wohl noch ältere historische Volkslieder werden unter den Gedichten zu verstehen sein, welche nach Einhards Bericht Karl der Große aufzeichnen ließ: „die barbarischen und ältesten Gedichte, in welchen die Taten und Kriege der alten Könige besungen wurden" [1]. Es ist dabei aber ebensowohl an deutsche als an romanische Volkslieder zu denken.

Eher einsprachig ist die Verordnung des Konzils zu Tours (813) zu deuten, welche den Geistlichen anhielt, „dieselben (lateinisch abgefaßten) Homilien klar in die römische Volkssprache zu übersetzen, damit alle verstehen können, was gesagt wird". Diese Verordnung setzt voraus, daß sich die romanische Sprache schon so weit vom Lateinischen entfernt hatte, daß die Masse des Volkes eine lateinische Predigt nicht mehr verstehen konnte. Darum sollten zunächst lateinische Homiliensammlungen angelegt werden, damit die Geistlichen den nötigen Stoff rasch bei der Hand hätten. An eine schriftliche Bearbeitung derselben in der Volkssprache wurde dabei zunächst kaum gedacht, sondern an mündliche Verwendung in der Predigt. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sich aus dieser Zeit keine romanischen Predigten vorfinden.

Das älteste Denkmal der französischen Sprache bilden die sog. Straßburger Eide, die uns lebhaft vergegenwärtigen, wie die großartigen Kultur-

---

[1] Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur (Einhard, Vita Caroli c. 29). — Der Vorwurf, Ludwig der Fromme habe diese Sammlung absichtlich unterdrückt, der in einer Menge von geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Werken weiter vererbt wurde, ist von G. Kurth (Hist. poétique des Mérovingiens 55 56) schlagend widerlegt.

und Literaturbestrebungen Karls des Großen schon unter seinem nächsten Nachfolger von den langwierigsten politischen Wirren durchkreuzt, aufgehalten und zum großen Teil wieder vereitelt wurden. Bereits 15 Jahre nach dem Tode des gewaltigen Kaisers empörten sich wider seinen Nachfolger Ludwig den Frommen dessen drei älteste Söhne Lothar, Pippin und Ludwig, weil er in der Teilung des Reiches den jüngsten Sohn, Karl den Kahlen, bevorzugt hatte. Nachdem der Vater 840 auf einer Rheininsel bei Ingelheim gestorben, brach der Kampf aufs neue unter seinen Söhnen aus. Ludwig und Karl verbündeten sich wider Lothar, der als Kaiser das gesamte Reich an sich bringen wollte, und schlugen ihn 841 bei Fontanetum. Im Februar des folgenden Jahres trafen sie mit ihren Kriegsscharen in Straßburg zusammen, um sich zu einem neuen Schutz- und Trutzbündnis gegen Lothar zu vereinigen. Nachdem beide Brüder die versammelten Heere, jeder in seiner Sprache, angeredet hatten, schwor Ludwig, um von den westfränkischen Kriegern verstanden zu werden, in ihrer Sprache den folgenden Eid[1]:

Pro dõ amur et ꝑ Xpian poblo et nrõ cõmun saluament dist di en auant. inquantdš sauir et podir me dunat. sisaluaraieo cist meon fradre Karlo. et in ad iudha et in cad una cosa. Sicu om ꝑ dreit son fradra salvar dift. Ino quid il mialtresi fazet. Et abludher nul plaid nũquã prindrai qui meon uol cist meonfradre Karle in damno sit . . .

Si lodhuuigs sagrament. que son fradre Karlo iurat conservat. Et Karlus meossendra desuo partũ lofranit. si ioreturnar non lint pois. neio neneuls cui eo returnar int pois. in nulla aiudha contra lodhuuig nunli iuer.

Pour l'amour de Dieu et pour le salut commun du peuple chrétien et le nôtre, à partir de ce jour, autant que Dieu m'en donne le savoir et le pouvoir, je soutiendrai mon frère Charles de mon aide et en toute chose, comme on doit justement soutenir son frère, à condition, qu'il m'en fasse autant, et je ne prendrai jamais aucun arrangement avec Lothaire, qui, à ma volonté, soit aut détriment de mondit frère Charles.

Si Louis tient le serment, qu'il a juré à son frère Charles, et que Charles, mon seigneur, de son côté viole le sien, au cas où je ne l'en pourrais détourner, je ne lui prêterai aucun appui, ni moi ni nul que j'en pourrais détourner.

Karl schwor darauf folgendermaßen in ostfränkischer Sprache:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi fon thesemo dage frammordes so fram so mir got gewizci indi madh furgibit, so hald ih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruher scal, in thiu thaz er mig so soma duo indi mit Luheren in noheiniu thing negegango, zhe minan willon imo ce scadhen werhen.

[1] Monum. Germ. Script. II 665 ff. — F. Diez, Altromanische Sprachdenkmale, 1846. — J. Brakelmann, Die Nithardhandschrift und die Eide von Straßburg (Zeitschrift f. deutsche Philologie III 85 ff). — Müllenhoff und Scherer, Denkmäler[2] 181 540.

Oba Karl then eid, then er sineno bruodher Ludhuwige gesvor geleistit, indi Ludhuwig min herro, then er imo gesvor, forbrihchid: ob ih inan es irwenden nemag, noh ih noh thero nohhein then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhit.

Aus Gottes Liebe und zu des christlichen Volkes und unser beider Heile von diesem Tage vorwärts so fort, wenn mir Gott Verstand und Macht gibt, so halte ich diesen meinen Bruder, als man mit Recht seinen Bruder soll, damit er mir so ebenso tun und mit Lothar in keine Sachen nicht eingehe, welche mit meinem Willen ihm zu Schaden werde.

Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig schwur, hält, und Ludwig, mein Herr, den er ihm schwur, bricht: wenn ich ihn davon abwenden nicht kann, noch ich, noch deren irgend einer, den ich davon abwenden kann, wider Karl ihm zu Hilfe nicht wird.

Von den Mängeln der Aufzeichnung abgesehen, zeigen sich beide Sprachen in diesem merkwürdigen Dokument, die französische noch mehr als die deutsche, in einem Stadium unfertiger Gestaltung. Doch zwei Völker und zwei Sprachen, stammesverwandt und gemeinsam zur bedeutsamsten Kulturarbeit berufen, stehen sich hier bereits getrennt als selbständige Individuen gegenüber. Die romanische Fassung der Eide hat das Gepräge des Nordfranzösischen, das zur Hauptsprache des einstigen Galliens werden sollte.

Auch eine eigentliche Literaturprobe des Altfranzösischen aus dem 9. Jahrhundert ist uns noch erhalten. Es ist eine, vermutlich einem lateinischen Texte nachgedichtete Sequenz auf die in Spanien verehrte heilige Jungfrau und Martyrin Eulalia, die schon Prudentius besungen hatte[1] und deren Reliquien 878 in Barcelona wieder aufgefunden wurden. Die französische Fassung der Sequenz fand sich in der Klosterbibliothek zu Saint-Amand, an der Grenze von Flandern, zusammen mit einer Niederschrift des deutschen Rolandsliedes[2]. Sie lautet:

Buona pulcella fut Eulalia; bel auret corps, bellezour anima.
Uoldrent la ueintre li des inimi, uoldrent la faire diaule seruir.
Elle nont eskoltet les mals conselliers, Qu'elle deo raniet chi maent sus en ciel
Ne por or ned argent ne paramenz, Por manatce regiel ne preiement.
Niule cose non la pouret omque pleier, la polle sempre non amast lo deo menestier.
E poro fu presentede Maximiien, chi rex eret a cels dis soure pagiens.
Il li enortet, dont lei nonque chielt, Qued elle fuiet lo nom Crestiien.
Ell'ent adunet lo suon element: melz sostendreiet les empedementz,
Qu'elle perdesse sa uirginitet. Poros furet morte a grand honestet.

---

[1] Prudentii Peristephanon: 3. Hymnus in honorem B. Eulaliae Virginis (Migne, Patr. lat. LX 340—357).

[2] Bei Koschwitz, Les plus anciens monuments de la langue française[5], Leipzig 1897. — Vgl. Album de la Société des anciens textes, Paris 1875. — Förster und Koschwitz, Altfranzösisches Übungsbuch, I. Tl, Heilbronn 1884. — Ampère, Hist. litt. de la France avant le XII[e] siècle, 3 Bde, Paris 1839. — Garreaud, Causeries sur les origines du moyen-âge, 2 Bde, Paris 1884.

Enz enl fou la getterent com arde tost. Elle colpes non auret, poro nos coist.
A ezo nos uoldret concreidre li rex pagiens: ad una spede li roueret tolir lo chief.
La domnizelle celle kose non contredist, uolt lo seule lazsier, si ruouet Krist.
In figure de colomb uolat a ciel. Tuit oram que por nos degnet preier
Qued auuisset de nos Cristus mercit post la mort et a lui nos laist uenir
Par souue clementia.

Ein gutes Mädchen war Eulalia;
Schönen Körper hatte sie, schöner die Seele.
Es wollten sie besiegen die Feinde Gottes,
Wollten sie machen dem Teufel dienen.
Sie horchte nicht auf die schlimmen Berater,
Gott zu verleugnen, der wohnt hoch im Himmel.
Weder um Gold, noch Silber noch Geschmeide
Noch um Königsdrohung noch Schmeichelbitte.
Kein Ding vermochte sie zu beugen,
Daß sie, das Kind, nicht stets liebt Gottes Dienst.
Und so ward Maximinian sie vorgestellt,
Der dazumal war König über die Heiden.
Er mahnte sie, was sie durchaus nicht kümmert,
Daß sie den Christennamen fliehen sollte,
Sie nahm drum alle ihre Kraft zusammen.
Lieber wollt' sie Folterqualen auf sich nehmen,
Als daß sie ihre Unschuld gäbe preis.
Drum ging sie in den Tod mit großen Züchten,
Ins Feuer warf man sie, daß rasch sie sterbe;
Sie hatte keine Schuld, drum blieb sie heil.
Der Heidenkönig war des nicht zufrieden;
Er hieß enthaupten sie mit einem Schwert.
Das Fräulein widersetzte dem sich nicht.
Sie will die Welt verlassen. Christus ruft.
In einer Taube Form flog sie gen Himmel.
Laßt all' uns bitten, daß für uns sie flehe,
Daß Christus mit uns Gnade walten lasse,
Und daß er nach dem Tod zu sich uns rufe
Durch seine Mildigkeit.

In einer Handschrift desselben Klosters fand sich auch ein Entwurf zu einer französischen Homilie aus dem 10. Jahrhundert, die sich an die Geschichte des Propheten Jonas anschließt, aber nur für die Sprachforschung Bedeutung hat. Immerhin weist sie darauf hin, daß die Volkssprache auch in den Klöstern Pflege gefunden hat. Dasselbe verbürgen drei längere Gedichte, welche dem 10. oder 11. Jahrhundert angehören. Zwei derselben sind halb nord-, halb südfranzösisch geschrieben, stammen aber wahrscheinlich aus dem nördlichen Frankreich: ein Passionsgedicht mit Schlußgebet und eine noch ziemlich ungelenke Bearbeitung der Legende des hl. Leodegar, Bischofs von Autun. Weit gewandter, von markiger Kraft und Anschaulichkeit ist das „Leben des hl. Alexis" (Alexius)[1], von einem normannischen Dichter, vielleicht von Tetbald von Vernon, Kanonikus von Rouen, um die Mitte des 11. Jahrhunderts verfaßt. Die zehnsilbigen assonierenden Verse sind in fünfzeilige Strophen gruppiert.

[1] Stengel, La cançun de S. Alexis und einige kleinere Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, Marburg 1884. — La vie de S. Alexis, poème du XI[e] siècle et renouvellements des XII[e], XIII[e] et XIV[e] siècles, publié par G. Paris et L. Pannier, Paris 1872. — Amiaud, La légende syriaque de S. Alexis (Bibl. de l'École des Hautes Études, fasc. 79, Paris 1889). — Braun, Quelle und Entwicklung der C. de S. A., 1884. — Blau, Zur Alexiuslegende 1888.

Zweites Kapitel.

Das Rolandslied.

Die Zeiten, in welchen das fränkische Reich sich aus dem Gewirr der Völkerwanderung herausgestaltete, als christlicher Staat zum ersten Kern des mittelalterlichen Europa wurde, unter Karl Martell dem alles bedrohenden Islam Halt gebot, unter Karl dem Großen sich zum großartigen Imperium erweiterte, durch unseligen Bruderzwist zerklüftet und zerrissen, in den Westen zurückgedrängt, von den Normannen bedroht und verwüstet, sich zum französischen Königreich emporarbeitete und im ersten Kreuzzug an die Spitze der europäischen Völker trat, um den Islam im Morgenland selbst anzugreifen und ihm die heiligsten Stätten der Christenheit zu entreißen — dieses halbe Jahrtausend gewaltigen Ringens und Kämpfens, Streitens und Werdens bot der Epik einen geradezu unerschöpflichen Stoff dar. Seit Prudentius den Theodosius, Claudian den Stilicho besungen, fand sich jedoch kein lateinischer Dichter mehr, der den Todeskampf des römischen Weltreichs im großen Stil aufgefaßt und ihm ein würdiges Grablied gewidmet hätte. Die neuen Völker aber waren noch zu wild, zu unstet, ihre Sprachen zu zahlreich, zu unfertig, um von der neuen, werdenden Welt schon ein ruhiges, geklärtes Spiegelbild zu gewinnen. Keines der Völker trug jenes künstlerische, harmonische Gepräge, das aus den homerischen Dichtungen zu uns spricht. Keine der Sprachen hatte schon jene Biegsamkeit und Melodie erlangt, in welcher selbst die Zornesworte Achills zum Gesange wurden.

Mit welchen Mühen und Anstrengungen, Schwierigkeiten und Gefahren nicht nur die ersten Glaubensboten, sondern auch ihre Nachfolger durch Jahrhunderte zu ringen hatten, um die „Barbaren" zu Christen und gesitteten Menschen heranzuziehen, darüber geben die alten Heiligenleben, Klosterannalen und andere Geschichtsquellen reichlichen Aufschluß. Die lateinische Sprache war im Gewirr der Volkssprachen die einzige, welche eine einheitliche Bildung des Klerus und der höheren Gesellschaft ermöglichte, die einzige, welche bereits eine feste, christliche Überlieferung und Literatur besaß, den verschiedenen Völkern ein einigendes Band darbot und sich durch die Macht der Verhältnisse von selbst als Schulsprache aufdrängte. Bei der riesigen Kulturarbeit, welche auf den Vertretern der Kirche lastete, lag ihnen die Aufgabe eines epischen Sängers völlig fern. Sie hatten Wälder zu lichten und Wüsteneien in fruchtbares Ackerfeld umzuwandeln, Kirchen und Klöster zu bauen, zu predigen und Gottesdienst zu halten, religiösen Unterricht zu erteilen und das Volk zu christlicher Zucht und Sitte heranzuziehen, zahllose Werke der Barmherzigkeit auszuüben und die Wunden zu

heilen, welche unausgesetzte Kriege dem Volke schlugen. Zum Träger profaner Poesie konnte darum höchstens das Volk werden, das aber jeder höheren Bildung entriet und bei der Mischung der Stämme und Sprachen nicht einmal eine feste Sprachüberlieferung hatte, und das Rittertum, d. h. die höhere Kriegerschaft, die an den Zeitereignissen tätigen und entscheidenden Anteil nahm, aber von höherer Bildung ebenfalls wenig oder nichts besaß und fast beständig im Krieg oder auf der Jagd, höchstens aus dem Stegreif dichten konnte.

Es ist kein Zweifel, daß die fränkischen Krieger ihre Könige und Heerführer in begeisterten Liedern gefeiert haben. Solche Lieder erklangen in der Schlacht, sie wurden an den Höfen und auf den Burgen der Großen bei festlichen Gelegenheiten und zur Unterhaltung gesungen, sie drangen auch ins Volk, und die Frauen tanzten dazu in fröhlichen Reigen. Schon Chlodowechs Ruhm wurde in solchen Liedern mit dem Zauber der Sage umwoben. Die Wälle der Stadt Toulouse sinken von selbst zusammen, da der gottgeliebte Herrscher ihnen naht; ein Adler bedient ihn aus der Höhe; eine Hirschkuh führt ihn sicher durch einen angeschwollenen Strom. Seine Brautwerbung ist mit wunderbaren Zügen verklärt[1]. Seine Taufe gibt der ganzen Geschichte seines Volkes eine zugleich religiöse und nationale, weltgeschichtliche Wendung. Doch der Sage und Dichtung wird nicht Zeit gelassen, sich um die Gestalt des einen großen Königs einheitlich zu entwickeln. Sie zersplittert sich mit den Teilungen des Reiches, in Kämpfen, die manches Gemeinsame haben und in der Erinnerung miteinander verschmelzen, in andern, die weit auseinanderliegen, und die kein geistiges Band mehr verknüpft. Wilde, grauenhafte Mären umdüstern den Glanz, der die erste Zeit der Merowinger umstrahlt. Ihr letzter Sprosse wird entthront und ins Kloster gesteckt. Unterdessen stellt Karl Martell mit seinem Sieg über die Araber alle Großtaten der früheren Frankenhelden in den Schatten. Pippin wird vom Papste selbst zum König gesalbt, ebenso Karlmann und Karl, seine Söhne. Als Hort und Schirmherr der Kirche tritt der Frankenkönig an die Spitze aller Monarchen, und in Karl dem Großen erneuert sich teilweise das römische Imperium, durch christliche Ideen verklärt, durch germanische Freiheit gemildert.

Wie Karl um Hauptes länge über seine Mannen emporragte, so überstrahlte seine Heldengestalt für geraume Zeit alles, was vor ihm dagewesen, doch nicht in der ursprünglichen Kraft und Majestät, welche seine lebendige Gegenwart umgab. Die traurigen Schatten, welche auf der Regierung seiner Nachkommen lasteten, wirkten auch auf die Erinnerung zurück, durch die er in der Volksphantasie weiterlebte. Karl der Große wurde in Sage und Lied mit seinem

---

[1] Greg. Tur., Hist. Franc. II 37; VI 37; VII 28.

Enkel Karl dem Kahlen verwechselt. Aus dem römischen Kaiser deutschen Stammes wurde er ein französischer König, aus dem tatkräftigen Mann, der Sachsen, Araber und Langobarden bändigte, ein zweihundertjähriger Greis mit schneeweißem Bart, der alle großen Taten durch seine Paladine verrichten ließ und nur als letzter Schiedsrichter ihre Abenteuer schlichtete, aus einer persönlichen Verkörperung des christlichen Heldengeistes nur der Mittelpunkt eines ganzen Cyklus von Helden, die in verschiedenen Schattierungen das christliche Ritterideal zum Ausdruck bringen. Anstatt zu einem großen Heldengedicht gestaltete sich die französische Epik zu einer cyklischen Dichtung, die an Umfang weit die cyklische Poesie der ältesten Griechen übertrifft.

Als einigermaßen klassischer Typus hebt sich aus der Menge dieser Dichtungen das „Rolandslied“[1] ab. Es ist als älteste Probe französischer Epik sogar des öfteren mit der Ilias verglichen worden, und manches ladet zu solchem Vergleich ein. Eine umfangreiche Spezialliteratur zeugt von der Bedeutung, welche ihm beigemessen wurde. Die Normannen sangen es in der Entscheidungsschlacht von Hastings (1066), in welcher Wilhelm der Eroberer sich den englischen Königsthron erkämpfte. Die älteste (Oxforder) Handschrift, in welcher das Gedicht erhalten ist, stammt etwa aus dem Jahre 1170. Der am Schluß genannte Turoldus ist wahrscheinlich nur der Schreiber oder handwerksmäßige Überarbeiter des Gedichtes, das vielfach auf eine ältere, kürzere und einheitliche Vorlage zurückweist.

Das Gedicht fußt auf einem wirklichen geschichtlichen Ereignis, von dem Eginhard uns Kunde gibt. Als Karl d. Gr. von seinem siegreichen Feldzug gegen die Araber in Spanien nach Frankreich zurückkehrte, wurde die Nachhut seines Heeres in den engen Gebirgspässen der Pyrenäen bei Ronceval von den baskischen Bergbewohnern umschlossen, überfallen und zum Teil erschlagen. Mit seinen Truppen fiel auch Roland, ihr tapferer Heerführer,

---

[1] Ausgaben: Léon Gautier, Tours 1872—1883; Theod. Müller, Göttingen 1863, 2. Aufl. 1878; L. Clédat, Paris 1886, 2. Aufl. 1887; Stengel I, Leipzig 1900. — W. Förster, Rolandmaterialien (Altfr. Übungsbuch, 1. Zusatzheft), Heilbronn 1886. — Deutsche Übersetzung von W. Hertz (Stuttgart 1861), Schmilinski (Halle 1896). — L. Vitet, La Chanson de Roland (Revue des Deux Mondes 1852 II 819—866). — Hist. litt. de la France XVIII 714—721. — Scholle, Der Stammbaum der altfranzösischen und altnordischen Überlieferung des Rolandliedes, Berlin 1889. — Eicke, Zur neueren Literaturgesch. der Rolandssage, Leipzig 1891. — Seelmann, Bibliographie des altfranz. Rolandsliedes, Heilbronn 1888. — G. Sello, Der Roland zu Bremen (Bremer Jahrb. XX [1902] 1—10). — R. Rietschel, Ein neuer Beitrag zur Rolandsforschung (Histor. Zeitschr. LXXXIX 457—467). — P. Rajna, Un eccidio sotto Dagoberto e la leggenda epica di Roncisvalle (Festgabe für W. Förster, Halle 1902, Niemeyer, 253—279).

Oberbefehlshaber im Grenzland der Bretagne[1]. Karl war schon zu weit vorausmarschiert, um rechtzeitig Hilfe bringen zu können. Der Überfall fand am 15. August 778 statt.

Dieses in der Gesamtgeschichte Karls sehr nebensächliche Ereignis, welches er um volle 36 Jahre überlebt hat und nach welchem eigentlich erst seine welthistorische Tätigkeit sich entwickelte, hat das Lied unter dem unberechenbaren Einfluß der Phantasie über alle seine Großtaten emporgehoben, an seiner Stelle Roland, seinen angeblichen Neffen, zum Haupthelden gemacht, aus dem baskischen Überfall eine sarazenische Hinterlist und einen schnöden Verrat im eigenen Lager, aus der nebensächlichen Schlappe aber einen glänzenden Triumph der fränkischen Waffen über den sarazenischen Erbfeind gestaltet.

„Herr Karl, der König, unser großer Kaiser war sieben volle Jahre in Hispanien" — so hebt das Lied an. Kein Schloß hält ihm stand, keine Stadt vermag ihm ihre Tore zu verschließen. Nur Saragossa auf seinem hohen Berge bietet ihm Trotz. Da herrscht ein Ungläubiger, der König Marsilie, ein Diener Mohammeds und Apollos. Er betet Gott nicht an, dafür wird ihn Unglück treffen.

Der König Marsilie ruht in seinem Park, auf der Marmortreppe, im Schatten des Laubdaches; mehr als zwanzigtausend Mannen umgeben ihn. Er fragt um Rat bei seinen Herzogen, seinen Grafen: „Wie entgehn wir dem Tode oder der Schande?" Sein Heer ist nicht stark genug, eine Schlacht zu wagen. Was tun?

Der schlaue Blancandrin rät ihm, Unterwerfung zu heucheln, an Karl Wagen voll Goldes und Silbers zu senden und ihm zu versprechen, sobald jener nach Frankreich zurückgekehrt sei, selbst nach Aachen zu kommen, das christliche Gesetz anzunehmen und sein Vasall zu werden, als Bürgschaft ihm Kinder der Vornehmsten anzubieten, auch auf die Gefahr, daß deren Leben preisgegeben werden müßte.

Der listige Ratschlag wird angenommen, der Ratgeber selbst mit dem Olivenzweig an Kaiser Karl gesandt. Dieser hält Hof in Cordova. Auch er weilt im Garten, um ihn Roland, Olivier, Gottfried von Anjou und viele andere Söhne des „lieben" Frankreichs. Es sind ihrer fünfzehntausend.

---

[1] Adiuvabat in hoc facto Wascones et levitas armorum et loci in quo res gerebatur situs; e contra Francos et armorum gravitas et loci iniquitas per omnia Wasconibus reddidit impares. In quo proelio Eggihardus regiae mensae praepositus, Anselmus comes palatii, et Hruodlandus Brittanici limitis praefectus, cum aliis compluribus interficiuntur. Neque hoc factum ad praesens vindicari poterat, quia hostis re perpetrata ita dispersus est, ut ne fama quidem remaneret, ubinam gentium quaeri potuisset (Einhardi Vita Karoli M., Monum. Germ. Scriptores II 448).

Die Alten und Weisen üben sich im Schachspiel, die Jungen im Fechten. Der Kaiser sitzt auf einem goldenen Thron, im Schatten einer Tanne und eines wilden Rosenstocks; sein Bart glänzt wie Schnee, sein Leib ist edel und wohlgebaut, sein Antlitz voll Majestät. Wer ihn sucht, braucht nicht zu fragen.

Der Gesandte kramt seine Schätze aus, legt seine Botschaft vor und bietet Geiseln an, auch seinen einzigen Sohn. Der Entscheid wird auf den folgenden Morgen verschoben. Nachdem der Kaiser Messe und Mette angehört, versammelt er seine Barone, um Rat zu halten. Der Kaiser selbst traut dem Versprechen Marsilies nicht. Alle mahnen zur Vorsicht. Roland durchschaut den verräterischen Plan mit voller Klarheit, zählt alle bisherigen Übeltaten des Feindes auf und fordert den Kaiser auf, Saragossa zu belagern. Ganelon dagegen tritt für Annahme der Friedensvorschläge ein und erklärt es für Unrecht und vermessenen Stolz, sie abzuweisen und den Krieg weiter fortzusetzen. Der Herzog Naymes tritt ihm bei, und ihm folgen die übrigen.

Nun stellt der Kaiser die Frage, wer als Gesandter zu Marsilie gehen soll. Roland und Olivier melden sich, werden aber abgewiesen. Auch Turpin, dem Erzbischof von Reims, wird „Handschuh und Stab" geweigert. Da schlägt Roland seinen Schwiegervater Ganelon vor, und der Vorschlag findet allgemeinen Beifall. Nur Ganelon wallt in Angst und jähem Zorn darüber auf, stößt grimme Drohung gegen Roland aus und übernimmt nur widerwillig die in seinen Augen gefährliche Sendung.

Schon unterwegs fädelt Ganelon die verräterischen Pläne ein, durch die er sich an Roland rächen will. Im Zwiegespräch mit Blancandrin stellt er diesem Roland als den eigentlichen Störenfried der Welt, den bösen Genius Karls dar. Karl wäre schon lange des Kampfes satt, aber der Übermut und Ehrgeiz Rolands will ihm alle Kronen der Erde zu Füßen legen. Nur Rolands Tod könnte der Welt den Frieden wiederbringen.

Bei Marsilie angelangt, tritt Ganelon anfänglich ganz im Sinne des Kaisers auf. Er fordert Unterwerfung und Annahme des Christentums; dann soll der König das halbe Spanien zu Lehen erhalten; wenn er sich dazu nicht versteht, soll er schmachvoll sterben. Marsilie braust auf und greift zu seinem Wurfspieß. Ganelon zieht sein Schwert zwei Finger breit aus der Scheide. Die Sarazenen legen sich ins Mittel, besonders der Kalif, des Königs Onkel. Der Brief des Kaisers, den Ganelon nun überreicht, erregt von neuem den Zorn und die Wut Marsilies. Karl verlangt nichts weniger als die Auslieferung des Kalifen. Der Sohn des Königs will diese Schmach sofort an dem Gesandten rächen. Ganelon zückt sein Schwert und stellt sich an den Stamm einer Fichte.

Plötzlich aber ändert sich die Szene. Der König hat sich beruhigt. Er lustwandelt mit seinem Sohn im Garten. Er läßt durch Blancandrin

Ganelon zu sich rufen, leistet ihm Abbitte, schenkt ihm einen Zobelpelz und trägt ihm seine Freundschaft an. Ganelon ergreift bereitwilligst die Gelegenheit, seinen Verrat weiter zu spinnen. Er stellt auch dem König Roland als den einzigen zu fürchtenden Gegner dar, der unschädlich gemacht werden muß. Umsonst wird der König alle seine Kriegsmacht aufbieten, solange Karl und Roland vereinigt sind. Der König soll darum dem Kaiser reiche Geschenke und zwanzig vornehme Geiseln senden. Das wird die Augen der Franzosen blenden. Karl wird nach Frankreich zurückkehren, Roland und Olivier mit der Nachhut in Spanien zurücklassen. Dann wird man mit Erfolg Roland in den Engpässen der Pyrenäen angreifen können. Eine Armee von hunderttausend Mann wird zwar beim ersten Ansturm vielleicht noch nicht zum Siege gelangen; aber einem zweiten Kampf wird Karls Nachhut nicht mehr gewachsen sein.

Dieser Plan wird feierlich beschworen, von Ganelon auf die Reliquien seines Schwertes, von Marsilie auf den Koran. Reich beschenkt kehrt der Verräter zu Karl zurück, der hocherfreut dem trügerischen Versprechen Glauben schenkt, dem Krieg ein Ende macht und schon für den folgenden Tag die Heimkehr nach Frankreich anordnet. Trotz eines warnenden Traumes übergibt er Roland die Führung der Nachhut; er bietet ihm zwar dabei das halbe Heer an, aber Roland nimmt nur zwanzigtausend Mann.

Mit Roland bleiben sein treuer Olivier, Gérer, Béranger, der alte Anséis, Gérard von Roussilon, der Herzog Gaifir, auch der Erzbischof Turpin.

Die Vorhut setzt sich in Bewegung. O die hohen Bergspitzen! die dunklen Täler! die schwarzen Felsen! die tiefen Schluchten! Düstere Traurigkeit befällt auf diesen Pfaden die Franzosen; der dumpfe Schall ihrer Schritte tönt fünfzehn Meilen weit.

Wie sie dem Heimatlande nahen, im Anblick des Landes der Gascogne, erinnern sie sich ihrer Lehen, ihrer Güter, ihrer zarten Kinder, ihrer edeln Gattinnen. Die Augen netzen sich mit Tränen, diejenigen Karls mehr als jene der andern; Karls Herz ist schwer bedrückt: in den Bergen Spaniens hat er seinen Neffen zurückgelassen.

Die schlimmen Ahnungen und Befürchtungen des Kaisers verwirklichen sich bald. In drei Tagen hat König Marsilie ein Heer von vierhunderttausend Mann auf die Beine gebracht. Sie ziehen im Eilmarsch in die Pyrenäen. Sie erreichen die Nachhut von Karls Heer noch mitten in den Engpässen und lagern sich über Nacht in einem Tannenwald, um am folgenden Morgen über sie herzufallen. Gott, welch ein Schmerz! die Franzosen wissen nichts davon.

Erst am Morgen verkündigt der Schall von tausend Kriegstrompeten die Nähe des Feindes. Olivier klimmt auf eine große Tanne und erblickt die dicht gedrängten Scharen der Sarazenen. Er mahnt Roland, das Horn

Olifant zu blasen und so den Kaiser zu Hilfe zurückzurufen; doch Roland hält das für eine Feigheit. Mit dem Schwerte Durandal glaubt er die Heiden auch ohne Hilfe zurückwerfen zu können. Vergeblich erinnert Olivier an die unzählige Übermacht der Feinde.

„Darob wächst nur mein Mut!“ erwiderte Roland. „Gott wird's nicht dulden und seine Engel ebensowenig, daß durch mich unser Frankreich seinen Ruf verliere. Herr und Waffenbruder! lieber Freund! führt nur nicht solche Rede! Wir halten stand; uns gelten die Hiebe; der Kaiser will es. Unter den Kriegern, die er uns vertraut, gibt es keinen Feigling; er weiß es. Unser Kaiser liebt uns, weil wir tapfer dreinschlagen. Hau drum ein mit deiner Lanze und ich mit Durandal, meinem guten Schwerte, das Karl mir gegeben! Wenn ich sterbe, so kann, der es kriegt, sagen: ‚Das war das Schwert eines Tapfern.‘“

In diesem Augenblick spornt der Erzbischof Turpin sein Pferd, setzt auf einen Felsenvorsprung und ruft die Franzosen zu sich: „Herren und Barone! Unser Kaiser hat uns hier zurückgelassen, für ihn müssen wir wohl sterben. Gedenket, daß ihr Christen seid. Der Kampf naht; ihr seht's, die Sarazenen sind da. Ruft euch eure Sünden ins Gedächtnis, ruft Gott um Gnade an; ich werde euch lossprechen zur Heilung eurer Seelen. Wenn ihr sterbt, so werdet ihr alle Märtyrer sein und einen guten Platz in des Paradieses Höhen erhalten.“ Die Franzosen steigen vom Pferde, knien zur Erde nieder, und der Erzbischof segnet sie im Namen Gottes. Zur Buße befiehlt er ihnen, gut dreinzuschlagen.

Losgesprochen von ihren Sünden, stehen die Franzosen wieder auf und steigen zu Pferde.

Roland ist schön zu schauen in seiner strahlenden Rüstung, auf Vaillantif, seinem guten Renner. An der Lanze, die er in der Faust trägt, die Spitze zum Himmel gerichtet, flattert ein weißes Banner; er reitet vor, der Tapfere, mit klarer und froher Stirn.

Jetzt beginnt der Kampf, der sich bald zum mörderischen Blutbad gestaltet. Unter dem Schlachtruf „Montjoie!“ verrichten die Franzosen Wunder der Tapferkeit; doch ihre Reihen lichten sich; viele der Tapfersten sinken im Kampfe mit der Übermacht, erst Angelier von Bordeaux, dann Anséis, Gérin, Gérer, Béranger, Austore, Guy von Saint-Antoine. Nunmehr will Roland zu seinem Horn greifen, aber Olivier erklärt sich dagegen. Sie geraten in Wortwechsel darüber. Erzbischof Turpin vermittelt indes. Auch er meint, daß es jetzt zu spät sei, aber daß es doch gut sei, wenn der Kaiser zurückkehre, um wenigstens die Leichen seiner Treuen gegen Entehrung zu schirmen.

So bläst nun Roland sein Horn. Auf dreißig Meilen hallt das Echo den Klang wieder. Der Kaiser hört ihn, das ganze Heer auch. Ganelon

sucht den Eindruck abzulenken. Wie aber der Klang immer von neuem ertönt, entschließt sich Karl zur Umkehr. Ganelon wird festgenommen und den Küchenjungen überlassen, die ihm Haar und Bart zerraufen.

Die Hilfe kommt indes zu spät. Zwar stürmt Roland von neuem und immer wieder von neuem ins dichteste Kampfgewühl. Die Ungläubigen fliehen vor ihm wie ein zitternder Hirsch vor der Meute. Selbst König Marsilie sucht sein Heil in der Flucht. Doch sein Ohm Marganice mit den schwarzen Äthiopiern behauptet das Feld, schleicht hinter Olivier und durchbohrt ihm rücklings die Brust. Tödlich verwundet, ruft Olivier Roland zu sich. Sein Auge ist gebrochen. Mit letzter Kraft holt er noch einmal zu einem Schwertstreich gegen die Feinde aus, trifft aber Rolands Helm und spaltet ihn, ohne jedoch des Freundes Haupt zu verletzen. Erst an seiner Stimme erkennt er denselben und bittet um Verzeihung. Verzeihend sinkt der Freund an die Brust des für immer scheidenden Freundes.

Von all den Helden ist nur Gautier noch übrig und der Erzbischof. Sie rufen Roland zu sich. Doch auch Gautier fällt. Das Pferd des Erzbischofs sinkt tödlich getroffen zusammen, Turpin selbst blutet aus schweren Wunden. Des Kaisers eingedenk, stößt Roland noch einmal in sein Horn, aber er bringt nur einen schwachen, klagenden Ton hervor. Doch vernahm ihn der Kaiser in der Ferne und ließ alle Kriegstrompeten blasen. Da weichen die Feinde zurück, überschütten Roland noch mit einem Hagel von Wurfgeschossen, töten ihm das Pferd unter dem Leibe, wagen sich aber nicht an ihn selbst, sondern überlassen ihn fliehend seinem Schicksal. Tödlich verwundet, bleiben Roland und Turpin die Herren des Schlachtfeldes.

Nun gedenkt Roland der getöteten Freunde. Sie sollen im Tode nicht des Gebetes missen. Von Berg und Tal holt er ihre Leichen zusammen und legt sie vor den Erzbischof: den Herzog Sancho und den greisen Anséis und Gérard und Béranger. Wie er aber an Olivier kommt, da verläßt ihn seine Kraft; er bricht ohnmächtig zusammen. Da erfaßt den Erzbischof tödlicher Schmerz. Er ergreift das Horn Olifant und versucht sich in das Tal zu schleppen, wo ein Bächlein fließt. Aber er bricht nun selbst zusammen, während Roland wieder erwacht und betend von dem sterbenden Waffengenossen Abschied nimmt. Ein Sarazene, der sich tot gestellt, erspäht ihn jetzt und will ihm sein Schwert Durandal entreißen; doch Roland hat etwas gemerkt und öffnet die Augen. „Du bist nicht von den Unsern, scheint mir“, so spricht er und zerschmettert ihm mit dem Horn Olifant Helm und Schädel. Den letzten Kummer macht ihm sein wackeres Schwert Durandal, das er auf Gottes Anordnung von Karl erhalten und mit dem er die Bretagne und die Normandie, Maine und Poitou, Aquitanien und die Romagna, Flandern, Bayern, Deutschland, Polen, Konstantinopel, Sachsen, Island, England erobert hatte. Es soll in keines Heiden, keines Feiglings Hand kommen.

Er versucht es an dem Felsen zu zerschlagen; doch alle seine Anstrengungen sind umsonst.

Jetzt überrascht ihn der Tod und faßt ihn am Herzen. Auf dem grünen Rasen streckt er sich aus und legt sein Schwert und sein liebes Horn Olifant unter sich; dann wendet er sein Antlitz gegen das Sarazenenvolk, damit Karl und die Seinen, wenn sie ihn finden, sagen, daß er als Sieger gestorben; er schlägt an seine Brust und fleht Gott um Erbarmen an. An viele Dinge kam ihm da Erinnerung, an so viele schöne Kämpfe, an sein süßes Heimatland, an die Leute seiner Verwandtschaft, an Karl, seinen Lehnsherrn, der ihn aufzog! Und auch zu ihm selbst kehrte sein Gedanke zurück: „Mein Gott, unser wahrer Vater, der du niemals trügst, der du Lazarus aus dem Grabe rettetest und Daniel vor den Zähnen der Löwen, rette meine Seele, entziehe sie der Gefahr der Sünden, die ich in meinem Leben begangen!“ Indem er dies sprach, lehnte er das Haupt über den Arm und reichte Gott mit seiner Rechten den Handschuh. St Gabriel nahm ihn auf. Dann sandte Gott seinen Cherub und St Michael in der Not. Durch sie und Gabriel wurde die Seele des Grafen ins Paradies getragen.

Als Karl mit seinem Heer auf der Walstatt eintrifft, finden sie nur Leichen. In der allgemeinen Wehklage mahnt der Herzog Naymes zur Verfolgung der Feinde. Schon sinkt die Sonne und droht eine weitere Verfolgung unmöglich zu machen: da erneuert sich das Wunder Josues, die Sonne bleibt am Firmament, bis Karl und die Seinen auf Geheiß eines Engels das feindliche Heer eingeholt, besiegt und vernichtet haben. Marsilie hat unterdessen Saragossa erreicht. An weiterem Kampf verzweifelnd, unterwirft er sich als Lehnsmann dem Emir Baligant von Babylon und fleht ihn um Hilfe an[1]. Dieser kommt im Mai mit einer ungeheuern Flotte von Alexandrien aus nach Spanien. Karl hält unterdessen eine ergreifende Totenklage in Ronceval. Die Gefallenen werden bestattet, Rolands, Oliviers und Turpins Überreste gesammelt, um nach Frankreich geführt zu werden. Bevor man aber aufbrechen kann, erscheint das neue Heer der Sarazenen. In einer gewaltigen Schlacht wird es geschlagen, Saragossa wird genommen, der König Marsilie stirbt in Verzweiflung.

Nunmehr kehrt der Kaiser nach Aachen zurück. In seinem Palast angekommen, trifft er Alda, Rolands Verlobte. Sie fragt nach ihm. Der Kaiser bricht in Tränen aus; er bietet ihr seinen Sohn Ludwig zum

[1] Die Baligant-Episode (Vers 2570—2844; 2974—3685) ist augenscheinlich erst von einem späteren Bearbeiter eingeschoben und nicht ungeschickt damit verbunden. Die Kampfesbegeisterung ist dieselbe, aber die Zeichnung weniger scharf und treffend. — Im Pseudoturpin ist Baligant der Bruder Marsilies.

Gemahl an. Aber sie kann die furchtbare Nachricht nicht ertragen: Tot fällt sie zu Karls Füßen nieder.

Ganelon wird zur Rechenschaft gezogen. Er behauptet, sich nur gerächt, aber keinen Verrat begangen zu haben. Die Pairs neigen zu seiner Begnadigung. Nur Thierry, Bruder des Gottfried von Anjou, nennt ihn einen Meineidigen und Verräter und bietet sich an, mit dem Schwert für seine Anklage einzustehen. Ganelons Freund Pinabel stellt sich zum Zweikampf und wird besiegt. Das gilt als Gottesurteil. Ganelon erleidet nun die Strafe des Verräters und wird gevierteilt. Die gefangene Königin Bremimonde von Saragossa bekehrt sich und wird als Juliane getauft. In der Nacht erscheint der Engel Gabriel dem Kaiser, um ihn zur Befreiung einer belagerten Stadt aufzurufen. Der Kaiser ruft: „Welch eine Mühsal ist mein Leben!" So schließt das Lied.

Die Sprache ist schlicht, knapp, fast von kindlicher Einfachheit, noch nicht ausgebildet, ohne künstliche Wortbildungen und Wortgefüge. Bilder und Metaphern sind selten; von Gleichnissen kommt nur ein einziges vor. Selbst die schmückenden Beiwörter und Appositionen haben meist kein besonders poetisches Gepräge. Auch die zehnsilbigen Verse sind von einfachstem Bau: nur am Versschluß und in der Zäsur heischen sie eine betonte Silbe. Eine beliebige Anzahl ist durch Assonanz zur Strophe (Laisse) verbunden. Dennoch wird mit diesen einfachen Mitteln eine gewaltige Wirkung erzielt. Es ist, als wären diese Verse selbst mit dem Degenknauf eines jener tapfern Recken geschrieben. Die Sache tritt in voller Unmittelbarkeit klar und kraftvoll vor unser Auge. Ein paar Worte geben schon eine lebensvolle Charakteristik, jeder Vers malt eine neue Situation oder eine neue Tat. Und so reiht sich Zug um Zug zum packendsten Gemälde. In wenigen Strichen sind Landschaft und Personen umrissen; die knappen Reden der Handelnden wirken mit blitzartiger Kraft.

„Der Stoff, nicht der Dichter spricht. Er hat tiefe Eindrücke in sich aufgenommen von der Landschaft, von der Nacht, von der scheidenden Sonne, von der grollenden Gewitterwolke, der erbebenden Erde."[1] Er reflektiert nicht, schildert nicht; aber er schaut mit hellem, frischem Auge, fühlt mit vollem, warmem Herzen.

„Daher die Lebendigkeit und Anschaulichkeit seiner Darstellung, welche bald begeisternd, bald rührend und erschütternd wirkt, daher seine Fähigkeit, das Vor- und Nacheinander der Dinge klar auseinanderzuhalten, die Motive nach ihrer Bedeutung abzustufen und so unser Interesse rege zu erhalten und zu steigern. Sein

[1] Gröber, Grundriß II 1, 464. — Ungünstiger urteilt G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, 18: „La vie manque partout, les lignes sont hautes, étroites et sèches; les mouvemens sont raides, l'inspiration uniforme." Vgl. J. L. Klein, Geschichte des Dramas XII, Leipzig 1876, 263—266.

Gesichtskreis ist freilich beschränkt, sein ästhetischer wie sein ethischer Sinn einseitig gebildet; Situationen, die sich gleichen, durch Kunst der Darstellung zu differenzieren, hat er noch nicht gelernt; nur wo die Handlung einen Gipfelpunkt erreicht, erhebt auch der Dichter sich zu echter Größe. Es ist die Dichtung eines hoch begabten, aber noch wenig entwickelten Volkes, dessen Geist von wenigen großen Ideen ganz erfüllt wird, und das für diese Ideen in jugendlichem Feuer erglüht. Aus dem Geiste, der das Rolandslied geschaffen, gingen die Kreuzzüge hervor." [1]

Am ergreifendsten spiegelt sich dieser Geist beim Tode Rolands.

„Wie ein altdeutscher Held gedenkt Roland im Sterben seiner Siege, seines Lehnsherrn, seiner Sippe; keine zarte Empfindung für die zurückgelassene Geliebte — für Alda, die seinen Fall nicht überleben wird — mischt sich ein. Aber er gedenkt auch seines ewigen Heiles und bekennt seine Sünden, er stirbt als Vasall, als Streiter Gottes, der seine Seele zu sich nimmt. Das christliche Element hat mit dem deutschen Heldentum jene innige Verbindung eingegangen, welche für das französische Epos wie für die französische Nation jener Zeit charakteristisch ist." [2]

Stellenweise bricht noch die ungezügelte, reckenhafte Kampflust einer älteren Zeit durch. Nicht anders schlagen diese Helden drein als der grimme Hagen und der gewaltige Siegfried. Schilde fliegen in Stücke, Panzerhemden in Fetzen. Mann und Rüstung werden zermalmt und in Trümmer gehauen. Mit einem Lanzenstummel schlägt Olivier einem Heiden noch beide Augen und Gehirn aus dem Schädel und sendet ihm noch hundert andere Feinde in den Tod nach. Die Helden waten im Blut, und es ist ihnen wohl dabei. „O wer hätte das sehen können, wie Roland einen Toten auf den andern warf, wie das Blut ganz lauter auf dem Platze floß. Bluttriefend hat er Panzerhand und Arm, bluttriefend steht sein gutes Pferd, an Hals und Schultern rot."

Für die Feinde gibt es keine Achtung, kein Mitleid, keine Schonung. Als Elende gelten sie, als Treubrüchige, Verräter, käufliche Seelen, Fresser. Nur ihrer Tapferkeit wird Rücksicht gezollt. Sind sie besiegt, so gibt es für sie keine Wahl, als sich taufen zu lassen oder zu sterben.

Auch gegeneinander brausen diese Kraftmenschen in urwüchsiger Leidenschaftlichkeit auf. Turpin hat Mühe, die hadernden Freunde Roland und Olivier zu versöhnen. Selbst Kaiser Karl bricht in ungestümen Zorn, maßlose Klagen, wilden Schmerz aus; er fordert die Seinen zur Rache auf nach allem Vermögen, nach voller Herzenslust. Die Feinde haben von vornherein unrecht, nur die Christen recht. Dem Rechte muß nach ihrer Anschauung Gott selbst durch den Erfolg recht geben. Des Schwertes Kraft muß seinen Willen erproben.

---

[1] B. ten Brink, Geschichte der englischen Literatur I, Berlin 1877, 156. — G. Kurth (Histoire des Mérovingiens 479) stellt das „Rolandslied", mit Rücksicht auf andere Züge, mit dem „Nibelungenlied" zusammen.

[2] Ebd. I 154.

Diesem rauhen, kriegerischen Geist gesellen sich aber auch milde, versöhnende Züge bei: innige Liebe zum Heimatland, unbesiegliche Treue gegen den königlichen Herrn, herzliche Freundschaft, opfermütige Anhänglichkeit an Stamm und Sippe, kindliche Frömmigkeit im Leben wie im Tod, ein Heldengeist, der für wahre Ehre jedes Opfer zu bringen bereit ist.

„Das ist die Grundanschauung des ganzen christlichen Rittertums. Ehre über alles, selbst über das Leben, nur nicht über Gehorsam wider Gott und Vernunft. Tugend und Seelenheil mehr als das Leben. Der Glaube aber, ohne den Rechtschaffenheit nicht ausreicht, der Glaube, dieses teure Kleinod, in dem jedwede Tugend wurzelt, der Glaube über alles. Den Glauben bekennen, den Glauben verteidigen, den Glauben verbreiten, nach dem Glauben leben, um des Glaubens willen alles opfern, für den Glauben sterben, das ist das Höchste, was der christliche Ritter kennt, das die Flamme, an der er seine Begeisterung entzündet, das jene geheime Kraft, die ihm eine so bewundernswürdige Schwungkraft verleiht.“ [1]

Diesen religiösen Geist des Rittertums in seiner ersten kraftvollen Entwicklung hat keine andere Dichtung in so markiger, urwüchsiger Form zur Darstellung gebracht wie das Rolandslied [2]. Auch die Ecken und Kanten, die Härten und Schärfen gehören mit zum Ganzen. Wie in der Ilias, hat sich hier der Geist eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit in seiner vollen Ursprünglichkeit geoffenbart; daher der Vergleich, obwohl oft zurückgewiesen, doch immer wieder aufgetaucht ist. Die Vorwürfe, die man über „Mangel an Einheit“, „Schwäche der Charakteristik“ und „Eintönigkeit“ gegen die Dichtung erhoben hat, legen einen kunstrichterlichen Maßstab an, der nicht in ihre Zeit paßt, und den man an ein solches Naturprodukt der Volksphantasie nicht anlegen darf; sie rühren zum Teil auch daher, daß die Kritiker dem eigentlichen Geist der Dichtung kühl und ablehnend gegenüberstehen. Der lebendige Widerhall, den sie durch die Jahrhunderte gefunden, spricht für ihren inneren Wert. Es sind viele Versuche gemacht worden, sie künstlerisch mehr abzurunden; doch keiner hat ihre kraftvolle Eigenart und Schönheit erreicht.

---

[1] A. M. Weiß O. Pr., Die Entwicklung des christlichen Rittertums, Studien über die Rolandssage, im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft I, Münster 1880, 129. Vgl. ebd. I 109—140.

[2] The Song of Roland, translated into English verse by John O. Hagan, London 1880. — Vgl. The Song of Roland (The Month III [1880] 515—527).

Drittes Kapitel.

Die Chansons de Geste. Die Königsgeste.

Das Rolandslied berührt nur einen winzigen Bruchteil des epischen Stoffes, welcher sich in der Geschichte der Franken und Franzosen vom Ende des 5. Jahrhunderts an aufgespeichert hatte. Schon in dem Kampf gegen die Araber, welche von Spanien aus die Christenheit bedrohten, nimmt das Ereignis von Ronceval bloß eine minimale Stelle ein. Viel wichtigere Schlachten wurden vor- und nachher geschlagen. Aber nicht nur gegen Araber wurde gekämpft, auch gegen Langobarden, Sachsen, Thüringer, Alemannen, Dänen, Normannen, bis endlich der Orient zum Schlachtfeld, die heilige Stadt Jerusalem zum Kampfpreis der christlichen Waffen wurde, die Kreuzzüge sich zwei Jahrhunderte lang zum Mittelpunkt der europäischen Geschichte gestalteten.

Auch der große religiöse Weltkampf der mittelalterlichen Christenheit gegen die Ungläubigen, in welchem das Rittertum sich zur führenden Institution emporschwang, erschöpfte die gesta Francorum oder die gesta Dei per Francos lange nicht. Auch gegen christliche Nationen wurde zum Schwert gegriffen. Schreckliche Bruderkriege zerfleischten das Reich der Merowinger und Karolinger. Mächtige Vasallen erhoben sich gegen Kaiser und Könige. Provinzen und Landschaften machten sich Besitz und Herrschaft streitig. Die großen Herren und Barone fochten unter sich. Unter schwächeren Königen herrschte ein solcher Krieg aller gegen alle, daß die Kirche nur mit größter Mühe den sog. Gottesfrieden (die treuga Dei) durchsetzen konnte, d. h. die Bestimmung, daß wenigstens an den Feiertagen und an bestimmten Wochentagen die Waffen ruhen sollten. Das in riesigen Mauern aufragende Felsenschloß mit seinen gewaltigen Türmen, Wällen, Basteien und Gräben, Zinnen und Schießscharten, Zugbrücken und Burgverließen gab dieser Zeit ihr architektonisches Gepräge. Selbst die Türme und Galerien der alten romanischen Kirchen waren noch als Befestigungen gedacht. Außer der friedlichen Kunst, die in Stiftern und Klöstern blühte, trug alle weltliche Pracht, Kleidung und Wohnung, Luxus und Kleinkunst, einen vorwiegend kriegerischen Charakter. Die Welt gehörte dem Tapfern, den streitbaren Herren und Baronen, die sich den größten Heldenruhm und den weitesten Besitz erkämpft, die besten Streitscharen um sich versammelt, den Königen die zahlreichste Hilfsmannschaft oder den nachdrücklichsten Widerstand bieten konnten. Für Wissenschaft und eigentliche Literatur hatte diese streitbare höhere Gesellschaft wenig übrig. Das überließ der Ritter dem Mönch. Doch die eigenen Großtaten, die Taten seiner Vorfahren, seiner Könige und seines Volkes sollten

nicht der Vergessenheit anheimfallen. An ihrem Ruhm wollte er sich sonnen und zu neuen Heldentaten begeistern. Das kriegerische Epos war für ihn die naturgemäßeste geistige Unterhaltung. Es bot ihm das, was ihn an der wirklichen Geschichte allein fesselte, die Waffentaten, von poetischem Geiste verklärt, von seinen wenigen Lieblingsideen durchdrungen.

So sind von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zur Mitte des 14. zahllose kleinere und größere Epopöen entstanden, welche mehr oder weniger mit der Nationalgeschichte Frankreichs in Verbindung stehen und sie in sagenhafter Beleuchtung widerspiegeln. Der Stoff zu einem großen Nationalepos hat sich darin gleichsam in hundert kleine Partikeln zersplittert, aus dem, verschieden abgestuft, der Geist des Ganzen noch herausblickt. Alle diese Dichtungen tragen den gemeinsamen bezeichnenden Namen „Geste“, d. h. Gesta oder „Taten“[1]. Er wurde ursprünglich im Sinne von wirklich geschichtlichen „Taten“ genommen, ging aber allmählich auf alle epischen Gesänge über, und als diese durch willkürliche Übertreibung und Fiktion zum Scherze wurden, erhielt schließlich bei den Engländern das Wort die Bedeutung von „Scherz“, „Spaß“ einfachhin.

Die meisten Verfasser sind nicht bekannt, auch von den genannten ist nur wenig überliefert. Es kann indes kein Zweifel sein, daß manch tapfere Haudegen darunter waren, die das ritterliche Leben aus eigener Erfahrung kannten, auch solche, denen die Klosterschule zu eng geworden und die mit einem Anflug von höherer Bildung sich in die Abenteuer der kriegerischen Laufbahn gestürzt hatten. Man darf sich überhaupt das ritterliche Leben von der höheren Bildung, welche durch die Geistlichen (clercs) repräsentiert wurde, nicht durch unübersteigliche Schranken getrennt denken. Nicht nur an den Fürstenhöfen kamen Geistliche und Weltliche in lebendigen Kontakt, sondern auch auf Burgen und in den Klöstern. Die Hauptträger der epischen Dichtung waren allerdings weder die Mönche noch die Ritter, sondern die fahrenden Sänger oder Spielleute, welche mit ihrer Fiedel (vielle) oder Laute (cifoine, d. h.

---

[1] Charles d'Héricault, Essai sur l'origine de l'épopée française, Paris 1859. — G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1866. — L. Gautier, Les épopées françaises, Paris 1878—1894. — P. Meyer, Recherches sur l'épopée française, Paris 1867. — Nyrop, Old franske Heldedigtning, Kjøbenhavn 1883, italienisch übersetzt von E. Gorra, Torino 1886. — P. Rajna, Le origini dell' epopea francese, Firenze 1884. — G. Kurth, Histoire poétique des Mérovingiens, Paris-Bruxelles 1893. — L. Gautier, L'épopée nationale, bei Petit de Julleville, Hist. de la litt. I 49—170. — Gröber, Grundriß II 447—458 461—469 535—578 791—809. — Th. Gräße, Der Carolingische Sagenkreis oder der fränkisch-christliche Sagencyklus (Lehrbuch einer allgem. Literärgeschichte II. Bd, 3. Abt., 1. Hälfte, Dresden und Leipzig 1842, 262—396). — L. Uhland, Zur französischen Sagengeschichte (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1868, VII 624—666).

Symphonie) von Schloß zu Schloß wanderten, die Ritter auf ihren Kriegszügen begleiteten und an Festlichkeiten die Höfe besuchten.

Mit Rücksicht auf den bloß mündlichen Vortrag wird der Spielmann „Erzähler" und „Fabulist" (conteor und fableor) genannt, als Lustig- und Spaßmacher jogleor (ioculator), als Musikant im Hofdienst menestrel (ministerialis). Nach dem provençalischen trobador erhielt der eigentliche Dichter den Namen troveor, während der Name maistre (magister) den mit höherer Bildung ausgestatteten Sänger bezeichnete.

Über das Alter der verschiedenen Versarten sind die Forscher noch nicht ganz einig. Dieselben schließen sich an die Rhythmen des späten Vulgärlateins an. Sehr alt ist jedenfalls der Zehnsilber, in welchem das Rolandslied abgefaßt ist und welcher am häufigsten, in etwa 50 Epopöen wiederkehrt. Aus diesem Zehnsilber hat sich, nach Rajna, der französische Alexandriner entwickelt, in welchem etwa 40 Chansons gedichtet sind. Erst in der Zeit der höfischen Dichtung gewann der Achtsilber die Oberhand, der, obwohl für die epische Breite etwas kurz, doch leicht ins Ohr fiel, und wie einst der Hexameter der Alten, fast für alle Dichtungsarten angewandt wurde.

Abwechslung im Reim kennen die älteren Dichtungen nicht. Die Strophe entsteht nur durch Bindung mehrerer Verse durch einen Vokalreim (Assonanz). Eine solche Versgruppe heißt laisse. Die geringste Verszahl einer solchen Laisse ist drei. In den „Lothringern" dehnt sich eine solche monorime Laisse mit dem Assonanzvokal i auf 546 Verse aus, im „Huon von Bordeaux" sind sogar 1140 Zehnsilber durch die Assonanz é verbunden. Im Rolandslied wechselt die Laisse zwischen 5 bis 35 Versen.

Eintönig wie die Versifikation war auch der Vortrag. Eine Melodie, die einen oder zwei Verse umfaßte, zog sich durch das ganze Gedicht; nur der Schluß einer Strophe wurde durch einen besondern Tonfall kenntlich gemacht. Noten zu den einzelnen Dichtungen sind aber nicht erhalten; die Melodien wurden nur mündlich vererbt. Nur die Noten der versifizierten Stücke in „Aucassin und Nicolette" geben einigermaßen eine Vorstellung, wie die Chansons für das Ohr gelautet haben mögen.



In der Entwicklung der Chansons de Geste unterscheidet Gaston Paris vier Perioden[1]. Aus der ersten, welche bis zum Ende des 10. Jahrhunderts reicht, sind uns keine Proben erhalten. Aus der zweiten, welche ungefähr das 11. Jahrhundert umfaßt, haben wir noch das „Rolandslied", „Die Pilgerfahrt Karls d. Gr." und „König Ludwig", doch auch diese nicht ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern mit manchen Abänderungen, in Handschriften, die um 100 oder 200 Jahre jünger sind. In der dritten Periode, die mit dem 12. Jahrhundert zusammenfällt, halten sich die Spielleute noch an die alten epischen Stoffe, entfernen sich aber langsam immer mehr davon, teils durch freiere Behandlung, teils durch willkürliche Zusätze und Verbindungen, endlich durch völlig freie Fiktionen. In der vierten Periode endlich (vom Anfang des 13. bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts) werden die

[1] G. Paris, La littérature française au moyen-âge 39 40.

älteren Gedichte noch willkürlicher umgemodelt und gestalten sich zur eigentlich cyklischen Dichtung, indem die einzelnen Helden durch künstliche Genealogien verbunden, die Abenteuer von einem Kreis in den andern übertragen und die einzelnen Kreise phantastisch ins Unabsehbare erweitert werden.

Gröber[1] dehnt die erste Periode bis etwa 1050 aus, die zweite bis 1150, die dritte bis 1240, die vierte bis 1360.

Nach dieser Zeit werden keine neuen Gestes mehr abgefaßt. Die alten werden wohl noch eine Weile weiter gesungen, dann begnügt man sich damit, sie noch abzuschreiben. Schon von der Mitte des 14. Jahrhunderts an verliert indes auch das seinen Reiz. Die Chansons werden in Prosa-Romane umgearbeitet und erfreuen sich als „Ritterromane" hoher Gunst bis in die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Noch Cervantes fand sie als Lieblinge des Lesepublikums vor. Erst nach ihm sind sie aus den höheren Gesellschaftsschichten in die niedere Volksliteratur herabgestiegen.

Was die einzelnen Perioden scheidet, sind nicht so sehr technische Verschiedenheiten in Bezug auf Verslänge, Vers- und Strophenbau, Assonanz und Reim als vielmehr die inneren Wandlungen, welche das Rittertum durchmachte und welche sich von selbst auch in der ritterlichen Dichtung ausprägten. Rauhe kriegerische Kraft, hoher Ernst, schlichte und tiefe Religiosität, begeisterte Heimatsliebe leuchten noch in den Dichtungen der zweiten Periode als Erbschaft der ersten nach. Die Begeisterung für die große Sache läßt alle individuellen Elemente zurücktreten. Die Helden stehen als Dienstleute unter dem Scepter des großen Königs, der die Sache des Christentums und der Heimat zugleich vertritt. Doch schon in dieser zweiten Periode bildet sich die Ritterschaft zum höfischen Adel aus. Feinere Gesittung schleift die alten rauhen Formen ab. Die alten Kampfesüberlieferungen treten in immer weitere Ferne zurück; ihr geschichtlicher Ernst verliert seine Bedeutung. Wert und Ruhm des einzelnen, Frauenliebe und Abenteuer aller Art treten in den Vordergrund des Interesses. Die alten Stoffe werden in diesem Sinn umgestaltet und dienen mehr und mehr der bloßen Unterhaltung. In der dritten Periode entwickelt sich dann die ritterliche Courtoisie zu ihrem vollen Glanze. Heldenruhm und Beutelust verdrängen die Motive der früheren kindlichen Frömmigkeit. Die kriegerische Kampflust tritt in den Dienst der Minne und wird vielfach zum bloßen Spiel. In der vierten Periode endlich verliert und verwischt sich das nationale Element völlig unter fremden und rein erfundenen Elementen.

Etwa 80 Chansons de Geste, manche von 2000 bis 3000, andere von 5000 und 6000, einige bis zu 13 000 und 17 000 Versen zählend, sind durch die Forschung wieder aus den Bibliotheken und Archiven ausgegraben, teilweise neu herausgegeben worden. Von etwa 40 andern sind wenigstens Bruchstücke oder Bearbeitungen in andern Sprachen vorhanden. Zusammengestellt machten sie schon eine Art von Mahâbhârata aus; dennoch war ihre

[1] Grundriß II 435.

Zahl unzweifelhaft noch viel größer. Um sich in ihrem bunten Gewirr zurechtzufinden, machte sich schon im Mittelalter das Bedürfnis geltend, sie einigermaßen zu gruppieren[1]. Bertrand de Bar-sur-Aube, selbst ein Verfasser solcher Epopöen, erklärte am Beginn des 13. Jahrhunderts, daß es eigentlich nur drei Gestes gebe: „N'ot que trois gestes en France la garnie.“ Und im Doon de Mayence heißt es: „Il n'eut que trois gestes u reaume de France.“ Diese drei Gesten heißen: die Königsgeste, die Geste Garin de Montglane und die Geste Doon de Mayence. Zahlreiche Gesten lassen sich indes in diese Gruppierung nicht einordnen und auch innerhalb der drei Gruppen bedarf es noch weiterer Teilung, wenn man eine gewisse Übersicht gewinnen will. Von den verschiedenen Versuchen, welche in dieser Hinsicht gemacht wurden, scheint uns derjenige Léon Gautiers den Vorzug zu verdienen. Wir wollen darum seiner Teilung folgen. Er stellt sieben Hauptgruppen auf, von welchen die Königsgeste ihres Umfanges wegen in sechs kleinere Gruppen geteilt ist.

Die Königsgeste. Außer und vor derselben liegt ein vereinzeltes Gedicht, das in seinem Kern noch in die Zeit der Merowinger zurückreicht, obwohl die erhaltene Fassung erst aus dem 12. Jahrhundert stammt. Es führt den Titel Floovent[2], d. h. Chlodowing oder Sohn des Clovis (Chlodowech). Außer diesem Namen ist es hauptsächlich eine Episode, welche auf die Merowingersage hinweist. In den Gesta Dagoberti wird nämlich erzählt, daß Dagobert I. als Jüngling von dem Minister seines Vaters Sadragisil um die Nachfolge auf dem Thron beneidet und verächtlich behandelt, eine Abwesenheit Chlotars benutzt habe, um denselben gründlich zu demütigen und durch Scheren des Bartes für immer als Thronbewerber unmöglich zu machen. Derselbe Zug findet sich, wenn auch in etlichen Einzelheiten verändert, bei Floovent wieder. Die weiteren Schicksale des Helden gehören freilich späterer Sagendichtung an. Mit seinem Waffenfreunde Richier kämpft er gegen den heidnischen König Flore im Elsaß, wird mit zwölf Pairs von den Sarazenen gefangen genommen, aber durch die Tochter des heidnischen Königs, die sich in ihn verliebt, nebst seinem Freunde

[1] La division de nos chants épiques en trois grandes gestes semble pour la première fois signée dans les derniers mots d'une chronique saintongeoise, qui s'arrête au temps de Louis d'Outre-mer, et dont le manuscrit conservé date de la fin du 12e siècle. „Trés gestes ot en France, l'una de Pepin et de l'Angre, et l'autre de Odo de Mainça, et l'autre de Guarin de Monglane; cest conquistrent la cresstienté Notre Seigneur“ (G. Paris, Hist. poét. de Charlemagne 76; Hist. litt. XXVI 151).

[2] Herausgeg. von Michelant und Guessard, 1858. — Bangert, Beiträge zur Geschichte der Floventsage, 1879. — Darmesteter, De Floovante vetustiore gallico poëmate, 1877. — G. Kurth, Histoire poétique des Mérovingiens, Paris 1893, 456—460.

Richier befreit, bringt seinem ebenfalls von den Heiden bedrängten Vater Hilfe und erhält von diesem schließlich Thron und Reich. Das Gedicht ist in 2533 Alexandrinern ausgeführt.

Der Hauptheld und Mittelpunkt der Königsgeste ist Karl d. Gr. Doch haben Sage und Dichtung dabei so sprunghaft und willkürlich als möglich gewaltet, erst mit Vorliebe die Kämpfe in Spanien behandelt, dann ihn nach Konstantinopel wandern lassen, darauf phantastisch seine Kriegszüge nach Italien ausgeführt, endlich noch wunderlicher seine Jugendschicksale mit Anekdoten und Abenteuern umkränzt und genealogisch auch seine Mutter in diesen Arabeskenkranz hineingezogen. Die Chronologie schwebt dabei im lustigsten Wirbel. Das Früheste wurde zuletzt besungen, das Wichtigste meist kaum berührt. Die welthistorische Größe des gewaltigen Herrschers wußten die fahrenden Spielleute nicht zu würdigen. Es ist von ihr nicht viel übrig als die Gestalt des majestätischen Greises mit dem schimmernd weißen Barte, der alle andern Helden überlebt. Auch diese Würde aber gerät in Vergessenheit, wo schließlich seine Jugend und seine Abstammung besungen werden soll und die gewöhnlichsten Fiktionen auf ihn übertragen werden.

Zu den ältesten Karlsdichtungen rechnet man wegen der Altertümlichkeit der Form die „Pilgerfahrt Karls d. Gr. nach Konstantinopel und Jerusalem“[1]. Einige stellen sie sogar dem Rolandslied voran. Sie ist in 870 Alexandriner-Tiraden abgefaßt, wohl das älteste Beispiel dieser Form. Sie muß auf den modernen Leser fast den Eindruck einer Parodie machen, ist aber nichtsdestoweniger sicher ernsthaft gemeint, ein Erzeugnis der naiven Volksphantasie, die selbst die ehrwürdigsten Erinnerungen mit tollem Schnickschnack umwebt. In vollem Prachtornat tritt der große Kaiser nach vollendetem Gottesdienst aus der Kirche von Saint-Denis und rühmt sich vor seiner Gemahlin seiner ganz einzigen Größe und Herrlichkeit. Diese aber spottet seiner und meint naserümpfend, daß der Kaiser von Konstantinopel ihn weit übertreffe. Ganz erbost hierüber bietet sich Karl sofort zu einer Prüfung an, mit der Drohung, seiner Frau den Kopf abschlagen zu lassen, wenn er sie widerlegt hätte. Mit seinen zwölf Pairs nimmt er alsbald das Kreuz. In fünfzehn Versen kommen sie durch zwanzig verschiedene Länder nach Jerusalem und sehen sich dort die Kirche an. Ein Jude, der zufällig den Kaiser erblickt, ist von seiner Hoheit und Majestät so überwältigt, daß er alsbald die Taufe begehrt. So vernimmt

---

[1] Herausgeg. von Koschwitz (Altfranz. Bibliothek II, Leipzig 1895). — Vgl. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichtes von Karls Reise, Heilbronn 1879; Überlieferung und Sprache des Voyage de Charles (Rom. Studien II 1). — Histoire litt. de la France XVIII 704—714.

der Patriarch von seiner Ankunft und begrüßt ihn feierlich. Der Kaiser verlangt sofort Reliquien für Frankreich und erhält den Arm des hl. Simeon, das Haupt des hl. Lazarus, Blut des hl. Stephan, einen Nagel von der Kreuzigung, Kelch und Messer, die Christus beim heiligen Abendmahl gebraucht, und andere Heiligtümer. Dafür beschenkt der Kaiser den Patriarchen reichlich mit Gold und Silber, läßt eine Marienkirche in Jerusalem bauen und zieht nach viermonatlichem Aufenthalt weiter nach Konstantinopel. Beim Abschied mahnt ihn der Patriarch, gegen die Sarazenen zu kämpfen, welche die Christenheit bedrohten, und Karl verspricht, ohne Aufschub nach Spanien zu ziehen. In Konstantinopel wird er mit seinem Gefolge von dem Kaiser Hugo glänzend aufgenommen, erst in einem von Gold strotzenden Zelt, dann in einem herrlichen Palast, der nur die sonderbare Eigenschaft hat, sich im Winde zu drehen. Der Wind legt sich jedoch, und die Helden schlummern trefflich in den für sie bestimmten Prunkbetten. Nach Soldatenbrauch haben sie sich indes vor dem Einschlafen mit den tollsten Prahlereien, sog. „Gab", erlustigt, die mit allerlei Spott auf den byzantinischen Herrscher gepfeffert waren. Durch einen Aufpasser (escut) werden diese Prahlereien ihm hinterbracht. Entrüstet nimmt er sie beim Wort und droht ihnen mit dem Äußersten, wenn sie die schwindelhaften Bravourstücke, deren sie sich gerühmt, nicht wirklich ausführten. In seiner Not nimmt der Kaiser seine Zuflucht zu den mitgebrachten Heiligtümern, worauf Christus den übermütigen Pairs durch einen Engel Hilfe verspricht, sie aber scharf darüber tadeln läßt. Graf Wilhelm wirft auf weite Entfernung eine riesige Metallkugel gegen den Palast, daß vierzig Ellen der Mauern davon einstürzen; Graf Bertrand lenkt einen Fluß aus seinem Bett und setzt die ganze Hauptstadt unter Wasser. Und so erfüllen auch die andern Pairs ihre prahlerischen Versprechen. Hugo fleht um Erbarmen und wird Karls Vasall. Es stellt sich jetzt auch heraus, daß Karl „einen Fuß drei Zoll" größer als Hugo ist, daß also die Kaiserin unrecht hatte:

Ma dame la réine dist folie e tord.

Beim Abschied bietet Hugo dem Kaiser alle seine Schätze an; aber dieser nimmt nichts an. Olivier läßt auch die Kaiserstochter sitzen, in die er sich verliebt hatte. Und so eroberte Karl ein ganzes Reich, ohne eine Schlacht zu schlagen — nur mit Gabs und Wundern.

Den Zug Karls nach Spanien behandelt das „Rolandslied" (Chanson de Roland). Außer der bereits skizzierten ältesten Fassung (in 4002 assonierenden Zehnsilbern) liegt dasselbe noch in drei späteren Bearbeitungen vor, einer in 450 Tiraden mit 7000 Versen (Handschriften in Châteauroux und Venedig), einer in 8000 gereimten Versen und einer franko-italischen, welche bis Vers 3817 der Oxforder Überlieferung folgt,

dann aber einen Übergang einschiebt und den Schluß nach der gereimten Bearbeitung wiedergibt [1].

An das Rolandslied knüpft die Chanson des Saisnes (in 7400 gereimten Alexandrinern) [2] den „Sachsenkrieg“. Nach dem Bericht des Dichters (vielleicht Jehan Bodel) folgte auf Chlodwig den ersten Frankenkönig sein Sohn Floovent, der seine Tochter dem Sachsenkönig Brunamont zur Frau gibt. Hierauf gestützt machen die Sachsen Ansprüche auf den französischen Königsthron. Die Niederlage Karls bei Ronceval ermutigt sie, unter ihrem Führer Guitaclin (Widukind) über den Rhein zu ziehen und die nächstliegenden Landschaften zu verheeren. Karl ist in großer Verlegenheit, weil ihm die Hérupois (d. h. die nordfranzösischen Barone) die Gefolgschaft verweigern. Es kommt indes zu einer Verständigung, und die Schwierigkeit ist jetzt nur mehr, über den Rhein zu gelangen, über den sich Guitaclin in seine Hauptstadt Tremoigne (Dortmund) zurückgezogen hat. Zwei Jahre wird an einer Brücke gebaut. Zwei der französischen Helden, Balduin (Rolands Bruder) und der tapfere Bérard von Montdidier, schwimmen indes wiederholt hinüber, jener, um die Königin Sébile, dieser, ihre Zofe Helissant zu besuchen, mit denen sie Liebesverhältnisse angesponnen haben. Nachdem die Brücke vollendet, entscheidet eine blutige Schlacht, in welcher Guitaclin fällt. Sébile wird nun Balduins Gattin und dieser König der Sachsen. Die Sachsen unterwerfen sich aber nur zum Scheine; unter der Hand verbünden sie sich mit den Bulgaren (Boulgres), Liutizen (Lutis) und Russen (Rox). Eines schönen Tages findet sich Balduin zu Dortmund von dem gewaltigen Heere der Verbündeten umzingelt, das von Dialas, dem Sohne Guitaclins, befehligt wird. Ein versuchter Ausfall Balduins wird zurückgeschlagen, und seine Sache wäre verloren, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke Karl selbst mit seinem Heer erschiene und die Sachsen abermals besiegte. Balduin fällt, Sébile hält ihm die Totenklage, Dialas wird als „Guitaclin der Bekehrte“ zum König eingesetzt, und Karl zieht siegreich nach Hause. Karls Herrschergröße kommt in diesem Gedichte, das viele schöne Verse zählt, wenigstens einigermaßen zu ihrem Rechte, wenn auch nicht ganz und voll, doch mehr als in den übrigen Gesten.

„Aspremont“ [3], ein langes Gedicht von 10000 teils assonierenden teils gereimten zehnsilbigen Versen, greift vor den Kampf in Ronceval zurück.

---

[1] Die zwei ersteren herausgeg. von W. Förster (Altfranz. Bibliothek VII, 1886), die franko-italische Bearbeitung von Kölbing, 1877.

[2] Herausgeg. von Michel, 1839. — Vgl. Meyer, Die Chanson des Saxons des Jean Bodel, 1882. — Dettmer, Der Sachsenführer Widukind in Geschichte und Sage, Würzburg 1879. — Hist. litt. XX 616—626.

[3] Herausgeg. von Guessard und Gautier, 1855. — Hist. litt. XXII 300—318.

Karl hat den größten Teil Italiens schon erobert und kämpft nun bei Reggio in Süditalien wider den Sarazenenfürsten Agolant. Eine Hauptrolle dabei spielt der alte Burgunderfürst Girart de Fratte, der bis dahin den Vorfahren Karls und diesem selbst grimmig Trotz geboten, auf die Mahnung seiner Gattin sich jedoch endlich dem Kaiser anschließt und den Kampf entscheiden hilft. Der noch junge Roland rettet den Kaiser im Gedränge vor dem gewaltigen Eaumont und erhält dafür den Ritterschlag und das Schwert Durendal zur Belohnung.

In der „Zerstörung von Rom"[1] (1507 Alexandriner) und in „Fierabras"[2] (6219 Alexandriner) spinnen sich Karls italische Kämpfe weiter. Der Held Fierabras ist ein Sohn des Heidenfürsten Balan, der bei „Aspremont" besiegt worden. Er fällt über Rom her, verwüstet und zerstört es und raubt die dort befindlichen Reliquien. Wie bei Aspremont Roland, so ist im Kampf gegen Fierabras dem Olivier die Entscheidung zugeteilt. In einem Zweikampf überwindet er den frechen Reliquienräuber, der sich bekehrt und in der Taufe den Namen St Florence von Roye erhält. So Unglaubliches aber auch Olivier leistete, war das der höfischen Ritterzeit noch lange nicht genug. Balan sinnt auf Rache, läßt das christliche Lager plötzlich überfallen und die christlichen Gefangenen in einen schrecklichen Kerker werfen, unter ihnen den eben noch triumphierenden Olivier. Sie werden nur dadurch gerettet, daß Florigar, die schöne Tochter Balans, sich in Gui de Bourgogne verliebt und die Gefangenen in ihrem eigenen Schlosse beschirmt. Wer ihnen etwas anhaben will, den läßt sie totschlagen und ins Meer werfen. Sie rettet auch die sieben andern Pairs, welche zur Befreiung ihrer Genossen als Gesandte zu Balan kommen. Sie hilft ihnen durch, als bloß noch Zauber sie vor dem Hungertode bewahren kann. In noch unglaublicherer Weise schlägt sich einer der Gefangenen zu Karl durch, der in Spanien weilt, aber doch rechtzeitig ankommt, um Balan zu besiegen. Spanien wird in zwei Reiche geteilt, von denen das eine Gui und seiner Florigar, das andere Fierabras zufällt.

Im „Otinel"[3] (2133 gereimte Zehnsilber) zieht Kaiser Karl, von Roland begleitet, nach Italien, herausgefordert durch Otinel, den Sohn Galiens. Den entscheidenden Zweikampf mit Otinel hat Roland zu bestehen. Durch göttliche Dazwischenkunft bleiben aber beide am Leben. Otinel wird Christ und Rolands Freund. Gemeinsam liefern sie den Heiden viele

---

[1] Herausgeg. von Gröber (Romania II).

[2] Herausgeg. von Kroeber und Servois (Anciens poètes IV), 1860. — J. Bekker, Der Roman von Fierabras. Provençalisch, Berlin 1830. — Hist. litt. XXII 190—212.

[3] Herausgeg. von Guessard und Michelant, 1858. — Hist. litt. XXVI 269—278.

siegreiche Kämpfe, und schließlich erhält Otinel die Hand der Tochter Karls Belisant und wird zu seinem Lehensfürsten erhoben.

„Gui de Bourgogne“[1] (4304 gereimte Alexandriner) spielt wieder in Spanien. Da Karl mit seinen Pairs schon 27 Jahre daselbst kämpft, ohne des Landes Herr zu werden, wird die französische Jugend ungeduldig und wählt seinen Neffen, den jungen Gui de Bourgogne, zum König. Dieser nimmt nur widerwillig die Wahl an und ordnet alsbald einen Zug nach Spanien an, um den „Vätern“ daselbst zu Hilfe zu kommen. Auch Frauen, Kinder und Greise werden auf großen Wagen mitgenommen. Mittelst der unglaublichsten Zwischenfälle erobern die unternehmenden jungen Leute die festen Plätze, welche bis dahin den alten Helden getrotzt, Carsaude, Montesclair, Montorgueil, Angorie und Maudrane. Vor dem unüberwindlichen Luserne stoßen die Heere der „Väter“ und „Enfans“ zusammen. Gui legt alle seine Eroberungen Karl zu Füßen. Während dieser eine Wallfahrt nach St Jago macht, nimmt Gui — wieder durch übermenschliche Dazwischenkunft — auch Luserne ein. Roland wird darüber auf ihn eifersüchtig. Dem drohenden Hader macht aber der Himmel selbst ein Ende, indem die eroberte Stadt in den Abgrund versinkt. Karl zieht nun mit den Seinen nach Ronceval, Gui bleibt als sein Statthalter in Spanien.

Ein anderer Sänger machte zum Statthalter in Spanien „Anseïs de Cartage“[2] und erzählte dessen Abenteuer in 11607 Zehnsilbern. Da Anseïs noch sehr jung ist, gibt ihm Karl der Große den weisen alten Isoré zum Berater und Gehilfen; doch gerade das schlägt zum Unheil um. Denn in Coimbra verliebt sich die schöne Tochter Isorés in ihn; Anseïs aber läßt sich durch ihre freche Zudringlichkeit nicht gewinnen, sondern schwärmt, auf einen Bericht Isorés hin für Gaudisse, die Tochter des Sarazenenkönigs Marsilie, den er von Rechts wegen bekämpfen sollte. Isoré macht nach der Verschmähung seiner Tochter mit Marsilie gemeinsame Sache. Die sarazenische Prinzessin Gaudisse führt ihrem Vater selbst 20000 Afrikaner mit samt dem Riesen Cammons zu Hilfe, der dem Teufel glich. Durch Tausende von Versen schwankt der Kampf zwischen Franzosen und Sarazenen von der Meeresküste bis an die Pyrenäen. Erst mit Karls Hilfe werden die Ungläubigen zurückgedrängt. Gaudisse ist bald von Anseïs bezaubert, läßt sich von ihm entführen und wird seine Frau, während die Tochter Isorés ins Kloster geht.

Ebenfalls eine Fortsetzung zum Rolandslied bildet „Gaidon“[3] (10887 teils assonierende teils gereimte Zehnsilber). So heißt hier

[1] Herausgeg. von Guessard, 1859. — Hist. litt. XXVI 278—302.

[2] Herausgeg. von Alton, 1892. — Hist. litt. XIX 648—654.

[3] Herausgeg. von Guessard und Luce, 1862. — Hist. litt. XXII 425—436.

Thierry von Anjou, der Rächer Rolands an Ganelon. Um Karl und seine treuen Paladine Ogier, Naimes und Gaidon auf einmal aus der Welt zu schaffen, sendet die verräterische Sippe Ganelons auf Anregung ihres Hauptes Thibaut d'Aspremont einen Boten an Karl, um ihm im Namen Gaidons, vergiftete Früchte zu überbringen. Karl wird indes gewarnt und hält auch die Seinen vom Genuß der Früchte ab. Der Verdacht des Attentats fällt jedoch auf Gaidon, und Karl nimmt keine Beteurung seiner Unschuld an. Es wird ihm aber doch ein Zweikampf mit Thibaut zugestanden, und nachdem er gesiegt, seine Unschuld anerkannt. Die Sippe Ganelons versucht darauf alle möglichen andern Verrätereien, um Gaidon in Karls Augen als Hochverräter erscheinen zu lassen; doch findet dieser immer unerwartet neue Hilfe. Karl selbst, der ihn belagert, fällt durch Unvorsichtigkeit in seine Gewalt und wird von ihm gezwungen, seine Vasallenschaft anzuerkennen und seine Heirat mit Claresme, der Erbprinzessin der Gascogne, gutzuheißen. Geizig und knickerig, einfältig, leicht zu täuschen und einzuschüchtern, spielt Karl bei alldem die jämmerlichste Rolle. Alles Licht und aller Ruhm fällt auf Gaidon allein, den Helden von Anjou.

In dem Gedichte „Aiquin“[1] (3087 Zehnsilber), das aus der Bretagne stammt, werden Kämpfe aus der späteren Normannenzeit auf Karl den Großen bezogen. Der Sarazenenfürst Aiquin benutzt die Abwesenheit Karls im Sachsenkriege, um sich der Bretagne zu bemächtigen. Doch Karl kehrt in Eilmärschen nach Frankreich zurück und erobert die Stadt Guidalet (Saint-Malo), wo Aiquin seinen Thron aufgeschlagen hatte.

Wie der Feldzüge Karls, so bemächtigte sich die Sage auch seiner Jugendgeschichte in derselben phantastischen Weise. Seine Mutter Bertha wurde als „Bertha mit den großen Füßen“ erst in kürzerer Fassung, dann in 3482 Alexandriner-Tiraden von Adenet besungen[2]. Sie ist eine ungarische Prinzessin, um deren Hand Pippin in Ungarn freien läßt. Die Kammerfrau jedoch, welche sie nach Paris begleitet, schildert ihr den Bräutigam als einen greulichen Wüterich und bewegt sie so zu heimlicher Flucht, um an ihrer Stelle Pippin ihre eigene Tochter Aliste zur Frau zu geben, welche, bis auf die großen Füße, Bertha völlig gleicht. Der Betrug gelingt und wird erst bei einem Besuch in Ungarn aufgedeckt, nachdem Aliste dem König schon zwei Söhne, Heurdri und Rainfroi, geboren. Bertha wird nun Pippins Gemahlin und schenkt ihm seinen weltberühmten Sohn, Karl den Großen.

---

[1] Herausgeg. von Joüon des Longrais, 1880. — Hist. litt. XXII 402—411.

[2] Herausgeg. von P. Paris, 1832, Scheler, 1874. — Vgl. Feist, Zur Kritik der Bertasage, Marburg 1885.

Im „Mainet" (einem Gedicht von 900 Alexandrinern) wird diese Romanfiktion weitergeführt[1]. Die echte Bertha mit den großen Füßen wird von den Söhnen der falschen Bertha vergiftet. Karl wird in die Küche gesteckt und als Küchenjunge aufgezogen, flüchtet aber unter der Obhut des treuen Dieners David zu dem Sarazenenkönig Galafré nach Toledo. Dort sieht ihn Galie, des Königs Tochter, und verliebt sich in ihn. Der König will ihn zum Schwiegersohn annehmen, wenn er den feindlichen Feldherrn Braimant im Zweikampf besiegt und ihm dessen Kopf bringt. „Mainet" (Magnus, d. h. Karl) wird zum Ritter geschlagen und erfüllt des Königs Forderung. Mit Galies Hilfe entgeht er den Nachstellungen Marsilies, ihres Bruders, zieht mit seinen französischen Rittern nach Italien, befreit den in Rom von den Ungläubigen bedrängten Papst, wendet sich dann nach Frankreich, überwindet seine Bastard-Brüder und besteigt den ihm gebührenden Königsthron.

„Karlot" oder „Karleto" heißt eine franko-italienische Bearbeitung derselben Märe.

Ein Fragment von 200 Versen (aus dem 13. Jahrhundert) behandelt die Schicksale der „Sébile"[2], der Gemahlin Karls, einer Tochter des Kaisers von Griechenland. Von Karl ungerechterweise verstoßen, wird sie von ihrem Vater zurückgebracht und erhält ihren guten Namen und ihr gutes Recht wieder zurück. Dieselbe Geschichte ist auch unter dem Titel „Macaire"[3] bearbeitet; so heißt der Verräter, der die Verstoßung der Kaiserin herbeigeführt hat. Berühmt wurde die Episode des treuen Hundes des Montargis, welcher den Mörder seines Herrn tötet.

Das Gedicht „Basin" ist nur in fremder Bearbeitung erhalten. Auf Befehl eines Engels schließt sich Karl hier einem von ihm selbst für vogelfrei erklärten Räuber Basin an und bringt so in die Behausung eines Verräters, der sich zu seinem Morde verschworen. Die ganze Verschwörung kommt nun ans Licht, und Basin wird als treuer Lehnsmann anerkannt.

Die Geschichte Berthas mit den großen Füßen wurde in der Chanson „Valentin und Orson" noch weiter fortgesponnen, die aber nur in Prosabearbeitung und Nachdichtungen erhalten ist. An die „Pilgerfahrt Karls nach Jerusalem" knüpfen noch mehrere Dichtungen an: „Simon de Pouille" (6300 Alexandriner), „Galien" (nur durch andere Gedichte bekannt), „Galien le restoré", „Mallart", „Sansonet" (ebenso).

Andere Spielleute versuchten in die vorkarolingische Königsgeschichte zurückzugreifen, waren aber dem geschichtlichen Sagenkreise schon viel zu weit entrückt und nahmen darum mit bloßen Fabelgestalten und willkürlichen Erfindungen vorlieb. Dahin gehören: „Syracon" (wovon nur ein Bruchstück von 184 Alex. vor-

---

[1] Herausgeg. von G. Paris (Romania IV). — Vgl. Bartsch, Karl Mainet, 1866.

[2] Herausgeg. von Reiffenberg (Mousket. I).

[3] Herausgeg. von Guessard, 1866; Scheler (Bullet. de l'Acad. Belge, 2e série, XXXIX).

handen)[1], „Ciperis de Vignevaux" (7995 Alex.)[2], „Theseus de Cologne" (15700 Alex.)[3], „Charles le Chauve" (16000 Alex.)[4], „Florent und Octavien" (20000 Alex.)[5], „Florence de Rome" (4700 Alex.)[6], alles breite Romanfabeleien mit Zweikämpfen und Massenkämpfen, Liebes- und Zaubergeschichten, ausgesetzten Kindern und Kinderraub, Verrätereien und wunderbaren Rettungen, ohne tieferen Gehalt und Bedeutung[7].

Auch die Chanson von „Hugues Capet"[8], dem ersten Capetinger (6361 Alexandriner), ist ein loses Romangewebe. Von Tournieren und Abenteuern aller Art kommt er als Vater von zehn Bastardsöhnen nach Frankreich zurück, erkämpft sich mit diesen und mit den Bürgern von Paris den Sieg über das Heer, das die Witwe des letzten Karolingers Ludwig unter Führung des Grafen Savary verteidigt, heiratet Maria, Ludwigs Tochter, und besteigt den französischen Königsthron.

Viertes Kapitel.

Die Geste des Doon de Mayence.

Ein zweiter Kreis von Epen gruppiert sich, allerdings ziemlich lose und in vielfacher Berührung mit den karolingischen Chansons, um Doon von Mayence, eine Sagengestalt, die unter dem Namen Do, Odo, Doon oder Doolin bald als erblicher Besitzer, bald als Tyrann von Mainz erscheint. Im Gegensatz zu den zwölf Pairs der Rolandsdichtung und den übrigen Helden, welche Karl in seinen übrigen Kämpfen mit der Heidenschaft meist treue und hingebende Heerfolge leisten, ist er der Typus des kühnen, heldenhaften Vasallen, der durch Zurücksetzung, Beeinträchtigung seiner Rechte, Stammesinteresse, Familienhaß, Übermut oder sonst irgendwie, schuldlos oder berechtigterweise, mit der Königsgewalt in Konflikt geraten, sie bekämpft oder unabhängig von ihr den Kampf wider die Heidenwelt führt, schließlich ihr Zugeständnisse abtrotzt oder sich ihr beugen muß. Neben manchen solcher Helden, die man her majesty's faithful opponents nennen könnte, treten in diesen Epen aber auch eigentliche Verräter und Empörer vom Schlage Ganelons auf, bei denen Bosheit, Rachsucht

---

[1] Herausgeg. von Stengel (Rom. Studien I).

[2] Hist. litt. XXVI 19—40.

[3] Ebd. XXVI 26 ff. [4] Ebd. XXVI 94—125.

[5] Ebd. XXVI 303—335. Eine verkürzte Bearbeitung unter dem Titel: „Octavian" (5371 Verse), herausgeg. von Vollmöller, 1883.

[6] Ebd. XXVI 335—350. [7] Ebd. XXVI 125—149.

[8] Herausgeg. von La Grange, 1864. — Über die deutsche Prosabearbeitung in dem Volksroman „Hug Schapler" vgl. Goedeke, Grundriß I[2], 356 357.

und Schurkerei das leitende Motiv bildet, und die vom Ritter nichts an sich haben als etwa das glänzende Äußere, verzweifelte Kraft und Schlagfertigkeit. Als Keim und Kern dieser Sagen sind die Kämpfe zu betrachten, welche das Königtum in den Zeiten der Karolinger wie der ersten Capetinger mit den großen Kronvasallen zu bestehen hatte, und welche noch bis in die Zeit der Kreuzzüge hinein nie völlig aufhörten.

Was an Gedichten dieser Art vorhanden ist, würde aneinandergereiht eine Dichtung darstellen, die das persische Königsbuch an Umfang überträfe; denn dieses bescheidet sich mit 60000 Doppelversen; die Geste des Doon aber brächte es auf mehr als 150000 Verse. Sie verteilen sich auf folgende Chansons:

1. Chevalerie Ogier (13058 Zehnsilber. — Ende des 12. Jahrhunderts).
2. Renaut de Montauban (17278 Alexandriner. — Ende des 12. Jahrhunderts).
3. Huon de Bordeaux (10495 assim. Zehnsilber. — Anfang des 13. Jahrhunderts).
4. Aye d'Avignon (4136 Alex. — Ende des 12. Jahrhunderts).
5. Gui de Nanteuil (1319 ger. Alex. — Ende des 12. Jahrhunderts).
6. Parise la Duchesse (3017 assim. Alex. — Anfang des 13. Jahrhunderts).
7. Jehan de Lanson (über 6000 Alex.)
8. Doon de Mayence (11505 Alex. — Anfang des 14. Jahrhunderts).
9. Ogier (Umarbeitung, 25000 Alex. — Mitte des 14. Jahrhunderts).
10. Enfances Ogier (von Adenet, 8229 Zehnsilber-Tiraden).
11. Gaufrey de Danemarc (10731 Alex. — Anfang des 14. Jahrhunderts).
12. Auberon (2468 Zehnsilber).
13. Esclaramonde. Clarisse et Florent. Yde et Olive (8420 Zehnsilber).
14. Godin (Huons Sohn).
15. Huon et Callisse (2400 Alex.).
16. Tristan de Nanteuil (Neubearbeitung, 24000 Alex. — 14. Jahrhundert)[1].
17. Maugis d'Aigremont (9608 Alex. — 14. Jahrhundert, 1. Hälfte).
18. Vivien de Monbranc (1099 Alex. — 14. Jahrhundert, 1. Hälfte).
19. Quatre fils Aimon (Renaut de Montauban).

[1] Chevalerie Ogier, herausgeg. von Barrois, Paris 1842. — Renaut de Montauban, herausgeg. von Tarbé, 1861; Michelant, 1862. — Huon de Bordeaux, herausgeg. von Guessard und Grandmaison, 1860. — Aye d'Avignon, herausgeg. von Guessard und Meyer, 1861. — Gui de Nanteuil, herausgeg. von P. Meyer, 1861. — Parise la Duchesse, herausgeg. von Guessard und Larchey, 1860; Martonne, 1886. — Jehan de Lanson ist noch ungedruckt (vgl. Hist. litt. XXII 568—583, mit zahlreichen Proben). — Doon de Mayence, herausgeg. von Pey, 1859. — Von Ogier ein Stück bei Barrois, Ogier le Danois, Paris 1842, Einleitung. — Enfances Ogier von Adenet, herausgeg. von Scheler, 1874. — Gaufrey, herausgeg. von Guessard und P. Chabaille, 1859. — Auberon, herausgeg. von Graf, 1878. — Esclaramonde, herausgeg. von Schaefer, 1895. — Godin, Huon et Callisse und Tristan de Nanteuil sind noch nicht veröffentlicht. — Vgl. Hist. litt. XXII 643—700; XXVI 149—269. — Gröber, Grundriß II 546—552 798—806.

„Doon de Mayence" besteht aus zwei Teilen, zwischen denen eine Lücke klafft. Der erste, wahrscheinlich erst später hinzugedichtete Teil behandelt Doons Jugend, eine Reihe von phantastischen Abenteuern, die meist an Züge in andern Chansons erinnern und wahrscheinlich aus denselben hinübergenommen sind. Schließlich entrinnt er allen Nöten und Gefahren, gewinnt — erst 15 Jahre alt — das ihm entrissene Mainz und macht seinen Vater zum Abt daselbst[1]. Der zweite Teil beginnt zehn Jahre später am Hofe Karls d. Gr., der wie Doon just 25 Jahre zählt[2].

Doon kehrt von einem Turnier heim, ohne den König zu begrüßen, worüber dieser höchlich erzürnt. Als ein Vetter Doons diesen zu entschuldigen versucht, wird Karl noch erboster und schlägt ihn mit seinem Zepter. Da marschiert Doon sofort nach Paris, dringt mit starker Bedeckung, von Kopf zu Fuß bewaffnet, in den Königspalast, überfällt den König, der ohne Wehr und Waffen ist, und fordert Genugtuung. „Beim lebendigen Gott!" donnert er ihm zu, „hätte mir ein anderer eine so große Beleidigung zugefügt, ich hätte ihn schon in Stücke gehauen." Karl ist im ersten Augenblick ratlos. Dann läßt er sich zu verschiedenen Vorschlägen einer Genugtuung herbei. Doon weist alle zurück. Er begehrt die Stadt Vauclere jenseits des Rheins im Sachsenlande und die Hand der schönen Flandrine, die der Erbe des Sachsenreiches, Aubigan, aus Flandern dahin entführt hat. Karl will sich darauf nicht einlassen, da weder Land noch Braut in seiner Hand seien. Doon besteht aber auf seinem Begehren und fordert den König zum Zweikampf heraus. Es kommt nun wirklich zu diesem Zweikampf, der allen Anschauungen des mittelalterlichen Feudalismus widerspricht, und die beiden hauen aufeinander ein, bis ein Engel erscheint und Waffenstillstand gebietet.

Da verneigt sich der König, läßt sein gutes Schwert Durendal fallen, umarmt Doon, belehnt ihn mit Vauclere, nimmt selbst das Kreuz und zieht mit Doon aus, um ihm sein Land und die gewünschte Braut erkämpfen zu helfen. Der Überfall, die Verhandlung mit Karl, besonders aber der Zweikampf und seine Lösung sind mit urwüchsiger Lebhaftigkeit und hinreißender dramatischer Kraft erzählt. Dagegen wird von da ab die Dichtung matter. Kämpfe und Verwicklungen sind wieder aus andern Chansons herübergenommen, andere Helden lenken von der Hauptsache ab. Karl und Doon tauschen jetzt ihre Rolle. Der furchtsame, eigensinnige König wird nun ein tapferer, hochherziger Held; der freche, anmaßende, trotzige Vasall dagegen wird ganz fügsam gegen seinen königlichen Herrn und sinkt schließlich nahezu zum Spaßmacher herunter.

---

[1] Hist. litt. XXVI 170—191.

[2] Ebd. XXVI 149—169.

Die weiteste und nachhaltigste Wirkung hat von diesen Epen „Huon von Bordeaux" gehabt[1]. Spensers „Feenkönigin" erhielt von hier aus ihre luftigen Traumgestalten. In Shakespeares „Sommernachtstraum" und in Karl Maria v. Webers „Oberon" leben seine Märchenwesen noch heute auf unsern Bühnen weiter, allerdings ziemlich abgelöst von den Erinnerungen der altfranzösischen Karlssage. In Prosa aufgelöst, ist die phantasiereiche Dichtung bis in die Gegenwart ein Lieblingsvolksbuch der Franzosen geblieben.

Das französische Lied hebt mit einem großen Reichstag an, zu welchem Karl d. Gr. auf Pfingsten alle seine Kronvasallen einberufen, Franzosen, Alemannen, Bayern, Brabanter, Flamländer, Burgunder, die von Anjou und Poitou. Auch der Sarazenenkönig Tafur ist dabei. Alt und gebrochen, wirft der Kaiser einen trübseligen Blick auf Vergangenheit und Gegenwart. Er ist des Regierens müde und will abdanken. Trotz mancher Bedenken, die er selbst über seinen Sohn Charlot hegt — er selbst war schon über hundert Jahre alt, als er diesen zeugte, und Charlot ist nur mit höherem Beistand bisher den Feinden entgangen — einigen sich die Fürsten nahezu zu dessen Wahl, da wird dieselbe durch Amauri von Viesmés, einen Vetter Ganelons hintertrieben. Denn seit der Herzog Seguin von Bordeaux gestorben, d. h. seit sieben Jahren wird daselbst Karl selber nicht anerkannt. Seguins Söhne, Gérard und Huon, haben ihm noch nicht gehuldigt. Sie werden deshalb zur Huldigung berufen. Aber nun weiß Amauri den Kronprinzen Charlot mit Verdacht gegen sie zu erfüllen, so daß er ihnen auflauert, als sie, beide noch ganz jung, zu Hofe kommen wollen. Es gelingt Charlot, den Gérard zu töten; doch Huon rächt seinen Bruder und sticht Charlot nieder, den er nicht näher kennt. Mit der Leiche seines Bruders reitet er weiter und dringt bis zu dem Kaiser vor, um Rache zu verlangen. Doch Amauri sorgt dafür, daß auch Charlots Leiche vor seinen Vater gebracht wird und klagt Huon des Mordes an. Karl will ihn in der ersten Aufwallung niederstechen. Von Naimes zurückgehalten, hört er wenigstens die lügenhaften Erzählungen Amauris an und die Widerlegung derselben durch den Abt von Cluni, der unterwegs mit den beiden Brüdern zusammengetroffen war und den wirklichen Sachverhalt selber gesehen hatte. Zur Bestätigung fordert der Abt Huon zum Zweikampf mit Amauri auf. Karl läßt den Zweikampf sofort stattfinden, und Amauri fällt trotz all seiner

---

[1] Ausgabe von Guessard und Grandmaison, 1860. — H. Briesemeister, Über die Alexandrinerversion des Huon de Bordeaux (Dissertation), Greifswalde 1903. — J. R. Mc Arthur, The Influence of Huon of B. upon the Fairie Queen (Journal of Germanic Philology, 1902, IV 215—238). — Vgl. Hist. litt. XXVI 41—93. — Wieland schöpfte weder aus der Chanson noch aus dem alten Prosa-Roman, sondern aus einem Auszug des letzteren bei Tressan, Bibliothèque universelle des Romans, 1778.

Gewandtheit, doch ohne vor seinem Tode ein Geständnis abzulegen. Karl will darum die Unschuld Huons nicht anerkennen, sondern verbannt ihn aus Frankreich. Erst auf die dringenden Bitten seiner Großen läßt er sich zu Zugeständnissen herbei. „Ich will alles tun“, erklärt Huon, „um zu einem Vergleich zu kommen. Befiehl mir, in die Hölle zu gehen, und ich will's versuchen.“ „Ich will dich an einen schlimmeren Ort schicken“, sagt Karl; „von fünfzehn Boten, die ich dahin gesandt, ist kein einziger zurückgekommen. Du sollst meine Befehle dem König Gaudise überbringen. Wenn du nach Babylon kommst, sollst du den Admiral zur Essensstunde in voller Rüstung, mit geschlossenem Helm, mit entblößtem Degen überfallen und dem ersten seiner Barone, den du bei Tafel triffst, den Kopf abschneiden. Das ist nicht alles. Gaudise hat eine Tochter, die schöne Esclaramonde; auf sie mußt du losgehn und sie dreimal küssen und dann dem König melden, daß er mir tausend gemauste Sperber, tausend Bären, tausend Hasen, tausend junge Burschen, tausend schöne junge Mädchen schicken soll nebst den weißen Haaren seines Kinnes und seinen vier größten Zähnen.“

Mit diesem Auftrage Karls betritt die Erzählung das Wunderland des Märchens. Huon geht auf alles ein, verspricht sogar, nach seiner Heimkehr nicht in Bordeaux oder Géronville einzuziehen, bevor er den König besucht hätte. Als einzige Gunst erbittet er sich, die zehn Ritter mitzunehmen, die ihn nach Paris begleitet haben. Diese Begleitung wird ihm zugestanden, aber nur bis ans Rote Meer; von da muß er allein wandern. Zuerst geht die Reise nach Rom. Da hört Huon die Messe in St Peter und beichtet beim Papst. Dieser empfängt ihn gütig und legt ihm als Buße nur auf, Karl zu verzeihen. Von ihm empfohlen, zieht er zu Garin de Saint-Omer, dem „Maronier“ des Hafens Braides. Dieser schließt sich selbst dem Zuge an und versieht die Reisenden mit einem stattlichen Schiff, reichem Proviant (Biskuit, Brot, Fleisch, altem Wein), Wasser, Platz für die Pferde und Saumtiere und bis obenauf mit Gold und Silber gefüllten Koffern. Es sind nun ihrer dreizehn Ritter, ein Knappe für die Pferde und zwei Schiffsleute. In zwei Wochen sind sie schon in Syrien und halten ihre Andacht am Heiligen Grabe. Dann geht es weiter dem Roten Meere zu, durch verschiedene fabelhafte Länder, das Land Feminie, wo nie die Sonne scheint, die Frauen unfruchtbar bleiben, die Hunde nicht bellen und die Hähne nicht krähen, das Land der Kumanen, die mit Borsten behaart sind, rohes Fleisch fressen und ihre Ohren als Hut benutzen können, das Land Foi, wo die Kuchen in Seide gebacken werden, ohne daß die Seide verbrennt. In einer wüsten, öden Region würden sie dann dem Hungertode nicht entgehen, wenn der Einsiedler Gérianme, einst Freund des Herzogs Seguin, sich ihrer nicht annähme, der schon 30 Jahre hier Buße tut und den Weg nach Babylon kennt.

Von den zwei Wegen nach Babylon wählt Huon den kürzeren, aber gefahrvolleren, der durch einen 40 Meilen langen Wald führt. Da haust der Zwerg Oberon (Auberon), nur drei Fuß hoch, sonst das niedlichste Kerlchen von der Welt. Aber man darf nicht mit ihm sprechen; sonst hext er den fürchterlichsten Wirbelsturm herbei. Nach verschiedenen Prüfungen bewirtet Auberon Huon und seine Genossen in einem herrlichen Zauberpalast, gibt ihm einen Becher, der sich für den, der frei von Todsünde ist, von selbst mit köstlichstem Weine füllt, und ein elfenbeinernes Horn, durch das er jeden Augenblick Auberon herbeirufen kann, der ihn wider ein Heer von Hunderttausenden zu beschirmen vermag; er soll es aber nur in wirklicher Lebensgefahr gebrauchen.

Wiederholt achtet Huon dieser Bedingung nicht; doch übt Auberon Nachsicht mit seinem jugendlichen Vorwitz. Er errettet ihn aus den Händen seines bösen Ohms Macaire, eines abscheulichen Renegaten. Mit Hilfe des gefangenen Fräuleins Sébille, die sich als seine Base entpuppt, dringt Huon in den festen Turm Dunostre, bezwingt den Riesen Orgueilleux und bringt hier seine bisherigen Reisegefährten unter, um den weiteren Weg nach Babylon allein zu machen. Auberon sendet ihm seinen Diener Malabron, der, in Gestalt eines Seehundes, ihn in einer halben Stunde nach Babylon trägt.

Wegen einer Lüge, die er sich zu Schulden kommen ließ, versagt ihm Auberon indes weitere Hilfe. Mit dem Helm des Riesen Orgueilleux und mit dem Zauberring des Königs Gaudise dringt er zwar in den Thronsaal des Herrschers von Babylon ein, schlägt dem ersten seiner Höflinge den Kopf ab und richtet die Botschaft König Karls aus. Doch Gaudise läßt ihn alsbald fesseln, nimmt ihm seine Waffen ab und läßt ihn in den Kerker werfen. Er wäre verloren, wenn sich nicht Esclaramonde, die schöne Tochter des Königs, in ihn verliebt hätte und mütterlich für ihn sorgte. Nachdem Gériaume unterdessen die zwölf Gefährten Huons nach Babylon geführt, bietet sie ihnen sogar an, sie nächtlicher Weile in ihres Vaters Schlafgemach zu führen, damit sie ihn im Schlummer töten können. Doch Huon will von einem so unritterlichen Verfahren nichts wissen. Nachdem er siegreich den Kampf mit dem Riesen Agrapart bestanden, der inzwischen nach Babylon gekommen, fordert er den König Gaudise zur Abschwörung Mahoms auf; erst auf dessen Weigerung ruft er mit dem Elfenbeinhorn Auberon zu Hilfe, und ein Heer von hunderttausend Kriegern macht Gaudise und sein ganzes Volk nieder. Dem toten König zieht Huon die vier größten Backenzähne aus und schneidet ihm den greisen Bart ab.

Zur Heimreise stellt Auberon seinem jugendlichen Freunde ein Schiff zur Verfügung, mahnt ihn aber, Esclaramondes jungfräuliche Ehre zu

schonen, bis er nach Rom gelangt und richtig mit ihr getraut sei; sonst werde er der äußersten Not anheimfallen. Aber nur allzubald schlägt Huon diese Mahnung in den Wind. Taub für die Warnung Gériaumes, der sich von ihm trennt und den Bart und die Zähne König Gaudises mit sich nimmt, taub für die Bitten und Vorstellungen Esclaramondes, folgt er nur der blinden Leidenschaft. Er erinnert sie dabei an Tristan und Isolde:

> Tristans morut por bele Iseut amer,
> Si ferons nous, moi et vous, en nom Dé (Vers 6809 f.)

Die Strafe folgt aber augenblicklich. Ein Sturm reißt das Fahrzeug in Stücke. Auf einer Planke werden die beiden an eine unbewohnte Insel geworfen, wo aber bald sarazenische Kaufleute landen, die Tochter ihres früheren Fürsten erkennen und gewaltsam nach Babylon zurückführen.

Unterwegs machen sie jedoch Halt zu Aufalerne (in der Insel Mayogre) und fallen in die Hände des Königs Galafré, der sie umbringen läßt, um Esclaramonde für sich zu behalten.

Erst nach vielen Abenteuern trifft Huon hier wieder mit ihr zusammen. Von der öden Insel wird er zunächst durch Malabron, der wieder die Gestalt eines Seehundes annimmt, an ein unbekanntes Gestade gebracht, wird hier von dem fahrenden Sänger Estrument gespeist und gekleidet, schließt sich ihm als Gefährte an unter dem Namen Garinet, kommt mit ihm in die Stadt Monbrant, wo Yvorin, ein Bruder des Gaudise, regiert, gewinnt seine Gunst und die Liebe seiner Tochter, läßt sich jedoch nicht mit der letzteren ein, sondern schließt sich dem Heer an, das Yvorin gegen den König von Aufalerne entboten, um Esclaramonde zurückzufordern. Aufalerne wird belagert und erobert. Huon besiegt den schrecklichen Sabrin und findet den alten Gériaume und Esclaramonde wieder. Zu Schiff fahren die französischen Helden nun nach Brindes und von da nach Rom, wo der Papst Huons Beichte hört und Esclaramonde tauft.

Glücklich erreichen sie dann auch Bordeaux, und Huon möchte am liebsten nun hier bleiben; aber das Gebot des Kaisers verwehrt ihm, die Stadt zu betreten, bevor er bei ihm seinen Auftrag ausgerichtet. Das führt neue Verwicklungen herbei. Gérard, sein Bruder, der an seiner Stelle regiert, hat keine Lust, ihm die liebgewordene Herrschaft abzutreten. Sein Schwager, der Verräter Giboart de Vieuxmés, stachelt ihn auf, Huon in der Abtei Saint-Maurice aufzusuchen, dann in einen großen Wald zu begleiten, sich seiner dort zu bemächtigen, ihn nach Bordeaux zu bringen, dann dem Kaiser zu melden, daß er wider seinen Willen nach Bordeaux gekommen. Damit werde Huon sicher an den Galgen kommen.

Die Intrigue gelingt. Karl läßt sich gern täuschen, da er Huon haßt. Nur der Herzog Naimes weiß noch eine Verzögerung herbeizuführen,

indem er geltend macht, daß Huon von den Pairs unter Karls Vorsitz in Bordeaux gerichtet werden müsse. Der Kaiser zieht darum mit den elf Pairs nach Bordeaux. Doch auch dieser Aufschub hilft wenig. Denn die Stimmen sind geteilt, und der Kaiser tut den furchtbaren Schwur, nur noch einmal zu speisen, bevor Huon gehängt sei.

Nur Auberon kann noch helfen. Mit einem Heer von hunderttausend Mann besetzt er die Stadt. Während Karl bei Tafel sitzt, erscheint über derselben eine zweite Tafel, viel reicher und glänzender, mit dem Zauberhelm des Orgueilleux, dem Elfenbeinhorn und dem wunderbaren Becher. Auberon selbst dringt in den Palast und nimmt an der oberen Tafel Platz, befreit Huon, Esclaramonde und Gériaume aus dem Gefängnis und zaubert sie an seine Seite herbei. Huon bietet Karl den Zauberbecher an. Auberon bestätigt Huons Unschuld. Gérard gesteht seine Schurkerei ein und bringt den Bart und die Zähne des Königs Gaudise herbei, die er Gériaume abgenommen. Dann nimmt Auberon rührenden Abschied von Huon. Karl aber empfängt den Bart und die Zähne, zieht nach Frankreich zurück und beläßt Huon als Herzog von Gascogne und Bordeaux.

Fünftes Kapitel.

Die Geste Guillaumes von Orange.

Ein dritter Kreis von Epen spielt im südlichen Frankreich und hat zur entfernten Grundlage die Kämpfe, welche von hier aus gegen die das Abendland bedrohenden Mauren in Spanien geführt wurden. Nach einem seiner Hauptvertreter wurde dieser Cyklus im Mittelalter derjenige des „Garin de Montglane“ genannt. Als eigentlicher Hauptheld dieses Kreises tritt indes Guillaume d'Orange hervor, auch Guillaume au court nes, Guillaume de Gellone, Guillaume Fierebrace zubenannt, und wird darum von der neueren Forschung als solcher hervorgehoben.

Der Sagengestalt, welche in diesen Liedern mit den vier Haimonskindern und einer Menge anderer Sagenhelden verknüpft erscheint, liegt unzweifelhaft eine wirkliche, geschichtliche Persönlichkeit zu Grunde. Es ist Wilhelm, 790 zum Grafen von Toulouse ernannt. In einer blutigen Schlacht an den Ufern des Orbieu wurde er zwar 793 von den Sarazenen geschlagen, welche damals Frankreich zu überfluten drohten, brachte ihnen aber doch so empfindliche Verluste bei, daß sie ein weiteres Vordringen aufgeben mußten. Von Ludwig dem Frommen mit der Verwaltung Aquitaniens betraut, eroberte er in wiederholten glücklichen Feldzügen Katalonien und trat dann 806 in das von ihm gegründete Kloster

Gellone (heute Saint-Guilhem du Désert). Hier starb er 812 im Geruche der Heiligkeit[1].

Gesänge, die weit zurückreichen, feierten ihn als den Eroberer von Nimes und Orange, andere die Schlacht von Aleschans (Arles-campus), bei der sein Neffe Vivien den Heldentod fand, wieder andere seinen Rücktritt ins Kloster. Dann verwechselten die Spielleute seine Waffentaten in Aquitanien mit jenen des Guillaume Fierebrace in Sizilien und machten ihn zum tapfern Verteidiger der Nachkommen Karls des Großen. Endlich fingen sie auch an, über seine Jugend zu fabulieren, und gaben ihm Aimeri von Narbonne zum Vater, der mit seinem Vater Garin de Montglane und seinen Brüdern Ernaut de Beaulande, Milon de Pouille, Renier de Gênes, Girart de Viane (Vienne) wieder eine neue Welt von Abenteuern eröffnete. Aimeri selbst erhielt durch die Dichtung sieben Söhne und fünf Töchter: Bernart de Breban, dessen Kämpfe gegen die Sarazenen von seinem Sohn Bertrand le Palasin weiter geführt werden, Guillaume von Orange, Garin d'Anséune (Ancésune), der Vater Viviens, Ernaut de Gironde, Bovon oder Beuve de Comarchis, Aïmer le Chétif oder der Kleine, Guibelin de Meures. Von den Töchtern heiratet die erste den tapfern Dreux de Montdidier, die zweite Raoul du Mans, die dritte einen englischen Marquis, die vierte Huon de Floriville, durch den sie Mutter des berühmten Foulque von Candia wurde, die fünfte Ludwig, den Sohn und Erben Karls des Großen. Andere Gedichte verändern diese Genealogien oder spinnen sie noch weiter aus, und so umfaßt der Cyklus von Guillaume d'Orange 23 Epen mit mehr als 120 000 Versen.

1. Le coronement Loois (2688 asson. Zehnsilber. — Mitte des 12. Jahrhunderts).
2. Le Charroi de Nismes (1471 asson. Zehnsilber. — Mitte des 12. Jahrhunderts).
3. La prise d'Orange (1888 asson. Zehnsilber. — Mitte des 12. Jahrhunderts).
4. Covenant Vivien (1918 asson. Zehnsilber. — Vor 1215).
5. Bataille d'Alischans (8435 ger. Zehnsilber. — Vor 1215).
6. Bataille Loquifer (4180 ger. Zehnsilber. — Um 1170).
7. Moniage Rainouart (7600 ger. Zehnsilber).
8. Foulque de Candie (16 000 Alex. und ger. Zehnsilber. — Mitte des 13. Jahrhunderts).
9. Moniage Guillaume (6000 asson. Zehnsilber. — 11. Jahrhundert).

---

[1] Bolland., Act. SS. 28 Mai., VI 811—820. — W. J. A. Jonckbloet, Guillaume d'Orange, La Haye 1854. — L. Clarus (W. Volk), Herzog Wilhelm von Aquitanien, Münster 1865. — P. A. Becker, Die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehungen zu Wilhelm dem Heiligen, Halle 1896. — Saltzmann, Der hist. mythol. Hintergrund und das System der Sage im Zyklus des Guill. d'Or., Königsberg 1890. — Révillout, Étud. hist. et litt. sur l'ouvrage latin intitulé Vie de Guillaume, Paris 1876.

10. Enfances Guillaume (3400 asson. Zehnsilber. — Mitte des 13. Jahrhunderts).
11. Enfances Vivien (3100 asson. Zehnsilber).
12. Aimeri de Narbonne (4700 ger. Zehnsilber. — Zwischen 1200—1225).
13. Département des enfans Aimeri (3000 ger. Zehnsilber. — Zwischen 1200 bis 1225).
14. Girart de Viane (6500 gereimte Zehnsilber. -- 1200—1225).
15. Siège de Barbastre (7000 asson. Alex. — von Adenet le Roy 1200—1225).
16. Siège de Narbonne (3500 ger. Zehnsilber — 1200—1225).
17. La prise de Cordres (2953 ger. Zehnsilber. — Mitte des 13. Jahrhunderts).
18. Guibert d'Andrenas (2400 ger. Zehnsilber. — Mitte des 13. Jahrhunderts).
19. Mort d'Aimeri (4176 ger. Zehnsilber. — Mitte des 13. Jahrhunderts).
20. Girart de Viane (6500 ger. Zehnsilber, von Bertrand von Bar-sur-Aube).
21. Garin de Montglane (14 000 Alex.).
22. Enfances Garin (5000 Alex. — 14. Jahrhundert, 1. Hälfte).
23. Garin de Montglane (8400 Alex. — 14. Jahrhundert, 1. Hälfte).

In einer älteren Handschrift finden sich 4, in einer andern 17 dieser Gedichte, nach der Folge der Ereignisse geordnet. Das hat die Vermutung wachgerufen, es könnte eine ältere Dichtung bestanden haben, welche die verschiedenen Episoden schon einheitlich zusammenfaßte. Wahrscheinlicher indes sind die verschiedenen Stücke aus verschiedenen älteren Volksliedern entstanden und erst durch die Spielleute miteinander verknüpft worden.

Noch rauh und kraftvoll weht der alte Rittergeist des Rolandsliedes in dem „Coronement Loois"[1], in dem „Charroi de Nismes"[2] und in der „Prise d'Orange"[3]. Guillaume ist darin als ein wilder, ungestümer Recke der Völkerwanderung gezeichnet, den die Anfänge des höfischen Rittertums noch wenig gebändigt haben. Besonders der „Charroi de Nismes" enthält prächtige, ergreifende Züge. Auch in der „Schlacht von Alischans"[4] ist Guillaume ein bedeutender Anteil überlassen; Hauptheld ist indes sein jugendlicher, kampfesmutiger Neffe Vivien, ein zweiter Roland, der als Opfer seiner Rittertreue im verzweifeltsten Waffengemenge fällt. Im „Moniage Guillaume"[5] kommt der Gegensatz zwischen Rittertum und Mönchtum nach seinen heitern Seiten zur Darstellung. Guillaume wird durch seine Reckenhaftigkeit der Schrecken des ganzen Klosters von Aniane, besteht noch neue Kämpfe mit Räubern, Riesen und Teufeln und stirbt dann erst als friedlicher Einsiedel in seiner Klause.

---

[1] Herausgeg. von Jonckbloet (Guillaume d'Orange I, 1854); Langlois, Paris 1888. — Hist. litt. XXII 481—488.

[2] Herausgeg. von Jonckbloet (ebd.). — Hist. litt XXII 488—495.

[3] Herausgeg. von Jonckbloet (ebd.). — Hist. litt. XXII 495—498.

[4] Herausgeg. von Jonckbloet (ebd.); Guessard und Montaiglon, 1870; Rolin, 1894. — Hist. litt. XXII 507—519.

[5] Herausgeg. von Jonckbloet, 1867; Hofmann, Fragmente des Guillaume d'Orange, 1852. — Hist. litt. XXII 519—529.

Aimeri, der schon in der „Pilgerfahrt Karls d. Gr. nach Jerusalem" als Vater Guillaumes erwähnt wird, ist auch in den ihm gewidmeten Liedern in die Zeit des großen Kaisers versetzt. Sein Vater Ernaut de Beaulande nimmt das noch in Sarazenenhand befindliche Narbonne für ihn zu Lehen. Nach der Eroberung der Stadt wirbt Aimeri um die Hand Ermengards, der Schwester des Langobardenfürsten Bonifaz. Während er nach Italien zieht, fällt Narbonne von ihm ab, und er muß es mit Hilfe seines Oheims Girart de Viane abermals erobern. Nun erst kann die Hochzeit mit Ermengard gehalten werden[1].

Rückwärts greifend malte die Dichtung dann die Heldentaten des gewaltigen Ohms Girart de Vianes, darauf diejenigen des Garin de Monglane; vorwärtsschreitend wandte sie sich den Söhnen Aimeris zu, seinem Neffen Foulque von Kandia und Rainouart, dem Schwager Guillaumes von Orange, dem Bruder seiner Frau Orable oder Guibourg, einem ungeschlachten Riesensohn, der seinen Eltern schon als Kind entführt, erst zum Spielball des Witzes in der königlichen Küche dient, dann als Ritter die Sarazenen aus ganz Frankreich hinauswirft und endlich als groteske Mönchsgestalt ein übertriebenes Seitenstück zum „Mönchsleben Guillaumes" liefert.

„Girart de Viane" ist von dem erwähnten Bertraud de Bar gedichtet, in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, als die höfische Epik längst in hoher Blüte stand. In Gestaltung und Vers zu einer gewissen Meisterschaft gelangt, hat er die Gestalten der Wilhelmssage sehr gewandt mit der Rolandssage verknüpft und den Kampf Girarts gegen Kaiser Karl mit den Jugendschicksalen des Helden von Ronceval verbunden. Nach siebenjähriger Belagerung der festen Stadt Viane (Vienne) gelangt der Entscheid endlich an einen Zweikampf zwischen Olivier und seinem jugendlichen Freund Roland. Bangend schaut Alda, die Schwester Oliviers und die Geliebte Rolands dem verzweifelnden Ringen zu, dem endlich ein Engel, auf ihr inständiges Flehen, ein Ende macht, so daß die beiden versöhnt zum Kampf wider die Ungläubigen nach Spanien ziehen können. Zwei berühmte neuere Dichter hat dieser Zweikampf und Rolands Jugendliebe zu Nachbildungen angeregt, Uhland und Victor Hugo[2].

Beliebter als all diese Gesten wurde weit über Frankreich hinaus diejenige von den „Vier Haimonskindern" (Lez quatre filz Aimon): Aalart, Richart, Guichart und Renaut. Als deutsches Volksbuch lebt sie noch heute fort[3], Renaut aber als Tassos Rinaldo.

---

[1] Über die andern Gesten dieser Gruppe vgl. Hist. litt. XXII 435—481 498 bis 507 529—551. — Gröber, Grundriß II 552—561 806—808.

[2] Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1869, IV 371—406. — Victor Hugo, Légende des Siècles (Le Mariage de Roland).

[3] Fr. Pfaff, Das deutsche Volksbuch von den Heymonskindern, nach dem Niederländischen bearbeitet von Paul von der Aelst, Freiburg i. B. 1887.

Sechstes Kapitel.

Lokale Einzelgesten.

Während die Königsgeste und die Doonsgeste die Sagenhelden des nördlichen Frankreich feiern, die Wilhelmsgeste die Sarazenenkämpfe des südlichen Frankreich umspannt, entwickelten noch mehrere Landschaften ihre besondern epischen Stoffe. Sie behandeln meist Kämpfe der großen Lehensherren untereinander, ohne tieferes Eingreifen des Königtums. Es sind die folgenden:

1. Garin le Loherain (17 000 asson. Zehnsilber. — Ende des 12. Jahrhunderts).
2. Girbert de Metz (19 000 asson. Zehnsilber. — Ende des 12. Jahrhunderts).
3. Herviz de Metz (10 500 asson. Zehnsilber. — 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts).
4. Anseis, fils de Girbert (25 000 asson. Zehnsilber. — 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts).
5. Vengeance Fromondin (6700 asson. Zehnsilber. — 13. Jahrhundert).
6. Girard de Roussillon.
7. Auberi de Bourguignon (27 000 Zehnsilber).
8. Raoul de Cambray (8726 ger. Zehnsilber. — Anfang des 12. Jahrhunderts).
9. Aiol et Mirabel (10 985 asson. Zehnsilber. — Ende des 12. Jahrhunderts).
10. Élie de Saint Gille (2761 asson. Alex. — Ende des 12. Jahrhunderts).
11. Ami et Amile (3504 asson. Zehnsilber. — Anfang des 13. Jahrhunderts).
12. Jourdain de Blayve (4225 asson. Zehnsilber. — Anfang des 13. Jahrhunderts).
13. Beuve d'Hanstone (10 000 Zehnsilber. — 13. Jahrhundert).
14. Horn et Rimel (5250 ger. Alex. — 13. Jahrhundert).

Durch poetischen Gehalt, leidenschaftliches, tief tragisches Pathos, höchst interessante Sittenschilderung und spannende Erzählung zeichnet sich unter diesen Gesten die Lothringergruppe aus, welche die ersten fünf umfaßt[1].

Merkwürdig ist hier schon, daß Herviz, der erste Held derselben, von väterlicher Seite kein Ritter ist, sondern der Sohn des Stadtvogtes von Metz,

[1] Garin le Loherin, herausgeg. von P. Paris, G. le L., Chanson de geste mise en nouv. langage, Paris 1862; einzelne Teile herausgeg. von demselben, Roman de Garin le L., 2 Bde, Paris 1833; Le Glay, La mort de Begon et Belin, Paris 1835; É. du Méril, La mort de Garin le L., Paris 1845. — Von Girbert de Metz sind nur einzelne Stücke publiziert: von Stengel, Rom. Studien I und Archives des miss. scientif. III, Suchier, Rom. Studien I, Rochambeau, Fragment de la chanson de geste Girbert de M., Paris 1867. — Über die ganze Gruppe vgl. Hist. litt. de la France XXII 587—643. — Le Roux de Lincy, Analyse critique du roman Garin le Loherin, Paris 1853. — Heuser, Über die Teile, in welche die Lothringergeste sich zerlegen läßt, 1884. — Büchner, Die Chanson de geste des Loherains und ihre Bedeutung für die Kulturgeschichte, 1886; Das altfranzösische Lothringerepos, Leipzig 1887. — Rudolph, Über die Vengance Fromondin, 1885.

Thierry, der sich durch Handelsgeschäfte ungeheure Reichtümer erworben hat. Ihm gibt der durch Verschwendung heruntergekommene Herzog Peter von Lothringen seine Tochter Aelis zur Frau und das Land zur Verwaltung, während er selbst eine Pilgerfahrt nach Palästina unternimmt. Aelis erzieht ihren Sohn Herviz aufs sorgfältigste; aber mehr als die Bücher gefiel ihm Reiten und Fechten. Thierry hält ihn jedoch allen ritterlichen Übungen fern und schickt ihn mit 4000 Mark Silber auf den Markt zu Provins, um Pelzwerk, flandrische Tücher und Juwelen aus Paris einzuhandeln. Herviz verjubelt 1000 Mark mit Bankettieren, für den Rest kauft er sich Pferd, Falken und Hunde. Er wird dafür von seinem Vater tüchtig durchgeprügelt, besinnt sich aber nicht auf ernstliche Besserung. Im nächsten Jahre wieder zu Einkäufen ausgeschickt, diesmal auf den Markt zu Lagny bei Paris und mit 16 000 Mark feinen Goldes, kauft er statt Tuch, Pelzwerk und Pretiosen eine griechische Prinzessin, die schöne Beatrix, aus der Gefangenschaft frei, die Tochter des Königs Wistace von Tyrus und Konstantinopel. Ihr Vater hatte sie dem König von Spanien zur Gemahlin bestimmt; aber sie wollte von dem alten Herrn nichts wissen, wurde von zehn Schildknappen entführt, und da keiner sie dem andern gönnte, auf dem Markte verkauft. Nachdem Herviz mit ihr übereingekommen, ihre Ehre zu schonen, bis sie richtig vermählt wären, gibt er 15 000 Mark Gold für sie.

Mit Waffen, die er in Lagny gefunden, verteidigt er seine Braut gegen junge lose Gesellen, welche ihm dieselbe abjagen wollen, und kommt glücklich nach Metz zurück. Der Vater will ihn wieder prügeln; aber Herviz verbittet sich das so energisch, daß Thierry es für geratener hält, ihn mit seiner pute zu verbannen. Sie finden bei seiner Stiefschwester und deren Manne Baudri Unterkunft und halten alsbald Hochzeit, trotz des Widerspruchs des Stadtvogts und seiner Frau Aelis. Ihr erstes Kind war Garin le Loherain.

Herviz zieht nun auf alle Turniere, die sich zwischen den Lothringern und Flamländern fast zu einer Art Kleinkrieg entwickeln. Obwohl er dabei tüchtig Beute macht, vertut er sie doch ebenso leichtsinnig und bringt nicht nur sich, sondern auch seinen Schwager Baudri nahezu an den Bettelstab. Da tritt die schöne Königstochter Beatrix rettend ein. Sie ist eine wahre Künstlerin im Sticken. Mit etwas Samt, Seide und Goldfaden stellt sie eine Stickerei her, die kaum mit dem Golde eines ganzen Landes aufgewogen werden konnte. Herviz reist selbst nach Tyrus und bringt das Kunstwerk bei dem Vater seiner Gemahlin an, ohne ihm jedoch die Urheberin zu verraten. Er erhält 32 000 Mark Silber dafür und reist alsbald nach Metz zurück. Unterwegs tötet er einen Räuberhauptmann, der kurz zuvor den Bischof von Orléans und die Äbte von Saint-Denis und Saint-Germain ausgeraubt hatte. Ein einziger von dessen Bande wird verschont, der erst

eine Tochter des Herviz ehelicht, dann ein Kloster gründet, in dasselbe eintritt und schließlich als Heiliger stirbt: St Thierry.

Herviz schwelgt in Reichtum und Glück. Mit den 32 000 Mark hat er aus dem Orient zugleich die Nachweise mitgebracht, daß Beatrix wirklich eine kaiserliche Prinzessin ist. Er kann Baudri entschädigen. Der alte Herzog Peter kehrt aus Palästina zurück und verleiht Herviz feierlich den Ritterschlag. Der Graf de Bar will ihm zu Ehren ein großes Tournier veranstalten; doch die Brabanter in Löwen werden von dem König Anséis von Köln belagert, und er eilt ihnen zu Hilfe. Inzwischen bricht aber der König Flore in Metz ein und raubt Beatrix, um sie ihrem Vater zurückzustellen. Herviz holt sie aus Spanien zurück; doch nun belagern die vereinigten Könige von Spanien, Tyrus, Ungarn, Schottland, Wales und Friesland die Stadt Metz, um Beatrix abermals zu rauben, und erst nach Überwindung der sämtlichen verbündeten Potentaten nehmen diese phantastischen Abenteuer ein Ende.

Jetzt kehrt die Dichtung aus dem Fabellande für einen Augenblick ins Reich der geschichtlichen Sage zurück. Karl Martell ruft Herviz zu Hilfe auf gegen den berühmten Girard von Roussillon. Herviz fährt seine Gesandten, den Bischof von Orléans und die Äbte von Saint-Denis und Saint-Germain, trotzig an: die Äbte, Mönche und Priester sollen selbst Krieg führen helfen. Auch auf einem Reichstag, den Karl Martell zu Lyon hält und auf dem neben den Herren und Baronen auch die Prälaten und der Papst selbst erscheinen, wird die herrschende Not und Geldverlegenheit dem hohen Klerus zugeschrieben, und der Papst selbst legt sich ins Mittel und stellt dem König für sieben Jahre alle kirchlichen Einkünfte zur Verfügung. Während die Lothringer auf Paris losmarschieren, stirbt indes Girard von Roussillon.

Doch der Dichter ist um neue Kämpfe nicht verlegen. Er holt jetzt die Vandalen aus dem 5. Jahrhundert herbei und stellt an ihre Spitze die Kreuzzugshelden Boemund und Tankred, die Herviz später bekehrt. Karl Martell und Herviz leisten Wunder der Tapferkeit gegen die Vandalen, die gründlich geschlagen werden. Nach Karls Tode hilft Herviz dessen Sohne Pippin auf den Thron, wird aber von ihm treulos im Stich gelassen, als die Vandalen wiederkehren und Metz belagern. Die Befreiung der Stadt ist die letzte große Heldentat, die Herviz verrichtet. Er übergibt die gerettete Stadt seinen Kindern Garin und Begon und zieht dann mit Beatrix ins Gelobte Land, um am Grabe des Erlösers zu sterben.

In „Garin le Loherain“ entwickelt sich die bis dahin abenteuernd-kriegerische Dichtung zu einer ergreifenden, leidenschaftlichen Familientragödie. Den jugendlichen Kindern des Herviz, Garin und Begon, welche von König Pippin begünstigt werden, stehen ihre früheren Jugendgespielen, die Bordelesen Hardré, Fromont und Guillaume gegenüber, welche es Garin nicht

gönnen, daß er mit der Hand Blancheflors, der Erbtochter des Thierry von Maurienne, Zuwachs seines Besitzes im Süden erhalten soll. Im Königspalaste selbst bricht der Streit aus. Hardré dringt auf den unbewaffneten Garin ein, wird aber von einem Neffen desselben erschlagen. Fromont verwüstet nun das lothringische Gebiet, Garin und Begon die Landschaften der Bordelesen. Um Frieden zu schaffen, nimmt Pippin selber die Blancheflor zur Frau. Doch all seine Bemühungen sind vergebens. Erst wird nun die Königin unerlaubten Verkehrs mit Garin bezichtigt und ihre Ehre nur durch einen gerichtlichen Zweikampf Begons mit Isoré hergestellt. Dann heiraten Garin und Begon die zwei Töchter des Milon von Blaives, und Gebietsteilungen zwischen ihnen erregen von neuem den Zorn der Bordelesen.

Ein neuer langer Krieg bricht aus, an welchem sich von seiten der Bordelesen Fromondin, der Sohn Fromonts, von seiten der Lothringer Rigaut, ein Sohn des Herviz, beteiligen. Bei Rigaut wird wieder an Herviz' niedrige Abstammung erinnert. Er hat ganz und gar keine adeligen Sitten und setzt selbst den Zeremonien beim Ritterschlag echt plebejischen Troß entgegen. Da beide Parteien einander empfindliche Nachteile beibringen, keine zu einem entscheidenden Übergewicht gelangt, machen sie endlich Frieden. Begon erhält die Gascogne, Garin kehrt in sein Lothringen zurück und läßt sich unterwegs sogar herbei, Patenstelle bei einem eben geborenen Kinde des Guillaume von Monclin zu werden.

Auf dem Schlosse zu Belin könnte Begon mit seiner Gemahlin Beatrix und den Kindern Gérin und Hernandin des freundlichsten Familienlebens genießen; doch aller Reichtum befriedigt ihn nicht. Er will seinen Bruder Garin wiedersehen, mit dem er sieben Jahre nicht mehr zusammengetroffen. Umsonst sucht ihn Beatrix, voll düsterer Ahnungen, zum Bleiben zu bewegen. Unterwegs verfolgt er im Walde von Vicogne einen gewaltigen Eber hinüber in die Waldungen von Seule, die Fromont und den Seinigen gehören. Da wird er von Thierry du Plessis und von Leuten Fromonts überfallen. Sie kennen ihn nicht, aber seine kostbaren Waffen reizen ihre Habsucht. Drei schlägt er nieder. Doch nun trifft ihn selbst ein tödlicher Stich. Innig ruft er Gott um Verzeihung und Gnade an und empfiehlt ihm Weib und Kinder. Da er die Wegzehrung nicht erhalten kann, nimmt er in Erinnerung des Corpus Dei drei Pflanzenblättchen zu sich und stirbt dann [1].

Seine Leiche wird im Palaste zu Lens ausgestellt. Fromont erkennt ihn alsbald, läßt Garin seiner vollständigen Unschuld versichern und bietet ihm jegliche Genugtuung an.

---

[1] Vgl. W. Silvester, The Communions with three blades of grass, of the knights-errant (Dublin Review 1897 II 80—98).

Seine schlimmen Vettern Guillaume de Blancafort und Bernard de Naisil bringen ihn jedoch von dieser würdigen Haltung ab. Die Mörder werden freigegeben. Ein abermaliger Rachekrieg bricht aus. Rigaut verwüstet das Land der Bordelesen, Huon von Cambrai haust wie ein Wolf in Flandern. Guillaume de Blancafort und Thibaut du Plessis eilen zum König, um ihn mit reichen Geschenken vom Schutze Garins abzubringen. Als die Königin Blancheflor es wagt, ein Wort der Fürsprache für ihre Vettern einzulegen, erhält sie von Pippin einen Faustschlag ins Gesicht. Sie heuchelt nun wohl Ergebung, stachelt aber heimlich Garin auf, sich mit seinem Sohne Girbert in einen Hinterhalt zu legen und sie an den beiden Gesandten zu rächen. Und so geschieht es. Hernaut, ein Sohn Begons tötet Thierry du Plessis, Garin sticht Guillaume nieder, läßt ihn dann aufrecht auf sein Pferd binden und nach Lens bringen:

Si le verront et parent et ami,
Li vieus Fromons et ses fils Fromodins.

Nur der Tod Garins kann diese Bluttat sühnen. Diese Rache wird zweifach erzählt. Nach der einen Überlieferung wird Garin bei Metz von Fromondin überrumpelt und getötet; nach einer weiter verbreiteten Fassung zieht Garin, von Gewissensbissen gedrängt, nach Palästina, wird aber unterwegs von Fromont und den Seinen überfallen und am Altare einer Kapelle niedergemacht. Guillaume de Monclin führt den Todesstreich.

Einer der Mörder wird bald von Girbert, Garins Sohn, getötet. Dieser hat indes Metz in Verteidigungszustand gesetzt und dem Schutze des Königs Anséis von Köln unterstellt. Er selbst begibt sich zum König und steigt rasch zu ansehnlichen Hofämtern empor. Dann befreit er mit seinem Vetter Gérin den inzwischen von Heiden belagerten Anséis von Köln und erwirbt sich dabei das berühmte Roß Fleuri. Aufgestachelt von der Königin zieht er darauf zu einem Rachezug wider die Bordelesen. Bordeaux wird eingenommen; Fromont muß zu den Sarazenen nach Spanien flüchten. Seine Söhne schließen mit den Lothringern Frieden, doch nur für kurze Zeit. Kaum ist Ludie, Fromonts Tochter, ein Jahr mit Hernaut verheiratet, so bricht der Kampf aufs neue los. Der König und ganz Frankreich werden in Mitleidenschaft gezogen. Ludie wird vom eigenen Bruder Fromondin eingekerkert. Hernaut wird in einer Klosterkirche am Altare niedergehauen und für tot liegen gelassen. Fromondin wird von Girbert besiegt und in ein Kloster gesteckt, dem er aber bald entrinnt. An der Spitze eines ungeheuern Sarazenenheeres bricht der alte Fromont in Frankreich ein, wird aber von den vereinten Heeren Girberts und der Königin von Frankreich geschlagen. Gérin heiratet Beatrix, die Tochter des Anséis, und wird König von Köln, Girbert erwirbt mit der Hand der Tochter Yons das Königtum der Provence.

Aus dem Schädel Fromonts läßt Girbert aber einen Trinkbecher anfertigen und kredenzt darin bei einem großen Gelage dessen Sohne Fromondin den Festwein. Dieser schwört nun allen Lothringern Tod und Verderben.

Vergeblich bietet Girbert jetzt Sühne an, vergeblich unterstützt Ludie seine Bitten. In seiner Wut packt Fromondin ihre zwei Kinder, zerschlägt ihre Schädel an einem Marmorpfeiler und droht der jammernden Mutter mit demselben Schicksal. In Gironville belagert, vermag er die Stadt aber nicht zu halten. Seiner ganzen Erbschaft beraubt, flieht er mit nur einem Stallmeister nach Pampeluna und wird dort Einsiedler, in dem Walde von Gal.

Hier treffen ihn aber eines Tages Gérin und Girbert auf einer Wallfahrt nach San Jago von Compostela. Sie wollen bei dem Einsiedler beichten. Dieser erklärt aber, nicht im Stande der Gnade zu sein, sie möchten in einigen Tagen wiederkommen. Er begehrt diesen Aufschub aber nur, um sich aus der Stadt ein paar tüchtige Messer kommen zu lassen. Der Stallmeister hat Mitleid mit den zwei Pilgern und sagt ihnen, wer der Einsiedler sei. Wohlgeharnischt und wohlbewaffnet unter ihren Pelzmänteln kehren darum die beiden zu dem Einsiedler zurück, und da dieser sie mit dem Messer bedroht, durchbohrt ihn Girbert mit seinem Schwerte.

Einen ähnlichen Rache- und Vernichtungskampf zwischen zwei nordfranzösischen Geschlechtern, dem des Raoul de Cambray und dem des Bernier de Ribemont, schildert die Geste des „Raoul de Cambray“, mit ausgesprochener Lokalfärbung und mit Zügen von kräftiger, wilder Leidenschaftlichkeit [1]. „Aiol und Mirabel“ [2] wie „Elie de Saint Gille“ [3] schweifen schon mehr ins Abenteuerliche. „Amis und Amile“ [4], die Geschichte zweier unzertrennlichen Freunde, und „Jourdain von Blaye“ [5], ein Wander- und Abenteuerroman nach dem Vorbilde der griechischen, beruhen großenteils auf Erzählungen, die aus dem Orient herstammen. Ebenfalls sehr romanhaft ausgeführt sind „Beuve de Hanstone“ [6], und „Horn und Rimel“ [7], doch ist der Schauplatz hier England, und beide tragen anglo-französisches Gepräge.

---

[1] Herausgeg. von E. Le Glay, Li romans de Raoul de Cambray et de Bernier, Paris 1840, von Meyer und Lognon (Paris 1882). — Vgl. Hist. litt. XXII 708—727.

[2] Herausgeg. v. Förster (1876—1882); Raynaud (1877). — Hist. litt. XXII 274—299.

[3] Herausgeg. von Förster (in Aiol et Mirabel); Raynaud (1879). — Hist. litt. XXII 416—424.

[4] Ausgabe von Hofmann (1882). — Hist. litt. XXII 288—299.

[5] Ausgabe von Hofmann (in Amis et Amiles 1882). — Hist. litt. XXII 583—587.

[6] Noch ungedruckt. — Hist. litt. XVIII 748—751. — Weitere Lit. bei Gröber, Grundriß II 573.

[7] Herausgeg. von Michel (1845), Brede und Stengel (1883). — Hist. litt. XXII 551—568.

„Girard von Roussillon"[1] wird der provençalischen Literatur beigezählt, doch ist das Provençalische darin mit dem Burgundischen gemischt und der Sagenstoff selbst weist auf burgundischen Ursprung hin. Auf burgundischer Sage beruht ebenfalls das umfangreiche Gedicht „Auberi le Bourguignon"[2], das im zweiten Teil nach Flandern und Bayern hinüberspielt. Schon stark höfisch angehaucht, ist die lebhafte Erzählung reich an echt poetischen Motiven und oft mit feiner Empfindung ausgeführt.

Siebtes Kapitel.

Die Kreuzzugsgesten.

Wurden die Helden der Merowinger- und Karolingerzeit auch schon lange vor den Kreuzzügen besungen, so hat diese epische Dichtung doch erst von den Kreuzzügen an jenen üppigen Aufschwung genommen, welchen wir in den bisherigen Aufzählungen anzudeuten versuchten. Es kann kein Zweifel sein, daß die gewaltige Bewegung selbst, die ganz Europa aufrüttelte, alsbald ihre Sänger gefunden hat. Guillaume Bechada, ein Provençale, und Wilhelm IX., Graf von Poitiers, werden als solche Teilnehmer und Sänger des ersten Kreuzzuges genannt. Von diesen frühesten Kreuzzugsepen ist indes noch nichts aufgespürt. Ein Lied über die Eroberung von „Antiochia", Richard dem Pilger zugeschrieben, ist uns nur in der Überarbeitung des Graindor von Douai (um 1180) erhalten, der dasselbe aus assonierenden Alexandrinern in gereimte umsetzte und mit der Eroberung von Jerusalem weiterführte[3]. Daran wurde ein abenteuerlicher Roman Les Chétifs gehängt. Dann holten die Sänger auch hier weiter aus, verbanden die weltgeschichtliche Gestalt Gottfrieds von Bouillon in kindlicher Fabuliersucht mit der Sage vom Schwanenritter und umwoben sie mit einem neuen Knäuel von Abenteuern. So gestaltete sich der folgende Cyklus.

1. Chanson d'Antioche (9000 gereimte Alexandriner. — Ende des 12. Jahrhunderts).
2. Chanson de Jérusalem (9135 ger. Alex. — Ende des 12. Jahrhunderts).
3. Chétifs (2160 ger. Alex. — Anfang des 13. Jahrhunderts).

---

[1] P. Meyer, La légende latine de Girart de Roussillon (Romania VII 161—235); Girart de R., chanson de geste traduite, Paris 1884. — A. Lognon, Girard de R. dans l'histoire (Revue historique VIII 242—279). — A. Stimming, Über den provençalischen Girard von Roussillon, Halle 1888.

[2] Herausgeg. von Tarbé, Roman d'Aubery le Bourguignon, Paris 1849. — Hist. litt. XXII 318—334.

[3] A. Pigeonneau, Le cycle de la Croisade et la famille de Bouillon, Saint-Cloud 1877. — P. Paris (Hist. litt. de la France XXII 353—370; XXV 519—526); Nouvelle Étude sur la Chanson d'Antioche, Paris 1874.

4. Naissance du chevalier au cygne. Elioxe (3500 ger. Alex.).
5. Beatrix et le chevalier au cygne (7100 ger. Alex.).
6. Enfances Godefroi (5213 ger. Alex. — Ende des 12. Jahrhunderts).
7. Le chevalier au cygne et Godefroi de Bouillon (35180 Alex. — 14. Jahrhundert).
8. Dasselbe. Umarbeitung (12569 Alex. — 14. Jahrhundert).
9. Baudouin de Sebourg (über 26000 Alex. — 14. Jahrhundert).
10. Bastard de Bouillon (6554 Alex. — 14. Jahrhundert).

In den zwei ersten Gedichten sind die Waffentaten der christlichen Führer, Gottfried von Bouillon, Tankred, Boemund usw., ihre verschiedenen Zwistigkeiten unter sich, die Not und die Bedrängnisse der Christen, die Einnahme von Nicäa, Antiochia und andern Städten mit großer Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit beschrieben[1]. Über manche Einzelheiten, wie die Politik der Griechen, die Eifersucht zwischen Nord- und Südfranzosen, die sog. Tafur oder das Raubgesindel, das die Scharen der Kreuzfahrer begleitete, verschiedene Züge von Heldentaten, ergänzen sie die Angaben der Chronisten. In der Erzählung selbst herrscht eine gewisse Einheit und Spannung. Die große Grundidee der Kreuzzüge tritt kräftig und begeisterungsvoll hervor. Auch der Stil ist einfach und durchsichtig, nicht so überladen wie in vielen andern Gesten. Nur die eintönige Metrik und die mangelhafte Sprache stören den poetischen Eindruck.

Wahrhaft ergreifend ist in der „Chanson de Jerusalem" der Augenblick beschrieben, wo die Vorhut der Kreuzfahrer vom Tal Josaphat aus zum ersten Mal der heiligen Stadt ansichtig wird:

Virent la tour de David, l'ensegne et le dragon,
La porte Saint Estievne, le carnier de lion;
Jérusalem enclinent par grant affliction;
La véissiés de larmes tant grande ploraison;
Cascuns ot molliet la face et le menton;
Là péussiés véir, Dex! tant vice baron
Mordre et baisier la piere et la terre environ.
L'uns le disoit à l'autre, et traioit son sermon:
„Par ci passa Jhesus qui suffri passion,
Si béneoit apostre et tot si compaignon!
Buer avonmes soufert tant persécution,
Et tant fain, et tant soif, et sans destranison,
Les vens et les orages, la noif et le glacon,
Quant or veons la vile où Dex prist passion,
Où il recoilli mort por no rédemption!"

[1] Die Chanson d'Antioche herausgeg. von P. Paris, 2 Bde, Paris 1848; Bruchstücke bei H. Hagenmeyer, Peter der Eremite, Leipzig 1879, 320—328; Die Chanson de Jérusalem herausgeg. (aber nur 9135 Verse von den 22000 des Manuskripts) von Hippeau, Paris 1868.

Noch hinreißender sind die Erinnerungen der heiligen Stadt und der Kernpunkt der religiösen Begeisterung, die Liebe zu Christus, in der herrlichen Rede ausgeführt, die Peter der Einsiedler, nachdem bereits die Zelte aufgeschlagen, von einem weittragenden Aussichtspunkt an die Führer des christlichen Heeres hält. Das schlichte Spielmannslied erhebt sich da zu wirklich epischer Größe.

In der Schilderung der Kämpfe zeigt sich neben scharfer Beobachtung oft wieder eine kindliche Naivität. Der Dichter weiß von den Brieftauben, welche die Sarazenen ausschicken, um sich Hilfe herbeizurufen, und von manchen Zügen morgenländischer Sitte; aber ein deutliches Bild der islamitischen Welt besitzt er nicht. Der König von Jerusalem heißt Corbadas, sein Sohn Cornumaran. Da die Türken trotz der bedrängten Lage der Christen durch die Belagerung auch in die Enge kommen, versuchte Cornumaran mit einigen hundert Reitern einen Ausfall, um von Armenien und Persien her Hilfe zu holen, stößt aber unterwegs mit den Truppen Balduins zusammen. Diese werden in ein Gebüsch zurückgedrängt, wo sie von einer Unmasse Blutegel überfallen werden. Die Sarazenen stecken das Gebüsch in Brand, und nur rasche Hilfe durch Gottfried rettet seinen Bruder aus den verhängnisvollen Sümpfen.

Beim letzten Sturm wird das Christenheer in elf Angriffstruppen geteilt. Die erste Kolonne bilden die Tafur, die zweite die Leute von Artois, die dritte Franzosen, Bretonen und Normannen, die vierte Burgunder, Boulogner und Flamländer, die fünfte Griechen und Orientalen, die sechste die Mannen aus Champagne und Vermandois, die siebente Provençalen, Poitevins, Gascogner und Marseiller, die achte Sizilianer, die neunte die Prälaten und Kapläne, die zehnte die Damen, die elfte die Fürsten und Barone. Den Oberbefehl führen Gottfried und Robert von Flandern.

Nach erlangtem Sieg bietet der Bischof von Martorano Gottfried die Krone an. Dieser lehnt sie ab, weil er seiner Frau versprochen hat, alsbald heimzukehren, wenn er das heilige Grab geküßt und dann seine Andacht verrichtet hätte. Auch die übrigen Fürsten lehnen der Reihe nach ab. Das Angebot kommt an Gottfried zurück, und nun nimmt er es an, will indes nur mit einer Dornenkrone gekrönt werden.

In den „Chétifs"[1] verläßt die Dichtung ganz den historischen Boden. Sechs Ritter, die schon Peter den Eremiten nach Palästina begleiteten, Harpin von Bourges, Richard de Caumont, Jehan d'Alis, Baudoin de Beauvais und sein Bruder Ernout und der Bischof von Fréjus, fallen in die Hände des Prinzen Corbaran und werden gefangen nach Persien

[1] Ein Stück herausgeg. von Hippeau, Godefroid de Bouillon, Paris 1887; Analyse in Hist. litt. de la France XXII 384—388.

geschleppt. Von dort schlagen sie sich in unglaublichen Abenteuern nach Jerusalem durch, nachdem sie nicht bloß die fürchterlichsten Sarazenen, sondern auch Räuber, Schlangen und Drachen, Wölfe, Affen und Löwen und das dreißig Fuß lange Ungeheuer Satanas selbst überwunden.

Die weiteren Kreuzzüge fanden keinen Sänger mehr. Sie blieben den Chronisten überlassen, die so viel Merkwürdiges zu berichten wußten, daß der Reiz der Fiktion teilweise verblaßte. Versicherte auch noch Graindor hoch und teuer, daß die in den „Chétifs" erzählten Abenteuer die reinste geschichtliche Wahrheit seien, so kamen nach und nach zu viele Leute nach Palästina, als daß solche Wundermären hätten Glauben finden können. Die Spielleute mußten darum das Wunderbare in eine frühere Zeit zurückverlegen und suchten an Gottfrieds Kindheit und Vorfahren neuen Stoff zu gewinnen[1].

König Lothar, auf der Jagd sich verirrend, trifft an der Grenze von Ungarn eine Frau von wunderbarer Schönheit, Elioxe mit Namen. Er gewinnt sie zur Gemahlin. Sie prophezeit ihm, sie würde sechs Söhne und eine Tochter gebären, und alle würden eine goldene Kette am Halse tragen, aus ihrer Mitte würde der Befreier Jerusalems hervorgehen. Während Lothar lange im Kriege weilt, kommt Elioxe mit sieben Kindern nieder und stirbt. Die Mutter des Königs läßt die sieben Kleinen in zwei Kisten packen und in einem Wald aussetzen. Der Diener, der hiermit beauftragt ist, bringt jedoch die zwei Kisten an die Höhle eines Einsiedlers, der sich der Kleinen erbarmt und sie sieben Jahre lang aufzieht. Dem heimgekehrten König macht die böse Schwiegermutter weis, Elioxe hätte sieben Drachen geboren, die gleich nach ihrer Geburt verschwunden seien. Der König glaubt das. Nach Jahr und Tag kommt jedoch ein Seneschall zu dem Einsiedler, sieht die Kinder mit den goldenen Ketten am Hals und berichtet das der Mutter des Königs. Diese verlangt nach den goldenen Ketten. Sobald dieselben den sechs Knaben abgenommen sind, werden diese infolge eines Zaubers in Schwäne verwandelt und fliegen zu Lothars Palast, wo sie auf einem fischreichen Weiher leben. Nur die Schwester behält ihre Kette und damit ihre menschliche Gestalt. Auch sie kommt eines Tages zu Lothar und erzählt ihm, was sie weiß. Der König faßt Verdacht und zwingt seine Mutter, das übrige zu gestehen. Fünf der Ketten finden sich

[1] Elioxe oder Naissance du chevalier du Cygne, herausgeg. von Todd (1889). — Beatrix und Le Chevalier du Cygne, herausgeg. von Hippeau, La Chanson du Chevalier du Cygne, Paris 1874. — Enfances Godefroi, herausgeg. von Hippeau, Godefroid de Bouillon, Paris 1877. — Le Chevalier au Cygne et Godefroid de Bouillon, herausgeg. von Reiffenberg und Borgnet, Le Chevalier au Cygne, 3 Bde, Paris 1846. — Baudouin de Sebourg, herausgeg. von Bocca (1841). — Bastart de Bouillon, herausgeg. von Scheler (1877).

wieder, und so erlangen fünf der Brüder wieder Menschengestalt. Nur die sechste Kette war bereits eingeschmolzen worden, und so läßt sich der sechste der Brüder nicht entzaubern. Sein Bruder Hélias spannt ihn vorn an sein Schiff und fährt so in ferne Lande.

Auf dem Rhein einherfahrend kommt Hélias gerade rechtzeitig in der einstigen Kaiserresidenz Nymwegen an, da die Herzogin von Burgund mit ihrer schönen Tochter Beatrix beim Kaiser wider den Sachsenherzog Régnier klagt, der sich ihrer Länder bemächtigt hat. Über ihr gutes Recht kann kein Zweifel sein; nur fehlt der tapfere Kämpfer, der dafür einstehen will. Der Schwanenritter nimmt diese Aufgabe auf sich, besiegt den trotzigen Sachsen und gewinnt als Siegeslohn die Hand der burgundischen Erbin. Darauf befreit er eine Anzahl Edelfrauen, die, unter Anführung des Ungarn Ogre, von den Sachsen gefangen worden sind, und erwehrt sich in langen Kämpfen anderer Sachsenheere, die ihn auf seiner Heimfahrt überfallen. Beatrix hat ihm das Versprechen geben müssen, nie nach seiner Heimat und seiner Abstammung zu fragen. Sieben Jahre lang hat sie ihre Neugier im Zaume gehalten; da stellt sie endlich die verhängnisvolle Frage. Nun ist seines Bleibens bei ihr nicht mehr, wenn er nicht sofort sterben will. Er läßt ihr ein Elfenbeinhorn zurück, das, wohlbehütet, sie in ungestörtem Glück erhalten wird, nimmt rührend Abschied von ihr und ihrem einzigen Kinde Ida und fährt darauf mit seinem Schwan von dannen in sein unbekanntes Heimatland.

Dreizehn Jahre alt geworden, vermählt sich Ida mit Eustache (Wistasse), Grafen von Boulogne, und schenkt ihm einer Prophezeiung gemäß drei Söhne, von denen einer König, der zweite Herzog, der dritte Graf wird: Gottfried, König von Jerusalem, Balduin, Herzog von Rohais und Edessa, Eustache, Graf von Boulogne.

Wie sein Vater und Großvater, verrichtet auch Gottfried viele Kriegstaten gegen die Feinde seines Landes und anderer christlichen Herren. Im fernen Osten aber hält der Kalif eine Versammlung aller sarazenischen Fürsten, auf welcher die alte Calabre, des Sultans Frau, prophetisch ankündigt, es würden drei Nachkommen des Schwanenritters gen Osten fahren und Jerusalem erobern. Rüstungen zur Abwehr werden alsbald getroffen. Dem Prinzen Cornumaran genügt das aber nicht. Er zieht ins Frankenland, um den schrecklichen Gottfried und seine Brüder jetzt schon kennen zu lernen. Ist er nicht der Mühe wert, so will er ihn gleich mit einem Messer niederstechen. Ist aber Gottfried wirklich der geschilderte Held, so will er ihm gönnen, nach Jerusalem zu kommen und sich mit ihm zu messen. In Saint-Trond bei Lüttich wird Cornumaran von dem Abte Gerhard erkannt, der früher die Pilgerfahrt ins Gelobte Land gemacht. Er benachrichtigt Gottfried, und dieser zeigt sich dem Sarazenen in solcher Pracht und Herrlichkeit,

daß letzterer zugesteht, niemand sei der Weltherrschaft würdiger als jener. So zieht Cornumaran ins Morgenland zurück und erwartet dort die Ankunft der Kreuzfahrer[1].

In der Würdigung der Gestendichtung gehen die Franzosen selbst sehr weit auseinander. Taine erblickt in denselben ein auffallendes Zeugnis für die vorwiegend prosaische, praktische Grundrichtung seiner Nation.

„Wenn der Franzose ein Ereignis oder einen Gegenstand erfaßt, so erfaßt er es oder ihn rasch und klar; da macht sich keine innere Störung geltend, keine voraufgehende Gärung wirrer, stürmischer Gedanken, deren schließliche Verdichtung und Klärung sich in einem Schrei Ausdruck verschaffen würde. Die Bewegungen seines Verstandes sind geschickt und flink wie die seiner Glieder; sofort und ohne Anstrengung legt er die Hand auf seinen Gedanken. Aber er legt die Hand nur auf ihn; er läßt alle tiefen, verwickelten Verlängerungen beiseite, durch die der Gedanke in andere eindringt und sich dort verzweigt. Er kümmert sich nicht darum, er denkt nicht daran. Er trennt ab, pflückt ab und geht flüchtig vorbei — das ist alles. Es mangelt ihm an jenen Halbvisionen, die den Menschen aufrütteln, ihm in einem Augenblick große Tiefen und weite Aussichten eröffnen. Bilder werden von innerer Erschütterung hervorgerufen; da er nicht erschüttert ist, bildet er sich nichts ein. Er ist nur oberflächlich gerührt; es mangelt ihm an großen Sympathien; er empfindet den Gegenstand nicht, wie er ist, im ganzen und großen, sondern stückweise mit flüchtiger, unsteter Kenntnis. Daher rührt es, daß keine Rasse Europas unpoetischer ist als diese. Ihre Epopöen sind so prosaisch wie möglich. Die Zahl derselben ist nicht gering, es gibt deren eine ganze Bibliothek . . .; aber trotzdem die Sitten damals heroisch, die Seelen noch natürlich, die Leute erfinderisch und die erzählten Ereignisse großartig sind, sind ihre Erzählungen so matt wie die der geschwätzigen normannischen Chronisten.“[2]

Noch ungleich härter geht Ferdinand Brunetière mit der altfranzösischen Epik um.

„Den größten Dienst, den die Chansons der Nationalliteratur leisteten, war, zu verschwinden und der Prosa den Platz zu überlassen, den sie in deren Abwesenheit einnehmen zu können geglaubt hatten. Sie hatten übrigens den französischen Geist in jener Zeit unterhalten, in welcher er, noch zu jedem literarischen Genuß unfähig, wenigstens ein Mittel brauchte, seine leeren Mußestunden auszufüllen. Sie hatten lange dem Stolz eines ritter-

[1] Hist. litt. de la France XXII 350—402.

[2] H. Taine, Geschichte der englischen Literatur (übersetzt von L. Katscher) I, Leipzig 1878, 102 ff.

lichen Feudaladels und einer kriegerischen Aristokratie geschmeichelt, welcher es behagte, in diesen epischen Erzählungen das Bild ihres Lebens, den Widerklang ihrer Leidenschaften, den vollen Widerhall ihrer gewaltigen Schwertstreiche, ihren Wappenschmuck, die großen Namenträger ihrer Rassen und ihrer ruhmreichen Genealogien wiederzufinden. Sie hatten auch jenen Lokalpatriotismus genährt, dessen Unabhängigkeitslust sich in unsern Provinzen bis an den Vorabend der Revolution erhielt. Aber da sie nichts in sich besaßen, was Geisteswerke erhält, was sie gegen die Umwälzungen der Sitten, der Sprache und des Geschmackes verteidigt und stützt — weder Eigenart der Erfindung noch Feinheit oder Tiefe des Gefühls noch Vollendung der Form — so mußten sie, als der Augenblick ihres Unterganges gekommen war, auf einen Schlag und vollständig untergehen. Es setzte nicht einmal einen Kampf ab; sie fielen ganz natürlich der Vergessenheit anheim. Wir haben es nicht zu bedauern. Der Nationalgeist hat gute Gerechtigkeit geübt. Wir wollen von seinem Urteil nicht weiter appellieren. Nehmen wir doch nicht für ein harmonisches Konzert den mißtönenden Lärm und die wilde Kakophonie eines Orchesters, das zum Einklang zu gelangen sucht! Und bewahren wir unsere Begeisterung für jene Werke, die doppelt geheiligt sind: durch das Urteil ihrer Zeitgenossen und durch jenes der Nachwelt!"[1]

Dagegen äußert sich Charles d'Héricault:

„Es ist uns schwer, den literarischen Wert dieser Chansons schon jetzt zur voller Würdigung zu bringen; wir behaupten indes, daß die französische Epopöe ohne allzu großen Nachteil den Vergleich mit der griechischen Epopöe aushalten kann. Wir werden die Gründe für diese Behauptung dem Leser später vor Augen führen, und er wird, so hoffen wir, zugestehen, daß, wenn die homerischen Gedichte in Bezug auf Kunst und Komposition den Sieg davontragen, sie in Bezug auf den epischen Charakter, die Originalität, die sittliche Größe, die Kenntnis des Menschenherzens, die Macht der Inspiration oder die poetische Entwicklung keineswegs eine Überlegenheit behaupten.

„Die Epopöe hat weniger als irgend ein anderes literarisches Genus ein abstraktes Dasein; sie kann nicht nüchtern nach ihrem reellen inneren Wert abgeschätzt werden. Es gehört zu ihrem distinktiven Charakter, daß sie sich nicht von dem Milieu absondern läßt, in welchem sie geboren ist, noch gerecht gewürdigt werden kann ohne den Einfluß, den sie ausgeübt hat. Auch in Bezug auf diesen Punkt stehen die ritterlichen Dichtungen

[1] F. Brunetière, La littérature française au moyen-âge (Revue des D. M. 1879 III 646); in der Form etwas milder lautet sein Urteil im Manuel de l'hist. de la litt. franç.², Paris 1899, 36—39.

nicht hinter der homerischen Poesie zurück. Das ist in der Tat ihr Ruhm, ein wunderbarer und ehrwürdiger Ruhm, und wir Söhne Frankreichs können stolz darauf sein. Sie sind es, welche vom 11. bis zum 16. Jahrhundert vor allem und beständig den Pulsschlag Frankreichs beherrschten; um sie, um sie hervorzubringen, um sie zu bewundern, um ihre Vorbilder zu verwirklichen, bewegen sich alle Ideen. Sie beherrschen fast vollständig die Poesie, sie haben sich fast aller Zweige der Kunst bemächtigt, der Musik, der Skulptur, der Miniaturmalerei, der Stickerei, der Teppichwirkerei; die reichsten Einzelheiten der Kleinkunst leben von ihrer Inspiration. Die Geschichte hat ihre Fiktionen als unbestreitbare Wahrheiten aufgenommen; die Politik sucht Rat in ihren Legenden; unsere Könige berufen sich auf ihre Lehren; die englischen Barone stützen sich in allgemeiner Versammlung auf ihr hochverehrtes Ansehen. Ein großer Teil der Erziehung ist ihnen anheimgegeben; Froissart unter andern gibt uns davon eine anmutige Probe in seinen Gedichten. Die Religion selbst adopiert sie und glorifiziert sie, und noch im 15. Jahrhundert fragte Gerson von der Kanzel herab seine Zuhörer, weshalb sie so wenig dem Olivier und Roland, diesen Typen der Tugend und Heiligkeit, glichen. Endlich bilden bis in die Renaissance hinein die ritterlichen Gedichte eines der kräftigsten Elemente der Zivilisation. Ein normannischer Troubadour des 13. Jahrhunderts faßt treffend ihren Einfluß zusammen:

Tels écrits ne sont à défendre,
Car grand sens y peut-on apprendre,
De courtoisie et de savoir.

„Courtoisie und Wissen, das heißt fast die gesamte Zivilisation, den doppelten Sieg, den der Katholizismus über die Barbarei auf sozialem und intellektuellem Gebiete davongetragen! Die Courtoisie, d. h. die Achtung des Nächsten, die Liebe gegen die Schwachen, das allgemeine Wohlwollen, die soziale Selbstverleugnung, die Milde im Verein mit der Kraft, die Huld in der Ausübung des Rechtes! Das Wissen, d. h. den Fortschritt, die Erfahrung, das Band, das die Barbarenstämme mit den Überlieferungen der Vergangenheit verknüpfen und Nationen aus ihnen bilden sollte!

„Diese zivilisatorische Macht tragen unsere epischen Gedichte auch in die Fremde, und mit ihnen unsere moralische Suprematie. . . . Wir finden sie in alle Sprachen übersetzt bei allen Völkern; wir sprachen schon von den Italienern, den Spaniern, den Deutschen, den Engländern, den Flamländern, den Holländern, den Schweden, wir können noch hinzufügen die Portugiesen, die Griechen, die Böhmen, die Polen, die Russen, die Dänen, die Isländer, bis zu den Juden, welche auf den Gedanken kamen, sie mit hebräischen Buchstaben ins Deutsche zu übersetzen. . . . So horchten fast alle Völker des Abendlandes auf die Lehren des französischen Genius, nahmen seine

Methoden, seine Helden, seinen Ruhm bei sich auf und unterwarfen sich seiner Souveränität.“ [1]

Eine gerechte Mitte zwischen diesen entgegengesetzten Urteilen ist nicht so schwer zu finden, wenn man den Geist der Poesie und die poetische Form auseinanderhält. Zum Kunstwerk ist beides erforderlich, und so wird man sich eher der Ansicht nähern, die Daunou bereits 1835 geäußert hat: „Wir haben uns immer gesträubt, als wahre Epopöen jene umfangreichen Kompositionen des Mittelalters anzuerkennen, welche, obwohl halb geschichtlich und halb sagenhaft, den Epopöen der Alten nur darin gleichen, daß sie in Versen geschrieben sind; wenn es aber unter diesen Romanen einen gibt, in welchem die Regeln und die Formen des epischen Gedichtes ziemlich genau beobachtet sind, wenn es einen gibt, der den Namen Epopöe verdient, so ist es, das muß man zugeben, der ‚Roman von der Schlacht von Roncevalles‘, d. h. das ‚Rolandslied‘.“ [2]

Achtes Kapitel.

Die höfische Epik. Ritterdichtung mit antiken Stoffen.

Obwohl sich ein kleiner Teil der „Chansons de Geste“ in das 11. Jahrhundert und noch weiter zurück verfolgen läßt, ist uns doch keines in seiner ursprünglichen, ältesten Gestalt erhalten, sondern nur in Bearbeitungen vom 12. Jahrhundert, d. h. von der Zeit des ersten Kreuzzuges an, als das Rittertum unter dem Einfluß des Orients, des lebhafteren Völkerverkehrs, der kühnsten und abenteuerlichsten Unternehmungen, einer mächtig aufblühenden materiellen Kultur, viel von seiner ursprünglichen Rauheit und Strenge, seiner germanischen Kraft und seinem religiösen Ernste verloren hatte. Fast gleichzeitig entwickelte sich eine neue Epik, welche aus dem Kreise der karolingischen Sage und der damit verknüpften französischen Lokalsagen heraustrat und ausblickend nach Süden und Norden, Osten und Westen das Fremdeste und das Entlegenste, das Älteste und das Neueste, das Seltsamste und Wunderbarste in ihre Gestaltungen hineinzuziehen suchte. Man kann sie höfisch nennen, sofern sie hauptsächlich an großen und kleinen Höfen ihre Pflege fand und die höfische Bildung, die sog. Courtoisie zum Ausdruck brachte. Man kann sie auch als kosmopolitische der nationalen gegenüberstellen. Sie ist freier und weltlicher, ohne sich mit den christlichen Idealen

[1] Ch. d'Héricault, Essai sur l'origine de l'épopée française, Paris 1859, 5—7. — Vgl. É. Littré, De la poésie épique dans la société féodale (Revue des D. M. 1854 III 49—64).

[2] Hist. litt. XVIII 715.

in Gegensatz zu stellen. Am treffendsten könnte man sie wohl, nach dem Vorgang der Romantiker, die „romantische“ nennen.

Während die nationale Epik an das geschichtliche Zeitgedicht und durch dieses an heimische Sage und Geschichte anknüpft, von den naiven Zeitgenossen vielfach als geschichtliche Wahrheit und Wirklichkeit aufgenommen, von den Sängern mit Quellenangabe belegt wurde, trägt die höfische offen und unverkennbar das Gepräge des Romans, und zwar in doppeltem Sinne. Erstlich schweift sie in freier Erfindung mit Vorliebe auf das Gebiet des Abenteuerlichen, Fremden und Wunderbaren; zweitens sucht sie die Spannung der Erzählung nicht so sehr in politischen, individuellen, kriegerischen Motiven als vielmehr vorzugsweise in der Liebe, d. h. in den bunten Verwicklungen, welche die Trennung und Zuneigung, Flucht und Annäherung, Entfremdung und Wiederfinden der Geschlechter im Menschenleben anrichtet [1]. Beide Elemente finden wir schon in den Erzählungen des Orients reichlich vertreten, beide finden sich wieder in den ältesten griechischen Romanen vor. Dem Mittelalter war es vorbehalten, solche Dichtungen romanzo — „Romane“ zu nennen [2]. Eine scharfe Abgrenzung ist damit freilich nicht gegeben. Schon die Odyssee und die Dido-Episode der Äneis enthalten die wesentlichen Elemente eines Romans. Für die Griechen war jedoch Odysseus

---

[1] „Quelque libre que paraisse la fiction, elle est bornée dans un cercle restreint d'événemens, de descriptions et de sentimens; ici, dans nos chansons d'aventures, c'est suivant l'expression d'alors, c'est *fine et loyal amour* qui est le thème favori. *Fine et loyal amour*, cela veut dire l'amour vouant un culte à la dame, l'amour exigeant les longs services, les hauts-faits, les prouesses. Quelle que soit souvent la faiblesse des chansons d'aventures, elles portent néanmoins empreint ce caractère chevaleresque et élevé. Les influences nouvelles qui étaient nées du progrès civilisateur, prenant le dessus, mirent leur marque à ce qui ce pensa, à ce qui s'écrivit, à ce qui se fit. Quiconque, familiarisé avec la lecture des anciens, comparera l'amour tel qu'il fut peint à leur époque avec l'amour tel qu'il le fut au moyen-âge, sentira vite que de profonds changemens se sont opérés dans la vie sociale. Manifestement, une part d'empire plus grande dans les moeurs a été accordée au sexe faible et affectif, et pour que la faiblesse et le sentiment aient ainsi gagné quelque chose et empiété sur la force (empiétement qui, avec celui de l'intelligence, est le résumé de toute civilisation), il a bien fallu que le monde n'eût pas infructueusement traversé la longue phase d'élaboration qui de la société gréco-romaine le menait à la société catholico-féodale. De la sorte, et par ce côté, nous rejetterons le préjugé de la renaissance, qui ne voulait pour mère que l'antiquité classique, nous disant, en toute vérité, fils du moyen-âge et seulement petits-fils de la Grèce et Rome.“ É. Littré, De la poésie épique dans la société féodale (Revue des Deux Mondes 1854 III 58).

[2] Das Wort wurde bis dahin für die romanische Volkssprache selbst gebraucht (als Adverb romans, d. h. romanice, in römischer Sprache). Vgl. Romania I 1—22; XVI 157.

ein nationaler Sagenheld, wie Äneas für die Römer; erst in die Anschauungen und Auffassungen des Mittelalters hineingetaucht, sind ihre künstlerisch plastisch abgerundeten Gestalten zu eigentlichen Romangestalten geworden.

Man pflegt diese Romane dem Stoff nach in drei Hauptgruppen zu teilen: 1. solche, die an das griechisch-römische Altertum anknüpfen, 2. solche, die dem sog. bretonischen Sagenkreise angehören, 3. solche, die von orientalischen Quellen herstammen oder völlig frei erfunden sind. Völlig glatt lassen sich dieselben jedoch nicht scheiden. Die altgriechischen Mythen gelangten zu den mittelalterlichen Franzosen nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern durch byzantinische Bearbeitungen, welche denselben schon den Blütenduft der klassischen Form völlig abgestreift hatten und in lateinischer Nachbildung künstlerisch noch minderwertiger geworden waren, oder in den Nachklängen und Auszügen lateinischer Dichter, bei deren Lesung wieder nur das stoffliche Interesse vorwaltete. Wie die Alexandersage mit orientalischen Märchen gemischt war, so hing die Gralsage durch apokryphe Legenden mit dem christlichen Orient zusammen. Die indische Erzählungsliteratur floß den Kreuzfahrern durch die verschiedensten andern Völker des Orients zu, arabischer Stoff aus Spanien wie aus Palästina her. Unter dem Eindruck der Kreuzzüge wurde selbst die Tristan- und Artussage mit Byzanz in Verbindung gebracht. Im bunten Gewirr der verschiedenen Elemente erhielt die Dichtung jenen phantastischen Zug, durch den Morgen- und Abendland sich zu einem Schauplatz vereinigen, die Helden von Rom und Hellas mittelalterliche Ritter werden, das Unglaublichste und Seltsamste die geschichtliche Sage verwandelt oder verdrängt, weltliche Liebesgeschichten sich mit hochfliegendem Mystizismus verschwistern.

Antikisierende Ritterdichtungen[1]. Neben Karl den Großen und die Helden seiner Tafelrunde trat nun, sie alle überstrahlend als Ideal vollendeter Ritterschaft, Alexander der Große, der berühmte mazedonische Welteroberer, den schon Syrer und Armenier, Äthiopier, Araber und Perser, Griechen und Römer in phantastischen Dichtungen gefeiert hatten. Ansatz und Kern der Sage bietet der sog. Pseudo-Kallisthenes, zum Teil schon in der Zeit der Ptolemäer entstanden, in der späteren römischen Kaiserzeit weiter ausgesponnen, am Beginn des 4. Jahrhunderts von Julius Valerius in einen lateinischen Auszug gedrängt, durch angebliche Briefe Alexanders vermehrt, im 10. Jahrhundert von dem neapolitanischen Erzpriester Leo von neuem nach griechischer Vorlage bearbeitet. Schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts benutzte Alberich von Besançon die Angaben des Valerius zu einem

[1] R. Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum, Erlangen 1887. — L. Constans, L'Épopée antique (bei Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. française I 171—253). — G. Paris, La littérature française au moyen-âge, Paris 1890, 73—80. — G. Gröber, Grundriß II 578—590.

französischen Alexandergedicht, von dem uns aber nur die Einleitung in der deutschen Nachdichtung des Pfaffen Lamprecht erhalten ist. Bald bemächtigten sich auch andere Dichter des Stoffes, Lambert der Krumme von Chateaudun, Alexander von Bernai oder Paris, Pierre von Saint-Cloud, ein gewisser Eustache und Simon (um 1180), um dieselbe Zeit, als Walter von Châtillon seine lateinische „Alexandreis" dichtete. Die verschiedenen Teile, welche die einzelnen nach reicheren oder dürftigeren Quellen behandelten, wurden zu einem Ganzen, dem Roman d'Alexandre, zusammengestellt, der über 20 000 Verse zählte[1].

Während Walter von Châtillon als klassisch geschulter Kunstdichter die geschichtliche Größe seines Helden in maßvollen, glaublichen Zügen und Schilderungen zu zeichnen versucht[2], schwelgen die Volksdichter des Alexanderromans recht eigentlich im Wundersamen und Unglaublichen.

Neben dem urvernünftigen Aristoteles hat schon der junge Alexander den ägyptischen Zauberer Nectanebus zum Lehrer, verteidigt gegen ihn die Ehe seiner Mutter Olympias und stürzt ihn von einer Felsspitze in den Abgrund hinunter, bändigt den Bukephalos, wird mit 13 Jahren zum Ritter geschlagen und zieht wider den König Nikolaus von Cäsarea zu Felde, verschont Athen auf Fürbitte des Aristoteles, zwingt seinen Vater, die ihm eben angetraute Kleopatra zu verstoßen und Olympias wieder zu sich zu nehmen. Nun fängt der Krieg mit Darius an, einem Vetter des Königs Nikolaus. Darius verachtet ihn wegen seiner Jugend, schickt ihm Spielball und Rute. Doch der jugendliche König nimmt das Felsenschloß de la Roche am Meer, zieht durch Libyen und Lutis nach Tarsus und schenkt diese Stadt einem Jongleur und Flötenspieler. An die Belagerung von Tyrus knüpft sich eine längere Episode, die als Fuerre (Fouragierung) de Gadrés als eigenes Gedicht (in 5500 Alex.) behandelt wurde. Von einem Turm springt Alexander als der erste in die Stadt Tyrus hinein, nimmt dann Gaza und Askalon und endlich Jerusalem.

Darius schickt ihm einen Sack kleingeriebenes Korn entgegen, der ihm die Unzählbarkeit der persischen Armee vergegenwärtigen soll. Alexander antwortet mit einem Handschuh voll Pfeffer. In der Schlacht bei „Pale" glaubt Darius mit Elefanten und Sichelwagen zu siegen; Alexander läßt aber seine Reihen öffnen, die Wagen hindurchfahren und von hinten angreifen, was rasch zum Siege führt. Mutter, Gemahlin und Tochter des Perserkönigs fallen in des Siegers Hände, werden von ihm ehrenvoll be-

---

[1] H. Michelant, Li romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay, Stuttgart 1846. — P. Meyer, Alexandre le Grand dans la littérature française du moyen-âge, Paris 1886.

[2] Vgl. IV 369—372 dieses Werkes.

handelt und nach Sis (Susa) gebracht. Darius wird auf der Flucht von zwei Verrätern umgebracht. Alexander läßt sie hängen, zieht dann in eine Wüste, die voll wilder Tiere ist, und steigt in einem Gehäuse von Glas auf den Meeresgrund hernieder.

Die Hauptstadt des Porus ist bald genommen; dann wird derselbe durch ganz Indien hin verfolgt, bei Batra (der Landesname wurde als Stadtname aufgefaßt) besiegt und als Lehensfürst mit seinem früheren Königtum betraut. Der Kampf wendet sich gegen seine Verbündeten „Gos“ und „Magos“. In reichem Maße ist hier der sog. Brief des Aristoteles über die Wunder Indiens ausgebeutet. An den Fluß mit den bittern Wassern kommen Nilpferde und alle Arten von Ungeheuern zur Tränke. Gog und Magog werden in einem Engpaß eingemauert. Dann geht's weiter zu den Säulen des Herkules.

Da haust ein Ungeheuer mit völlig unverwundbarem Fell. Da gibt es Ichthyophagen, Wasserjungfern, Otikalen oder Menschen mit Hundsohren, Menschen, von oben bis an den Nabel geschlitzt, und Menschen, die nur vom Dufte der Gewürze leben. Alexander hält einen Feuerregen und einen Schneesturm aus. Im „gefährlichen Tal“ verirrt sich sein ganzes Heer und kann nur wieder herauskommen, wenn einer für alle darin bleiben will; Alexander nimmt das selbst auf sich und befreit nach einer Schreckensnacht, in der ihn die gräßlichsten Gespenster und alle Wut der entfesselten Elemente umtoben, einen Teufel, der unter einem großen Stein gefangen lag und ihm zum Danke nun den Weg weist. Zwei Greise führen ihn in den Mädchenwald, in welchem die schönsten Mädchen im Frühling wie Blumen aufsprießen, im Herbst aber wieder verschwinden. Er besucht auch die drei Zauberbrunnen der Auferstehung, der Unsterblichkeit und der Verjüngung. Die Bäume der Sonne und des Mondes weissagen ihm seinen baldigen Tod.

Porus, der davon hört, erhebt sich zur Rache, wird aber in zwei Kämpfen verwundet und getötet. Sein Reich wird Ariste (Aristé) übertragen. Der Königin Candace zulieb läßt sich Alexander von Apelles malen und bekriegt dann den Herzog von Palästina, der ihre Schwiegertochter geraubt hat, besiegt ihn und läßt ihn hängen. Wie der Schâh Kai Ka'us im persischen Königsbuch will er nun auch den Luftraum untersuchen, aber doch nicht gerade in den Himmel fliegen; er besteigt ein von Holz und Leder gefertigtes Schiffchen, das von Greifen gezogen wird. Indem er an einer Lanze ein Stück Fleisch in die Höhe hält, steigen sie empor; indem er die Lanze senkt, tragen sie ihn wieder herunter. Darauf besucht er das Land der „Amazonen“, die alljährlich einmal über den Fluß Meothedie kommen und einer Anzahl Ritter ein Rendezvous geben, die aus solcher Vereinigung geborenen Knaben den Rittern zurückschicken und nur die Mädchen bewahren. Die Königin schickt ihm Flore und Beauté entgegen,

die nach der stattgefundenen Zusammenkunft mit Klitus und Aristeus vermählt werden.

Unterdessen haben zwei der Pairs, nach Babylon berufen, ein Attentat gegen den König geplant. Olympias warnt brieflich vor Antipater in Sidon und vor Divinuspater in Tyrus. Eine menschliche Mißgeburt mit einem Leib und zwölf Köpfen wird von einem weisen Alten dahin gedeutet, daß die Stunde seines Todes gekommen sei und sein Reich an die zwölf Pairs übergehen werde. Einer der Verräter kredenzt ihm das Gift; da der König die Wirkung fühlt, begehrt er eine Feder, um es ausbrechen zu können; da wird ihm von einem andern eine vergiftete Feder gereicht. Und so stirbt er, nachdem er eben nur noch Zeit gehabt, die Teilung seines Reiches vorzunehmen.

Wie einzelne Teile des großen Romans gesondert bearbeitet wurden, so fanden sich auch Dichter, welche ihn noch weiter führten. So dichtete Gui von Cambrai (vor 1191) eine „Rache des Todes Alexanders", Jehan le Nevelois (zwischen 1288 und 1308) ebenfalls eine „Rache Alexanders" (in 1682 Alexandrinern). Wann der englische Kleriker Thomas von Kent seine Geste d'Alexandre ou Histoire de toute chevalerie verfaßte, ist noch unbestimmt. An den Roman knüpften sich auch die schon dem 14. Jahrhundert angehörigen Gedichte Voeux du Paon (8000 Alex.), Restor du Paon (2660 Alex.), Le parfait du Paon (3900 Alex.)[1]. Das Gedicht des Thomas von Kent enthält mehr Liebesgeschichte, weniger Wunderbares; A. Duval urteilt, es sei mehr eine Parodie als eine Kopie der Alexanderdichtung Lamberts des Krummen[2].

Nicht geringere Beliebtheit als die Alexandersage erwarb sich die Trojasage. Die homerischen Dichtungen selbst blieben zwar dem Mittelalter verschlossen. Der sog. Homerus latinus, der aus dem 1. Jahrhundert stammend in seinen 1070 Versen nur einen dürftigen Auszug bot, wurde erst vom 11. Jahrhundert an in den Schulen gelesen. Um so mehr Ansehen genossen die Schwindelschriften des Dictys und Dares. Die erstere gab sich als ein „Tagebuch (ephemeris) des trojanischen Krieges" aus, der angebliche Kreter Dictys spielte sich darin als Zeitgenosse der Handlung auf und erzählte in der ersten Person; der byzantinische Chronist Joannes Malalas hielt ihn ungezweifelt für den Privatsekretär des Helden Idomeneus[3]. Ebenso flunkerte der angebliche Phrygier Dares und wußte nach den „täglichen Schlachtberichten" den Verlust der Griechen während des ganzen trojanischen Krieges auf 886 000 Mann, den der Trojaner auf 676 000 Mann anzugeben. Isidor von Sevilla hielt ihn allen Ernstes für den ersten

[1] Von diesen Gedichten ist noch keines publiziert (nur die Vengence de la mort d'Alexandre von Gui de Cambrai in Vorbereitung). Näheres bei Gröber, Grundriß II 581 582 809.

[2] Hist. litt. XIX 676, A.

[3] *Χρονογραφία Ἰωάννου Μαλάλα*, lib. 2 (Migne, Patr. graec. XCVII 197).

griechischen Geschichtschreiber, den Vorläufer Herodots. Und so galten Dictys und Dares (Historia de excidio Troiae) [1] für Jahrhunderte als Quellen der ältesten griechischen Geschichte.

Ihre bandwurmähnlichen cyklischen Erzählungen brachte um die Mitte des 12. Jahrhunderts Benoit de Sainte-More, ein für seine Zeit belesener Mann, in 30108 achtsilbige gereimte Verse. Das Gedicht ist in 27 ziemlich vollständigen und 7 fragmentarischen Handschriften erhalten, was einen ganz außerordentlichen literarischen Erfolg bezeugt [2].

Benoit tut sich auf seine Gelehrsamkeit etwas zu gute. Gleich eingangs stellt er der Autorität des Homer jene des Dares gegenüber, der hundert Jahre früher gelebt habe und als Zeitgenosse der Ereignisse berichte; er habe auch nicht Götter und Göttinnen gegen die Menschen kämpfen lassen. Er teilt auch mit, daß Cornelius (Nepos), ein Neffe des berühmten Sallust, das Buch in einem Schranke zu Athen gefunden und vom Griechischen ins Lateinische übersetzt habe. Er verspricht, dem lateinischen Texte treulich zu folgen (le latin sivrai et la lettre). Das tut er nun auch wohl mitunter. Aber für das meiste waren ihm die Angaben des Dares doch zu dürftig und frostig. Er umschrieb sie also, führte sie viel weiter aus, beschrieb, charakterisierte, motivierte, führte Reden und Gespräche ein, benannte die noch unbenannten Personen, spann ganze Episoden weiter aus, entwickelte die Kämpfe in weiten Schilderungen, nicht ohne lästige Wiederholung, und brachte aus kürzeren Andeutungen ganze Liebesromane zu stande.

Die Dichtung hebt an mit den Argonauten, Jason und Medea, Herkules, Kastor und Pollux und folgt dann vom Urteil des Paris fast sämtlichen Hauptzügen des homerischen Cyklus bis zur Telegonie, d. h. bis zum Tode des Ulysses durch seinen eigenen Sohn Telegonos, der sich dann mit Telemach versöhnt. Obwohl alles seines formellen klassischen Blütenduftes beraubt, übte der hellenische Mythos doch in dieser verkümmerten Gestalt noch einen gewissen poetischen Zauber aus, und indem Benoit den antiken Sagenhelden die Physiognomie, das Kolorit und die Ausstattung seiner

[1] Dictys Cretensis, recens. Ferd. Meister, Leipzig 1872. — Daretis Phrygii Ephemeridos belli troiani libri sex, rec. Ferd. Meister, Leipzig 1873. — Teuffel, Geschichte der römischen Literatur [4] 697—699 993—996 1117 bis 1119. — Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur [2] 325 ff.

[2] Herausgeg. von Joly, Benoit de Sainte-More et le roman de Troie, 2 Bde, Paris 1870/1871. — Vgl. E. Gorra, Testi inediti di storia troiana, Torino 1887. — Greif, Die mittelalterliche Bearbeitung der Trojasage, 1886. — F. Settegast, Benoit de Sainte-More, Breslau 1876. — A. Graf, Roma nella memoria e nelle immagginazioni del medio evo, Torino 1882. — G. Körting, Dictys und Dares, Halle 1874. — R. Jäckel, Dares Phrygius und Benoit de Sainte-More, Breslau 1875. — H. Dunger, Die Sage vom trojanischen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters, Dresden 1869.

ritterlichen Zeit gab, erstand eine neue, wunderliche cyklische Dichtung, die zur Eintönigkeit, Breite und andern Fehlern der alten Cykliker zwar noch viele neue Fehler häufte, aber doch in manchen Zügen anziehend und befruchtend wirkte.

Troja ist dabei als die Mutter Roms, Rom als diejenige des französischen Reiches gedacht. Der Dichter steht deshalb auf seiten der Trojaner, nicht der Griechen. Sein bevorzugter Held ist Hektor, nicht Achill. Nach Hektors Tode wird der noch ganz jugendliche flaumbärtige Troïlus, ebenfalls Priams Sohn, zum Haupthelden zweier Schlachten. In der zweiten verwundet er Diomedes und verspottet ihn wegen seiner Liebe zu Briseïda, welche auf die Bitten des Kalchas diesem zurückgegeben worden und die Braut des Troïlus geworden ist. Die charakterlose Kokette wendet ihre Liebe nun Diomedes zu, und der Dichter widmet diesem Roman der wetterwendischen Schönen nicht weniger als 2000 Verse. Auch Achilleus ist in einen Liebesroman mit der schönen Polyxena, einer Tochter des Priamus, verwickelt und fällt als Opfer seiner Liebe zu ihr. Der flatterhaft sinnlichen Briseïda und der unglücklich liebenden Polyxena ist am Beginn des Gedichts die wilde, leidenschaftliche Medea, später die schnell verführte Helena und die treue und tadellose Andromache gegenübergestellt. Alle diese Frauengestalten sind hier mit feiner Beobachtung, leicht und anschaulich gezeichnet. Doch wie die entsprechenden Helden verschwimmen sie schließlich in den unabsehbaren Figurenreihen der cyklischen Erzählung.

Fast um dieselbe Zeit wurde auch Äneas[1], der im Troja-Roman nur eine untergeordnete Rolle spielt, mit einem eigenen Epos von 10156 Achtsilbern bedacht, das im hauptsächlichsten Vergil folgt, aber manches kürzt, anderes weiter ausspinnt, alles Antike und Mythologische ausschaltet oder christlich-mittelalterlicher Anschauung anpaßt, Kämpfe und Wanderung, Leben und Liebe, Personen und Schauplatz nach den Vorstellungen höfischer Sitte schildert. Didos Liebesqual, Lavinias Liebe zu Äneas und Camillas Tod sind mit romantischer Breite weiter ausgeführt. Die klassisch abgerundete markige Schönheit des Vergilianischen Ausdruckes löst sich in leichtfließende schlichte Reime auf. Durch die Einheit des Vorbildes ist indes auch der Nachdichtung eine gewisse Einheit gerettet.

Stark ins Episodisch-cyklische ist dagegen der „Roman von Theben"[2] geraten, eine Bearbeitung der „Thebais" des Statius, etwa aus der Mitte

---

[1] Eneas, herausgeg. von J. Salverda de Grave, Eneas, Texte critique. Halle 1891. — Vgl. A. Pey, Essai sur li romans d'Eneas, Paris 1856. — Rottig, Die Verfasserfrage des Eneas und des Romans von Theben, 1892.

[2] L. Constans, La légende d'Oedipe étudié ... en particulier dans le „Roman de Thèbes", texte français du XII[e] siècle, Paris 1881; Le Roman de Thèbes, publié d'après tous les manuscrits, Paris 1890.

des 11. Jahrhunderts, noch in fünf Handschriften erhalten, von der Kritik auf 10230 achtsilbige Verse fixiert. Nimmt auch die Göttermaschinerie bei Statius keinen so großen Raum ein, so hat ihre Entfernung doch immerhin einige Verbindungsfäden gelöst; dafür sind manche Einzelheiten, besonders die Kampfschilderungen, weiter ausgeführt, aus Hyginus auch Züge hinzugefügt, die Statius nicht bot. An Stelle seiner reichen, blumigen Ausdrucksweise tritt eine einfachere, schlichtere Erzählung.

Wie Alexander der Große, so fand auch Cäsar seine Bewunderer. Ein gewisser Jehan de Thuin (aus dem Hennegau) übersetzte um 1240 die Pharsalia des Lucanus in Prosa, ergänzte sie aus Cäsars Schriften und Fortsetzern und setzte in Ausmalung der Personen und Ereignisse wohl auch etwas vom Eigenen hinzu[1]. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts bearbeitet dann Jacot de Forest diese Vorlage in zwölfsilbigen Versen mit gereimten Tiraden. Im Gegensatz zum Alexanderroman nähert sich die Darstellung meist der wirklichen Geschichte, und so hält sich der „Cäsar-Roman“ ziemlich frei von der übernatürlichen Wunderwelt, welche durch orientalische Sagen halb und halb zum Märchen geworden war.

Unter den Schriftstellern, welche der höfischen Gesellschaft des Mittelalters die Mythenwelt Homers und der griechischen Tragiker, wie der römischen Epiker vermittelten, darf neben Dictys und Dares, Vergil und Statius auch Ovidius nicht vergessen werden[2]. Auf die Humanisten des 12. und 13. Jahrhunderts hat er vielen Einfluß ausgeübt. Vaganten und Goliarden huldigten seiner Leichtfertigkeit.

An der Übersetzung einiger seiner Metamorphosen (Pelops, Philomela) hat sich Chrétien von Troyes geschult. Andere bearbeiteten die Geschichten von Piramus und Thisbe, Narcissus, Orpheus, Dädalus und Icarus, Jo, Tantalus, Phaeton, Cadmus usw. Auf Anregung der Königin Johanna, Gemahlin Philipps IV. (gest. 1305), übersetzte der Franziskaner Crétien le Gouais die gesamten Metamorphosen als Rommant des fables Ovide le grant[3] in 72000 Versen, wobei er den einzelnen Fabeln mit Zuziehung biblischer Exempel und Vergleiche, ernster Nutzanwendungen und frommer Belehrungen eine geistliche Deutung abzugewinnen suchte und die leichtsinnige Mythengalerie in eine Art volkstümlichen Erbauungsbuches verwandelte. Die Erzählung tritt dabei stark gegen die homiletische Erklärung zurück.

---

[1] F. Settegast, Li Hystore de Julius Cesar. Eine altfranzösische Erzählung in Prosa von Jehan de Tuin, Halle 1891. — Vgl. Gröber, Grundriß II 766.

[2] L. Sudre, Ovidii Nasonis Metamorphoseon libros quomodo nostrates medii aevi poëtae imitati interpretatique sint, Paris 1893. — G. Paris, Chrétien Legouais et autres traducteurs ou imitateurs d'Ovide (Hist. litt. XXIX 455—525). — Petit de Julleville, Hist. de la langue etc. I 242—253.

[3] Etwa 4500 Verse daraus bei Tarbé, Oeuvres de Philippe de Vitry, Paris 1850.

Eine noch größere Naivität spricht sich darin aus, daß man auch an der schlüpfrigen Ars amandi keinen Anstoß nahm, sondern sie als didaktisches Hilfsbuch in den Kreis der höfischen Minne zog. Bereits Chrétien von Troyes übersetzte sie in französische Verse; nach ihm wurde sie noch dreimal metrisch und einmal in Prosa übertragen. Seine Übersetzung wurde bis jetzt nicht wieder aufgefunden, dagegen diejenige des Magisters Elias (in 1305 Versen) aus dem 13. Jahrhundert, die ziemlich derbe und anstößige des Jacques d'Amiens (2384 Verse), eine dritte (in 3200 Versen), die den Titel La Clef d'amors trägt [1], und großenteils auch die Prosaübersetzung. Eine metrische Übersetzung der Remedia amoris aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ist sowohl einzeln erhalten, als auch in ein größeres Gedicht Échecs amoureux eingeschoben, das zwischen 1370 und 1380 abgefaßt wurde.

Neuntes Kapitel.

Ritterdichtungen aus dem bretonischen Sagenkreise. Tristan.

Einen ebenso reichen als eigenartigen Stoff erschlossen der höfischen Dichtung die Lieder der bretonischen Sänger, welche bis ins 12. Jahrhundert hinein mit ihrer „Rote", einer kleinen Harfe, die Höfe und Burgen Englands und des nördlichen Frankreich besuchten und da ihre Lais (lais bretons, lais de Bretagne) zum besten gaben. Es waren meist romantische, wehmütig angehauchte Stücke mit ebenso schwermütiger Melodie und Begleitung, Trümmer eines alten Sagenschatzes, an dem sich einst die früheste keltische Bevölkerung Britanniens erfreut hatte, der aber im Lauf der Jahrhunderte teilweise verloren ging, teilweise sich mit andern Elementen mischte.

Zwei Grenzwälle, der eine von Solway zur Tynemündung reichend, der andere vom Clyde zum Firth of Forth, erinnern noch heute, daß sich die Römer des ganzen heutigen Englands bemächtigt hatten. Als sie später das in sechs Provinzen geteilte Land aufgeben mußten, hatten die ihnen unterworfenen Briten wenig Gewinn von der wiedererlangten Selbständigkeit. Sie wurden von Norden her durch die Pikten, von Westen her durch die Skoten bedrängt, endlich (450—510) von den eingewanderten Sachsen auf Wales und Cornwallis zurückgeschlagen; ein Teil floh über den Kanal und gründete in einem Teil von Armorica ein neues Britannien, die Bretagne.

Nur in einigen allgemeinen Zügen hat Gildas (um 550) diesen Entscheidungskampf als ein furchtbares Gottesgericht geschildert [2]. Erst im 10. Jahrhundert taucht dann unter dem Namen des Nennius eine Historia Britonum auf, in welcher sich zu Fabeleien aus späterer Zeit auch un-

---

[1] Herausgeg. von A. Doutrepont, La clef d'amors, Halle 1890.

[2] S. früher IV 266—268.

verkennbare Reste alter Volkssage gesellen. Hier erscheint zum erstenmal der Name Arthury, doch nicht als der eines Königs, sondern eines Feldherrn, der die Sachsen in zwölf Schlachten besiegte, in einer derselben 940 mit eigener Hand niederhieb. Zu größerer Ehre gelangte Arthur durch den Chronisten Geoffrey von Monmouth, der 1154 als Bischof von Saint-Asaph in Wales starb. Dieser griff eine Stelle bei Nennius auf, worin ein vaterloser Knabe Ambrosius dem König Wortigern allerlei über die Sachsenkriege weissagte, gab ihm den Namen Merlin, wahrscheinlich mit Veränderung des Namens Myrddhin, den ein in Wales berühmter Dichter und Zauberer trug, und ließ durch denselben sämtliche Schicksale Britanniens bis zum Jahre 1135 prophezeien. Auf diese „Weissagungen“ [1] ließ er bald eine „Geschichte der Könige von Britannien“ [2] folgen, welche, soweit Nennius reichte, dessen Angaben weiter ausführte, dann der Erfindung noch freieren Raum gewährte und mit Zuziehung alter Sagen und Lieder Arthur zum gefeiertsten König des alten Britanniens machte. Als Sohn des Königs Uterpendragon wird er schon unter ganz wunderbaren Umständen geboren, säubert nicht bloß Britannien völlig von den Sachsen, sondern erobert dazu Schottland, Irland, die Orkaden, Norwegen und Gallien, versammelt die trefflichsten Ritter an seinem Hofe, überwindet auch die Römer und ist drauf und dran, Rom selbst zu erobern, als der Verrat seines Neffen Modred ihn nötigt, nach Britannien zurückzukehren, wo er selbigen als seinen Statthalter zurückgelassen. Von Ehrgeiz gestachelt, hat Modred sich selbst zum König aufgeworfen und Arthurs Gemahlin Guanhumara zum Weibe genommen. In einer mörderischen Schlacht wird er nun zwar überwunden und getötet, aber auch Arthur wird tödlich verwundet und nach der Insel Avalon (Averon) gebracht, wo nach bretonischer Sage die toten Helden mit wundersamen Feen ein seliges Leben führen. Von da aus soll er eines Tages wiederkehren; aber bis jetzt hat die Stunde noch nicht geschlagen.

Die Historia regum Britanniae wurde bald nach ihrem Erscheinen (1135) wiederholt in französischen Versen bearbeitet. Vier solche Bearbeitungen sind bekannt, drei in achtsilbigen gereimten Versen, eine in längeren Strophen (laisse) mit je demselben Reim. Diejenige des Anglonormannen Geffrei

---

[1] Prophetia Merlini (Francofurti 1503 1608 1649); herausgeg. von W. H. Black (London 1830); herausgeg. von F. Michel et Th. Wright (Paris 1837). — Deutsch von Schlegel, Sammlung romantischer Dichtungen I, Leipzig 1802.

[2] Historia Britanniae libri 12, herausgeg. von Ivo Cavellati (Paris 1508); H. Commelin (Heidelberg 1587); (A. Giles, London 1844). — Vgl. San Marte, Zur Kritik der Historia regum Britannicae, Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historischer Antiqu. Forschungen IX, Halle 1857. — P. Paris, Mémoire sur l'ancienne chronique dite de Nennius etc., Paris 1865. — La Borderie, Études historiques Bretonnes, Paris 1883. — B. ten Brink, Geschichte der englischen Literatur I, Berlin 1877, 176—179.

Gaimer (1145) ist verloren, erhalten ist dagegen diejenige seines Landsmannes Wace aus Jersey (ungefähr vom Jahre 1155), der 1175 als Kanonikus von Bayeux starb. Von zwei andern sind nur Bruchstücke vorhanden. Die Reimchronik Waces trägt den Titel „Brut"[1] (nach einem der sagenhaften Könige) oder Geste des Bretons. Er hat nach bretonischen Sagen vieles weiter ausgeführt und ausgeschmückt; er erwähnt zuerst die vielbesungene Tafelrunde des Königs Arthur, von der Geoffrey von Monmouth noch nichts weiß.

Um die übrigen Sagenkönige und Schicksale der Briten, wie sie Geoffrey von Monmouth und Wace erzählten, kümmerten sich die Dichter wenig. Was sie suchten, das war lediglich ein sagengeschichtlicher, in geheimnisvollem Dunkel schwebender, mit Königsherrlichkeit ausgestatteter Hintergrund und Mittelpunkt, wie ihn die Chansons de Geste an Karl dem Großen und seinem Hofe besaßen. Auch die Zwölfzahl der vorzüglichsten Gralsritter entspricht den zwölf Pairs. Von dem Hofe des Königs Arthur oder Artus ziehen die Ritter nun auf Abenteuer aus, wie Huon von Bordeaux von dem karolingischen Hofe; dahin kehren sie nach Vollbringung ihrer Heldentaten zurück. Die Hauptsache bleiben aber ihre Abenteuer, teils frei erfunden teils aus noch älteren bretonischen Lais frei behandelt, teils aus verschiedenen andern Sagen und Liedern zusammengestellt und erweitert. Hauptgestalten sind die Königin Gueniëvre und ihr Liebhaber Lanzelot vom See, so genannt, weil die Fee Vivienne ihn an einem See aufgezogen, dann Gauvain, ein Neffe des Königs, und der unübertrefflichste aller fahrenden Ritter, Ivain, der Sohn des Urien, der Seneschall Keu oder Ké, der mehr oder weniger die komische Rolle zu spielen hat, später Perceval der Wallliser und viele andere.

Der Versuch, diese Dichtungen aus den keltischen Mabinogion[2] (pl. von Mabinogi) herzuleiten, ist bis jetzt gescheitert. Das Wort bedeutet nicht „Kindermärchen", wie man zeitweilig meinte (obwohl mab allerdings „Kind" heißt), sondern „Geschichten", an welchen die keltischen Barden den „Lehrling der Dichtkunst" (Mabinog) heranschulten. Die kritische Untersuchung dieser Mabinogion hat ergeben, daß sie nicht Quelle oder Vorlage

---

[1] Der Münchener Brut. Gottfried v. Monmouth in französischen Versen des 12. Jahrhunderts, herausgeg. von K. Hoffmann und K. Vollmöller, Halle 1877.

[2] The Mabinogion from the Llyfr Coch of Hergest by Lady Charlotte Guest, 3 Bde, London 1838—1849. — Les Mabinogion par J. Loth (part 3 et 4 du Cours de littérature celtique par Arbois de Jubainville), Paris 1889. — W. Golther, Beziehungen zwischen französischer und keltischer Literatur im Mittelalter, Zeitschrift für vergl. Literaturgesch., Neue Folge III, Berlin 1890, 409—425. — Vgl. von demselben, Zur Frage nach der Entstehung der bretonischen oder Artus-Epen. ebd. III 211—219. — Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, Leipzig 1877, 205 ff.

der altfranzösischen Dichtungen sind, sondern verkürzte, aus ihnen entnommene Erzählungen.

Der erotische Zug, welcher mehr oder minder die sämtlichen sog. bretonischen Sagen beherrscht, tritt kaum in einer andern so stark und so charakteristisch hervor wie in der vielbesungenen Liebesgeschichte von Tristan und Isolde[1]. Keine hat bis auf unsere Tage herab so weite Wellenkreise in der gesamten Literatur gezogen. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts scheint sie durch Frankreich und England weithin verbreitet gewesen zu sein. Die Bearbeitung des Anglonormannen Berol oder Beroul (um 1150) ist wohl die früheste, von der uns ein ansehnliches Bruchstück (von 4444 Achtsilbern) erhalten ist, aber keineswegs die erste[2]. Sie setzt sich aus verschiedenen Episoden zusammen, für die sich bis jetzt keine gemeinsame keltische Quelle hat nachweisen lassen. Die verschiedenen Teile scheinen vielmehr aus verschiedenen Sagenbereichen (antiken, orientalischen, keltischen) herzurühren und erst von bretonischen, dann französischen Sängern frei behandelt worden zu sein. Von weiteren Tristan-Dichtern, Breri und li Kièvres, sind nur die Namen bekannt. Der Tristan, den Chréstien von Troyes um 1160 dichtete, ist verloren. Auf einer der früheren französischen Vorlagen fußt der deutsche Tristan, welchen Eilhart von Oberge, ein Dienstmann Heinrichs des Löwen, um 1175 verfaßte, in ziemlich rohen, ungefügen Versen. Höheres Dichtertalent verrät dagegen die französische Bearbeitung des Thomas (de Bretagne), von welcher ein Teil (4063 Achtsilber), und zwar auch der Epilog, erhalten ist. Ihm folgte als der glänzendste und kunstvollste Tristandichter Gottfried von Straßburg (1210—1220). Schon um 1226 ließ der norwegische König Hákon Hákonarson die Dichtung des Thomas, wie es scheint, ziemlich getreu in altskandinavische Prosa übersetzen; wohl noch unter Heinrich III. (1216—1272) gab sie ein englischer Dichter in kunstvollen Versen wieder.

Bei Berol ist Tristan ein Fürst von Leon. Seiner Eltern früh beraubt, wird er am Hofe seines Oheims, des Königs Marke von Cornwallis, in ritterlicher Zucht zu einem wahren Ausbund der Ritterschaft herangezogen. Ebenso tapfer als waffengewandt zieht er gegen den Morhaut

[1] F. Michel, Tristan's poetical romance in French, 3 Bde, London 1835 bis 1839. — Romania XV 481—602; XVI 288 f; XVII 603; XVIII 322 510. — F. Vetter, La légende de Tristan d'après le poème de Thomas etc., Marburg 1882. — W. Golther, Die Sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre Entstehung und Entwicklung im Mittelalter, München 1887; Zur Tristan-Sage, Zeitschrift für rom. Philologie XII 348—364. — Röttiger, Der heutige Stand der Tristanforschung, Hamburg 1897.

[2] Eine Ausgabe von W. Meyer und E. Muret ist in Aussicht gestellt (Société des anc. Textes).

(Morolt) aus, den Bruder der Königin von Irland, der, wie der Minotaurus der hellenischen Sage, sich alljährlich als Tribut eine Schar Mädchen und Knaben in Cornwallis holt. Tristan erlegt das blutdürstige Ungeheuer, aber auch er wird von dessen vergiftetem Schwerte verwundet. Niemand kann die Wunde heilen als Iseut (Isolt, Isolde), Morhauts Nichte, die blonde Tochter der Königin von Irland. Wohl verkleidet begibt sich Tristan zu ihr und kehrt geheilt an Markes Hof zurück. Bald muß er ein zweites Mal nach Irland ziehen, diesmal, um für Marke um die Hand der blonden Isolde zu werben und die erkorene Braut nach Cornwallis zu bringen. Alles geht nach Wunsch. Isolde heilt den Brautwerber zum zweitenmal von einer Wunde, die er sich bei einem ritterlichen Abenteuer zugezogen. Zu ihrem Unheil genießen die beiden aber unterwegs von einem Zaubertrank, den ihnen die Königin mitgegeben, damit das Brautpaar am Hochzeitstag davon trinke und dadurch in leidenschaftlicher Liebe aneinander gefesselt werde. Widerstandslos fallen Tristan und Isolde dem Zauber zur Beute.

Die Glut der Leidenschaft erstickt jedes bessere Gefühl in ihnen. Herzlos und schamlos wird der alte König, Tristans Wohltäter und zweiter Vater, mit jeder Art von Lug und Trug hintergangen. Die zarte und blonde Isolde steht nicht an, ihre erste Mithehlerin, die Zofe Brangien, sofort nach der gelungenen List im Walde umbringen zu lassen, um einer etwaigen Entdeckung zuvorzukommen, und nur dem Mitleid der zwei Schergen und ihrer eigenen Klugheit dankt es die Ärmste, daß der Blutbefehl nicht ausgeführt wird. Von dem Zwerg Frocin gewarnt, belauscht Marke die Liebenden im Walde von einem Baum herab; aber Isolde bemerkt seinen Schatten im Wasser, und beide wissen so artig zu lügen, daß der König sich allen Verdacht aus dem Sinne schlägt und der Zwerg, als falscher Ankläger betrachtet, vom Hofe fliehen muß. Erst als das ehebrecherische Paar endlich auf frischer Tat ertappt wird und Tristan gegen den klaren Augenschein zu leugnen wagt, gehen dem König endlich die Augen auf, und er verhängt über die Frevler die verdiente Strafe, den Feuertod. Tristan soll zuerst auf den Scheiterhaufen. Unterwegs erfleht er sich die Gnade, noch in einer Kapelle beten zu dürfen, die hoch auf einem Felsen liegt. Da reißt er sich los, springt durchs Fenster auf den Felsen und dann hinunter an den Meeresstrand. Heil und gesund kommt er im Ufersande an. Sein Stallmeister Governal hat schon ein Pferd zur Flucht bereit. Statt zum Feuertode wird Isolde unterdessen dazu verurteilt, ihr übriges Leben unter den Aussätzigen zuzubringen, die sich zahlreich zu ihrer Hinrichtung hinzugedrängt haben. Sie wird ihnen übergeben und zufällig nach demselben Meeresstrand geführt, an dem Tristan weiterflieht. Governal schlägt mit einem Eichenknüppel denjenigen nieder, der sie festhält. Tristan

entführt sie in den weiten Wald von Morois. Da führen sie ein idyllisches Leben, dessen Härten sie der andauernde Liebesrausch kaum fühlen läßt. Ganz ruhig sind sie freilich nicht. Bei einem Einsiedler, den sie treffen, entschuldigt sich Tristan mit der Unwiderstehlichkeit des Zaubertrankes. Isolde fleht ihn unter Tränen um Absolution an; aber der Einsiedler erwidert:

Niemand kann von Schuld befreien,
Will der Sünder nicht bereuen!
Gott, der Sein euch gab und Leben,
Mög' euch wahre Reue geben.

Der Zwerg, der sie verraten, kommt indes um seinen Kopf, weil er das Geheimnis des Königs ausgeplaudert hat, daß derselbe nämlich — ähnlich wie Midas — mit Pferdeohren behaftet ist. Auf Tristans Kopf wird ein Preis gesetzt. Sein Hund Husdent, der bis dahin eingesperrt war, führt auf die richtige Fährte, aber niemand wagt tiefer in den Wald zu dringen. Marke wagt es selber, nachdem ein Waldhüter die beiden an einem Sommertag im Schatten schlummernd gefunden. Tristans Schwert lag zwischen beiden. Der König fängt wieder an, an ihrer Schuld zu zweifeln. Er widersteht der Neigung, sie zu töten, wechselt seinen Ring mit demjenigen Isoldes und vertauscht Tristans Schwert mit dem seinigen. So sehen sich die zwei Liebenden beim Erwachen entdeckt und fliehen nach Wales.

Inzwischen sind die drei Jahre verstrichen, auf welche der Zaubertrank berechnet war. Dem tollen Rausch der Leidenschaft folgt eine starke Ernüchterung; doch vermögen die zwei noch nicht voneinander zu lassen. Der König willigt ein, Isolde wieder zu sich zu nehmen, besteht aber auf der Entfernung Tristans. Von neuem erwacht nun die Leidenschaft. Tristan und Isolde sehen sich häufig wieder. Trotz aller Heimlichkeit werden sie beobachtet. Es werden Späher aufgestellt, um sie plötzlich zu überrumpeln. Tristan tötet den einen unterwegs, den andern erschießt er mit einem Pfeil, während er eben auf der Lauer steht. Da bricht Berols Fragment ab.

Das Sträfliche des Verhältnisses ist Berol wohl bewußt; allein Schönheit und Jugend haben es ihm gleich einem Zaubertrank angetan, daß er über die Schuld leicht dahingleitet und alles Mitgefühl auf die zwei Schuldigen und ihre unglückliche Liebe lenkt. König Marke erscheint als ein feindseliger Störenfried; alle, welche das Trugnetz der zwei Liebenden bedrohen, sind der Felonie und des Verrates schuldig, wie der garstige bucklige Zwerg. Selbst wo an dem vollzogenen Ehebruch kein Zweifel mehr walten kann, tröstet sich der Dichter mitleidsvoll, daß Gott den Tod des Sünders nicht wolle.

Bei Eilhart bedauert es der König Marke selbst, daß er nicht früher von dem Zaubertrank erfahren, um Gemahlin und Reich an Tristan abzutreten. Er läßt einen Rosenstrauch auf das Grab Isoldes pflanzen und

eine Rebe auf dasjenige Tristans. Die Zweige beider wuchsen so ineinander, daß man sie nimmer trennen konnte. Es ist darin nicht bloß ein seliges Weiterleben im Jenseits, sondern auch Unschuld und Versöhnung symbolisiert. Denn auf dem Grabe unschuldig Verurteilter läßt die mittelalterliche Dichtung des öfteren Rosen, Lilien und andere Blumen sprießen.

Mit demselben Mitgefühl für die unglücklich Liebenden, aber weit zarter und feiner hat Thomas die tragische Erzählung aufgefaßt, erweitert und ausgeführt. Was von seinem Gedicht übrig ist, gehört allerdings dem zweiten Teil an. Isolde ist trotz ihrer dreijährigen Untreue und ihres unerhörten Ränkespiels von Marke wieder in Gnaden aufgenommen; Tristan lebt verbannt in der Bretagne. In seiner trostlosen Vereinsamung beginnt er an Isoldes Treue zu zweifeln. Da lernt er eine zweite Isolde kennen: Isolde Weißhand (Iseut aux Blanches Mains), die Tochter des Königs der Bretagne. Er hat ihrem Vater Dienste geleistet. Schon der Name zieht ihn an, sie wendet ihm die zärtlichste Liebe zu, und er nimmt sie zur Frau. Doch er liebt sie nicht. Kaum ist der Ehebund geschlossen, so kehrt er sich von ihr ab und läßt sie einsam trauern. Als Narr verkleidet sucht er die blonde Isolde wieder auf, der allein sein Herz gehört. Aber seines Bleibens ist nicht am Hofe Markes, der bei Thomas über ganz England regiert. Und so schmachten denn beide Paare in schwerem Gram dahin. Die blonde Isolde singt das jammervolle Lied vom Ritter Guiron, den der Graf bei seiner Gemahlin überraschte und tötete und dessen Herz er ihr hernach zu essen gab. Tristan macht sich ein Bildnis der blonden Isolde, das er abwechselnd liebkost und verwünscht, je nachdem Liebe oder Verdacht in ihm die Oberhand gewinnen. König Marke bleibt wie ehedem der Ungeliebte und Betrogene. Isolde Weißhand aber findet alle ihre Liebe mit Kälte belohnt.

Wer kann es sagen allzumal,
Wer von den vier litt größte Qual.
Ich hab' es selber empfunden nicht;
Verliebte mögen uns geben Bericht.

Das unselige Doppelverhältnis Tristans muß sich endlich rächen. Bei der Verteidigung einer Dame, der er auf die Aufforderung eines Zwerges zu Hilfe kommt, wird er von dem Entführer derselben mit einer vergifteten Waffe verwundet, und niemand kann ihn retten als die blonde Isolde. Er gewinnt seinen Schwager Kaherdin, nach England zu fahren und sie herbeizuholen; doch Isolde Weißhand hat ihr Gespräch belauscht und kennt das Zeichen, das die Ankunft ihrer Rivalin melden soll. Kaherdin entledigt sich seiner Botschaft mit ebensoviel Treue als Gewandtheit. Die blonde Isolde läßt alsbald König Marke im Stich und folgt dem Boten ihres Geliebten auf sein Schiff. Sie haben günstige Fahrt, und schon ist die

Küste der Bretagne in Sicht, als ein Sturm losbricht und das Schiff fünf Tage lang auf dem Meer umhertreibt. Isolde ergießt sich in herzzerreißenden Klagen. Endlich legen sich die Wogen. Ein weißes Segel wird aufgezogen, um Tristan die nahe Rettung zu verkünden. Aber verzehrt von Gram, Rachegefühl und Eifersucht meldet Isolde Weißhand dem kranken Gatten, daß ein schwarzes Segel in Sicht sei. Das gibt ihm den Todesstoß. Obschon er sich von der blonden Isolde verraten und preisgegeben glaubt, hält er doch an ihrer Liebe fest und stirbt mit ihrem Namen auf den Lippen. Schon am Landungsplatz erfährt Isolde seinen Tod. Kein Wort, kein Schrei entringt sich ihr, während sie zum Palaste eilt, von der Menge um ihrer Schönheit willen bestaunt. In ergreifenden Worten beklagt sie ihre verspätete Ankunft, wirft sich dann auf die Leiche und stirbt in den Armen des Geliebten.

Hier kommt Thomas' Schrift zum Schluß.
Allen Liebenden Heil und Gruß,
Zarten, sinnigen von Gedanken,
Stillgequälten, sehnsuchtskranken,
Allen, die die Verse hören.
Ist auch nicht jeder Wunsch gestillt,
Mein Bestes zu tun war ich gewillt,
Eine Geschichte euch vorzutragen,
Die den Liebenden möchte behagen,
Wo da und dort sich etwas senken
Möchte in freundliches Angedenken,
Daß sie schöpften Trost und Mut
Wider Unrecht und Schicksalswut,
Wider Unheil, Pein und Schmerz,
So die Liebe trifft ins Herz.

Gegen den rauhen, aber dabei tiefernsten, männlichen und religiösen Charakter der älteren Chansons de Geste zeigt sich hier wohl eine gewisse Milderung und Verfeinerung, aber auch eine bedenkliche Verweichlichung und Erschlaffung der Sitten[1].

Die Immoralität des Stoffes liegt auf der Hand. Die sinnliche Liebesglut ist hier eins und alles. Tugend und Ehre, Reinheit und Treue, Ehe und Recht gelten nichts gegen sie. Über alle Gesetze springt sie frivol hinweg, Wahrheit und Pflicht tritt sie mit Füßen. Kein Eid ist ihr heilig; Gott selbst wird freventlich zu ihrem Schutz angerufen. Jugend, Schönheit und Genuß werfen einen kurzen, verfänglichen Schimmer auf die allmächtige, vergötterte Leidenschaft. Doch der Wurm des Todes nagt an ihr. In

[1] Über die verschiedenen Einflüsse, die bei dieser Umwandlung zusammenwirkten, vgl. L. Johnston, The Literature of Chivalry (The Catholic University Bulletin, Lancaster and Washington 1902, VIII 317—339).

kurzem Rausche verzehrt sie sich selbst und zerstört alles, was in ihre Nähe kommt. In dieser Tragik liegt ein moralisches, versöhnendes Moment. Es kommt jedoch nicht zu seinem Rechte. Zum Schluß erstrahlen die Ehebrecher in einem Lichte der Verklärung, als ob es sich um nichts als ein Martyrium treuer Liebe handelte. Das geschieht allerdings nicht in überlegtem Gegensatz zur sittlichen Ordnung, sondern in der maßlosen, leichtsinnigen Überschwenglichkeit des weiblichen Gefühls, das über dem Traum der Liebe alles andere vergißt und mit einem Schein von Unschuld und Kindlichkeit weich und glatt über alle Abgründe dahingleitet.

Zehntes Kapitel.

Marie de France.

Eine Episode aus „Tristan" sowie ein darin erwähntes „Lai" finden sich unter den 15 Lais, d. h. kürzeren Verserzählungen, welche uns unter dem Namen „Marie de France" überliefert sind. „Marie ai nom, si suis de France" ist das einzige, was sie selbst über sich berichtet. Die Forschung hat festgestellt, daß sie im reinen Dialekt der Normandie schrieb, also aus der Normandie stammte, aber in England lebte und dichtete, zur Zeit Heinrichs II. Plantagenet (etwa um 1175), daß sie diesem König ihre Lais, die Fabelsammlung „Ysopet" aber wahrscheinlich seinem natürlichen Sohne William Longsword widmete, daß sie endlich auch die Legende vom Fegfeuer des hl. Patrick nach lateinischer Vorlage (in 2302 Achtsilbern) behandelt hat. Da sie Ovid zitiert und antike Geschichte und Sage kennt, muß sie wohl etwas lateinische Schulbildung genossen haben. Das ist alles, was man über die erste französische Dichterin Sicheres weiß[1]. Die wenigen Daten eröffnen aber immerhin einen bedeutsamen Hintergrund.

Durch die normannische Eroberung (1066) hatte sich das Gebiet der französischen Sprache auch über England ausgedehnt. Von Wilhelm dem Eroberer erlassene Strafgesetze sind noch in französischer Fassung erhalten. Um 1113 verfaßte Philipp von Thaon, ein Kleriker in London, seinen ge-

[1] Ihre Werke herausgeg. von Roquefort, 2 Bde, Paris 1820; ihre „Lais" von K. Warnke (Suchiers Bibl. Normannica III), mit Anmerkungen von R. Köhler, Halle 1885. — W. Hertz, Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen, Stuttgart 1862. — E. Mall, De aetate rebusque Mariae Francicae, Halis Saxon. 1867. — G. Paris, Les Romans en vers du Cycle de la Table Ronde, Hist. litt. de la France XXX, Paris 1888. — J. Bédier, Les Lais de Marie de France, Rev. des Deux Mondes CVII, Oct. 1891, 834—863. — Schiött, L'amour et les amoureux dans les lais de Marie de France, Lund 1889.

reimten „Computus", 1125 widmete er der Königin Aaliz[1] seine versifizierte Bearbeitung des „Tierbuches" (Bestiaire). Um dieselbe Zeit wurde ihr von einem andern Poeten, Benoit de Ste. Maure das „Leben des hl. Brendan" gewidmet. Nicht viel später fällt der in Sechssilbern gehaltene Dialog „Der Streit zwischen Leib und Seele". Etwa um 1136 schloß Galfried Monmouth seine fabelhafte „Geschichte der Könige von Britannien" ab, die alsbald Bearbeiter in französischer Sprache fand. Auch angelsächsische Stoffe, wie die von „Horn, Aaluf und Waldef", wurden von anglonormannischen Sängern aufgegriffen.

Einen weit größeren Aufschwung nahm die Literatur unter dem ersten der Plantagenets, Heinrich II., geb. 1133, 1153 auf dem Konzil von Winchester von Stephan von Blois adoptiert und als sein Nachfolger anerkannt, nach dessen Tode 1154 zur Herrschaft gelangt. Von seinem Vater Geoffrey Plantagenet erbte er die Grafschaften Anjou und Touraine, von seiner Mutter, der verwitweten Kaiserin Mathilde, die Normandie und Maine. Die von König Ludwig VII. verstoßene Königin Eleonore von Aquitanien, welche er 1152 heiratete, brachte ihm die Herrschaft über Poitou, Saintonge, die Auvergne, Périgord, Limousin, Angoumois und Guyenne. So besaß er in Frankreich selbst fast mehr Macht und Ansehen als der König, dessen nomineller Vasall er war.

Wie in den geistigen Kämpfen zwischen dem hl. Bernhard und der rationalistischen Richtung des Abälard, offenbarten sich in dem großen Kampfe Heinrichs II. mit der Kirchengewalt die Gegensätze des Mittelalters in ihrer ganzen Schärfe und Tiefe. Es herrschte durchaus keine Knechtschaft und Grabesruhe. Die Bestrebungen der Welt, die menschlichen Leidenschaften kamen den Forderungen kirchlicher wie politischer Gesetzgebung gegenüber zur buntesten Entfaltung. Mitten in dem politischen und kirchenpolitischen Gewirr entwickelte sich indes die mittelalterliche Scholastik zu immer reicherer Blüte, die humanistischen Studien wurden mit wachsendem Eifer gepflegt, eine ganze Reihe berühmter Namen verewigt diese Zeit in den Annalen der Wissenschaft, das eben begründete Studium generale zu Paris gestaltete sich zum Mittelpunkt der universellsten geistigen Bestrebungen.

[1] The name of Alice is frequently mentioned with honour by the contemporary versifiers Gaimar, Benoit and Philippe de Thaun. The works of these writers are still extant in manuscript: and show that their authors knew little of the inspiration of poetry.... The narratives of the Gallo-Norman poets are tame, prosaic and unterminable; and their authors seem tho have known no beauty but the jingle of rhyme, and to have aimed at no excellence but that of spinning out their story to the greatest possible length. These poems, however, such as they were, delighted those for whom they were written, and, what was still better, brought wealth and popularity to their authors" (J. Lingard, History of England II, London 1844, 154 155).

An dem flotten, verschwenderischen Hofleben, das uns John von Salisbury mit scharfer Kritik gezeichnet, hat Thomas Becket selbst in jüngeren Jahren Anteil genommen. Neben den ernsten Geschichtschreibern Odericus Vitalis, Wilhelm von Malmesbury, Wilhelm von Newbury, Radulphus de Diceto, Roger von Hoveden frönten Nigel Wireker, Walter Map und Gervasius von Tilbury dem ausgelassensten Humor, ahmten Wilhelm von Blois u. a. in unerbaulichster Weise dem Ovid nach, ließen die Goliarden ihren Spott an allen Ständen und Verhältnissen aus [1].

Mit der Troubadourpoesie der Provençalen waren die Nordfranzosen und Anglonormannen unzweifelhaft schon auf den zwei ersten Kreuzzügen bekannt geworden, wenn auch Herzog Guilhem IX. von Aquitanien, der fürstliche Troubadour, den ersten nicht mitmachte, sondern erst 1100 als Nachzügler über Konstantinopel nach Kleinasien zog und Jerusalem 1102 als einfacher Pilger besuchte. Der poetische Minnedienst und sein Einfluß auf die Literatur mußten sich indes weit mehr geltend machen, als Eleonore, die kunstliebende Enkelin des herzoglichen Troubadours, sich erst mit Ludwig VII. von Frankreich, nach ihrer Verstoßung mit Heinrich II. von England vermählte. Einer der berühmtesten Troubadours, Bernhard von Ventadour, folgte ihr erst in die Normandie, später an den englischen Königshof und verherrlichte sie in kunstvollen Liedern. Es kann kein Zweifel sein, daß der Frauenkult, welchen die provençalische Minnedichtung verkörperte, nicht wenig dazu beigetragen hat, auch die nordfranzösische Epik zum Abenteuer- und Liebesroman umzugestalten.

Wie der Minnedienst der provençalischen Liebeshöfe, fußend auf der Huldigung eines unverheirateten Ritters und Sängers an eine durch Schönheit und Lebensstellung ausgezeichnete verheiratete Frau, im schärfsten Widerstreit zu den christlichen Idealen der Liebe und Ehe zu stehen scheint, so ist es auch mit dieser romanhaften Epik, in welcher ganz ähnlich alle Tapferkeit, aller ritterliche Heroismus in den Dienst weiblicher Schönheit und Huld gestellt wird. Man braucht indes nur an die Stellung zu denken, welche der Frau in der hellenischen und römischen Gesellschaft zugeteilt war, um zu erkennen, daß jener enthusiastische Frauenkultus die sittliche und soziale Erhebung der Frau voraussetzt, welche erst das Christentum herbeigeführt hatte. Als schwach und wehrlos gehört sie in der älteren ritterlichen Epik zu den Schutzbefohlenen, für welche der Ritter seine Kraft und Ehre einzusetzen hatte. Die Verehrung, welche der jungfräulichen Mutter des Erlösers gezollt wurde, umgab auch die Jungfrau und die Mutter mit einer Weihe, von der das Heidentum keine Vorstellung gehabt hatte. Mit der fortschreitenden Kultur ward die Burgherrin zum freundlichen Mittelpunkt des

[1] Vgl. IV 401 ff.

häuslichen und geselligen Lebens, eine kleine Königin, die für Wohlsein und Wohlbehagen, Schmuck und Zier, Freude und Unterhaltung sorgte — sie ward die Königin der Feste und Turniere, meist durch persönliche Schönheit oder edle Geistesgaben ausgezeichnet, durch malerische Tracht oder köstlichen Schmuck gehoben. Die Edelfräulein, Zofen und Mägde traten gegen sie in den Schatten — als bloßes Gefolge der alle überstrahlenden Herrin und Gebieterin.

Dieser Herrin der Burg, dieser Königin eines kleineren oder größeren Hofes galt die poetische Huldigung des ritterlichen Troubadours. Die phantasievolle Begeisterung, mit welcher jene Zeit das Feudalverhältnis erfaßte, ward auch auf diese Huldigung übertragen. In den Regeln der Minnehöfe läßt sich deutlich diese Übertragung erkennen. Die Würde der Gattin, die Weihe der Ehe wurde dabei an sich nicht angetastet, war vielmehr der feste Anhaltspunkt der Ehre und Auszeichnung, auf welcher jene Huldigung beruhte. Persönliche Schönheit und Liebenswürdigkeit spielten dabei indes auch ihre Rolle. In die phantasievolle poetische Huldigung mischte sich zarte Neigung, Liebe, Leidenschaft, und so erhielt sie nur allzuleicht eine schiefe Richtung, die schließlich den christlichen und ritterlichen Idealen faktisch ganz widersprach und zu den ärgsten Verirrungen führen mußte. Wahre und echte Minne ging bei dem hundertstimmigen Liederwettkampf fast leer aus; am lautesten und mannigfaltigsten tönte das Lied leidenschaftlicher Sänger, denen es mit ehebrecherischer Liebe Ernst geworden, oder das Lied von Virtuosen, die in den höfischen Spielereien einer unerwiderten Liebe mit Ruhm und Ansehen, Geld und Geschenken vorlieb nahmen. Manche der Troubadours werden von der Überlieferung als leidenschaftliche, gewissenlose Frauenjäger geschildert; doch läßt sich zwischen Phantasiespiel und Wirklichkeit nicht immer genau unterscheiden. Die realistische Auffassung der Neuzeit darf man nicht in eine Zeit übertragen, in welcher jugendliche Phantastik und südliche Lebhaftigkeit leicht in vorübergehende Verirrungen hineinrissen, das bessere Selbst aber doch wieder zu sich kam. Bernhard von Ventadour ist nach all seinem bunten Wanderleben im Cistercienserhabit gestorben.

Die Lais Marias von Frankreich (wenigstens zwölf werden ihr auch von strengerer Kritik mit Rücksicht auf Sprache, Darstellung und andere Merkmale zugestanden) sind sämtlich Liebesgeschichten, die sie aus der Bretagne mit sich gebracht zu haben scheint. Die meisten derselben spielen daselbst und lassen durch keltische Personennamen und Wörter von keltischer Abstammung vermuten, daß die Dichterin sie schon aus einer schriftlichen Fassung kennen lernte. Die kürzeste zählt 118, die längste 1184, die meisten ungefähr 500 Verse.

Der Tristansage gehört das „Lai vom Geisblatt" (Chèvrefeuille) an. Von König Marke verbannt, treibt sich Tristan im Wald umher und rastet nachts bei armen Leuten. Wie er eines Tages hört, daß der Hof

sich zu einem großen Feste begeben soll, schneidet er am Wege den Zweig einer Haselstaude ab, schält sie, gräbt darauf seinen Namen und wirft sie auf den Weg. In einem kurzen Briefchen hatte er ihr zuvor das Zeichen erklärt, daß er ohne sie nicht leben könne, daß er Isolde wenigstens wieder einmal sehen müsse, daß es mit zwei Herzen gehe, wie der Haselstaude und dem Geisblatt, die, auseinandergerissen, verdorren müssen.

Le coudrier meurt promptement,
Le chèvrefeuille également,
Belle amie, ainsi est de nous,
Ni vous sans moi, ni moi sans vous.

Die Königin findet den Zweig, trennt sich von ihrem Gefolge unter dem Vorwand, im Walde ausruhen zu wollen, und gibt Tristan das erflehte Stelldichein, das beide wieder für einige Zeit ermutigt, wenn sie auch unter Tränen sich trennen müssen.

„Laustic" (l'Eustic) heißt auf bretonisch die „Nachtigall". Bei St Malo verliebt sich die Frau eines Ritters in dessen Nachbarn. In strengstem Gewahrsam gehalten, kann sie nicht zu ihm kommen, benutzt indes jede Gelegenheit, vom Fenster aus den Gegenüberwohnenden zu sehen, mit ihm zärtlich zu plaudern und ihm kleine Geschenke zuzuwerfen. Auch in mondheller Frühlingsnacht erhebt sie sich von ihrem Lager, wirft einen Mantel um und hält vom Fenster aus ihr sehnsüchtiges Stelldichein. Da ihr Gatte endlich aufmerksam wird, entschuldigt sie sich damit, sie hätte einer Nachtigall zuhören wollen, deren Gesang sie doch nicht hätte schlafen lassen. Da läßt er im Garten Schlingen legen, bringt ihr die gefangene Nachtigall, dreht ihr den Hals um und wirft ihr das blutende Vöglein zu: „Jetzt kannst du in Frieden schlafen; es wird dich nicht mehr wecken." Sie wickelt das tote Tierchen in goldgestickte Seide und schickt es ihrem Geliebten; der legt die Nachtigall in ein mit Edelsteinen besetztes Goldkästchen, das er fürder stets bei sich trägt.

An den Berg der „Zwei Liebenden" knüpft sich eine längere Erzählung. Ein König will sein einziges Töchterlein, daß er zärtlich liebt, nur dem vermählen, der es, ohne auszuruhen, auf die Spitze des Berges tragen kann. Viele Freier versuchen es, kommen aber nicht bis über den halben Berg hinauf. Ein junger Graf, dessen Liebe sie erwidert, möchte sie entführen. Dazu willigt sie nicht ein, verschafft ihm aber von einer Tante in Salerno einen stärkenden Trank, der ihm das Abenteuer ermöglichen soll. Wie er, die köstliche Phiole in der Tasche, die Geliebte auf den Armen, den Berg emporklimmt, will er nichts mehr von Stärkung wissen, weist die wiederholten Mahnungen des Fräuleins von sich, trägt sie wirklich auf die Spitze des Berges, bricht aber dort tot zusammen. Aus Herzeleid stirbt auch sie an seiner Leiche.

„Guigemar“ ist ein jugendlicher, hoffnungsfroher Recke, der bei der Jagd auf eine Hirschkuh verwundet, von der jungen Frau eines älteren Ritters verpflegt und geheilt wird. Die holde Pflegerin wird bald zur Geliebten. Da ihre Zuneigung ebenso bald entdeckt wird und sie sich trennen müssen, verpflichten sie sich gegenseitig zu ewiger Treue. Sie finden sich auch später bei dem bretonischen Ritter Meriades wieder, den Guigemar glücklich besiegt, um dann mit seiner Geliebten fürder vereint zu bleiben. Im „Equitan“ will die verräterische Frau eines Seneschalls ihren Gatten ohne Aufsehen durch ein heißes Bad aus dem Leben schaffen; aber nun fügt es sich, daß gerade der junge König in das Bad gerät, dessen Buhlin sie geworden.

Das „Lai von der Esche“ (du Fraisne) hat seinen Namen davon, daß in einem solchen Baume ein armes Zwillingstöchterchen von ihrer Mutter ausgesetzt wird, weil der Volksaberglaube in Zwillingsgeburten ein Zeichen des Ehebruchs erblickte. Das Kind findet indes Aufnahme in einem Kloster und wird da zur herrlichen Jungfrau aufgezogen, bei einem Besuche von dem jungen König entdeckt und auf sein Schloß entführt. So sehr er sie liebt, so bestimmen ihn doch politische Rücksichten, um eine andere als Braut zu freien. Sich seinem Wohl ganz unterordnend, fügt sich die Verdrängte demütig in das Los, Dienerin seiner Braut zu werden, und hilft alles zur Hochzeit bereit zu machen. An einer gestickten Decke, die sie mit sich führt, wird sie indes noch rechtzeitig als die Zwillingsschwester der Braut erkannt und tritt nun selbst an deren Stelle.

Die Sage vom Werwolf verkörpert sich in dem Lai vom „Bisclaveret“. Ein junger bretonischer Ritter vertraut seiner noch ebenso jugendlichen neugierigen Frau, daß er sie jede Woche drei Tage verlassen und als Wolf im Walde leben müsse, bei einer Kapelle jedoch seine Kleider wiederfinde und mit denselben alsbald wieder Menschengestalt erhalte. Sie wird ihm nun untreu, verrät ihrem neuen Liebhaber sein Geheimnis und bewegt ihn, dem Unglücklichen seine Kleider zu stehlen. Dieser bleibt nun ein ganzes Jahr in Wolfsgestalt und flüchtet bei einer Jagd zu einem König, der ihn mit an seinen Hof nimmt. Wie sich aber das ehebrecherische Paar an dem Hofe zeigt, stürzt das sonst so zahme Tier wütend auf sie los und veranlaßt so zu allgemeinem Staunen, daß dieselben ihre Schuld gestehen, die Kleider ausliefern und dem lang Gequälten und schmählich Betrogenen wieder zu seiner Menschengestalt verhelfen.

Im „Lanval“ ist eine Feengeschichte mit der Artussage verknüpft. Der Ritter Lanval lebt nämlich im Umgang mit einer Fee von wunderbarer Schönheit; ihre Huld ist jedoch an das Versprechen geknüpft, daß er über sein Verhältnis das strengste Stillschweigen beobachte. Lanval verplaudert sich, rühmt ihre Schönheit vor Artus' Gemahlin in herausfordernder,

geradezu verletzender Weise und wird deshalb von ihr nicht nur wegen dieser Beleidigung, sondern fälschlich auch schlimmer Absichten auf sie bezichtigt. Die letztere Anklage kann er vor dem König als falsch zurückweisen; wegen seiner Prahlerei aber wird er vor den Hof des Königs belangt und stände da hilflos und ratlos, wenn nicht im letzten Augenblick die Fee sich seiner erbarmte, sich dem König und dem Hof im Vollglanz ihrer Schönheit zeigte, die falsche Anklage der Königin selbst widerlegte und dann ihren Ritter mit sich ins selige Land Avalon entführte.

In dem Lai vom „Unglücklichen" (Chaitivel) wird eine Dame von vier Liebhabern umworben, von denen alle ihr Achtung und Zuneigung einflößen, so daß sie sich für keinen zu entscheiden vermag. Die unlösbare Schwierigkeit endet im Turnier, in welchem drei der Freier fallen, der vierte unheilbar verwundet wird, so daß sie ihn zwar noch liebreich pflegen, aber nimmer die Seine werden kann.

Im Lai von „Milun" spielt die Hauptrolle der Sohn, den ihm seine Geliebte heimlich geboren hat und von einer ferne lebenden Schwester aufziehen läßt. Sie wird dann an einen andern verheiratet, verkehrt aber durch einen Schwan als Briefträger noch weiter mit ihrem ersten Geliebten. Bei einem Turnier kommt es zum Kampfe zwischen diesem und seinem Sohn, den er aber schließlich an einem Ring als seinen Sprößling erkennt, und der Tod des ungeliebten Gatten ermöglicht es, daß sie sich in richtiger Ehe zusammenfinden.

„Yonec" ist ebenfalls der Sprößling einer unrechtmäßigen Verbindung, die aber eine tragischere Wendung nimmt. Die Mutter, von einem alten bretonischen Ritter in einem festen Turm eifersüchtig bewacht, wird von einem großen Vogel besucht, der sich, einmal in der Stube, als der schönste Ritter entpuppt. Seine Besuche wiederholen sich, werden aber von dem eifersüchtigen Gatten erspäht. Er läßt ein Gitter mit messerscharfen Stäben vor das Fenster setzen. Der Eindringling wird dadurch zu Tode verwundet, kann aber noch fliehen. Die Geliebte stürzt sich ihm im Nachtgewande durch das Fenster nach und folgt seinen Blutspuren bis zu einem wunderbaren Palaste. Da übergibt er ihr einen Zauberring, der die Gewalt hat, ihren Gemahl alles vergessen zu machen, und sein Schwert, das sie einst ihrem Sohne Yonec übergeben soll, wenn er zum Ritter herangewachsen. Beim Feste des hl. Aaron in Chester führt sie nach Jahr und Tag ihren Gemahl und ihren Sohn zur Abtei, übergibt letzterem das Schwert, unterrichtet ihn über das Geheimnis seiner Abstammung und sinkt dann tot an dem Katafalk ihres Geliebten nieder. Ihr Sohn ergreift das Schwert und haut dem Todfeinde seines Vaters das Haupt ab. Die Mutter aber wird an der Seite ihres Geliebten bestattet.

Die längste und wohl auch schönste Erzählung Maries trägt den Titel „Elidue". So heißt ein bretonischer Ritter, der, bei seinem König in

Ungnade gefallen, seine Heimat verläßt, um mit zehn seiner Mannen in England Waffendienst zu suchen. Seine Gemahlin läßt er in der Obhut guter Freunde zurück und versichert sie beim Abschied seiner unwandelbaren Treue. Bei einem alten König in Exeter, der im Krieg mit Grenznachbarn liegt, findet er alsbald Dienst, wirft die Feinde in ruhmvollem Kampfe zurück und wird von dem dankbaren König für ein Jahr weiter mit dem Schutze seines Reiches betraut. Von seinen Heldentaten hört indes die einzige Tochter des Königs, Guilliadon, läßt ihn zu sich bitten und wird schon von der ersten Bekanntschaft mit glühender Liebe für ihn erfüllt. Nun hat sie keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht. Ein Kämmerling, den sie ins Vertrauen zieht, rät ihr, dem Ritter einen Gürtel oder einen Ring zu senden: wenn er das Geschenk freudig annehme, so könne sie seiner Gegenliebe versichert sein. Obwohl sich in Eliduc schon nach dem ersten Besuch das Gewissen geregt, nimmt er die ihm angebotenen Geschenke an, tut den Gürtel um und steckt den Ring an seinen Finger, stellt aber an den Kämmerling keine weitere Frage. Auch er fühlt sich indes von mächtiger Neigung zu Guilliadon erfaßt. Die neue Liebe und die alte, heilig versprochene Treue kämpfen in seinem Herzen einen schweren Kampf. Er kann dem Wunsche nicht widerstehen, Guilliadon wenigstens wiederzusehen, und geht darum zum König, der ihn, ohne etwas von dem angesponnenen Roman zu ahnen, seiner Tochter vorstellt. Er kann ihr nun für ihre Geschenke danken und ihr seine Liebe gestehen. Sie können sich fürder öfter sehen und sprechen. Aber noch vor Ablauf des Jahres, für welches Eliduc sich dem König von Exeter verpflichtet, bereut es sein angestammter Herrscher in der Bretagne, ihn verstoßen zu haben; von Feinden hart bedrängt, ruft er ihn in die Heimat zurück. Guilliadon fällt über diese Nachricht in Ohnmacht; daraus erwacht, will sie sich von Eliduc entführen lassen. Dieser geht nicht darauf ein; denn er will ihrem Vater die Treue nicht brechen. Er verspricht ihr jedoch, wiederzukommen, sobald er seinem eigenen Herrn die verlangten Dienste geleistet habe. Während Guilliadon sich in Sehnsucht nach ihm verzehrt, ist seine Gattin daheim tiefbetrübt über seine ungewohnte Kälte. Er sucht sich damit zu entschuldigen, daß er wieder nach England zurück müsse, um dort seine Dienstzeit zu erfüllen. Sobald er seinen eigenen König freigekämpft, fährt er auch schleunigst nach England zurück, aber nur in der Absicht, seine Geliebte zu entführen. Ein von ihm entsandter Kämmerling bringt sie nächtlicherweile glücklich aus dem väterlichen Palast; an einem abgelegenen Landungsplatz harrt er ihrer und bringt sie zu Schiff. Doch bei der Überfahrt bricht ein schrecklicher Sturm aus. Einer von der Mannschaft gibt Eliduc die Schuld, weil er die Ehe gebrochen habe, und fordert ihn auf, die Entführte zur Sühne ins Meer zu werfen. Zum erstenmal hört Guilliadon, daß ihr Geliebter nicht

frei, sondern ein verheirateter Mann ist. Wie entseelt bricht sie zusammen. Eliduc erschlägt den Bootsmann mit einem Ruder, wirft ihn ins Meer, setzt sich selbst ans Steuerruder und gelangt ans Land. Zu Pferde bringt er die Entseelte in eine einsame Waldkapelle. Da der dort weilende Eremit erst kürzlich gestorben, macht er selbst der Toten vor dem Altar ein Lager zurecht, läßt sich dann seiner Gattin ansagen und reitet nach Hause. Die treue Gemahlin empfängt ihn mit innigstem Jubel; er aber ist traurig, stumm, wie verstört. Zwei Tage bleibt er zu Hause, hört die Messe und geht allein zu der Waldkapelle, um an der Leiche der Geliebten zu beten. Er findet sie ohne Regung, ohne Lebenszeichen, aber mit frischer, lebendiger Farbe. Seine Frau läßt ihn durch einen Diener beobachten, der bald der Sache auf die Spur kommt und auch sie zu der Kapelle führt. Sie staunt über die Schönheit und Holdseligkeit der Toten. Sie findet es erklärlich, daß ihr „Herr" über eine solche „Freundin" trauert. Keine Spur von Eifersucht beschleicht sie. Sie trauert mit ihm. Einst hatte sie gesehen, wie ein Wiesel sein totes Weibchen mit einer gewissen Pflanze wieder ins Leben zurückgerufen. Von dieser Pflanze bricht sie die rote Blüte und steckt sie der Toten in den Mund. Nach einiger Zeit kommt diese zu sich und seufzt. Sie erzählt ihrer darüber erfreuten Retterin die Geschichte ihrer Liebe und ihrer Entführung.

Dame, je suis en Loyre née,
Fille d'un roi de la contrée,
Moult ai aimé un chevalier,
Eliduc, le bon soudoyer.
Avec lui il m'a emmenée;
De me tromper fit le péché!
Femme il avait, ne me le dit,
Ni jamais ne m'en pus douter.
Quand de sa femme ouïs parler,
Du deuil que j'eus je me pâmai.
Il m'a trahie, abandonnée.
Bien est folle, qui homme croit!

Die viel schmählicher betrogene Gattin stimmt nicht in ihren Vorwurf ein; sie denkt nur an das Herzeleid, das ihr Gatte gelitten und das sie mit ihm gefühlt, an die Freude, welche er empfinden wird, wenn er die Geliebte wieder am Leben treffen wird. Ihr Entschluß ist gefaßt. Sie will ins Kloster gehen, um Eliduc seiner wiedererstandenen Geliebten zu überlassen. So geschieht es denn. Eliduc baut eine Abtei, in welche sich seine Frau mit dreißig Nonnen zurückzieht. Er selbst vermählt sich mit Guilliadon und lebt lange Zeit mit ihr zusammen. Doch fühlen sich beide nicht recht ruhig im Gewissen. Sie fangen an, viele Almosen zu spenden, und endlich gehen auch sie ins Kloster. Eliduc gründet für sich

eine eigene Abtei. Guilliadon lebt in schwesterlicher Eintracht mit seiner früheren Gattin.

Et la reçut comme sa soeur,
Et moult lui porta grand honneur,
Pour leur ami elles priaient,
Afin que Dieu lui fit merci,
Et lui priaient aussi pour elles,
Grâce à Dieu firent belle fin.

Dieser Schluß läßt keinen Zweifel übrig, daß die Dichterin im tiefsten Grunde christlich dachte und fühlte, und daß es ihr ganz ferne lag, die Unauflöslichkeit der Ehe und die öffentliche Moral durch pikante oder sentimentale Ehebruchsgeschichten antasten zu wollen. Sie hat die Stoffe ja auch nicht erfunden oder weithergesucht, sondern aus der Volkspoesie aufgegriffen, welche weithin durch England und Frankreich im Umlauf waren. Was die Erzählungen ihr danken, läßt sich nicht genauer bestimmen, aber höchst wahrscheinlich ist es der schlichte, einfache, naive Ton, in dem sie gehalten sind, und der mitunter an das Kindermärchen streift, das tiefe, innige, echt weibliche Gefühl, mit dem das Schicksal der unglücklich Liebenden erfaßt ist, das weiche Mitleid, das auch in den Schuldigen nur die Unglücklichen sieht, die Zartheit, mit der das Verfängliche des Stoffes umgangen, gemildert oder fast wie etwas Harmloses behandelt ist. Ein melancholischer Zug liegt meist im Stoffe selbst. In der Behandlung klingt noch wehmütiger der Gedanke durch, daß dem Zauber der unerlaubten Liebe tiefes Herzeleid folgt, wahres Glück durch sie zerstört oder durchkreuzt wird, keine irdische Minne volles Glück und wahre Beseligung gewährt. Feenzauber und wunderbare Verwandlungen mahnen übrigens schon daran, daß die Dinge nicht allzu realistisch zu nehmen sind, daß auch der manchmal hochgespannte Idealismus, wie er in der unbegrenzten Selbstlosigkeit der Gemahlin Eliducs und im Lai von der Esche gezeichnet ist, nicht allzustreng nach kanonistischen oder philosophischen Gesichtspunkten analysiert werden darf. Die Seele der Erzählung ist eben Phantasie, Gefühl — Poesie.

Elftes Kapitel.

Chrestien de Troyes.

Der glänzendste Vertreter der höfischen Epik ist Christian von Troyes, über den leider fast alle biographischen Nachrichten fehlen[1]. Keine

[1] W. Förster, Christian von Troyes' sämtliche Werke, Halle. Bis jetzt vier Bände: I. Cligés, 1884, 2. Aufl. 1901; II. Der Löwenritter (Yvain), 1887,

Urkunde trägt seinen Namen, kein Zeitgenosse erwähnt ihn. In seinen Gedichten nennt er sich einmal Crestiien, ein andermal Crestiien de Troies. Von den Werken, welche er in den Einleitungsversen zum „Cligés“ anführt, sind die meisten bis jetzt nicht wieder aufgefunden. Zu den frühesten gehörten wohl die Übersetzungen aus Ovid (Ars amandi und Metamorphosen). Von den letzteren ist nur ein Stück, die Geschichte der „Philomele“, mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen. Darauf beruht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß er höhere lateinische Schulbildung genossen habe. Seine dichterische Tätigkeit fällt in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Etwa auf 1160 wird sein „Tristan“ angesetzt, der verloren ist; ungefähr auf dieselbe Zeit sein „Erec“, das erste seiner Epen, das dem Kreise der Artussage angehört. Etwas später (etwa 1164) dichtete er den „Cligés“, ebenfalls eine Episode aus dem Artuskreise, im zweiten Teil jedoch mit frei behandelten Elementen aus der ursprünglich orientalischen Erzählung von Salomon und Markulf verbunden. Maria, der Gattin des Grafen Heinrich I. von Champagne, widmete er (zwischen 1164 und 1173) die beliebteste und verbreitetste seiner Dichtungen, den „Karrenritter“ (Chevalier de la Charette), eine Bearbeitung des Lancelotromans, die er übrigens unvollendet ließ und die bei lebhafter Spannung viele Lücken und Unebenheiten aufweist. In dieselbe Zeit fällt das abgerundetste und vollendetste Meisterwerk des Dichters, „Der Löwenritter“ (Chevalier du Lion), von den Nachbildnern öfters auch „Yvain“ genannt, die bedeutendste Leistung höfischer Epik in Frankreich überhaupt.

Zwischen 1168 und 1178 verließ Chrestien den Hof Heinrichs I. von Champagne, der 1178 das Kreuz nahm und 1181 starb, und ging an den Hof Philipps von Flandern über, der 1168 seinem Vater in der Regierung folgte. Wann und weshalb dieser Wechsel erfolgte, ist unbekannt, auch das Todesjahr des Dichters, das man indes vor 1191 ansetzen kann. Seine letzten Dichtungen waren: „Wilhelm von England“, ein schon durch den Stoff ernsteres und frömmeres Werk, das indes weniger Erfolg hatte

---

2. Aufl. 1902; III. Erec und Enide, 1890, 2. Aufl. 1896; IV. Der Karrenritter (Lancelot) und Das Wilhelmsleben, 1899. In der Einleitung zum IV. Band (XX—CLII) weist Förster gegen Gaston Paris (Hist. litt. XXX [1888] und Manuel 1888) einläßlich nach, daß der Ansatz der Artussage, der historische Artus, zwar aus Wales stammt, die Artussage selbst ihre weitere Ausgestaltung aber in der Bretagne (Armorica) gewonnen hat. — W. L. Holland, Über Chrestiens de Troies und zwei seiner Werke, Tübingen 1847; Crestien von Troies. Eine literargeschichtliche Untersuchung, Tübingen 1854. — Hist. litt. de la France XV 193—264. — Ch. Potvin, Bibliographie de Chrestien de Troyes, Bruxelles 1863. — Heidsiek, Die ritterliche Gesellschaft in den Dichtungen Crestiens, Greifswalde 1883. — Emecke, Chrestien von Troyes, 1892.

als die vorausgegangenen, und der „Perceval", vor dessen Vollendung ihn der Tod dahinraffte, bedeutsam als die erste Gralsdichtung des Mittelalters.

Der Ausgangspunkt des „Erec"[1] ist das sogenannte „Verliegen", d. h. die feige Untätigkeit, in welche ein von der Liebe befangener Ritter sich in seiner Honigmonatsstimmung einlullen läßt. Alle Bekannten murren und spotten, daß Erec so in seine junge schöne Frau Enide vernarrt ist, daß er darüber aller Aufgaben der Ritterschaft vergessen. Enide klagt darüber bei ihm und rüttelt ihn dadurch stärker auf, als ihr selbst lieb ist. Denn er verläßt nun mit ihr, ohne jedwede andere Begleitung, sein Schloß und zieht auf Abenteuer aus. Sie muß vor ihm hergehen und darf dabei nie das Wort an ihn richten. So schleppt er sie in alle nur erdenklichen Fährlichkeiten hinein, in denen er aber mit seiner ritterlichen Kühnheit und Gewandtheit immer glücklich obsiegt, bis er endlich des grausamen Spieles satt wird und Enide wieder in Gnaden mit nach Hause bringt.

Der Stoff des „Cligés"[2] ist sehr verwandt mit „Tristan", der Kampf einer jugendlichen Liebe gegen die konventionelle Heirat mit einem älteren Gemahl. Während aber im „Tristan" ein Zaubertrank die Liebesleidenschaft motiviert, ist hier die Liebe schon von selbst los, zwei Zaubertränke aber verhelfen ihr zum Siege. Cligés, der Sohn des Kaisers zu Konstantinopel, und Fénice, die Tochter des deutschen Kaisers, lieben sich zärtlich. Die Prinzessin wird jedoch gezwungen, statt ihres schönen jungen Verehrers dessen bereits bejahrten Onkel zu heiraten. Die Lage ist verzweifelt. Durch die Heirat wird der Prinz nicht nur um seine Liebe, sondern auch um die Aussicht auf den Thron gebracht. Niemand weiß Hilfe als die alte Amme Thessala, welche die stille Liebe der Prinzessin bald entdeckt und begünstigt. Sie bereitet einen Zaubertrank, der den Onkel täuscht und Fénice für ihren Herzensbräutigam rein und unversehrt erhält. Cligés selbst kredenzt dem Kaiser am Hochzeitsabend diesen Trank, ohne dessen Wunderkraft zu kennen. Während Fénice mit ihrem Gemahl nach Konstantinopel zieht und dort als Kaiserin geehrt wird, wandert Cligés nach dem Wunsche seines inzwischen verstorbenen Vaters an den Hof des Königs Artus. In vielen Abenteuern erntet er dort unsterblichen Ruhm, hat aber nur Fénice im Sinn, wie diese ihn, und kommt baldmöglichst nach Konstantinopel. Wiedersehen, Liebeszweifel, Liebeserklärungen sind weit ausgesponnen. Die einzige Hoffnung ruht aber auf einer Entführung. Ein alter Diener sichert Cligés in einem Turm ein geheimes Gemach. Fénice stellt sich krank und endlich tot.

---

[1] Erec et Enide, herausgeg. von Bekker in Haupts Zeitschrift für deutsch. Altertum X, Leipzig 1839; von W. Förster in Chrestien von Troyes' sämtlichen Werken III. — Vgl. Othmer, Verhältnis von Chrestien von Troyes' Erec zu dem Mabinogion des rothen Buches von Hergest, Leipzig 1889.

[2] Herausgeg. von Förster, Sämtliche Werke I, 1884.

Zu größerer Sicherheit gibt ihr Thessala einen zweiten Zaubertrank, der sie völlig scheintot macht. So wird sie erst begraben, dann aber in das geheime Gemach gebracht, wo geraume Zeit vergeht, bis sie endlich wieder zu sich kommt. Einige Tage leben sie da beisammen, werden aber entdeckt und müssen flüchten. Bald stirbt der gefoppte kaiserliche Onkel jedoch an einem Wutanfall, und so kann Cligés mit seiner Geliebten von England nach Konstantinopel zurückkehren, wo er Kaiser und sie seine Gattin wird.

Chrestiens „Tristan“ ist verloren, und so läßt sich nicht mehr bestimmen, wie er denselben behandelt hat. Stark wird er indes von der gegebenen Sage nicht abgewichen sein, und diese bildet nicht nur ein Seitenstück zu Cligés, sondern ein solches, in welchem die Liebesleidenschaft viel greller auftritt und der ehebrecherische Betrug in noch lebhafterer und bunterer Fassung den eigentlichen Faden der Spannung bildet.

Seinen Höhepunkt findet der Ehebruchsroman aber erst im „Karrenritter“[1], insofern hier nicht ein Zaubertrank die grenzenlose Leidenschaft noch einigermaßen entschuldigt und mildert, sondern der Held sich frei seinen ehebrecherischen Gelüsten überläßt. Der seltsame Titel ist auf Spannung berechnet; denn der unbekannte Ritter entpuppt sich nach langen Umschweifen als Lanzelot vom See, der vielgefeierte Liebhaber der Königin Guenièvere. Die Eröffnungsszene ist den Chansons de Geste nachgebildet, die oft mit einer feierlichen Hofhaltung des Königs Karl beginnen. So hält hier König Artus auf Himmelfahrtstag eine feierliche Versammlung. Ein Ritter, der dem König bereits zahlreiche Herren und Damen abgefangen, fordert ihn jetzt heraus, die Königin durch einen seiner Ritter in ein nahes Gehölz bringen und dann denselben mit ihm kämpfen zu lassen; siege ihr Begleiter, so sollen die Gefangenen zurückgegeben werden, siege er aber selbst, so soll auch die Königin ihre Gefangenschaft teilen. Der Seneschall Keu, die komische Person des Artuskreises, meldet sich zu dem Zweikampf, und König Artus hat die Schwäche, ihm das Los der eigenen Gemahlin anzuvertrauen. Gauvain macht ihm darüber Vorwürfe, und Artus sieht seinen Fehler ein. Aber es ist zu spät. Er kann sein Wort nicht zurücknehmen und Gauvain nur verstatten, dem Seneschall zu folgen und zu beobachten. In einem Wald begegnet ihm Keus Pferd mit zerrissenem Zügel, gebrochenem Sattel, blutigem Steigbügel. Dann stößt er auf einen unbekannten Ritter, mit dem er gemeinschaftlich etliche Abenteuer besteht. Nachdem dieser sein Pferd verloren, besteigt er auf den Rat eines Zwerges einen Karren. Für einen Ritter ist das die größte Schande, da solche Karren als eigentlicher Schand-

[1] Chevalier de la Charette, herausgeg. von Förster, Sämtliche Werke IV, 1899; P. Tarbé, Reims 1849; W. J. A. Jonckbloet, La Haye 1850. — Vgl. Hovey, Launcelot and Guenevere, 1891.

pfahl dienten. Der Zwerg versprach ihm jedoch, ihn so des nächsten Tages schon zur Königin zu bringen. Abends kommen sie zu einem Schloß und werden mit Hohn und Spott empfangen. Der Karrenritter bringt die Nacht auf dem „gefährlichen Bett" zu, wo eine Lanze mit Feuer auf ihn niederfährt, doch ohne ihn zu verletzen. Keu wird in einer Sänfte unten am Schloß vorbeigetragen, die Königin zu Pferde von einem gewaltigen Ritter vorbeigeführt. Ein Fräulein belehrt sie, daß die Königin in die Hände des Méléagant, Sohnes des Königs Bademagu, gefallen und in sein Reich entführt sei. Man kann dazu nur auf zwei gefahrvollen Brücken gelangen. Gauvain wählt den leichteren, der Unbekannte den schwierigeren Zugang. Allen Schwierigkeiten zum Trotz bringt der Unbekannte über die Brücke mit dem Schwerte — und überwindet den Riesen Méléagant vor den Augen der Königin. Jetzt kommt heraus, daß er Lanzelot ist. Er will zur Königin; doch diese zeigt sich spröde und ablehnend. Bademagu führt ihn zu dem verwundeten Keu, der ihm über die Abneigung der Königin keinen Bescheid zu geben weiß. Lanzelot nimmt Abschied, um Gauvain aufzusuchen, wird aber bald wieder von den Leuten des Königs eingefangen und aufs Schloß gebracht. Es verbreitet sich das Gerücht, daß er gestorben sei. Jetzt ist die Königin untröstlich darüber, daß sie ihm so hart begegnet war. Zwei Tage ißt und trinkt sie nicht. Lanzelot hört, sie sei gestorben. Darüber gerät er so außer sich, daß er sich selbst umbringen will und nur mit Mühe daran verhindert wird. Denn ihr zulieb hatte er ja selbst seine Ehre zum Opfer gebracht und war zum Karrenritter geworden. Unendlicher Jubel erfüllt ihn, da er hört, daß sie noch lebt. Sie schwimmt nicht weniger in Seligkeit, da sie vernimmt, daß er um ihretwillen habe sterben wollen und nun noch lebend aufs Schloß gebracht sei. Der König führt ihn selbst zu ihr. Es kommt nun zu den vertraulichsten Erklärungen, und schließlich ladet ihn die Königin zum nächtlichen Stelldichein. Lanzelot muß von einem Garten aus zu ihrem Fenster emporklimmen und verletzt sich beim Biegen der Fenstergitter seine Finger. Blutspuren verraten am andern Morgen seinen Besuch. Die Königin spielt die Unschuldige. Der Verdacht fällt auf Keu. Lanzelot meldet sich als Kämpfer, um dessen Unschuld zu erhärten. In geliehener Rüstung allen unkenntlich kämpft er auf den Wink seiner Dame erst so schlecht als möglich, dann aufs beste. Schließlich wird die Königin nicht von Lanzelot, sondern von Gauvain an den Hof ihres Gemahls zurückgebracht. — Ein klarer, einheitlicher Plan fehlt. Man kommt aus Dunkel und Geheimnis kaum heraus. Angesponnene Fäden werden fallen gelassen, ohne daß eine Erklärung folgt, werden angeknüpft und wieder episodisch verknüpft. Nur die Liebestollheit Lanzelots und der Königin treten im Gewirr der Abenteuer mit verfänglicher Lüsternheit und leidenschaftlicher Lebhaftigkeit hervor. Die Liebesmonologe und -dialoge sind

voll des wärmsten lyrischen Gefühls, die Erzählung immer anschaulich und fesselnd. Die Vollendung des Gedichtes überließ Chrestien seinem Freunde Godefroy de Lagny.

Im „Ritter vom Löwen"[1] verbindet sich die anmutige Erzählungskunst, das warme Gefühl und die reiche Phantasie des Dichters auch mit einem abgerundeten Plan und einer sorgfältigen Durcharbeitung. Stoff und Anregung sind von verschiedenen Seiten zusammengeflossen, er hat dieselben selbständig zum Ganzen gestaltet. Die Mär beginnt wieder mit einer feierlichen Versammlung zu Pfingsten, am Artushofe in Cardwell (Wales). Ein Ritter schildert den Versammelten ein Abenteuer, das für ihn sehr jämmerlich abgelaufen. Von einem Rinderhirten ward er im Walde von Broceliande (in der Bretagne) zu einer Zauberquelle geführt, am Fuß einer herrlichen Fichte. Obwohl gewarnt, goß er aus dem goldenen Becken, das an der Fichte hing, Wasser auf den smaragdenen Boden. Sofort durchtobt ein furchtbarer Sturm den Wald, mit Regen und Hagel, Donner und Blitz. Darauf ließen sich eine Schar Vögel auf der Fichte nieder und sangen wunderbar. Während er dem Gesange lauschte, erschien ein Ritter, schalt ihn, daß er den Sturm verursacht, den Wald geschädigt, sein Schloß erschüttert habe, drang dann auf ihn ein, überwältigte und entwaffnete ihn und ließ ihn hilflos liegen. Auf diese Erzählung hin erhebt sich ein anderer der Artusritter, Ivain, und gelobt, die seinem Genossen angetane Schmach rächen zu wollen.

Da der König selbst nach einiger Zeit die Zauberquelle besuchen will, fürchtet Ivain, daß er einen andern Rächer bestimmen möchte, eilt ihm also zuvor, entfesselt den Sturm, kämpft mit dem Ritter, tötet ihn und dringt bis in sein Schloß vor, dessen Tor aber hinter ihm zufällt. Zum Glück begegnet ihm die Zofe Lunette, die er einst bei Hofe gesehen, und rettet ihm das Leben, indem sie ihm einen Ring gibt, der ihn unsichtbar macht. So kann er die Witwe des Erschlagenen kennen lernen, ohne daß diese ihn sieht. Lunette aber bringt ihre Herrin auf den Gedanken, den Besieger ihres Gemahls zu ehelichen als denjenigen, der sie und all ihren Besitz am besten verteidigen könnte. Sie geht rasch darauf ein, und die Hochzeit wird gefeiert. Bald darauf findet sich der König Artus an der Zauberquelle ein und entfesselt den Sturm. Als Verteidiger erscheint nun Ivain in fremder Rüstung, mit geschlossenem Visier und hebt den Seneschall Keu aus dem

---

[1] Chevalier au Lion, herausgeg. von W. Förster, Sämtliche Werke II, 1887; von demselben, Kleinere Ausgabe, 1891; von Holland, 3. Aufl. Hannover 1886. — Vgl. Goessens, Sage, Quelle und Komposition des Chevalier au Lion (Neuphilol. Studien I), Paderborn 1883. — A. C. L. Brown, Iwain. A study in the origins of Arthurian Romance (Studies and Notes in Philology and Lit. VIII, Boston 1903).

Sattel, der ihm als Kämpfer entgegengestellt wird. Dann gibt er sich zu erkennen, erzählt seine Geschichte und ladet den König und dessen Gefolge auf sein Schloß. Nachdem sie einige fröhliche Tage bei ihm zugebracht, beredet ihn Gauvain beim Abschied, mitzukommen, um nicht durch Tatenlosigkeit schließlich sich und seiner Gemahlin zu verleiden. Er läßt sich gern gewinnen. Seine Gemahlin willigt ein, nur will sie ihn nach bestimmter Zeit zurückhaben. Alles ginge gut; aber Ivain hält die vereinbarte Frist nicht ein. Darum verstößt ihn die schwer beleidigte Schloßherrin und will ihn nimmer bei sich sehen.

Ivain wird nun toll vor Schmerz und Trauer, flieht von dem Hofe, der ihn um sein Glück gebracht, und zieht als fahrender Ritter umher, um den Schwachen und Verfolgten beizustehen. Er rettet einen Löwen, indem er die Schlange tötet, die ihn bereits mit ihren Ringen umklammerte. Das dankbare Tier folgt ihm nun wie ein treues Hündchen, verteidigt ihn in seinen Kämpfen und legt sich jeden Abend zu seinen Füßen nieder. Als Löwenritter wird er in der ganzen Welt berühmt. Niemand ruft ihn vergeblich um Hilfe an. So kommt er auch wieder an den Hof des Königs Artus als Anwalt eines Edelfräuleins, das dessen Schwester um ihre Erbschaft bringen will. Gauvain steht ihm als Kämpfer für die Forderungen der Schwester gegenüber. Einen ganzen Tag kämpfen sie, ohne daß einer von ihnen einen wesentlichen Vorteil über den andern gewinnt. Des Abends rasten sie endlich, wünschen einander Glück, fragen einander um ihre Namen und fliegen sich in freudigem Wiedersehen in die Arme. Doch Ivain bleibt untröstlich über den Verlust seiner Gemahlin. Er geht darum wieder an die Zauberquelle, ruft die fürchterlichsten Stürme wach und wird endlich, dank der klugen Lunette, von der Gemahlin wieder in Gnaden aufgenommen.

Hängen auch die letzten Abenteuer nur sehr lose und willkürlich zusammen, so ist doch das übrige so fein und scharfsinnig gefügt, daß der Leser nur mit wachsendem Interesse der spannenden Erzählung folgt, welche den bunten Glanz des Artushofes mit reizenden Naturbildern und dem Märchenzauber der Volkssage umflicht.

Dieselben Vorzüge der Darstellung finden sich in „Wilhelm von England" (Du Roi Guillaume d'Angleterre oder Vie de Saint Guillaume d'Angleterre)[1] wieder, nur daß der Dichter, der schon im „Löwenritter" die schlüpfrige Seite der höfischen Dichtung verlassen und eine sittlich wie künstlerisch ernstere Richtung eingeschlagen, hier sich in Ton

[1] Herausgeg. von Michel (Croniques Anglo-Normandes III), Rouen 1840; J. A. Giles (Script. rerum gest. Willelmi Cong. 179—269); von W. Förster, Sämtliche Werke IV 253—360; deutsch von Keller, Altfranzösische Sagen, Tübingen 1839. — Vgl. Müller, Untersuchungen über den Verfasser der altfranzösischen Dichtung „Wilhelm von England", 1891.

und Haltung der frommen Legendendichtung nähert. Den Stoff will er zu St Edmund in England durch seinen „Genossen“ Rogier (vielleicht de Lisais) erfahren haben. Einen historischen Untergrund hat er nicht; dagegen lehnt er sich an die vielbeliebte Placidus-Eustachius-Legende, die nach England versetzt und frei gestaltet ist, mit Ausschmückungen aus verschiedenen Quellen, in einem Ton, der zwischen weltlicher Erzählung und religiöser Legende ungefähr die Mitte hält. Der König, ein Muster von Frömmigkeit und Gottergebenheit, verläßt auf höhere Mahnung Thron und Reich, wird in einem Walde auch von seiner Frau und seinen Kindern getrennt, die von Kaufleuten übers Meer entführt werden, verliert durch einen Adler auch noch seinen Beutel mit dem letzten Gelde, wird von Handelsleuten ebenfalls in ein entlegenes Land gebracht und dient da einem Kaufmann, ohne sich je über sein hartes Los zu beklagen. Seine Söhne wachsen indes am Hofe eines Nachbarkönigs zu stattlichen Rittern auf; seine Frau findet die Huld eines andern Königs, der sie wie eine Königin über Haus und Reich walten läßt und ihr bei seinem Tode beides übermacht. Nach vielen Abenteuern zu Land und See finden sich endlich alle wieder, kehren nach England zurück und werden von ihren Untertanen wieder freudig als Herrscher aufgenommen. Die bunte Phantastik eines Abenteuer- und Wanderromans tritt hier unter die Herrschaft religiöser Motive; die vom Schicksal getrennten Liebenden sind nicht mehr betörte Opfer der Leidenschaft, sondern durch das Band der Ehe vereinigte Gatten.

Das letzte Werk Chrestiens ist „Perceval le Gaulois“ [1], zugleich die erste bedeutendere Dichtung, welche die Artussage mit der Gralsage verbindet, und, wenn auch unvollendet hinterlassen, durch mehrere Fortsetzungen, zahlreiche Nachahmungen und Bearbeitungen in den verschiedensten Sprachen einen hervorragenden Platz in der Weltliteratur errungen hat. Der Name des Helden wird schon im Cligès als der eines Artusritters erwähnt. Als Stoffquelle aber gibt der Dichter ein Buch (livre) an, das ihm sein letzter Gönner, Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, zum „Reimen“ übergeben habe.

Philipp nahm 1188 das Kreuz, reiste 1190 nach dem heiligen Land ab und starb am 1. Juni 1191 vor Akkon. Die Dichtung fällt also vor das Jahr 1188, in die Zeit, wo die Eroberung Akkons und Jerusalems durch Saladin die Kreuzzugsbegeisterung von neuem in ganz Europa wachrief, bald die größten Monarchen der Christenheit, Kaiser Friedrich I. Barbarossa, Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England, sich vereinigten, das heilige Land wieder zu gewinnen. Neben dem weltlichen Rittertum war damals schon längst ein geistliches in den geistlichen

[1] Herausgeg. von Potvin, 6 Bde, Mons 1865—1871.

Ritterorden emporgeblüht. Der Johanniterorden bestand schon seit 1113, der Templerorden seit 1118. Auf einer Synode zu Troyes entwickelte 1128 der hl. Bernhard den Tempelrittern jenes asketisch-kriegerische Programm, das den bisherigen Ritteridealen die erhabenste religiöse Weihe und Verklärung gab. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstanden dann auch die angesehenen Ritterorden in Spanien, 1156 der von St Julian, 1160 der von Calatrava, 1170 der von San Jago, 1181 der von Avis. Der Wetteifer dieser Orden bot ein Schauspiel, das die ganze damalige Welt mit Bewunderung erfüllte.

Von einem leichtlebigen Weltkinde wie Chrestien, der so lange der höfischen Minne gehuldigt hatte, stand nicht zu erwarten, daß er die großartige Idealität jener geistlich-weltlichen Institutionen gleich in ihrer vollen Erhabenheit und Tiefe erfassen würde. Er hatte zu lange den Damen von zarten Herzensabenteuern, von den Großtaten ihrer Verehrer, von der Liebe Lust und Leid gesungen. Nachdem indes sein früherer Gönner Heinrich I. von Champagne als Kreuzfahrer gestorben war, auch Philipp von Flandern sich mit ähnlichen Gedanken trug, scheint der große religiöse Zug der Zeit auch ihn nicht ganz unberührt gelassen zu haben. Die Waffentaten der Ritter im Gelobten Lande standen dem Dichter jedoch zu nahe, um der Epik jenen sagenhaften Dämmerschein zu gewähren, in welchem sie sich allein frei und fruchtbar entwickeln kann. So wandte er sich wieder der Artussage zu, aus der die meisten seiner früheren Gedichte hervorgegangen waren. Was es für ein Buch gewesen, das ihm Philipp von Flandern gab, und was er daraus geschöpft, darüber lassen sich nur schwankende Mutmaßungen anstellen. Es ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß schon Robert von Borron vor ihm in seinem „Kleinen Gral“ (li Romanz de l'estoire dou Graal) die Gralsage mit der Artussage verknüpfte oder daß sie beide aus einer gemeinsamen lateinischen Quelle schöpften, in der sich diese Verbindung vollzogen hatte. Es sprechen aber auch Gründe dafür, daß erst Chrestien die zwei Sagenstoffe poetisch vereinigte. Da er die Dichtung unvollendet hinterließ, ist den Vermutungen ein weites Feld eröffnet. Es läßt sich nicht genau bestimmen, welche Rolle er schließlich dem Gral zudachte, und wie er das Gralrittertum auffaßte. Der von ihm hinterlassene Torso hat sogar den Gedanken erweckt, daß er den Anfang zweier Dichtungen enthalte, die Chrestien ursprünglich auseinanderhalten wollte und die erst durch die Fortsetzer ineinandergeschoben worden wären: eine Gauvaindichtung, welche die weltliche Seite des Artushofes spiegeln sollte, und eine Percevaldichtung, welche bestimmt war, das weltliche Rittertum des Sagenhofes mit einer religiösen, geistlichen Ritterschaft zu verknüpfen. Die weltlichen Abenteuer Gauvains könnten aber, trotz ihrer breiten Ausführung, im Sinne des Dichters auch bestimmt gewesen sein, dem geistlichen Gralrittertum als Gegen-

bild und Folie zu dienen. Für einen Dichter wie Chrestien ist es schon bedeutsam, daß er sich von den Abenteuern eines rein weltlichen Rittertums dem Gedanken an eine religiöse Ritterschaft zuwendet, daß er in das Gewirr des höfischen Leben, in das bunte Spiel irdischer Minne und Ehre die Symbole der höchsten christlichen Geheimnisse — den in der blutenden Lanze versinnbildeten Opfertod des Erlösers und die im Gral aufbewahrte Eucharistie hineinleuchten läßt, allerdings noch in verwirrender Berührung mit irdischen Träumen und Zielen, in rätselvollem Kampf mit eitlen Bestrebungen, aber unzweifelhaft als Wahrzeichen einer höheren geistlichen Ritterschaft, welche allen Ruhm des Artushofes weit überstrahlt. So kurz, lückenhaft und dunkel diese Symbolik im Rahmen der vielen weltlichen Aventiuren an uns vorüberzieht, mit ihr tritt etwas völlig Neues in Chrestiens Dichtung ein. Percevals Generalbeichte und Buße bedeutet eine Bekehrung.

Die mehr als 10000 Verse des Gedichts, die von Chrestien stammen, in einen kurzen Abriß zusammenzudrängen, ist unmöglich. Der Hauptreiz liegt in der breiten, immer anschaulichen, wechselnden, fesselnden Erzählung, die aber auch beständig dunkle und geheimnisvolle Fäden einlegt, um den Leser zu spannen, in weiten Episoden von dem Haupthelden abschweift, um ihn auf dem farbenreichen Hintergrund wieder um so eigenartiger und bedeutsamer erscheinen zu lassen. Die feine Charakteristik und Naturschilderung, der lebhafte Dialog, der Zauber des Wunderbaren und Geheimnisvollen ruht in hundert kleinen Zügen, wie sie phantasievoll zu einem Teppich verwebt sind. Kein Auszug kann Zeichnung und Farbenspiel wiedergeben. Nur der Gang der Erzählung läßt sich allenfalls kurz skizzieren; er ist aber, mit größeren oder kleineren Abweichungen, in die späteren Parzivaldichtungen übergegangen und gibt die individuelle Färbung bei Chrestien nicht wieder.

Percevals Vater, der Ritter Bliocadrant, hat zwölf Brüder im Turnier verloren und zieht sich darum auf sein Schloß zurück; wie er indes zu einem Turnier geladen wird, vermag er nicht zu widerstehen. Trotz der Mahnung seiner Gattin, die einer nahen Entbindung entgegensieht, folgt er dem Ruf und wird gleich seinen Brüdern getötet. So kommt Perceval als vaterlose Waise zur Welt. Der Mutter graut vor dem Rittertum, dessen Kampfbegier ihr Heim verödet. Sie zieht in den Wald und hütet ihren Knaben vor jeder Gemeinschaft mit der Welt, damit er nie etwas von Rittern und Ritterschaft erfahre. Seine einzige Erlustigung ist, mit dem Wurfspieß die Tiere des Waldes zu jagen.

So beginnt die Dichtung in der Handschrift von Mons. Die Echtheit der ersten 800 Verse wird indes in Zweifel gezogen.

An einem schönen Maientag streift der Kleine wieder im grünen Hag umher und freut sich am Gesang der Vögel. Da reiten plötzlich fünf Ritter herbei. Bezaubert vom Glanze ihrer Waffen, meint er, es wären Engel,

und fällt vor ihnen auf die Knie. Er erfährt nun, daß sie Ritter seien und daß König Artus sie zu solchen geschlagen. Alle Vorsichtsmaßregeln der Mutter sind nun vereitelt. Um jeden Preis will der Knabe Ritter werden. Die Mutter vermag seinem Flehen nicht zu widerstehen. Sie macht ihm nun ein leinen Hemd mit Hose dran nach welscher Art und entläßt ihn mit Räten, die von Frommsinn, aber auch von der naivsten weltlichen Lebensanschauung zeugen; er soll sich der Frauen annehmen, Mädchen küssen, wenn sie's erlauben, von Damen Ring und Gürtel zu erhalten streben, braver Männer Gesellschaft suchen und sie um Rat fragen; wenn er an Kirchen und Klöstern vorbeikomme, eintreten und zu Gott beten. Nur mit einem Wurfspieß versehen, reitet der Knabe in die weite Welt. Die Mutter erträgt die Trennung nicht; gebrochenen Herzens sinkt sie nieder.

Im Walde findet der junge Abenteurer ein prachtvolles Zelt, das er für ein Gotteshaus hält. Da findet er eine ruhende Schöne, raubt ihr einen Kuß und ihren Ring, setzt sich an einen Tisch, speist von den daraufstehenden Gerichten und reitet dann weiter. Sie ist aber nicht eine Maid, wie er geglaubt, sondern die Frau eines Ritters, der sich höchlich über die Frechheit des Knaben erbost und nun seine Frau mißhandelt, bis er den Täter aufgefunden und getötet.

Kohlenbrenner weisen inzwischen dem kecken Knappen den Weg nach Carduel, der Residenz des Königs — ein hohes Schloß am Meer. Unten vor dem Tor klagt ihm ein roter Ritter mit einem Becher, daß er vom König seines Landes beraubt worden sei; Perceval reitet aber ins Schloß hinein und scheucht den König aus tiefem Nachsinnen auf. Artus erzählt ihm, daß der rote Ritter ihm seinen Becher geraubt und den Wein auf den Schoß der Königin gegossen. Perceval verlangt den Ritterschlag. Der Seneschall Kei spottet darüber, wird aber vom König zurechtgewiesen. Eine Jungfrau, die sonst nie lacht, lacht beim Gruße des Ankömmlings, weil er der beste Ritter sein werde. Kei schlägt sie dafür. Perceval aber geht hinaus und tötet den roten Ritter mit einem Wurfspieß, läßt dem König den Becher bringen und der Jungfrau sagen, daß er sie rächen werde.

Er zieht nun weiter und kommt zur Burg des alten Ritters Gonement von Gelbort. Der unterrichtet ihn in der Führung der Waffen, gibt ihm allerlei gute Räte, warnt ihn namentlich vor neugierigen Fragen und schnallt ihm die Rittersporen an. Perceval will nun heim zu seiner Mutter, gelangt aber schon nach einer Tagereise an eine verödete Stadt und wird in der nahen Burg von einer Jungfrau von unvergleichlicher Schönheit aufgenommen, die sich ihm als eine Nichte Gonements zu erkennen gibt. Sie heißt Blancheflour.

Wie die zutunlichen Schönen in den Chansons de Geste wirbt sie alsbald um seine Minne und fesselt ihn mit schlauem Widerstreben. Er über-

nimmt ihre Verteidigung gegen den König Clamadiu und dessen Seneschall Guigrenon, besiegt den letzteren, und nachdem Clamadius Plan, die Stadt Biau-Repaire durch Belagerung auszuhungern, durch unverhoffte Hilfe vereitelt worden, überwindet er auch diesen im Zweikampf und schickt ihn wie seinen Seneschall Guigrenon an Artus' Hof. Nach solchen Erfolgen bedauert es Artus sehr, daß er den jungen Helden, der seit Überwindung des roten Ritters dessen Rüstung trug und selbst der rote Ritter hieß, nicht an seinem Hofe behalten habe.

Nachdem Perceval einige Zeit bei seiner Geliebten Blancheflour zugebracht, ergreift ihn wieder Sehnsucht nach seiner Mutter; abermals wird er aber unterwegs von deren Waldeinsamkeit abgelenkt — diesmal zur Gralburg.

Wurde schon in den bisherigen Abenteuern viel geheimnist, so wird jetzt die Erzählung noch geheimnisvoller. Perceval kommt an ein großes Wasser — ohne Brücke und Furt zwanzig Meilen im Umkreis. Zwei Fischer auf einem Schifflein sind die einzigen, die ihm begegnen. Einer angelt und bietet ihm die eigene Wohnung als Herberge an. Seiner Anweisung folgend gelangt Perceval zur Zugbrücke einer Burg. Er reitet auf den Schloßhof; vier Knappen entwaffnen ihn und sorgen für sein Roß. Mit einem Scharlachmantel angetan, wird er in die Halle geführt, in der zwischen vier Säulen ein Feuer lodert. In der Mitte auf einem Ruhebett lagert ein ehrwürdiger Greis, um ihn herum wohl vierhundert Menschen. Der Alte entschuldigt sich, daß er nicht aufstehe, läßt ihn neben sich Platz nehmen und schenkt ihm ein Schwert, das nur in einem Fall zerbrechen kann. Darauf zieht eine seltsame Prozession an ihnen vorüber: erst ein Knappe mit einer blutigen Lanze, von der Blut bis auf seine Hand herniederträufelt, dann zwei Knappen mit zehnarmigen Leuchtern und nach ihnen eine Jungfrau, die mit beiden Händen einen Gral trägt, dessen Glanz die Lichter im Saale verdunkelt, endlich noch eine Jungfrau mit einem silbernen Teller. Perceval wagt nicht zu fragen, was das alles bedeute, weil er nach Gonements Mahnung das für unhöflich hält. Nachdem der geheimnisvolle Zug in der anstoßenden Kammer verschwunden, wird eine Elfenbeintafel hereingebracht und gedeckt. Man setzt sich zum Mahle. Bei jedem Gericht wird wieder der Gral vorbeigetragen. Nach der Mahlzeit erhebt sich der greise Burgherr. Der jugendliche Gast begibt sich zur Ruhe. Wie er aber des andern Morgens aufsteht, findet er die ganze Burg verödet. Auf keinen Ruf wird ihm Antwort. Sein Roß steht jedoch gesattelt bereit und ebenso seine Waffen. Die Zugbrücke ist heruntergelassen, wird jedoch, sobald er davon geritten, aufgezogen.

So reitet er denn aus der Gralburg in einen Wald. Unter einem Eichbaum trifft er eine klagende Jungfrau, die Leiche eines Ritters in ihren

Armen. Von ihr vernimmt er, daß der Fischer und sein Gastherr vom vorigen Abend ein und derselbe sei, der Fischer-König genannt, von einem Speer durch beide Schenkel gestochen, so daß er sich nur noch mit Fischfang unterhalten könne. Sie fragt ihn nach der Gralprozession, und ob er sich nach deren Bedeutung erkundigt habe. Dann fragt sie ihn nach seinem Namen, den er selbst nicht weiß. Aber sie kennt ihn. Perceval li Galois ist sein Name. Durch Unterlassung der Frage habe er großen Verlust erlitten; auch sei er mit schwerer Schuld belastet; denn durch sein Fortreiten habe er der Mutter das Herz gebrochen. Sie selbst gibt sich ihm als eine Base zu erkennen. Er will nun den Tod ihres Geliebten rächen, aber sie nimmt das nicht an.

Nachdem er weiter geritten, begegnet ihm wieder jene Frau, der er einst zuerst Kuß und Ring geraubt, aber ganz ausgemergelt, halbnackt, in Lumpen, auf einem Klepper. Bald folgt ihr Gatte, Orguellous de la Lande, und fordert Perceval zum Kampfe. Dieser überwindet ihn, verlangt von ihm, daß er seine Frau wieder in Gnaden aufnehme, und schickt ihn an Artus' Hof. Der König ist hochentzückt über des Ritters Heldentaten und beschließt, ihn mit seinem ganzen Hof aufzusuchen.

Sie finden ihn im Walde, wo drei Blutstropfen in frischem Schnee ihn an seine Geliebte erinnert und mit Liebeszauber gebannt haben. Er bemerkt die Ritter nicht, die ganz nahe an ihn herankommen. Saigremors will ihn holen; doch er regt sich nicht, bis Saigremors ihn anrennt. Da hebt er ihn aus dem Sattel. Dem Seneschall Kei geschieht das gleiche; er bricht beim Sturze Arm und Bein. Gauvain gelingt es endlich, ihn mit freundlichem Wort aus seinem Minnezauber aufzurütteln und zum König zu bringen, der ihn mit hohen Ehren empfängt und in seine Tafelrunde aufnimmt.

Wie der Hof aber in Carllion beisammen ist, erscheint ein häßliches Weib, flucht Perceval, daß er in der Gralsburg keine Fragen gestellt, und erinnert dann den König, daß im Castel Orguellous viele Abenteuer zu bestehen seien, den höchsten Ruhm aber jener ernten würde, welcher die gefangenen Jungfrauen auf Montesclaire befreien würde. Perceval erklärt darauf, er werde fürder keine zwei Nächte mehr unter einem Dache rasten, bis er Näheres über die blutende Lanze erfahren habe. Gauvain aber nimmt die Befreiung der gefangenen Jungfrauen auf sich und tritt nun mit zahlreichen Abenteuern für lange in den Vordergrund der Erzählung.

Von dem beschlossenen Befreiungswerk wird er alsbald durch Anklage wegen eines Mordes abgebracht, von der er sich im Zweikampf mit König Cervalon reinigen will. Unterwegs wird er wieder in andere Händel verstrickt, rächt die kleine Tochter Tiebalds von Tintaguel, noch ein Kind, wegen eines Backenstreiches, den sie von ihrer älteren Schwester erhalten,

indem er den Geliebten der letzteren besiegt, wird dann bei einem galanten Abenteuer mit einem Volksaufstand bedroht, wobei ihm nur ein Schachbrett als Schild zu Gebote steht, erhält aber unverhofften Beistand und wird von dem König sogar des Zweikampfes entbunden unter der Bedingung, daß er ihm binnen Jahresfrist die blutende Lanze verschaffe. Durch sonnige Fröhlichkeit, Züge des Humors, leichtlebige Weltlichkeit und Galanterie stechen seine Abenteuer in feinem Kontrast von der geheimnisvollen Gralsuche Percevals ab.

Nun kommt auch Perceval wieder an die Reihe. Fünf Jahre ist er als fahrender Ritter umhergezogen und hat viele rühmliche Taten geleistet, aber ohne an Gott zu denken. Selbst am Karfreitag reitet er in voller Rüstung daher. Da begegnet er drei Rittern, die mit ihren Damen im Bußgewande einherzogen. Der älteste der Ritter macht ihm bittere Vorwürfe, daß er des heiligen Tages nicht achte; er solle in sich gehen und bei einem heiligen Einsiedler beichten. Perceval folgt der Mahnung, sucht den Einsiedler auf und klagt ihm seine Herzensnot. Der Einsiedler erklärt ihm, er habe eine schwere Sünde begangen, indem er den Tod seiner Mutter verschuldet, infolgedessen habe er auch die Fragen auf der Gralsburg unterlassen. Es stellt sich heraus, daß der Einsiedler der Bruder von Percevals Mutter und zugleich der Bruder des Fischer-Königs ist, und daß dieser mittels einer Hostie, die im Grale liegt, am Leben erhalten wird. Perceval beichtet bei ihm, erhält die Lossprechung und verweilt noch zwei Tage bei ihm in frommer Buße.

Abermals tritt jetzt Gauvain in den Vordergrund. Nach verschiedlichen wunderlichen Abenteuern, wobei er einen Ritter heilt und von einer schönen Jungfrau genarrt wird; sein Roß verliert und auf dem elenden Klepper eines Knappen weiterziehen muß, gelangt er zu dem Schloß, in welchem die hundert Jungfrauen gefangen sitzen. Mutig besteht er die Schrecken des Zauberbettes, auf das nächtlicherweile Geschosse herniederfahren, und das ein grimmer Löwe noch gefährlicher macht, und wird nun als Herr des Schlosses anerkannt. Um die Liebe einer schönen Jungfrau, der Orguellouse de Logres, zu gewinnen, wagt er sich auch an die gefährliche Furt und wird daselbst in Händel mit dem Ritter Guiromelant verwickelt, der um Gauvains Schwester wirbt. Ein Zweikampf soll in sieben Tagen ihren Streit schlichten. Gauvain ladet dazu Artus und dessen ganzen Hof ein. Da, mitten im Satze, bricht Chrestiens Gedicht ab. Es war ihm nicht mehr vergönnt, auf Perceval zurückzukommen.

Der Torso Chrestiens zählt 10600 Verse. Vier Dichter haben es versucht, die Dichtung weiterzuführen. Ihre Fortsetzungen wurden in den Handschriften vielfach an dieselbe gereiht und zu dem „Conte du Gral“ verbunden. Keiner von ihnen hatte jedoch die Befähigung des großen

Epikers, und so ist aus ihren Zusätzen kein harmonisches Ganze hervorgegangen [1].

Ein Ungenannter setzte 11316 Verse hinzu, d. h. ein noch größeres Gedicht als das bisherige, das sich nur mit Gauvain beschäftigt und den eigentlichen Helden völlig aus dem Auge verliert. Die bunten Abenteuer sind ohne einheitlichen Plan aus allen erdenklichen andern Gedichten zusammengestoppelt. Zeitfolge und Lokalisierung geraten dabei in unlösliche Verwirrung. Das Wunderbare geht ins Groteske und Häßliche über. Das Unzusammenhängende wird durch das Unglaublichste verknüpft, und dennoch vermögen die tollsten Verwandlungen und Teufeleien die Eintönigkeit der ewigen Zweikämpfe und des Mummenschanzes mit unbekannten Rittern nicht zu verhindern. Auch die geduldigste Phantasie wird dabei müde geritten.

An Vers 21916 des Ungenannten reiht sich in den Sammelhandschriften die Fortsetzung des Gaucher de Dourdan, die bis zu Vers 34934 reicht, also das ursprüngliche Fragment ebenfalls mehr als verdoppelt. Obwohl erst nach der Fortsetzung des Ungenannten eingeschoben, ist sie unzweifelhaft älter und hat wenigstens das Gute, daß sie trotz ihrer Weitschweifigkeit und der verwirrenden Allotria, doch zu Perceval und zum Gral zurückkehrt. Aber auch bei Gaucher muß der Leser mit Perceval über 10000 Verse der buntesten weltlichen Abenteuer durchreiten, bis er endlich an der Gralburg anlangt. Von ferne reitet allerdings schon vorher einmal der Fischer-König im Wald an ihm vorüber, und von dem Grale strahlt ein wunderbares Licht aus; doch die schöne Dame, die ihm die Ursache des Lichtes bezeichnet, weiß über die Geheimnisse des Grales selbst keine weitere Auskunft zu geben. Erst nach weiteren Irrfahrten, Turnieren, Zweikämpfen, Wundererscheinungen und Begegnungen mit schönen Jungfrauen langt er endlich beim Mont Doulereus an, erblickt abends einen Baum mit einer Unzahl brennender Kerzen, der sich nachts in eine Kapelle verwandelt. Drinnen vor dem Altar findet er die Leiche eines Ritters; die Kerze auf dem Altar aber wird plötzlich von einer schwarzen Hand ausgelöscht. Er reitet nachdenklich weiter. Ein Jäger kündigt ihm die Nähe der Gralburg an, eine Jungfrau erklärt ihm, daß der Lichterbaum und das Abenteuer in der Kapelle sich auf das heilige Geheimnis bezögen. Endlich langt er bei der Gralburg an, findet den Fischer-König wieder auf seinem Ruhebette, läßt sich bei ihm nieder, erzählt ihm seine Abenteuer und wird von ihm zu Tisch geladen. Wie früher wird während des Mahles der Gral vorbeigetragen, dann die blutende Lanze, dann ein mitten entzweigebrochenes Schwert.

[1] Bei Potvin II 47 ff. — Vgl. Waitz, Die Fortsetzungen von Crestiens „Perceval le Galois“, Straßburg 1890.

Diesmal ist er nicht so blöde wie ehedem; er fragt über die Bedeutung von allem. Der König erklärt ihm zuerst die Vision des Kindes, das Perceval im Walde geschaut; dann läßt er das entzweigebrochene Schwert herbeibringen, und Perceval fügt es zusammen. Darauf umarmt ihn der König, erklärt ihn für den besten aller Ritter und macht ihn zum Herrn seines Hauses. Doch ehe Gaucher zu näherer Erklärung des Grales kam, segnete auch er das Zeitliche und hinterließ den Perceval, wie er ihn vorgefunden, als vorwiegend weltliches Rittergedicht.

Zwei Dichter übernahmen nun unabhängig voneinander die poetische Hinterlassenschaft. Der eine, Mannessier (Mennecier, Mannecier) schrieb seine Fortsetzung um 1220 für Johanna von Flandern, die Enkelin Philipps, der Chrestien zu seinem Perceval angeregt hatte. Der andere scheint derselbe Gerbert (Girbert) von Montreuil zu sein, welcher den berühmten „Roman de la Violette" verfaßte; er schrieb seinen Nachtrag zwischen 1220 und 1225[1]. Durch Mannecier gedieh das Ganze auf 45170 Verse, durch die parallele Schlußdichtung des Gerbert auf mehr als 60000 Verse, ein Verslabyrinth, das zwar an Umfang nur die Hälfte des Schâhnâme erreicht, aber durch den Mangel planmäßiger Gruppierung, das Überwuchern willkürlicher Phantastik, die endlose Wiederholung derselben oder ähnlicher Motive, die Unsumme grotesker Namen bei höchst dunkler und vager Charakteristik einen überaus verwirrenden und ermüdenden Eindruck macht. Immerhin wird von beiden Fortsetzern endlich das Geheimnis des Grales wenigstens etwas gelüftet. Beide knüpfen genau da an, wo Gaucher aufgehört hat.

Bei Mannecier frägt Perceval abermals nach dem Gral, der blutigen Lanze und dem Teller, die wiederholt an ihm und an dem König vorübergetragen werden, und dieser geht jetzt deutlicher auf seine Fragen ein. Die Lanze ist dieselbe, mit welcher Longis (Longinus) auf Kalvaria die Brust des Gekreuzigten durchstach, der Gral das Gefäß, in welchem das aus dem Herzen des Erlösers niederfließende Blut aufgefangen wurde. Joseph von Arimathäa bewahrte diese Heiligtümer mit treuer Ehrfurcht. Als er durch Vespasian aus langer Gefangenschaft befreit wurde, nahm er sie erst mit in das Land Sarrace, wo er dem König Evalac Beistand wider seine Feinde leistete und ihn darauf zum Christentum bekehrte, dann weiter zu andern Völkern, bis er endlich nach Britannien kam und da den Gral sterbend zurückließ. Die Erklärung des entzweigeschlagenen Schwertes durch den Fischer-König leitet jedoch alsbald wieder zu weltlichen Waffentaten über und erst nach 9000 Versen erscheint Perceval zum drittenmal auf der Gralburg, diesmal als glorreicher Sieger über Partinial, den Feind des Fischer-

---

[1] Ist noch ungedruckt, Inhaltsangabe bei Potvin V 161 ff. — Vgl. Kraus, Girbert de Montreuil, 1897.

und Gralkönigs und den Mörder seines Bruders. Wie der Gralkönig hört, daß Perceval dem Frevler den Kopf abgeschlagen, springt er alsbald gesund auf die Füße. Der Kopf wird auf der höchsten Turmspitze der Burg aufgepflanzt. Nach der Mahlzeit, bei welcher der Gral abermals die Tafel wunderbar mit den köstlichsten Speisen versieht, nennt Perceval endlich seinen Namen und wird von dem König als sein Neffe erkannt. Derselbe will ihm auf Pfingsten seine Krone übertragen. Doch weigert sich dieser, seinen Onkel zu verdrängen, und zieht vorläufig an Artus' Hof, wo seine Großtaten die größte Bewunderung finden. Auf Artus' Befehl werden sie niedergeschrieben und der Bericht in einem Schrank zu Salisbiere aufbewahrt. Erst nachdem der Gralkönig gestorben, begibt sich Perceval (zum viertenmal) zu dessen Burg, wird in Corbierc feierlich gekrönt und herrscht dann sieben Jahre in Frieden. Darauf geht er mit dem Gral, der heiligen Lanze und dem heiligen Teller zu einem Einsiedler und dient zehn Jahre lang dem Herrn als Priester. Als solcher starb er, und seitdem hat niemand mehr den Gral und die heilige Lanze und den silbernen Teller gesehen.

Eine poetisch-religiöse Vertiefung des Stoffes bietet auch Gerbert nicht. Daß Perceval das ihm vom Fischer-König vorgelegte zerbrochene Schwert nicht ganz ohne Fuge wieder zusammenbringt, wird zwar seiner Sündhaftigkeit zugeschrieben, aber davon nur Anlaß genommen, ihn wieder auf neue weltliche Abenteuer ausziehen zu lassen. Sein zerbrochenes Schwert wird in einer Zauberschmiede wiederhergestellt. Am Artushofe setzt er sich auf einen goldenen Stuhl, auf den sonst niemand sich zu setzen wagte, weil schon sechs Ritter, die sich dessen erkühnt, von der Erde verschlungen worden waren; ihm aber geschieht nichts Böses, vielmehr kommen unter gewaltigem Getöse die sechs Ritter wieder ans Tageslicht. Nachdem er eine Teufelsversuchung glücklich bestanden, besucht er erst seine Schwester und dann eine Cousine, die Burgherrin des Castiel as Pucelles, wo Keuschheit und Jungfräulichkeit sorgliche Pflege finden. Von der Burgherrin erfährt er, daß seine Mutter Philosophine hieß und den Gral übers Meer gebracht habe, er sei aber von Engeln entführt und dem Fischer-König übergeben worden, weil das Volk im Lande zu sündhaft gewesen. Nach einem Turnierkampf mit Kei und Tristan kommt er zu dem alten Gornumant, seinem ersten Erzieher, der an schwerer Wunde darniederliegt. Dieser rechnet es ihm zur Sünde, daß er seine erste Geliebte Blancheflour verlassen habe. Sobald Perceval ihn gerächt und geheilt, zieht er deshalb zu Blancheflour, heiratet sie und bleibt bei ihr, bis er von neuem zur Gralsuche aufgefordert wird. Er zieht zur Befreiung einer Jungfrau aus, besucht den König-Eremiten und überwältigt mittels des Kreuzes auf seinem Schilde den Drachenritter.

Auf der Suche nach dem Schild, der ihm gestohlen worden, kommt er zu einer Abtei und erfährt hier endlich Näheres über die Geschichte des

Grals. Vierzig Jahre nach Christi Kreuzigung lebte ein Heidenkönig namens Evalac im Kampfe mit Tholome, König von Syrien. Ihm bietet der edle Joseph von Barimaschie (Arimathäa) Hilfe an, wenn er sich taufen ließe. Evalac geht darauf ein und erhält den Namen Mordrach. Vom Lande Sarras, von dem die Sarazenen ihren Namen haben und wo Evalac regierte, zog Joseph weiter gen Britannien, mit zwei edlen Frauen und sechzig Gefährten. Die eine, Philosophine, trug einen glänzenden Teller, die andere eine immer blutende Lanze, Joseph selbst ein wunderschönes Gefäß. Von Crudel, dem König des Landes, wurden sie allsamt ins Gefängnis geworfen und vierzig Tage darin behalten. Es fehlte ihnen aber nichts; denn Joseph hatte den heiligen Gral bei sich. Als König Mordrain von der Gewalttat Crudels hörte, machte er sich auf, besiegte und tötete ihn und befreite Joseph, fand aber, als er die Waffen ablegte, sich selbst voll Wunden. Am andern Tage setzte Joseph den Gral auf einem Tische wie auf einem Altar aus. Da aber Mordrain vorwitzig dem Heiligtum nahen wollte, trat ihm ein Engel mit feurigem Schwert entgegen. Eine Stimme aber kündigte ihm an: er werde nicht sterben, bis derjenige zu ihm gekommen wäre, welcher der wahre Ritter heißt und von Jesus so geliebt wird, daß er ohne Sünde sein wird. Bis dahin soll er sich vom Leibe des Herrn ernähren. Dreihundert Jahre sind seither verflossen, und Mordrain erwartet noch seine Heilung von dem Ritter, der nach dem Gral und nach der Lanze fragen wird.

Weiteren Aufschluß über den Gral gewährt auch Gerbert nicht. Rätselhaft und dunkel wie zuvor schweben die erhabenen mystischen Symbole über dem abenteuerlichen Treiben der Ritterschaft, ohne diese selbst umzugestalten.

Zwölftes Kapitel.

Weitergestaltung der Artus- und Gralsage.

Wie einst Perceval nach dem Gral, so haben in neuerer Zeit Scharen von Gelehrten nach der Heimat der Gralsage gesucht. Die Ableitung derselben aus keltischen (kymrischen) Quellen wird von den besten Kennern derselben mit sehr gewichtigen Gründen zurückgewiesen. Der welsche „Peredur ab Evrawc" bildet nicht nur nicht die Quelle Chrestiens, ist vielmehr aus Nachbildungen desselben herzuleiten. Auf Chrestien weist uns auch der Provençale Guiot (Kyot) zurück, den Wolfram von Eschenbach als seinen Gewährsmann anführt, von dem anderweitig nichts bekannt ist, ebensowenig als von der Chronik von Anjou, die er vorschützt, um Chrestien zu verdrängen. Wahrscheinlich hat er, wie viele Spielleute vor ihm, seine Ab-

hängigkeit von Chrestien dadurch zu decken gesucht, daß er für seine willkürlichen Abweichungen von ihm sich keck auf eine gar nicht vorhandene Quelle berief und dann gegen ihn polemisierte. Der Gral ist bei ihm ein edler Stein, den er nicht näher zu deuten weiß, während derselbe bei Chrestien aus Gold und mit den kostbarsten Edelsteinen geziert, etwas Heiliges ist und mit der Hostie in Verbindung steht, welche dem Fischer-König das Leben fristet. Völlig haltlos ist die Hypothese, die Gralsage stamme aus spanisch-arabischen Quellen her, da keine der älteren spanischen Romanzen etwas vom Gral weiß, derselbe vielmehr erst nach 1350 im Amadis auftritt, nach den mannigfaltigen Umgestaltungen, welche die Sage in andern französischen Dichtungen erhalten hatte [1].

Die Untersuchung des Wortes „Gral" (Graal) hat zu keinen bestimmten Aufschlüssen geführt. Die Ableitung von gradalis (gradualis) ist ebenso unsicher als die von garalis (das in England und Italien im 9. und 10. Jahrhundert wohl als Behältnis für Getränke vorkommt). Chrestien sagt noch „ein Gral"; erst bei seinen Fortsetzern wird das Wort Eigenname und zugleich näher bestimmt, und zwar als das Gefäß, welches Christus beim letzten Abendmahl gebrauchte und in welches Joseph von Arimathäa am Kreuz sein Blut auffing.

Der Abendmahlskelch wird wohl schon im „Pélérinage de Jérusalem", einem der ältesten Chansons de Geste (von G. Paris schon um 1060 angesetzt) erwähnt unter den Reliquien, welche der Patriarch von Jerusalem dem Kaiser mitgibt; allein sonst weiß niemand von einer solchen Reliquie; Weder Beda noch Aldhelm noch Alcuin berichten von einem Gral. In

---

[1] Histoire litt. de la France XXX (Analysen der zu diesem Kreis gehörigen Versromane), Paris 1888. — P. Paris, Les Romans de la Table Ronde, 5 Bde, Paris 1868—1877. — Le Saint-Graal, publié par E. Hucher, 3 Bde, Le Mans 1864—1868. — A. Nutt, Studies on the legend of the Holy Grail, London 1888. — San Marte (Schulz), Die Arthursage, Quedlinburg 1842. — A. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, Leipzig 1877. — W. Hertz, Die Sage vom Parzival und dem Graal, Breslau 1882; Die Sage vom Parzival, Stuttgart 1888. — G. Bötticher, Das hohe Lied vom Rittertum, eine Beleuchtung des Parzival nach Wolframs eigenen Andeutungen, Berlin 1886; Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung, Berlin 1885, Einleitung. — G. Gietmann, Ein Gralbuch, Freiburg i. B. 1889. — W. Golther, Ursprung und Entwicklung der Sage von Perceval und vom Gral, Bayreuther Blätter, 7. Juli 1891; Chrestiens Conte del Graal in seinem Verhältnis zum welschen Peredur und zum englischen Sir Perceval (Sitzungsberichte der Bayr. Akad. der Wissensch. 1890 II 2, 171—217). — R. Heinzel, Über die französischen Gralromane, Wien 1891. — E. Wechßler, Über die verschiedenen Redaktionen des Robert von Boron zugeschriebenen Graal-Lanzelot-Cyklus, Halle 1895. — W. Stärck, Über den Ursprung der Grallegende, Tübingen 1903. — W. W. Newell, The legend of the Holy Grail and the Percival of Chr. de Troyes, Cambridge Mass. 1902.

den Kämpfen, welche Lanfrank, Adelmann und andere große Theologen (1050—1080) über die Abendmahlslehre gegen Berengar von Tours führten, wird nie einer solchen Reliquie gedacht. Sie taucht erst bei den Graldichtern auf, achtzig Jahre nachdem die Auffindung der heiligen Lanze bei der Eroberung von Antiochien (1098) eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte, und lange nachdem dieses vielgefeierte Heiligtum von Balduin II., König von Jerusalem, an die Venetianer gelangt war, von denen es später (1239) an den hl. Ludwig (IX.) von Frankreich überging. Was sie über den Ursprung und die Geschichte des Grales melden, geht auf das apokryphe sog. Evangelium Nicodemi zurück, dessen lateinische Übersetzung am Ende des 12. Jahrhunderts schon weite Verbreitung gehabt haben muß. Denn am Anfang des 13. Jahrhunderts wurde es bereits zweimal in französischen Versen bearbeitet, von einem unbekannten Chrestien (2194 Verse) und von André de Coutances (um 1204 in 2040 Versen)[1].

Das Evangelium Nicodemi, das diesen Namen erst in den lateinischen Bearbeitungen trägt, besteht aus zwei Teilen. Der erste, die sog. Acta oder Gesta Pilati, von einem Judenchristen in griechischer Sprache verfaßt, scheint in die Zeit Justins und Tertullians zurückzureichen; der zweite, Descensus Christi ad inferos, wurde bereits von dem Makedonianer Eusebius von Emesa († um 359) benutzt[2]. Beide Teile enthalten schöne, weihevolle Züge, die für eine tiefsinnige Legendendichtung Stoff geboten hätten. Den Graldichtern ist diese Schönheit keineswegs ganz entgangen, aber indem sie hauptsächlich daran dachten, den Gral nach dem fernen Britannien zu bringen, gerieten sie in ein wunderliches Durcheinander phantastischer Genealogien, frei erfundener Wundergeschichten und zahlloser Abenteuer, wie sie schon die Artussage zu einem wahren Urwalde gestalten. Joseph von Arimathäa wurde mit Flavius Josephus verwechselt, Titus zum Vater Vespasians gemacht, in die Acta Pilati auch die sog. Vindicta Salvatoris hineingezogen und das apokryphe Evangelium noch mit abgerissenen Erinnerungen aus Sueton versetzt. Joseph mit den Seinen werden erst ins Sarazenenland, dann nach Spanien, endlich nach Britannien gebracht, wobei sein Anhang eine Art mystische Kirche bildet, die mit der großen allgemeinen Weltkirche in keiner faßbaren Verbindung steht. Das priesterliche Gralkönigtum geht erst an Perceval, dann an den leichtfertigen Lanzelot vom See, endlich an den frommen und tadellosen Galahad über.

[1] Beide herausgeg. von G. Paris et Bos, Versions rimées de l'Évangile de Nicodème, Paris 1885.

[2] Lipsius, Die Pilatus-Akten, Kiel 1871, ²1886; Tischendorf, Evangelia apocrypha, Lipsiae 1853, ²1876, 108 ff. — Vgl. „Weltliteratur" IV 173.

Der erste, der die Geschichte des Grales ausführlicher behandelte, ist Robert von Boron (Borron, Burun)[1]. Seine Dichtung umfaßt drei Teile, von denen der erste und der Anfang des zweiten in 4018 Versen erhalten ist, das übrige nur in späterer Prosabearbeitung[2]. Der erste Teil (Estoire de Saint Gral) beginnt mit der Leidensgeschichte des Erlösers, teils nach Matthäus, teils nach dem apokryphen Nikodemusevangelium, und knüpft daran die Einkerkerung Josephs durch die Juden. Christus selbst tröstet den Gefangenen durch eine Erscheinung im Kerker, wobei er ihm den heiligen Gral bringt und ihn über denselben belehrt. Durch Vespasian befreit, der durch das Schweißtuch der Veronika wunderbar geheilt worden ist, zieht Joseph mit seiner Schwester und seinem Schwager Bron (Hebron) in ein fernes Land. Da, inmitten des Volkes, das sich argen Ausschweifungen ergibt, wird der Gral zum Gegenstand einer Art Gottesdienstes, der mit der Messe verwandt ist, zugleich aber auch zum Scheidungsmittel der Gerechten und der Sünder. Die Reinen fühlen seine Nähe, die Sünder dagegen spüren nichts, sondern werden aus der Gralgemeinschaft entlassen. Moses, ein Unwürdiger, der sich beim Graldienst zur Rechten Josephs setzen will, wird von der Erde verschlungen. Der Gral selbst soll nur drei Besitzer haben. Nach Joseph soll Bron, nach ihm sein Enkel der letzte Gralhüter werden. Auf Befehl von oben ziehen alle gen Westen. Im zweiten Teil (Merlin)[3] erregt die Ausbreitung des Christentums in Britannien den Zorn des Teufels. Um ihr ein Ziel zu setzen, bringt er zwei Töchter einer christlichen Familie in Sünde und Schande, die dritte aber wird durch ihn Mutter des zauberkundigen Merlin, der nach seiner Absicht das Christentum aus der Welt schaffen soll. Einmal aber bei den Fabeleien des Galfried

[1] Hirschfeld (Sage vom Gral 195) setzt ihn vor Chrestien und sucht ihn als dessen Quelle nachzuweisen. An den Hof, sicher in die Zeit Heinrichs II. von England setzt ihn Suchier (Geschichte der franz. Literatur 132) und ist geneigt, ihn mit einem Ritter aus Hertfordshire zu identifizieren. Nach G. Paris (Litt. française du moyen-âge 99) ist er ein Ritter aus der Franche-Comté und dichtete am Anfang des 13. Jahrhunderts. Nach Gröber (Grundriß II 521) ist die Dichtung eher in England als auf dem Kontinent entstanden (vor 1201), aber dem Grafen Gautier von Montbéliard gewidmet, der 1212 starb.

[2] Romanz de l'estoire dou Graal, herausgeg. von Fr. Michel, Bordeaux 1841, auch von Fr. J. Furnivall (Seynt Graal or the Sank Ryal) London 1861—1863. — Die Prosa-Auflösung herausgeg. von P. Paris: Romans de la Table Ronde II, und von G. Paris und Ulrich, 1886.

[3] A. de la Borderie, Études historiques Bretonnes. Les véritables prophéties de Merlin, Paris 1883; Gildas et Merlin, ebd. 1884. — Merlin, or the early history of King Arthur, a prose romance (about 1450—1460) ed. by B. Wheatley, 3 Bde, London 1868. — Friedr. v. Schlegel, Geschichte des Zauberers Merlin, Leipzig 1804. — E. Quinet, Merlin l'Enchanteur. Nouv. éd., 2 Bde, Paris 1878.

von Monmouth angelangt, schöpft Robert daraus ebenso reichlich wie zuvor aus den legendarischen Zügen des Nikodemusevangeliums, erzählt vom König Vortigern und mit freien Ausschmückungen vom König Uter Pendragon, von der schönen Yguerne und ihrem Sohn Artus, von Artus' Erziehung bei der gelehrten Fee Morgane und von seiner Erhebung zum Königtum. Bei Errichtung der Tafelrunde durch Merlin wird schon unter König Pendragon ein Sitz für den Helden der Zukunft freigelassen. Diesem Helden (Perceval) ist der dritte Teil gewidmet, aus dessen Prosatext indes nicht völlig klar ist, ob er wirklich auf einer früheren Dichtung Roberts beruht. Aus dem Teufelssohn Merlin wird hier ein Prophet des Artushofes und des Gralkönigtums, der die Abstammung des Artus von Uter Pendragon ans Licht bringt, die Bedeutung des Grales offenbart und den besten Ritter ankündigt, der den Fischer-König heilen soll. So eingeleitet, erscheint dann Perceval auf dem Plan, der Sohn des Alain und Enkel des Bron, der nach seines Vaters Tod an den Hof reitet und zum Ritter geschlagen wird. Auf die Eröffnungen des Königs ziehen Gauvain, Sagremors und andere Ritter zur Gralsuche auf. Nur die Abenteuer des Perceval werden aber weitläufig verfolgt, bis derselbe endlich Herr des Grales wird und aller Zauberei in Britannien ein Ende macht. Artus hat indes noch weitere Kämpfe in Frankreich und England zu führen, mit Normannen, Römern, Briten und Iren, bis er schließlich Mordret tötet, selbst aber tödlich verwundet und nach Avallon entrückt wird. Dann nimmt auch Merlin Abschied und entschwindet aus dieser Welt.

Viel weitläufiger behandelt die Vorgeschichte des Grals ein Prosaroman Li livre dou Saint Graal, den französische Forscher zum Unterschied von andern den Grand Saint Graal benannt haben[1]. Die Abfassung desselben wird auf eine Erscheinung zurückgeführt, welche ein Einsiedler im Jahre 717 nach der Passion Christi (also 750 n. Chr.) in der wildesten Gegend der bloie Bretaigne gehabt haben soll. Den mit Glaubenszweifeln Kämpfenden straft der Erlöser mit ernsten Worten und übergibt ihm dann ein Büchlein, nicht größer als eine Hand, das er selbst geschrieben habe und dem niemand nahen dürfe, der nicht zuvor gefastet und gebeichtet habe. Es ist das Buch vom heiligen Gral. Als der Einsiedler am Ostersonntag darin lesen will, ist es verschwunden. Erst nach langer, mühseliger Wanderung erhält er es wieder mit dem Befehl Christi,

---

[1] E. Hucher (Le Saint Graal ou le Joseph d'Arimathie I, Mans 1875, 15) führt davon 26 Handschriften an; doch ist diese Zahl nicht erschöpfend; eine Handschrift der Vaticana erwähnt Keller (Romvart, Mannheim 1844, 437). Der Roman wurde früh gedruckt, zu Paris 1516 1523, später von Fr. J. Furnivall (Roxburgh-Club, London 1861 1863). — Analyse von P. Paris, Les Romans de la Table Ronde II, Paris 1868.

in vierzehn Tagen, bis zum Himmelfahrtstag, eine genaue Abschrift davon anzufertigen.

Die Einleitung ist dadurch bemerkenswert, daß der Chronist Helinand, dessen Chronik bis zum Jahre 1204 reicht, sich den Inhalt derselben teilweise zu eigen macht und daran die einzige Notiz knüpft, die aus jener Zeit in lateinischer Sprache erhalten ist[1]. Der Roman stammt also aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Der Einleitung entsprechend ist er im Ton einer frommen Legende gehalten. Neben Joseph von Arimathia tritt indes ein zweiter Joseph als sein Sohn auf, neben Alain ein weiterer Alain le Gros. Nachdem der ältere Joseph in den bretonischen Wald von Broceliande geraten, mehren sich Namen und Abenteuer ins Unabsehbare. Auch Gauvain und andere Artusritter werden in seinen Stammbaum aufgenommen. Als letzter Gralhüter aber erscheint hier Galaad, der Sohn Lanzelots vom See.

Nachdem die Phantasie sich in der Vorgeschichte des Grales einigermaßen erschöpft hatte, wandte sie sich nunmehr hauptsächlich der Gralsuche, d. h. den letzten Schicksalen des Grales zu. So zunächst in dem breitspurigen Prosaroman La Queste del St Graal, die sich in den Handschriften meist mit zwei andern Prosaromanen (dem Lanzelot und der Mort d'Arthur) zusammen findet[2] und von etlichen dem berühmten Walter Maps zugeschrieben wird. Seine Verfasserschaft ist indes durchaus unwahrscheinlich. Sie ist durch kein anderweitiges Zeugnis belegt und entspricht wenig dem humoristischen Gepräge, das in Maps lateinischen Schriften

[1] Hoc tempore (717/719) in Britannia cuidam heremitae demonstrata fuit mirabilis quaedam visio per angelum de Josepho decurione nobili, qui corpus domini deposuit de cruce, et de catino illo vel paropside, in quo dominus coenavit cum discipulis suis, de quo ab eodem heremita descripta est historia quae dicitur gradale. Gradalis autem vel gradale gallice dicitur scutella lata et aliquantulum profunda, in qua preciosae dapes divitibus solent apponi gradatim, unus morsellus post alium in diversis ordinibus. Dicitur et vulgari nomine greal, quia grata et acceptabilis est comedenti, tum propter continens, quia forte argentea est vel de alia preciosa materia, tum propter contentum i. e. ordinem multiplicem dapium preciosarum. Hanc historiam scriptam invenire non potui, sed tantum gallice scripta habetur a quibusdam proceribus, nec facile, ut aiunt, tota inveniri potest (Tissier, Bibl. Cisterc. VII 73 sq; Migne, Patr. Lat. CCXII 814 815).

[2] Sie wurde auch mit dem Grand Saint Graal zusammen gedruckt, Paris 1516 1523. — Getrennte Ausgabe von Furnivall, London 1864. — Eine englische Übersetzung druckte Caxton 1485 in dem Artusroman des Sir Thomas Malory. — Eine welsche Übersetzung mit englischer Rückübersetzung veröffentlichte R. Williams, Y Seint Greal, London 1876. — Eine niederländische Übersetzung gibt Jonckbloet in seiner Ausgabe des Lanzelot (Roman van Lancelot, II. Deel, 's Gravenhage 1849).

zu Tage tritt. Denn die Queste ist in einem durchaus ernst-religiösen Tone gehalten und hat unverkennbar im Auge, dem weltlichen Artus-Rittertum ein religiöses gegenüberzustellen. Die hergebrachten Liebesabenteuer sind ausgeschaltet; an ihre Stelle treten lange religiöse Betrachtungen und Ermahnungen. Die weltlichen Gralsucher Gauvain, Hector, Lanzelot treten bald in den Hintergrund; Boort ist nur als Berichterstatter für König Artus festgehalten. Als die eigentlichen Helden erscheinen Perceval und Galaad, der Keusche und der Jungfräuliche. Perceval ist dabei wahrscheinlich nur aus früheren Vorlagen beibehalten; der vorbestimmte und auserkorene Gralfinder ist aber hier Galaad, der jungfräuliche Sohn des sittenlosen Lanzelot.

Eine ebenso streng religiös-sittliche Auffassung der Sage tritt in dem Prosaroman „Perlesvaus“ oder Perceval li Gallois zu Tage, welche um 1225 oder später im Auftrag eines Herrn von Cambrai für Jehan de Neele, Burgvogt von Brügge, abgefaßt wurde[1]. Eine Menge Züge aus den andern Erzählungen sind hier umgestellt, verändert, neu ausgeschmückt, allegorisch gedeutet und mit völlig neuen vermischt, auch die Namen teilweise verändert, die Abenteuer phantastisch, aber immer mit religiöser Wendung gehäuft. Galaad fehlt hier. Die drei besten Ritter sind Gauvain, Lanzelot und Perceval, der aber auch Pellesvaus, Perlesvax und Perlesvaus genannt wird. Gauvain gelangt zum Anblick des Grales und der übrigen Heiligtümer, aber nicht zu deren Besitz. Lanzelot beichtet zwar bei einem Eremiten, will aber die süßeste Sünde — seine Liebe zur Königin Ginevra — nicht aus seinem Herzen reißen und bekommt deshalb den Gral nicht zu Gesicht. Die Rolle des Galaad aber ist Perceval zugeteilt, „der seine Jungfräulichkeit nie um eines Weibes willen verlor, sondern keusch und reinen Leibes starb“. Er ist der eigentliche „beste Ritter“, erobert die Gralburg und erhält von Artus den Goldreif. Einsiedler wallfahren zum Gral und feiern davor dreimal wöchentlich die Messe, bei welcher der Gral in fünffacher Gestalt erscheint. Damit hat aber die Dichtung noch kein Ende. Artus, Gauvain, Lanzelot und Perceval haben noch eine lange Reihe anderer Abenteuer zu bestehen. Noch am Schluß werden weitere Geschichten von Briant des Illes, Artus und Lanzelot in Aussicht gestellt. Ein wirklicher Abschluß ist ebensowenig vorhanden als ein einheitlicher und durchgreifender Plan.

Weitere Fortsetzungen oder Umgestaltungen schlossen sich an diesen Roman nicht an. Dagegen wurde die Trilogie des Robert von Boron (Joseph-Merlin-Perceval) nicht nur früh in Prosa umgesetzt, sondern wenigstens noch zweimal umgearbeitet. Die „Gralsuche“ wurde mit zwei ebenso umfangreichen Romanen, „Lanzelot“

---

[1] Herausgeg. von Potvin I, Mons 1866, nach einer Handschrift von Mons. — Deutsch bearbeitet von G. Gietmann S. J., Ein Gralbuch, Freiburg i. B. 1889.

und „Arthurs Tod“[1], gleichfalls zu einer Art Trilogie verbunden, für deren andere Teile Walter Map als Verfasser genannt ward. Der „Lanzelot“-Roman gestaltete sich wiederum zu einer Trilogie, deren erster Teil „Galehaut“ Lanzelots Jugend behandelt, der zweite seine Abenteuer als „Karrenritter“, der dritte die Geschichte seines Freundes Agravain, der ein Bruder des Gauvain ist. Stark erweitert wurde auch der zweite Teil des „Merlin“ (Suite Merlin)[2], während der nicht erhaltene, einem Helye de Boron zugeschriebene Conte del brait ebenfalls die Merlinsage behandelte. Schließlich wurde auch Tristan in die Gralsuche hineingezogen in einem breitspurigen Roman, als dessen angeblicher Verfasser Luce de Gast bezeichnet wird. Helye de Boron aber wird noch ein weiterer Roman „Guiron le Courtois“ zugeschrieben, in welchem 150 Heldentaten von 150 Artusrittern enthalten sind, mit welchen Guiron kämpfte. Im „Perceforest“ (nach 1337 abgefaßt) kommt zum Überfluß noch Alexander der Große nach Britannien, trifft daselbst mit Alain zusammen und wird unter dem Einfluß des Grales getauft. Im Isaïe le triste aber wird Isaie, der Sohn Tristans und Isoldes, an Merlins Grab geführt, und nachdem er hier erfahren, daß alle Artusritter tot sind, durch den toten Arm Lanzelots wunderbar zum Ritter geschlagen[3].

Ehe die Gralliteratur zu dieser Flut von Romanen aufschwoll, folgten manche Dichter dem Beispiele des Chrestien von Troyes und machten einzelne Ritter des Artuskreises zum Gegenstande kleinerer Versromane, die sich allerdings meist recht ähnlich sehen, aber doch immerhin eine gewisse Einheit und Abrundung besitzen. Am meisten nähert sich Chrestien in gewandtem Aufbau der Erzählung, dramatischer Lebhaftigkeit und gewähltem Ausdruck der Ritter Raoul de Houdenc in seinem Meraugiz de Portlesguez (ca 5900 Verse)[4]. Auf Anregung eines boshaften Zwerges befreit Meraugiz den gefangenen Gauvain geht dabei aber seiner Geliebten Lidoine verlustig, welche in die Gewalt eines andern Ritters gerät. Da nun Gorvein sie freikämpfen will und Gauvain denselben unterstützt, kommt es zum Zweikampf zwischen den Freunden Meraugiz und Gauvain, wobei Meraugiz siegt und Lidoine befreit, auf welche Gorvein dann verzichtet. Lidoine ist dabei mehr Selbständigkeit zugeteilt, als gewöhnlich die Frauen in diesen Romanen besitzen.

Von einem andern Raoul verfaßt ist die „Vengeance de Raguidel“[5], eine viel fröhlicher gehaltene Erzählung (6178 Verse), voll anschaulicher, mitunter selbst derber Realistik, mit den gewöhnlichen Zofen, Hirschen, Sperbern, aufgespießten Köpfen, Zaubertischen und Zauberschiffen ausgestattet, aber auch mit eigenartigen komischen Zügen. Mehr das Wunderbare waltet in dem Roman „Rigomer“ oder „Lanzelot“ (17459 Verse) vor, in welchem Gauvain all der Zaubereien im Schlosse Rigomer Herr wird, an welchen Lanzelot und andere Artusritter elendiglich den kürzeren zogen.

---

[1] „Le morte Darthure“ réimprimée d'après l'édition de Caxton (1485) par O. Sommer, 3 Bde, London 1889 1890.

[2] Herausgeg. von O. Sommer nach dem Manuskript des British Museum, London 1894; von G. Paris und J. Ulrich nach dem Manuskript Huth, 2 Bde, Paris 1886.

[3] Gröber, Grundriß II 996—1010.

[4] Herausgeg. von Michelant, 1869. — W. Zingerle, Über Raoul von Houdenc und seine Werke, Erlangen 1880. — O. Börner, R. de Houdenc, Leipzig 1884. — R. Zenker, Die Echtheit der R. de Houdenc zugeschriebenen Werke, Erlangen 1889.

[5] Herausgeg. von Hippeau, 1862.

Reich an Feenzauber ist auch der Bel Desconu oder Guinglain[1], die artige Dichtung des Renaut von Beaujeu, worin nach vielen Spükniſſen und Fährlichkeiten, die aus andern Gedichten herübergenommen sind, endlich das in eine Schlange verwandelte Schloßfräulein durch einen Kuß entzaubert und Guinglains Gemahlin wird, aber auf Artus' Befehl, nicht recht zu des Helden Befriedigung, der sein Herz der Fee Weißhand geschenkt hat. Im „Fergus"[2] des Guillaume le Clerc (6984 Verse) ist der Held der Sohn eines reichen Bauern und einer adeligen Dame, so daß in das gewohnte Rittertreiben hier auch einmal das bäuerliche Element hineinspielt, allerdings sehr unmerklich, da die Hauptsache auch hier wieder ist, durch Abenteuer aller Art die Hand der Geliebten zu gewinnen.

Ähnliche Artusepen sind: Der Chevalier as deus épées[3] (12352 Verse), Durmart le Galois (15998 Verse)[4], Ider (noch ungedruckt), Gligois (gegen 3000 Verse), Atre Perillos (6674 Verse)[5], Mure sans Frain (1136 Verse)[6], Chevalier a l'épée (1306 Verse)[7].

Die umfangreichen niederländischen Dichtungen über „Gavain" (Walevain, etwa um 1250 abgefaßt) und „Lanzelot" (ebenfalls noch aus dem 13. Jahrhundert) enthalten manches, was aus den bisher erwähnten Gedichten nicht geschöpft sein kann, und legen die Vermutung nahe, daß ihren Verfassern noch anderweitige französische Vorlagen zu Gebote standen.

Aus der ungeheuern Masse der Artus- und Gralromane schöpfte auch der Italiener Rusticien von Pisa (zwischen 1271 und 1298), der durch längeren Aufenthalt in Frankreich des Französischen kundig, die Reisen des Marco Polo französisch niederschrieb. Der Held seines Romans Livre du roi Meliadus ist der Vater Tristans. Derselbe tritt indes erst später auf, nachdem der 120jährige Branor sich vorher mit Tristan, Lanzelot und Artus gemessen hat. Darauf folgen die Abenteuer Tristans, Lanzelots und Percevals. Endlich tritt Meliadus auf, um nach seinem Sohn zu schauen, kämpft siegreich mit den Rittern der Tafelrunde und wird von Artus gekrönt. Der Verfasser will all die wunderbaren Geschichten, besonders aber die Taten Tristans und Lanzelots, aus einem Buche des Königs Eduard I. von England erfahren haben, der sie selbst während seines Aufenthaltes im Orient (1271 und 1272) dort vernommen haben soll.

---

[1] Herausgeg. von Hippeau, 1860. — A. Mennung, Der Bel Desconu des Renaut de Beaujeu, 1890.

[2] Herausgeg. von Michel, 1841; Martin, 1872.

[3] Herausgeg. von W. Förster, 1877.

[4] Herausgeg. von Stengel, 1873. — Kirchrath, Li Romans de Durmart in seinem Verhältnis zu Meraugiz, Marburg 1884. — Störiko, Verhältnis der Romane Durmart und Garin de Monglane, Marburg 1888.

[5] Herausgeg. in Herrigs Archiv XLII.

[6] Herausgeg. von Méon: Nouveau recueil de fabliaux I (1823).

[7] Herausgeg. von Méon (ebd.).

Dreizehntes Kapitel.

Schicksals- und Abenteuerromane.

Um das bunte Bild, das die Chansons de Geste, die Ritterdichtungen mit antiken Stoffen, die Gral- und Artusromane gewähren, reihen sich als Arabesken noch zahlreiche größere und kleinere Epen, die sich in keiner jener Kategorien unterbringen ließen. Man hat sie darum teils als Schicksalsdichtungen teils als Liebes- und Abenteuerromane zusammengestellt. Einige weisen auf Byzanz oder den Orient zurück, andere stehen mit bretonischen Lais und Sagen in Verwandtschaft, in noch andern finden sich Anklänge an heimische fränkische Sage. Auch hier durchkreuzt sich aber wieder Orient und Occident in wunderlichem Gewirre; Erlebtes und Gehörtes verbindet sich zu neuen Mären; die jugendfrische Phantasie, durch keine kritische Neigung befangen, gestört oder gezügelt, fühlt sich selbst beim Wiedererzählen zu steter Veränderung, zum Neuschaffen und Umbilden angeregt. So wuchsen anmutige poetische Gebilde heran, welche erfreuend und befruchtend noch jahrhundertelang durch die Weltliteratur weiter wirkten, auch minderwertige Spielereien, welche nur die höfischen Kreise ihrer Zeit ergötzten, ebenso phantastische Mischprodukte, die späteren Dichtern manchen frischen, lebenskräftigen Zug echter Poesie geliefert haben.

Zu allen Völkern des Nordens und Südens drang die anmutige Geschichte der beiden Blumenkinder „Floire und Blancheflor", die als Gespielen in fröhlicher Unschuld zusammenleben, bis die Jugendfreundschaft allmählich sich zu zarter Minne entfaltet. Da werden sie vom Schicksal auseinandergerissen. Das Mädchen gerät als Sklavin in sarazenische Gefangenschaft. Ein mächtiger Emir versetzt sie in einen unnahbaren Turm, um sie als Braut für sich zu bewahren. Doch sie bleibt ihrer ersten Liebe treu, und Floire weiß trotz der unübersteiglichsten Hindernisse und der offenen Todesgefahren zu ihr in den Turm zu gelangen. In einem Korb voll Blumen versteckt, wird er in ihr Gemach hinaufgezogen und da versteckt. Aber das Geheimnis bleibt nicht lange verborgen. Der Emir rast. Er will beide des Feuertodes sterben lassen. Floire hat einen Zauberring, der ihn dem Tod entziehen könnte; doch er bietet ihn seiner Braut an, um sie zu retten. Sie nimmt ihn nicht an. Der Wettstreit des Edelmuts rührt selbst das Herz des grausamen Emirs, und er gibt beiden die Freiheit. Reiche Schilderung orientalischer Pracht umrahmt die schlichte, naive Erzählung. Eine ältere Fassung aus dem Anfang des 13. Jahrhunders (in 3228 Versen)[1] verbreitete sich nach Deutschland und den Niederlanden,

[1] Herausgeg. von Bekker (Abhandl. der Berliner Akad. der Wissensch. 1844, auch separat, Berlin 1844). — Vgl. H. Herzog, Die beiden Sagenkreise von Flore

durch Skandinavien bis nach Island; eine jüngere (in 3470 Versen)[1] wanderte nach Italien, Spanien und Griechenland[2].

Nicht so weite Verbreitung, doch wenigstens eine deutsche Bearbeitung erlangte der „Eracle" des gewandten Dichters Gautier von Arras[3], der als Epiker wohl zunächst nach Chrestien genannt zu werden verdient. Er stand zwischen 1152 und 1191 in Beziehung zu manchen bedeutenden Fürsten und Fürstinnen. Hoher sittlicher Ernst, Gedankenreichtum und tief poetischer Blick spiegeln sich in seinen gedrängten, leichtfließenden Versen, deren das Gedicht 9593 zählt. Heraklius wird in seinem Gedicht[4] zum spätgeborenen Sohn einer römischen Senatorenfamilie gemacht. Seine Mutter verkauft mit seiner Zustimmung alles, gibt es den Armen und geht ins Kloster. Heraklius selbst wird auf dem Markt als Sklave verkauft. Es ist ihm jedoch vom Himmel eine wunderbare Fähigkeit verliehen, die Kraft der Steine, den Wert der Rosse und die Sinnesart der Frauen zu erkennen, und so ist er in den Stand gesetzt, für den Kaiser die würdigste Frau ausfindig zu machen. Das ist Athenais. Daß sie sich nicht als solche bewährt, ist des Kaisers eigene Schuld, da er sie aus eifersüchtigem Mißtrauen während eines Feldzuges gegen den Rat des Heraklius einsperrt. Das verleitet sie zur Untreue und zum schmählichen Fall. Heraklius aber zieht gegen die Perser zu Felde, erobert in glorreichem Kampfe das heilige Kreuz zurück, bringt es nach Jerusalem und erhöht es daselbst an seiner ehrwürdigen Stätte, nachdem er auf Mahnung von oben den fürstlichen Pomp abgelegt und es demütig als Büßer auf sich genommen. Darauf wird er in Konstantinopel zum Kaiser ausgerufen und führt daselbst, zum Lohne seiner früheren Demut und Treue, eine lange und glanzvolle Regierung.

An das bretonische Lai von Eliduc schließt sich ein zweites Gedicht des Gautier von Arras, „Ille und Galeron" (6592)[5], etwa um 1167

---

und Blanscheflur, Wien 1884. — E. Hausknecht, Floris und Blancheflur, mittelenglisches Gedicht, Berlin 1885.

[1] Herausgeg. von E. Du Méril, Floire et Blanceflor, poèmes du XIII[e] siècle, Paris 1856.

[2] Die griechische Bearbeitung Phlorios und Platziaphlora (aus dem 14. oder 15. Jahrhundert) hat ein älteres Cantare di Fiorio e Biancifiore zur Vorlage, nicht Boccaccios Filocolo (um 1340). — Vgl. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur² 867 868. — Über die Bearbeitungen in andern Sprachen vgl. Gröber, Grundriß II 528.

[3] Oeuvres de Gautier d'Arras, herausgeg. von Löseth, 2 Bde, 1890. — Walter von Arras, herausgeg. von W. Förster I (1891). — Hist. litt. XXII 791—807.

[4] Herausgeg. von H. F. Maßmann (mit der mittelhochdeutschen Bearbeitung von Otte), Quedlinburg 1842.

[5] Hist. litt. XXII 851—864.

verfaßt. Ille, der Sohn Eliducs, verläßt heimlich die von ihm treu geliebte Galeron, weil er bei einem Turnier das eine Auge verloren hat und nun vermeint, der Liebe seiner Gattin nicht mehr würdig zu sein. Mit dem einen Auge leistet er jedoch noch solche Wunder der Tapferkeit, daß die Tochter des römischen Kaisers selbst um seine Liebe wirbt. Das Bedauern, das er über ihre Liebe als eine aussichtslose empfindet, facht schließlich in ihm selbst eine zärtliche Neigung an. Galeron aber, die heimlich nach Rom gekommen ist, nur von den Großtaten und dem Ruhme ihres Gatten hört, verzehrt sich in stillem Gram darüber, daß er sie verlassen und sein Herz einer andern geschenkt hat. Doch kämpft sie in selbstlosem Heroismus ihre wohlberechtigte Eifersucht nieder. Wie der kaiserliche Hochzeitszug schon am Altar angelangt und der Papst bereit ist, die Ehe einzusegnen, drängt sich Galeron vor und gibt sich Ille zu erkennen, doch nicht, um ihn als ihren rechtmäßigen Gatten zurückzufordern, sondern sich selbst, wie sie meint, seinem höchsten Lebensglück zu opfern und sich ins Kloster zurückzuziehen. Die unhaltbare Kasuistik, auf welcher der Konflikt beruht, ist offenbar nur aus dem Bestreben hervorgegangen, die Lage der drei Liebenden möglichst rührend zu gestalten; die Idealität, mit der das geschieht, bürgt dafür, daß der Dichter das christliche Eherecht damit nicht bekämpfen wollte.

Ähnliche Motive kehren im „Galeran“ [1] des Dichters Renaut wieder (7811 Verse), zugleich mit Anklängen an den lai du Fresne. Wie in diesem Lai wird auch hier Fresne als Zwillingskind ausgesetzt, in einer Esche entdeckt und von der Auffinderin, einer Äbtissin, im Kloster aufgezogen, aber nicht allein, sondern mit dem jungen bretonischen Grafen Galeran. Nachdem zärtliche Liebe zwischen beiden aufgekeimt, ruft der Tod seiner Eltern den jugendlichen Ritter nach Hause; Fresne wird durch eine Beleidigung von seiten der Äbtissin aus dem Kloster fortgescheucht. Durch Heldentaten zu großen Ehren gelangt, freit Galeran um die Tochter einer Witwe, die Fresne sehr ähnlich und in der Tat ihre Zwillingsschwester ist. Wie sie aber Hochzeit halten wollen, taucht plötzlich wieder die verloren geglaubte Fresne auf, und ihre Schwester ist edelmütig genug, zu ihren Gunsten zu verzichten und ins Kloster zu gehen.

„Guillaume de Palerne“ [2] wurde auf Wunsch der Gräfin Iolanthe von Hennegau abgefaßt, die 1212 Kaiserin von Konstantinopel wurde und 1219 starb. Der kleine Roman (9693 V.) spielt in Italien. Durch seine Heldentaten gewinnt Guillaume die Liebe der Kaiserstochter Melior und flieht mit ihr, da er sonst als unebenbürtig sie aufgeben müßte, in den

[1] Herausgeg. von Boucherie, 1888.

[2] Herausgeg. von Michelant, 1876. — Hist. litt. XXII 829—840.

Wald, wo sie gleich Tristan und Isolde ein romantisches Leben führen. Ihnen gesellt sich Alfons zu, ein Vetter Guillaumes, ein spanischer Fürstensohn, der aber von seiner Stiefmutter in einen Werwolf verwandelt, nach Rom gebracht, von einem Rinderhirten aufgefunden und an den Kaiserhof befördert wurde. Alle drei gelangen nach Sizilien, wo Guillaume die Feinde seiner verwitweten Mutter siegreich bekämpft und den Führer derselben, den Vater seines treuen Wolfes, zwingt, denselben wieder zu entzaubern. Alfons vermählt sich dann mit Guillaumes Schwester und wird Herrscher in Spanien, während Guillaume die Kaiserstochter Melior zum Altare führt.

Ungefähr in dieselbe Zeit fällt auch der „Escoufle“[1] (Hühnergeier, 9102 Verse), dessen Name sich erst im zweiten Teil aufklärt. Im ersten erkämpft sich der normannische Ritter Richard die Hand einer Kaiserstochter, indem er erst siegreich die Sarazenen im Gelobten Lande befehdet, dann in Rom unbotmäßige Vasallen zu Zucht und Gehorsam zurückbringt. Am Kaiserhof aufgewachsen, erwirbt auch sein Sohn Guillaume die Huld einer Kaiserstochter, der schönen Aelis. Da aber der Kaiser gegen ihn eingenommen wird, fliehen die beiden nach der Normandie. Unterwegs entführt in Lothringen ein Hühnergeier der schlafenden Aelis die Tasche, in der sie mit ihrem Geld auch einen kostbaren Ring verwahrt. Indem Guillaume dem räuberischen Vogel nachjagt, verliert er Aelis und kann sie nicht mehr finden. Sie kommt auf mühseliger Fahrt nach Montpellier und ernährt sich da sechs Jahre lang mit einer treuen Dienerin durch Anfertigung schöner Stickereien. Da trifft nach sechsjähriger abenteuerlicher Wanderung auch Guillaume ein, wird aber durch den Hühnergeier nochmals von Aelis getrennt und findet sie erst auf dem Schloß eines Verwandten, des Grafen von St-Gilles wieder. Schließlich halten sie aber doch glückliche Hochzeit, und Guillaume wird sogar Kaiser von Rom.

In „Amadas und Idoine“[2] (7936 Verse) gerät der Held aus unglücklicher Liebe in hellen Wahnsinn, wird dann zwar von Idoine selbst wieder zur Vernunft gebracht, verliert seine Geliebte aber von neuem durch einen Zauberring, der sie in einen todesähnlichen Schlummer versetzt, und muß sie von neuem durch Besiegung des Ritters erkämpfen, der ihr jenen Zauber angetan. Der Gemahl, dem sie während der Irrfahrten des Amadas angetraut wurde, verzichtet auf sie, nachdem drei zauberkundige Schicksalsfrauen die Vollziehung der Ehe gehindert haben, und so löst sich auch hier wieder alles in Wohlgefallen auf.

[1] Herausgeg. von Michelant und Meyer, 1894. — Hist. litt. XXII 807 bis 817.

[2] Herausgeg. von Hippeau, 1863. — Hist. litt. XXII 758—765.

Im Conte de Poitiers[1] (1718 Verse) wird die weibliche Treue verherrlicht. Graf Gérard von Poitiers rühmt sich, das beste Weib zu besitzen, und setzt sein Land zum Pfand ein, daß es seinem Gegenpart nicht glücken werde, seine Frau in ihrer Tugend wankend zu machen. Durch eine Zofe weiß sich der listige Gegner den Ehering und Haare der Frau zu verschaffen. Gérard glaubt seine Wette verloren, wird glücklicherweise verhindert, seine Frau zu töten, erfährt schließlich den Streich, den man ihm gespielt, und befreit seine Frau aus den Händen eines Neffen, der ihr Nachstellungen bereitet hat.

Der Conte de la Violette[2] (6655 Verse) des Gerbert de Montreuil und der Conte de la rose[3] (5641 Verse) eines ungenannten Dichters sind dadurch eigenartig, daß die Erzählung darin vielfach von sangbaren Liedern unterbrochen ist. In beiden Erzählungen beruht die Verwicklung darauf, daß der Held an der Treue seiner Gattin irre wird, weil sein Widerpart von einem verborgenen Muttermal derselben Kunde hat: viele Kämpfe und wundersame Abenteuer werden dann gehäuft, bis ihre Schuldlosigkeit völlig an den Tag kommt.

Verwandt mit dieser episch-lyrischen Mischform ist die sog. Chantefable Aucassin et Nicolette[4], d. h. eine Erzählung, in welcher längere Prosastücke mit balladenartig gereimten Abschnitten abwechseln. Sie scheint im französischen Belgien gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstanden, also weit älter zu sein als alle die eben erwähnten Gedichte. Die einzige Handschrift, in der das Gedicht erhalten ist, gibt auch die Melodie an, nach der die gereimten Partien (Laissen) zu singen sind. Der Stoff erinnert an Floire und Blancheflor, indem es sich hier ebenfalls um ein noch ganz junges Liebespaar handelt. Der Ton der Erzählung ist noch naiver, aber zugleich auch realistischer. Aucassin hat schon ziemlich viel von einem unglücklichen, launischen Liebesritter, und Nicolette ist bereits ein recht altkluges Persönchen. Aucassin ist als der Sohn eines Grafen von Beaucaire (in der Provence) eingeführt, obwohl es daselbst keine Grafen dieses

[1] Herausgeg. von Michel, 1831. — Hist. litt. XXII 782—788.

[2] Herausgeg. von Michel, 1834. — Kraus, Über Girbert von Montreuil, 1897. — Koch, Veilchenroman und Wanderung der Euriantessage, 1882. — Ohle, Shakespeares Cymbeline und seine romanischen Vorläufer, Berlin 1890.

[3] Herausgeg. von Servois, 1893.

[4] Herausgeg. von Moland und d'Héricault (Nouvelles françaises en prose du XIII[e] siècle, 1856); H. Suchier, 3. Aufl. Paderborn 1889. — Hist. litt. XIX 748—761. — Deutsche Übersetzung von W. Hertz, Wien 1865. — W. Hertz, Spielmannsbuch[2], Stuttgart 1900, 277—314 434—453. — H. Brunner, Über Aucassin und Nicolette, Halle 1880. — Bourdillon, Cest Daucasi e de Nicolete (Faksimilelichtdruck der einzigen Handschrift), Oxford 1896. — Bourdillon, A. et N., An oldfrench love story[2], London 1897. (Mit bibliograph. Angaben).

Namens gab. Der Vater ist in schweren Krieg verwickelt, der Sohn aber, obwohl bereits waffentüchtig, schmachtet zu Hause herum nach der lieblichen Nicolette, einem Sarazenenmädchen, das der Vizegraf von Sarazenen gekauft und hatte taufen lassen. Sie ist aber dem Vater zu niedrig, er will für den Sohn eine fürstliche Frau. Sicherheitshalber wird Nicolette eingesperrt; da aber Aucassin zu kämpfen verspricht, wenn er sie einmal küssen dürfe, so wird ihm dieser Kuß bewilligt. Alsbald fährt Heldengeist in den jungen Nichtstuer. Lobeergekrönt kehrt er heim und bringt sogar den feindlichen Feldherrn als Gefangenen mit. Er entläßt ihn aber, da der Vater ihm auch jetzt noch Nicolette nicht geben will. Dafür wird er eingesperrt, aber nachdem sich Nicolette aus dem Staube gemacht, aus dem Kerker entlassen. In schmerzlicher Sehnsucht irrt er umher und findet sie endlich in einem Walde. Ein Schiff bringt sie nach dem Geckenlande Torelore, wo der König Kinder päppelt, die Königin Krieg führt, freilich mit Äpfeln, Eiern und Käse. Von Seeräubern überfallen, werden sie gefangen und getrennt. Das Schiff, auf dem Aucassin sich befindet, strandet in der Nähe von Beaucaire. Nicolette wird nach Karthago entführt, wo es herauskommt, daß sie die Tochter des dortigen Königs ist. Das verändert aber ihre Neigung nicht im mindesten. Als Troubadour verkleidet, entflieht sie, zieht nach Beaucaire und wird jetzt, als Königstochter mehr als ebenbürtig, die glückliche Gemahlin ihres geliebten Aucassin. All das wird ungemein frisch und lebendig erzählt, mit manchem heitern, schalkhaften Zuge. Auffallend ist eine Stelle, in welcher mit tiefem Mitgefühl den eiteln Phantasieleiden des jungen verliebten Herrchens das herbe Los der Armen gegenübergestellt wird. Die Scene spielt im Walde, in welchem Aucassin auf der Suche nach der verlorenen Nicolette sich befindet.

Aucassin ritt auf einem alten, halbverwachsenen Weg. Da blickt er vor sich mitten auf den Weg und sah einen Mann, wie ich gleich sagen will. Er war groß und wundersam häßlich und abschreckend. Er hatte einen dicken Kopf, schwärzer als Kohle, die Augen mehr als eine Handbreit auseinander, und er hatte große Backen und eine große, platte Nase und große, weite Nasenlöcher und dicke Lippen, röter als ein Rostbraten, und große gelbe und häßliche Zähne, und er trug Strümpfe und Schuhe aus Rindsleder, mit einem Strick bis über die Knie hinauf gebunden, und sein Kappenmantel war auf zwei Seiten umgeschlagen, und er stützte sich auf eine große Keule. Aucassin befand sich ihm plötzlich gegenüber und hatte große Angst, da er ihn gewahrte.

„Schöner Bruder, Gott helfe dir!“ — „Gott segne dich!“ erwidert er. — „Bei Gott, was tust du hier?“ — „Was geht das dich an?“ erwidert er. — „Nichts“, sagt Aucassin, „ich frage dich nur in guter Absicht.“ — „Aber warum weinst du denn“, sagt er, „und bist so betrübt? Wahrhaft, wenn ich ein so mächtiger Herr wäre wie du, so würde mich nichts zum Weinen bringen.“ — „Bah, kennst du mich denn?“ sagt Aucassin. — „Jawohl, ich weiß recht gut, daß du Aucassin bist, des Grafen Sohn, und wenn du mir sagst, weshalb du weinst, so will ich dir sagen, was ich hier tue.“ —

„Gewiß“, sagt Aucassin, „ich will es dir gerne sagen. Ich kam diesen Morgen in diesen Wald jagen; ich hatte einen weißen Windhund, den schönsten auf der Welt, ich habe ihn verloren, darum weine ich.“ „O!“ sagte er, „bei Gottes Herz! Du hast um einen stinkenden Hund geweint! Wehe dem, der je dich schützen wird; denn in diesem Land gibt es keinen so mächtigen Mann, der, wenn dein Vater von ihm ihrer zehn oder fünfzehn oder zwanzig forderte, sie ihm nicht gerne schickte und sich höchlich darüber freuen würde. Ich aber habe Grund, zu weinen und zu trauern.“ — „Und warum, Bruder?“ — „Herr, ich will es dir sagen. Ich war an einen reichen Bauer vermietet und führte seinen Pflug. Es waren vier Ochsen daran. Nun ist mir vor drei Tagen ein groß Unglück begegnet, ich verlor den besten meiner Ochsen, den Roten, den besten am Pflug, und ich suche ihn nun. Seit drei Tagen habe ich nicht gegessen und getrunken, und ich wage nicht in die Stadt zu gehen; denn man würde mich ins Gefängnis werfen, weil ich nichts zu zahlen habe. Ich habe nichts auf der Welt, als was du auf meinem Leibe siehst. Ich habe eine Mutter, die besaß nichts als eine schlechte Matratze, man hat sie ihr unter dem Rücken weggezogen, und nun muß sie auf Stroh liegen. Das tut mir mehr leid als mein eigenes Unglück; denn die Habe kommt und geht; verliere ich heute, so gewinne ich ein anderes Mal; ich werde meinen Ochsen bezahlen, wenn ich kann; ich möchte darum nicht weinen. Und du hast um eines stinkenden Hundes willen geweint? Verflucht sei, wer dich je schützen wird!“ „Wahrhaft, du bist guten Trostes, schöner Bruder. Gesegnet seist du dafür! Und was war dein Ochse wert?“ — „Herr, man verlangt mir dafür zwanzig Sous ab und ich kann den Preis um keinen Heller herunterkriegen.“ — „Gut“, sagt Aucassin, „nimm die zwanzig Sous, die ich in meiner Börse habe, und zahle deinen Ochsen.“ — „Herr“, sagte er, „großen Dank, und möge Gott dich finden lassen, was du suchst.“

Auch nach der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden es die höfischen Kreise keineswegs müde, sich von fahrenden Rittern erzählen zu lassen. Die Versromane wuchsen vielmehr noch zu beträchtlicherer Länge an. Die Abenteuer wurden noch mehr gehäuft und ineinander verschoben, entlegene Stoffe verbunden und zu neuen Kombinationen ausgenutzt.

So entstanden eine Menge breitspuriger Romane, wie der „Guy von Warwick“ (11230 Verse)[1], „Joufroy“ (4611 Verse)[2], Richard le biau (5452 Verse)[3], Blancandin et Orgueilleuse d'Amour (6136 Verse)[4], Sone de Nansay (21321 Verse)[5] und der Cleomades des Adenet le Roi (18688 Verse)[6].

Eine feine Miniatur aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zeigt uns Adenet, wie er die Königin Maria von Frankreich, Gemahlin Philipps III.,

[1] Stücke bei Zupitza, The romance of Guy of Warwick, 1883. — Hist. litt. XXII 841—851.

[2] Herausgeg. von Hofmann und Muncker, 1880.

[3] Herausgeg. von Förster, 1874.

[4] Herausgeg. von Michelant, 1867.

[5] Herausgeg. von Goldschmidt, 1889.

[6] Herausgeg. von A. van Hasselt, 2 Bde, Brüssel 1866. — Bormans, Observations philologiques et critiques, Liège 1867. — Jahrbuch für romanische und englische Literatur VIII 120. — Hist. litt. XX 675 f; XXXI 191 f.

mit seinem Versroman unterhält. Die Königin sitzt auf einem prachtvollen Ruhebett, das gekrönte Haupt auf den linken Arm gestützt, während sie in der Rechten eine Rose hält. Zu ihrer Seite sitzen Mahaut von Artois und Blanche von Kastilien (Tochter des hl. Ludwig) auf niedrigerem Pfühle. Am Fuße des Ruhebettes befindet sich der ebenfalls mit einer Krone geschmückte Dichter, in der Rechten sein Saiteninstrument. Die Königin schaut verzückt ins Blaue, während Blanche mit erhobener Hand ihre Bewunderung kundgibt. Das Bild ist charakteristisch. Das Publikum dieser Romane war zunächst die höchste und hohe Damenwelt, dann die ihnen nahestehenden ritterlichen Kreise. Von seinen beiden königlichen Gönnerinnen aber sagt der Poet:

Diex en ces II dames assist
Tant de bonté, quant il les fist,
Et de biauté, k'a souaidier
I porroit on petit aidier;
Car il n'i faut par vérité,
Chose qui afiere a biauté.
Sage et courtoise et de bon aire
Est chascune; car exemplaire
Puet on de tous biens prendre en eles,
Tant por sont et bonnes et beles.

Cleomades ist ein spanischer Königssohn. Seine drei Schwestern werden von drei Maurenfürsten umworben, von welchen der häßlichste, Crompart, die schönste haben will. Als Brautgeschenk bringt er ihr ein wunderbares Holzpferd, auf dem man durch die Lüfte fahren kann. Auf diesem Holzpferd beruht hauptsächlich die Verwicklung des Romans. Cleomades besteigt es und wird darauf, gegen seinen Willen, nach Toskana entführt, wo er die schöne Claramondine kennen lernt. Auf seinem Zauberpferd bringt er sie nach Sevilla, auf demselben Pferde wird sie ihm aber durch den boshaften Crompart entführt. Claramondine stellt sich wahnsinnig, um den Bewerbungen des Königs von Salerno zu entgehen. Cleomades aber durchzieht als schwarzer Ritter die ganze Welt und erlebt mehr „als in die Bibel geht“. In Salerno findet er endlich die Geliebte wieder, weiß als vorgeblicher Arzt zu ihr zu gelangen und bringt sie auf dem Zauberpferd nach Spanien zurück.

Längst bevor die Sagenpoesie völlig ins Phantastische zerfloß, lenkten zahlreiche Reimchronisten sie zum andern Extrem, zur wirklichen Geschichte und zur Prosa über, allerdings meist so, daß der Poet die Glaubwürdigkeit des Historikers stark beeinträchtigt, der Chronist hinwieder den Flug des Poeten hemmt und stört. Auch was von diesen Reimchronisten erhalten und bis jetzt bekannt geworden, macht wieder für sich eine Mahâbhârata von ungefähr 200 000, allerdings meist achtsilbigen Versen aus. Es

würde eine eigene Monographie erheischen, auf die einzelnen näher einzugehen; eine tabellarische Übersicht[1] mag wenigstens einige Umrisse geben.

Havelok (780 Achtsilber, anglofranzösisch).
Roman d'Eustache le Moine (2305 Achtsilber).
Estoire des Engleis oder Brut d'Angleterre von Wace (15 000 Achtsilber).
Geste des Normans oder Geste de Rou (1. Teil 315 Alexandriner, 2. Teil 11 502 Achtsilber).
Chronique des Ducs de Normandie von Maistre Beneeit (42 310 Achtsilber).
Klosterchronik von Mont Saint-Michel des Guillaume de St-Paier (4111 Achtsilber).
Klosterchronik von Fécamp in der Normandie (6350 Achtsilber).
Zeitchronik des Jordan Fantosme (2066 Zwölfsilb. Tiraden).
Die Eroberung Irlands (3456 Achtsilber).
Histoire de la Guerre Sainte, d. h. des 3. Kreuzzuges, von Ambroise (12 000 Achtsilber).
Vie de Guillaume le Maréchal (19 214 Achtsilber).
Recit de la première Croisade (15 000—19000 Alex.-Tiraden).
Römische Chronik des Klerikers Calendre (ungefähr 5000 Achtsilber).
Chronique rimée des Philippe Mouskef (31 826 Achtsilber).
Chronik von dem flandrischen Grafen Gilles de Chin (5543 Achtsilber).
Chronique rimée de Saint-Magloire (375 Achtsilber).
Pariser Zeit-Chronik von 1300 bis 1360 (7918 Achtsilber).
Branche de royaux lignages (21 510 Achtsilber).
Englische Chronik von Peter de Langtoft (gegen 10 000 Verse).
Jacot de Forests Cäsarbuch (9800 Alex.).
Faits des Romains des Nikolaus von Verona (3166 Verse).

Des wackern Normannen Wace ist schon früher gedacht worden; er steht als Vermittler zwischen der älteren Artusdichtung und der wirklichen englischen Geschichte. Von den andern Chroniken zeichnet sich durch ihren geschichtlichen und kulturhistorischen Wert, wie durch ihre lebendige, schöne, wahrhaft poetische Darstellung das „Leben des Guillaume le Maréchal"[2] aus. Mit diesem Namen ist der Graf von Pembroke gemeint, der während der Minderjährigkeit Heinrichs III. (1216—1219) die Regentschaft in England führte, 1218 die Magna Charta publizierte und 1219 als fast achtzigjähriger Greis starb. Der Chronist, ein klar denkender und weit blickender Mann, ist mit Guillaume und den öffentlichen Verhältnissen genau bekannt und schildert diese in meisterhafter Anschaulichkeit, mit treffenden Anekdoten, Reden und Dialogen voll dramatischer Unmittelbarkeit.

[1] Über die einzelnen vgl. A. Potthast, Bibl. historica Medii Aevi[2], 2 Bde, Berlin 1896. — Chevalier, Répertoire des sources historiques du Moyen-Age, Paris 1877—1886. — G. Paris, La litt. fr. au moyen-âge[2], Paris 1890, 124 bis 142. — G. Gröber, Grundriß II 634—640 762—766. — Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. fr. II 271—282.

[2] Herausgeg. von Meyer, 1891.

Die Chronik Philippe Mouskets[1] ist eine Geschichte Frankreichs und Flanderns, welche beim trojanischen Krieg ausholt und bis zum Jahre 1242 reicht, wo sie plötzlich abbricht. Ihr Verfasser ist für das Jahr 1236 beglaubigt. Wiederholt wurde er mit Philippus Mensius identifiziert, der als Bischof von Tournai 1282 starb; er legt großes Interesse für Tournai an den Tag, gibt sich aber auch hinwieder deutlich als Franzose und verrät mehr die Bildung eines Laien als jene eines Klerikers. Mit Sage und Legende wohl vertraut, trägt er aus früheren Chroniken und Chansons de Gestes Dichtung und Wahrheit in bunter Mischung zusammen, in gutem Glauben, was er bereits geschrieben vorgefunden, gruppiert aber gut und übersichtlich und erzählt oft mit fesselnder Lebendigkeit. In Form und Vers aber läßt er sich wie die meisten andern Chronisten gemütlich gehen.

Vierzehntes Kapitel.

Volkslied und Minnesang.

Wie die epische Stofffülle der merowingischen und karolingischen Heldenzeit keinen Homer fand, sondern in lauter cyklische Dichtung auseinanderfloß, so taucht bis tief in die Epoche der Kreuzzüge hinein kein Lyriker auf, den man einigermaßen mit den berühmten Sängern von Hellas vergleichen könnte. Dennoch ist kein Zweifel, daß schon das römische Gallien einen reichen Liederschatz besessen hat. In Rom selbst waren die „Lieder der Volksdichter" bereits vor der Zeit des hl. Hieronymus (Mitte des vierten Jahrhunderts) so zahlreich, daß sein Grammatiklehrer Marius Victorinus sie als Beleg anführt, daß es neben dem altklassischen Metrum noch ein anderes Prinzip der poetischen Redeform gebe, nämlich den Rhythmus, d. h. eine modulierte Wortverbindung, bei der das Ohr nicht nach Längen und Kürzen, sondern nur nach Silbenzahl und Takt entscheidet. Durch die mimi und ioculatores, d. h. fahrende Komödianten, Gaukler und Sänger, kamen solche Lieder im ganzen Reiche herum, mehrten sich in den Provinzen und erhielten da eine mehr lokale Färbung.

Von Cäsarius von Arles († 542) bis auf den formgewandten Dichter Hildebert von Tours († 1132) warnen eine Menge der angesehensten Kirchenschriftsteller, auch zahlreiche Konzilsverordnungen (Châlons 639, Paris 829 u. a.)[2] vor dem unzüchtigen Treiben der Jokulatoren, vor

---

[1] Herausgeg. von Th. de Reiffenberg, 2 Bde, Brüssel 1836. — Hist. litt. XIX 861—872; XXI 698—710.

[2] G. Gröber, Zur Volkskunde, aus Konzilsbeschlüssen und Kapitularien, Straßburg 1893.

unsittlichen Komödien und Spektakelstücken, vor „diabolischen, unzüchtigen und schändlichen Gesängen", vor unzüchtigen Tänzen und Tanzliedern, von denen sich gute Christen und besonders geistliche Personen völlig fern halten sollen, die an heiliger Stätte nicht geduldet werden dürfen, die am besten ganz unterdrückt würden. Reste der altheidnischen Saturnalien und Maifeste (sog. Floralien) scheinen sich bis tief ins Mittelalter erhalten und immer neue Proteste der Seelsorger notwendig gemacht zu haben. Rein willkürlich ist aber die Deutung solcher Aussprüche und Maßregeln, als hätte die Kirche — als eine wahrhaft griesgrämige Stief- und Schwiegermutter — den zu ihr bekehrten Völkern jede harmlose Lebenslust, jede Frühlingsfeier, jeden Sang und Tanz verwehrt und schon jedes unschuldige Liebeslied zum unzüchtigen Frevel gestempelt. Zum Tanzen und Singen hat bekanntlich die jugendliche Menschheit nie der Aufmunterung bedurft, wohl aber lag es im Interesse wahrer Kultur, daß eine gewisse Strenge die unbändige Lebensfreude mäßigte und gegen Ausschreitungen in Schutz nahm [1].

Wenn uns aus so vielen Jahrhunderten keine Proben dieser Volkslyrik erhalten sind, so ist das überaus einfach zu erklären. Das Volk selbst konnte nicht lesen und schreiben, meist nicht einmal der Adel und die Ritterschaft; die studierten Geistlichen aber hatten Wichtigeres zu tun als Tanz- und Liebeslieder aufzuschreiben. Mit der fortschreitenden Bildung änderte sich das von selbst. Sobald es Laien — Ritter und Spielleute — gab, die des Schreibens kundig waren, Gräfinnen und Edelfräulein, die lesen konnten, wurden manche der Volkslieder auch aufgeschrieben und traten gleichzeitig mit dem höfischen Minnesang in die eigentliche Literatur ein.

Die Verfasser dieser Volkslieder sind ebenso unbekannt wie durchweg die Zeit, in welcher dieselben entstanden. Sie werden darum gewöhnlich nach den verschiedenen Arten gruppiert, die sich oft auch kaum haarscharf abgrenzen lassen. Die Chansons d'histoire, auch Chansons de toile genannt, wahrscheinlich weil sie von den Frauen bei ihrer Arbeit, beim Weben, Nähen oder Sticken gesungen wurden, sind Lieder von geringem Umfang, welche eine kleine Liebesgeschichte oder oft auch nur einen einzelnen Zug aus einer solchen behandeln [2]. Sie bestehen aus wenigen Strophen von 4, 5, 6 oder 8 Versen mit Refrain; die Verse assonierend zehn- oder achtsilbig. Sie müssen einst sehr zahlreich gewesen sein; von den

---

[1] A. Jeanroy, Les Origines de la poésie lyrique en France, Paris 1889, besprochen von Gaston Paris in Journal des Savants, Nov., Déc. 1891, Mars, Juillet 1892, separat Paris 1892. — J. Bédier, Les Fêtes de Mai et les commencements de la poésie lyrique au moyen-âge: Revue des Deux Mondes CXXXV (1896) 146—172.

[2] P. Paris, der zuerst (1833) die Aufmerksamkeit auf sie lenkte, nannte sie Romances wegen ihrer Ähnlichkeit mit den spanischen Romanzen.

wenigen erhaltenen weisen einige auf ein sehr hohes Alter hin (Rainaud, Orior, Belle Idoine, Belle Doette). Sie gehören zu dem Besten, was von altfranzösischer Dichtung erhalten ist. Sie haben nicht die abschreckende Weitschweifigkeit, Eintönigkeit und prosaische Schablonenhaftigkeit, welche so oft den Chansons de Geste anhaften. In Handlung und Zeichnung sind wenige treffende Züge stimmungsvoll zum poetischen Miniaturbild zusammengefügt, lebhaft dramatisch ausgeführt und durch den Refrain oft kontrastartig gehoben, bald noch harmonischer abgerundet.

Belle Doette, à la fenêtre assise,
Lit en un livre, mais son coeur est ailleurs:
De son ami Doon lui ressouvient,
Qu'en autres terres est allé tournoyer.
  Et j'en ai grand deuil!

Un écuyer, au perron de la salle,
Met pied à terre et décharge sa malle.
Belle Doette les degrés en descend,
Ne pense pas ouïr triste nouvelle!
  Et j'en ai grand deuil!

Belle Doette sitôt lui demanda:
„Et mon seigneur, que si longtemps n'ai vu?“
Il eut tel deuil que de pitié pleura.
Belle Doette aussitôt se pâma.
  Et j'en ai grand deuil!

Belle Doette debout s'est relevée,
Voit l'écuyer, vers lui s'est adressée;
En son coeur est dolente et désolée
Pour son seigneur qu'elle n'aperçoit mie.
  Et j'en ai grand deuil!

Belle Doette se prit à demander:
„Et mon seigneur, que tant j'aime, où est il?“ —
‚Au nom de Dieu! dame, je ne puis celer,
‚Mort est le comte, fut occis en joutant.‘ —
  „Et j'en ai grand deuil!“

Belle Doette se prit à lamenter:
„Ah! quel malheur, noble comte Doon!
„Pour votre amour je vêtirai la haire,
„Plus je n'aurai de pelisse fourrée.“
  „Et j'en ai grand deuil!
„Pour vous deviendrai nonne en l'église Saint-Paul.“ [1]

---

[1] L. Clédat, La Poésie lyrique et satirique en France au moyen-âge 151 152. Die neufranzösische Übersetzung schließt sich möglichst eng an den altfranzösischen Text an.

Motets sind kleine Musikstücke, die sich auf drei oder vier Stimmen verteilen; es sind ihrer ziemlich viele erhalten, besonders Bruchstücke aus dem 13. Jahrhundert. Was das Wort Rotrouenge (provençalisch retroencha) bedeutet, ist nicht festgestellt; es werden damit Lieder bezeichnet, die in der äußeren Form den Chansons d'histoire gleichen, aber nicht epischen Gehaltes sind. Ein Beispiel ist das berühmte Lied, das Richard Löwenherz von seinem Kerker aus an die Seinigen richtete.

Zwar redet ein Gefangner, übermannt
Von Schmerz und Pein, nicht eben mit Verstand,
Doch dichtet er, weil so das Leid er bannt.
Freund' hab' ich viel, doch karg ist ihre Hand,
Schon lieg' ich — Schmach! — weil sie nicht Geld gesandt,
Zwei Winter hier in Haft.

Nun ist meinen Mannen doch bekannt
In Normandie, Poitou und Engelland:
So armen Kriegsmann hatt' ich nie im Land,
Den ich im Kerker ließ um solchen Tand.
Nicht hab' ich dies zu ihrem Schimpf bekannt,
Doch bin ich noch in Haft.

Wohl ist es mir gewiß zu dieser Zeit:
Tot und gefangen tut man niemand leid.
Und werd' ich um des Goldes nicht befreit,
Ist mir's um mich, mehr um mein Volk noch leid,
Wenn ich hier bleib in Haft [1].

Während der Name Rotrouenge meist heitere, satirische oder politische Lieder umfaßt, wird ähnlich gebauten, aber ernsteren der Name Serventois beigelegt. Mittelalterliche Verstheoretiker beziehen ihn darauf, daß das Serventois in einer Art „Dienstverhältnis" (servir) zur eigentlichen Kanzone stehe; in späterer Zeit wird der Name häufig den Marienliedern beigelegt.

Verschiedene Arten des Tanzliedes sind die Estampies (Stampflieder), zu denen der Takt mit dem Fuß gestampft wurde; die Ballettes, nicht Balladen im heutigen Sinne, sondern kurze, anmutige, meist ziemlich freie Liebeslieder, die Rondeaux, kleine Gedichte ohne Strophenteilung, mit Wiederholung eines Hauptverses; die Virelis, ähnlich wie die Rondeaux gebaut, aber länger.

Die Pastourelles behandeln kleine Liebesabenteuer eines Ritters mit irgend einer schönen Hirtin, in kurzen Verschen und ebenso kurzen Strophen, dialogisch und meist sehr artig und kunstvoll ausgeführt. Die Lais unterscheiden sich von den epischen Erzeugnissen dieses Namens nur durch ihre Kürze und ihren lyrischen Gehalt.

[1] Kannegießer, Gedichte des Troubadours, Tübingen 1852, 2. Ausgabe 1855, 102.

Die Chansons de croisade (Kreuzzugslieder) beginnen schon beim ersten Kreuzzug mit einem nordfranzösischen Lied, das nach dem Marsch- und Klangruf der Pilger: Outrée! La chanson d'Outrée genannt wurde. Vom zweiten Kreuzzug an geht der volkstümliche Charakter dieser Lieder schon in einen mehr künstlichen über.

Der Ausgangspunkt der mittelalterlichen Kunstlyrik ist für ganz Europa die Provence[1]. Ihr Ursprung und ihre Entwicklung wird bei der provençalischen Literatur näher zu besprechen sein. Zwischen den Höfen des Südens und Nordens war häufiger Verkehr. Mit Eleonore von Aquitanien, der Enkelin des frühesten der Troubadours, zog der provençalische Minnedienst mit voller Pracht in das nördliche Frankreich ein. An ihrer Tochter Marie, seit 1164 mit Heinrich I. von Champagne vermählt, und an ihrer zweiten Tochter Aélis, der Gemahlin Thibauts von Blois, erhielt die Minnepoesie zwei andere hochfürstliche Gönnerinnen. Während die aus der Volkspoesie hervorgewachsenen Sangesformen Nordfrankreichs, die Rotrouenge, die Estampie, das Rondel im Süden Eingang fanden, eigneten sich die nordfranzösischen Troubadours die künstlichen Weisen der Provençalen an: die Kanzone und das Descort, die Tenzone und das Serventois.

Die wichtige Rolle, die Chrestien de Troyes in dieser Übergangsperiode spielte, ist bereits erwähnt worden. Von ihm selbst lassen sich nur drei Minnelieder mit einiger Sicherheit nachweisen; um so zahlreichere sind von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern erhalten.

Am Hofe der Marie von Champagne, die früh verwitwet (1181), zweimal Regentin der Champagne war (1181—1187; 1190—1197), als solche der größten Freiheit genoß und als Präsidentin der Liebeshöfe die

[1] Raynouard, Choix des poésies originales des troubadours, 6 Bde, Paris 1816—1821. — P. Paris, Le Romancero françois, Paris 1833. — G. A. J. Hécart, Serventois et sottes chansons couronnées à Valenciennes, Paris 1834. — A. Dinaux, Trouvères, jongleurs et ménestrels du nord de la France et du midi de la Belgique, 4 Bde, Valenciennes et Paris 1837—1863. — Leroux de Lincy, Recueil de chants historiques français, Paris 1841. — A. Keller, Romvart, Mannheim 1844. — W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, Basel 1846. — Mätzner, Altfranzösische Lieder, Berlin 1853. — P. Tarbé, Les chansonniers de Champagne au XII^{e} et XIII^{e} siècles, Reims 1850. — A. Scheler, Trouvères belges du XII^{e} au XIV^{e} siècle, Bruxelles 1876; nouvelle série, ebd. 1879. — Bartsch, Romanzen und Pastourellen, Leipzig 1870. — G. Gröber, Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen, Zürich 1872. — J. Brakelmann, Les plus anciens chansonniers français, Paris 1870—1896. — P. Paris, Les Chansonniers (Hist. litt. de la France XXIII 512—831). — G. Raynaud, Bibliographie des chansonniers français des XIII^{e} et XIV^{e} siècles, Paris 1884. — V. Jeanroy, De nostratibus medii aevi poetis qui primum lyrica Aquitaniae carmina imitati sint, Paris. 1879; Les Origines de la poésie lyrique en France, Paris 1892.

verwickeltsten Rechtsfälle glänzend entschied, begegnet uns außer Chrestien auch Gace Brulé, einer der fruchtbarsten Minnesänger, von dem noch 90 Liebeslieder erhalten sind.

Ihre Schwester Aélis ließ sich von vielen Troubadours, besonders dem vielgefeierten Kastellan de Couci besingen, während ihr Gemahl Thibaut Gace Brulé und Gautier von Arras unter seinen Schutz nahm. Eine Schwester Thibauts, welche ebenfalls Aélis hieß und die zweite Gemahlin Ludwigs VII. ward, lud Conon von Béthune an ihren Hof. An Conon wie an Gace hat Blondel de Neele einige seiner Lieder gerichtet, der durch Lied und Sage selbstverherrlichte Freund des Königs Richard Löwenherz.

Von den Höfen Eleonores und ihrer Töchter breitete sich die Pflege des Minnesangs rasch in die weitesten Kreise aus. Als die großmütigsten Gönner derselben in der Zeit seiner Jugend nennt Guiot de Provins (um 1224): Kaiser Friedrich I. Barbarossa, Ludwig VII. von Frankreich, Heinrich II. von England, König Richard Löwenherz, die Grafen Geoffroi von Bretagne, Henri I. von Champagne, Thibaut I. von Blois, Renaud von Mousson, Philipp von Flandern, Othon I. von Burgund, König Peter II. von Aragon, Herzog Thibaut I. von Lothringen, die Herren von Oisi und Brienne, den Grafen Heinrich I. von Bar. Viele dieser Fürsten und Herren machten den dritten Kreuzzug (1189—1192) mit und kehrten von demselben nicht wieder heim. Am vierten Kreuzzug (1202—1204) beteiligten sich die Minnesänger Gui de Couci, Conon de Béthune, Robert de Monvoisin, Robert de Trit und ihre hohen Gönner Thibaut I. von Champagne und Louis de Blois, sowie viele provençalische Troubadours, unter ihnen Gaucelm Faydit und Rambaut de Vaqueiras.

Den größten Aufschwung scheint der Minnesang in dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts genommen zu haben. Um diese Zeit dichteten im eigentlichen Frankreich Guillaume de Ferrières, Bouchart de Marli, in der Champagne Aubouin de Sézanne, Guilles de Viés-Maisons, in der Normandie Richard de Semilli, Roger d'Andeli, in der Manche und in Anjou Amauri de Craon, Thibaut de Blaison, Robert de Mauvoisin. Die meisten gehören dem hohen Adel an.

Auch von dieser Zeit an bis etwa 1280 nimmt die Pflege der „heitern Wissenschaft" beim Adel nicht ab. Jean de Brienne, König von Jerusalem, Hugo X. von Lusignan, Karl von Anjou, König von Neapel und Sizilien, Herzöge von Bretagne, Grafen von Champagne, Bar und Brabant werden unter ihren Jüngern aufgeführt. Neben diesen Kriegs- und Turnierhelden erscheinen aber nunmehr auch zahlreiche bürgerliche Sänger aus der Pikardie, Artois und Flandern.

Ziemlich rasch nacheinander entstanden in den Städten Valenciennes, Arras, Douai, Lille, Tournai, Dieppe, Rouen, Cambrai, Béthune, Caen,

Amiens Sängerzünfte, von welchen die erstere sich bis in die Zeit Voltaires erhielt. Sie wurden Puy — Puis genannt, wahrscheinlich nach einer auf einem Hügel bei Valenciennes gelegenen Marienkapelle „Notre Dame du Puy" (podium). Diese erste Zunft soll bis 1229 zurückreichen. In Arras wurden Sängertage, ebenfalls Puis genannt, seit etwa 1250 gehalten, in Tournai seit 1275. Es wurden dabei sowohl geistliche Lieder (Grans chans, Ballades, Rondeaux) auf die seligste Jungfrau preisgekrönt als auch weltliche Gesänge. Von diesen Stätten hat wahrscheinlich um 1300 der deutsche Meistergesang seinen Ausgang genommen.

Die Zahl der noch erhaltenen nordfranzösischen Minnelieder wird auf ungefähr 2100 beziffert, die sich auf etwa 230 Dichter verteilen[1]. Eine beträchtliche Anzahl ist indes anonym; es muß der Dichter wie der Lieder weit mehr gegeben haben. Nach ihren verschiedenen Arten rubriziert, nach ihrem Strophenbau und ihrer rhythmischen Eigenart untersucht, bis in ihre kleinsten Einzelheiten philologisch zergliedert, kann diese Masse von Lyrik natürlich kaum einen andern Eindruck hervorrufen als ein zum Herbarium gewordener Blütengarten oder ein in Noten chiffriertes Nachtigallenlied. Die Liebe muß in solcher Massenproduktion nicht bloß unendlich tautologisch erscheinen, sondern in all den kunstreichen Formen und Variationen auch fast abschreckend konventionell, erkünstelt, unwahr und schablonenhaft. Wer an die Poesie nur denselben Maßstab anlegt wie Brehm an den Gesang der Vögel und ein Liebeslied nur dann für wahr hält, wenn es aus kraßsinnlichem Verlangen entsprungen ist, der wird diesem tausendstimmigen Minnesang nur wenig Geschmack abgewinnen können. Wahr und tief empfunden kann indes auch die Huldigung sein, die ein künstlerisches Gemüt edler Frauenschönheit, wahrer Herzensgüte, freundlicher Anmut darbringt. Noch weit edler und idealer, ritterlicher und poetischer wird diese Huldigung sein, wenn sie dem Zauber aller jener geistigen Vorzüge gilt, welche, von jenem der Schönheit umstrahlt, diese selbst verklären und das gesellige Leben in eine höhere und edlere Sphäre emporheben[2].

Die Frau war in den Augen des gläubigen Mittelalters nicht bloß die Tochter jener Eva, welche schmeichlerisch einst dem Stammvater des

---

[1] Die Hist. litt. XXIII 520—807 führt ihrer 181 in alphabetischer Reihenfolge auf. — Über die bedeutenderen derselben vgl. Gröber, Grundriß II 667—685.

[2] Gegen die von K. Weinhold (Die deutschen Frauen im Mittelalter[3], 2 Bde, Wien 1897) vertretene, ziemlich allgemein verbreitete Anschauung, der Minnedienst im Mittelalter habe ausschließlich der verheirateten Frau eines andern gegolten, führt R. Becker (Der mittelalterliche Minnedienst in Deutschland, Halle 1897) gewichtige Tatsachen ins Feld, welche zum mindesten die Allgemeinheit einer solchen Regel und Mode widerlegen (vgl. Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XVIII [1897] 711).

Menschengeschlechts die verbotene Frucht gereicht und unsägliches Weh auf sich und alle ihre Nachkommen herabgezogen, sie war ihm auch eine Tochter und Schutzbefohlene jener reinsten Jungfrau Maria, welche der sündenbelasteten Welt ihren Heiland und Erlöser geboren, der alten Schlange den Kopf zertreten, die entarteten Völker durch ihr wunderbares Beispiel Glauben und Demut, Keuschheit und Mäßigkeit, Sanftmut und Geduld, Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit, Gottesliebe, Nächstenliebe und unerschöpfliche Barmherzigkeit gelehrt, die christliche Familie gegründet und am Pfingstfeste mit den Aposteln die Gnadengeschenke des Heiligen Geistes über die im Todesschlummer dahinsterbende Welt herabgerufen hatte. Blickten bereits die heidnischen Germanen, nach dem Berichte des Tacitus, verehrungsvoll zu dem Weibe als etwas „Ahnungsvollem und Göttlichem" auf, so war den bekehrten jungen Völkern die Frau noch viel verehrungswürdiger geworden. Der durch die Weihe der Ehe sakramental geheiligte häusliche Herd, das Glück der Familie, Zucht und Wohlsein des Gesindes, Nahrung und Kleidung, Schmuck und Zier des Hauses, die Erziehung der Kinder, feinere Sitte und Wohlgezogenheit, die Pflege der Armen und der Kranken, die Pracht und kunstliebende Ausstattung der fürstlichen Höfe, all das war ihrem stillen, anspruchslosen Walten anvertraut. Sie hat nächst dem Mönch und dem Priester den wesentlichsten Anteil an der langsamen Heranbildung der christlichen Gesellschaft gehabt; Chlothilde hat den Frankenkönig Chlodwig zur Taufe vorbereitet, Blanca von Kastilien einen Ludwig den Heiligen herangezogen.

Das war unzweifelhaft die Grundauffassung, aus welcher der Minnedienst des Mittelalters hervorgegangen ist, zu einer Zeit, wo die Päpste als höchste Wächter des christlichen Sittengesetzes, durch das internationale Recht mit ausgedehnter irdischer Machtfülle umkleidet, die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe auch gegen die mächtigsten Monarchen mutvoll verteidigten, den Ehebruch auch auf den Thronen unnachsichtlich verurteilten und mit Strafen verfolgten. Wenn von der Kirche kein solcher Kampf gegen den Frauen- und Minnedienst geführt worden ist, so kann sie in demselben wohl kaum etwas grundsätzlich Verwerfliches erblickt haben. Die Strenge, welche die Kirche im Widerstand gegen frevle Übertretung des Sittengesetzes entwickelte, und die Freiheit, welche sie erlaubter Minne in Leben und Literatur vergönnte, kann nur für jenen etwas Paradoxes haben, der sich in jene glaubensvollen Zeiten nicht zurückversetzen kann, und der die Kirche von vornherein als eine unheimliche Macht, eine Feindin des menschlichen Wohles betrachtet.

Daß die ursprünglich ganz ideal gedachte Frauenhuldigung in den Satzungen und Dichtungen der Minnehöfe vorzugsweise Formen annahm, die mehr einem sinnlichen Liebesverhältnis als einem idealen Minnedienst

entsprachen, hat für uns Spätere allerdings etwas Befremdliches. Manchen Troubadours mag das wirklich zur verfänglichen Gefahr, zum Anlaß und Vorwand sündiger Neigung geworden sein. Die Tristan- und die Lanzelotdichtungen lassen nicht daran zweifeln. Es weht eine mehr als schwüle Sinnlichkeit darin. Auch manche der Minnelieder mögen aus solchen Gefühlen hervorgegangen sein. Doch wäre es Ungerechtigkeit, diesen Geist und diese Stimmung summarisch in den ganzen Minnesang hineinerklären zu wollen. Sie liegen nicht darin. Todesmutige Kreuzfahrer, welche das Opfer ihres Lebens gebracht haben, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, haben solche Minnelieder angestimmt. Manche der edelsten, tüchtigsten Fürsten stehen in den Reihen der Troubadours. Dante hat sich bei den Minnesängern so gut wie bei den Scholastikern zu seinem Weltgedichte herangeschult. Blanca von Kastilien, die ihren Sohn Ludwig lieber tot als mit einer schweren Sünde behaftet wissen wollte, hat sich nicht nur von den Troubadours besingen lassen, sondern hat selbst mitgedichtet und mitgesungen.

Allerdings hat auch Dante in seiner Schrift De Vulgari eloquio [1] wunderlich genug über die Liebesdichtung philosophiert, indem er Waffenruhm, Liebeslust und Tugend als die großen poetischen Hauptmaterien der höheren Sangeskunde ganz auf eine und dieselbe Linie stellt. Ein nicht weniger seltsames Gemengsel von moralisierender Gelehrsamkeit und ovidischen Reminiszenzen stellen die didaktischen Liebesbücher und Minnelieder dar, welche Richard de Fournival, dem gelehrten Kanzler des Bistums Amiens und Bruder des dortigen Bischofs, zugeschrieben werden [2]. Da ist es schon begreiflich, wenn fahrende Spielleute, wie Gace Brulé, die Liebe ganz realistisch auffassen und der ideale Grundgedanke des Minnesangs auch bei den adeligen Sängern häufig zurücktritt. Im ganzen erscheinen jedoch Frauenehre und Ritterehre wechselseitig voneinander bedingt, und in der reichen Formenfülle spricht sich eine echt poetische Sangeslust aus, die, von kernhaft religiöser Gesinnung getragen, gar oft vom Minnelied zum Kreuzfahrerlied übergeht.

Vereinzelte Proben genügen nicht, um diesen Liederfrühling zu schildern, der von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis ans Ende des 13. ganz Frankreich von einem Ende zum andern belebte, sich mit den Klängen provençalischer und katalanischer, kastilianischer und toskanischer, englischer und deutscher Minnesänger vereinigte und an den Gestaden des Mittelmeeres bis nach Jerusalem und nach Konstantinopel hin widerhallte. Das Bild der damals aufstrebenden Kunst und Kultur, belebt von christlich-

[1] De Vulgari eloquio l. 2, c. 2 (P. Fraticelli 208—212).

[2] Bestiaire d'amour (Arriereban). — La Poissanche d'amour. — Les Conseils d'amour. — Vgl. Gröber, Grundriß II 727 728. — Hist. litt. de la France XXIII 708—733; 681 911 1067.

germanischem Geiste, befruchtet von griechischen Erinnerungen und von den Sagen des Orients, beflügelt von der Begeisterung der Kreuzzüge und von dem bunten Wettstreit der christlichen Völker, müßte nach seinem ganzen Umfang gezeichnet, die einzelnen Klänge dieser Poesie in die konkreten Umstände und Verhältnisse eingegliedert, die Lyrik zum lebendigen Ausdruck der historischen Stimmung, die Geschichte zur Erklärung der Texte, Baukunst und Bildnerei, Malerei und Kleinkunst als farbenreicher Hintergrund und Rahmen in das lebensvolle Gemälde hineinbezogen werden. Ja dieses Bild dürfte sich nicht innerhalb des Rahmens eines einzigen Volkes halten. Wie Kreuzzüge und Rittertum gehört auch der Minnesang zur allgemeinen Physiognomie jener Zeit — er ist die Kunstlyrik der damals noch geeinigten christlichen Völkerfamilie.

Da wäre das große Fest in Mainz zu schildern, bei welchem Kaiser Friedrich Barbarossa 1184 seinem Sohne Heinrich den Ritterschlag erteilte, und bei welchem mit Scharen von andern Troubadours auch Guiot de Provins zugegen war. Maurice von Craon würde uns dann durch alle Abenteuer des dritten Kreuzzuges führen und schließlich wieder heim auf seine Burg in Anjou. Gautier von Epinal singt seine Liebesklagen in Elsaß und Flandern, Huon von Oisy beschreibt uns ein Damenturnier bei Meaux, Gautier von Soignies schlägt im Hennegau die anmutigsten Klänge volkstümlicher Lyrik an.

Conon (Quesnes) von Béthune, den Marie de Champagne wegen seines pikardischen Dialektes tadelte, zieht nach dem Gelobten Land, wird von seinem Vetter Balduin (1204) zum Oberkämmerer oder Protobestiarios in Konstantinopel ernannt und stirbt endlich als Reichsverweser (1219) in Flandern. Auch Hugues de Berzé der Ältere verläßt seine malerische Burg bei Mâcon, zieht ins Heilige Land, sieht zu Konstantinopel innerhalb anderthalb Jahren vier Kaiser am Ruder, und kehrt ruhmreich in die Heimat zurück. Der Kastellan von Coucy aber, der an zwei Kreuzzügen teilnahm, bei der Rückkehr vom zweiten (1203) auf dem Meere starb, wird nach seinem Tode von Jakemon Sakesep zur seltsamsten Romanfigur ausgestaltet, während seine wirklichen Liebesklagen zu den zartesten und anmutigsten des nordfranzösischen Liederhortes gehören.

Gace Brulé, von dem das reichste Liederbuch erhalten ist, scheint die größte Zeit seines Lebens an dem Hofe von Champagne verlebt zu haben und erst in späteren Jahren nach der Bretagne ausgewandert zu sein.

Gautier von Dargies führt uns wieder nach Syrien, Richard von Semilli nach Paris, Blondel de Neele in die Gegend von Boulogne-sur-Mer.

Wie der Hohenstaufe Friedrich II. mächtig in die Literaturgeschichte und in die gesamte Zeitgeschichte hineinspielt, so auch sein französischer

Widerpart Jean de Brienne. Von der Ritterschaft in Palästina aufgefordert, der Königin Maria von Jerusalem aus den Reihen des französischen Adels einen Gatten zu erkiesen, wählt ihn König Philipp August zu dieser hohen Würde; da aber Maria schon noch zwei Jahren stirbt, wird ihr Töchterlein Isabella zur Erbin der bis jetzt zu verhängnisvollen Krone. Jean vermählt sie 1222 mit dem hohenstaufischen Kaiser und tritt ihm auf sein unablässiges Drängen die Krone ab. Von jetzt an sein unversöhnlicher Gegner, verwaltet er im Dienste Gregors IX. den Kirchenstaat, zieht darauf nach Ägypten und stirbt endlich 1237 als Kaiser in Konstantinopel. Es sind von ihm vier Minnelieder erhalten, ein italienisches, drei französische, von schlichter, ungesuchter Anmut, Zeugnisse eines wirklichen poetischen Talentes und einer höfischen Bildung, die auf der Höhe der Zeit stand.

Eine weniger glänzende Rolle war Hugues II. von Lusignan beschieden, der als Graf von la Marche mit König Ludwig IX. in Krieg verwickelt wurde und sich ihm als Vasall unterwerfen mußte. Eines seiner drei Minnelieder ist mutmaßlich an Isabella von Angoulême gerichtet, welche ihm zur Braut bestimmt war, aber sich mit König Johann von England vermählte. Er nennt sie „meine süße Freundin" — aber der Refrain lautet: „Ohne Mitleid!"

Als der vorzüglichste der fürstlichen Sänger galt schon im Mittelalter Thibaut IV., Graf von Champagne, später König von Navarra, häufig „der Liederdichter" (le Chansonnier) zubenannt (1201—1253)[1]. Le premier chansonnier parmi les rois nennt ihn Villemain. Dante zitiert ihn neben Bertrand de Born. Sein Leben ist ein halber Roman. Er kam erst nach dem Tode seines Vaters zur Welt, und die Mutter, Blanca von Aragon, hatte große Mühe, ihm die väterliche Erbschaft zu behaupten. Mündig geworden, verlobte er sich mit der Schwester des Königs von Schottland, vermählte sich aber nach Jahresfrist mit Gertrud von Habsburg und erlangte schon nach zwei Monaten eine Ungültigkeitserklärung seiner Ehe, um Agnes de Beaujeu zu heiraten. Er leistete anfänglich Ludwig VIII. treue Heerfolge auf den Kriegszügen in die Gascogne und gegen die Engländer, bei der Belagerung von La Rochelle, auf dem Kreuzzug wider die Albigenser, bei der Belagerung von Avignon (1225); doch verließ er hier nach vierzig Tagen plötzlich das Heer unter dem Vorwand, seiner Dienstzeit genügt zu haben. Als der König (1226) unerwartet starb, schloß er sich den Grafen von Bretagne, de la Marche und andern der großen Kronvasallen an, welche die Regentschaft Blancas von Kastilien benutzen wollten,

[1] Seine Werke herausgeg. von Lévesque de la Ravalière, 2 Bde, 1742; Roquefort und Fr. Michel, 1829; Tarbé, Chansons de Thibaut de Navarre, Reims 1851. — Hist. litt. XXIII 765—805.

um der wachsenden Macht der Könige Einhalt zu gebieten. Er schwankte jedoch. Erst als die Königin ihn zur Krönung Ludwigs IX. nicht in Reims einziehen ließ, ging er offen zu ihren Gegnern über, machte aber sofort mit ihr Frieden, als sie ihn zu sich lud. Auch ihr blieb er jedoch nicht treu, sondern wechselte noch öfter seine Politik. Die Champagne wurde nun von den großen Kronvasallen für die Königin von Cypern beansprucht und von ihren Heeren verwüstet. Thibaut mußte mehrere Grafschaften opfern, um für die Rettung seines übrigen Besitzes königliche Hilfe zu erhalten. Im Jahre 1232 ging er eine zweite Ehe mit Marguerite de Bourbon ein, 1234 ward er als Erbe seines Onkels Sancho König von Navarra.

Die neue Herrschaft zog neue Verwicklungen nach sich, denen er erst 1238 entging, indem er das Kreuz nahm. Das Kreuzheer wählte ihn nach glücklicher Landung in Ptolemaïs zum Führer. Er war ein tapferer, ritterlicher Haudegen, aber kein erprobter, tüchtiger Feldherr. Schon nachdem er eine erste Schlacht gewonnen, ließ er sich von den Sarazenen überrumpeln; die übrigen Herren kämpften auf eigene Faust weiter, und der innere Zwiespalt schwächte die Widerstandskraft dermaßen, daß Thibaut mit dem Sultan von Damaskus einen dreijährigen Waffenstillstand schließen mußte, was so viel als das völlige Ende des Kreuzzuges bedeutete. Nachdem er mit seinen tapfern Waffengefährten als Pilger die heiligen Stätten besucht und im Jordan gebadet hatte, kehrte er 1240 in die Heimat zurück und starb 1253. Erst „der Gute", dann „der Große" zubenannt, lebte er später als „der Liederdichter" weiter.

Die Neigung zur Dichtkunst scheint ihm seine Mutter Blanca früh eingeflößt zu haben. Während sie jedoch die Pflege der Bibel- und Legendendichtung als Gegengewicht zu den leichtfertigen Ritterromanen begünstigte, gewann er mehr Lust am weltlichen Minnesang. Die vielen Huldigungen, die er an Blanca von Kastilien richtete, wurden von vielen als ernstlich gemeinte Liebespoesie aufgefaßt, und ganze Romangeschichten daran geknüpft, obwohl sie ihm um 15 Jahre voraus und längst Mutter von 12 Kindern war. Manche der Gedichte stammen sogar aus einer Zeit, wo sie schon 47 Jahre zählte. Seine Gegner streuten sogar, ohne jeglichen Beweis, das Gerücht aus, er habe Ludwig VIII. durch Gift aus dem Wege geräumt, um sich mit Blanca zu vermählen. Wie das aus der Luft gegriffen, so ist auch sein Wankelmut sehr übertrieben worden.

Unter den 76 Gedichten, welche von ihm in neuerer Zeit gedruckt wurden, sind 39 eigentliche Liebesgedichte, 2 Pastourellen, 12 sog. Jeux-partis (Wettgesänge) und 13 fromme Serventois. Sie zeichnen sich durchweg durch Wahrheit und Feinheit der Empfindung wie durch die gewandte und melodische Rhythmik aus. Dante und Petrarca haben ihn nicht um-

sonst als einen ihrer Vorläufer betrachtet. Berühmt ist die ergreifende Klage, mit welcher er, von den Angriffen und Verleumdungen seiner Feinde gedrängt, vom französischen Hofe Abschied nimmt:

Je ne chant pas com hom qui soit amés,
Mais com destrois, pensis et esgarés;
Car je n'ai mais de bien nule esperance,
Ains suis tous jours par parole menés. . . .
Li fenis quiert la busche et le sarment
Par quoi il s'art et giete hors de vie:
Ainsi quis jo ma mort et mon torment,
Quand je la vi, se pitié ne m'aïe.
Diex! com me fu li véoirs savourés,
Dont puis j'éus tant de maus endurés!
Li sovenirs m'en fait morir d'envie,
Et li désirs, et la grans volontés. . . .

Raison me dit que j'en ost ma pensée.
Mais j'ai un cuer, ainc tex ne fu trovés
Tos jors me dit: Amés, amés, amés;
N'autre raison n'est jà par lui montrée,
Et j'aimerai, n'en puis estre tornés.

Kaum ein anderer Troubadour hat der Klage um seine innige, ehrfurchtsvolle und doch nie erwiderte Liebe einen so mannigfaltigen und immer neuen, tiefgefühlten Ausdruck zu geben gewußt. Es kam aber der Zeitpunkt, wo all dieses Liebesspiel ihm als Torheit, als ein überwundenes Kindertreiben erschien, wo er ruhig davon Abschied nahm und Gott dankte, daß er dem vielbesungenen Joch entronnen.

Tant ai amors servie longement,
Que desormais ne me doit nus reprendre
Se je m'en part: or à Dieu le comant,
L'en ne doit pas tous jours folie emprendre,
Et cil est fox qui ne s'en set defendre . . .
L'en me tendrait desormais pour enfant,
Car chascuns tens doit sa saison atendre.

Je ne suis pas si com cele autre gent
Qui ont amé, puis y vuelent contendre . . .
Qui d'amour part, parte soi bonement.
Emdroit de moi, vuil je que tot amant
Aient grand bien, quand je rien n'i puis prendre.

Autre chose ne m'a amors meri,
De tant com j'ai esté en sa baillie;
Mais Diex m'a bien par sa pitié gari,
Quand délivré m'a de sa seignorie,

Et qu'eschapés li suis sans perdre vie.
Ainc de mes ieux si bone eure ne vi;
Si cui je faire encor maint jeu parti
Et maint sonet et mainte raverdie.

Seinen vollen Übergang von der Frauenminne zur Gottesminne zeichnet das folgende schöne Gedicht:

Biau sire Diex, vers vous me sui guenchis,
Tout lais por vous ce que je tant amoie;
Lis gerredons en doit estre floris,
Quand por vous pert et mon cuer et ma joie;
De vos servir sui tout près et garnis,
A vous me renc, biau Pere Jesus Cris;
Si bon seignor avoir je ne pourroie;
Cil qui vous sert, ne puet estre traïs.

Bien doit mes cuers estre liés et dolens,
Dolens de ce que je part de ma dame,
Et liés de ce que je suis desirans
De servir Dieu, qui est mes cors et m'ame.
Iceste amor est trop fine et puissans,
Par là covient venir les plus sachans;
C'est li rubis, l'esmeraude et la jame
Qui tost garist des viex pechies puans.

Dame des ciex, grans roïne puissans,
Au grant besoin me soiés secorans,
De vous amer puisse avoir droite flame!
Quand dame pert, dame me soit aidans!

Dem bei all seinen Schwächen doch echt ritterlichen König von Navarra steht der Spielmann Colin Muset mit seinen gelegentlichen Bettelversen ziemlich philiströs gegenüber, wenn auch seine Tanzlieder (Renverdies) und seine Liebesklagen (Descorts) in ihrer heitern, realistischen Art recht poetisch anmuten und einen begabten Musiker verraten. Ihm verwandt ist auch sein jüngerer Freund Jacques d'Amiens.

Noch zu den adeligen Sängern gehören dagegen Philipp von Nanteuil, der seinen Freund Thibaut IV. auf dessen Kreuzzug begleitete, in der Schlacht von Château-Pellerin gefangen und nach Kairo geschleppt wurde; Pierre de Dreux, zubenannt Mauclerc, ebenfalls ein Freund und Waffengefährte Thibauts; Raoul de Soissons, der sich auf demselben Kreuzzug mit der verwitweten Alix, Königin von Cypern, vermählte, dann zurückkehrte, auch den sechsten Kreuzzug mitmachte und sich noch als Greis zu dem siebten rüstete; ferner Thibaut de Blaison, Seneschall von Poitou; Hue de Saint-Quentin und Thibaut, Graf von Bar, der wegen Erbfehden in Flandern in Gefangenschaft geriet und ähnlich wie Richard

Löwenherz aus dem Kerker um Befreiung rief. Mit Karl von Anjou, dem Bruder Ludwigs IX., zog der nordfranzösische Minnesang dann in die Provence, von wo er einst ausgegangen, und in das wonnige Neapel. In die Provence begleitete den kampflustigen Herrscher sein Schützling Perrin d'Angecourt. In Neapel starb um 1286 ein anderer seiner Schützlinge, Adam de la Hale, der Bucklige, der Sohn eines angesehenen Bürgers aus Arras.

Von den stolzen Fürstenhallen und von den malerischen Burgen Frankreichs, von den Gestaden des Mittelmeeres, von Konstantinopel und Jerusalem, von Cypern und Ägypten rufen uns die bürgerlichen Sänger in die wohlumschanzten und vieltürmigen Städte des nördlichen Frankreichs und in die benachbarten niederdeutschen Gaue, wo kräftiger Bürgersinn, Unternehmungsgeist und Kunstfleiß auch das schlichte bürgerliche Leben mit wehrhafter Kraft, mit Macht, Reichtum und Pracht umgibt, herrliche Kirchen zugleich die Frömmigkeit und den Gemeinsinn der Bürgerschaft verkünden, derselbe Gemeingeist auch prunkvolle Feste feiert, und einfache Bürgerskinder in Sang und Saitenspiel mit den Königen und Rittern wetteifern. Besonders tat sich in dieser Hinsicht Arras hervor. Hier dichteten in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Pierre de Corbie, Pierre Moniot, Jean Bretel, Robert le Clerc oder du Chastel, Ghilebert von Berneville und Guillaume de Vinier. Auch der Klerus nahm hier an den Sängerwettstreiten teil, so Giles de Vinier, seit 1225 bischöflicher Offizial; der Kanonist Simon d'Authie, der später als Kanonikus in Amiens starb, und Adam de Givenchi, der Übersetzer der Dicta Catonis, der 1245 dem allgemeinen Konzil in Lyon beiwohnte.

Das religiöse Lied begnügte sich in dieser Zeit nicht mehr, die immer reicher sich entfaltende lateinische Hymnik nachzusingen, es nahm mit den Melodien der Minnesänger auch die metrischen und strophischen Formen des Minnesanges an und griff in geistlichen Minneliedern sogar dessen Motive auf, um sie, statt auf eine minnereiche Frau, auf die Himmelskönigin oder auf Gott zu beziehen. Die meisten solcher Lieder sind jedoch anonym. Einige der schönsten dichtete Thibaut IV. de Champagne und der Mönch Gautier de Coincy.

Fünfzehntes Kapitel.

Tierdichtung, Fablel und Dit.

Weder die Hunderttausende von Versen, in welchen die heimische Heldensage gesungen wurde, noch die zahllosen Liebesabenteuer der Ritterdichtung erschöpfen den epischen Stoff, welchen die Spielleute von Burg zu Burg,

von Hof zu Hof, von Land zu Land trugen und in stets neuen Variationen lebendig erhielten. Die Leute wollten nicht bloß staunen und weinen, sie wollten auch scherzen und lachen. Wie ein mächtiger Freiheits- und Tatendrang durch das ganze Mittelalter geht, übersprudelnde Kraft alle Dämme durchbricht, ungezügelte Leidenschaften unaufhörlich die Kulturarbeit der Mönche und die emporwachsenden Staatsordnungen verwirren, Staat und Kirche selbst in titanischen Kämpfen aneinanderprallen, eigensüchtiger Hader und kleinliches Getriebe das größte gemeinsame Unternehmen der Christenheit, die Kreuzzüge, unaufhörlich durchkreuzt und endlich zum Scheitern bringt, so durchflutet diese Jahrhunderte — im schroffen Gegensatz zu den letzten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit — eine unversiegliche, unverwüstliche Lebenslust und Lebensfreudigkeit. Dem memento mori der Mönche scholl das memento vivere der Weltkinder in tausendstimmigem Chor entgegen. Ja zwischen den beiden Losungsworten herrschte durchaus kein ausschließlicher Gegensatz. In der Klosterzelle selbst waltete eine unerschöpfliche Freudigkeit und geistige Schaffenslust. Der Mahnruf der christlichen Entsagung aber trat nur der Sünde und dem Laster hemmend entgegen; allem edleren und besseren Streben gab er nur neue Lebenskraft.

Die komische Dichtung tritt bei den Franzosen wie bei den Niederländern und Deutschen zuerst im Gewande der Tiersage auf. Sie weist unverkennbar auf die Äsopische Fabel zurück, welche schon früh im Mittelalter hauptsächlich durch zwei lateinische Bearbeitungen, jene des Avianus und jene des sog. „Romulus“ in Umlauf gekommen war. Aus dem letzteren stammen 43 von den 103 Fabeln, welche Marie de France in ihrem „Ysopet“ französisch bearbeitete. Die übrigen hat sie wohl schon vorhandenen Tierschwänken entnommen oder auch selbst hinzugedichtet. Von köstlich volkstümlichem Reiz ist die Fabel von der Katze, welche die Stola anlegt und eine Ratte taufen will, die es aber vorzieht, heidnisch zu bleiben. Die ganze Sammlung zählt 4000 achtsilbige Verse. Während sie noch erzieherisch gedacht ist, gehen die Fabeln Jehan Bedels (Bodels) schon mehr in den bloß unterhaltenden Tierschwank über. Die späteren Fabelsammlungen dagegen, die sich meist an den sog. „Romulus“ anschließen, kehren zu der mehr lehrhaften Auffassung zurück, so der „Lyoner Ysopet“ (3590 Achtsilber), der mit Bildern versehene „Ysopet-Avionnet“ oder „Ysopet I“ (3337 Achtsilber), der zu 59 Romulusfabeln noch 18 aus Avian hinzufügt, der „Livre Ysopet“ aus Chartres (mit 40 Fabeln) u. a.[1]

Eine unerschöpfliche Fundgrube volkstümlichen Witzes erschloß sich den fahrenden Sängern in dem lateinischen Tierepos, das als Ecbasis captivi bereits um 936 in Toul auftauchte, als Isengrimus sich zu Anfang des

[1] Gröber, Grundriß II 632 ff 895 ff.

12. Jahrhunderts in Südflandern erneuerte, als Reinhardus Vulpes ebenfalls in Flandern um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine breitere und, wenn auch nicht einheitliche, doch leidlich zusammenhängende Fassung erhielt [1]. Für einen schöpferischen, formgewandten Dichter wäre es nunmehr leicht gewesen, die Abenteuer zu einem abgerundeten Epos in der Volkssprache zu gestalten. Doch den Klerikern, d. h. den geschulten Leuten, welche die lateinische Dichtung ins Volk brachten, und noch mehr den Spielleuten, welche sie dann noch weiter verarbeiteten, fehlten die Vorbedingungen, welche ein solches Werk erheischt hätte. Auch das Tierepos löste sich alsbald in cyklische Dichtung auf. Jeder führte die Abenteuer weiter aus, die ihm am besten gefielen; diese wurden dann auf gut Glück aneinandergereiht und endlich zu größeren oder kleineren Sammlungen vereinigt. Von den Zeiten des dritten Kreuzzuges an bis in jene der sog. Jacquerie ist immer weiter an dem „Roman du Renart" gedichtet worden. Die Masse der noch erhaltenen Verse erreicht nahezu 100000 Achtsilber, verteilt sich aber auf 37 sog. „Branches" oder Gruppen. Die Handschriften vereinigen bisweilen 16 bis 23 derselben. Nur für einige sind Verfasser genannt: Pierre de Saint-Cloud, der mutmaßlich auch die unter demselben Namen gehende Fortsetzung des Alexanderromans verfaßt hat, Richard de Lison, dem die 12. Branche zugeschrieben wird, und der Prestre de la Croix en Brie, der außer der 9. Branche noch eine „neue" verfaßt haben soll [2].

Die Tierfabel ist nur die eine Quelle, aus der das Tierepos sich entwickelt hat; eine viel lebendigere und wichtigere ist der Tierschwank, der unmittelbar aus der schlichten Naturbeobachtung selbst hervorgegangen ist. Man braucht keinen Avianus und Romulus, kein Pantschatantra und keine Ecbasis, um in der Tierwelt die drolligsten Züge zu finden. Hahn und Gans, Fuchs und Wolf, Bär und Esel laden von selbst zum Lachen ein. Das hampelmännische Stillleben der Haustiere wie das Jäger- und Kriegerleben der Raubtiere führt die ergötzlichsten Szenen herbei. Die älteren Zweige der Fuchs- und Wolfsdichtung sind voll dieses Humors, der aus der Natur selbst geschöpft ist. Es weht echte Naturpoesie darin, und selbst das Derbe hat keinen anstößigen Charakter, wenn es auch zartere Naturen weniger angenehm berühren mag. Die Anklänge des tierischen Lebens und Treibens an das menschliche sind so gezeichnet, wie sie sich in der Natur finden. Auch die älteren Branchen der französischen Bearbeitung, aus

[1] Vgl. Bd IV 329—335.

[2] Rothe, Les Romans du Renard, examinés, analysés et comparés, Paris 1845. — Jonckbloet, Étude sur le Roman du Renard, Groningue 1863. — Potvin, Le Roman du Renard, mis en vers, Paris-Bruxelles 1861. — Paulin Paris, Les Aventures de maître Renart et d'Ysengrin, Paris 1861. — Fauriel, Roman du Renart (Hist. litt. de la France XXII 889— 946).

welcher Heinrich der Glichezare und der Niederländer Willem geschöpft haben, besitzen noch diesen urwüchsigen Zug. Bei Pierre de Saint-Cloud und bei dem Prestre de la Croix sind die Tiere schon weit mehr vermenschlicht, Charakteristik und Erzählung in Art eines Schelmenromans erweitert. Bei Richard de Lison machen sich Fuchs und Kater in Kirche, Sakristei und Schule zu schaffen und treiben Spott mit den Studien und den geistlichen Dingen. In andern Branchen bilden die Tiere schon eine ganze Republik; der Löwe hält Hof wie König Artus, veranstaltet Zweikämpfe und Turniere, gibt Feste und sitzt feierlich zu Gericht, während die andern Tiere reiten und Bäume fällen, Briefe schreiben und zur Ader lassen, in verschiedenen Sprachen reden und feierliche Hochzeit halten. Renart selbst wird zum Erzschelm und Spitzbuben, der mit seinen Ränken die ganze Welt prellt.

Indem jeder der Spielleute es dem andern zuvortun wollte, haben sie die Abenteuer planlos und willkürlich durcheinandergewürfelt, allenthalben Unzugehöriges eingestreut und an den Haaren herbeigezogen, Fabeln und Schnurren aller Art hineingemischt, die einzelnen Schwänke mit geschmackloser Effekthascherei abgeändert, breitgetreten, übertrieben, satirische und moralisierende, später sogar politisierende und allegorisierende Züge hineingestopft, Grobheiten, Unanständigkeiten und wüste Obszönitäten darauf geschneidert und so endlich ein Chaos angerichtet, das nur noch die Einheit einer aus tausend Fetzen zusammengestoppelten Narrenjacke besitzt.

Die Satire haftet übrigens bereits den ältesten lateinischen Bearbeitungen der Tiersage an und wendet sich sehr deutlich auch gegen Mönche und Geistliche. Der Verfasser der Ecbasis bezeichnet sich selbst als einen Mönch, dem es im Kloster zu eng war, der daraus fortlief, dann wiederkam, aber auch nach seiner Rückkehr das Possenmachen nicht lassen konnte, sondern anstatt Bibelkommentare oder Väter abzuschreiben, seine Schicksale unter dem Namen und Bilde eines Kalbes in Verse brachte. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, noch weniger daran Ärgernis zu nehmen. Es hat allzeit und unter allen Ständen solche Käuze gegeben.

Ton und Richtung der Satire sind indes in den verschiedenen Zeiten, bei den einzelnen Völkern und Bearbeitern sehr verschieden. Waltet in den älteren lateinischen Fassungen der Tiersage bei urwüchsiger Naivität und Derbheit noch eine gewisse Gutmütigkeit vor, so spielt in die französischen „Branchen" bald jene Art von Komik hinein, welche die Franzosen selbst mit dem Worte esprit gaulois zu bezeichnen pflegen. Er berührt sich wohl gelegentlich mit englischem Humor und deutscher Heiterkeit, ist aber im ganzen doch wesentlich anders geartet. Das Herzliche und Gemütliche ist ihm fremd wie auch die ehrliche Derbheit und jener Zug ernsten, tiefen Gefühls, der leicht vom Lachen zum Weinen überspringt. Er schwimmt an der Ober-

fläche, spielt mit allem, kichert über alles, spürt mit Sperberblick die kleinste Lächerlichkeit heraus, weiß sie spitz, treffend leicht, anmutig zum Witzwort, zum Wortspiel, zur drolligen Situation, zur satirischen Zeichnung zu prägen, aber mitleidslos, nur auf den eigenen Spaß bedacht, voll Neigung zu unlautern Zweideutigkeiten und sexuellen Zoten, voll Widerspruchsgeist gegen geistliche und weltliche Autorität, voll Selbstgefallen an der eigenen Überlegenheit und Schlagfertigkeit, aber nicht so sehr boshaft, als leichtfertig, genußsüchtig, spielerisch. Dieser Geist hat gar sehr das Aufkommen einer Literatur im großen Stile gehemmt, dafür aber eine amüsante und amüsierliche Kleinliteratur hervorgerufen, die mit ihren Knallerbsen lustig durch Europa weiterpuffte, bis Chaucer in England, Boccaccio und andere Novellisten in Italien ihr eine mehr kunstreiche Fassung verliehen.

Die Hauptform dieser Kleinliteratur ist das Fablel, eine leichte, humoristische Verserzählung, gleich aller übrigen Epik meist in gereimten Achtsilbern. Von den noch erhaltenen 148 ist das älteste „Richeut" um 1159 gedichtet, die spätesten verfaßte Jean de Condé, der 1340 starb[1].

Anregung und Stoff boten zum Teil die orientalischen Rahmenerzählungen, welche sowohl von Spanien als vom Orient aus durch die Kreuzfahrer nach Frankreich gelangten[2]. Pierre Anfors übersetzte gegen Ende des 12. Jahrhunderts die meisten der 30 Erzählungen, welche der bekehrte spanische Jude Petrus Alphonsus in seiner Disciplina clericalis zum Exempelbuch zusammengestellt hatte (in 5000 Versen). Fast ein Jahrhundert später wurden dieselben Geschichten wieder als Chastoiement d'un père à son fils (in 3700 Versen) französisch bearbeitet. Schon um die Zeit des Pierre Anfors aber erhielt auch das auf persisch-hebräischer Übersetzung des indischen Pantschatantra beruhende „Buch von den sieben Weisen" eine französische Fassung in dem Roman des Sept Sages

[1] Sammlungen von: Barbazan, Fabliaux et Contes, 3 Bde, Paris et Amsterdam 1756; Legrand d'Aussi, Fabliaux ou Contes du XII[e] et XIII[e] siècles, 4 Bde, Paris 1779—1781; Méon, Fabliaux et contes des poètes français des XI[e], XIII[e], XIV[e] et XV[e] siècles, publ. par Barbazan, nouvelle éd. augmentée, 4 Bde, Paris 1808; Nouveau recueil de fabliaux etc., Paris 1823; Jubinal, Nouveau Recueil de contes, dits, fabliaux etc., 2 Bde, Paris 1839 1841; A. de Montaiglon et G. Raynaud, Recueil général et complet des fabliaux des XIII[e] et XIV[e] siècles, 6 Bde, Paris 1872—1890. — Einzelne Fabliaux herausgeg. von G. Paris, Schéler, P. Meyer u. a. — V. Le Clerc, Fabliaux (Hist. litt. de la France XXIII 69—215). — J. Bédier, Les Fabliaux[2], Paris 1895; Les Fabliaux (Petit de Julleville, Hist. de la langue et litt. fr. II 57—104). — O. Pilz, Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Fabliaux, Stettin 1889. — F. Brunetière, Les Fabliaux du moyen-âge et l'origine des Contes (Revue des Deux Mondes, 3[e] série, CXIX [1893] 189—213).

[2] Vgl. Bd II[4] 211—215.

(5061 Verse). Vielfach verschoben und umgeändert erschienen die darin enthaltenen Geschichten in dem lateinischen Dolopathos, dem bald (um 1210) der französische des Herbert (mit 12904 Versen) folgte. Der letztere zeichnet sich durch gute Darstellung und schöne Sprache aus.

Wie die Geschichten und Märchen des Orients bereits in diesen französischen Bearbeitungen meist ganz anders lokalisiert, aufgeputzt und oft völlig umgestaltet erscheinen, so weisen ihre Doppelgänger in den Fabliaux noch eine viel freiere Behandlung auf, welche die sog. „Wanderung der Märchen" auf vage und mündliche Überlieferung einschränkt, ja gar oft in Frage stellt. Denn es handelt sich um komische Züge, Verwicklungen, Schwänke und Witze, die sich bei der Einheit und Gleichheit der Menschennatur ganz gut bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Zeiten wiederfinden können, ohne daß sie ein Geschlecht vom andern, ein Volk vom andern übernommen hat. Daß nicht aller Scherz und Humor auf pergamentenem Wege von Indien aus über Persien, Syrien und Griechenland nach dem Westen eingewandert ist, das bezeugen am besten die vielen Fabliaux, die in Gehalt und Ausführung ein ganz unverfälscht französisches Gepräge tragen. Die Zahl derselben ist weit größer als jene der Schwänke, in denen sich Anklänge an die Erzählungen des Orients nachweisen lassen.

Den allgemeinen Charakter der Fabliaux zeichnet Gaston Paris folgendermaßen:

„Ihr allgemeiner Charakter ist, scherzhaft zu sein, und dieser Charakter wird durch mehrere der Namen angedeutet, mit welchen die Dichter ihre Erzählungen bezeichnen (une trufe, une bourde, une risée, un gab); allzuoft wird das scherzhafte Element in der Obszönität gesucht, und mehrere Fabliaux erreichen einen unglaublichen Cynismus, der sich auch nur zu häufig mit einer ekelhaften Gemeinheit verbindet. Viele darunter sind satirisch und verspotten mit Vorliebe gewisse Klassen. Für Ritter und Bürger abgefaßt, verhöhnen sie gemeiniglich die Bauern und vor allem die Geistlichen, welche die gewöhnlichen Helden der bald glücklichen bald unglücklichen Liebesabenteuer sind. Sie sind nicht für die Frauen geschrieben, und man trug sie zweifellos im allgemeinen vor, wenn diese sich zurückgezogen hatten; dieselben sind darin gewöhnlich auch unter einem sehr ungünstigen Lichte dargestellt, sei es als grundverdorben, sei es als zänkisch. Es sind Geschichten für Männer, wie sie die Spielleute nach dem Mahle beim Trinken zum besten gaben; viele derselben sind grobe Unflätereien, die keinen Zweck hatten, als einen Augenblick lachen zu machen; einige sind gut erzählte kleine Geschichten, bisweilen ganz moralisch oder sehr sentimental. Alle haben das große Verdienst, das wirkliche Leben ihrer Zeit unabsichtlich zu malen, uns hinter die Kulissen des adeligen, bürgerlichen, klerikalen oder bäuerlichen

Lebens blicken zu lassen und in der vertrauten und alltäglichen Sprache der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu uns zu reden." [1]

Dieses Urteil ist noch sehr mild. Selbst als Quelle für die Nachtseite der Kulturgeschichte sind die Fabliaux von sehr zweideutigem Werte und mahnen den Forscher zur ernstesten Vorsicht. In sprachlicher wie in sittengeschichtlicher Hinsicht sammelt sich in ihnen, was man sonst im Interesse der Reinlichkeit, des Anstandes und der Sittlichkeit aus Leben und Literatur wegschaffen müßte. Einen eigentlichen Kunstwert haben sie nicht. Aus dem Schmutz, der sich in ihnen aufstapelte, ist vieles auch in die späteren Renard-Branchen übergegangen, vieles ist durch zahllose kleine Kanäle in fast alle europäischen Literaturen eingesickert und bildet auch da den Grundbestand einer mehr oder weniger sittenlosen Novellistik.

Während die Zotenreißer der Fabliaux ihren gemeinen Witz zumeist an der armen Weltgeistlichkeit ausließen, wurden in den weiteren Bearbeitungen der Tiersage mehr die Mönche, dann der Klerus überhaupt aufs Korn genommen. Von der Zeit an, wo die zwei großen Bettelorden des hl. Dominikus und des hl. Franziskus das religiöse Leben zu neuer Blüte brachten, fiel der literarische Janhagel hauptsächlich über sie her. Zwischen 1263 und 1280 brachte ein flandrischer Schwankdichter die Jakobiner (Dominikaner) und Franziskaner in sein neues Fuchsgedicht von „Reinekes Krönung" (Couronnement Renart) hinein, ließ den niederträchtigen Fuchs halb die Ordenstracht des einen, halb die des andern tragen, beide in der Kunst der „Renardie", d. h. jeglicher Schufterei unterrichten, brachte ihn als angeblichen Prediger-Prior zu dem sterbenden Löwen und ließ ihn durch nichtswürdige Schleicherei zu dessen Nachfolger werden.

Die schönste Antwort auf diese kindische Satire hat Dante im elften und zwölften Gesang seines „Paradieses" gegeben:

Die Vorsicht, die die ganze Welt regieret
Mit jenem Rat, drin jeglicher erschaffne
Blick sich besiegt fühlt, eh' zum Grund er dringet,
Daß dessen Braut, der unter lautem Ruf sie
Sich im gebenedeiten Blut verlobet,
In sich gesicherter und ihm auch treuer
Entgegen dem Geliebten wallen möge,
Verordnete zwei Fürsten ihr zu Gunsten,
Die ihr so hier als dort zu Führern dienten.
Der eine war seraphisch ganz an Gluten,
Durch Weisheit war der andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen [2].

---

[1] La litterature française au moyen-âge 113 114.

[2] Paradiso 11 28—39, übersetzt von Philalethes.

Herr Jakemon Geele von Lille, der um 1288 dichtete und noch bis 1299 nachzuweisen ist, also ein Zeitgenosse des großen Florentiners, vermochte sich jedoch in seiner spießbürgerlichen Geistesart nicht zu solchen Auffassungen zu erschwingen. Auch er steckt den Reineke Fuchs in seinem „Neuen Reineke" — Renart le Nouvel (einer episodischen Dichtung von 8048 Versen) wieder in den Minoritenhabit und schüttet den Jakobinern und Minoriten, Templern und Hospitalitern alles Unheil in die Schuhe, von welchem damals die Christenheit betroffen ward. Frivol ist er sonst nicht. Er konstruiert sogar eine allegorische Seeschlacht zwischen dem Schiffe des Königs Noble, das aus lauter Tugenden zusammengesetzt ist, und dem Schiffe Renards, in welchem alle Laster beisammen wohnen; aber es geht dem Tugendschiff schlecht, und Noble fährt schließlich auf dem Lasterschiff nach Hause. Der fatale Ausgang wird aber hauptsächlich dem Papst und der Klerisei zugeschrieben, und die Moral läuft auf eine vage Weltverbesserung hinaus, zu der die bitter vorgetragenen Schwänke ebensowenig angetan sind als die vielfach ganz konfusen Allegorien.

Noch allegorischer und gelehrter wird der Reineke Fuchs in zwei Bearbeitungen, die den Titel Renart le Contrefait tragen und sich zusammen auf 32 000 Verse belaufen. Sie sind noch ungedruckt. Der Verfasser, erst Gewürzkrämer, dann Advokat in Troyes (Champagne), verwandte darauf seine späteren Mußejahre, begann sie 1319, arbeitete sie 1328 wieder um und vollendete sie 1340. In die alten Fuchsabenteuer ist hier ein ganzes Stück Weltgeschichte hineingepfropft. Die Satire richtet sich wieder vorzugsweise gegen die Geistlichkeit, aber fast ebensosehr gegen den eigennützigen, räuberischen Adel und enthält Stellen, die fast wie ein Aufruf zum Umsturz der gesamten sozialen Ordnung lauten.

Der „Wiederaufgelebte Reineke" (Renart le Bestourné) des Rutebeuf (in 54 Terzetten) ist durch die spezialisierte Satire schwer verständlich, bezeichnet aber sehr treffend die unverwüstliche Beliebtheit des Stoffes in den Versen:

Renars est mors, Renars est vis;
Renars est ors, Renars est vis,
Et Renard regne [1].

Völlig ungenießbar wird dann die Tierallegorie in dem Roman de Fauvel (1876 Verse), wo das goldbraune Pferd Fauvel — Symbol der Geld- und Genußsucht — von allen Ständen der Reihe nach gestreichelt wird, um alle Stände, vom Papste bis herab zum ärmsten Bauern und Bauernweibe durchzuhecheln. Als Verfasser sind der Kleriker François de Rues und Messire Chaillou de Pestain genannt. Diese geschmacklose Zeitkritik fällt in die Jahre 1310 bis 1314.

[1] Hist. litt. XX 755—758.

Einen andern Zweig der Kleindichtung, viel harmloser als die Fabliaux, bilden die versifizierten Wechselreden und Dispute (Débats et Disputes). Die Form findet sich schon bei den alten Syrern und hat sich in Mesopotamien bis in die Jetztzeit erhalten. Sie wurde als Schulübung schon von Alcuin und andern Mitgliedern der karolingischen Tafelrunde gepflegt, später von den Vaganten auch für erotische Themata verwandt. Viele sind einfach aus solchen lateinischen Vorlagen herübergenommen worden. Beliebt waren z. B. die Gespräche zwischen „Winter und Sommer", „Wein und Wasser", „Geldstück und Schaf", „Synagoge und Kirche", „Jude und Christ", „Mädchen und Greis" (Marguite convertie), „Hölle und Paradies", „Fastenzeit und Fleischzeit", „Jude und Barbier", „Kreuzfahrer und Nichtkreuzfahrer". Etwas verwickelter sind schon die „Kämpfe", zu denen vielleicht die „Psychomachie" des Prudentius den ersten Anstoß gegeben haben mag: „Der Kampf der sieben freien Künste", „der Kampf der Weine", ferner „die Hochzeit der sieben Künste" und „die Hochzeit der sieben Künste mit den sieben Tugenden".

Fast ins Unabsehbare aber mehrte sich von der Mitte des 13. Jahrhunderts an die sog. Dit-Dichtung. Als Dits werden zunächst die verschiedenartigsten didaktischen Dichtungen von kleinerem Umfang bezeichnet, sowohl moralisierende als sonst belehrende, beschreibende, ernsteren wie scherzhafteren Tons, dann auch satirische und erzählende, die ins Didaktische hinüberspielen, so daß der Name dit oft mit den Ausdrücken fablel und conte verwechselt wird.

Es gibt solche Dits, welche die Straßen, die Kirchen, die Klöster, die Wirtshauszeichen, die verschiedenen Ausrufer von Paris in Verse bringen; andere zählen auf, was man für eine gute Haushaltung braucht oder was man um eine Malle (die kleinste Münze) alles kaufen kann; wieder andere beschreiben die verschiedenen Handwerke: Schmied, Bäcker, Wirt, Bauer. Ein Dit des femmes hält eine artige Lobrede auf die Vorzüge und Tugenden der Frauen, andere katalogisieren ihre Fehler und Laster. Der Wein wird in den Dits „von den verschiedenen Weinen des Jahres" und „vom guten Wein" gefeiert, mehr frivol in dem „Martyrium des heiligen Bachus". Ähnliche leichtfertige, aber nicht gerade bös gemeinte Stücke sind die „Wunder der heiligen Schildkröte", „das Martyrium des heiligen Hering", das „Leben der heiligen Gans". Im Dit de l'herberie wird der Jahrmarktsmonolog eines Charlatans zum besten gegeben, im Valet à tout faire die liebe Not eines vielseitigen Knechtes. Es ließe sich aus diesen Dits das drolligste Kulturbild zusammenstellen, aber als Literaturerzeugnisse stehen sie auf ziemlich niedriger Stufe und sind oft kaum mehr als lustige Reimereien. Dennoch sind in diesem Fach volkstümlicher Gelegenheitspoesie viele Poeten berühmt geworden und haben ihre Namen auf die Nachwelt vererbt.

So Henri d'Andeli, der Clerc de Vaudoi, Rutebeuf, Robert de l'Oulme, Guillot, Guillaume de la Villeneuve, Gieffroi (Godefroi), Philippe de Vitry (Bischof von Meaux), Robert de Blois, Hue de Cambray (Huon le roi), Robert von Arras, Jean Tinturier, Jacques de Baisieux, Baudouin de Condé und sein Sohn Jehan de Condé, Pierre de Monbuege, Watriquet, Jehan de Viteri und viele andere.

Auch in den Dits macht der esprit gaulois bisweilen seine leichtsinnigen Bocksprünge, aber im ganzen weht in denselben doch ein weit besserer Geist. Viele sind ganz und gar religiös gehalten, in andern zeigt sich ein zugleich heiterer und verständiger Sinn, eine rege Wißbegier, ein lebendiges Streben, die bis jetzt nur lateinisch verzapfte Wissenschaft durch die Übertragung in die Landessprache weiteren Kreisen zugänglich zu machen, dabei jene witzige Vergnüglichkeit, die alles von der fröhlichen Seite auffaßt, eine lustige Plauderhaftigkeit, die des Erzählens nicht müde wird. Selbst die allegorischen Gestalten vergessen ihre steife plastische Würde und führen die wunderlichsten Mückentänze auf.

Der bekannteste, wohl auch der begabteste und vielseitigste Ditsdichter ist Rutebeuf (Rustebuef)[1], seines Zeichens ein richtiger Jongleur, d. i. Spielmann, der um 1250 in Paris auftaucht, und dessen Leben und Treiben sich aus seinen eigenen Gedichten bis gegen 1285 verfolgen läßt. Sein Geburts- und Sterbejahr sind unbekannt. Wie die meisten Spielleute war er ein feucht-fröhlicher Geselle, Zecher und Spieler, lungerte in allen Kneipen herum, machte sich mit allen Tagesneuigkeiten zu schaffen, bettelte alle Welt an und machte sich über alles lustig, was ihm in den Wurf kam, besonders Prälaten und Geistliche, Juden und Bauern, Mönche und Nonnen (in seiner Sprache papelarts und beguines), Cordeliers, d. i. Franziskaner, Jakobiner, d. i. Dominikaner[2]. Niemand war über alle Mängel und Schäden der Kirche so genau unterrichtet wie er. Er stimmte darüber reformerische Lieder an, in welchen auch des Papstes nicht geschont ward. Dazwischen tischte er die derbsten und saftigsten Fabliaux auf, erzählte anstößige Wundergeschichten und gab seine eigenen Lebensschicksale zum besten[3]. Als 1250 Studentenunruhen die Universität verwirrten, las er den rebellischen Nichtstuern gehörig den Text, die das sauer verdiente Geld ihrer bäuerlichen

---

[1] Oeuvres complètes de Rutebeuf par A. Jubinal, Paris 1839, 2. Aufl. 1878; neue Ausgabe von A. Kreßner, Wolfenbüttel 1888. — P. Paris, Rutebeuf (Hist. litt. XX 719—783). — L. Clédat, Rutebeuf (mit Proben in neufranzösischer Übersetzung), Paris 1891. — L. Jordan, Metrik und Strophe Rutebeufs, Wolfenbüttel 1888.

[2] Dit de S. Église. — Chanson des ordres. — Dit des Beguines. — Dit des Cordeliers. — Dit des Jacobins. — Complainte de S. Église.

[3] Mariage Rutebeuf. — Complainte. — Griesche d'Iver. — Brichemer.

Eltern in den Kneipen verpraßten und dann die Straßen unsicher machten. Als aber bald darauf (1254) die Universität unter Führung des Guillaume de Saint-Amour sich der Zulassung der Dominikaner an ihre Lehrstühle entgegenstemmte, trat er eifrigst für Guillaume gegen die bösen Mönche ein und legte ihnen insgesamt sogar die Verbreitung des sog. Evangelium aeternum zur Last, das damals von Anhängern des Abtes Joachim in Paris verbreitet wurde[1]. Gegen die Amtsenthebung und Verbannung Guillaumes legte er in einem ellenlangen Klagegedichte Verwahrung ein, und da seine Klagen bei Ludwig dem Heiligen ganz fruchtlos verhallten, bezichtigte er die Dominikaner, unter denen sich damals kein geringerer als der hl. Thomas von Aquin befand, in weiteren Spottgedichten der ärgsten Lüge und Heuchelei. Er fand indes wenig Glauben. Sein eigenes Leben war nicht dazu angetan. Etwa um 1360 entsagte er dem lockeren Treiben der „Fahrenden" und nahm ein Weib; doch der Hochzeitstag kam ihm fast wie ein Todestag vor. „Lebt wohl, ihr Festsammlungen!" ruft er in seinem Abschiedsgedicht, „es ist vorbei! Ich werde keine Festkleider und Pelzmäntel mehr gewinnen. Mir wird jetzt Muße zu teil, und die Nichtstuer selbst werden mich des Nichtstuns anklagen. Ich brauche nicht mehr den Verdacht und die Nachforschungen der Polizei zu fürchten. Meine Krüge sind zerbrochen. Meine Tafelfreuden sind dahin. Meine guten Tage sind vorüber, und wer je das Totenoffizium gebetet hat, der mag es jetzt in meiner Meinung beten!"

Diex n'a nul martyr en sa route
  Qui tant ait fait:
S'il ont esté por Dieu deffait,
Rosti, lapidé ou detrait
  Je ne dout mie
Que lor paine fu tost fenie;
Mais ce durra tot ma vie.

Wie er vorausgesehen, ging es ihm wirklich herzlich schlecht. Er wußte nicht hauszuhalten; er kam nicht aus den Schulden heraus. In einem Bettelgedicht an den Grafen von Poitiers, den Bruder Ludwigs des Heiligen, denselben, der die Dominikaner gegen die Universität in Schutz genommen hatte, schilderte er seine klägliche Lage auf das beweglichste. Sein Pferd hat ein Bein gebrochen; er selbst liegt mit einem kranken Auge zu Bett, während seine Frau ihn eben mit einem Kinde beschenkt hat und ihn nicht pflegen kann. Das letzte Geld ist längst fort, aller Hausrat verpfändet. Er ist seit lange die Miete schuldig und kann nicht einmal die Amme

[1] Dit de mestre Guillaume de S. Amour. — Complainte de mestre Guillaume de S. Amour. — De la discorde de l'Université et des Jacobins. — Dit de mensonge.

bezahlen, der das Kind in Pflege gegeben ist. — Bei Gelegenheit gesteht er auch offen ein, was ihn ins Elend gebracht:

Les dés m'occident
Les dés m'aguettent et espient,
Les dés m'assaillent et deffient.

Die Würfel, die Würfel sind mein Verderb,
Die Würfel, die passen und lauern mir auf,
Die Würfel, die packen und zehren mich auf!

Mit den Jahren trat jedoch eine Wendung ein. Nachdem er (seinen eigenen Worten gemäß) lange genug „seinen Wanst auf anderer Kosten gemästet, vor Kälte gehustet und vor Hunger gegähnt, auf die einen gereimt und gesungen, um den andern zu gefallen", ging er endlich in sich, verzichtete auf Würfel und Glas, auf „falsche Fabliaux" und „eitle Geschichten", leistete offene Abbitte und wandte sein poetisches Talent würdigeren Stoffen zu. In seiner „Klage von jenseits des Meeres" (Complainte d'outre mer) forderte er König und Adel begeistert und eindringlich zu einem neuen Kreuzzug auf; in der „neuen Klage von jenseits des Meeres" richtete er dieselbe Forderung auch an die übrigen Stände und stellte der Größe und Erhabenheit des gemeinsamen Zieles die Kleinlichkeit und Engherzigkeit der persönlichen Bedenken und Interessen in zündendem Kontrast gegenüber. In einer Versdisputation von dreißig Strophen (Despoutizon dou croisie et dou descroisie) malte er diesen Gegensatz noch anschaulicher aus. Mit den herzlichsten Segenswünschen begleitet er Ludwig den Heiligen auf seinem letzten Kreuzzug nach Tunis (Diz de la voie de Tunes).

Von dem Ernste seiner inneren Umkehr zeugen sowohl einige herzlich fromme Gesänge an die Madonna wie die drei umfangreichsten Werke, die er hinterlassen: zwei Legendenbücher und ein Mirakelspiel. In dem Ave Maria Rutebeuf benutzt er die Theophiluslegende zum Ausdruck seiner eigenen Verehrung für die Mutter des Herrn, die milde Retterin der Sünder. In der Chanson Notre Dame gibt er einem Vergleiche, mit welchem die Theologen längst die unversehrte Jungfräulichkeit Marias dem Verständnis näher zu bringen suchten, folgende überaus anmutige Fassung:

Si com on voit le soleil toute jour
Qu'en la verriere entre, et ist, et s'en va,
Ne l'empire, tant i fiert à sejour,
Ausi vos di que onques n'empira
La Vierge Marie.
Vierge fu norrie,
Vierge Dieu porta,
Vierge l'aleta,
Vierge fu sa vie.

In dem „Leben der hl. Elisabeth von Thüringen" (Vie de S. Isabel, in 2160 Versen) verherrlichte der einst so grimmige Mönchsfeind eine der lieblichsten Blüten des Franziskanerordens; in der „Legende der hl. Maria von Ägypten" (1296 Verse) zeichnete der einst so leichtfertige Jongleur ein Leben der heldenmütigsten Buße; in dem Mirakelspiel „Theophilus" feiert das bekehrte Weltkind in Versen voll der innigsten Frömmigkeit die wunderbare Macht der Gnade. Besonders ergreifend ist das Gebet des Theophilus, in welchem auch die kunstreiche Strophenform dem lyrischen Charakter entspricht.

Sechzehntes Kapitel.

Religiöse Epik. Legenden. Gautier de Coincy.

Lange nicht so reich wie die weltliche Epik hat sich vom Ende des 11. Jahrhunderts an die geistliche entwickelt. Klerus und Schule pflegten dieses Gebiet in lateinischer Sprache und kamen nur nach und nach dazu, die weltlichen Kreise in dasselbe einzuführen. Die der Ödipussage verwandte Gregoriussage kann man kaum hierher rechnen, wenn sie auch als Vie du pape Gregoire[1] auftritt. Mehr als eine Schöpfung keltischer Phantasie denn als eigentlich religiöse Legende ist Sankt Brendans wundersame Meerfahrt zu den Inseln der Glückseligen (Voyage de St Brendain) zu betrachten[2]. Erst eine breitere Gestaltung der Alexiuslegende aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (welche die 300 Verse der ältesten um 800 vermehrt) gehört dem engeren Kreise religiöser Dichtung an.

Von da an wächst indes die Zahl der versifizierten, selten wirklich poetischen Legenden in beträchtlicher Weise.

Der Reimchronist Wace dichtete ein Leben des hl. Nikolaus[3] und ein solches der Jungfrau Maria[4]. Marie de France beschloß die Reihe ihrer Dichtungen mit einem „Fegfeuer des hl. Patricius"[5]. Die englische Nonne Clemence von Berckinge verherrlichte das Martyrium der hl. Katharina, das im Laufe des 13. Jahrhunderts

---

[1] Herausgeg. von Luzarche, 1857. — Fr. Lippold, Über die Quelle des Gregorius Hartmanns v. Aue, Leipzig 1869.

[2] Herausgeg. von Michel, 1878; Bartsch, La langue et la litt. franç. depuis le IX^e^ siècle, Paris 1887; Suchier: Rom. Studien I. Spätere Bearbeitungen herausgeg. von Auracher: Rom. Zeitschr. II.

[3] Herausgeg. von Delius, 1850.

[4] Herausgeg. von Mancel und Trébutien, 1842; Luzarche, 1859.

[5] Herausgeg. von Roquefort, Poésies de Marie de France II. 1820; Jenkins, 1894.

noch mehrere neue Bearbeitungen fand[1]. Der Normanne Guillaume de Berneville besang den hl. Einsiedler Ägidius[2], Simund de Fresne den hl. Georg den Drachentöter, Guillaume le Clerc die hl. Maria Magdalena[3].

Nach einer lateinischen Vorlage bearbeitete der Anglonormanne Chardri die schöne Legende der hll. Barlaam und Josaphat (in 2954 Versen)[4], während zwei spätere Bearbeitungen der dem hl. Johannes Damascenus zugeschriebenen weitläufigeren Fassung folgten, die eine auf 11 386, die andere auf mehr als 12 000 Verse gedieh. Die Alexiuslegende erlebte noch drei neue Bearbeitungen, die ebenso volkstümliche Placidus-Eustachius-Legende liegt in vier verschiedenen Fassungen vor[5].

Aus anglo-normannischen Kreisen stammen die Leben der Heiligen Edmund, Eduard des Bekenners, Alban, Modwenar, in Frankreich selbst erwuchsen jene von St Quentin, St Remi, St Eloi.

Von älteren Heiligen finden wir die Apostel Andreas und Johannes den Evangelisten, den Diakon Laurentius, die Büßerin Maria von Ägypten, die Märtyrinnen Juliana von Nikomedien und Euphrosyne besungen, von späteren die Ordensstifter Dominikus und Franziskus von Assisi. Die Legende des letzteren zählt nahezu 16 000 Verse. Mehr als 10 000 Verse zählt diejenige des hl. Martin von Tours, welche Pean Gatineau von Tours nach Sulpicius Severus und andern lateinischen Quellen verfaßte.

Drei längere Gedichte sind dem hl. Thomas von Canterbury gewidmet. Dasjenige seines Zeitgenossen Garnier von Pont-Saint-Maxence[6] ist von nicht geringem historischem Interesse. Der Dichter, ein Kleriker, der viel umherwanderte, hatte den großen Erzbischof selbst während dessen Verbannung in Frankreich persönlich kennen gelernt. Nachdem derselbe wegen seiner heldenmütigen Verteidigung der kirchlichen Rechte den Martertod erlitten, begab sich Garnier nach England und sammelte dort von den nächsten Augen- und Ohrenzeugen Nachrichten über sein Leben. So konnte er nach etwa drei Jahren ein überaus gehaltvolles Lebensbild entwerfen, das von zündender Begeisterung getragen ist. Er trug es selbst am Grabe des Heiligen in der Kathedrale von Canterbury vor, wohl im selben Jahre, in welchem Heinrich II., von schweren Schicksalen gebeugt, der allgemeinen Stimmung weichend, als Büßer daselbst erschien und den großen Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit als Heiligen verehrte, der nur wenige Jahre zuvor, nicht ohne seine Schuld, von seinen Günstlingen ermordet worden war.

---

[1] Herausgeg. von Jarnik, 1894.

[2] Vie de S. Gilles, herausgeg. von G. Paris und Bos, 1881.

[3] Herausgeg. von Reinsch: Herrigs Archiv LXIV.

[4] Herausgeg. von J. Koch, Chardry, 1879; P. Meyer und H. Zotenberg, 1864.

[5] Bibliographische Angaben über diese und die ff. Legenden bei Gröber, Grundriß II 640—648 717 718 761 762 987—990. — G. Paris, La Litér. franç. au moyen-âge 282—284. — Petit de Julleville, Hist. de la langue etc. I 47 48.

[6] Herausgeg. von Bekker, 1838 und Abhandl. der Berliner Akad. 1839; von Hippeau, 1859. — Hist. litt. XXIII 368—385.

In künstlerischer Hinsicht haben diese Legenden meist nur sehr geringen Wert. Die Verfasser besaßen selten ein eigentlich dichterisches Talent, noch weniger Schulung oder einen feiner ausgebildeten Geschmack. Den Stoff fanden sie schon in lateinischen Vorlagen oder in mündlicher Überlieferung bereit, die aus solchen herstammte, und begnügten sich mitunter mit bloßem Übersetzen und Wiedererzählen oder aber mit einiger freien Ausschmückung und Erweiterung, ausmalender Schilderung, gelegentlicher Dialogisierung, wohl auch kleinen Vergröberungen und Übertreibungen und nicht verbürgten Zutaten. Züge und Färbung der Schilderung sind meist der Gegenwart entlehnt und haben so der Kulturgeschichte mancherlei Stoff zugeführt. Die christlichen Ideale des Glaubens, der Demut, der Weltentsagung, der Jungfräulichkeit, des opferfreudigen Leidens um Christi willen, der Nächstenliebe und Barmherzigkeit sind aber mit inniger Lebendigkeit und Wärme erfaßt und verleihen den schlichten Erzählungen einen verklärenden poetischen Glanz. Man ehrte in den Heiligen die Gnade und die Nachahmung des Erlösers und rief sie treuherzig an, um ihnen nachzueifern.

Die bevorzugte Stellung, welche die jungfräuliche Mutter des Erlösers als Königin der Heiligen in der Verehrung des gläubigen Volkes einnahm, spiegelt sich am lebendigsten in den vielen Wundern, welche ihrer Fürbitte zugeschrieben, einzeln erzählt und auch in größeren Sammlungen vereinigt wurden [1]. Einzelne dieser Geschichten reichen in die Zeit der Väter, Gregors des Großen und Augustinus', zurück; andere stammen aus den altklösterlichen Überlieferungen verschiedener Länder und verschiedener Zeiten und wurden aus lateinischen Berichten oder Sammlungen herübergenommen; wieder andere schöpften die Erzähler aus ihrer eigenen Zeit [2]. Von der ältesten französischen Sammlung, die nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstand, sind nur wenige Reste übrig. Schon 38 Marienwunder vereinigt jene des englischen Klerikers Adgar in London (gegen 7000 Verse). Von einer dritten, die ein Mönch von Bury Saint-Edmunds verfaßte, ist nur ein Bruchstück erhalten. Auf dem Kontinent wird ein gewisser Guiot als erster Verfasser einer ähnlichen Sammlung genannt. Bei weitem die bedeutendste ist aber jene des Gautier de Coincy, der 1177 zu Amiens geboren, 1214 Prior des Klosters Vic-sur-Aisne wurde [3] und als Großprior von St Médard 1236 starb. Seine „Wunder Unserer Lieben Frau" (Miracles de Notre Dame), 79 an der Zahl [4], umfassen, in zwei

[1] Vgl. Kaulen, Art. „Marienlegenden" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon [2], VIII 831—846.

[2] Mussafia, Studien über die mittelalterlichen Marienlegenden (Sitzungsberichte der Wiener Akademie CXIII, CXV, CXIX, CXXIII [1887 ff]).

[3] Herausgeg. von Poquet, Paris 1857. — Hist. litt. XIX 843—857. — Gröber, Grundriß II 651—653.

[4] Poquet, Introduction XXXIII.

Bücher geteilt und wohl gruppiert, mit Prolog, lyrischen Zwischenstücken und Epilog versehen, 30000 gereimte Verse.

Manchen Reimkünsteleien des wackern Priors werden heutzutage nicht viele Geschmack abgewinnen; auch über die Wahl mancher seiner Geschichten wird sich in unserer historisch-kritischen Zeit allerlei sagen lassen; des öfteren wird er breit und redselig; doch im ganzen erzählt er gut, mit Liebe und Freude, oft begeistert und in gewandtem Ausdruck, immer herzlich fromm und wohlmeinend und mit innigster Überzeugung von seiner Sache.

An die einzelnen Erzählungen, die meist freie Übersetzungen oder Bearbeitungen sind, knüpft er kürzere oder längere Exkurse, die er queues, d. i. „Schwänze" nennt und von den Geschichten selbst getrennt hält, damit jeder nach seinem Belieben die eine oder die andere überschlagen könne.

Que qui la queue ne plaira,
Au paragraphe la laira;
Et qui la queue vuet eslire,
Sans le miracle la puet lire.

Diese Anhänge sind bald religiöse Betrachtungen und kleine Predigten in Versen, bald satirisch gefärbte Sittenschilderungen mit lebhaften Ausfällen, besonders gegen die Juden, gegen die er die Gesinnungen eines leidenschaftlichen Antisemiten entwickelt, aber auch gegen die Laster der geistlichen und weltlichen Großen und der übrigen Stände, den gemeinen Mann nicht ausgenommen.

Außer der Sammlung Gautiers, die noch in vielen, zum Teil prächtig illustrierten Handschriften erhalten ist, sind noch manche solche Mirakel und fromme Geschichten einzeln behandelt worden.

Die Helden derselben sind nicht die Mächtigen dieser Erde, nicht die stolzen Ritter und die schönen Edelfrauen, auch nicht die hohen Prälaten und die reichen Äbte, sondern die Armen und Geringen, die Einfältigen und Frommen, die Unschuldigen und Demütigen, auch die armseligsten und verlassensten Sünder, wenn sie reuevoll sich zu Gott wenden und durch die Fürbitte unserer lieben Frau Vergebung und Rettung suchen[1]. Die De-

[1] Das entspricht ganz der christlichen Weltanschauung, wie sie schon der hl. Augustin formuliert hat: Quapropter quod nunc in civitate Dei, et civitati Dei in hoc saeculo peregrinanti maxime commendatur humilitas, et in eius rege, qui est Christus, maxime praedicatur; contrariumque huic virtuti elationis vitium, in eius adversario, qui est diabolus, maxime dominari, sacris literis edocetur; profecto ista est magna differentia, qua civitas, unde loquimur, utraque discernitur, una scilicet societatis piorum hominum, altera impiorum, singula quaeque cum angelis ad se pertinentibus, in quibus praecessit hac amor Dei, hac amor sui. (De civitate Dei l. 14, c. 13, n. 1.) — Migne, Patr. lat. XLI 421.

mütigen werden erhöht, die unschuldig Verfolgten gerächt, die Sünder gerettet: das sind Grundgedanken, die in diesen Erzählungen häufig wiederkehren. Spitzen sie sich mitunter zu einiger Übertreibung zu, so darf man nicht vergessen, daß es sich um dichterische Legende oder Anekdote handelt. Da ist ein armer Kleriker, von so beschränkter Fassungskraft, daß er nur fünf Psalmen vom ganzen Offizium behalten kann; aber diese betet er treu und pünktlich, und wenn auch mitunter etwas gewohnheitsmäßig, doch mit herzlich gutem Willen. Wie er nun stirbt, siehe, da findet man in seinem Munde fünf Rosen, frisch und rot und mit den schönsten Blättern, als ob man sie eben gebrochen hätte. Ein anderer Geistlicher ist mit Talent und Wissen so schlecht bestellt, daß er keine Messe lesen kann, als jene der seligsten Jungfrau; die kann er aber auswendig und feiert sie täglich mit aufrichtiger Frömmigkeit. Wie ihn nun sein Bischof über seine Unwissenheit hart anfährt und suspendiert, erscheint ihm nachts die heilige Gottesmutter selber und fordert ihn auf, ihren treuen Diener wieder in seine Würde einzusetzen; denn Frömmigkeit sei mehr wert als Wissenschaft.

Eine ebenso eigenartige als poetische Gestalt gewinnt diese Anschauung in der Erzählung vom Tombeur de Notre Dame[1], d. h. vom „Tänzer (oder Akrobaten) Unserer Lieben Frau“.

Ein fahrender Spielmann, der sich lange in der Welt herumgetrieben, wurde endlich seines Handwerkes satt und trat in das Kloster von Clairvaux. Er war voll des besten Willens, aber ohne alle Bildung. Tanzen, springen und allerlei Kunststücke machen, das verstand er; aber sonst wußte er nichts, hatte keine Gebete gelernt, nicht einmal das Vaterunser und Credo. Darüber fühlte er sich sehr beschämt. Die Priester lasen Messe, die Diakonen sangen das Evangelium, die kleinen Chorknaben sangen die Psalmen und selbst die Ungebildetsten sagten ihre Gebete her. Er allein war zu nichts gut. Tief betrübt darüber rief er die Jungfrau Maria an, sie möchte ihm helfen. Er ging in eine entlegene Höhle, wo Unserer Lieben Frau ein Altar errichtet war, und klagte ihr, daß er hier nur sei, „wie ein Ochs an den Strick gebunden, zu nichts gut, als zu grasen und zu weiden“. Da fällt ihm ein:

Par la mere Dieu, si ferai
Jo n'en serai ore repris:
Jo ferai ce que j'ai appris,
Si servirai de mon mestier
La mere Dieu dans son mostier,
Li autre servent de canter
Et jo servirai de tumer.

---

[1] Foerster, Le Tombeur de Notre Dame (Romania II 317—325). — Frei übersetzt von W. Hertz, Spielmannsbuch[2], Stuttgart 1900, 237—242 419 420.

Gesagt, getan. Er zieht seine Mönchskutte aus und kniet vor dem Bilde nieder: „Süße Königin, süße Dame, verachte nicht, was ich weiß! Ich kann nicht singen noch lesen; aber wahrlich, für dich will ich auswählen meine besten Kunststücke." Darauf fängt er an, Sprünge zu machen, niedere und kleine, große und hohe, erst hinauf und dann hinab, und dann kniet er wieder nieder vor dem Bilde und neigt sich davor. „He!" sagt er, „süßeste Königin! Bei deiner Barmherzigkeit, bei deiner Güte, verachte nicht meine Dienste!" — Darauf verdoppelt sich sein Eifer. Er führt seine schönsten Kunststücke auf und blickt gar demütiglich zu dem Bild empor. „Frau", sagt er, „das ist ein schönes Spiel; ich tue es nur um deines Namens willen." Dann schwingt er die Füße auf und geht auf den Händen hin und her und tanzt mit den Füßen, ohne daß sie die Erde berühren, und hat die Augen voll Tränen. „Frau", sagt er, „ich verehre dich mit dem Herzen, mit dem Leibe, mit den Füßen, mit den Händen. Denn ich weiß nichts mehr und nichts weniger. Bei Gott! Wolle mich nicht verschmähen!" Dann schlägt er sich die Brust und seufzt und weint gar zärtlich, daß er nicht anders beten kann. Dann dreht er sich und schlägt einen Purzelbaum. So tanzt und springt er, bis er, mit heißem Kopf, in Schweiß gebadet, vor dem Altare niedersinkt.

Jeden Tag geht er so zu der Grotte und führt da seine Tänze auf, aber ganz insgeheim; denn er fürchtet sonst aus dem Kloster gejagt zu werden. Doch Gott, der wohlgefällig auf seine Einfalt herniedersah, wollte nicht, daß sie verborgen bliebe. Ein Mönch spähte sein Geheimnis aus und verklagte ihn beim Abt. Dieser läßt sich zur Grotte führen, und die beiden wohnen unbemerkt den Kunststücken des Akrobaten bei. Wie staunen sie aber, da er todmüde vor dem Altare niedersinkt und eine herrliche Frau in himmlischen Gewanden mit einem Gefolge von Engeln aus dem Gewölbe herniedersteigt und sich dem armen Spielmann nähert!

„Und die süße, gütige Königin hielt ein weißes Linnentuch und fächelte sachte dem Menestrel vor dem Altare zu, und die gütige, liebreiche Frau fächelt ihm Hals und Leib und Gesicht, um ihm Kühlung zuzuwehen, und bemüht sich gar sehr, ihm zu helfen, die Frau überläßt sich ganz dieser Sorge. Der gute Mensch aber hat gar keine Acht darauf; denn er sieht und weiß nicht, daß er in so schöner Gesellschaft ist."

Et la douce roïne france
Tenait une touaille blance,
S'en avente son menestrel
Mout doucement devant l'autel,
La france dame déboinaire
Le col, le cors et le viaire
Li avente por refroidier:
Bien s'entremet de lui aidier,

La dame bien s'i abandone.
Li bons hom garde ne s'en donne,
Car il ne voit si ne set mie
Qu'il ait si bele compagnie.

Staunend schleichen der Abt und der Mönch davon und beten Gott an, der die Demütigen verherrlicht. Unangefochten setzt der Spielmann Unserer Lieben Frau seine seltsame Andacht fort und stirbt als ein ehrwürdiger Greis. Dann offenbart der Abt, was er geschaut, und das ganze Kloster freut sich über diesen Triumph heiliger Einfalt.

Daß Gautier von Coincy seine Sammlung nicht als eine historische Leistung, sondern als poetische Unterhaltungsschrift betrachtete, geht aus der Form wie aus seinen Prologen deutlich genug hervor. Eine seiner Erzählungen, die von der „keuschen Kaiserin" (La chaste Impératrice) trägt den Stempel freier Erfindung schon in ihren vielverschlungenen Peripetien unverkennbar an sich und ist zu einem Roman von nahezu 6000 Versen ausgesponnen. In der Liebeserklärung, welche der Bruder des Kaisers der um ihrer Schönheit willen von aller Welt verfolgten Kaiserin macht, ist der Roman selbst einigermaßen in die Reihe der beliebtesten Liebesromane eingestellt. Denn da heißt es

Vostre amor me fet endurer
Tant triste mois et tant triste an
Que plus suis tristes de Tristan:
Plus vous aim, dame, e plus i bé
Que Piramus n'ama Tybé
Ne que Tristan Yseult la blonde
Ains nul amanz qui fust el monde
Ne nus vivanz tant n'ama fame
Com je vous aim, ma douce dame etc.[1]

Doch anstatt die blinde Leidenschaft zu verherrlichen, läßt der fromme Dichter sie nur dazu dienen, der sittlichen Reinheit Kampf, Leiden und Verfolgung zu bereiten, aber in diesem wechselvollen Kampfe schließlich der höheren Macht zu unterliegen, welche um die verfolgte Unschuld ihren schützenden Mantel breitet und sie geprüft und geläutert zum Siege führt.

In Jansenistenkreisen, welche von der schlichten Einfalt und Gemütlichkeit des Mittelalters keine Ahnung mehr hatten, hat man sich später an diesen Mirakelbüchern sehr geärgert. „Der Aberglaube allein hat diese Geschichten ersonnen und kann ihnen Glauben verschafft haben in einem Jahrhundert, wo man sich von der reinsten aller Religionen eine ihrer Reinheit wie ihrer Größe so schnurstracks widersprechende Vorstellung machte." So schrieb Louis Racine, der Sohn des berühmten Dramatikers in einer

[1] Hist. litt. XIX 851.

an die Académie des Inscriptions eingereichten Abhandlung[1]. Helvetius übernahm es dann, sie dem Gespötte der sog. Philosophen zu überliefern[2]. Gautiers Kindlichkeit machte das leicht; denn er schrickt vor keiner abstoßenden Situation zurück, in welche Sünde und Seelenjammer einen Menschen bringen können, und läßt immer wieder die mächtige Fürbitte der Gottesmutter rettend dazwischen treten. Selbst im Tode weiß sie noch die nahezu verlorene Seele den Klauen des Dämons zu entreißen, wenn dieselbe sich einmal hilfesuchend, vertrauend an sie gewandt. Es fehlt nicht an Zügen, die sich als vermessenes Vertrauen mißdeuten oder höchstens als poetische Übertreibungen entschuldigen lassen. Doch in allem waltet schließlich ein sehr gesunder Kern: nicht nur ein tiefer, unerschütterlicher Glaube an die Macht der Gnade und an die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes, der dem gebrechlichen, sündigen Menschen außer dem Erlöser auch noch die liebevolle Mutter desselben zur Helferin und Fürbitterin gegeben, sondern auch ein ebenso tiefes, auf christlicher Liebe beruhendes Mitgefühl mit dem Irrenden, Strauchelnden und selbst mit dem Tiefgefallenen, das sittlich weit höher steht als die jansenistische Selbstgerechtigkeit oder das stolze Übermenschentum, das sich aus eigener Machtvollkommenheit zu den Höhen des Göttlichen erheben zu können vermeint.

Noch viel weitere Verbreitung als die Sammlung Gautiers von Coincy erlangte ein ähnliches Werk: „Das Leben der alten Väter"[3] (Vie oder Vies des anciens pères), dessen erstes Buch etwa um 1250 entstand, während ein zweites demselben schon in den nächsten Jahren hinzugefügt wurde. Beide zusammen enthalten in den vollständigen Handschriften 74 Erzählungen, sämtlich in gereimten achtsilbigen Versen, wie bei Gautier mit Prolog und Epilog versehen. Hauptquelle sind die ehrwürdigen Vitae patrum[4], welche zum Teil auf Athanasius, Hieronymus und Rufinus zurückgehen und in der aszetischen Literatur aller christlichen Völker die reichste Verwendung gefunden haben. Doch sind auch viele Geschichten eingeschaltet, die erst aus späterer Zeit stammen und sich zum Teil schon bei Gautier finden, ebenso ursprünglich weltliche, die zu geistlichen umgeformt sind. Von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit Spott und Verachtung abgewiesen, haben diese Erzählungen in neuerer Zeit vielfach die Forscher beschäftigt, die namentlich ihren Quellen nachgegangen sind. Die Form ist durchweg unbedeutend, reizlos. Der Inhalt vieler Stücke würde heute selbst wenig Unterhaltung und noch weniger Erbauung gewähren.

[1] Hist. litt. XIX 845. [2] De l'Esprit. l. 4, c. 19.

[3] Gedruckt Lyon 1486; Paris 1494. Eine Anzahl von Stücken daraus bei Méon, Nouveau Recueil de fabliaux, Paris 1823.

[4] Rosweyd, Vitae Patrum, Antwerpiae 1619 (abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LXXIII LXXIV XXI).

Aber neben viel Spreu finden sich auch hier wieder Goldkörner echter Frömmigkeit und Poesie. Sie spiegeln eine Zeit, in welcher man Versuchung und Sünde nicht mit ästhetischen und modischen Schönpflästerchen zu verhüllen suchte, wohl aber in ernstem Glauben himmelan blickte und der derben Verlockung derbe Buße entgegensetzte, um den Adel der Menschenseele zu retten.

Auf den Wunsch seines Bischofs bearbeitete Jehan le Marchant aus Chartres (zwischen 1247 und 1259) die „Wunder Unserer Lieben Frau von Chartres" (Miracles de Notre Dame de Chartres)[1] nach einem lateinischen Buche. Um dieselbe Zeit ist die Kathedrale daselbst, eines der schönsten gotischen Bauwerke, vollendet worden. Die Erzählungen beruhen größtenteils auf örtlicher Überlieferung. Sie sind klar, anschaulich und in glatt fließender Sprache vorgetragen, aber ohne den poetischen Schwung, der Gautiers Darstellung belebt.

In einem „Mariale" von Avranche[2], etwa von 1325, sind 50 Marienwunder planmäßig zusammengestellt. Jedem derselben geht ein symbolisches, beschreibendes Gedicht voraus, worin irgend ein natürliches oder künstliches Symbol auf Maria bezogen wird; dann folgt ein anderes Gedicht und endlich die versifizierte Erzählung. Die Gedichte sind den verschiedensten Verfassern entnommen, Natur und Kunst in reicher Mannigfaltigkeit in die poetische Huldigung hineingezogen.

Siebzehntes Kapitel.

Didaktische Dichtung. Der Rosenroman.

Die Neigung zur Allegorie und zu allegorischer Dichtung kann nicht allgemein als Zeichen des Verfalles betrachtet werden. Die Kreise, in welchen man sich ernstlich Mühe gab, die Natur und ihre Geheimnisse zu erforschen, waren im Mittelalter eng gezogen und durch die Ehrfurcht vor der Bücherweisheit behindert, welche sich bruchstückweise aus den Zeiten des Altertums in die Klosterbibliotheken gerettet hatte. Je wunderlicher die Physik war, welche in den Klosterschulen den philosophischen Unterricht begleitete, desto mehr war aber der tief religiöse Geist damit beschäftigt, die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens mit den Heilswahrheiten und der Heilsgeschichte in Verbindung zu bringen. Die allegorisch-mystische

[1] Herausgeg. von Duplessis, 1855. — Vgl. Bibl. de l'École des Chartres XLII 42 ff 505 ff.

[2] Einzelne Stücke mitgeteilt von Raynaud (Romania III, XIV).

Deutung der Heiligen Schrift, welche schon bei den älteren Kirchenvätern einen weiten Raum an sich gerissen, überwucherte bei den mittelalterlichen Erklärern vielfach die eigentliche Wort- und Sinnerklärung. Man suchte überall nach geheimen Andeutungen, Winken, Anspielungen, lehrhaften oder prophetischen Ausblicken. Durch die Sakramente und Sakramentalien, die liturgischen Zeremonien und Gebräuche, die Gebete der Kirche, die schon aus den Katakomben herstammende Symbolik war wirklich die sichtbare Natur vielfach in die religiöse Sphäre hineingezogen und mit den Allegorien der Bibel verbunden worden.

Das Wasser, das Feuer, das Licht, das Holz, der Baum, Brot und Wein, Öl und Balsam, Salz und Honig, Rose und Lilie, Gold und Silber, Weihrauch und Myrrhe, Fels und Edelsteine, Palme und Tamariske, Weinstock und Ähre, Adler und Taube, Lamm und Löwe, Meer und Berg, Sonne und Mond, die Sterne und der Weltraum selber waren tiefsinnige Zeichen erhabener Geheimnisse geworden, die sichtbare Welt zum Symbol einer unsichtbaren, welche den Menschen auf Schritt und Tritt mit ihren Gnadenwirkungen umflutete, sein Herz selbst zum Tempel des Allerhöchsten weihte. Man mag vom rein naturalistischen Standpunkt über den armen Mönch lächeln, der in der sichtbaren Schöpfung nur das Heiligtum des dreieinigen Gottes und den Schauplatz seiner Gnade sah, aber es wird sich kaum leugnen lassen, daß diese religiöse Auffassung des bunten Weltschauspiels viel Trost, Freude und Liebe auf diese Erde gebracht hat, daß sie in der kirchlichen Liturgie einen hochpoetischen Ausdruck gefunden und auf die Literatur der christlichen Völker höchst anregend gewirkt hat. Soweit sich diese Symbolik innerhalb des Biblischen und Kirchlichen hält, trägt sie zugleich das Gepräge der Schönheit und der Wahrheit.

Leider hat sich auch hier der Menschengeist nicht mit dem begnügt, was die Offenbarung bot. Anstatt das Gegebene harmonisch zu gestalten, hat die Phantasie, willkürlich weiterspinnend, sich in haltlose Zeichendeutung verloren, antiken Aberglauben, talmudische Fabeln, orientalische Phantasterei und abendländische Volkssagen in die ehrwürdige Symbolik gemischt und hier wieder, wie auf dem Gebiete der Legende, über alle Grenzen hinaus fabuliert.

So haben sich die wunderlichen „Tierbücher", „Pflanzenbücher" und „Steinbücher" von Volk zu Volk durch viele Generationen weiter vererbt, ohne daß der Weizen von der Spreu geschieden und der reiche poetische Stoff zu wahrhaft bedeutenden Schöpfungen verwendet worden wäre. Doch ist vieles davon sowohl der bildenden Kunst als auch der Dichtung zugute gekommen. Der bunte Arabeskenschmuck der mittelalterlichen Miniaturen wie die kirchliche Ornamentik hat reichlich daraus geschöpft. Lyriker und Epiker zehrten von den allgemein geläufigen Allegorien.

Eine Übersetzung von Marbods „Buch über die Steine" (Lapidaire) [1] und Philipp von Thaons Bearbeitung des lateinischen „Physiologus" (Bestiaire) [2] gehören zu den frühesten Denkmälern der französischen Literatur. Sie wurden schon zwischen 1125 und 1130 abgefaßt. Wie sehr das Interesse für solche Dinge lebendig blieb, bezeugen drei weitere Bearbeitungen des „Buches über die Steine" aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts [3]. Im Jahre 1210 schrieb Guillaume le Clerc ein neues „Tierbuch", in welchem nach lateinischer Vorlage 36 Tiere im ganzen kürzer, aber mit einzelnen neuen Zutaten beschrieben wurden [4]. Ein noch kürzeres Tierbuch mit nur 27 Stücken verfaßte um dieselbe Zeit (1215) ein gewisser Gervaise (de Fontenay) [5]. In französische Prosa übersetzte das lateinische Tierbuch ein gewisser Pierre im Auftrage des Bischofs von Beauvais (1175—1217) [6].

Der höfische Troubadour Richard von Fournival hatte den absonderlichen Gedanken, sowohl in Prosa als auch in Versen ein mit Bildern versehenes „Tierbuch der Liebe" (Bestiaire d'amour) [7] zu schreiben, d. h. die allegorische Tierbeschreibung in den poetischen Minnedienst hineinzuziehen. Als letztes Mittel (arrière-ban), einer spröden Schönen seine Liebe auszudrücken, verwendet er Züge von 45 verschiedenen Tieren, teils aus dem Bestiaire, teils aus eigener Beobachtung geschöpft und höchst originell zu Huldigungen seiner Minne gedeutet. Die Dame ist mit der Tierwelt aber auch bekannt und entwickelt ihm an 37 verschiedenen Tieren ebenso gewandt, daß ihr edle Zurückhaltung gezieme.

Die „Steinbücher" und „Tierbücher" gingen aber auch in größere Werke über, in welchen man in ähnlicher Weise das ganze damalige Wissen über Natur und Menschenwelt zusammenzufassen suchte. Diese naiven encyklopädischen Versuche fallen ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher der Dominikaner Vinzenz von Beauvais auf Anregung Ludwigs des Heiligen sein Speculum triplex schrieb. Ein solches Konversationslexikon in 6594 Versen ist das „Bild der Welt" (Image du monde oder Livre de clergie), das den Namen eines Maister Goffouin trägt und um 1245 erschien. Gautier von Metz erweiterte es 1247 zu der Mappemonde (in 11 000 Versen), scheint es aber selbst schon 1249 in Prosa aufgelöst zu haben. Ähnliche Bücher sind „Das Licht der Laien" (La Lumière des laïques) des Anglo-Normannen Peter von Peckham, die „Kleine Philosophie" (nach Honorius von Autun), die Sphère des Mönches Simon von Compiègne und verschiedentliche Traktate über die „Eigenschaften der Dinge" (nach lateinischen Vorlagen, wie Vinzenz von Beauvais, Thomas von Cantimpré und andern, zusammengeschrieben).

Von mehr literarischem Interesse ist der Trésor, welchen der Italiener Brunetto Latini, der Lehrer Dantes, in französischer Sprache abfaßte. Für die Wahl dieses Idioms gibt er zwei Gründe an: 1. weil er in Frankreich sei und 2. weil die Konversation darin die angenehmste und bei allen Völkern verbreitetste sei [8]. Der

---

[1] Herausgeg. von Pannier, Les Lapidaires français, 1882.

[2] Herausgeg. von Wright, Popular Treatises on science, 1842.

[3] Bei Pannier a. a. O.

[4] Herausgeg. von Hippeau, Mémoires des antiq. de la Norm. XIX, 1851; von Cahier, Mélanges d'archéologie II—IV, 1851 ff; von Reinsch, 1890.

[5] Romania I 420 ff. [6] Hist. litt. XXIII 292.

[7] Herausgeg. von Hippeau, 1860. — Hist. litt. XXIII 724.

[8] „Et se aucuns demandoit por quoi cist livres est escriz en romans, selonc le langage des François, puisque nos somes Italiens, je diroie que ce est

erste Teil dieses „Hausschatzes“ umfaßt die ganze Welt- und Naturgeschichte, der zweite die Moral, der dritte die Rhetorik und Politik.

Den ersten Teil vergleicht er selbst mit dem Kleingeld, das man alltäglich zum Hausbedarf benötigt, den zweiten mit edeln Steinen, den dritten mit feinem Gold. Es spricht sich darin schon der Grundzug des erwachenden neuen Humanismus aus, der in Rhetorik und Politik, nicht wie bisher in Theologie und Moral, den Höhepunkt der Bildung erblickte. In Frankreich fand jedoch vorläufig noch der zweite Teil, die Tugendlehre (nach Aristoteles' Ethik, Cicero, Seneca, nach dem Traktat des Martin de Braga „von den vier Kardinaltugenden“ und nach Wilhelm Pérauds „Summe von den Tugenden“) am meisten Anklang.

Das Grundbuch in diesem Fache wurde die „Summe von den Lastern und Tugenden“ [1], welche der Dominikaner Lorens 1279 abfaßte. Sie wurde ins Spanische, Provençalische, Italienische, Flämische, Englische übersetzt, in Frankreich immer von neuem vervielfältigt und im 15. und 16. Jahrhundert wiederholt gedruckt. Philippe de Novare wandte die allgemeine Tugendlehre in seinem Buch „Von den vier Lebensaltern des Menschen“ (um 1260) noch mehr praktischen Erziehungszwecken zu. Das Doctrinale, französisch auch Chastiement oder Enseignement genannt, verteilte den moralischen Unterricht noch weiter nach den verschiedenen Ständen, Altersstufen und Geschlechtern [2]. Eine Menge von sog. Dits beschäftigen sich ebenfalls mit dem Unterricht in Moral, höfischer Courtoisie und ritterlicher Lebensführung. Einen weiteren Kreis ziehen dabei die Dits des Estats du monde, worin sämtliche Stände, vom Papst bis zum letzten Bauern, mit stark satirischem Beigeschmack mitgenommen werden, ebenso der Livre des manières des Bischofs Etienne de Fougères (um 1170), das Poème moral eines Ungenannten und der Besant de Dieu des Guillaume le Clerc aus der Normandie (von 1227).

Nur als Teil des wahren Rittertums (der chevalerie à prouesse) erscheint die Liebe in dem allegorischen Gedichte des Raoul de Houdenc, das den Titel „Roman von den Flügeln“ (Romans des eles) [3] führt und bereits 1234 erwähnt wird. Das wahre Wesen des Rittertums, das nach ihm nur den fahrenden Sängern, Spielleuten und Waffenherolden bekannt ist, hat zwei Flügel: Freigebigkeit (Largesse) und höfische Sitte (Courtoisie); jeder derselben hat wieder sieben Federn, die einläßlich beschrieben werden. Die einen unterscheiden sich nach den verschiedenen Arten des Gabenspendens, die andern nach den verschiedenen Aufgaben der höfischen Sitte. Gehorsam gegen die Kirche, Lied und Gesang und die Liebe werden hier vorangestellt, die Liebe mit der Rose, dem Weine und dem unendlichen Meere verglichen.

---

por II raisons: l'une, car nos somes en France, et l'autre parce que la parlure est plus delitable et plus commune a toutes gens.“

[1] Sie führt in den Manuskripten auch die Titel: Miroir du Monde — Somme Lorens — Somme le roi — Li livres royaux des Vices et des Vertus.

[2] Doctrinale Sauvage. — Droits du clerc de Vaudoi. — Ditié d'Urbain. — Vilainnengouste. — Chastiement des Dames. — L'Ordre de Chevalerie. — Salomon et Marcoul (in Sprüchen).

[3] Herausgeg. von Scheler, Trouvères Belges II 248 ff.

Auf einen in künstlerischer wie in religiös-sittlicher Hinsicht bedenklicheren Abweg ist die allegorische Dichtung in dem sog. „Rosenroman“ (Roman de la Rose) geraten, welcher auf die weitere Literatur des Mittelalters den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Er ist in mehr als 150 Handschriften erhalten. Außer Dantes Divina Commedia hat kein Gedicht auf so weite Kreise und so nachhaltig gewirkt [1].

Charakteristisch ist schon, daß die Dichtung nicht das Werk eines einzigen Dichters ist, sondern daß ihrer zwei daran geschmiedet haben, die man fast als Antipoden bezeichnen könnte, und daß Anfang und Ende der mehr als 20000 Verse fast um 50 Jahre auseinanderliegen.

Der heilige König Ludwig IX. stand noch im ersten Jahrzehnt seiner Regierung, kaum der Vormundschaft entwachsen, als der jugendliche Ritter Guillaume de Lorris aus der Gegend von Orléans es unternahm, seine sehr realistischen Anschauungen über die „Liebe“ nicht im Rahmen irgend einer ritterlichen Sage, sondern in der Form eines allegorischen Traumes zu schildern. Die Rose ist ihm nicht das Sinnbild jener idealen Minne, welche bis dahin die ritterliche Dichtung auch auf ihren manchmal schlüpfrigen Pfaden immerhin noch einigermaßen geschirmt und verklärt hatte, sondern nur das Symbol der sinnlichen Neigung und Leidenschaft, als deren Lehrer man Ovidius hatte kennen und nachahmen gelernt. Öffentliche Sitte und Ehrbarkeit erlaubten noch nicht, so unverblümt zu sprechen, wie der römische Meister der „Liebeskunst“. So ward dem lüsternen Stoff denn der faltenreiche Mantel der Allegorie übergeworfen, und so heißt das Gedicht Roman de la Rose,

Ou l'art d'Amours est toute enclose.

An Guillaumes reicher poetischer Begabung ist nicht zu zweifeln. Der wonnige Maienmorgen, mit welchem sein Traum beginnt, der Liebesgarten, zu welchem er fröhlich lustwandelt, das Grab des schönen Narcissus, der

[1] Ausgaben von: M. Méon, 4 Bde, Paris 1814; Fr. Michel, 2 Bde, Paris 1864; P. Marteau (mit Übersetzung ins Neufranzösische), 5 Bde, Orléans 1878—1880. — É. Langlois, Origines et sources du Roman de la Rose, Paris 1890. — Paulin Paris, Le Roman de la Rose (Hist. litt. de la France XXIII 1—61); Jehan de Meung (ebd. XXVIII 391—439). — G. Paris, La litt. franç. au moyen-âge [2] 160—172. — É. Langlois, Le Roman de la Rose (Petit de Julleville II 105—161). — H. Fährmann, Das Gedicht von der Rose, aus dem Altfranzösischen des Guillaume de Lorris, Berlin 1839. — Püschel, Li Romanz de la Rose, première partie (Programm, Berlin 1872). — M. Kaluza, Chaucer und der Rosenroman, Berlin 1893. — J. Guiffrey, Histoire de la Tapisserie, Tours 1886. — Fr. Guillon, Jean Clopinel dit de Meung, Le Roman de la Rose considéré comme document historique, Paris-Orléans 1903.

wunderbare Brunnen mit dem Zauberspiegel, in welchem zuerst der Rosenstock sich zeigt und der Pfeilschuß des kleinen Amor auf sein Herz sind mit den frischen, lebensvollen Farben eines echten Poeten geschildert. Aber schon an der Gartenmauer stellt sich dem Lustwandelnden ein ganzes Heer von steinernen Allegorien entgegen, die keine Kunst lebendig machen konnte. Da steht drohend der Haß (Haine), die Verräterei (Félonie), die Gemeinheit (Vilenie), die krummfingrige Begehrlichkeit (Convoitise), der in Lumpen gehüllte Geiz (Avarice), der schielende Neid (Envie), die klapperdürre, weinerliche Traurigkeit (Tristesse), das gebeugte und zahnlose Alter (Vieillesse), die heuchlerisch murmelnde Betschwesterei (Papelardie), die zerfetzt im Winkel kauernde Armut (Pauvreté). Nur ein kleines Pförtchen öffnet sich zwischen diesen steinernen Vogelscheuchen in den herrlichen Garten. Er klopft daran, und ein edles Fräulein, der „Müßiggang", macht ihm auf, die Geliebte des „Zeitvertreibs", der den Garten hat anlegen lassen. Sie führt ihn auf einen offenen Plan, wo eine Schar fröhlicher Paare sich mit Tanzen erlustigt, der Zeitvertreib (Déduit) mit der „Heiterkeit", der Liebesgott (Amor) mit der „Schönheit" (Beauté), Fräulein „Reichtum" (Richesse) mit einem Günstling ihrer Wahl, „Freigebigkeit" (Largesse) mit einem Artus-Ritter, „Aufrichtigkeit" (Franchise) mit einem jungen Baccalaureus, „Jugend" (Jeunesse), ein kaum zwölfjähriges Mädchen mit einem gleichaltrigen Grünschnabel. Nach der einläßlichen Schilderung des Tanzes und des Gartens vermeint man nicht anders, als auch der träumende Dichter müßte noch eine ledige Tänzerin finden; aber nachdem er wehmütig des Narcissus Grab betrachtet, muß er damit vorlieb nehmen, im Zauberspiegel an der Zauberquelle eine Rosenknospe zu schauen, die er gerne pflücken möchte, wenn nicht eine Hecke von Dornen und Stacheln ihn abhielte. Amor, hinter einem Feigenbaum versteckt, schießt nun sechs Pfeile auf ihn ab, verschließt ihm dann das Herz mit einem goldenen Schlüsselchen, erklärt ihn zu seinem Dienstmann und entwickelt ihm seine Obliegenheiten. Er wird viel Not und Pein ausstehen müssen, aber Hoffnung (Espérance), Süß-Gedanken (Doux-Penser), Süß-Wort (Doux-Parler) und Süß-Blick (Doux-Regard) werden ihm beistehen.

Schöne Aufnahme (Bel-Accueil), ein Sohn der Courtoisie, ladet ihn ein, sich den Rosen zu nähern. Doch da tritt ihm ein grober Bauer, die Gefahr (Danger), entgegen und mit ihm üble Nachrede (Male-Bouche), Furcht (Peur) und Scham (Honte). Die Furcht ist von der Eifersucht (Jalousie) zur Bewachung der Rosen hergeschickt; die Scham aber wurde auf Geheiß der Keuschheit (Chasteté) von der Vernunft (Raison) herbeigesandt, sie ist die Tochter eines Blickes, welchen die Vernunft auf das Vergehen (Méfait) warf. Nachdem diese Wächter den Eindringling zurückgewiesen, steigt Vernunft selbst von einem hohen Turm

herab und schilt ihn, daß er sich mit Fräulein Müßiggang und Herrn Pläsier eingelassen, und sucht ihn zu bewegen, Amor den weiteren Dienst zu kündigen.

Nach Amors Rat gibt der Dichter jedoch sein Vorhaben nicht auf. Erst tröstet ihn der „Freund" (Ami), beschwichtigt die noch immer drohende Gefahr; auf seine Seufzer legen sich Franchise und Pitié ins Mittel, so daß Danger ihn näher kommen läßt; Franchise führt ihn zu den Rosen heran, und auf Dazwischenkunft der Venus, der Todfeindin der Keuschheit, erlaubt ihm Bel-Accueil endlich einen Kuß.

Nun ist aber der Kuckuck los. Üble Nachrede schlägt Lärm und übertreibt alles. Eifersucht stellt die nachlässigen Wächter zur Rede. Scham sucht sich zu entschuldigen. Eifersucht traut aber keinen Versicherungen mehr, sondern beschließt, Bel-Accueil in einem Turm einzusperren. Peur und Honte machen Danger die ärgsten Vorwürfe, und dieser stellt sich drohender als je mit seiner Keule zur Abwehr bereit. Jalousie läßt eine undurchdringliche Hecke um die Rosen ziehen; Bel-Accueil wird in einen Turm gesperrt und einer strengen Alten zur Aufsicht übergeben.

Guillaume ist so völlig von der Rose getrennt und ergeht sich in den beweglichsten Klagen, in welchen der allegorische Traum bereits die Zahl von 4000 Versen übersteigt.

Ob Guillaume de Lorris wirklich durch frühen Tod verhindert wurde, das Gedicht noch weiter zu führen, oder ob er ihm nicht einen kürzeren Schluß gegeben hat, ist nicht ganz sicher. Genug, etwa 40 Jahre später behauptete Jehan de Meung das erstere und nahm die Aufgabe auf sich, noch über 18 000 Verse hinzuzudichten.

Über Jehan Clopinel, von seinem Geburtsort de Meung (ebenfalls im Orléanais) genannt, ist fast ebenso wenig bekannt als über Guillaume. Er muß schon vorher als Schriftsteller aufgetreten sein, da er sich rühmt, viele Male viele Leute mit seinen Werken ergötzt zu haben. Historische Daten in der Fortsetzung des Rosenromans weisen darauf hin, daß er sie zwischen 1268 und 1277 verfaßt hat. Später übersetzte er das Buch des Boethius de Consolatione philosophiae und widmete die Übersetzung dem König Philipp dem Schönen. Er starb als wohlhabender Mann vor 1305 und konnte den Dominikanern in Paris testamentarisch ein Haus hinterlassen. Während Guillaume außer der „Liebeskunst" des Ovid nicht viel von antiken Autoren gekannt zu haben scheint, zeigt er eine für seine Zeit ziemlich ansehnliche Belesenheit, prunkt gerne damit und hat eben dadurch der Fortsetzung des Romans einen ganz andern Charakter gegeben.

So verhängnisvoll es war, daß Guillaume de Lorris die Liebe einfachhin im heidnischen Sinn als blinde Leidenschaft und verbotene Frucht der

Keuschheit und der Vernunft gegenüberstellte und so die ideale christliche Minne, welche dem Minnesang des Mittelalters zu Grunde lag, gleichsam aus dem Reiche der Dichtung verdrängte, so war er doch noch zu sehr in den bisherigen Anschauungen des Rittertums aufgewachsen, um in Ton und Haltung, Stimmung und Ausdruck ganz mit denselben zu brechen. Er ist noch ganz von der höfischen Verehrung für die Frauen erfüllt, ihr Ritter und Dienstmann, der Courtoisie für seine Pflicht hält. Die allegorischen Wesen, welche ihn der Rose entgegenführen, wie jene, die ihn davon abwehren, sind als höfische Gestalten gedacht, mit Ausnahme des Bauern, der an der Hecke Wache hält, aber wieder im Dienste der ritterlichen Gesellschaft. Guillaume ist aber nicht bloß Ritter, er ist auch noch ganz jugendlicher Poet. Sein Liebestraum und seine Liebesklagen sind keine bloße Fiktion, sie kommen von Herzen. Der träumende Poet bleibt darum die Hauptgestalt. Die Freunde und Feinde seiner Liebe sind nicht künstlich ausgebüftelt. Er kennt sie, er hat sie erfahren. Der erste Teil des Rosenromans besitzt darum eine wirklich künstlerische Einheit und einen poetischen Hauch, den die gehäufte Allegorie wohl dämpft, aber nicht ganz verwischt.

Jehan de Meung ist ein Mann von ganz anderem Stoff. Über die erste Liebe ist er lang hinaus. Maienmorgen und Vogelsang, Blumenduft und Reigentanz fesseln ihn viel weniger als die Bücher, poetische und prosaische, der verschiedensten Zeiten, in denen er sich umgesehen. Eine methodische Bildung besitzt er nicht. Er ist weder in der Theologie des Thomas von Aquin bewandert noch in den naturwissenschaftlichen Schriften des Albertus Magnus, dagegen hat er sich viel in den encyklopädischen „Spiegeln" des Vinzenz von Beauvais umgesehen, Boethius und Livius, Vergil und Ovid kennen gelernt, in Übersetzung auch einiges von Plato, den Anticlaudianus des Alanus von Lille fleißig studiert, an seinen Lesefrüchten autodidaktisch herumphilosophiert und sich sogar mit Alchimie zu schaffen gemacht. Die höfische Minne ist ihm mehr oder minder Larifari. Die Weiber verachtet er. Um nicht von ihnen getäuscht zu werden, muß man nach seiner Ansicht sie selber zu täuschen suchen. Mit den allgemeinen Weltzuständen ist er so ziemlich unzufrieden und hat an allem möglichen zu tadeln. Vor allem sind ihm die neuen Bettelorden zuwider. Da er die christlichen Ideale nicht tiefer aufzufassen gelernt, verarbeitet er phantastische Züge aus Alanus zu einer Art Naturphilosophie, deren Grundgebot in freie Liebe ausläuft, dabei aber noch christlich sein will und christliche Vorstellungen wirr mit antiken Brocken durcheinanderwirft. Sittliche Zartheit ist ihm völlig fremd. Mit Ungestüm fordert er, daß man alle Schamhaftigkeit als überflüssige Prüderie beiseite werfe und alles bei seinem derbsten Namen nenne. Demgemäß schreckt er vor der gröbsten Obszönität nicht zurück. Er

bleibt indessen darin nicht stecken, sondern treibt sich mit Interesse auch in höheren und besseren Regionen herum. Seiner lebhaften Beweglichkeit entspricht eine seltene Wortfülle; man möchte fast versucht sein, ihn sprachgewaltig zu nennen, wenn er sich mehr selbst beherrschte und den Reichtum des Ausdrucks nicht in breite Geschwätzigkeit ausarten ließe. Wie es seinem bunten Ideen- und Exzerptenschwarm an einer organischen Einheit gebricht, so hat er auch nicht vermocht, das unvollendete Gedicht Guillaumes harmonisch auszubauen; er war vielmehr nur darauf bedacht, alle seine Vorräte an Poesie und Prosa in dasselbe hineinzustopfen und ihm dann den denkbar schmutzigsten Abschluß zu geben.

Guillaume hatte ihm den „Liebenden" hinterlassen, wie derselbe, von dem Rosengarten ausgestoßen, sich in wehmütigsten Liebesklagen ergeht, während Bel-Accueil, von der „Alten" behütet, in dem Wachtturm schmachtet. Jehan läßt die letztere ruhig weiter schmachten. Mehr als die sentimentalen Figuren interessiert ihn die „Vernunft", die er diesmal von einem Baum herabsteigen läßt, um den liebeskranken Poeten von seinen Träumereien abzubringen. Durch 3000 Verse hindurch führt Raison jetzt das große Wort, nur dann und wann von dem Poeten unterbrochen. Sie philosophiert zuerst über die nachteiligen Folgen der Liebe, versucht dann deren Wesen näher zu bestimmen, ergeht sich, von einem Cicero-Zitat veranlaßt, über den Gegensatz von Jugend und Alter, schwadroniert darauf über Glück und Glücksgüter und stellt eine Parallele zwischen Liebe und Gerechtigkeit an. Aus der Geschichte der Virginia, die nach Livius in Verse gebracht ist, wird mit einem Zitate des Lucanus geschlossen, daß Macht und Tugend nie zusammengehen. Soll man nicht lieben, so braucht man darum aber auch nicht zu hassen. Der Dichter soll sich in die Vernunft selbst verlieben, die wäre die schönste Frau; aber dann müßte er auf Amor und Fortuna verzichten. Es folgt eine breite Beschreibung des Palastes der Fortuna nach Alanus, dann Betrachtungen über die Wechselfälle der Fortuna nach Boethius. Als Beispiele sind nicht nur Senecas Tod und das Schicksal des Krösus angeführt, sondern auch zeitgenössische Ereignisse, wie der Tod Manfreds und Konradins, die Gefangenschaft Heinrichs von Spanien und die Bestrafung der rebellischen Einwohner von Marseille durch Karl von Sizilien. Ein unanständiger Ausdruck, den sich Vernunft zuvor hatte entfahren lassen, führt dann zu einer längeren Standrede gegen das sittliche Zartgefühl.

Der Liebende läßt sich dieselbe gefallen, ist aber doch endlich der langen Predigten satt, verläßt die Vernunft und wendet sich an den Freund (Ami) um praktische Hilfe. Dieser entwickelt nun aus Ovid des weiten und breiten, wie Frauen zu gewinnen und dann festzuhalten seien. Nach der ersten Metamorphose wird dann das ursprüngliche Glück geschildert, das im goldenen Zeitalter zwischen Mann und Weib herrschte, darauf der Jammer,

den später die Weiber den Männern bereiteten und noch bereiten. Theophrast, Valerius, Juvenal, Abälard, Boethius, Ovid, Vergil werden als Zeugen herbeigezogen, die Geschichte der Lucretia nach Livius weitläufig eingeschachtelt. Dann wird die Schilderung der Zeitalter aus Ovids Metamorphosen wieder aufgenommen mit Seitenblicken auf die soziale Frage und den Ursprung des Staates. Das eiserne Zeitalter führt auf die Käuflichkeit der Weiber, wobei die Ars amandi wieder weiter ausgepumpt wird.

Erst nachdem die Dichtung durch all diese didaktischen Abschweifungen bis über 10000 Verse angeschwollen, nimmt Jehan de Meung endlich einigermaßen den Faden wieder auf, den Guillaume abgebrochen hatte liegen lassen, indem er Gott Amor auf dem Plan erscheinen läßt, um sich von dem Liebenden erst seine fruchtlosen Bemühungen um die Rose erzählen zu lassen und dann die sämtlichen allegorischen Personen seines Anhanges zu einem allgemeinen Angriff auf den Turm zusammenzutrommeln, in welchem Bel-Accueil gefangen sitzt. In seiner Programmrede führt Amor die erotischen Dichter auf, die er bereits durch den Tod verloren: Tibull, Gallus, Catull, Ovid und Guillaume de Lorris, dessen Werk nun Jehan de Meung vollenden soll. Noch 12000 weitere Verse braucht es aber, ehe der Turm wirklich erobert wird und der Liebende die Rose in seine Gewalt bringt.

Zu so großem Umfang konnte die Dichtung natürlich nur durch zahllose neue Abschweifungen und didaktische Aufbauschung der einzelnen allegorischen Züge anschwellen. Selbst Venus und Amor sind dabei mit scholastischer Subtilität auseinandergehalten: jene verkörpert die eigentliche Wollust, dieser das feinere Liebesgefühl. Ein paar hundert Verse sind auf die Schilderung des Faux-Semblant, des Heuchlers, verwandt, der in dem Kampf eine besonders wichtige Rolle spielen soll. Erklärt auch der Dichter, daß dieses Vorbild des Tartuffe hauptsächlich in der Welt zu Hause ist, so findet er ihn doch auch im Kloster und schiebt unbedenklich eine gehässige Diatribe von 1000 Versen ein, welche gegen die Bettelorden gerichtet ist und ungefähr alles Böse wiederholt, was ein paar Jahre zuvor Guillaume de Saint-Amour wider sie ausgespieen hatte. Etwas später verwahrt sich Jehan allerdings in einer Parenthese (Vers 15337 ff), er habe hier nur die Heuchler gemeint, keineswegs aber den Frauen überhaupt oder dem Ordensstande oder der Kirche nahetreten wollen; aber jeder fühlt hier recht wohl: qui s'excuse, s'accuse.

Jetzt erst wird die Belagerungsarmee in vier Truppen geteilt; aber ehe es zu einem Kampfe kommt, erinnert sich Jean der „Alten", die sein Vorgänger als Wächterin des Bel-Accueil im Turm zurückgelassen. Faux-Semblant, als Dominikaner verkleidet, und Contrainte-Abstinence, als Beguine vermummt, schleichen sich in die Burg und machen der „Übeln Nachrede"

(Male-Bouche) Vorwürfe, daß sie den Liebenden verleumdet habe. Diese will bei Faux-Semblant beichten, wird aber alsbald von dem saubern Beichtvater erwürgt. (Der Zug verrät, wie ernst es der Dichter mit seiner früheren Entschuldigung gemeint hat.) Courtoisie und Largesse bringen mit Geschenken nach und gewinnen die „Alte", daß sie selbst zur Kupplerin wird. Ja dem Dichter ist es im Schmutze so wohl, daß er ihr ein Lehrgedicht der ausgeschämtesten Kuppelei von nahezu 2000 Versen, das noch über Ovid hinausgeht, in den Mund legt.

Selbst Bel-Accueil ist das des Guten zu viel; er willigt aber immerhin ein, daß der Liebende in das Schloß komme, wenn er sich anständig betragen wolle. Da dieser indes sofort der Rose nachstellt, wird er von Danger, Peur und Honte schleunigst wieder hinausgeworfen. Darauf entspinnt sich ein Handgemenge vor dem Schloß, zu welchem schließlich auch Venus herbeigerufen wird, die sich eben mit Adonis auf der Jagd befindet. Sie tut mit Amor einen feierlichen Schwur, keinen keuschen Menschen auf dem Erdboden zu dulden.

Seltsamer Weise bemächtigt sich indes des Dichters nach diesem unflätigen Schwur wieder seine gelehrte Pedanterie, und fast 4000 Verse lang ergeht er sich in allen erdenklichen Spekulationen über die Natur, über die Fortpflanzung der Lebewesen, über Alchimie, Kosmogonie, Metaphysik, Astronomie und Physik. Der absurde Wirrwarr wird nur durch die noch absurdere Einkleidung überboten, indem das kunterbunte Lehrgedicht wieder an zwei allegorische Figuren verteilt ist, an die Mutter Natur und an ihren Hofkaplan, den Genius, der, anstatt Messe zu lesen, ihr aus seinem Buche die endlose Reihe aller vergänglichen Dinge vor Augen hält. Mutter Natur aber, in ihrer Weltschmiede nur darauf bedacht, durch stete Fortpflanzung der Lebewesen das Walten des Todes zu durchkreuzen, wird von tiefem Reueschmerz darüber erfaßt, daß der Mensch beständig ihre Bemühungen vereitelt und die Gesetze der Natur übertritt. In Form einer Beicht (von mehr als 2600 Versen) schüttet sie ihrem Kaplan das gepreßte Herz aus. Der Genius absolviert sie, zieht dann die bischöflichen Pontifikalgewänder an, begibt sich zu der Belagerungsarmee, die unter Amors Kommando vor dem Schloß versammelt ist, und hält ihr eine Predigt, in welcher unter blasphemischer Hereinziehung des Heiligsten die brutalste Wollust als Forderung des Naturgesetzes verkündet wird.

Darauf stellt sich Venus an die Spitze des Heeres. Der Dichter flicht als lüsterne Episode noch die Geschichte des Pygmalion ein. Venus schleudert dann ihre Brandfackel in das Schloß. Die Verteidiger fliehen, und in geiler Derbheit zerreißt der Dichter vollends den Schleier, den der allegorische Titel um sein Gedicht gebreitet hatte. Die ideale Minne wird im Schmutz begraben.

Das ist der berühmte Rosenroman, der für die nächsten zwei Jahrhunderte das beliebteste Modegedicht der französischen Literatur blieb und seinen Einfluß auch im Ausland weithin geltend machte. Der aus Brüssel stammende Hein van Aken, prochiaen te Cortbeke, übersetzte ihn schon bei Beginn des 14. Jahrhunderts, allerdings etwas gekürzt und gemildert, ins Flämische. Geoffrey Chaucer hat ihn um 1380 ins Englische übertragen und in seiner Dichtung viel daraus geschöpft, der Italiener Durante ihn in Sonettenform in seinem Il Fiore nachgeahmt. Petrarca hatte zwar allerlei daran auszusetzen, erklärte das Gedicht aber immerhin für das bedeutendste Werk der französischen Literatur und schickte ein Exemplar an den Herzog von Mantua. Prachtvolle Teppichstickereien aus den Jahren 1386, 1387 und 1393 stellen die Hauptszenen des Romans dar; noch auf flämischen Teppichen des 16. Jahrhunderts kehren sie wieder. Als beliebte Modelektüre wurde der Roman schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt und erlebte bis 1538 etwa vierzig neue Auflagen. Der Versuch eines gewissen Gui de Mori, ihn durch eine purgierte Ausgabe (1290) zu ersetzen, blieb erfolglos. Jean Molinet löste ihn (1503) in Prosa auf und suchte ihm durch eine moralisierende Erklärung eine entgegengesetzte Richtung zu geben. Dieser „mystisch" bearbeitete Rosenroman wurde wiederholt gedruckt; doch griff schon Clement Marot, der Guillaume de Lorris „unsern Ennius" nannte, auf das ursprüngliche Gedicht zurück, und da die meisten seiner Zeitgenossen das Altfranzösische nicht mehr verstanden, verschaffte er ihm ein modernes Gewand und damit von neuem eine weite Verbreitung. Erst von 1538 scheint er etwas aus der Mode gekommen zu sein; doch Ronsard bedauerte, daß die Gelehrten ihn nicht kommentierten; Stephan Pasquier stellte ihn neben, ja über Dante, und selbst P. Bouhours S. J. nannte Jean de Meung „den Vater und Erfinder der französischen Beredsamkeit". Erst Lenglet de Fresnoy, der Lorris als Frankreichs „Homer" verehrte, veranstaltete 1735 wieder eine neue Ausgabe, die 1798 nochmals neu gedruckt wurde. Eine kritische Ausgabe nach guten Handschriften veranstaltete Méon 1814; sie wurde 1865 von F. Michel, 1878—1880 mit metrischer Übersetzung erneuert.

Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, das spießbürgerlich-erotische Reimwerk Jehan Clopinels als einen völligen Bruch mit allen mittelalterlichen Überlieferungen, ja als den Beginn einer ganz neuen Zeit, des Humanismus, der „Moderne" zu betrachten[1]. Doch das verbietet schon

[1] Suchier (Geschichte der französischen Literatur 212) ist darüber sichtlich entzückt: „So bewahrt sich Jehan bei all seiner Buchgelehrsamkeit doch volle Unabhängigkeit des Denkens. Er stellt sich in vielen und wichtigen Fragen in Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen, verwirft die Traumbeutung und den Gespensterglauben,

die einfachste synchronistische Umschau. Als Jehan daran ging, das unvollendete Gedicht Guillaumes weiterzuführen, hat der heilige König Ludwig IX. höchst wahrscheinlich noch gelebt. 1268 nahm er das Kreuz, am 25. August 1270 erst starb er in Tunis. Vier Jahre später tagte ein allgemeines Konzil in Lyon. Auf der Reise zu demselben starb der größte der mittelalterlichen Theologen, Thomas von Aquin (7. März 1274), während der Verhandlungen der ihm nacheifernde Kardinal Bonaventura (15. Juli desselben Jahres). Dante (geb. 1265) stand noch in den Knabenjahren; Benedetto Gaetani (geb. 1220), der spätere Bonifaz VIII., war noch nicht Kardinal, sondern einfacher Diplomat in päpstlichen Diensten. Jehan steht also noch in der Zeit der Kreuzzüge, der Scholastik, der kirchlichen Einheit, im echten Mittelalter drin. An Sprachgewandtheit fehlte es ihm nicht, und so hätte er ein Dante werden können, wenn er den erforderlichen Genius und die nötige Bildung besessen hätte.

Aber da haperte es gewaltig. Ein eigentlich schöpferischer Geist hätte sich schon kaum dazu hergegeben, an dem unvollständigen Werk eines andern weiter zu flicken, und hätte er es getan, den Stoff von innen heraus zu einem organischen, harmonischen Ganzen zu gestalten gesucht. Doch wie Jehan später nicht über bloße Übersetzerarbeit hinauskam (Vegetius, Giraldus Cambrensis, Briefwechsel Abälards mit Heloise, Aelreds „Geistliche Freundschaft", Boethius' Consolatio), so ist auch der zweite Teil des Rosenromans eigentlich nur kompilatorische Flickarbeit, ohne eigentliche poetische Bewältigung des Stoffes. Anstatt sich an den großen Denkern seiner Zeit zu einer großen einheitlichen Weltanschauung zu erheben, wie es bald nach ihm der gewaltige Florentiner getan, hat er sich aus den vagen Phantasiegebilden des Alanus ab Insulis ein Stück Naturphilosophie zurechtgelegt, das nicht über die schalste Auffassung des Fortpflanzungstriebes hinausgeht. Ein Verständnis für die formelle Schönheit der alten Klassiker, wie wir es bei Hildebert von Tours fast zwei Jahrhunderte früher treffen, zeigt sich bei ihm nicht im mindesten; nur das Verfängliche, Erotische und Obszöne zieht ihn an, und so hat er denn Ovid ausgeplündert, wie es bis dahin noch niemand gewagt hatte. Viel Schmutz stammt schon aus früheren Fabliaux und Satiren her, die Schimpfereien über Kirche und Bettelorden aus den Streitschriften des Wilhelm von Saint-Amour. Auch das Zusammenstopfen der entlegensten und disparatesten Dinge war nichts Neues; das hatten bereits früher die Spielleute in ausgiebigster Weise getan. Das Allegorisieren

---

ist ein Gegner des Zölibats, der Bettelorden, der Klöster und der Enthaltsamkeit, die den Forderungen der Natur zuwiderläuft, und glaubt nicht an Zauberei. . . . Mit welcher Beredsamkeit und Wärme setzt dieser Rousseau des Mittelalters die Natur in ihre Rechte ein, predigt die freie Liebe und die Verachtung der Weiber!"

aber und den allegorischen Rahmen hatte Jehan von seinem Vorgänger übernommen.

Ein wahrhaft großer Dichter hätte es empfunden, daß kühne Allegorie und Symbolik allenfalls aushelfen mag, wo ihm sonst kein Mittel zu Gebote steht, das Unsichtbare, das Übernatürliche zur Darstellung zu bringen, daß es aber eine Lächerlichkeit ist, das Sinnlichste und Körperlichste zu einer begrifflich-psychologischen Puppenkomödie zu gestalten. Jehan hat das aber nicht nur nicht gespürt, sondern nicht einmal die Allegorie maßvoll durchzuführen gewußt, die Guillaume angesponnen. Sein Gedicht ist, künstlerisch betrachtet, eine Mißgeburt, religiös-sittlich betrachtet, aber ein Zeichen des geistigen Verfalles, dem die höfische Minnedichtung durch zunehmende Abwendung vom Idealen, rohe Verweltlichung und Entsittlichung anheimgefallen war. Es kam indes den Neigungen der vornehmeren Welt entgegen, kitzelte zugleich ihre Neugier und ihre nobeln Passionen, ihren schlechten Geschmack und ihre Sucht nach Zerstreuung. Aus ihren Lebenselementen hervorgewachsen, konnte es nicht als ein Angriff auf die bestehenden Institutionen empfunden werden. Es regte sich darum keine Opposition. Erst über ein Jahrhundert später sind Christine von Pisan und der gelehrte Kanzler Gerson gegen das Buch als gegen ein zeit- und sittenverderbendes aufgetreten. Doch mußte auch Christine zugeben, daß vieles darin schön und gut gesagt sei, und Gerson mit Bezug auf Jehan anerkennen: In loquentia gallica non habet similem. Jean de Montreuil, der königliche Schreiber Gontier Col und sein Bruder Peter, Kanonikus zu Paris und Tournai, verteidigten das Gedicht aufs wärmste, und der Streit darüber verschaffte ihm nur wieder neuen Erfolg.

Einen Wettbewerber fand bereits Guillaume de Lorris an einem Messire Thibaut, der nach der Mitte des Jahrhunderts zu dem „Rosenroman" als Seitenstück einen „Birnenroman" lieferte (Romanz de la poire)[1]. Um 1290 verarbeitete Drouars Lavache die „Liebeskunst" des Andreas Capellanus zu einem Livre d'amours (von mehr als 7500 Versen). In einem noch längeren Poem (von mehr als 10 000 Versen) Court d'amours[2] gab Mahius de Poiriers der Liebesdidaktik wenigstens wieder eine bessere, sittliche Richtung, indem er nichts von dem heimlichen Versteckenspiel wissen will, sondern eine lautere, offene, eheliche Liebe fordert. Dagegen bearbeiteten Jacques d'Amiens und ein ungenannter Verfasser abermals die „Liebeskunst" Ovids, der letztere noch anstößiger als der erstere, und Raymont Adam dichtete einen Romanz de l'arbre d'amours[3].

---

[1] Herausgeg. von Stehlich, 1881.

[2] Ein Bruchstück gedr. Romania X 519.

[3] Gröber, Grundriß II 744 745.

Achtzehntes Kapitel.

Religiöse Didaktik. Die Pilgerfahrt des Guillaume de Digulleville.

Neben der frivolen Erotik, welche bei Ovid in die Schule ging und in Jehan de Meung ihren wichtigsten Vertreter hatte, entwickelte sich ebenso reich und noch reicher eine ernstere, zum Teil religiöse Didaktik, welche an edlere Seiten des klassischen Altertums anzuknüpfen suchte. Wegweiser und Quelle war auch hier das große encyklopädische Sammelwerk des Vinzenz von Beauvais, aus dem Jehan de Meung so reichlich geschöpft hatte [1].

So fügte Alart von Cambrai schon vor 1268 in seinen Moralités des philosophes (6800 Verse) zu den oft bearbeiteten Sprüchen des Salomo und des Cato zahlreiche andere aus „Tullius und Maro", aus Sallust, Ovid, Horaz, Juvenal, Persius, Lucan, Seneca, Boethius, Isidor, auch Sokrates, Plato, Aristoteles und Diogenes [2]. Eine kleinere derartige Blütenlese, in der auch Homer vorkommt, sammelte Robert (anagrammatisch Trebor) de Ho, ein Engländer, um dieselbe Zeit [3]. Das vielbeliebte Trostbüchlein des Boethius liegt in drei versifizierten Übersetzungen vor, die zwischen 1336 und 1396 fallen; die eine rührt von Renaut von Louens her [4], die andere von Jehan de Cis; der Verfasser der dritten gibt nur an, daß er in Meung zu Hause war, weshalb sie zeitweilig Jehan de Meung zugeschrieben worden ist.

Unter dem Titel Miroir oder Evangiles des domees brachte der englische Geistliche Robert von Gretham um 1250 eine Sammlung von Homilien auf alle Sonn- und Festtage in 20000 Verse. Etwas später faßte Wilham von Wadington (Widintone) sein Manuel des pechies (in 12755 Versen) [5] ab, ein ziemlich vollständiges Religionshandbuch, das die Glaubensartikel, die zehn Gebote, die Todsünden, die Lehre von den Sakramenten, besonders der Buße, und das Gebet behandelt, durch zahlreiche Beispiele erläutert und mit entsprechenden Mahnungen versieht. Ein ähnliches Handbuch des Pierre de Peckham aus ungefähr derselben Zeit (etwa 15000 Verse umfassend) trägt den Titel Lumiere as lais [6]. Wahrscheinlich von demselben Verfasser (aber unter dem Namen Pierre d'Aberun) rührt das Secre des secrez d'Aristote (in 2380 Versen) her, die Übersetzung eines pseudoaristotelischen Traktats über Ethik und Politik. Nur den dritten Teil des lateinischen Elucidarium, die Lehre von den letzten Dingen, umfaßt das Lucidaire des Guillebert de Cambres [7] (bei Rouen), vor 1267 geschrieben, mit etwa 4300 Versen. Zur Genugtuung für seinen früher leichtfertigen Lebenswandel und

[1] Vgl. Weltliteratur IV 463—469.
[2] Hist. litt. XXIII 243—245. [3] Ebd. XXIII 235—238.
[4] Gedruckt in Bullet. de la Société des anc. textes III 99 ff.
[5] Herausgeg. von Furnivall (Roberd of Brunne's Handlyng Synne, Roxb. Club 1862).
[6] Bruchstücke mitgeteilt von P. Meyer (Romania VIII 325; XV 287).
[7] Bruchstücke mitgeteilt in Notices et Extraits XXXII 2 72.

sein falsches Fabulieren dichtete der Ritter Jehan de Journi aus Artois 1288, auf Cypern von schwerer Krankheit genesen, seinen „Reuezehnten" (Livre du dime de pénitence, in 3200 Versen)[1], der mit einem schönen Gebete für die Nöten der Christenheit im Orient und Occident endigt. Der „Anticlaudianus" des Alanus von Lille wurde um diese Zeit zweimal in französische Verse übersetzt; der eine Übersetzer nennt sich Ellebaut. Jehan de la Mote aber, einer der Fortsetzer des Alexanderromans, verfaßte (nach 1323) einen „Traktat von dem Wege der Hölle und des Paradieses".

In viel frühere Zeit zurück als diese moralisierenden Gedichte reichen die zahlreichen biblischen Dichtungen, welche sich zusammen mit den Legenden und Mirakeldichtungen auch als religiöse Epik der profanen ritterlichen Epik hätten gegenüberstellen lassen. Die altfranzösische Literatur hat jedoch kein Werk aufzuweisen, das sich an poetischem Werte mit dem „Heliand" vergleichen ließe, kaum eines, das an Ottfrieds „Evangelienharmonie" heranreicht. Alle diese Bibeldichtungen sind weit mehr, manche ausschließlich lehrhafter und erbaulicher Natur, ein schlichtes Ersatzmittel für volkstümliche biblische Geschichte, und so mag es genügen, dieselben in gedrängter Übersicht zusammenzustellen[2].

1. Die Sprüche Salomons, mit Erklärung (in Achtsilbern, von Samson von Nanteuil, um 1150).
2. Übersetzung des Hohenliedes (in dem vorigen erwähnt, nicht erhalten).
3. Estoire de la Bible (7000 Alexandriner, von Hermann von Valenciennes, um 1189).
4. Vie de Jehan (Leben des hl. Johannes des Täufers, 244 Alexandriner).
5. Bearbeitung der Geschichtsbücher des A. T. (in 17 400 gereimten Zehnsilbern, vielleicht aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts).
6. Glossierte Genesis (in 17 000 bis 20 800 Achtsilbern, von dem Kleriker Evrat, zwischen 1192—1198).
7. Estoire de Jesus Crist (2194 Achtsilber, von einem Chrestien, Anfang des 13. Jahrhunderts).
8. Roman de la Resurrection (2040 Achtsilber, von André von Coutances, um 1204).
9. Tobias (1408 Achtsilber, von Guillaume le Clerc, einem Prior Wilhelm von Kenilworth gewidmet).
10. Nativité de Nostre Dame S. Marie (944 Achtsilber).
11. Généalogie de Nostre Dame (300 Achtsilber).
12. Nativité Notre Seigneur Jésus Crist (1874 Achtsilber).
13. Assomption de Nostre Dame (284 Achtsilber).
14. Beneoit dent que notre seigneur mua en s'enfance (498 Achtsilber, vielleicht von Gautier de Coincy).
15. Estoire de Notre Dame et Notre Seigneur (3500—5000 Achtsilber).

---

[1] Herausgeg. von Breymann, 1874.

[2] J. Bonnard, Les traductions de la Bible en vers français, Paris 1884. — G. Paris, La litt. franç. au M. A.[2] 197—205. — Gröber, Grundriß II 484 654—659 759—761.

16. Passion de Jesus Crist (2000—3000 Achtsilber).
17. Apocalypse de S. Jean (336—378 Achtsilber, von Adam de Ros).
18. Apocalypse de S. Paul.
19. Vengeance de la mort de N. S. (2100—2300 gereimte Alexandriner).
20. Sermon aus verschiedenen Büchern des A. T. (1620 Sechssilber).
21. Exodus (1600 Achtsilber).
22. Jonas et la baleine (380 Achtsilber).
23. Livres des Macchabées (320 Zehnsilber, nur in Bruchstücken erhalten).
24. La bible des sept estaz du monde (22 000 Achtsilber, von Geufroi de Paris, um 1243).
25. Bible de Jehan Malkaraume (mit vielen profanen Beimischungen, in Alexandriner-Strophen).
26. Roman de la Creation du monde (in Alexandriner-Tiraden).
27. Bible des Macé de la Charité (42 650 Achtsilber, zwischen 1283 und 1312 vollendet).
28. Chevalerie de Judas Macchabée (8500 Achtsilber, um 1300).
29. Bearbeitung des ersten Buches der Makkabäer (23 516 Achtsilber, unvollendet, von Gautier de Belleperche, nach 1250).
30. Fortsetzung dazu (1600 Achtsilber, von Pierot de Ries, 1280).
31. Livre Job (3300 Achtsilber).
32. Estoire des Trois Maries (35 000 Achtsilber, von dem Pariser Karmeliter Jehan de Fillon, vollendet 1357).

Die unerschöpfliche Lust, alles in Verse zu bringen, zeugt von einer lebhaften Neigung zur Poesie. Die Religion war Herzenssache, und manche Stelle in diesen weiten Versfluten bekundet inniges poetisches Empfinden. Doch nicht geringer war das Bedürfnis nach Belehrung und Unterricht, nach Teilnahme an alle dem, was Wissenschaft und Literatur bis dahin nur in lateinischer Sprache behandelt hatten, was deshalb weiteren Kreisen verschlossen geblieben war. Gerade in diesen Kreisen war der künstlerische Geschmack am wenigsten gebildet, und so wußte man zwischen Poesie und Prosa keine Grenzen zu ziehen. Nur große, sprachgewaltige Dichter hätten hier helfen können; doch ein solcher war Frankreich für viele Jahrhunderte nicht beschieden. Das Zurücktreten des Adels und des Rittertums, das Aufblühen der Städte und des bürgerlichen Wesens auf allen Gebieten begünstigte eine gewisse demokratische Mittelmäßigkeit.

Einen mächtigen Anlauf zu poetischer Gestaltung bedeutet immerhin die dreigeteilte Traumvision des Guillaume de Digulleville (Guillermus de Deguilevilla), eine Dichtung, welche, von dem Rosenroman angeregt, sich demselben auch in Anlage und Durchführung nähert, dem Gehalt und der inneren Richtung nach mehr an Dantes Weltgedicht erinnert. Der Verfasser (geb. um 1295) war Cistercienser, Prior des Klosters Châlis (Chaalis) bei Senlis (Dep. Oise). Er begann sein Werk um 1330, vollendete aber einstweilen nur den ersten Teil, den er später umarbeitete; erst 1355, bereits ein Sechziger, fügte er einen zweiten, 1358 einen dritten

Teil hinzu[1]. Das ist fast das einzige, was wir aus der Dichtung selbst über den Dichter wissen.

Anlehnend an den Rosenroman, ist das Werk unverkennbar als ein Gegenstück zu demselben gedacht, bestimmt, den verweichlichten und betörten Geist aus den flachen Niederungen der Erotik wieder zu den Höhen des christlichen Idealismus emporzuheben. Auch hier wird der Dichter durch eine nächtliche Traumvision dem Kreise der Alltäglichkeit entrückt, doch nicht in den phantastischen Liebesgarten, in welchem Guillaume de Lorris seine Rose fand. Vor ihm schwebt vielmehr in strahlender Herrlichkeit das himmlische Jerusalem, nach dem Zeugnis der heiligen Schriften das glorreiche Ziel des Erdenpilgers. Die Wanderung dahin, „Pilgerfahrt des menschlichen Lebens" (Pélerinage de la vie humaine), ist der Inhalt des ersten Teiles, der nicht weniger als 13540 Verse zählt. Die allegorische Behandlung erscheint dabei nicht als künstliche Zierpflanze, sie drängt sich als fast notwendiges Auskunftsmittel auf, um die unsichtbaren Mächte darzustellen, welche den Erdenpilger auf seiner Wanderschaft leiten und unterstützen, hemmen und bedrohen, von Irrpfaden zurücklenken und endlich zum Ziele führen.

Mit gründlichen theologischen Kenntnissen ausgestattet, verfügt Guillaume de Digulleville zugleich über eine ansehnliche Belesenheit, eine glückliche Darstellungsgabe und eine reiche Sprache; aber es mangelt ihm die frische poetische Gestaltungskraft. So entwickelt sich die Wanderschaft nicht zu einer lebendigen, spannenden Handlung, noch weniger zum fesselnden Kampf, wie das in der „Psychomachie" des Prudentius der Fall ist, sie verläuft vielmehr hauptsächlich in Schilderungen, in welchen sich die Allegorie allzusehr ins kleinliche ausspinnt, und in lehrhaften Reden, welche nicht minder ins breite gehen. Durch Gottes Huld im Hause der Kirche auferzogen, mit Pilgerstab und Schärpe versehen, tritt die jugendliche Seele mit kindlicher Unschuld und Güte, aber auch mit kindlicher Unerfahrenheit und Unwissenheit ihre Pilgerfahrt an. Den Versuchungen steht sie ratlos gegenüber. Vernunft und Gnade müssen ihr zu Hilfe kommen, um sie vor Abwegen zu schirmen und von denselben zurückzubringen. Nur schwer will es ihr in den Sinn, daß das göttliche Leben der Gnade ihr köstlichster Schatz sei. Aller Belehrungen ungeachtet läßt sie sich von Bequemlichkeit und Genußsucht umstricken, flieht vor Buße und Kasteiung zurück und wird vom Müßiggang in die Netze der Laster hineingezogen. Nur unter gewaltigen

[1] „Le Pélerinage de la vie humaine" de Guillaume de Digulleville, edited by J. J. Schürzinger, printed for the Roxburgh Club, 3 Bde, London 1893—1897. — N. Hill, The ancient poem of Guillaume de Guilleville, entitled „Le Pélerinage de l'homme" compared with „The Pilgrim's Progress", London 1858. — Ten Brink, Geschichte der englischen Literatur II 355—357.

Schlägen und Stößen wird sie durch Reue und Buße wieder auf den richtigen Weg zurückgebracht und von ihren Makeln gereinigt. Neue Fährlichkeiten hat sie aber auf dem weiten Meere des Lebens zu bestehen, auf welchem Satan das Scepter führt und in welchem nur tapfere Schwimmer sich zu retten vermögen. Schützend walten indes über ihr die Vernunft, die göttliche Gnade und die mildreiche Mutter des Erlösers. Durch ihre Hilfe findet sie das rettende Schiff des Ordensstandes und kann nun getrost dem Tode entgegensehen.

Viel reicher und lebendiger schildert der Dichter im zweiten Teil die weitere Wanderschaft der Seele nach dem Tode („Pilgerfahrt der Seele", Pelerinage de l'ame) in 11161 Versen. Der Schutzengel trägt die abgeschiedene Seele über die Erde empor, verteidigt sie gegen das Ungetüm Satan, das sich ihrer zu bemächtigen sucht, und bringt sie vor den hl. Michael. Es beginnt nun das besondere Gericht. Ankläger sind der Teufel und das Gewissen, Richter sind Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit, Verteidiger die Barmherzigkeit, Zeuge der hl. Benedikt als einer der Patrone des Dichters, der Angeklagte die Seele. Verdienst und Mißverdienst werden auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen. Ein Brief der Gnade und ein Brief Christi über sein Erlösungswerk geben den Ausschlag. Die Seele ist gerettet, aber das Bündel ihrer noch ungebüßten Sünden muß in den Flammen des Fegfeuers verbrannt werden. Scharen von Geretteten steigen frohlockend zum Himmel empor; Scharen von Verdammten, je nach ihren Lastern schrecklich verunstaltet, werden von Teufeln hinab in die Hölle geschleppt. Die Schilderungen Dantes hat der Dichter nicht gekannt. Ein Engel vertritt bei ihm die Stelle des Vergil und der Beatrice und erklärt der geschiedenen Seele die verschiedenen Regionen der jenseitigen Welt. Die Hölle bildet den Kern einer dreischaligen Nuß; in der ihn zunächst umgebenden Falte weilen die ohne Taufe Gestorbenen, in einer zweiten äußeren befindet sich der Reinigungsort. Von da aus erblickt man eine leuchtende Wolke — Abrahams Schoß —, welche die Lichtsphäre des eigentlichen Paradieses umfließt. Klar geschieden und gezeichnet, wie bei Dante, sind die verschiedenen Räume nicht. Das Höllenbild geht nicht über die gewohnten Züge hinaus: Feuer und Rauch, schreckliche Teufelsgestalten, welche mit Gabeln, Spießen und Stangen die Verdammten zermartern. Lügner und Betrüger sind an Ohr oder Zunge aufgehängt, betrügerische Richter und Beamte aufs Rad geflochten, Habsüchtige von schrecklichen Wölfen zerfleischt, Üppige und Wollüstige von Kröten und Schlangen gepeinigt, Zornige und Ungeduldige in glühenden Öfen gequält. Gespräche des Engels und der Seele mit den Verdammten unterbrechen die Schilderungen. Manche Züge aus der christlichen Legende und Sage werden dabei eingeflochten; so gelegentlich des verdorrten Baumes die Sage von dem Lorbeerbaum im

Paradiese, der den Apfel der Erkenntnis trug und Christus bedeutete, und die Legende vom Kreuzesholze. Im Purgatorium beleckt die allegorische Doktrina die pilgernde Seele, wie die Bärenmutter nach dem Volksglauben ihr Junges beleckt, und unterrichtet sie dann über die Natur und die verschiedenen Anlagen der Menschenseele. An den Anblick einer Statue des Nabuchodonosor wird eine weitläufige Staatslehre geknüpft. Durch die verschiedenen Büßungen wird die Seele endlich befähigt, das Firmament und die Bewegungen der Sphären wahrzunehmen und ihre wunderbare Harmonie zu hören. Dann tut sich der Kristallhimmel auf und das himmlische Jerusalem, nach der Schilderung der Apokalypse, im Glanze der schönsten Edelsteine und der lieblichsten Blumen erstrahlend. Alle seine Farben bietet dann der Dichter auf, um die verschiedenen Himmelskreise, die Chöre der Engel und Heiligen in ihrer Stufenreihe bis hinein in den Schoß des dreieinigen Gottes und die Krone aller irdischen Feste in dem ewigen Jubelfeste der Seligen zu zeichnen. Dann verschwindet der Engel, und der Dichter erwacht von seinem Traum mit der freudigen Gewißheit, daß der wirkliche Himmel alle Erwartungen und Bilder seines Traumes weit überflügeln wird.

Der dritte Teil ist, streng genommen, keine Fortsetzung mehr, sondern ein eigenes Gedicht, das nur lose damit zusammenhängt und sich nur durch den allgemeinen Gesichtspunkt „Wanderschaft" mit den zwei andern Teilen zu einer Art Trilogie zusammengliedert. Es behandelt, wieder als Traumvision, die „Pilgerfahrt Jesu Christi" durch das irdische Leben (Pelerinage Jhesucrist), das Ideal und Vorbild für die übrigen Erdenpilger, das sich hier allerdings etwas verspätet einfügt, nachdem die Menschenseele bereits ihre Wanderschaft durch dieses Leben und die drei Reiche des Jenseits vollendet hat. Mit den 11416 Versen dieses Teiles kommt die ganze Trilogie auf 36117 Verse.

Im Beginne dieser neuen Vision erschaut der Dichter den Engel Adams, der von dem entweihten Paradiesesbaum zum Throne Gottes eilt und über den Sündenfall Klage führt. Die himmlischen Schwestern (d. h. die personifizierten Attribute Gottes) Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit und Barmherzigkeit besprechen die für die ganze Menschheit entscheidende Katastrophe. Die Gegensätze versöhnen sich in dem Ratschluß der Menschwerdung und Erlösung. Um Adam mit seinen Nachkommen zu erlösen, soll das ewige Wort selbst auf die Erde herniedersteigen und die Pilgerfahrt des Erdenlebens durchmachen. Gabriel wird zu Maria gesandt und verkündigt ihr den gnadenreichen Beschluß der heiligsten Dreifaltigkeit. Es folgt nun das Leben Christi, hauptsächlich nach Matthäus und Lukas, aber auch mit Zuziehung der zwei andern Evangelisten, unterbrochen sowohl durch verschiedene Betrachtungen und Nutzanwendungen als auch durch allegorische Fiktionen und Lehrreden. So führt der Dichter z. B. die erste Begrüßung Christi

und seines Vorläufers beim Zusammentreffen der beiden Mütter in förmlichem Dialog aus, läßt die Natur bei Gelegenheit der Menschwerdung in bewegliche Klagen ausbrechen, daß ihre Gesetze mißachtet werden, erklärt die Erniedrigung Christi in einem Zwiegespräch, das der heilige Nährvater Joseph mit der personifizierten Armut hält. Sehr ergreifend ist die Klage der schmerzhaften Mutter am Kreuz ausgeführt. Gegen den Schluß kommt der Dichter wieder auf die vier Schwestern Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit und Barmherzigkeit zurück; Gott gebietet ihnen, fürder Frieden zu halten und das Erlösungswerk gemeinsam in Liedern zu feiern. Bei der Himmelfahrt Mariä stimmt Gabriel einen Lobgesang an, mit dem sich der Morgengesang der Vögel in dem Baume vereint, zu dessen Fuße der Dichter schlummert. Er wacht auf und dankt Gott in innigem Gebete.

Die umfangreiche Dichtung hatte keinen so großen Erfolg wie der Rosenroman, aber sie fand im ganzen doch eine günstige Aufnahme, gelangte durch eine Prosabearbeitung in noch weitere Kreise und wurde vom 15. Jahrhundert an wiederholt gedruckt. Bereits Chaucer übersetzte Stücke daraus; die „Pilgerfahrt der Seele" erschien 1413 in englischer Bearbeitung, an welcher der Dichter Lydgate beteiligt war, und wurde schon durch Caxton gedruckt. Im Jahre 1426 wurde auch die „Pilgerfahrt des menschlichen Lebens" in kurzen englischen Reimpaaren wiedergegeben und handschriftlich verbreitet. Sie hat wahrscheinlich Bunyan zu seinem weltberühmten Buch Pilgrim's Progress angeregt.

Neunzehntes Kapitel.

Die Frührenaissance. — Philipp de Vitry. — Machaut. — Froissart. — Deschamps.

Nur ein paar Jahre, nachdem Jean de Meung in Paris (1305) gestorben war, verweilte daselbst kürzere Zeit der größte italienische Dichter jener Epoche, Dante Alighieri, wahrscheinlich mit juristischen und theologischen Studien beschäftigt, aber auch mit den literarischen Bestrebungen und Leistungen der Franzosen nicht unbekannt. Wo er sie gelegentlich mit jenen der Provençalen und der Italiener vergleicht, stellt er als Dichter ziemlich deutlich diese in den Vordergrund, belobt aber die Franzosen wegen der Leichtigkeit und Anmut ihrer Volkssprache und als Führer auf dem Gebiete der prosaischen Unterhaltungsliteratur; besonders hebt er ihre „Bücher von den Heldentaten der Trojaner und Römer" hervor und „die wunderschönen Abenteuer des Königs Artus und gar viele andere Geschichten und Lehr-

bücher" [1]. Sein ernster Geist war freilich mehr mit den großen kirchenpolitischen Fragen jener Zeit beschäftigt.

Die kirchlichen Anschauungen über die päpstliche Macht, für welche Papst Bonifatius VIII. mit unerschütterlicher Mannhaftigkeit einstand, verkörpern sich in der berühmten Bulle Unam sanctam vom Jahre 1302; die ehrgeizige, selbstsüchtige und heimtückische Politik Philipps des Schönen fand ihren sprechendsten Ausdruck in dem schmachvollen Attentat von Anagni, das im folgenden Jahre (1303) zwar den Heldenmut des großen Papstes nicht zu beugen vermochte, aber seine körperlichen Kräfte vorzeitig brach. Sein Nachfolger Benedikt XI. ward durch die Parteiunruhen in Rom erst nach Montefiascone, dann nach Perugia verdrängt. Sein zweiter Nachfolger, der Franzose Bertrand de Got, ward als Klemens V. in Lyon gekrönt und schlug seinen Sitz erst in Bordeaux und Poitiers, endlich in Avignon auf. Mit ihm beginnt das sog. Exil der Päpste in Avignon, dessen kirchliche Folgen als „babylonische Gefangenschaft" oft übertrieben worden sind. Die folgenden Päpste, sämtlich Franzosen, gerieten dadurch allerdings vielfach unter den Einfluß der französischen Könige; doch hat sich der Mißbrauch, den Philipp der Schöne von diesem Einfluß machte, mehr an Frankreich als an der Kirche selbst gerächt. Als Philipp 1314, erst 46 Jahre alt, starb, herrschte allgemeine Unzufriedenheit gegen seine tyrannische Willkür; schon 14 Jahre später erlosch seine Linie im Mannesstamm, und sein Thron ging an die Valois über. Dante hat ihn zürnend das „Übel Frankreichs" (mal di Francia), mit Rücksicht auf das Attentat von Anagni den „neuen Pilatus" (il novo Pilato) und den „Münzfälscher" (falsegiando la moneta) genannt [2].

Für die Literatur konnte es natürlich nicht ohne Bedeutung bleiben, daß der Schwerpunkt des christlichen Europas für mehr als siebzig Jahre aus dem vereinsamten Rom nach Südfrankreich verschoben ward. Hier, in der Heimat der leichtfertigen, vielfach kirchenfeindlichen Troubadourpoesie, unter dem Druck eines Regiments, das die Forderungen des antiken Staates erneuerte, wie in dem papstlosen Rom, wo phantastische Volkstribunen von dem Ruhme der alten Republik träumten, und in den vielen italischen Kleinstaaten, welche in endlosen Kämpfen sich gegenseitig befehdeten, bereitete sich jene Verweltlichung des christlichen Humanismus vor, welche die bisherige

---

[1] Allegat ergo pro se lingua Oil, quod propter sui faciliorem ac delectabiliorem vulgaritatem, quicquid redactum sive inventum est ad vulgare prosaicum, suum est: videlicet biblia cum Troianorum Romanorumque gestibus compilata et Arturi regis ambages pulcerrimae, et quam plures aliae historiae ac doctrinae (De Vulgari eloquio l. 1, c. 10, ed. P. Fraticelli, Firenze 1857, 172).

[2] Purgatorio 7, 109; 20, 91; Paradiso 19, 119 120. — Vgl. Purgatorio 31, 152; 33, 45.

Einheit der Bildung untergraben und langsam zerstören sollte. Die Bibliothek der Päpste von Avignon, neben jener der Sorbonne in Paris die ansehnlichste jener Zeit, weist allerdings genugsam nach, daß an der Kurie selbst der Eifer für wissenschaftliches Streben noch unberührt war von einem solchen Zuge [1]. Doch in Avignon und Montpellier wuchs Francesco Petrarca (1313—1322) zum italienischen Troubadour und zugleich zu jenem begeisterten Verehrer des klassischen Altertums heran, der diese Begeisterung als einer der gefeiertsten Männer der Zeit allenthalben entfachte. In Paris selbst ward (nur 9 Jahre nach Petrarca) als Sohn eines italienischen Kaufmanns und einer Französin Giovanni Boccaccio geboren, welcher als Humanist und Rhetoriker einen fast ebenso großen Ruf erwarb wie Petrarca, als Gesandter ebenfalls an den päpstlichen Hof von Avignon kam und der italienischen Prosa eine ebenso hohe Formvollendung gab, wie Dante und Petrarca sie der Poesie verliehen hatten.

In den schismatischen Bewegungen, welche der „Gefangenschaft" der Päpste in Avignon auf dem Fuße folgten und die Christenheit 40 Jahre lang in die Gefolgschaft von zwei oder drei Päpsten zerrissen und unsäglich verwirrten, durch das Basler Konzil aber um weitere 30 Jahre verlängert wurden, konnte das geistige Leben nicht wieder seine frühere Einheit und Harmonie erlangen. Dem Individualismus und der Willkür war freies Spiel gegeben. Die Kirche verlor zu großem Teil den Einfluß, den sie bis dahin auf Schule und Wissenschaft, Politik und soziale Verhältnisse ausgeübt hatte. Weltliche Interessen drängten sich allüberall vor. Die kirchlichen Pfründen und Stiftungen wurden zu weltlichen Zwecken ausgenutzt. Laien führten das große Wort und regierten in alle geistlichen Kreise hinein. Die weltliche Literatur drängte auf allen Punkten die religiöse und geistliche zurück. Als in Nikolaus V. (1447) ein Humanist den päpstlichen Thron bestieg, wußte er selbst wohl die gelehrten und literarischen Bestrebungen den höheren religiösen Zielen unterzuordnen, aber er sah sich bereits von einem Literatenschwarm umdrängt, dem Literatur und Studium mehr galt als Glaube und Kirche. Trotz mächtiger Gegenströmungen nahm diese Verweltlichung auch in Rom überhand und führte endlich jene Glanzperiode der Renaissance herbei, die für Kunst und Literatur ein neues augusteisches Zeitalter bedeutet, in der Kirchengeschichte aber den Vorabend und den Keim der

[1] Unter etwa 2000 Handschriften enthielt dieselbe im Jahre 1375 nur vier französische oder spanische, keine einzige über Astrologie und „Geheimwissenschaften", während unter den 1239 Bänden, um welche sich die Bibliothek der französischen Könige von 1373—1424 vermehrte, 200 Codices Romane und Dichtungen enthielten, 136 Astrologie u. dgl. Vgl. Fr. Ehrle, Historia Bibliothecae Romanorum Pontificum, Romae 1890, 746 747. — J. Hilgers, Die päpstliche Bibliothek von Avignon, in den „Stimmen aus Maria-Laach" LVIII (1900) 415.

furchtbarsten Katastrophe, welche seit ihrem Bestehen über die Kirche hereingebrochen.

Die französische Literatur hat aus dem Exil der Päpste zu Avignon wenig Gewinn gezogen. Es möchte fast scheinen, als wären Dante, Petrarca und Boccaccio nur dazu nach Frankreich gekommen, um sich dort Anregung zu holen und dann den Primat, welchen Frankreich bis dahin über die andern europäischen Literaturen ausgeübt, nach Italien zu verpflanzen. Denn während die Päpste in Avignon schmachteten, Pariser Theologen den päpstlichen Primat auf einen bloßen Ehrenvorsitz einzuschränken suchten, französische Politik die ganze Kirche verwirrte, hat Italien durch den Humanismus die führende Rolle auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung übernommen. In Rom und Florenz haben die Griechen die Wiedervereinigung mit der Kirche gesucht, nach Rom und Florenz haben sie Schätze altgriechischer Bildung gerettet; von Rom und Florenz hat sich die Wiederbelebung der antiken Studien und der antiken Kunst über ganz Europa verbreitet.

Die französische Kleinforschung hat in neuerer Zeit allerdings eine Menge von Dichternamen und Büchertiteln ausgegraben, welche vom Anfang des 14. Jahrhunderts an zu Rabelais überleiten. Doch bei weitem die meisten haben nur für den Bibliographen und Bibliophilen einiges Interesse. Es ist kein Dichter darunter, der etwa wie Petrarca oder Boccaccio auf die Weltliteratur eingewirkt hätte. Nur einige wenige kann man als Leitfossile für untergegangene Literaturstrata betrachten, auf welchen die neuere französische Literatur erwachsen ist, und welche dieselbe zum Teil mit verweslichen, nicht immer lieblich duftenden Stoffen versehen haben.

Der einzige Franzose, den Petrarca als namhaften Dichter erwähnt und mit welchem er in Beziehung stand, ist Philipp de Vitry (geb. 1291)[1], seit 1323 Kanonikus zu Clermont (Beauvais), 1350 Bischof von Meaux; als solcher starb er 1381. Akademisch gebildet und von Petrarca wegen seines Eifers für die klassischen Studien, seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit belobt, trat er zuerst als Dichter von „Motets" auf, worüber er auch einen theoretischen Traktat schrieb, dichtete auch Lais, Balladen und Rondeaux. All das ist indes verloren. Erhalten ist dagegen ein fein stilisiertes Zeitgedicht: „Der Kranz der Lilienblumen" (Le chapelet des fleurs de lis), das durch einen 1335 geplanten Kreuzzug veranlaßt wurde. Die drei Lilien bedeuten das Wissen, den Glauben und die ritterliche Tapferkeit, wie sie, im Lehr-, Nähr- und Wehrstand verkörpert, allzeit Frankreichs Krone zierten. Sie sollten sich wie ehedem zum Kranz

[1] P. Tarbé, Oeuvres de Philippe de Vitry, Reims 1850. — Le Chapelet des fleurs de lis, herausgeg. von Piaget (Romania XXVII 72; XXV 396).

vereinen, um das verlorene Erbe der Christenheit, das Gelobte Land, wieder zu erobern. Länger als dieses in noch echt mittelalterlichem Sinn gefaßtes Gelegenheitsgedicht blieb sein Dit de Franc Gontier volkstümlich, in welchem er das Glück eines schlichten Landlebens an dem Bauer Gontier und seiner Frau Helene gemütlich-idyllisch schildert. Eustache Deschamps bewunderte es, Pierre d'Ailly ahmte es nach, und Villon spottete noch hundert Jahre später darüber. Von Petrarca ist Philipp ganz unabhängig, wenn er auch ähnlich wie der italienische Dichter nach schulmäßiger Abrundung der Form strebt.

Ebenso unabhängig von Petrarca ist der aus der Champagne gebürtige Guillaume de Machaut[1]. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt, muß indes zwischen 1290 und 1300 fallen. Als junger Clerc ward er 1316 Sekretär des Böhmenkönigs Johann von Luxemburg, des Sohnes Kaiser Heinrichs VII. und des Schwagers Philipps des Schönen, begleitete ihn 1335 nach Polen und Rußland und verharrte in dem Dienste des Erblindeten, bis derselbe in der Schlacht von Crécy (1346) den Heldentod suchte und fand. In zwanzig Schlachten und bei hundert Turnieren ist er mit dabei gewesen, obwohl nicht so kampflustig wie sein ritterlicher Herr, sondern eine friedliche Poetenseele. Nach dem Tode des blinden Königs stellte ihn dessen Schwiegersohn, König Johann der Gute von Frankreich, 1350 als seinen Schreiber an. Zu einem Kanonikat in Verdun, das er schon 1330 erlangte, bekam er bald noch eines in Arras und ein drittes in Reims, so daß er sich bis zu seinem Tode (1377) sorglos und behaglich seinen literarischen Neigungen widmen konnte. Gleich Petrarca war er hauptsächlich Lyriker und wird in einem rhetorischen Handbuch des nächsten Jahrhunderts als Dichter vollkommener Liebesgedichte und neuer Liedformen gepriesen. Sein noch erhaltenes Liederbuch enthält über 150 Nummern, zum Teil mit Melodien versehen. In dem allegorischen Dit du vergier zählt er selbst die verschiedenen Liedformen auf: chanson, chansonette, double hoquet, lai, complainte, motet, rondeau, balade, virelai oder chanson baladée, balade entée; in Bezug auf den Reim unterscheidet er rime serpentine, equivoque, léonine, croisée, retrograde, sonante und consonante. Außer diesen lyrischen Kunstgedichten schrieb er zahlreiche Gelegenheitsverse und Dits, unter welchen der Dit du lion 2100, der Dit du vergier 1300 Verse zählt, andere in künstlichen Strophen aufgebaut sind.

Als König Johann 1356 in Gefangenschaft geraten war, suchte er ihn in seinem Confort d'ami (einem Gedicht von 4000 Versen) mit Hin-

[1] Oeuvres choisies, éd. P. Tarbé, Paris 1849. — Le Voir Dit, éd. P. Paris, Paris 1875. — La Prise d'Alexandrie, éd. Mas Latrie, Paris 1877. — Vgl. Lebeuf und Caylus (Mémoires de l'Acad. des Inscript. XIX 377—440); Magnin (Journ. des Sav. 1851, 399—410 475—491).

weisung auf die Schicksale Daniels zu trösten. Am meisten Beifall fand seine „Wahre Geschichte" (Voir dit), ein kleiner Liebesroman aus seinen alten Tagen (1363), der mit den vielen eingestreuten Liedern und Balladen über 9000 Verse zählt. Obschon über die Sechzig hinaus, geht er noch auf die Schmeicheleien einer achtzehnjährigen Schönen ein, der es weniger darum zu tun ist, von dem alten Herrn geliebt, als von ihm in zierlichen Verslein besungen zu werden; trotz der etwas lächerlichen Situation hat diese Spätherbstliebe manche schöne Strophen hervorgezaubert. Ernsteren Sinn, aber weniger poetische Durchdringung bekundet sein letztes großes Gedicht: La prise d'Alexandrie, eine Lebensgeschichte Peters I. von Lusignan, Königs von Cypern, nach zuverlässigen Berichten treu und umständlich erzählt und noch von einem Nachhall früherer Kreuzzugsstimmung getragen.

Eine ähnliche Poetengestalt, durch und durch Weltkind im geistlichen Gewande, Hofpoet und Hofliterat im Dienste der verschiedensten Herrschaften, ein ebenso unsteter Wandervogel ist der berühmte Chronist Jehan Froissart. Er wurde um 1337 (oder 1338) im Hennegau geboren und gegen seine Neigung zum geistlichen Stande bestimmt und aufgezogen. Schon als Student hatte er indes sein kleines Liebesabenteuer und begann Liebesgedichte zu schmieden, trieb sich dann zeitweilig in Südfrankreich herum und kam 1361 an den englischen Königshof, wo Philippa von Hennegau, die Gemahlin Eduards III., seine Gönnerin wurde. Ihr widmete er eine Reimchronik über die Waffentaten Englands von 1356 bis 1360, die nicht erhalten ist. Doch der günstige Erfolg machte ihm Lust, seinen Rahmen weiter auszudehnen und die gesamte Zeitgeschichte zu behandeln. Um Stoff zu sammeln, reiste er erst (1364) nach Schottland und hielt sich einige Zeit bei den Douglas auf, folgte dann dem Prinzen von Wales nach Bordeaux, wo der spätere König Richard II. das Licht der Welt erblickte, begleitete 1368 den Herzog von Clarence nach Mailand und wohnte daselbst gleichzeitig mit Petrarca und Chaucer seiner Vermählung mit der Tochter des Galeazzo Visconti bei. Dann besuchte er Savoyen, reiste über Bologna und Ferrara nach Rom und kehrte über Deutschland nach Flandern zurück. Da seine hohe Gönnerin Philippa inzwischen gestorben war, übernahm er von 1373 bis 1384 die Verwaltung der Landpfarrei Les Estinnes (oder Lestinnes bei Charleroi), zu der ihm noch ein Kanonikat in Chimay zu teil ward. Er erlangte auch die Gönnerschaft des Herzogs Wenzeslaus von Luxemburg und Brabant, der sich viel mit Poesie beschäftigte. Später trat er als Kaplan in den Dienst des Grafen Gui von Blois, der ihn ebenfalls freigebig unterstützte. Um weiteren Stoff für seine Chronik zu sammeln, bereiste er indes abermals Nord- und Südfrankreich, traf in Zeeland 1390 mit dem portugiesischen Gesandten Pacheco zusammen, der ihm reichliche Nachrichten über Spanien verschaffte, und hielt sich 1395 und 1396 wieder

in England auf, wo er König Richard II. persönlich seine gesammelten Gedichte überreichte. Bis 1404 schrieb er dann an seiner Chronik weiter und arbeitete einzelne Teile völlig um, so daß das letzte Buch unvollendet geblieben ist. Er starb in Chimay; sein Todesjahr steht nicht fest.

Was er mit seiner Chronik wollte, hat er selbst am Beginn derselben ganz offen gesagt:

„Indem ich sie beginne, flehe ich zum Erlöser der ganzen Welt, der alle Dinge aus dem Nichts hervorgebracht, er möge auch in mir so tugendsamen Sinn und Verstand erschaffen und einpflanzen, daß ich das begonnene Buch in solcher Weise fortsetze und durchführe, daß alle, die es lesen, sehen und hören werden, Luft und Freude daraus schöpfen können.“

Ébatement et plaisance! Vor allem wollte er also erfreuen und unterhalten. Daß es ihm dabei aber auch um Wahrheit und Wirklichkeit zu tun war, bezeugen die vielen Reisen, die er zur Sammlung seines Materials unternommen, und die Umarbeitungen, denen er seine Arbeit unterzog, allerdings nicht in jenem Sinn aktenmäßiger Genauigkeit, Objektivität und Vollständigkeit, wie sie heutzutage von der Geschichtschreibung gefordert wird [1].

Wie gemütlich er seine gesamte literarische Tätigkeit (Prosa und Poesie) auffaßte, zeichnet eine andere Stelle:

„Ihr alle, die ihr mich leset oder lesen werdet oder gelesen habt oder werdet lesen hören, erwäget unter euch, wie ich so viele Tatsachen habe wissen und sammeln können, wie ich sie behandle und in so vielen Abteilungen vorlege. Und um euch mit der Wahrheit bekannt zu machen: ich habe jung angefangen, schon mit zwanzig Jahren; ich bin mit den Tatsachen und Abenteuern auf die Welt gekommen und habe daran immer großen Spaß gehabt, mehr als an allem andern; und Gott hat mir so viel Gnade geschenkt, daß ich von allen Seiten gut aufgenommen worden bin,

---

[1] Chroniques de France, d'Angleterre, d'Écosse, d'Espagne, de Bretagne, herausgeg. von Buchon, 3 Bde, Paris 1852—1853; Kervijn de Lettenhove, 26 Bde, Brüssel 1867—1878; Luce und Raynaud, 10 Bde, Paris 1869 f; die älteren Ausgaben verzeichnet bei Potthast, Bibl. medii aevi I² (1896) 473. — Jehan Froissart's Cronyke van Vlaenderen, getranslateert uuten Franssoyse in Duytscher tale bij Gerijt Potter van der Loo, uitg. door N. de Pauw, 2 Deelen, Gent 1900 1902. — Die Gedichte herausgeg. von Buchon, Paris 1829; Scheler, 3 Bde, Brüssel 1870—1872. — Kervijn de Lettenhove, Froissart, Étude litt. sur le XIVe siècle, 2 Bde, Paris 1858. — P. Paris, Nouvelles recherches sur la vie de France: Bulletin du Bibliophile, Paris 1860. — Weber, J. Froissart und seine Zeit, im Histor. Taschenbuch, Leipzig 1871. — M. Darmesteter, Froissart, Paris 1894. — A. Débidour, Les Chroniqueurs, 2 Bde, Paris 1892. — A. Débidour et E. Étienne, Les Chroniqueurs français au moyen-âge, Paris 1895. — G. Paris et Jeanroy, Extraits des chroniqueurs français, Paris 1892. — L. Petit de Julleville, Extraits des chroniqueurs français, Paris 1893. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IX, Paris 1856, 63—96.

auch in den Palästen der Könige, und insonderheit im Palaste des Königs Eduard von England und der edeln Königin, seiner Frau, Madame Philippa von Hennegau, Königin von England, Herrin von Irland und Aquitanien, deren Clerc ich in meiner Jugend war und der ich mit schönen Liebesgedichten und Liebestraktaten diente. Und aus Liebe zum Dienste der edeln und wackern Dame, der ich gehörte, liebten mich auch alle die andern Herren, Könige, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter, von welcher Nation sie auch sein mochten, hörten und sahen mich gerne und gewährten mir großen Vorteil. So, auf den Titel der guten Dame und auf ihre Kosten und auf Kosten der hohen Herren zu meiner Zeit habe ich den größten Teil der Christenheit abgesucht. Und überall, wohin ich kam, forschte ich bei den alten Rittern und Schildknappen, die bei den Waffentaten dabei gewesen und sachkundig davon zu sprechen wußten, und auch bei etlichen glaubwürdigen Waffenherolden, um alle Dinge genau zu bestimmen und festzulegen. Und so habe ich den erhabenen und edeln Geschichtsstoff zusammengebracht, und der obgenannte artige Graf von Blois hat sich große Mühe darum gegeben, und solange ich lebe, will ich mit Gottes Gnade weiterfahren; denn je länger ich daran bin und arbeite, desto besser gefällt mir die Sache; denn wie der artige Ritter und Schildknappen, der die Waffen liebt, darin verharrend und ausdauernd, zur Vollkommenheit gelangt, so gewinne ich durch Arbeit und Bemühung an diesem Stoffe Fertigkeit und Genuß."

Über seine Aufnahme bei Richard II. erzählt er:

„Und der König wollte das Buch sehen, das ich mitgebracht. Er sah es in seinem Zimmer; denn ich hatte dafür vorgesorgt und es ihm aufs Bett gelegt. Er machte es auf und schaute hinein, und es gefiel ihm großmächtig, und es mußte ihm wohl gefallen, denn es war illuminiert, geschrieben und historisiert, und in roten Samt gebunden, mit zehn vergoldeten Silberknöpfen und goldenen Rosen in der Mitte und zwei großen vergoldeten Schlössern, in der Mitte reich mit goldenen Rosen verziert. Nun fragte mich der König, wovon es handelte, und ich sagte ihm: ‚Von Liebesgeschichten'. Über diese Antwort war er sehr erfreut, und er sah mehrere Stellen in dem Buche nach und las; denn er las und sprach sehr gut Französisch.... Und er belohnte mich sehr reichlich, weil ich in meiner Jugend Clerc und Dienstmann des edeln Königs Eduard, seines Großvaters, und der Madame Philippa von Hennegau, seiner Großmutter, gewesen; und ich war ein Vierteljahr in seinem Palast; und als ich von ihm Abschied nahm, war das in Windsor. Beim Abschied ließ er mir durch einen Ritter einen vergoldeten Becher von Silber geben, der reichlich zwei Mark wog, und drinnen hundert Nobel. Damit war ich reicher als je in meinem Leben. Und ich bin sehr verpflichtet, für ihn zu beten."

Wirklich poetisch begabt, ein Meister in Sprache und Form, ist Froissart nicht müde geworden, von früher Jugend auf bis ins hohe Alter die höfische Gesellschaft, in deren Mitte er lebte, stets mit neuen, kunstreichen Weisen zu erfreuen. Anfänglich pflegte er noch der Pastourellen oder Schäfergedichte, gab ihnen aber eine neue, künstlichere Form und ließ seine Schäfer über alles mögliche reden, was sein hohes Publikum interessierte und dessen Tagesspräch bildete. Seine Lais amoureuses gaben alle Tonarten galanter Verliebtheit wieder. Wie Machaut versuchte er sich auch in den übrigen Kunstformen: chansons royaux amoureuses, balades amoureuses, virelais, rondeaux, mit bewundernswerter Leichtigkeit, immer neuen Ein-

fällen und Wendungen, oft inniger Stimmung und Empfindung. Mächtig strömt sein Trauergesang auf den Tod seiner guten Herrin Philippa von Hennegau; herzliche Frömmigkeit atmen seine Lieder auf die Madonna. Der größte Teil seiner Lyrik ist freilich höfisch-ritterliche Spielerei. So ist es auch mit seinen größeren Gedichten, die zum Teil wieder mit lyrischen Intermezzos durchwoben sind, und deren Titel schon den galanten Inhalt andeuten: Le paradis d'amours (1723 Verse), Li orloge amoureux (1174 Verse), Espinette amoureuse (4192 Verse), Traitier de la prison amoureuse (3899 Verse), Le joli buisson de jonece (5438 Verse), Temple d'onnour (1076 Verse). Bald sentimental, bald neckisch, bald melancholisch, bald fröhlich, immer höflich und wohlgezogen wird da das Thema der ritterlichen Courtoisie unter den verschiedensten Bildern abgehandelt. Doch verliert er sich nicht in Nachtigallengesang und Maßliebchenbetrachtungen, er hat auch Humor genug, seinen Hund und sein Pferd über seine Kreuz- und Querritte klagen zu lassen, und dem letzten Gulden, den ihm die Diebe zu Avignon im Beutel gelassen, eine witzige Standrede zuzuteilen:

Froissart d'Écosse revenait
Sur un cheval qui gris était.
Un blanc levrier suivait en casse,
„Las!“ dit le levrier, „je me lasse,
Grisel, quand nous reposerons?
Il est heure que nous mangions.“

Kein geringerer als Shakespeare hat uns in seinem „Richard II.“ das Bild jener ritterlichen Welt gezeichnet, in deren Mitte Froissart lebte. Für ihre eigenartigen Charaktere und Gestalten, Kämpfe und Katastrophen hatte der lebenslustige Franzose nicht den tiefen Blick des englischen Dramatikers; aber für den bunten Glanz der bezaubernden Gesamterscheinung wie für die kleinsten Einzelheiten, aus denen es sich zusammenwob, besaß er wenigstens das liebevolle, genießende Auge des Epikers. Von selbst verfiel er schon 1369 auf den Gedanken, die Artusepik neu aufleben zu lassen; aber er scheint gefühlt zu haben, daß sein Publikum für ein so langatmiges Werk wie für die längst erschöpfte Sage nicht günstig gestimmt war. Erst als der Herzog Wenzeslaus von Luxemburg und Brabant ihn dazu aufforderte, nahm er den Plan wieder auf und vollendete um 1383 sein umfangreichstes Gedicht, das Epos „Meliador“, das 30763 Verse zählt. Es ist ihm darin wohl geglückt, ein reiches und glänzendes Spiegelbild seiner eigenen Zeit im Lichte poetischer Verklärung zu entwerfen, ihrer kühnen, edeln und tapfern Ritter, ihrer zarten und holdseligen Fräulein, ihrer feinen, ehrbaren und wohlerzogenen Damen, ihrer anmutigen und zierlichen Reden, ihrer herrlichen Feste und Turniere, ihrer höfischen Rivalitäten und Kämpfe; doch das alte romantische Gewirr toller Abenteuer ist verschwunden, der wunderbare Zauber-

wald der Sage kehrt nur einmal wieder, aber ohne Zwerge und Spukgestalten; die Herrlichkeit der Gralsburg ist vergessen, und die phantastische Tafelrunde ist zum Appellhof geworden, an welchem die einförmig sich wiederholenden Zweikämpfe ihren heraldischen Austrag finden. Zehn Wochen lang hat Froissart dem Grafen Gaston Phebus von Foix jeweilen in der Mitternachtsstunde aus dem Roman vorgelesen, aber die Nachwelt hat die Freude und Bewunderung des ritterlichen Kämpen und gewaltigen Jägers nicht geteilt.

Mehr Glück hat Froissart mit seiner „Chronik" gehabt, welche, auf das Jahr 1307 zurückgreifend, ausführlicher die Geschichte Westeuropas von 1325 bis 1400 behandelt, in prächtigen Handschriften verbreitet, früh in vier Foliobänden, später in 15 Oktavbänden gedruckt und dann in vielen andern Ausgaben vervielfältigt wurde. Freilich haben neuere Kritiker auch dieses Werk unbarmherzig zerpflückt, aber doch nur, indem sie dem Verfasser Ziele und Forderungen stellten, die ihm ferne lagen. Viele und treffliche Züge hat er seinem Vorgänger, dem Lütticher Kanonikus Jehan le Bel entnommen; aber im allgemeinen wollte er seine Zeitgeschichte nicht auf Akten und andern schriftlichen Quellen, sondern auf den mündlichen Berichten der Zeitgenossen und Augenzeugen aufbauen. Diese wußten nun wohl im einzelnen gut Bescheid, konnten Schlachten, Kämpfe, Aufstände, Belagerungen bis ins kleinste mit dramatischer Lebendigkeit erzählen und schildern, hatten Anekdoten aller Art und in zahlloser Menge bereit; aber Zahlen und Namen, topographische Bestimmungen und chronologische Angaben konnten dabei unmöglich die Genauigkeit schriftlicher Aufzeichnungen besitzen, und so haben sich ganze Massen von kleinen Versehen, Fehlern und Ungenauigkeiten in Froissarts Erzählung eingeschlichen. Um die religiösen Bewegungen, die kirchlichen und kirchenpolitischen Kämpfe seiner Zeit kümmert er sich so gut wie gar nicht. So gleichgültig wie das Exil der Päpste in Avignon ist ihm der Niedergang des heiligen Reiches deutscher Nation. Die Deutschen sind ihm nur ein habgieriges und beutelustiges Grenzvolk, welches Frankreich bedroht. Seine Sympathie ist zwischen England und Frankreich geteilt, bei deren Fürsten und Hochadel er die besten Jahre seines Lebens zugebracht; aber auch hier ist sein Blick nicht auf große politische Ideen, diplomatische Verwicklungen und Staatsaktionen gerichtet, sondern auf die Heldentaten der Ritterschaft, welche im blutigen Kampfe die Schicksale der Völker entschieden. Da kein großes religiöses Ziel mehr auf dem Spiele steht, wie einst in den Kreuzzügen, seine persönliche Neigung oft zwischen den Kämpfenden schwankt, so gilt sein Hauptinteresse der Persönlichkeit, der Ehre, dem Heldenmut und Siegesglück der Tapfern, welche in den Kämpfen und Schlachten sich am meisten auszeichneten. Von dieser letzten Ruhmesperiode des mittelalterlichen Rittertums, das in den langen Nationalfehden zwischen England

und Frankreich sich gegenseitig aufrieb, Frankreich den Engländern und der Jacquerie überlieferte, die letzten Reste früherer Macht aber an das Königtum und an das mächtig emporwachsende Bürgertum verlor, hat keiner ein so volles, lebenswahres und farbenreiches Gemälde entworfen wie Froissart. Er ist ihr Homer und Herodot zugleich. Die Pracht und Herrlichkeit ihrer Höfe, den Aufwand ihrer Feste, den bunten Schimmer der Turniere und Kämpfe, die kriegerischen Waffentaten der geharnischten Prinzen und Ritter, ihre Jagden, Vergnügungen und galanten Abenteuer, das fröhliche Tafelgeplauder der müßigen Gesellschaft, den Reichtum ihrer Küche und Kleiderkammer, ihre dynastischen Sorgen und heraldischen Eitelkeiten, all das konnte nur ein geborener Dichter mit solchem Reiz der Zeichnung und Farbe schildern, ein Dichter, der durch viele Jahrzehnte das alles mitgelebt, den Hauptpersonen selbst als ein willkommener Berichterstatter erschien und in ihrer Gunst sich seines Lebens freute [1]. In diesem naiv epischen Sinne schöpfte er die Lust, immer wieder an seiner Arbeit herumzumodeln, um alles Neue, was er noch gefunden, darin unterzubringen. Auch die Darstellung hat er mit liebevollem Künstlersinn noch lebendiger und vollkommener zu gestalten gesucht, und zuletzt tritt noch das Bestreben zu Tage, dem bunten Zeitbild ernstere und höhere Ausblicke abzugewinnen. Doch war er dazu nicht genug philosophisch und politisch angelegt, und wäre er es gewesen, so hätte sein schimmerndes, optimistisches Zeitgemälde viel von seinem Glanz eingebüßt.

Dieselbe Welt, welche bei Froissart in so hellem, fröhlichem Sonnenschein strahlt, findet bei seinem jüngeren Zeitgenossen Eustache Morel, nach einem Landgut Deschamps [2] genannt, eine gedämpfte, trübe und graue Beleuchtung. Auch er war weit in der Welt herumgekommen, besaß eine ähnliche Gewandtheit und Fülle der Rede und entwickelte dieselbe in nicht geringerer Fruchtbarkeit; an vielseitiger Belesenheit war er Froissart wohl überlegen, erschwang sich auch zu höherer, angesehener Stellung, aber die heitere Geschmeidigkeit und den ungebeugten Frohsinn des großen Chronisten hatte er nicht. Zu Vertus bei Epernay in der Champagne geboren, studierte er erst in Reims, wo ihn Guillaume de Machaut selbst zum Dichten anleitete, dann in Orléans, wo nach seinem Spruch

---

[1] G. Boissier, Froissart restitué: Rev. des Deux Mondes, 3 pér., VII (1875) 668—696.

[2] Oeuvres complètes publiées par Le Marquis de Queux de Saint-Hilaire et Raynaud, 9 Bde, Paris 1878—1902. — Crapelet, Oeuvres Morales d'E. Deschamps, Paris 1832. — Tarbé, Oeuvres inédites d'E. Deschamps, 2 Bde, Paris 1849; Oeuvres choisies, 3 Bde, Paris 1850. — Sarradin, Eustace Deschamps, Versailles 1879. — Champollion Figeac, Louis et Charles d'Orléans, Paris 1844.

die jungen Juristen acht bis zehn Jahre das Geld ihrer Väter zu verzehren pflegten.

Huit ou dix ans illec demeurent
Et l'argent leurs peres deveurent.

So lange dauerte aber die Bummelei bei ihm nicht. Bereits 1367 trat er in königlichen Dienst, durchstreifte als messager royal die Lausitz, Böhmen, Mähren und Ungarn, trat 1372 in die Leibwache des weisen Königs Karl V., wurde dann Ecuyer des Dauphin, Bailli von Valois, Schloßkommandant von Fismes, Domänendirektor in Villers-Cotterets und endlich oberster Finanzbeamter (géneral des finances). Bei all diesen verantwortungsvollen Ämtern fand Deschamps Zeit und Lust, unaufhörlich zu dichten, so daß seine kleineren Gedichte allein sich auf mehr als 82000 Verse belaufen. Darunter sind 1200 Balladen, 171 Rondeaux, 80 Virelais, 15 Lais, 17 Episteln, 28 vermischte Gedichte. Es sind wenig Liebesgedichte dabei. Der Dichter hatte Weib und Kind, häusliche und noch mehr amtliche Sorgen. Die meisten seiner Lyriken sind Stimmungsäußerungen und Gelegenheitsgedichte, in welchen der ernste, wackere, vielgeplagte Mann seinem gepreßten Herzen Luft macht. Es fehlt ihm nicht an Humor und Witz; aber seine Jugendhoffnungen sind verflogen; eine trübe, grämliche Stimmung waltet vor, und so schaut er die Welt in ganz anderem Licht als Froissart.

Es ist im ganzen eine recht arge und böse Welt. Man hat nicht viel davon. Der Hof, dem er ein ganzes Leben lang so treu gedient, kommt ihm wie ein Käfig, wie ein Haus der Lügner, ja wie ein Tor der Hölle vor; man muß wenigstens mit einem Fuße draußen bleiben, wenn man Glück und Freiheit retten will. Hundeart, d. h. neidische Begehrlichkeit, und Löwenart, d. h. grausamer Stolz, verderben die Fürsten und Regenten. Frankreich ist gehaßt, von Kriegen zerrüttet, von den Engländern zertreten. Mit Du Guesclin, dem tapfern Connétable, ist seine letzte Stütze gefallen. Weder Richter noch Geistliche tun ihre Pflicht. Alle Stände sind heruntergekommen, das Reich tief gesunken, fast hoffnungslos; man möchte fast an ein nahes Weltende denken. Während der höfische Froissart den gemeinen Mann verachtet und sich in härtesten Worten über des Volkes Trutz und Unbändigkeit ergeht, hat Deschamps Mitleid mit den armen Leuten und warnt davor, sie mit neuen Steuern niederzudrücken und auszusaugen. Offen und herzlich mahnt er alle Stände, zu Pflicht und Ordnung zurückzukehren. Seine politischen Ideen, seine Wünsche für Frankreichs Wohl und seine Besorgnisse um dessen Zukunft faßte er noch während seiner letzten Lebenszeit in einem längeren allegorischen Gedicht zusammen: Traictié du mauvais gouvernement de ce royaume, das Frankreichs einstige Blüte und jetzigen Verfall unter dem Bilde des „Löwenstaates“ (in 2954 Versen) ausmalt, aber unvollendet geblieben ist. Ebenso unvollendet hat er seinen

„Ehespiegel" (Miroir de mariage) hinterlassen, der indes bis auf 12103 Verse gediehen ist, ein ernstes didaktisches Gedicht, das den Träumereien der Minnedichter mit den Enttäuschungen eines erfahrenen Weltkindes zugleich die ernsten Betrachtungen eines christlichen Asketen entgegenhält. Deschamps, eine offene und kräftige Mannesnatur, hat übrigens nicht nur die Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit alles Irdischen tief empfunden, sondern oft sich auch zu froheren Tönen aufgerafft und nicht bloß der Madonna seine Poetenhuldigung gebracht, sondern auch ihrem Bräutigam, dem hl. Joseph, eine damals noch seltene Erscheinung.

Zwanzigstes Kapitel.

Christine de Pisan. — Alain Chartier. — Charles d'Orléans. — Villon.

Eine längere Epistel in 212 meist ziemlich gesuchten Reimen, im Jahre 1404 an Deschamps gerichtet, preist seine Poesie und Gelehrsamkeit und schließt sich zugleich den Klagen an, welche er über den Verfall feinerer Sitte und Bildung bei der vornehmeren Gesellschaft angestimmt hatte. Ihre Verfasserin ist *Christine de Pisan*, die zweite berühmte französische Dichterin nach Marie de France und die erste, welche sich gelehrtes Studium und Schriftstellerei zum eigentlichen Lebensberuf erkor und für das Ansehen und die Rechte der Frauen sehr beredt und in sehr vernünftigem Sinn das Wort ergriff[1].

Schweres Unglück hat sie in diese ungewohnte Stellung gedrängt. Ihr Vater Thomas de Pezano, von Bologna stammend, Arzt und Astrolog im Dienste der Republik Venedig, war einem Rufe des Königs Karl V. gefolgt und hatte sich in Paris niedergelassen. Hier erhielt sein begabtes Töchterchen Christine, das noch 1363 zu Venedig geboren war, die feinste höfische und gelehrte Ausbildung und wurde schon vierzehnjährig mit dem königlichen Notar Etienne Castel vermählt. Die Familie erfreute sich der glänzendsten Verhältnisse. Doch mit dem Tode des Königs brach 1380 ihr ganzes Glück jäh zusammen. Thomas, der gleichfalls starb, hatte nicht hauszuhalten verstanden und seine großen Einkünfte verschwendet. Neun

[1] Vollständige Ausgabe ihrer Werke begonnen von M. Roy, Bd I—III, Paris 1886—1893. — Poème de la Pucelle, Orléans 1865. — Robineau, Christine de Pisan, Saint-Omer 1882. — Koch, Leben und Werke der Christine von Pisan, Goslar 1885; Thomassy, Essai sur les écrits politiques de Christine de Pisan. Paris 1838

Jahre später starb Castel und hinterließ seine sechsundzwanzigjährige Witwe mit drei Kindern ohne Vermögen und Einkommen. Da entschloß sich Christine, durch Versemachen und Bücherschreiben ihr Brot zu verdienen und ihren Kindern eine gute Erziehung zu verschaffen. Es gelang ihr.

Die schmerzlichen Trauerlieder, welche sie dem Andenken ihres innig geliebten Gatten widmete, kamen von Herzen und fanden Beifall, nur wünschte man bald auch heitere Klänge zu vernehmen. Gepreßten Herzens suchte sie sich in frühere Stimmungen zurückzuversetzen. So entstand die Sammlung der „hundert Balladen", leichte, künstliche Liebeslyrik, wie sie dem Modegeschmack entsprach. In zierlichen Einbänden, mit prächtigen Miniaturen und Arabesken bot sie den Großen Frankreichs in rascher Folge ein Werk ums andere dar, Prosa und Verse. Im Jahre 1405 waren schon fünfzehn größere Arbeiten heraus, während ihre kleineren Schriften siebzig ansehnliche Hefte füllten. Sie sah ihre Mühe reichlich gelohnt. Ihren Sohn ließ der Graf von Salisbury zugleich mit seinen eigenen Söhnen erziehen, ihre Tochter fand Aufnahme im Kloster zu Poissy. Sie selbst gelangte bei Hofe zu hohem Ansehen und wurde durch reiche Geschenke von ihren häuslichen Sorgen befreit. Der Herzog von Berry, der Herzog Johann von Bourbon und Isabella, die Gemahlin Karls VI., wandten ihr ihre Gunst zu. Es kam ihr auch zugute, daß bei Hofe die Frage über die Stellung der Frauen geradezu eine Modefrage wurde. Der Marschall Bouciquaut erhob sich 1399 gegen die Lästerer der Frauen und gründete den Orden von der Weißen Dame mit dem grünen Schild, dessen dreizehn Mitglieder sich verpflichteten, für die Ehre der Frauen einzutreten. Im Jahre 1400 eröffnete Karl VI. selbst einen „Liebeshof" (court amoureuse), welcher den gleichen Zweck verfolgen, die poetische Frauenhuldigung und die Debatten der einstigen Minnehöfe erneuern sollte. Unter den 600 Mitgliedern desselben befanden sich nebst dem König die ersten Prinzen von Geblüt und die angesehensten weltlichen und geistlichen Würdenträger des Reiches. Am Hofe zu Orléans entstand zum gleichen Zweck ein Rosenorden. In einer „Epistel an den Liebesgott" (827 Verse) trat Christine schon 1399 für die Sache der Frauen ein und wies meisterlich die Lästerungen zurück, welche Jehan de Meung in seinem „Rosenroman" gegen sie aufgehäuft hatte.

Eine kleine Schrift des Jehan de Montreuil, Propstes zu Lille, welche Jehan de Meung auf Kosten der Frauen zu retten suchte, veranlaßte sie 1401 zu einem neuen Briefe, der ebenso mutig als bescheiden die vorgebrachten Scheingründe zerpflückte. Ein neuer Gegner erstand ihr nun in Gautier de Col, der, obwohl Sekretär des Königs und Mitglied des Liebeshofes, ungalant genug war, sie in anmaßendster Weise anzugreifen. Es erstand ihr aber auch ein kräftiger Bundesgenosse in Jean Gerson, dem

gefeierten Kanzler der Universität Paris, der in einer eigenen französischen Schrift in Form einer Vision den „Rosenroman“ einer sachlich vernichtenden Kritik unterzog. Die Form entspricht der allegorischen des Romans. Auf Klage der Eloquentia theologica befaßt sich die Iustitia mit dem vielgepriesenen Werk und verurteilt dessen irreligiösen, unsittlichen und schlüpfrigen Charakter in acht eingehenden und durchschlagenden Kapiteln. Auch Christine griff nun wieder zum Wort und erwiderte den Brief Cols in würdig gehaltener, aber einschneidender Weise. Jehan de Montreuil, der sie in seinem Ärger geradezu meretrix gescholten hatte, antwortete sie nicht mehr; dagegen sammelte sie die verschiedenen Aktenstücke der Kontroverse und widmete sie der Königin Isabella.

Mehrere längere religiöse Dichtungen, wie das „Gebet Unserer Lieben Frauen“, „An Unsern Herrn“, „Die 15 Freuden Unserer Lieben Frau“, die „Schmerzen Unseres Herrn“, die Psaumes allégorisés, bekunden ihre innige Frömmigkeit. Diese hat sie keineswegs abgehalten, sich eine ganz außerordentliche Belesenheit in den verschiedensten Wissenszweigen zu erwerben. Dieselbe tritt besonders zu Tage in ihrem umfangreichen allgemeinen Lehrgedichte: „Buch vom Glückwechsel“ (Livre de la mutation de fortune) und dem „Buch vom Pfad des langen Studiums“ (Livre du chemin de long etude, 6392 Verse). Bei andern Lehrgedichten (Vision; Corps de Police; Livre des faits d'armes et de chevalerie) hat sie mehr den Adel im Auge, wieder bei andern die Erziehung der Frauen (Cité des Dames; Trésor de la Cité des dames ou Livre des trois vertus pour l'enseignement des princesses; Prudence et enseignement de bien vivre). Viel didaktisches Beiwerk, ethisch-politische Exkurse, Parallelen aus der antiken Geschichte u. dgl. enthält auch ihr „Buch von den Taten und guten Sitten des weisen Königs Karl (V.)“, das aber durch die treffende Charakteristik dieses Königs und eine Menge interessanter Angaben von geschichtlichem Wert ist. In den schrecklichen Wirren, welche die Geistesumnachtung Karls VI., die Rivalität der Herzöge von Orléans und von Burgund und der Kampf der Bourguignons und Armagnacs herbeiführten, mahnte sie in politischen Zeitgedichten (Epistre à Isabelle; Lamentations sur les maux de la guerre civile; Livre de la paix) mit weiblicher Innigkeit, aber auch mit männlicher Kraft und Einsicht zum Frieden, zur Neubelebung echt ritterlicher Gesinnung, zu Eintracht und Ordnung. Ihre Stimme verhallte indes wirkungslos im wilden Getriebe der Parteileidenschaften. Der Herzog von Orléans riß alle Macht an sich und mißbrauchte sie in schimpflich üppiger Regentschaft, bis Johann von Burgund ihn meuchlings hinwegräumen ließ. Paris fiel durch den Fleischer Caboche einer schrecklichen Kommuneherrschaft anheim. Als der Dauphin endlich den Pöbel und die Burgunder bewältigte, rief Johann von Bur-

gund die Engländer herbei. Diese schlugen (1415) die Franzosen bei Azincourt; 1418 nahmen sie Paris, 1420 vermählte sich Heinrich V. von England mit einer Tochter Karls VI. und ward in Troyes als König von Frankreich anerkannt. Verlassen von den Mächtigen, in deren Gunst sie gelebt, zog sich Christine von Pisan während dieser trostlosen Zeit in ein Kloster zurück.

Nur einmal noch griff sie zur Leier. Als Jeanne d'Arc, das arme Landmädchen von Domremy, (1429) das Banner Frankreichs ergriff, Orléans entsetzte und den König zur Krönung nach Reims geleitete, da grüßte die gelehrte Dame, die so lange vergeblich mit allen Mitteln damaliger Bildung sittliche Erneuerung gepredigt hatte, mit innigstem Herzensjubel das schlichte Kind, das der Himmel selbst dem tief gesunkenen Frankreich zu Hilfe sandte. Das tragische Schicksal der wunderbaren Retterin scheint sie nicht mehr erlebt zu haben. Ihr Name verschwindet um diese Zeit. Leider drückt in den meisten Werken Christinens gelehrter Ballast das poetische Empfinden nieder. Nichtsdestoweniger verdient die edle, wackere Frau die größte Hochachtung. Sie ist eine mutige Bannerträgerin aller besseren Strebungen gewesen, besonders jenem schmutzigen Realismus gegenüber, in welchem Jean de Meung mit der Frauenehre auch eine würdigere Auffassung der Minne vernichtet hatte.

Wie der Kanzler Jean Gerson sie in ihren Bemühungen unterstützte, so hat sich auch ein anderer vielgefeierter Mann jener Zeit in ähnlichem Sinn an der Literatur beteiligt. Es ist Pierre d'Ailly (Petrus de Alliaco), 1350 in Nordfrankreich geboren, 1389 Kanzler der Pariser Universität, 1395 Bischof von Puy, 1397 Bischof von Cambrai, 1411 Kardinal. Auf dem Konzil von Konstanz spielte er eine hervorragende Rolle und wurde 1414 sogar einige Zeit für die Papstwahl in Aussicht genommen. In seinen astronomischen Studien eilte er bereits dem Geiste seiner Zeit voran und hat durch sein lateinisches Hauptwerk, die Imago mundi, die Forschungslust des Kolumbus mächtig angeregt. Seine Gedichte, erst in neuerer Zeit aufgefunden[1], sind zum Teil einer kleinen mystischen Erbauungsschrift einverleibt, welche zwar in Prosa geschrieben, aber ähnlich wie Spees „Trutznachtigall" von echt poetischem Geiste durchweht ist: Le jardin amoureux de l'âme dévote. Dem verfänglichen Labyrinth des „Rosenromans" ist hier der „Garten frommer Gottesminne" zwar auch allegorisch, aber in schlichter Anmut, ohne künstliche Ziererei, mit lieblichen Anklängen an das Hohelied gegenübergestellt. Hingerissen von der Güte Gottes, von seinen Liebeserweisen in der Schöpfung, in der Erlösung, in der

[1] Im Musée Calvet zu Avignon Ms. 295 f. 144—161, veröffentlicht von L. Salembier, Petrus de Alliaco (Thèse), Lille 1886, 433—447.

Zusicherung ewiger Seligkeit, stimmt dann die gottliebende Seele einen innigen Hymnus der Minne an, der in den Ruf ausklingt:

Or, ayons donc de cette amour l'ardure,
Amons celui qui est bel sans laidure,
Amons la belle qui est de lui amée,
Amons par lui toute beauté créée,
Sans vilaine ordure.

Nach diesem und einem andern selbständigen geistlichen Minnelied folgt dann eine Bearbeitung der dem hl. Bonaventura zugeschriebenen „Philomela", welche zwar die Schönheit und den Wohllaut des Originals nicht erreicht, aber als ein wertvoller Versuch zu begrüßen ist, die religiöse Poesie in der Volkssprache zu heben [1].

Ein kürzeres Gedicht d'Aillys (Comment est misérable la vie d'un tyran) ist ein interessantes Seitenstück zu de Vitrys Dit de Franc Gontier. Nikolaus de Clémanges gab es in lateinischen Hexametern wieder.

Höchst wahrscheinlich nur um etwa ein Jahrzehnt später als Christine de Pisan starb **Alain Chartier** [2], der in seiner schriftstellerischen Tätigkeit manches Gemeinsame mit ihr aufweist, in französischer Sprache nicht so viel geschrieben hat, aber, da er zugleich Latinist und eigentlicher Humanist war, sich in der nächsten Zeit eines viel höheren Ansehens erfreute. Er wurde zu B.yeux um 1390 geboren, studierte mit seinem älteren Bruder (der 1472 als Bischof zu Paris starb) an der Pariser Universität, wurde Notar und Sekretär Karls VII. und Archidiakonus zu Paris und kam auf Gesandtschaftsreisen 1423 nach Deutschland und 1428 nach Schottland. Gleich Christine pflegte er zuerst vorwiegend höfische Minnepoesie, später mehr politisch-ethische Didaktik, beide mit starker Verwendung allegorischer Formen und humanistischer Gelehrsamkeit. Sein „Buch von den vier Damen" (3538 Verse) stammt aus der Zeit der Schlacht von Azincourt, in welcher die vier Damen ihre Ritter verloren haben. Der eine ist getötet, der zweite gefangen, der dritte spurlos verschwunden, der vierte feig entflohen. In einem Walde trifft der Dichter mit den verlassenen Schönen zusammen, von welchen jede das größte Mitleid für sich beansprucht. Er wagt nicht zu entscheiden, sondern legt den Fall zur Entscheidung seiner eigenen Dame

---

[1] Der „geistreiche" Pierre Bayle nahm ihm das sehr übel: „D'Ailly se mêla de rimailler en langue vulgaire" (Dict. crit. I 1741).

[2] Oeuvres, édit. Duchesne, Paris 1617. — Delaunay, Alain Chartier, Paris 1876. — Dufresne de Beaucourt, Les Chartier: Mémoires de la Société des antiquaires de Normandie XXVIII 1870). — Lenient, La Satire en France au moyen-âge, Paris 1883, ch. 15. — Descloisières, Un écrivain normand, Al. Chartier,[4] Paris 1899.

vor. Das malt ziemlich deutlich die damalige Lage der Ritterschaft. Wo es ihr fehlte, deckt Alain eingehender in den dreizehn Balladen seines „Adelsbreviers" (Breviaire des nobles) auf. Wie geholfen werden könnte und sollte, führt er in zwei schöngeistigen Prosaschriften aus, „Hoffnung oder Trost der drei Tugenden" und dem „Tadelquadrilogium" (Quadrilogue invectif). In dem letzteren zeichnet er das zeitgenössische Frankreich als eine erhabene Frauengestalt, umgeben von ihren Kindern, dem gleichgültig zuhörenden Klerus, der auf ihr Schwert gestemmten Ritterschaft und dem in Lumpen gehüllten Volke. In zündenden Worten wirft sie ihnen vor, sie durch Habsucht, Ehrgeiz und Sittenlosigkeit an den Abgrund des Verderbens gebracht zu haben. Die weltlichen Stände schieben sich gegenseitig die Schuld zu und legen in unverkennbar richtigen Zügen die herrschenden Gebrechen dar. Die Geistlichkeit legt sich ins Mittel, setzt die Grundsätze einer vernünftigen christlichen Staatskunst auseinander und gemahnt die einzelnen, ihre Aufgabe gegenüber dem gemeinsamen Ziele zu erfüllen. Philosophisch wie humanistisch tüchtiger geschult als Christine, besitzt Chartier auch mehr künstlerischen Geschmack und eine ungewöhnliche Kraft der Beredsamkeit. Die Jungfrau von Orléans hätte wohl kaum das völlig gesunkene Frankreich aufrütteln und zum Siege führen können, wenn nicht Männer wie Chartier die Geister vorbereitet und auf den richtigen Weg gewiesen hätten. An eine von den politischen Zeitereignissen unabhängige, behagliche Kunsttätigkeit war in solcher Lage kaum zu denken. Die Poesie wurde fast notwendig zu einem Teil der Publizistik.

Als tröstender Zeitvertreib erscheint sie dagegen bei Karl von Orléans[1], dem ersten königlichen Prinzen, der in der Literatur eine ansehnlichere Rolle spielt, nachdem allerdings viele seines Hauses und Stammes durch ihre Gönnerschaft auf dieselbe eingewirkt hatten. Ein Sohn des 1407 ermordeten Herzogs Ludwig von Orléans, war er erst 24 Jahre alt, aber schon zum zweitenmal vermählt, erst mit Isabella, der siebzehnjährigen Witwe Richards II. von England, dann (1514) mit Bona d'Armagnac,

[1] Erst 1734 machte Abbé Sallier auf ihn aufmerksam und nannte ihn den „Vater der französischen Poesie". Eine ganz ungenügende Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete Chalvet (Grenoble 1803); etwas bessere lieferten J. M. Guichard (Paris 1842) und A. Champollion Figeac (Paris 1842). — Beste Ausgabe von Ch. d'Héricourt, 2 Bde, Paris 1874. — Englische Übersetzung herausgeg. von Taylor (London 1827); über die lateinische Übersetzung des Antonio d'Asti vgl. Bullerich, Über Charles d'Orléans und die ihm zugeschriebene Übersetzung seiner Gedichte, Berlin 1893. — Beaufils, Études sur la vie et les poésies de Charles d'Orléans, Coutances 1861. — W. König, Zur französischen Literaturgeschichte, Halle 1877. — Goujet, Bibliothèque française IX 230—287. — Abbé Sallier (Mém. de l'Acad. des Inscr. XIII 580—592; XX 361—378). — Kuhl, Die Allegorien bei Charles d'Orléans, 1886.

als er in der Schlacht von Azincourt (1415) in die Gefangenschaft der Engländer geriet. Anstatt Regent oder gar König von Frankreich zu werden, wie es wohl sein Vater geplant haben mochte, wurde er erst nach London geschleppt, dann von Schloß zu Schloß, nach Windsor, Bolingbroke, Pomfret, in den Tower zu London, nach Hampthill, Wingfield, immer in strengster Haft gehalten und bei Tag und Nacht streng überwacht, bis ihm endlich eine Vereinbarung mit Philipp dem Guten von Burgund, dem Sohne des unversöhnlichen Feindes seines Vaters, und ein großes Lösegeld nach 25jähriger Gefangenschaft die Tore des Kerkers öffneten. In dieser langen Haft war die Beschäftigung mit Poesie nahezu sein einziger Trost. Ihr widmete er sich auch, aber unter freundlicherer Konstellation, in den weiteren 25 Jahren, die er noch zu leben hatte, meist an dem kleinen Hofe zu Blois, den er ganz nach seinem Geschmack einrichtete, ein Freund von Musik, Gesang und Tanz, Jagd und Spiel, Besuchen und Ausflügen, Festen und Vergnügungen aller Art. Seine Poesie, meist kleinere Lyrik in feiner, kunstvoller Form, spiegelt diese zwei Abschnitte seines Lebens wieder. Der Gefangene legt weder stolzen Troß an den Tag noch fromme Gottergebenheit in sein Schicksal. In weichen, melancholischen Akkorden sehnt er sich nach Heimat und Freiheit, sucht sich aber dann die lange Zeit damit zu kürzen, daß er mit seiner Geliebten einen poetischen Briefwechsel in Chansons und Rondeaux eröffnet. Nachdem er seine Befreiung erlangt hatte, fühlte er sich zu alt, um diese Tändelei schwunghaft fortzusetzen, sah sich darum auch nach andern Stoffen heiterer poetischer Spielerei um. Feiner, geistreicher Beobachter und mit ebenso feiner Empfindung begabt, wußte er seinen Stimmungsbildern auch in Sprache, Vers und Strophe eine zierliche und doch natürliche Abrundung zu geben. So schildert er z. B. den Frühling:

Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye,
Et s'est vestu de brouderie,
De soleil luyant, cler et beau . . .
Rivière, fontaine et ruisseau
Portent en livree jolie
Gouttes d'argent d'orfavrerie.

Die mächtige Gewalt der Schönheit malt er in folgenden Zeilen:

Comment se peut un povre cueur deffendre,
Quant deux beaulx yeulx le viennent assaillir?
Le cueur est seul, désarmé, nu et tendre,
Et les yeulx sont bien armez de plaisir.
Amour aussi est de leur aliance.
Contre tous deux ne pourrait pié tenir,
Nul ne tendrait contre telle puissance.

Obwohl er an dichterischer Inspiration, Anmut des Rhythmus und der Sprache alle Modedichter jener Zeit weit überflügelt, ist er doch mit ihnen schon im nächsten Jahrhundert völlig in Vergessenheit geraten. Noch Boileau kannte ihn nicht, sondern begann die französische Literatur mit Villon.

Villon sut le premier dans ces siècles grossiers
Débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers.

Villon zuerst hat Licht, Ordnung und Luft gebracht
In der Romantik Wald und roh verworrne Nacht.

Hätte er Karl von Orléans gekannt, so würde er dies wohl nie gesagt haben, da derselbe seiner wohlabgemessenen, höfisch gedrillten Kunstrichtung bei weitem näher steht als der derbe, volksmäßige Villon [1].

Wie dieser Dichter ursprünglich hieß, weiß man eigentlich bis heute nicht. Er wurde als armer Leute Kind 1430 in Paris geboren und François getauft; ein Geistlicher, der sich nach seinem Geburtsort Villon nannte, ließ ihn studieren; nach ihm hat er sich später auch Villon genannt. Er wurde 1449 Baccalaureus, 1452 Magister der schönen Künste, ergab sich aber einem ausschweifenden und geradezu verbrecherischen Leben und schlug 1455 bei einer Rauferei einen Priester tot. Er wurde zum Galgen verurteilt. Das Parlament milderte die Strafe jedoch in Verbannung. Unter verschiedenen Namen (Mouton, Monterbier, Montcorbier, Desloges) trieb er sich bald an den Grenzen, bald in den Provinzen, bald wieder in Paris herum, meist in Gesellschaft von Dirnen und Zuhältern, die zugleich das Diebshandwerk betrieben. Wegen Beteiligung an einem Raub wurde er 1457 in Paris eingekerkert; 1461 brachte er das halbe Jahr zu Meung-en-Loire im Gefängnis zu. Nach 1463 verschwindet seine Spur; wahrscheinlich ist er bald darauf gestorben.

Merkwürdig ist es, wie wenig es brauchte, selbst einen so erklärten Lumpen und Galgenvogel wie Villon unsterblich zu machen. Als 1456

[1] Erste Ausgabe seiner Gedichte: Paris 1489; ihr folgten bis 1542 noch 27 Ausgaben, die berühmteste von Marot [1533]; dann von Prompsault, Paris 1832; Jacob, Bibliophile, 1854; Jannet, 1867 1881; Lacroix, 1877; Charpentier, 1884; Longnon, 1892; Moland, 1893. — Longnon, Étude bibliographique sur Villon, Paris 1877. — G. Paris, François Villon, Paris 1901. — Bijvanck, Spécimen d'un essai critique sur les oeuvres de Fr. Villon, Leide 1883. — A. Campaux, François Villon, Paris 1859. — Gérecz, Villon, Paris 1890. — S. Nagel, Fr. Villon, Berlin 1856 1877. — A. Stimming, Fr. Villon, 1869. — Die Werke Maistre François Villons, mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von W. v. Wurzbach, Erlangen 1903. — Versuche einer englischen Übersetzung von G. Rossetti, Andr. Lang und Swinburne; englische Übersetzung von John Payne.

eine gewisse Katharina de Vauselle, die sich längere Zeit von ihm hatte den Hof machen lassen, seiner müde wurde und ihn in einem Hinterhalt von andern saubern Gesellen abprügeln ließ, floh er nach Angers und machte seinem Ärger in einem Gedicht von 40 achtzeiligen Strophen Luft, welches er sein „Kleines Testament" nannte. In ausgelassenem Galgenhumor vermachte er darin seinen Laster- und Diebsgesellen sein Herz, seinen guten Ruf und alle möglichen Dinge, die er nicht besaß, und verspottete sie samt und sonders in anzüglichen Scherzen. Nachdem er 1461 dem Gefängnis in Meung entronnen, verfaßte er sein „Großes Testament", eine ähnliche Herzerleichterung in 173 achtzeiligen Strophen, mit einigen eingeflochtenen Balladen und Rondeaux, vollgepfropft mit Erinnerungen und Anspielungen an das liederliche Gesindel, mit dem er in verrufenen Spelunken seine Tage verbracht, voll Galgenhumor über seine eigenen schlechten Streiche und Erbärmlichkeiten, voll Schmutz und Gassenwitz, aber auch vermischt mit elegischen, oft fast verzweifelten Klagetönen über die verlorene Jugend, die vergängliche Schönheit, die Kürze des Lebens, die Nähe des Todes, doch immer wieder zum alten, unverbesserlichen Leichtsinn zurückkehrend, den Franzosen selbst als esprit gaulois bezeichnet haben. Mit diesen zwei „Testamenten" hat er einen Platz unter der langen Reihe der französischen Dichter erlangt. Aus beiden spricht eben unverkennbar eine ganz hervorragende Begabung, ein Talent, das den schönsten Aufgaben gewachsen gewesen wäre.

Er besaß wohl kaum so viel Bildung wie Karl von Orléans, aber noch weit besser als dieser wußte er sich von den hergebrachten Formeln, Allegorien, Reminiszenzen, Figuren und Wiederholungen der herrschenden Modepoesie loszureißen, Gedanken und Empfindung in kurzen, treffenden Ausdruck zu bringen, diesen mit fließendem Rhythmus und klingendem Reim zu verbinden und aus solchen frischen, melodischen Versen eine Strophe zu gestalten, die Gedanken und Stimmungen eine abgerundete Fassung gab. All das fließt und sprudelt, es ist nicht weit hergesucht oder mühsam geschmiedet. Wo auch Stoff und Gedanke sich den gemeinen Niederungen des verlotterten Genies entringen, zaubert derselbe wirkliche Blumen der Lyrik hervor.

Où sont les gracieux gallans
Que je suivoye au temps jadis,
Si bien chantans, si bien parlans,
Si plaisans en faiz et en diz?
Les aucuns sont mors et roidiz;
D'eulx n'est il plus riens maintenant.
Reposassent en paradis!
Et Dieu saulve le remenant!

Si ne suis, bien le considere,
Filz d'ange, portant dyademe,
D'estoille ne d'autre sidere.

Mon pere est mort, Dieu en ait l'ame;
Quant est du corps, il gist soubz lame,
J'entens que ma mere mourra,
— Et le scet bien, la pauvre femme —
Et le filz ne demourra . . .

Et meure Paris et Helaine,
Quiconques meurt, meurt à douleur
Telle qu'il pert vent et alaine;
Son fiel se creve sur son cuer,
Puis sue, Dieu scet quelle sueur!
Et n'est qui de ses maulx l'alege:
Car enfant n'a, frere ne seur,
Qui lors voulsist estre son plege.

La mort le fait fremir, pallir,
Le nez courber, les vaines tendre,
Le col enfler, la chair mollir,
Joinctes et nerfs croitre et estendre.
Corps femenin, qui tant es tendre,
Poly, souëf, si precieux,
Te faudra il ces maulx attendre?
Oy, ou tout vif aller es cieulx.

Bei all seinem Leichtsinn und all seiner Verkommenheit hat Villon dennoch den Glauben nicht von sich geworfen. In besseren Augenblicken fühlt er sich als Sünder und denkt an Gottes Gnade und Erbarmen.

Je suis pecheur, je le sçay bien;
Pourtant ne veult pas Dieu ma mort,
Mais convertisse et vive en bien.

Auf den Wunsch und im Namen seiner Mutter verfaßte er sogar das folgende Gedicht an die Mutter Gottes, das die innigste, gläubige Überzeugung verrät, wie sie einst, von der Mutter selbst in des Kindes Herz gepflanzt, in einem besseren Augenblick sich wieder regte.

Dame des cieulx, regente terrienne,
Emperiere des infernaux paluz,
Recevez moy, votre humble chrestienne,
Que comprinse soye entre vos esleux,
Ce non obstant qu'oncques rien ne valuz.
Le biens de vous, ma dame et ma maistresse,
Sont trop plus grands que ne suis pecheresse,
Sans lesquelz biens ame ne peut merir
N'avoir les cieulx, je n'en suis jungleresse,
En cette foy je vueil vivre et mourir.

A vostre Filz dictes que je suis sienne;
De luy soyënt mes pechiez aboluz:
Pardonne moy comme à l'Égipcienne,

Ou comme il feist au clerc Theophilus,
Lequel par vous fut quitte et absoluz,
Combien qu'il eust au deable fait promesse.
Preservez moy, que ne face jamais ce,
Vierge portant, sans rompure encourir,
Le sacrement qu'on celebre à la messe.
En ceste foy je vueil vivre et mourir.

Femme se suis povrette et ancienne,
Qui rien ne sçay; oncques lettre ne leuz;
Au moustier voy dont suis paroissienne
Paradis paint, où sont harpes et luz,
Et ung enfer où dampnez sont boulluz:
L'ung me fait paour, l'autre joye et liesse.
La joye avoir me fay, haulte deesse,
A qui pecheurs doivent tous recourir,
Comblez de foy, sans fainte ne paresse.
En ceste foy je vueil vivre et mourir.

Envoi.

Vous portastes, digne Vierge, princesse,
Jesus regnant, qui n'a ne fin ne cesse.
Le Tout-Puissant, prenant notre foiblesse,
Laissa les cieulx et nous vint secourir,
Offrir à mort sa tres chiere jeunesse.
Notre Seigneur tel est, tel le confesse,
En cette foy je vueil vivre et mourir.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die mittelalterliche Mysterienbühne.

Aus der kirchlichen Festliturgie hatte sich im 11. Jahrhundert das lateinische Mysterienspiel entwickelt und bald über alle Länder hin verbreitet, aber auch so viel störenden Mißbrauch und Unfug hervorgerufen, daß Bischöfe und Synoden und selbst der Papst bereits im folgenden Jahrhundert es einschränken und teilweise abschaffen mußten. Mancherorts wurde es vorläufig geduldet, aber aus der Kirche vor dieselbe verlegt. Von der Liturgie getrennt, konnte es sich nun der liturgischen Sprache entledigen und als eigentliche Volksbelustigung sich in der Volkssprache freier entfalten[1].

Das älteste derartige Mysterienspiel in französischer Sprache ist das „Adamsspiel“. Es stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und bezeichnet den allmählichen Übergang vom Liturgischen ins Weltliche,

[1] Vgl. Bd IV 418—432.

indem der Schauplatz noch so an die Kirche grenzt, daß „Gott Vater“ von demselben in die Kirche zurücktreten kann; zwischen den einzelnen Szenen aber werden vom Chor lateinische Strophen gesungen. Die Szenen selbst sind französisch und behandeln ohne ängstlichen Anschluß an den biblischen Text, oft in ganz freier Ausführung, den Sündenfall, den Tod Abels und die messianischen Weissagungen von Abraham bis auf Daniel. Ein erhöhter Teil des Schauplatzes war dem „Paradiese“ angewiesen, zwei getrennte Räume davor dienen der „Hölle“ und dem Diesseits. Die handelnden Personen belaufen sich auf achtzehn. In sehr lebendigem Dialog ist besonders die Verführung Evas durch den Teufel ausgeführt.

Von einem Auferstehungsspiel aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ist nur ein Bruchstück erhalten, ganz dagegen das „Spiel vom hl. Nikolaus“, das der Lyriker Jehan Bodel aus Arras ungefähr um dieselbe Zeit verfaßt hat, das früheste sog. französische Mirakelspiel. Es behandelt nicht das Leben oder einen Zug aus dem Leben des volkstümlichen Heiligen, sondern nur eines der vielen Wunder, welche die Legende von demselben erzählte. Es spielt in der Zeit der Kreuzzüge im Orient. Ein Heidenfürst bekriegt unabläßig die benachbarten Christen. Bei einem plötzlichen Überfall treffen seine Leute einen greisen Biedermann, der eben vor einem Bilde des hl. Nikolaus betet. Sie schleppen ihn mitsamt dem Bilde vor ihren König und melden ihm, wie sie ihn vor dem Bilde betend gefunden. „Elender!“ fährt ihn der König an, „glaubst du an dies Holz?“ „Herr“, erwidert der fromme Alte, „es ist nach dem Gleichnis des hl. Nikolaus gemacht, den ich sehr lieb habe, den ich auch anrufe und zu dem ich bete, weil niemand, der sich ihm von Herzen anbefiehlt, sich irgendwie verirren kann, und er ist ein so guter Schutzpatron, daß er alles mehrt und gedeihen läßt, was man ihm zum Schutz anempfiehlt.“ „Elender!“ sagt darauf der König, „ich werde dich spießen lassen, wenn er nicht meinen Schatz behütet und mehrt; ich stelle ihn unter seinen Schutz, um dich zu beschämen.“ Und er läßt den Alten in Fesseln schlagen, an seinem Geldkoffer aber die Schlösser öffnen und das Bild darauf stellen. Das kommt Dieben zu Ohren. Sie rauben den Schatz und das Bild. Der fromme Greis soll das mit dem Leben büßen, erhält aber noch eine Nacht Gnadenfrist, betet zu seinem Patron, überrascht die Räuber, die neben ihrem Raub eingeschlafen sind, und bringt sie dazu, freiwillig den Schatz mit dem Bilde zurückzutragen. Der König staunt über das Wunder, bekehrt sich und läßt sich mit all seinen heidnischen Vasallen taufen. Echt volksmäßig gedacht, ist das „Mirakel“ nicht weniger volkstümlich ausgeführt. Der Sarazenenkönig und seine Emire bramarbasieren geradeso wie ihre Doppelgänger in den Chansons de Geste, von welchen die Marktplätze widerhallten. Mit noch mehr sichtlicher Freude aber malt der Dichter den Raub des Bildes aus. Durch einen öffentlichen

Ausrufer läßt der König verkündigen, daß jeder seinen Schatz holen könne, der nur mehr von einem leblosen Mahoma bewacht sei. Der Ausrufer gerät aber alsbald an einem Wirtshaus mit einem andern Ausrufer in Streit, den der Wirt für seinen Wein angestellt. Der Wirt stiftet Frieden. Sein Wein wird nun ausgerufen:

Le vin percé tout de nouveau — à plein pot et a plein tonneau — sage et buvant, et plein et gros, — rampant comme écureuil au bois, — sans nul goût de pourri ni d'aigre — il court sur sa lie, sec et maigre, — clair comme larme de pécheur, — et croupe sur langue de lécheur; — autres gens n'en doivent tâter!

Das läßt sich der Räuber Pincadés nicht zweimal gesagt sein. Die Spitzbuben reden dann unter sich in eigentlicher Gaunersprache, und so gestaltet sich das fromme, erbauliche Stück zeitweilig zur heitern Volkskomödie.

In einheitlich ernstem Ton ist ein zweites Mirakelspiel gehalten, das etwa aus dem Jahre 1260 stammt. Sein Verfasser ist Rutebeuf (Rustebuef), der Gegenstand die Theophiluslegende, deren älteste griechische Fassung einem Diakonus Eutychianus zugeschrieben wird, durch die lateinische Übersetzung eines Paulus, Diakons in Neapel, bereits im Abendlande verbreitet war, durch Symon Metaphrastes und dessen Bearbeiter noch weitere Verbreitung fand. „Theophilus" ist nach dieser Legende Ökonom (vicedominus) der Kirche von Adana in Cilicien. Demütig genug, um die Wahl zum Metropoliten abzulehnen, aber nicht demütig genug, die Absetzung von seinem bisherigen Amte zu ertragen, ergibt er sich unter Beihilfe eines Juden der Magie und verschreibt sich endlich förmlich dem Teufel, um von diesem sein Amt wieder zu erlangen und aller Ehren und Freuden zu genießen. Er findet indes das erhoffte Glück nicht. Von Gewissensbissen gefoltert, nimmt er seine Zuflucht zu Maria, der Himmelskönigin, und nicht vergeblich. Nach vierzig Tagen der Buße tröstet sie ihn in einer himmlischen Vision. Drei Tage später bringt sie ihm Verzeihung seiner Schuld, und abermals nach drei Tagen gibt sie ihm die Urkunde zurück, durch die er sich dem Teufel verschrieben hatte. Diese Legende, während des Mittelalters noch häufig episch und dramatisch bearbeitet, ist als Vorläuferin der Faustsage auch für die neuere Literatur bedeutsam geworden. Rutebeuf hat sie in zwei Teile zerlegt, von denen der erste acht, der andere fünf Szenen umfaßt, die sich hinwieder auf acht Mansionen verteilen: Himmel und Hölle, eine Kapelle, die Wohnungen des Bischofs, des Theophilus, der Priester Peter und Thomas und des Zauberers Salatin. Wirklich ergreifend sind die Gebete, in welchen Theophilus um Hilfe und Rettung zur seligsten Jungfrau ruft.

Da es kein eigentliches Theater gab, die Aufführung der Mysterien und Mirakelspiele aber viele Teilnehmer, Einübung und eine gewisse Organisation, großen Aufwand und Geldmittel erforderte, konnten einzelne

Dichter dem werdenden Drama nicht weiter voranhelfen, wenn ihnen nicht eine soziale Unterstützung zu teil wurde. Diese fand sich in den sog. **Puis** (Puys), d. h. freien Liebhaber-Gesellschaften und Vereinen, welche sich zur Pflege der Dichtkunst zusammentaten, zu gewissen Zeiten Liedertage abhielten und in poetischen Wettkämpfen die besten Leistungen krönten. Der Ursprung des Namens ist strittig. Eine Kapelle Notre-Dame-du-Puy bei Valenciennes soll bereits 1229 der Versammlungsort einer solchen Dichtergilde gewesen sein. Andere Puis bestanden während des 13. Jahrhunderts in Arras, Douai, Lille, Tournai; später erscheinen solche in Caen, Amiens, Cambrai, Béthune und Beauvais. Der Puy in Douai wird 1330 confrérie des clercs parisiens genannt. Die Schiedsrichter hießen princes. Die Mitglieder gehörten verschiedenen Ständen, meist der Bürgerschaft an; als Dichter und führende Leute erscheinen aber vorwiegend Clercs, d. h. Leute, die einige Studien gemacht hatten und kirchliche Benefizien verzehrten, aber nicht der höheren Geistlichkeit angehörten. Von den kleineren Städten aus verpflanzten sich die Puis dann auch nach Paris [1].

Arras, die Vaterstadt des Jehan Bodel und des frühesten Mirakelspiels scheint auch die Heimat der ältesten weltlichen Singspiele und Komödien zu sein. Zu Ehren seines „Prince" Robert Soumillon gab der Puy von Arras 1262 ein satirisches Lustspiel, das den Titel führt Jus d'Adan oder das „Laubenspiel" (Jeus de la fuellie). Der Adam des Stückes ist aber nicht unser biblischer Stammvater, sondern der Hauptpoet der Stadt, Adam, der in vier Akten sich selbst, den Vorsitzenden des Puy und seine übrigen Mitbürger, Männer und Frauen, in der drolligsten Weise durchhechelt. Obwohl bereits verheiratet, will er nach Paris und geistlich werden. Alsbald fallen aber seine Freunde über ihn her und zerrupfen seinen Plan

---

[1] Beauchamps, Recherches sur le théâtre français, Paris 1735. — Frères Parfaict, Histoire du théâtre français, Paris 1745, Bd I—III. — O. Le Roy, Études sur les mystères, Paris 1837. — Ch. Magnin, Les Origines du théâtre moderne (Journ. des Savants 1846 1847 1856). — Édelestand du Méril, Les Origines latines du théâtre moderne, Paris 1846. — Coussemaker, Drames liturgiques, Rennes 1860. — Pifteau et Goujon, Hist. du théâtre en France 1398—1636, Paris 1879. — L. Petit de Julleville, Les Mystères, Paris 1880; Hist. de la langue et de la litt. française II 399—445; Les Comédiens en France, Paris 1885. — Schiött, Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der mittelalterlichen Bühne: Herrigs Archiv LXVIII (1882) 129 ff. — L. Gautier, Origines du théâtre moderne (Le Monde, Août, Sept. 1872). — G. Paris, La Poésie française au XV^e siècle, Paris 1886, 213—261. — J. de Rothschild, Le mystere du Vieil Testament, 6 Bde, 1878—1891. — M. Sépet, Le Drame chrétien au moyen-âge, Paris 1877; Origines catholiques du théâtre moderne, Paris 1901. — Wilmotte, La Naissance de l'élément comique dans le théâtre religieux, Paris 1902. — W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I, Halle 1893.

und ihn selbst und seine Frau, dann die übrigen Damen von Arras und schließlich ihre Männer. Die Frauen werden durch eine derbe ärztliche Konsultation an den Pranger gestellt, die Männer durch einen Mönch, der Almosen für die Reliquien des hl. Acarius sammelt, der vom Wahnsinn heilt. Die Clercs, die nur die niederen Weihen empfangen haben, werden durch ein eben ergangenes Dekretale des Papstes Alexander IV. in die Klemme gebracht, das sie für Bigamisten erklärt, wenn sie eine Witwe oder eine übel berüchtigte Person heiraten wollen. Nun wird der Mönch gebeten, sich mit seinen Reliquien zurückzuziehen. Die Tafel wird gedeckt. Denn auf diesen Tag (St Nikolaus, 6. Dez.) pflegen aus ihrem Wunderlande die Fee Morgue, die gespenstige mesnie Hellekin mit der Fee Maglore und Arsile unter lustigem Glöckchenklang zum Besuche einzutreffen. Sie kommen, werden bewirtet und verleihen ihren Wirten die herrlichsten Gaben, Reichtum, Schönheit und Gesang. Nur für Maglore hat der Clerc Riquece vergessen, ein Messer hinzulegen, und wird deshalb zu baldiger Glatzköpfigkeit verurteilt. Dann lassen die Feen das Rad Fortunas erscheinen, an dem wieder mehrere Bürger von Arras durchgehechelt werden.

Nach Abzug der Feengäste wird bei Hering und dünnem Wein mit Würfeln gespielt. Der Mönch wird betrogen und verliert so viel, daß er seine Reliquien zum Pfand einsetzen muß. Erst gegen Morgen kann er sie endlich einlösen und kommt aus dem Wirtshaus, da schon die Glocken den Sankt-Nikolaustag einläuten. Die Komik spielt stellenweise arg ins Schmutzige, ist aber im übrigen harmlos und urfröhlich. In den sangbaren Versen herrscht frische Mannigfaltigkeit; eine längere Rede hält Adam sogar in Terzinen [1].

Adam de la Hale, der „Bucklige" zubenannt, obwohl er gegen diesen Beinamen protestierte, Lyriker und Musiker, Bürger von Arras, wird von einigen als Verfasser dieses Stückes betrachtet. Er zog freilich um 1262 nach Douai, später nach Paris und starb 1285 am Hofe Karls von Anjou in Neapel. Sicher ist ihm das Singspiel Robin et Marion zuzuschreiben, das etwa um 1283 in Neapel aufgeführt wurde. Es ist eine dramatisierte Pastourelle oder ein kleines Schäferstück, ohne viel Inhalt, aber voll graziöser Heiterkeit. Robin und Marion sind ein jugendliches sterbensverliebtes Hirtenpaar, dessen Glück ein fremder Ritter zu stören versucht. Marion weist seine schmeichlerischen Bewerbungen zurück; doch während Robin seine Freunde Gautier, Baudon, Huart und Perrette herbeiholen will, kommt der Ritter zum zweitenmal und wird wiederum abgewiesen. Robin trifft nun ein. Es gibt Streit. Robin ist furchtsam und verteidigt Marion so schlecht, daß der Ritter sich ihrer bemächtigt und sie auf sein

[1] Hist. litt. XX 642—650. — Gröber, Grundriß II 979.

Pferd setzt. Aber um so tapferer ist Marion. Sie kämpft sich selber frei, neckt Robin gehörig, bleibt ihm aber treu. Gesang, Spiel und Tanz der Hirten feiern das fröhliche Wiederfinden. Warnier wird nach einigen Schwierigkeiten mit Perrette verlobt. Robin und Marion wollen ihre Hochzeit am nächsten Tage feiern [1].

Ein bemerkenswerter Zug ist das Zartgefühl, das sich in dem Stück äußert. Da einer der Hirten, Gautier, etwas Derbes sagen oder singen will, tritt ihm Robin alsbald mit einem strengen „Fi, Gautier!“ entgegen.

Qui devant Marote, ma mie,
Avez dit si grant vilenie,
Or ne vous aviegne jamais!

Und da sich Gautier ein zweites Mal vergißt und die unsaubere Geschichte von Audigier und Grimberge anstimmen will, ruft ihm Robin abermals Halt zu:

Ho! Gautier, je n'en voeil plus, fi!
Dites, seréz vous tous jours teus?
Vous estes uns ors menestreus [2].

Man darf also aus den Derbheiten, die sich in andern Stücken finden, nicht den Schluß ziehen, als ob es im Mittelalter ganz an Anstand und Zartgefühl gefehlt hätte. Neben ausgelassenen Menschen, denen kein Scherz zu grob war, gab es auch solche, die Zucht und Sitte achteten; neben arger Leichtfertigkeit und Verkommenheit blühte auch Ernst und christliche Ehrbarkeit, zwischen beiden und wohl am häufigsten fand sich eine gewisse Leichtlebigkeit, welche grundsätzlich sich nicht von Glauben und Sitte lostrennen wollte, aber nicht immer in voller Harmonie damit stand. Nichts ist falscher als die Vorstellung, als wäre die mittelalterliche Gesellschaft eine vom Klerus tyrannisierte und völlig erdrückte massa damnata gewesen. Nie haben persönliche Freiheit und Humor solche Spannweite genossen. Darum haben geistliches und weltliches Drama fast gleichzeitig begonnen, und das geistliche hat sich nur mit größter Mühe der Profanation erwehren können. Wäre ein Shakespeare oder Calderon aufgestanden, er hätte für seine Dichtungen den freiesten Spielraum gefunden.

Gerade die weltliche Bildung aber war, wie der „Rosenroman“ zeigt, in eine Richtung geraten, welche einen lebendigen Aufschwung der Poesie nahezu unmöglich machte, sie vielmehr weiterem Verfall entgegenführen mußte. Und so hat denn auch die Weiterentwicklung des Dramas den erfreulichen Anfängen nicht entsprochen.

Etwa aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammt eine Sammlung von 40 Mirakelspielen, welche den Titel führt: „Wunder Unserer

[1] Hist. litt. XX 668—672. [2] Hist. litt. XX 672.

Lieben Frau" (Miracles de Notre Dame). Sie scheinen aus verschiedener Zeit und von verschiedenen Verfassern herzurühren und sind vielleicht für irgend einen Puy gesammelt worden. Sie stellen eine reiche Fülle von legendarisch-dramatischem Stoff dar, aus dem ein tüchtiger Dichter hätte etwas machen können. Daß alle mit einer wunderbaren Dazwischenkunft der Madonna schließen, gibt ihnen allerdings ein etwas einförmiges Gepräge. Die religiöse Begeisterung jener glaubensinnigen Zeit mochte indes darüber sich leicht hinaussetzen, da sonst in den Stoffen die bunteste Mannigfaltigkeit herrscht.

Aus der großen Legendensammlung Gautiers sind verhältnismäßig wenige entnommen:

1. Von dem Kind, das dem Teufel übergeben wurde. 2. Wie Maria einer gefallenen Äbtissin beisteht. 7. Von einer Nonne, die ihre Abtei verließ. 13. Von Kaiser Julian und Libanius. 14. Vom Propst, den Unsere Liebe Frau aus dem Fegfeuer befreite. 17. Das exkommunizierte Gemeindemitglied. 19. Vom Kanonikus, der sich verheiratete. 26. Wie Unsere Liebe Frau eine Frau vor dem Feuertode bewahrte. 27. Die Kaiserin von Rom. 35. Der Kaufmann und der Jude.

Andere Stoffe sind aus der weltlichen Epik geschöpft:

29. Von der Tochter des Königs von Ungarn. 37. Von der Tochter eines Königs. 4. Die Frau des Königs von Portugal. 28. Von Othon, König von Spanien. 12. Die Marquise de la Gaudine. 31. Berta mit den großen Füßen. — Wunder des Königs Thierry. 33. Robert der Teufel. 34. Amis und Amiles.

Der Geschichte entnommen ist 39. Von Clovis; anderweitigen Legenden: 40. St Alexis. 18. Theodor. 20. St Silvester und der Kaiser Konstantin. 21. Barlaam und Josaphat. 24. St Ignatius. 38. St Lorenz. 25. St Valentin. 22. St Pantaleon. — St Bathilde. — 9. St Wilhelm in der Wüste.

Aus anderweitigen Quellen stammen:

3. Der Bischof, den der Archidiakon tötete. 11. Ein Kaufmann und ein Räuber. 8. Der Papst, der den Balsam verkaufte. 6. St Johann Chrysostomus. 30. Jean le Paulu. 10. Der Bischof, dem Unsere Liebe Frau ein goldenes Juwel gab. 16. Die Mutter des Papstes. 36. Peter der Wechsler.

Ein vereinzeltes Stück ist nicht so sehr Mirakel, sondern Mysterienspiel: 5. Die Geburt Unseres Herrn Jesus Christus.

Der Zweck dieser Stücke war nicht bloße Unterhaltung, sondern zugleich fromme Erbauung. Die meisten derselben beginnen darum mit einer kleinen Predigt, an deren letzte Worte sich der Anfang mit gereimtem Verse anschließt. Ebenso ist vielen am Ende ein Lobgedicht auf Maria (ein sog. Serventoy) in fünf Strophen angehängt. Die Erscheinung der Madonna, welche in allen die Lösung herbeiführt, wird gewöhnlich mit der ersten Hälfte eines Rondeau eingeführt, das die sie begleitenden Engel singen; die zweite Hälfte wird dann gesungen, wenn sie wieder entschwebt, und gibt so der Hauptszene eine künstlerische Abrundung.

Sehr umfangreich sind die Stücke nicht. Das kürzeste zählt 761, das längste 3324 Verse. Die Zahl der Personen richtet sich nach der jeweiligen

Geschichte und geht von 9 bis zu 47. Die Ausführung hält sich an die gegebene Vorlage und begnügt sich damit, den epischen Vorwurf einfach zu dramatisieren, ohne eine tiefere Motivierung und Verwicklung anzustreben. Meist führt indes der tragische Stoff selbst eine gewisse Spannung herbei und bietet Gelegenheit, Schmerz, Trauer, Unwillen, Entrüstung und andere Leidenschaften in lebendiger Rede zu zeichnen oder Rührung hervorzurufen. Innig und ergreifend sind meist die Gebete, in welchen die Leidenden, Gekränkten, Gefährdeten und Hilflosen bei der Madonna Rettung und Hilfe suchen. Abgesehen von diesem gemeinsamen religiösen Element, bewegt sich die Handlung weit öfter im Weltlichen und Alltäglichen, im Gewirr der menschlichen Leidenschaften, Sünden und Nöten als in geistlicher und idealer Sphäre. Auch die geistlichen Legenden stehen mit der argen Welt und ihren Verirrungen in Kontakt und vereinigen sich zu einem bunten Weltbild, in dem beide Geschlechter, alle Alter und Stände, alle Verhältnisse und Lebenslagen ihre Vertretung finden. Tief religiöse Ideen heben die realistische Zeichnung in eine ideale, echt poetische Sphäre empor; was aber fehlt, ist eigentlich dramatische Durchdringung und künstlerische Beherrschung. Der Reiz der naiven epischen Erzählung wird durch die Dialogisierung oft nicht verstärkt, sondern eher abgeschwächt, und nur allzu häufig ist der Stoff solcher Natur, daß er eigentlich dramatische Behandlung nicht leidet und daß aus der Handlung bloße Rede wird. Das Legendendrama der spanischen Meister lag hier gleichsam im Keime, aber es fand die künstlerische Form nicht.

Vielleicht etwas älter als die große Sammlung sind noch einige „Marien-Mirakel", welche sich außer derselben erhielten, so die Stücke „Vom Ritter, der seine Frau dem Teufel übergab", „Von dem jungen Mädchen, das sich der Sünde ergeben wollte", „Von der Hostie", „Von der Bürgerschaft von Rom", „Von St Dominikus" oder „Mysterienspiel von der Gründung des Ordens der Predigerbrüder". Das erste ist auf das Fest der Unbefleckten Empfängnis berechnet, das zweite für das Fest Mariä Geburt; im letzten streiten Engel über den Vorrang zwischen dem hl. Dominikus und seinem Ordensbruder, dem hl. Reginald a Sto Ägidio, dem eine Erscheinung Marias zu teil wird.

In vielen der „Marien-Mirakel" tritt das religiöse Moment so stark zurück, daß nur ein kleiner Schritt zu einem völlig weltlichen Drama nötig gewesen wäre. Dieser Schritt wurde in der „Geschichte der Griseldis" (oder Livre de l'estoire de la marquise de Saluce miz par personnages et rigmé 1395) gemacht, einer geschickten Dramatisierung der an sich schon pathetischen Erzählung, wahrscheinlich nach einer französischen Bearbeitung, die sich auf eine frühere italienische stützte.

Mirakelspiele von den Heiligen. Zu Lieblingshelden waren indes dem Volke durch den kirchlichen Kult, die Predigt und die weitverbreitete Legendenliteratur längst die Heiligen geworden, und so hat sich

denn die allenthalben aufblühende Volksbühne hauptsächlich ihrer Großtaten und Wunder bemächtigt. In Lille wird ein Spiel von der hl. Katharina bereits 1351 erwähnt. Vom Anfang des 15. Jahrhunderts an tauchen allüberall solche Heiligendramen auf, in Metz, Bar-sur-Aube, Triel, Paris, Dijon, Nevers, Compiègne, Auxerre, Beauvais, Amiens, Chambéry, Rouen, Troyes, Angers. Sie gaben bald den ganzen Lebenslauf der Heiligen bald nur einzelne Züge oder Wunder daraus. Die einen sind Stadt- oder Zunftpatronen, die andern sonst beliebten Heiligen gewidmet. Über eine Menge derselben sind nur gelegentliche Notizen vorhanden; eine stattliche Anzahl ist noch erhalten.

Das älteste der letzteren ist das Spiel von den hll. Krispin und Krispinian, welches die Schustergilde in Paris bereits im Anfang des Jahrhunderts aufführte, dann 1443, 1458 und 1459 wiederholte. Über die hl. Barbara sind zwei Stücke erhalten, die in Metz, Amiens, Compiègne, Angers und Laval aufgeführt wurden; das kürzere zählt gegen 3500 Verse und wurde öfters gedruckt; das längere (von Laval) umfaßte in seinen fünf Journées 20 000 Verse, die sich auf mehr als hundert Spieler verteilten. Das große Mystère von St Peter und Paul, 1451 zu Compiègne aufgeführt und später gedruckt, kommt auf 17 000 Verse. Kürzere Stücke (später gedruckt) verherrlichen den hl. Andreas, die hl. Maria Magdalena, den hl. Christophorus, den hl. Adrian, den hl. Nikolaus, den hl. Didier, Bischof von Langres.

Eine einzige Handschrift der Bibliothek Ste Geneviève enthält nicht weniger als elf solche Stücke (St Stephan. Bekehrung der hll. Petrus und Paulus. Bekehrung des hl. Dionysius. Spiel vom hl. Dionysius. Freude der Engel bei der Geburt der hl. Genovefa. Martyrium der hll. Petrus und Paulus. Leben des hl. Fiacre. Dazu noch vier biblische Stücke). Andere Spiele verherrlichen die hll. Quinctin, Vinzenz, Sebastian, Genesius, Clemens, Martin, Fiacre, Bernhard von Menthon, Margareta, Remigius.

Das „Spiel vom hl. Remigius“, in welchem das religiöse Moment auch stark mit dem nationalen verknüpft war, näherte sich (mit seinen 15 000 Versen) schon mehr einem historischen Volksschauspiel. In noch höherem Grade ist das bei dem „Spiel vom hl. Ludwig“ der Fall, das 20 000 Verse zählt, 280 sprechende Mitspieler erheischte und auf drei Tage berechnet war. Die Handschrift ist von 1472. Am Vormittag des ersten Tages wurde die Krönung und die Vermählung des Königs vorgeführt, Kämpfe mit einem seiner Kronvasallen und den Engländern und seine Erkrankung. Nach einer Pause leitete ein Prolog die Fortsetzung ein: das Aufgebot zum Kreuzzug, eine Kreuzzugspredigt, Abschied der Kreuzfahrer, Einschiffung des Heeres, Kampf mit dem Sultan von Babylon, Einnahme von Damiette. Ein eigener Epilog beschloß diesen ersten Teil. Am zweiten Tag wurde nur vormittags gespielt. Die Fortsetzung, die das Leben des Königs bis 1260 weiterführte, verherrlichte hauptsächlich seine Regententugenden, seine Frömmigkeit und Tapferkeit, seine Gerechtigkeit und seine Mildtätigkeit, seine treue Vatersorge für Familie und Volk. Die Vor-

stellung am Nachmittag des dritten Tages schilderte die letzten Regierungsjahre Ludwigs, die Ermahnungen des sterbenden Königs an seinen Sohn, seinen Tod, der auf der Bühne selbst vorgeführt wurde, und endlich einige Wunder, die seine Heiligkeit bezeugten.

Verkörperten schon Remigius und Ludwig zwei großartige Wendepunkte französischer Geschichte, so ward in der „Belagerung von Orléans" ein drittes, viel näher liegendes Ereignis von ähnlicher Bedeutsamkeit zum eigentlichen historischen Volksschauspiel gestaltet. 1431 war die Jungfrau von Orléans, Frankreichs Retterin, auf dem Scheiterhaufen gestorben; seit 1435 feierte die Stadt Orléans jährlich ihr Andenken durch eine große Festprozession; erst 1456 schloß aber eine gerichtliche Untersuchung, durch welche ihre Familie ihre vollen bürgerlichen Ehren wiedererlangte. Aus dieser Zeit mag das Stück stammen, das den Entsatz von Orléans in 20529 Versen verherrlicht. Die Zahl der redenden Spieler beträgt 140; die Heldin allein hat 3000 Verse zu bewältigen. Das Stück fängt in England an, wo der Graf von Salisbury den Plan zur Eroberung Frankreichs vorschlägt und durchsetzt, spielt dann weiter in Rouen, Chartres und Orléans, wo astrologische Weissagungen, Beratungen, Aufgebote den Kampf einleiten, dieser selbst in den mannigfachsten Kriegsszenen vorgeführt wird. Endlich ergeht Gottes Ruf an die schlichte Jungfrau, und zwar durch den hl. Michael, der ihr auch in den ersten Schwierigkeiten zur Seite steht. Denn es dauert lange, bis man ihr glaubt. Endlich aber gelangt sie nach Orléans, hebt den Mut der Belagerten, schreckt die Feinde, nimmt die englischen Heerführer gefangen und befreit die Stadt. In ihrer Schlußrede fordert sie die Bewohner auf, ihre Rettung künftig durch eine Prozession zu feiern. Ihr tragisches Los ist nicht in den Rahmen der Darstellung gezogen, die nur eine religiös kriegerische Apotheose im Auge hat.

Durch die mittelalterliche Epik hatte sich in weiten Kreisen die Anschauung eingebürgert, daß die Römer die Stammherren der Franzosen, die Trojaner aber die Stammherren der Römer seien, daß also die französische Urgeschichte in Troja beginne. So verfiel denn in Orléans selbst 1450 ein jugendlicher Rechtskandidat Jacques Milet auf die Idee, auch die „Zerstörung von Troja" in Form eines großen, viertägigen Volksschauspiels auf die Bühne zu bringen. Er legte seiner Arbeit die lateinische Historia troiana zu Grunde, welche der Sizilianer Guido delle Colonne (um 1272) nach französischen Troja-Epen verfaßt hatte. Im Laufe zweier Jahre erwarb er sich den Magistergrad und vollendete zugleich sein Opus magnum, das 28000 Verse zählt. Sonst ist nichts von ihm bekannt, als daß er 1450 der Agnes Sorel eine lateinische Grabschrift widmete, seiner eigenen Geliebten aber 1459 ein allegorisches Gedicht: „Der Wald der Traurigkeit". Um 1466 starb er in Paris. Voll humanistischer

Schönrednerei, zerfließt das Stück bald in schleppenden Vorbereitungen und Kampfespausen, bald in langen Kampfszenen, bald in süßlichen Sentimentalitäten, bei denen es nicht an Tränen und Ohnmachten fehlt. Ob es aufgeführt worden, steht nicht fest. Jedenfalls hat Milet in diesem antikisierenden Genre des Volksschauspiels keinen Nachfolger gefunden. Die bevorzugten Stoffe der Volksbühne blieben die geistlichen. Waren sie dem Leben der Heiligen oder der Legende entnommen, so nannte man die Stücke gewöhnlich „Mirakelspiele“ (miracles), waren sie aus den heiligen Schriften geschöpft, so hießen sie gewöhnlich „Mysterien“ (mystères). Doch wurde die Scheidung der beiden Namen nicht strenge innegehalten. In den Augen des gläubigen Volkes war das wunderbare Leben der Heiligen und der Kirche nur eine lebendige Fortsetzung der Heilsgeschichte, wie sie sich in den beiden Testamenten entfaltet, und in welcher Wunder und Geheimnis (Mirakel und Mysterium) sich ebenso lebendig durchdrangen.

Ihre reichste Entwicklung und größte Volkstümlichkeit erlangte die mittelalterliche Bühne allerdings in den eigentlichen „Mysterien“ oder „Mysterienspielen“, in welchen die Historien des Alten Testamentes mit ihren mystischen und prophetischen Vorbedeutungen, einzelne Hauptgeheimnisse des Neuen Testamentes, besonders die Geburt, die Passion und Auferstehung des Herrn, endlich aber die gesamte Heilsgeschichte zur Darstellung gelangten.

Der Name wird zuerst einem Auferstehungsdrama beigelegt, das 1376 zu Cambrai aufgeführt wurde. Andere Auferstehungsdramen wurden 1425 zu Nevers, 1456 zu Angers, 1484 zu Mecheln aufgeführt, Christi Himmelfahrt 1416 in Lille, die Apokalypse 1409 in Lille, Christi Geburt 1451 in Lille, 1474 in Rouen, 1494 in Laval, Mariä Reinigung 1452 in Abbeville, das Alte Testament 1458 ebendaselbst, Jonas 1488 ebendaselbst, die Apostelgeschichte 1478 in Angers, Joseph 1496 in Amiens.

Am häufigsten und beliebtesten waren indes die Passionsspiele: 1396 und 1432 in Nevers, 1426 in Decize, 1427, 1445, 1455 in Amiens, 1430 in Rennes, 1445 und 1452 in Rouen, um 1451 in Orléans, 1455 in Abbeville, 1446 in Auxerre, 1450—1473 viermal in Paris, 1483 in Troyes, 1484 und 1490 in Reims, 1485 und 1487 in Lyon, 1485 in Tours, 1486 in Angers, 1486 in Châlons-sur-Marne, 1490 in Paris.

Wiederholt wurde auf mehreren Bühnen die Passion mit der Auferstehung verbunden, die Auferstehung hinwieder mit der sog. Vengeance, d. h. einer nach legendarischen Quellen ausgeführten Darstellung des furchtbaren Gottesgerichtes, das in der Zerstörung Jerusalems den ungeheuern Frevel der Kreuziger rächte.

Im ganzen zählt Petit de Julleville zwischen 1398 und 1580 88 Aufführungen von Passionsspielen auf, womit die wirkliche Zahl aber sicher lange nicht erreicht ist.

Spiele aus dem Alten Testament treten seit 1458 auf. Sie mehrten sich zusehends und wurden von 1500 an zu größeren Cyklen ver-

bunden. Ein solcher wiederholt gedruckter Cyklus enthält 17 Abteilungen mit 49386 Versen:

1. Schöpfung und Sündenfall. 2. Kain und Abel. 3. Die Sündflut. 4. Turmbau zu Babel. 5. Abraham. 6. Isaak. 7. Joseph. 8. Moses. 9. Samson. 10. David. 11. Salomo. 12. Job. 13. Sennacherib und Tobias. 14. Daniel und Susanna. 15. Judith. 16. Esther. 17. Oktavian und die Sibylle.

Den nötigen Stützpunkt und die erforderliche Organisation fanden die Mysterienbühne wie die Mirakelspiele teils an den Puis teils an Zünften, Gilden und Bruderschaften. Auch die Stadtverwaltungen liehen zu den größeren und kostspieligeren Aufführungen ihre Hand. Alle Stände lieferten Mitspieler, deren Eifer und Wetteifer eine möglichst glänzende Ausstattung begünstigte. Wie kirchliche Feste und Prozessionen, weltliche Aufzüge und Feierlichkeiten, wurden auch diese Spiele eine gemeinsame Sache aller, eine bürgerliche Ehrensache und eine Sache der allgemeinen religiösen Erbauung, eine Tat des frommen Volksgeistes, wie es einst die Erbauung der großen Münster und Dome war. Eine ständige Organisation mit offizieller Anerkennung scheinen sie zuerst in Paris erlangt zu haben.

Hier, im Zentrum des geistigen und wissenschaftlichen Lebens, bildete sich zur Aufführung von Passionsspielen eine eigene Bruderschaft (Confrérie de la Passion), welche 1380 von den Behörden urkundlich anerkannt wurde, 1402 von Karl VI. das ausdrückliche Recht erhielt, Christi Leidensgeschichte und andere Mysterien aufzuführen. Ähnliche Bruderschaften wurden im Laufe des 15. Jahrhunderts in mehreren Städten errichtet; eine in Rouen soll schon vor derjenigen in Paris, 1372, entstanden sein. Da die Aufführungen immer häufiger wurden, kam es in Paris zur Errichtung einer ständigen Bühne in einem Hospital bei der Trinitatiskirche, an der Straße nach St Denis, mit einem Schauspielraum von ungefähr 480 Quadratmetern.

Während das altklassische Drama die weitest ausschauenden Stoffe auf eine möglichst kurze Spanne Zeit, auf einen möglichst engen Raum zusammendrängte und demgemäß den streng bemessenen Bühnenapparat im Rahmen symmetrischer Architektur auf einheitliche Bilder von plastischer Ruhe und Schönheit berechnete, war die naive Volksbühne des Mittelalters nur darauf eingerichtet, dem staunenden Blick nicht nur die verschiedenen irdischen Schauplätze ihrer Historien, sondern zugleich das ganze Jenseits, Hölle, Fegfeuer und Himmel, statt durch sukzessiven Szenenwechsel, von vornherein in einem Gesamtbilde vorzuführen. Einer kindlichen Schaulust wurde damit hohe Befriedigung gewährt; aber künstlerisch ließ sich eine solche Aufgabe, selbst bei kleineren Mysterien, kaum befriedigend lösen. Es konnte nur ein verwirrendes Neben- und Durcheinander entstehen. Vollends bei den größeren Stücken gestaltet sich die Bühne zu einer Jahrmarktsschau, in deren bunten

Bildern der Blick nirgends Einheit und Ruhe findet. Ein Bild der Bühne des Passionsspiels von Valenciennes aus dem Jahre 1547 ist uns in einer Handschrift der Pariser Nationalbibliothek erhalten.

Links sieht der Beschauer eine offene Säulenhalle, die als großer Saal dient; darüber als zweiter Stock ist ein kreisförmig abgeschlossener Raum, der das Paradies vorstellt. Neben dem Saal friedigt eine Hecke einen kleinen Grasplatz ein, hinter welchem mitten in einer niedrigen Mauer ein Tor sich öffnet: das ist Nazareth. Nun springt wieder ein großer offener Säulenraum in die Hauptbühne vor: das ist der Tempel von Jerusalem. Dann setzt sich die Mauer nach rechts hin fort, wieder mit einem Tor in der Mitte: das ist die Stadt Jerusalem. Sie ist genau so groß wie Nazareth, hat aber rechts einen kleinen Turm. Weiter rechts davon springt wieder ein großer phantastischer Bau in die Mittelbühne vor, zu dem ein kleiner Treppenvorbau von links hinanführt, während nach vorn zwei vergitterte Löcher einen Kerkerraum andeuten. Dieser große Bau, ungefähr in der Mitte der Bühne, ist „der Palast" (des Pilatus). Rechts davon läuft die Mauer wieder weiter und wird nur von zwei Toren unterbrochen. Das erste bedeutet das „Haus der Bischöfe" (d. h. der Hohenpriester), das andere die Goldene Pforte. Vor der letzteren ist ein viereckiges Bassin, welches das Meer darstellt, mit einem Schiff darauf, das fast ein Viertel des „Meeres" einnimmt. Rechts vom „Meer", nach dem Hintergrund zu, ist ein kerkerartiges Schloß, aus dem riesiger Feuerqualm emporschlägt, und aus dessen vergitterten Fenstern nackte Gefangene herausschauen: das ist das Fegfeuer. Den Abschluß nach rechts bildet endlich die Hölle, ein festungsartiger Bau, aus dessen Haupttor nach links der bewegliche Rachen eines riesigen Ungetüms hervorschaut, während darüber in größeren Öffnungen ein Rad mit Verdammten sichtbar ist, von den Zinnen Teufelsfratzen Feuer speien, in die Höhe aber noch eine Stange emporragt, auf welcher ebenfalls ein feuerspeiender Teufel thront.

Die „Mansionen" — so heißen die für sich abgeschlossenen Bühnenteile — sind wohl in einer gewissen Symmetrie verteilt; aber schon abgesehen von dem burlesken Höllenbild, das mit seinen volkstümlichen Karikaturen Himmel und Erde überschreit, kommt kein wohltuendes oder einheitliches Bild heraus.

All das genügte indes noch nicht, als die Stücke allmählich anwuchsen und mehrere Tage lang daran gespielt wurde. Bei einem Weihnachtsspiel zu Rouen (1474) stieg die Zahl der Mansionen auf 24. Da waren eigene Häuser für Joachim und Anna, für die Sibylle, für Simeon und Elisabeth, ein Tempel Salomos, ein Tempel Apollos, das Kapitol in Rom, ein Palast des Augustus usw. Ja, die Hauptbühne reichte nicht aus, es mußten noch Nebenbühnen errichtet und Pausen gemacht werden, um neue Gerüste und Szenerien anzubringen.

Der Realismus, wie ihn das Volk liebt und genießt, kannte nahezu keine Grenzen. Da Sonne und Mond nicht vom Himmel herabgeholt werden konnten, mußten sie wenigstens durch künstliche Apparate im Theater leuchten. An wirklichen Bäumen, Blumen und Vögeln aber durfte es nicht fehlen. Auch lebendige Schafe, Lämmer, Pferde, Hunde und Hirsche wurden auf die Bühne gebracht, Jagden abgehalten, Schlachten zu Land und zu Wasser vorgestellt, Belagerungen vorgenommen, Häuser und Städte verbrannt. Bei den Martyrien wurden den redenden Personen gleichkostümierte Puppen unterschoben und in jeglicher Weise zu Tode gequält, enthauptet, erwürgt oder verbrannt. Im Fegfeuer und in der Hölle loderte wirkliches Feuer. Die Engel wurden mit Maschinen aus dem Himmel heruntergelassen.

Die meisten Mysterienspiele sind ohne Verfassernamen; doch läßt die genaue Vertrautheit mit der biblischen Geschichte, mit der Legende und mit der theologischen Auffassung des Erlösungswerkes durchschnittlich eher auf Geistliche als auf weltliche Verfasser schließen. Eine „Vengeance Jesuchrist" trägt in der von 1460 stammenden Handschrift den Namen des Eustache Mercadé, der Prévost von Dampierre, dann geistlicher Richter in Corbie und endlich Prior zu Ham (Pas de Calais) war und 1440 starb; wahrscheinlich ist ihm ebenfalls die große in derselben Handschrift erhaltene Passion (in 24 944 Versen) zuzuschreiben. Jean du Perier, dit le Prieur, Hofmarschall des Königs René, dichtete nicht nur das Mirakelspiel Roy Avenir (eine Bearbeitung der Barlaam- und Josaphatlegende in 13 000 Versen), sondern wird auch als Verfasser eines Weihnachtsspiels, eines Dreikönigspiels und eines Osterspiels betrachtet.

Das umfangreichste cyklische Mysterienspiel verfaßten die zwei Brüder Arnoul und Simon Greban, aus Mans gebürtig. Arnoul Greban, etwa um 1420 geboren, wurde 1440 magister artium, 1456 Baccalaureus an der theologischen Fakultät in Paris. In der Zwischenzeit dichtete er für die Passionsbruderschaft daselbst ein Passionsspiel von 34 574 Versen, das sich auf 224 redende Personen und auf vier Tage verteilte. Es muß schon vor 1455 vollendet gewesen sein, da Arnoul eine Kopie desselben für zehn Goldtaler nach Abbeville verkaufte, und kam in Paris selbst wiederholt zur Aufführung. Später tat er sich mit seinem Bruder Simon zusammen, der 1468 im Dienste des Herzogs Karl von Maine, eines Bruders des Königs René, stand, um ein doppelt so großes Mysterienspiel „Die Apostelgeschichte" abzufassen, das in neun Büchern 61 908 Verse umfaßt und 494 Personen beschäftigt. Beide Brüder starben als Kanoniker in ihrer Vaterstadt, Arnoul 1473, Simon wohl nicht lange nachher. Das riesige Mysterium aber ließ König René unter Leitung seines Hofdichters und Hofmarschalls Jean du Perier 1478 zur Aufführung bringen. Wiederholt wurde es auch im folgenden Jahrhundert noch gegeben, mit höchstem Prunk

in dem römischen Amphitheater zu Bourges im Jahre 1536; diese Aufführung nahm 40 Tage in Anspruch.

Das Passionsspiel Grebans wurde durch Jean Michel, der 1502 als Rektor der Universität zu Angers starb, stark umgearbeitet und 1486 an vier Tagen in Angers, 1490 in Paris aufgeführt. Die Zahl der Personen wurde dabei auf 140 herabgesetzt, der Text aber hauptsächlich durch Zuziehung von allerlei Legenden aus den apokryphen Evangelien abgeändert, während Greban sich mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit an die eigentlichen Evangelien gehalten hatte. Später wurden die Spiele Grebans und Michels zu einem Mysterienspiel von 65 000 Versen verschmolzen und 1507 in Paris aufgeführt. Bei andern Aufführungen aber noch im Laufe des 15. Jahrhunderts schickte man der Passion Grebans die alttestamentlichen Mysterien voraus, so daß ein Cyklus die gesamte Heilsgeschichte des Alten und Neuen Testamentes vereinigte. Auf den schönen und tiefsinnigen Gedanken, die Mysterien des Alten Bundes als prophetische Vorbilder in die Leidensgeschichte einzuflechten, wie das im Passionsspiel von Oberammergau geschieht, ist keiner dieser französischen Dichter verfallen.

Grebans Passion, welche man wohl als den Höhepunkt der Entwicklung für das französische Passionsspiel betrachten darf, fußt nicht bloß in Stoff und Anlage, sondern auch in der Ausführung vielfach auf den früheren Stücken. So findet sich bereits bei Mercadé der Ratschluß der Erlösung, welcher den dogmatischen Untergrund des Ganzen bildet, in dem Wechselgespräch der vier Schwestern Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Wahrheit und Milde ausgeführt, wie es schon die didaktischen Dichter aus den Erklärungen der Prediger und Asketen zu Psalm 84, 11 herübergenommen hatten. Anstatt einer Predigt schickt Greban aber einen gereimten Prolog und ein Vorspiel voraus, welches in Dialogen zwischen Gott und den Engeln, zwischen den Teufeln in der Hölle und zwischen dem ersten Menschenpaar den Sündenfall des Menschen mit jenem der Engel in Beziehung bringt und das Erlösungswerk in seinen geschichtlichen und dogmatischen Ursachen beleuchtet. Die erste Szene des eigentlichen Stückes versetzt uns dann in den Limbus, wo die Stammeltern, die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes ihrer Befreiung entgegenharren, die zweite in den Himmel, wo die vier Schwestern, d. h. die scheinbar sich widerstreitenden göttlichen Attribute, sich in dem Plan der Menschwerdung und des Erlösungstodes des ewigen Wortes vereinigen. Dann wird Gabriel auf die Erde gesandt, und nun folgen die Geheimnisse des Lebens und Leidens Christi in der geschichtlichen Reihenfolge, ungefähr in derselben Gruppierung wie bei Mercadé, aber oft mit anderer Verteilung der Personen. Der erste Tag umfaßt den Weihnachtscyklus, der zweite und dritte Tag das öffentliche Leben Christi von seiner Taufe an und die eigentliche Passion, der vierte Tag die Oster-

geheimnisse, die Himmelfahrt und die Herabkunft des Heiligen Geistes. Jeder Tag ist durch eigenen Prolog und Epilog zum kleinen Ganzen abgerundet.

Ein großer Dichter ist Greban nicht. Er besitzt weder den Äschylusblick eines Dante oder Milton noch den Schönheitszauber eines Calderon. Aber er ist ein gewandter Formkünstler mit reicher Sprache, ein geschickter Regisseur, der seine Bühnenmittel und sein Publikum versteht, ein frommer Mann, der zwar alles aufbietet, um seine beweglichen Zuschauer zu unterhalten und zu fesseln, aber doch von der Wahrheit und Bedeutsamkeit seines großen Stoffes tief durchdrungen ist und ihn nachhaltig auf seine Zuhörer wirken lassen möchte. Er braucht nicht mühsam mit Wort, Vers und Reim zu ringen; all das fließt mit echt französischer Leichtigkeit. Mit allen Formen der vorausgegangenen Kunstlyrik ist er vertraut. So wird der vorwiegend achtsilbige Vers des gewöhnlichen Dialogs häufig durch Verse von fünf, sechs und zehn Silben unterbrochen. Lyrische Partien finden ihren Ausdruck in verschiedenen Strophen von acht bis dreizehn Zeilen mit einfachem oder gekreuztem Reim, auch künstlerischer Reimstellung, wie in der Helinand- und Privilegstrophe. Zwischen Kain und Abel, Engeln und Hirten wird der Dialog selbst durch Rondeauxform zum Duett. Das neugeborene Christkind begrüßen Maria und Joseph in einem Wechsellied. Die Anbetung der heiligen drei Könige hat die Form einer Ballade. Sehr kunstvoll ist die Marienklage am Kreuz und der Schlußgesang des ganzen Stückes; doch gerade hier vermißt man am meisten Schwung und Kraft.

Die Gestalten des Erlösers und seiner Mutter, wie sie in den Evangelien in so schlichter Einfalt gezeichnet sind, konnten durch solche Vers- und Redekünste nicht gewinnen. Man muß froh sein, daß wenigstens etwas von dem Zauber jenes Bildes erhalten bleibt. Die Charakteristik der Apostel ist eine ziemlich einförmige. Weder der Charakter der Magdalena noch die Wunder Christi sind in wirklich poetischer Weise verwertet. Mit einer gewissen Gemütlichkeit ist dagegen der hl. Joseph geschildert; ebenso gemütlich sind all die kleinen Züge ausgemalt, die an das bürgerliche Alltagsleben erinnern. Wenn dieser kleinliche Realismus bei den Boten, den Bedienten, den Wirten, auch bei den Soldaten, Häschern, Henkern und Teufeln uns fast burlesk und komisch anmutet, lag eine Herabziehung des Ehrwürdigen und Heiligen dem Dichter völlig fern; auch sein Publikum wurde dadurch in seiner Frömmigkeit nicht gestört. Wie hätte das schlichte Stadt- und Landvolk, das zu den Spielen zusammenströmte, so viele Stunden lang den hohen Ernst der heiligen Geschichte in unverdrossener Aufmerksamkeit ertragen, wenn nicht Nebenrollen und Nebenszenen einige Abwechslung geboten hätten? Auch in diesen Nebenrollen waltet ein Ton und eine Sprache, wie sie das Volk gerade von ihnen erwartete und welche den Eindruck des Heiligen keineswegs durchkreuzten, sondern eher verstärkten; Greban hat übrigens

durch geschickten Dialog auch die Henker- und Teufelsszenen zu mildern gewußt. Am meisten Gewandtheit aber zeigt er in den theologischen Partien, wo es galt, im Anschluß an den biblischen Bericht die kirchliche Lehre in faßlicher Volkskatechese zu entwickeln. So gibt er nicht nur die Parabeln und Lehrreden Christi sehr anmutig wieder, sondern flicht auch z. B. beim letzten Abendmahl einen klaren und schönen Unterricht über das Altarssakrament ein, wobei das poetische Moment allerdings nicht zu jener Entfaltung kommt wie später bei Lope und Calderon.

Noch bis tief in das 16. Jahrhundert hinein nahmen sich literarisch gebildete und poetisch angelegte Männer sowohl der Texte als der Aufführungen an. So in Poitiers der wackere Rhetoriker Jean Bouchet, der zwar, um sich und seiner zahlreichen Familie den nötigen Lebensunterhalt zu sichern, Advokat geworden und als solcher um 1510 in den Dienst des Seneschalls Ludwig II. de la Tremoille getreten war und im Dienste dieser Familie verblieb, auch als derselbe 1525 bei Pavia gefallen war, aber, ermutigt von dem tapfern Seneschall, seinem Sohne, dem Prinzen von Talmont, und dessen poesieliebender Gemahlin Gabrielle de Bourbon, neben seinen prosaischen Rechtshändeln her unermüdlich den Musen huldigte und in seinem langen Leben (1476 bis etwa 1557) zahlreiche französische Gedichte verfaßte [1].

Im Jahre 1534 wurde er von seinen Mitbürgern mit dem Auftrage betraut, die Mysterienspiele zu revidieren, welche man aufführen wollte, und dann deren Aufführung zu leiten. Es war kein kleines Stück Arbeit. Der Cyklus umfaßte die sämtlichen „Mysterien der Menschwerdung, der Geburt, des Leidens, der Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herrn Jesu Christi und der Herabkunft des Heiligen Geistes". Es war ein unendlich langer Text, und die vorliegende Fassung enthielt viele Verse, die gestrichen und durch bessere ersetzt werden mußten, oder wie er in einer seiner Episteln (Nr 92) sagt:

Qui n'ont passé par l'escolle des sages.

Als die schwere Arbeit getan war, erhob sich unerwartet Einspruch gegen die Aufführung. Nach den glänzenden Ernten der Vorjahre herrschte Mißwachs und Pest. Viele wollten darum nichts von den Spielen wissen. Als der Widerstand sich legte, gab es neue Schwierigkeiten. Die Aufführung mußte aus verschiedenen Gründen früher angesetzt werden. Maler, Zimmerleute, Maschinisten, Schneider, Spieler und vorab der Theaterleiter kamen damit in Not und Hetze. Auf die Einsprache eines Kanonikus wollte das Domkapitel nicht, wie bisher, die Kirchenparamente hergeben; doch verstand es sich endlich dazu, dem Michel Gillet, welcher den hl. Joseph dar-

[1] A. Hamon, Un grand rhétoriqueur Poitevin, Jean Bouchet, Paris 1901.

stellen sollte, zwei grüne Dalmatiken zu leihen. Später lieh das Domkapitel auch seine übrigen Paramente her mit Ausnahme der allerkostbarsten. „Mit Gottes Gnade", wie Jean Bouchet sagt, ebneten sich inzwischen nach und nach alle Schwierigkeiten. Das Theater auf dem „Alten Markt", mit Ziegeln gedeckt und innen prächtig ausgemalt, konnte 3000—4000 Leute fassen, was freilich noch lange nicht ausreichte. Am 4. Juli gab eine Festprozession der Stadt einen Vorgeschmack von der Herrlichkeit, welche sie in dem Spiele erwartete [1]. Dasselbe begann am 19. Juli und dauerte ununterbrochen elf Tage lang. Trotz einer Hitze, wie man sie seit Menschengedenken nicht erlebt, und trotz aller bösen Prophezeiungen der Ärzte störte keine Seuche oder allgemeine Krankheit die allgemeine Freude. Unter den Schauspielern befanden sich hochangesehene Leute, wie Guillaume le Riche, königlicher Advokat und Bürgermeister von Saint-Maxent. Die Rolle des Erlösers war dem königlichen Bauinspektor Jean Orneaux zugeteilt. Er spielte schöner als man's je gesehen (myeulx qu'on veit oncq faire).

Er war schon krank und brustleidend, gab sich aber nichtsdestoweniger seiner Aufgabe mit größter Begeisterung hin, nicht bloß um des guten Erfolges willen, sondern auch und vor allem aus inniger Andacht zu demjenigen, den er auf der Bühne darstellen sollte. Und so fügte es sich, wie Bouchet berichtet, daß er auch im selben Lebensalter starb wie der Erlöser,

rendit l'esprit
En l'aage ou mourut Jesus Christ
En octobre, mil cinq cent trente
Et cinq, en voyant cet escript
Priez Dieu que sa grace il sente [2].

Schon nach drei Wochen wurden die Spieler von Poitiers nach Saumur berufen, um auch dort das ganze Mysterium aufzuführen. Bouchet ging mit dahin und half mit guten Räten, die eigentliche Leitung aber übernahm Thomas le Prévost, der eigens dafür aus Rouen geladen war. Auch in Saumur war der Erfolg der Aufführung ein so glänzender, daß die Einwohner von Issoudun sich an Bouchet wandten, um ihn für die Leitung ihrer Mysterienspiele zu gewinnen. Amtssorgen hielten ihn jedoch zurück,

[1] Bei einem ähnlichen Festzug in Bourges 1536 sah man à cheval ou sur des chars, précédés par le maire, les échevins, les officiers de ville, accompagnés de tambours, fifres et trompettes, cinq cent personnages, magnifiquement vêtus de soie, de satin, de velours, de damas au brillantes couleurs, que relevaient les plus riches broderies d'or ou d'argent, sans parler des diamants, des pierres fines, des riches armures, des luxueux harnais, traversant lentement la ville émerveillée (Petit de Julleville, Les mystères I 317).

[2] J. Bouchet, Les généalogies, effigies et épitaphes des roys de France, Poitiers 1545, épitaphe 76.

und er mußte sich begnügen, den Bürgern von Issoudun seine dramaturgischen Grundsätze und Ideen in einer poetischen Epistel zu entwickeln. Er besteht darin besonders auf guter Einübung, Geduld und Hingebung, auf sorgfältiger Vorbereitung und Vollendung der Bühne und ihrer Einrichtungen, auf angemessener und wahrscheinlicher Kostümierung, reiner und guter Aussprache. Einer der größten Mißstände, mit welchen er und die Bühnenleiter überhaupt zu kämpfen hatten, war der Ehrgeiz der Spielenden, in den schönsten Gewändern zu prunken, wodurch meist der Unterschied zwischen Königen und Dienern, Pharisäern und Jüngern, kurz, jede passende Kostümierung verhindert wurde.

Gelang es auch nur selten oder nur annähernd, diese und ähnliche Mißbräuche zu beseitigen und die bloße Schaustellung zu einer mehr künstlerischen zu erheben, so bot die harmlose Freude der Spielenden und der Zuschauer doch immerhin einigen Ersatz für die theatralischen Mängel, und die gemütliche Unterhaltung ordnete sich wieder ohne allzugroße Störung der religiösen Erbauung unter, in welcher Bouchet und seine Zeitgenossen das Hauptziel der Mysterienspiele erblickten.

Par ces saincts ieux vous avez peu cōprēdre
Que Jesuschrist veult son peuple dependre
Du tout des cieulx, et que des biēs mōdains
Fassions despris, comme faulx et soubdains [1].

Die ungeheure Zugkraft der Mysterienspiele ist überhaupt nicht in literarischem Wert oder künstlerischer Form zu suchen, sondern in ihrem religiösen Gehalt, der die wichtigsten Grunddogmen des Christentums umspannte und mit allem Zauber eines bunten Volksfestes gleichsam greifbar und hörbar vor Augen führte. Im Geheimnis der Menschwerdung stieg die ewige Wahrheit und Schönheit selbst auf diese Erde nieder, um in einem Leben, Leiden und Tode voll der höchsten Tragik die entscheidendsten Fragen der Menschheit zu lösen. In diesen Tatsachen liegt eine Poesie, die jedes gläubige Herz mehr fesselt und erhebt als alle Erfindungen der Dichter es je vermögen werden. Was der kirchliche Gottesdienst täglich geheimnisvoll erneuerte, was die Predigt im Laufe des Kirchenjahres teilweise verkündete und erklärte, das trat in diesen Spielen gewissermaßen aus dem Schatten des Heiligtums heraus auf den öffentlichen Markt und zeigte sich in einem Schauspiele, das alle Feste an Glanz und Pracht übertraf. Geistliche lieferten die Texte und leiteten die Aufführung. Bevorzugte Bruderschaften nahmen das Spiel auf sich. Alle Zünfte, Gilden, Stände drängten sich dazu herbei. Ganze Städte ruhten tagelang von ihrem Alltagsleben aus, um sich mit jenem Schauspiel zu beschäftigen, das den

[1] Ep. fam. XC. — Vgl. Hamon a. a. O. 121.

Mittelpunkt der ganzen Menschheitsgeschichte verkörperte, alle Poesie des Kirchenjahres zusammenfaßte.

Das war etwas Schönes, Großes. Es hat sich jedoch kein Dichter gefunden, welcher diesen Spielen wirklich eine formvollendete, künstlerische, meisterhafte Gestalt gegeben hätte. Selbst in der einigermaßen würdigen Form, die Greban dem Passionsspiel verliehen, hielt es sich nur kurze Zeit. Man suchte stärkere Effekte, mehr Prunk, mehr Schaugepränge.

Weltliches Beiwerk überwucherte den tief religiösen Kern, weltliche Schaulust den frommen Sinn, der die Spiele hervorgerufen hatte. Von vier Tagen kam man auf zehn Tage, ja in Bourges sogar auf vierzig. Außer dem Passionsspiele führte man noch bei jeder Gelegenheit andere Mysterien- und Mirakelspiele auf, und das in einer Zeit, wo der Glaube durch das große Schisma schon gelitten hatte, durch die Glaubenstrennung in ganz Europa erschüttert war. Bei allen ihren Mängeln geben diese Bühnenspiele immerhin Zeugnis, daß noch eine mächtige religiöse Begeisterung im Volke waltete, und daß es nur günstigerer Verhältnisse und begabter Dichter bedurft hätte, um aus diesen Keimen eine der spanischen ähnliche religiöse Dramatik zu entwickeln.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Moralitäten und Schwänke.

Zu dem Verfall des geistlichen Schauspiels hat wohl das weltliche nicht wenig beigetragen. An sich hätten allerdings beide friedlich nebeneinander gedeihen mögen, die Ausbildung einer eigentlichen Tragödie oder des historischen Schauspiels eine höhere Bühnentechnik herbeiführen können. Doch das war nicht der Fall. Die weltliche Bühne pflegte hauptsächlich die Komik und sprengte völlig die Schranken der Sitte, des Ernstes und des Geschmacks, welche der religiöse Stoff den Mysterienspielen auferlegte. Alles kam hier auf die Bretter. Alles durfte hier gesagt und belacht werden. Über die Anfänge der Charakter- und Intrigenkomödie schwang sich bald der Hanswurst zum König empor. Die derbe Komik fand beim Volke frohen Widerhall. Von der ausgelassenen Narrenbühne drangen burleske und komische Züge immer häufiger in die geistlichen Spiele ein. Die Schaulust und Theaterwut nahm eine immer profanere Richtung. Derselbe Peter Gringoire, der von 1502—1507 die Aufführungen der geistlichen Spiele in Paris leitete, verhöhnte 1511 und 1512 den Papst Julius II. in den tollsten satirischen Schwänken (Le Jeu du Prince des Sots et de Mère Sotte. — L'Homme obstiné) und dichtete später (1541) nach der Chronik

von St Denis ein umfangreiches Mirakelspiel über den hl. Ludwig. Und während Mysterienaufführungen in Bourges, Valenciennes und Paris alles bisher Dagewesene an Glanz überflügelten, zankten sich schon Katholiken und Protestanten in gepfefferten Schwänken auf der Bühne herum[1].

Noch eine ernste Richtung verfolgten die sog. „Moralitäten“, weltliche Stücke, die, wie der Name besagt, unabhängig von geschichtlichem Stoff sittliche Belehrung und Erbauung im Auge hatten. Sie scheinen von den Schulen ausgegangen zu sein; Inhalt und Ausführung überschreiten den Gesichtskreis unstudierter Leute. Der Name (Moralité) hat sich bis jetzt zuerst in einem Stück gefunden, das am Antoniustage (17. Jan.) 1426 am Kollegium von Navarra in Paris gegeben wurde. Die handelnden Personen sind: Gott, der Doktor, der Teufel, die Sünde, der Mensch. Andere, umfangreichere Moralitäten führen die Titel: Bien avisé, Mal avisé (8000 Verse), Homme juste et homme mondain (30 000 Verse), Homme pécheur (23 000 Verse). Das erstere enthält in seinem Prolog das Glaubensbekenntnis. Bien avisé und Mal avisé, „Gutberaten“ und „Schlechtberaten“ heißen die zwei typisch-allegorischen Hauptpersonen, deren Lebenslauf in abwechselnden Szenen vorgeführt wird. Der erstere läßt sich von der Klugheit und andern guten Mächten leiten, wendet sich der Tugend zu und stirbt in den Armen des „guten Endes“; der andere entzieht sich den guten Mächten, wird von den bösen umgarnt, von der Torheit dem Unglück überantwortet und fällt schließlich dem Teufel anheim. Fortuna erscheint mit ihrem Glücksrad, an dem vier allegorische Gestalten sich drehen: Regnabo, Regno, Regnavi, Sum sine regno. Sie setzen sich mit „Schlechtberaten“ zu einem Henkermahle nieder, bei dem sie bereits mit Schwefel und Höllendunst bewirtet werden, worauf der Tisch mit ihnen versinkt. Außer Gott und den Engeln, Luzifer und den Teufeln sind alle Personen allegorische Personifikationen: Wille, Vernunft, Klugheit, Demut, Rebellion, Scham, Schande, Torheit, Herrschaft, Glück, Unglück usw.

Dieselbe Geschichte mit denselben Gegensätzen, nur viel breiter mit 84 allegorischen Figuren ausgesponnen findet sich in dem „Gerechten und Welt-

---

[1] Recueil de farces, soties et moralités, p. p. P. L. Jacob. Paris 1859. — Recueil de farces, moralités et sermons joyeux, p. p. Le Roux de Lincy et Fr. Michel, 4 Bde, Paris 1839. — Mabille, Choix de farces, sotties et moralités, Paris 1872. — Picot et Nyrop, Nouveau recueil de farces françaises, Paris 1880. — A. de Montaiglon, Ancien théâtre français, 3 Bde, Paris 1854. — E. Fournier, Le théâtre français avant la renaissance, mystères, moralités et farces, Paris 1872. — E. Picot, La Sottie en France, Paris 1878; Le Monologue dramatique (Romania XV XVI XVII), Paris 1886—1888. — Petit de Julleville, Les Comédiens au moyen-âge, Paris 1885. — M. Sépet, Origines catholiques du théâtre moderne, Paris 1901, 375—454.

menschen" wieder, als dessen Verfasser Simon Bougouin, Kammerdiener Ludwigs XII., genannt ist.

Andere, kürzere Moralitäten nehmen eine mehr satirische Richtung. Wie im „Rosenroman" wird darin alles Erdenkliche personifiziert: das arme Volk, der gute Nachruf, der Neid, die Schmeichelei, die Ehre, der Kleine, der Große, die Wissenschaft, die Gerechtigkeit, die Erkenntnis, die Bosheit, die Macht, die Autorität, die Stadt Paris, ein Jemand, Alle, Niemand und selbst das Nichts. Der Zeitgeschmack verschmähte auch die ungenießbarsten Abstraktionen nicht, wenn nur etwas satirischer Pfeffer dabei war. Dem Chronisten des Burgunder Hofes, Georg Chastellain, einem humanistisch gebildeten Dichter, wird eine kirchenpolitische Moralität auf das „Konzil von Basel" vom Jahre 1431 zugeschrieben. „Die Kirche" und „Frankreich" beklagen darin ihre Krankheit, das „Konzil" nimmt sich ihrer an, „Gerechtigkeit" und „Friede" versprechen, ihre Pflicht künftig besser zu erfüllen. Die „Häresie" soll aus den Städten ausgewiesen, aber nicht aus der „Kirche" ausgeschlossen werden.

Im ganzen sind noch ungefähr 65 solcher Moralitäten, meist aus der Zeit von 1450 bis 1550, vorhanden. Manche sind lediglich Zeitbroschüren in affektierter Schulform, einige zeigen Ansätze zu einem bürgerlichen Drama.

Bei weitem viel fruchtbarer entwickelt sich der „Schwank" (la farse). In diesen kurzen Possen von meist 100—300 Versen, wie früher in den Fabliaux, konnte sich der französische Witz (l'esprit gaulois) freier ergehen, und er hat es mit aller nur erdenklichen Ungebundenheit, Unanständigkeit und Zotenhaftigkeit getan. Die meisten wurden nicht geschrieben, wenige gedruckt. Was davon erhalten ist (etwa 150 Stücke), fällt in dieselbe Zeit wie die Moralitäten (1440—1450). Als eigener Zweig, doch nicht viel verschieden, erscheint von 1450 die Sotie, worin eigentliche Narren oder Hanswurste die Hauptrolle spielen.

Wie sich für die Passionsspiele, Mysterien und Mirakelspiele eigene Bruderschaften und Vereine zusammentaten, so übernahmen gesonderte Gesellschaften und Vereine die Pflege des Humors. Als solche werden des öftern die Bazochiens oder die clercs de la Bazoche genannt, die sich aus Beamten des Pariser Gerichtshofes rekrutierten[1]. Aus einer Parlamentsverwarnung von 1442 ergibt sich, daß sie schon vor diesem Jahre Moralitäten von satirischem Beigeschmack zur Aufführung brachten. Von 1473 an wurden sie wiederholt wegen Bühnenunfugs gerichtlich verfolgt. Dagegen erhielten sie 1508 von Ludwig XII. und später auch vom Parlament

[1] Fabre, Les Clercs du palais, recherches hist. sur les bazoches des parlements etc., Lyon 1876. — Marc Monnier, Les Aïeux de Figaro, Florence 1868.

Unterstützungen für ihre Spiele und Tänze im Justizpalast. Die Dichter Pierre Blanchet und Henri Baude gehörten dieser fröhlichen Sippe an. Ein anderer Bühnenklub, die „Kinder Ohnesorg" (Enfants sans souci) verlegten sich hauptsächlich auf Soties, d. h. volkstümliche Satiren in eigentlichem Narrenkostüm, eine Weiterbildung der Narrenspiele und Narrenfeste (ludi oder festa stultorum) des früheren Mittelalters. Bereits vom Anfang des Jahrhunderts finden sich die Rollen des Narrenkönigs (prince des sots) und der Narrenmutter (mère sotte) mit ihren Eselsohren und Schellenkappen und dem Stock, der oben in eine Narrenpuppe auslief. Die Rolle der Narrenmutter hat zeitweilig Peter Gringoire auf sich genommen.

Andere, ähnliche Ulkverbrüderungen (sociétés joyeuses) sind die Fumeux und die Bons Enfans sowie die Connards, so genannt von den Eselsohren (cornu).

Die berühmteste Farce, die alle Strömungen der Neuzeit überlebte und noch am Ende des 19. Jahrhunderts im Théâtre Français aufgeführt wurde, ist diejenige vom „Meister Peter Pathelin" (Maitre Pathelin). Sie ist auch schon etwas länger und steht nicht weit ab von einer eigentlichen Komödie, „deren Verfasser, der Zeit vorauseilend, durch genialen Wurf eine Form fand, welche ihm seine Zeitgenossen nicht boten" [1]. Das gilt aber doch mehr von der witzigen Ausführung; die Anlage selbst hat noch die naive Einfachheit der Farce.

Meister Peter Pathelin, ein ebenso hungriger als pfiffiger Winkeladvokat, kommt mit einem ziemlich dummen Tuchhändler Guillaume zusammen, der noch seinen Vater gekannt und ihm nach langem Markten sechs Ellen Tuch überläßt, ohne sofortige Bezahlung zu heischen. Der Händler soll sich das Geld selbst holen und dann von einer gebratenen Gans mitbekommen. Triumphierend bringt Meister Pathelin das Paket nach Hause und bespricht mit seiner Frau Guillenette die weitere Prellerei. Wie der Tuchhändler sein Geld holen will, liegt Pathelin zu Bette, und seine durchtriebene Ehehälfte versichert, daß er schon elf Wochen bettlägerig sei, also kein Tuch habe kaufen können. Pathelin aber fängt in seinem Bett zu delirieren an, in allen möglichen Dialekten, limusinisch, picardisch, vlämisch, normannisch, bretonisch, lothringisch, lateinisch. Das wird so toll, daß der Händler lieber sein Tuch im Stich lassen will, als den Advokaten in seinen Fieberträumen sterben sehen. Nachdem die Spitzbüberei gelungen, ist Pathelin sofort wieder gesund und empfängt den Schäfer Thibaut

[1] L'excellence de Patelin s'explique parceque c'est moins une farce qu'une comédie dont l'auteur dévançant son époque a trouvé, par un coup de génie, un cadre que ne lui fournissaient pas ses contemporains (G. Larroumet, La Comédie en France au moyen-âge, Revue des Deux Mondes, 3 pér., CVIII [1891] 836).

l'Aignellet, der von seinem Herrn, dem Tuchhändler Guillaume, vor Gericht gefordert ist und juristischen Beistand braucht. Guillaume hat ihn schlecht bezahlt, und um sich schadlos zu halten, hat jener einige Hämmel geschlachtet und aufgezehrt, unter dem Vorwand, sie seien an den Pocken gefallen.

Il est vrai et vérité, sire,
Que je les lui ai assommées,
Tant que plusieurs se sont pâmées
Mainte fois, et puis tombaient mortes
Les plus saines et les plus fortes,
Et püis je lui faisais entendre
Afin qu'il ne me pût reprendre,
Qu'elles mouraient de clavelée.
„Ah! fait il; ne soit plus mêlée
Avec les autres; jette-la."
Volontiers, fais-je, mais cela
Se faisait par une autre voie;
Car, par Saint Jean, je les mangeais.

Was nun tun? Pathelin rät dem Schäfer, sich blödsinnig zu stellen und auf alle Fragen vor Gericht nur mit „Bäh!" zu antworten. Das führt natürlich eine sehr drollige Gerichtsszene herbei. Die Schelmerei gelingt. Der Schäfer wird als unzurechnungsfähig entlastet. Wie Guillaume aber vor Gericht den Advokaten wiederfindet, der ihm sein Tuch gestohlen, und den er auf dem Sterbebette gesehen zu haben meinte, da geht es ihm im Kopfe wirr durcheinander, und da der Richter nach den Schafen fragt, antwortet er über den Tuchdiebstahl.

Le Juge. Sus, revenons à nos moutons.
Qu'en fit-il?
Guillaume. Il en prit six aunes.

So wird auch der Tuchhändler für verrückt angesehen und verabschiedet. Wie nun aber Pathelin für seinen trefflichen Beirat von dem Schäfer bezahlt sein will, bleibt der naiv-pfiffige Thibaut bei seiner angelernten Rolle und antwortet auch dem verschmitzten Meister Pathelin mit einem schallenden „Bäh!"

Pathelin ist wiederholt nachgeahmt worden (Le nouveau Pathelin. Le testament de Patelin), aber diese Nachahmungen erreichten ihr Vorbild nicht. Die meisten andern Farcen und Soties stehen noch mehr dahinter zurück.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Prosaliteratur.

Seit dem Konzil von Tours 813 verbürgen zahlreiche andere Konzilsbeschlüsse (Arles, Reims, Mainz, Châlons usw.), daß die altfranzösische Prosa ihren hauptsächlichsten Ausgangspunkt in der volkssprachlichen Predigt nahm. Außer dem bereits erwähnten Fragment einer Jonashomilie aus dem 10. Jahrhundert sind jedoch keine weiteren Proben aus dieser ältesten Zeit erhalten. Die Annahme ist aber berechtigt, daß zum Gebrauch in der Predigt schon damals zahlreiche Bibeltexte, die sonntäglichen Perikopen und andere Stücke aus den heiligen Schriften in die Landessprache übersetzt worden sind.

Die älteste Handschrift einer solchen teilweisen Bibelübersetzung stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (etwa 1120) und ist in England von einem Anglonormannen namens Eadwin abgefaßt. Es ist der sog. „Eadwins-Psalter" (auch „Cambridge-Psalter" oder „Canterbury-Psalter"[1] genannt), eine Interlinear-Übersetzung zu der dreifachen Psalmenversion des hl. Hieronymus, daher auch als Psalterium triplex bezeichnet.

Von mehr als hundert erhaltenen Psalterhandschriften geben alle diese früheste Übersetzung wieder. Etwa fünfzig Jahre später wurde die Apokalypse, das Buch Samuel und die Bücher der Könige übersetzt[2]. In zahlreichen Reimwerken wurde sodann die Biblische Geschichte weiter verbreitet.

Etwa um 1235, unter Ludwig dem Heiligen, kam bereits in Paris, wahrscheinlich durch Mitglieder der Universität, wenn auch nicht auf offizielle Anordnung derselben, eine vollständige französische Übersetzung der Bibel zu stande, die nicht nur den späteren Übersetzern als Grundlage diente, sondern auch den volkstümlichen Bibelwerken, welche auf weitere Verbreitung berechnet waren. Allerdings lehnen sich diese in der Hauptsache mehr an die große Biblische Geschichte (historia scholastica), welche Petrus Comestor, Kanzler der Kirche von Paris, 1170 lateinisch abgefaßt hatte und welche zunächst ins Französische übertragen wurde.

Doch schon Guyart Desmoulins, Kanonikus zu St Peter in Aire (Artois), welcher die Biblische Geschichte des Petrus Comestor zwischen 1292

---

[1] F. Harsley, Eadwinc's Canterbury Psalter, London 1892. — S. Berger, La Bible française au moyen-âge, Paris 1884. — A. C. Paues, A forteenth Century English Biblical Version, Cambridge 1902, introduction XVII—XX.

[2] Le Roux de Lincy, Les quatre livres des Rois en français du XII[e] siècle, Paris 1842. — H. Breymann, Introduction aux deux livres des Machabées, traduction française du XIII[e] siècle, Goettingue 1868.

und 1295 französisch bearbeitete, hielt sich nicht streng an seinen Text, sondern schob häufig genauere Stellen aus dem eigentlichen Bibeltexte und ganze Stücke ein, welche darin fehlten, wie einen Auszug aus dem Buche Job sowie aus den Salomonischen Sprüchen und eine Evangelienharmonie. Fast alle Handschriften seines Werkes brachten aber wieder neue Zusätze und Ergänzungen, und so wurde diese bible historiale immer vollständiger, bis endlich 1477 das Neue Testament in Lyon, 1487 das gesamte Werk, König Karl VIII. gewidmet, in Paris gedruckt erschien [1]. Alle diese Zusätze stammen aus der vollständigen Übersetzung des Vulgatatextes, die schon unter Ludwig dem Heiligen zu stande kam.

Der hl. Bernhard von Clairvaux, der größte geistliche Redner des 12. Jahrhunderts, gehört mit seinen weihevollen Predigten (über das Hohe Lied u. a.), welche er vor Welt- und Ordensklerus hielt, der lateinischen Patristik an; es ist jedoch kein Zweifel, daß er für das Volk auch französisch gepredigt hat. Nicht weniger als 84 seiner Predigten sind uns in französischer Fassung (im Metzer Dialekt) erhalten in Handschriften, die aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammen [2]. Mögen sie auch nicht den Originaltext bilden, sondern aus dem Lateinischen übersetzt sein, so bezeugen sie immerhin die Verwendung desselben in der Volkssprache. Überhaupt ist als sicher festzuhalten, daß nur vor Klerikern lateinisch gepredigt wurde, vor dem Volke stets in der ihm verständlichen Sprache, in Frankreich also französisch [3]. Wenn nichtsdestoweniger die meisten auch der letzteren Predigten lateinisch aufgezeichnet wurden, so beweist das nichts dagegen. Das Latein war nun einmal die Sprache der Liturgie und der theologischen Schule, der Wissenschaft überhaupt. Den Predigern lag nichts näher, als ihre Skizzen lateinisch zu entwerfen und nachher auch lateinisch auszuführen oder aufzeichnen zu lassen. Nur so wurden sie wirkliches Gemeingut; denn die Dialekte, in welchen die Spielleute dichteten, umfaßten nur engere Landstrecken; ein allgemeines Schrift-Französisch bildete

---

[1] Diese Übersetzung, La Grant Bible genannt, wurde bis 1545 (in 2 Fol.) etwa zwölfmal gedruckt. Vgl. Kaulen, Artikel „Bibelübersetzungen" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 745—746. — Reuß (Berger), Artikel „Bibelübersetzungen, romanische" in der Realencyklopädie III³ (1897) 128—130.

[2] Herausgeg. von Le Roux de Lincy (à la suite des quatre livres des Rois), Paris 1841; von W. W. Förster, Erlangen 1885. — Vgl. A. Tobler, Predigten des hl. Bernhard in altfranzösischer Übertragung (Sitzungsber. der kgl. Akad. der Wissensch.), Berlin 1889. — Vgl. N. E. Geruzez, Essai sur l'éloquence et la philosophie de Saint Bernard, Paris 1838.

[3] C. Schmidt, Über das Predigen in den Landessprachen: Theol. Studien und Kritiken XIX (1846) 243 ff. — F. Landmann, Das Predigtwesen in Westfalen, Münster i. W. 1900, 107. — A. Linsenmeyer, Geschichte der Predigt in Deutschland, München 1886, 38 ff.

sich nur langsam aus denselben heraus. Öfters besagt übrigens eine Randbemerkung zu den lateinischen Texten ausdrücklich, daß die Predigt französisch gehalten wurde [1].

Von Maurice de Sully, 1160—1196 Bischof von Paris [2], ist eine Predigtsammlung erhalten, die schon während des Mittelalters bis nach England drang und bereits zu Ende des 15. Jahrhunderts gedruckt wurde. Ihr gehört die folgende Kirchweihpredigt an, welche von dem schlichten, praktischen und echt volkstümlichen Sinn des Redners das beste Zeugnis gibt. Seine übrigen Predigten sind ganz in derselben Weise gehalten.

„Wir halten heute das Fest der Einweihung dieser Kirche, dieses heiligsten Hauses Gottes, in welchem wir uns oft versammeln, um unsere Gebete zu verrichten und um dem Dienst unseres Herrn beizuwohnen. Es ist Brauch, daß, wenn man ein Fest in der heiligen Kirche hält, man aus derselben die Dinge hinauswirft, die nicht hineinpassen und die sehr stoßen, wenn sie drin sind. Dann behängt man die Kirche mit Teppichen und schmückt sie, wenn man das Nötige hat, und dann schickt sie sich für den lieben Gott. All diese Zurüstung, von der ich gesprochen, und die man, wie ihr wißt, aufbietet und aufbieten muß leiblicherweise in der Kirche, die von Menschenhand gebaut ist, wenn man Festtag halten will, müsset ihr selbst auch geistlicherweise aufbieten, wenn ihr unserem Herrn gefallen wollet. Denn, wie es in der Heiligen Schrift steht, vos estis templum Dei, ihr seid der Tempel Gottes, und Gott soll in euch Wohnung nehmen. Machet also rein den Tempel Gottes, das Haus Gottes. Quicumque violaverit templum Dei, disperdet illum Deus, wer immer den Tempel Gottes besudelt, das sagt die Schrift, den wird Gott verderben. Wenn ihr sähet, wie ein Mann draußen den schmutzigsten Unrat nähme, den es gäbe und den es geben könnte, und wenn ihr sähet, wie er ihn herbeitrüge und ihn hineinwürfe in diese Kirche, die von Menschenhand aus Steinen gebaut ist, und wie er damit den Altar und die ganze Kirche besudelte und verunstaltete, so würdet ihr sagen, und recht hättet ihr, daß er eine gar große Sünde begangen hätte. Was erachtet ihr nun von demjenigen, der den Tempel Gottes besudelt, den Gott selbst mit seinen Händen gemacht hat? Wer seine Seele und seinen Leib mit Sünde besudelt, der besudelt den Tempel unseres Herrn. Also, weil dem so ist, säubert und reinigt euch selbst von dem Schmutz der Sünde, wenn ihr einen Festtag halten wollet, der Gott Freude machen soll. Werfet aus euch selbst heraus, und zwar durch die Beicht und durch die Buße, was ihr gegen Gott getan oder gesagt oder gedacht habt. Denn wenn ihr das nicht tut, so wird das Haus Gottes nicht rein sein, und Gott wird nicht daran denken, in euch einzugehen, ja er wird euch verderben und verdammen um seines Hauses willen, das ihr beschmutzt habt. Und wenn ihr euch reinigt, dann werdet ihr wahrhaftig das Haus Gottes des Herrn sein, wofern ihr Gutes tun wollt.

[1] Expliciunt sermones Mauricii (de Sully) episcopi Parisiensis dicendi in gallico idiomate, oder: totus hic sermo gallice pronuntiatus est, oder: gallice, oder: in vulgari etc.

[2] Über seine Predigten vgl. A. Boucherie, Le dialecte Poitevin au XIII[e] siècle, Montpellier 1873. — P. Meyer in Romania V 466—487; XXIII 177 bis 191 497—508.

Denn es genügt nicht, das Böse zu lassen, wenn man nicht das Gute tut. So sagt es die Schrift: Declina a malo et fac bonum. Wenn man die Kirche mit Teppichen behängt und ziert, nachdem sie rein und sauber ist, so müssen auch wir das Gute tun, nachdem wir das Böse gelassen. Behängen wir also unsere Häuser und schmücken sie, d. h. uns selbst durch die Liebe zu Gott, durch die Liebe zu unserem Nächsten, durch Gutestun, durch Gutesreden, durch Besuch der heiligen Kirche, durch Beiwohnen am Gottesdienst, durch Gebet zu Gott, durch Almosengeben, durch Beherbergen der Armen, durch Kleiden der Nackten und durch alle andern guten Werke und durch alle andern guten Tugenden. So wird uns Gott lieben und in uns seinen Tempel und seine Wohnung bauen, und wir werden in diesem Leben heilig werden und glücklich im andern."

Ein neuer Aufschwung der Predigt beginnt im Anfang des 13. Jahrhunderts mit der Gründung der zwei großen Orden der Dominikaner und der Franziskaner, von welchen der erstere nicht vergeblich den Namen des Predigerordens führte. Beide hatten vor allem eine religiös-sittliche Erneuerung des Volkes im Auge, nicht rhetorisch-künstlerische Ziele; ihre Redner wandten sich in der ersten Zeit vorzüglich ans Herz, später erst strebten sie mehr wissenschaftliche Vertiefung und eine dem Zeitgeschmack entsprechendere, künstlichere Form an. Die Zeit der Aufklärung hat über diese Predigt wie über die Mönche selbst hochmütig den Stab gebrochen, und dieses absprechende Urteil hat noch angesehene Gelehrte, wie Daunou und Viktor le Clerc abgehalten, der mittelalterlichen Kanzelberedsamkeit näher zu treten. Erst Le Coy de la Marche hat dieses Gebiet des Mittelalters ernstlicher auszugraben begonnen und aus mehr als 200 Handschriften im ganzen 318 Kanzelredner zu Tage gefördert, von welchen 91 dem Weltpriesterstand, 227 den verschiedenen Orden angehören[1]. Was diese schlichte Homiletik von der späteren Kanzelberedsamkeit am meisten unterscheidet, faßt er in den Satz zusammen: La première se préoccupe d'avantage du fond, la seconde de la forme, „die erstere geht mehr der Sache, die zweite der Form nach". Sie ist aber eben deswegen durchaus nicht zu verachten. Sie bietet nicht nur einen kernigen religiös-sittlichen Gehalt, der den Ausschreitungen des esprit gaulois in volkstümlicher Weise entgegentritt, sie hat für die Literatur eine Menge kräftiger Sprüche, sinniger Vergleiche und Allegorien, fesselnder Beispiele, Erzählungen und Anekdoten aufgespeichert, weitergepflanzt und nützlich ausgemünzt.

Stephan Langton, Kanonikus an Notre-Dame und Kanzler der Universität von Paris, später Kardinal und Erzbischof von Canterbury

[1] A. Le Coy de la Marche, La chaire française au moyen-âge, spec. au XIII[e] siècle, Paris 1868, 2[e] éd. augmentée 1886. — Vgl. das Referat von P. Keppler im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft IX (1888) 127—130; Artikel „Predigt" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon X[2] 331—339.

(† 1228), wird eine Marienpredigt zugeschrieben, welche an ein beliebtes Volkslied anknüpfte [1].

Bele Aalis main se leva,
Vestit son cors et para,
Ens un vergier s'entra.
Cinq flurettes y truva,
Un chapelet fet en a
De rose florie.
Par Deu, trahez vos en la,
Vos qui n'amez mie.

„Um das Böse zum Guten und die Eitelkeit zur Wahrheit zu wenden", bezieht der Prediger Vers um Vers auf die allerseligste Jungfrau, deren Herrlichkeit mit den schönsten Bibeltexten geschildert wird. Die fünf Blumen aber, welche sie sich zum Kranze windet, sind: Glaube, Hoffnung, Liebe, Demut und Jungfräulichkeit. Gelehrte Herren haben daran ihren Humor ausgelassen, aber die Predigt ist ganz schön und fromm und zeigt nur, auf wie gemütlichem Fuß die damalige Pariser Wissenschaft und der hohe Klerus mit dem Volksleben standen. Ähnliche Züge finden sich auch bei andern Predigern, wie bei Robert de Sorbon, ebenfalls Kanzler der Universität Paris, bei den Pariser Bischöfen Guillaume d'Auvergne († 1249) und seinem Nachfolger Gaultier de Château-Thierry, bei dem Kardinal Jean Halgrin d'Abbeville, Erzbischof von Besançon († 1237) u. a.

Die mitunter etwas künstlichen, aber meist ganz natürlichen und klaren Einteilungen und Unterteilungen, die vielen Gleichnisse und Allegorien, die vorzugsweise allegorische und tropologische Anwendung der Bibeltexte werden niemand stoßen, der in den Schriften der älteren Väter und Kirchenschriftsteller, in der Scholastik und Mystik des Mittelalters zu Hause ist. Mag die bisweilen parasitisch überwuchernde Einkleidung uns nicht mehr zusagen, vieles uns seltsam und barock anmuten, der Kern der Lehre ist gesund und gut. Nicht nur den Sonntagen und Festtagen des Kirchenjahres, den Glaubenslehren des Credo und den zehn Geboten, den Sakramenten und der Tugendlehre wurde dabei im einzelnen Rechnung getragen, sondern auch den verschiedenen Ständen und ihren Bedürfnissen. In der Predigtsammlung des Jacques de Vitry, Bischofs von Acre (in Palästina), der 1240 als Kardinalbischof von Frascati starb, belaufen sich die „Standespredigten" (sermones vulgares) allein auf 74. Da sind Predigten für Prälaten und Priester, Kanoniker und weltliche Clercs, Schüler, Richter, Advokaten, Theologen und Prediger, schwarze und weiße Mönche, graue und weiße Schwestern und Cistercienserinnen, Regularkanoniker, Eremiten und Reklusen,

[1] Veröffentlicht von A. Boucherie, Le dialect Poitevin au XIII^e siècle, Montpellier 1873, 217—221.

Minderbrüder, Tempelritter, Hospitaliter, Krankenpfleger, Aussätzige und Kranke, Arme und Betrübte, Trauernde, Kreuzfahrer, Pilger, Barone und Ritter, Bürger, Kaufleute und Wechsler, Bauern und Winzer, Handwerker, Seeleute, Diener und Knechte, Verheiratete, Unverheiratete, Witwer, Mädchen, Jünglinge und Kinder [1].

Eine sehr praktische Anleitung zur Verwaltung des Predigtamtes gab schon der Cistercienser Alanus von Lille im 12. Jahrhundert [2], eine mehr scholastische der hl. Bonaventura [3]. Eine ähnliche wurde aus den Schriften des hl. Thomas von Aquin zusammengestellt [4]. Vor mancherlei Fehlern, zu denen die scholastische Dialektik führen konnte, warnte der Dominikanergeneral Humbert de Romanis [5], zu eifrigem Studium der Heiligen Schrift forderte Nikolaus de Clémanges auf [6]. Die Wichtigkeit der Predigtexempel führte die Abfassung zahlreicher Exempelbücher herbei [7], sowie anderer Stoffsammlungen für Prediger. Wenn man aus dem Titel einer solchen Sammlung Dormi secure [8] folgert, dieselben wären samt und sonders nur Ruhekissen der Trägheit und Quellen des banalsten handwerksmäßigen Schlendrians gewesen, so ist das eine viel zu weit gehende, unerhärtbare Annahme. Ebenso unbeweisbar ist Hauréaus Vorwurf, die französische Predigt sei am Ende des 13. Jahrhunderts schon zur burlesken und trivialen Plauderei herabgesunken. Denn noch so arge Geschmacklosigkeiten einzelner Prediger beweisen das nicht. Die Abhängigkeit des Volksredners von seiner Zuhörerschaft und vom Zeitgeschmack wird allzeit derlei Auswüchse nach sich ziehen.

Wie mancherlei solcher Auswüchse, besonders Prunken mit weit hergeholten Distinktionen, abenteuerliche Vergleiche aus der Physik u. dgl. sich als Folgen einer

---

[1] Besonders beliebt waren diese Predigten wegen der darin enthaltenen Exempel. Dieselben wurden eigens zusammengestellt unter dem Titel: Exempla magistri Iacobi de Vitriaco optima ad praedicandum; herausgeg. von Th. Fr. Crane, The Exempla etc., London 1890.

[2] Alanus, Summa de arte praedicatoria (Opera ed. C. de Visch., Antwerpen 1654).

[3] Ars concionandi.

[4] Tractatus solemnis de arte et vero modo praedicandi.

[5] Tractatus de eruditione concionatorum (Bibl. max. P. P. XXV).

[6] Liber de studio theol. (d'Achery, Spicileg. I 472 ff).

[7] Étienne de Bourbon, Tractatus de diversis materiis praedicabilibus ... secundum septem dona Spiritus sancti (um 1263). — Étienne de Besançon († 1294), Alphabetum exemplorum. — Eude de Cheriton, Parabolae, ins Französische übersetzt von dem Franziskaner Nicolas Bozon. — Jean Hérauld O. Pr., Promptuarium exemplorum. — Pierre de la Sepieyra (de Limoges), Tractatus de oculo morali (um 1273). Ähnliche Sammlungen von Nicolas de Biard, Nicolas de Gorran, Maurice l'Anglais. — Gui d'Evreux, Summa (Predigtsammlung, um 1300). — Vgl. Le Coy de la Marche, Anecdotes historiques, légendes et apologues, tiré du recueil inédit d'Étienne de Bourbon, dominicain du XIII[e] siècle, Paris 1877. — L. Toulmain Smith et P. Meyer, Les contes moralisés de Nicole Bozon, Paris 1889.

[8] Dormi secure, wahrscheinlich von dem Minoriten Johann von Werden, nicht von dem englischen Karthäuser Richard Maidston, dem die Schrift früher zugeschrieben wurde.

mißverstandenen Scholastik verraten, so weisen andere, gehäufte Zitate, Geschichten und Anekdoten aus den Klassikern, mißratene Metaphern und rhetorische Figuren u. dgl. auf den Einfluß eines noch ungeklärten und unbeholfenen Humanismus hin.

Ganz frei von allen derartigen Mängeln sind die französischen Predigten des gelehrten Kanzlers von Paris, Johannes Gerson, der von 1389 bis 1397 am Hofe predigte. In ihnen verbindet sich die gediegenste theologische Doktrin mit klarer Auseinandersetzung, kräftigem Affekt, lebendiger Darstellung und schöner, würdiger, gehobener Sprache [1]. Auch den Mächtigen der Erde verkündet er die Wahrheit mit edlem Freimut, wahrer Salbung und gewinnendem Eifer. Nach ihm steigt die Predigt wieder mehr in ein gewöhnliches Mittelmaß herab. Die am Ende des 15. Jahrhunderts vielbewunderten Franziskaner Menot und Maillard, letzterer wiederholt Generalvikar seines Ordens und Beichtvater Karls VIII., verraten zwar ein kräftiges, urwüchsiges Rednertalent, aber statt Salbung häufig eine burleske und ziemlich niedrige Volkskomik, die an die Kapuzinerpredigt im „Wallenstein" erinnert [2]. Von zwerchfellerschütternder Derbheit ist Menots Schilderung des verlorenen Sohnes. Für die Kulturgeschichte jener Zeit sind aber beide von nicht geringer Bedeutung.

Die Lust, alles in Verse zu bringen, wich nur langsam einer praktischen Scheidung von Poesie und Prosa. Die letztere ist noch am Anfang des 13. Jahrhunderts sehr unbeholfen und ungelenk.

Zu den ältesten Prosaschriften gehört das einem gewissen Pierre zugeschriebene „Tierbuch", im Auftrag eines Bischofs von Beauvais (zwischen 1175 und 1217) in Prosa übertragen, sowie das spielerische „Tierbuch der Liebe" (etwa um 1240) des Richard von Fournival [3]. Daran reihen sich noch andere allegorisierende Minnebücher [4] sowie verschiedentliche pädagogische Schriften [5]. Henry von Gauchy, Kanonikus zu Lüttich, übersetzte (um 1282) die Schrift des Ägidius Romanus De regimine prin-

---

[1] Sie sind noch nicht gedruckt. Eine französische Übersetzung von Johann Brisgoek findet sich in Gersons Werken, die Wimpheling 1502 in Straßburg erscheinen ließ.

[2] Labitte, Michel Menot, 1838. — Geruzez, Histoire de l'éloquence à la fin du XV[e] siècle, Paris 1837. — Jehan Labouderie, Sermons de frère Michel Menot, Paris 1832; Sermon de frère Olivier Maillard presché à Bruges 1500, Paris 1826. — Les oeuvres françaises d'Olivier Maillard par A. de la Borderie, Nantes 1877. — A. Samouillan, Étude sur la chaire et la société françaises au XV[e] siècle, Paris 1891.

[3] Vgl. Gröber, Grundriß II 727 728.

[4] Vraie medecine d'amour des Bernier de Chartres. — Doctrinal des Ananchet.

[5] Die Quatre ages de l'homme des Philippe de Novare. — Livre de Mandevie des Jehan Dupin (um 1302). — Prosabearbeitungen des Ordre de chevalerie. — Livre des secres Aristote ou Dou Gouvernement des rois.

cipum, Jehan de Vignay das „Schachbuch" des Jakob de Cessolis und die „Kriegskunst" des Vegetius [1].

Die Legende wurde mit Vorliebe in Verse gebracht, ebenso anfänglich die zeitgeschichtlichen Berichte.

Doch wurde „Barlaam und Josaphat" am Anfang des 13. Jahrhunderts in Prosa bearbeitet, und ein geistlicher Dichter namens Pierre übertrug die „Wunder des hl. Jakobus von Compostela" ebenfalls in französische Prosa. Wahrscheinlich derselbe Pierre übersetzte auch den lateinischen Pseudoturpin, der bald noch zwei andere Übertragungen erlebte.

Mit der „Geschichte der Könige von England" beginnen um 1200 mehr selbständige Geschichtserzählungen, die sich meist auf die Normandie beziehen, dann eine „Geschichte Frankreichs", die vom Brande von Troja bis auf das Jahr 1216 reicht. „Über den Zustand Jerusalems" berichtete zuerst eine kleine Schrift von 1187, über frühere Eroberungen Jerusalems der eben erwähnte Pierre in einem Büchlein „Von der Olympiade". Die lateinische „Geschichte des heiligen Krieges" von Wilhelm von Tyrus wurde bald nach ihrem Erscheinen ins Französische übertragen, von Ernoul bis etwa 1227, von Bernart le Tresorier noch weiter fortgesetzt.

Als der eigentliche Vater der französischen Geschichtschreibung gilt aber erst Geoffroi de Villehardouin, Marschall der Champagne [2]. Zwischen 1150 und 1160 auf seinem väterlichen Schloß bei Troyes geboren, erwarb er sich früh das Vertrauen des Grafen Thibault III., der 1197 an die Regierung kam und den schon gereiften Mann zu einem seiner ersten Hofbeamten machte. Fast ein Jahrhundert war verflossen, seit Gottfried von Bouillon Jerusalem zum erstenmal erobert hatte; 1187 hatte sich Saladin seiner wieder bemächtigt. Umsonst hatten sich dann die drei mächtigsten Herrscher der Christenheit, Friedrich Barbarossa, Philipp August und Richard Löwenherz, zusammengetan, es den Ungläubigen abermals zu entreißen; aber ihr Mißerfolg hatte die Begeisterung des Abendlandes für das großartige Unternehmen nicht zu dämpfen vermocht. Als Fulco im Advent 1199

[1] Über andere moralisierende Schriften vgl. Gröber, Grundriß II 1024 1025.

[2] Ausgaben von: Vigenère (mit neufranzösischer Übersetzung von Buchon), Paris 1585; anonym (ohne Übersetzung), Lyon 1601; Fresne du Cange, Paris 1657; Brial (bei Bouquet XVIII); in den Sammlungen von Michaud und Poujoulat (I), Petitot (I), Buchon (I—III); P. Paris, Paris 1838; N. de Wailly, Paris 1871 1872 1874 1882 und öfter; Mailhard la Couture, Lille 1889; E. Bouchet, Paris 1891. — Englische Übersetzung von T. Smith (nach du Cange), London 1829. — Deutsche Übersetzung von B. Todt (mit Ergänzungen aus andern Quellen), Halle 1878. — M. Sépet, G. de Ville Hardouin, Analyse historique etc., Paris 1874. — E. Sayous, Villehardouin; du charactère moral de sa cronique (Acad. des Sciences morales etc., Compte-rendu 1886). — A. Kreßner, Über den epischen Charakter der Sprache des Villehardouin, Braunschweig 1877. — Daunou, Villehardouin (Hist. litt. de la France XVII 150—171). — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IX 305—330.

bei einem Turnier auf dem Schlosse Escry in der Champagne den Kreuzzug predigte, nahmen die jugendlichen Grafen Thibaut von Champagne und Louis von Blois das Kreuz. Bald folgte ihrem Beispiel die Blüte der französischen Ritterschaft. Auf zwei Versammlungen zu Soissons und Compiègne wurde das Unternehmen näher beraten, die Ausführung in die Hände von sechs Bevollmächtigten gelegt. Unter ihnen war Villehardouin und der Troubadour Conon de Béthune. Sie gewannen in den Fasten 1201 die unerläßliche Hilfe und Bundesgenossenschaft des greisen Dogen Dandolo und der Republik von Venedig. Wie das Volk selbst in der Markuskirche für die große Sache gewonnen wurde, erzählt Villehardouin folgendermaßen:

„Als die Messe gelesen war, beschied der Doge die Gesandten und sagte ihnen, um der Liebe Gottes willen möchten sie das gemeine Volk bitten, das zu beschließen, was verabredet worden war. Die Gesandten kamen zu dem Münster, wo sie von vielen Leuten angeschaut wurden, die sie noch nie gesehen hatten. Da ergriff Geoffroi von Villehardouin, der Marschall von Champagne, auf Absprache und nach dem Willen der andern das Wort und hub also an zu reden: ‚Ihr Herren! Die höchsten und mächtigsten Barone von Frankreich haben uns zu euch gesandt und rufen zu euch um Erbarmen, damit ihr Mitleid habt mit der Stadt Jerusalem, die in der Sklaverei der Ungläubigen schmachtet, und damit ihr ihnen, zur Ehre Gottes, helfen möget, die Schmach Jesu Christi zu rächen. Und aus diesem Grunde haben sie euch gewählt, weil sie wohl wissen, daß keine Nation noch Volk auf dem Meere so große Macht hat, wie ihr sie habt, und beim Abschied haben sie uns befohlen, euch zu Füßen zu fallen und uns nicht wieder zu erheben, bis ihr zugestimmt hättet.‘

„Und da knieten die sechs Gesandten nieder, unter vielen Tränen, und der Doge und alle andern begannen zu weinen vor dem Mitleid, das sie darüber empfanden, und sie schrien alle mit einer Stimme und streckten die Hände empor: ‚Wir beschließen es! Wir beschließen es!‘ Da war ein solcher Lärm und ein solches Getöse, als ob die ganze Erde bebte. Und als sich der Lärm gelegt hatte, da stieg Heinrich (Dandolo), der gute Doge von Venedig, auf die Kanzel, redete zum Volke und sprach: ‚Ihr Herren, das ist eine sehr große Ehre, die Gott uns antut, daß die besten und tapfersten Leute der Welt unsere Bundesgenossenschaft für eine so hohe Sache suchen, wie da ist die Rache für unsern Herrn!‘“

Die Venetianer erboten sich nicht nur, den Kreuzfahrern die nötigen Schiffe zu liefern, sondern der Doge und viele Venetianer nahmen selbst das Kreuz. Da die Kreuzfahrer aber die geheischten Geldsummen nicht vollständig aufbringen konnten, verpflichteten sie sich, dem Dogen gegen die Stadt Zara zu helfen. Dann erfolgte zuerst der Zug nach Konstantinopel. Bei Abydos warteten die ersten Schiffe die übrige Flotte ab.

„In diesen acht Tagen des Wartens kamen alle Schiffe und Barone an, und Gott gab ihnen gut Wetter; dann verließen sie den Hafen von Abydos. Von diesem Augenblick an war der Kanal Sankt Georgen ganz übersät mit Booten, Seeschiffen, Galeeren, Transportschiffen. Es war eine Lust und ein Wunder, die Schönheit zu sehen. Und solchermaßen fuhren sie und stiegen den Kanal hinauf, so wacker, daß sie an der Vigil von Sankt Baptist im Juni bei Sankt Stephan ankamen, einer

Abtei, die drei Meilen von Konstantinopel lag. Und da sahen sie nun Konstantinopel vollständig vor sich liegen. Die es noch nie gesehen, glaubten kaum, daß es eine so reiche Stadt in der ganzen Welt geben könnte. Als sie diese hohen Mauern und diese reichen Türme sahen, mit denen sie umgeben war, und diese reichen Paläste und hohen Kirchen, deren es so viele gab, daß keiner es hätte glauben mögen, wenn er es nicht selbst geschaut; und als sie die Stadt sahen in ihrer Länge und Breite, welche die Herrin aller andern Städte war, wisset, da war kein Mann so kühn, dem nicht das Fleisch im ganzen Leibe erbebt hätte; und es war kein Wunder, daß sie erschraken, denn eine so große Aufgabe war noch nie von irgend welchen Leuten unternommen worden, seitdem die Welt geschaffen ist."

Villehardouin machte die Eroberung der alten Kaiserstadt mit und wurde nach der Aufrichtung des Kaisertums Romania von dem neuen Kaiser Balduin von Flandern zum Marschall desselben ernannt. Als Balduin 1205 bei der Belagerung von Adrianopel in die Hände der Bulgaren fiel, übernahm Villehardouin die Führung des Heeres und brachte es glücklich nach Konstantinopel zurück. Heinrich von Flandern, der nun an Stelle seines Bruders Kaiser ward, beehrte ihn mit dem Auftrag, seine Braut, die Tochter Bonifazens von Montferrat, abzuholen, und schenkte ihm darauf die Stadt Mosynopolis in Thrazien. Hier scheint er seinen Bericht über die merkwürdigen Ereignisse niedergeschrieben zu haben, an denen er so hervorragenden Anteil hatte und die zu den bedeutendsten seiner Zeit gehören. Erzählt er von sich auch nur in der dritten Person, so ist seine „Eroberung von Konstantinopel" doch mehr ein Memoiren= als ein eigentliches Geschichtswerk. Seine Aufzeichnungen brechen mit dem Tode Bonifazens (1207) plötzlich ab. Wahrscheinlich hat der Tod selbst den Abschluß verhindert.

Nach den vielen phantastischen Abenteuern, mit welchen die Spielleute alle Sagenkreise und die schönsten poetischen Stoffe unerträglich breit und oft unerträglich geschmacklos übersponnen haben, ist es ein wahres Labsal, diese schlichte Erzählung zu lesen, in welcher der Geist der Kreuzzüge mit der Einfalt eines Homer und Herodot sich selbst schildert. Es ist ein grundehrlicher, wackerer, tapferer Mann, der hier spricht, aber mit einem jugendfrischen Auge und Herzen, verständig und beredt, ein gewandter Unterhändler und tüchtiger Krieger, den schwierigsten Unternehmungen gewachsen, aber ohne streberischen Ehrgeiz, seinen Fürsten mit der innigsten Loyalität zugetan und ergeben, ritterlich von dem Scheitel bis zur Sohle. Er hat seine kleine Eitelkeit und sein berechtigtes Selbstgefühl, aber sie verschwinden gegen den tiefen Glauben, die mächtige religiöse Begeisterung, den Opfermut, die dieses echte Mannesherz beherrschten. Und wie der Mann, so der Stil, einfach, klar und wahr, voll epischer Kraft und Wärme. Wenn man ihn liest, dann tut es einem leid, daß die mittelalterliche Epik nicht solchen Männern anheimgefallen, sondern vorzugsweise in die Hände der Spielleute geraten ist.

Das schönste Seitenstück zu Villehardouin bildet Jehan Sire de Joinville, der Biograph Ludwigs des Heiligen[1]. Villehardouin war vielleicht schon über zehn Jahre tot, als Jehan 1224 auf dem Schlosse Joinville bei Châlons-sur-Marne geboren wurde. Seine ritterliche Erziehung erhielt er an dem Hofe der Grafen von Champagne, wo neben allen kriegerischen Übungen auch Poesie und Minnesang schon lange in Blüte standen. Im Jahre 1248 folgte er dem nur zwei Jahre jüngeren König Ludwig IX. auf seinem Kreuzzug ins Gelobte Land, erwarb sich dessen persönliche Freundschaft und blieb auch für die Folgezeit einer seiner einflußreichsten Ratgeber und Kronbeamten. Als aber der König 1270 zum zweiten Male das Kreuz nahm, versagte Joinville die Teilnahme. Er sah, wie er selbst berichtet, in einem Traume das üble Ende des Unternehmens voraus und trug Bedenken, sich und seine Leute noch einmal all den Mühsalen und Leiden auszusetzen, welche sie in dem früheren Kreuzzug erlitten hatten. Er überlebte nicht nur seinen heldenmütiger gesinnten königlichen Freund, sondern noch drei seiner Nachfolger (Philipp III., Philipp IV. und Ludwig X.) und starb erst als 93jähriger Greis unter Philipp V. um 1317.

Wahrscheinlich hat der wackere Seneschall bereits um 1272 Aufzeichnungen über seine Erlebnisse bei dem Kreuzzug von 1248—1254 niedergeschrieben, in welchen er selbst die Hauptperson bildet und Ludwig IX. nur insoweit hereingezogen ist, als Joinville an seiner Seite stand. Als er aber in späteren Jahren von der Königin Johanna aufgefordert wurde, die „heiligen Worte und Großtaten" des Königs aufzuzeichnen, gab er sich zwar die Mühe, den Heiligen in einer Reihe von erbaulichen Zügen und Aussprüchen zu schildern; allein, schon hoch betagt, tief in den Siebzigen, zu umständlichen Forschungen nicht mehr befähigt, reihte er in altväterlicher Gemütlichkeit seine eigenen Erinnerungen daran und setzte endlich aus schon vorhandenen Chroniken noch einen Bericht über die letzten Lebensjahre und den zweiten Kreuzzug des Königs hinzu. So ist seine „Geschichte des hl. Ludwig" ein etwas ungleichartiges Ganzes geworden, das aber doch im wesent-

[1] Erste Ausgabe von Pierre de Rieux, Poitiers 1546; erste Ausgabe nach dem Originaltext von Mellot, Sallier und Capperonnier, Paris 1761; neuere Ausgabe von F. Michel, Paris 1830; Daunou bei Bouquet XX, Paris 1840; P. Paris, Paris 1858 1860; N. de Wailly, Paris 1865 und öfter; mit neuem Apparat, Paris 1880 1882 1883 1886 1888; A. Delboulle, Paris 1882; Mailhard de la Couture, Paris 1883. — Deutsche Übersetzung von N. Driesch, Trier 1853; Th. Nißl, Regensburg 1852. — A. F. Didot, Études sur la vie et les travaux de Jean sire de Joinville, Paris 1874. — M. Sépet, Jean sire de Joinville, Paris 1874. — Boissier, Le sire de Joinville (Rev. des Deux Mondes, 15. févr. 1874.) — Vitet, Joinville, saint Louis et le XIII[e] siècle (ebd. 1868, 1. Mai). — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi VIII 396—424.

lichen das Gepräge des Grundstockes trägt und das Charakterbild des heldenhaften Königs sowohl durch die Züge verschärft, in welchen sein treuer Seneschall ihm bewundernd nacheiferte, als auch durch jene, in welchen er die eigene menschliche Schwäche mit ebenso kindlicher Aufrichtigkeit verrät und zeichnet. Gleich Villehardouin hängt auch Joinville ein klein wenig an sich selbst, an seinen kleinen Eitelkeiten und persönlichen Interessen, an seiner Wohlfahrt und Behaglichkeit, an dem Standesgefühl eines hohen Herrn, an dem Selbstgefühl eines tapfern Kriegers und weisen Beraters; aber das wird wettgemacht durch seine unverbrüchliche Wahrheitsliebe, Redlichkeit, Treue und Loyalität, den kindlichen Glauben, mit dem auch er die Sache der Kreuzzüge erfaßt, den christlichen Sinn, mit welchem er den selbstlosen Opfermut und den Heroismus seines Königs bewundert. Er hat eine Beobachtungsgabe von photographischer Genauigkeit, er weiß die kleinsten Züge mit frischer Lebendigkeit wiederzugeben. Selbst ein munterer Plauderer, erzählt er nicht nur stets klar und anschaulich, er hat auch seine Zwiegespräche mit dem König lebendig behalten und treffend aufgezeichnet. Ein bedächtig verständiges Urteil dämpft die romantische Stimmung, und ein köstlicher Mutterwitz verläßt den biedern Kriegsmann auch in den trübsten Lagen nicht. Der Heilige erscheint in seiner realistischen Erzählung noch nicht auf dem gemusterten Goldgrund der mittelalterlichen Gemälde, sondern in der schlichten Einfalt der vollen Wirklichkeit. Diese gemütliche Naivetät macht Joinvilles Gedenkschrift zu einem der schönsten Dokumente, welche die Zeit der Kreuzzüge uns hinterlassen. Wohl treffend sagte Sainte-Beuve von dem greisen Seneschall:

„Er ist der liebenswürdigste, bekannteste und sprechendste Vertreter dieses Zeitalters, das wir uns von ferne gern als das goldene Alter der guten alten Zeiten vorstellen. Wenn dieses schöne Reich je irgendwo in der Vergangenheit bestand, dann war es sicher unter dem hl. Ludwig, während dieser 15 Jahre des Friedens, im Schatten der Eiche von Vincennes, und es ist Joinvilles Feder, die uns das anziehendste Bild davon entwarf. Man glaubte damals an seinen König, man glaubte damals vor allem an seinen Gott; man glaubte an ihn nicht nur so im allgemeinen, in jener immer ein wenig unbestimmten und abstrakten Weise, in jener dunkeln Form, in welche ihn die moderne Wissenschaft, wenn man nicht acht gibt, immer mehr und mehr zurückweichen läßt, sondern in beständiger praktischer Übung, und wie wenn Gott selbst physisch in den geringsten Lebensereignissen gegenwärtig wäre. Die Welt war damals bei jedem Schritt mit Rätseln und Gefahren übersät, das Unbekannte starrte überall entgegen; aber überall war auch der unsichtbare Beschützer und Hort, bei jedem bebenden Hauche glaubte man ihn wie hinter einem Vorhang wahrzunehmen. Der Himmel oben war offen, überall mit lebendigen Gestalten, aufmerksamen und offenkundigen Schutzheiligen bevölkert, unmittelbar anzurufen, leicht zu gewinnen; der unerschrockenste Krieger wandelte in dieser beständigen Mischung von Furcht und Vertrauen wie ein ganz kleines Kind. Bei diesem Anblick werden die freiesten Geister von heute kaum umhin können zu sagen: Sancta simplicitas! Aber sie werden ihr Lächeln doch mit einiger Achtung dämpfen. Die gesunde Vernunft

mangelte sicher nicht, sie machte sich geltend, sie erhob ihre treffenden Widersprüche mitten in diesem Netz von Glauben, und um alles zu sagen, von Leichtgläubigkeit. Der natürliche Geist gönnte sich seine Sprünge, seine heitern Flüge, seine immer wieder auflebenden Subtilitäten und Vermessenheiten; aber all das spielte nur innerhalb des gezogenen Kreises und hielt zeitig inne vor jedem verehrungswürdigen und scheueinflößenden Gegenstand. Das Wort prud'homme umfaßte alle Tugenden, Weisheit, Klugheit, Mut, Geschicklichkeit im Schoße des Glaubens, die bürgerliche Ehrenhaftigkeit und die feine Bildung (le comme il faut), wie sie dieses Geschlecht der alten Christen auffaßte, deren blühendster Sprößling für uns Joinville ist. Und man könnte diesen Freund des hl. Ludwig, diesen Greis mit dem jugendlichen Herzen und den frischen Erinnerungen wohl am besten damit bezeichnen, daß man sagte, er sei der anmutigste und freundlichste der prud'hommes von damals."

Während der greise Joinville auf seinem Schloß das Leben des besten aller französischen Könige schrieb, schmachtete in einem Gefängnis zu Genua (um 1295) der kühne Venetianer Marco Polo (1254—1324), der zwanzig Jahre bei den Mongolen zugebracht, den Hof von Peking geschaut, Indien und die indischen Inseln durchstreift und zuletzt Persien durchwandert hatte. Einer seiner Mitgefangenen, der Romanschreiber Rusticien de Pisa, schrieb nach seinen Aufzeichnungen den Bericht über all diese seltsamen Wanderfahrten in französischer Sprache nieder, da er in venetianischer Mundart nur wenigen zugänglich gewesen wäre, und bereicherte so die altfranzösische Literatur mit dem bedeutendsten und merkwürdigsten Reisebuch des gesamten Mittelalters.

Der nächste bedeutende Historiker Frankreichs, Jean Froissart (1337—1410), liegt mit seiner literarischen Tätigkeit bereits um ein halbes Jahrhundert von Joinville ab und gehört einer Zeit an, in welcher die Kampflust der westeuropäischen Völker, von dem Gelobten Land abgelenkt, sich in nationalen Interessenkämpfen erschöpfte. Zeuge einer fortgeschrittenen materiellen Kultur, selbst Dichter, Hofmann und Gelehrter, weiß er glänzend zu beschreiben und zu malen; aber in seiner meisterlich ausgeführten Chronik waltet nicht mehr die schlichte Einfalt der zwei kriegerischen Kreuzfahrer; das Rittertum selbst steht nicht mehr im Dienste der großen religiösen und internationalen Aufgabe, sondern in jenem der neueren Staatenbildung und Sonderpolitik.

Wieder eine ganz andere Welt spiegelt sich in den Memoiren des Philippe de Commines[1] (1443—1511). Er steht schon an der Schwelle

---

[1] Erste kritische Ausgabe von Denis Sauvage, Paris 1552, häufig nachgedruckt (Lyon 1559, Paris 1561 1580 1605); andere Ausgaben von D. Godefroy, Paris 1649; Langlet du Fresnoy, 4 Bde, London und Paris 1747; Dupont, 3 Bde, Paris 1840—1847; R. Chantelauze, Paris 1881; in den Sammlungen von Michaut und Poujoulat IV (1837); Buchon VII (1838); Petitot XI bis XIII (1820). — Ausgaben seiner Briefe von E. Benoist, Lyon 1863;

des ausgehenden Mittelalters zur neueren Zeit. Erst Kammerherr und Rat des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, verließ er 1472 dessen Dienst wegen übler Behandlung und trat in denjenigen seines Gegners, des Königs Ludwig XI., mit dem er sich ausgezeichnet verstand und der ihn mit dem Fürstentum Talmont beschenkte. Nach des Königs Tode ließ er sich jedoch in Intrigen ein, die ihm längere Einkerkerung zuzogen. Erst 1491 gelangte er wieder zu Gnaden, aber nicht mehr zu dem früheren Einfluß und zog sich 1506 auf seine Güter zurück, um die Memoiren zu vollenden, die er während seiner Haft begonnen hatte. In einer Zeit, wo der Humanismus noch in voller Blüte stand, hatte er kein Latein und Griechisch studiert, verstand aber Flämisch, Deutsch und Spanisch. Seine Darstellung ruht darum ganz auf persönlicher Beobachtung, scharfer Menschenkenntnis und einer mehr oder weniger egoistischen Politik, die sich mitunter stark den Auffassungen Machiavellis nähert. Doch theoretisiert er nicht ex professo, wie dieser, und hält sich im wesentlichen auf christlich-gläubigem Standpunkt.

Große Verdienste um die Weiterbildung der Prosa erwarben sich die Übersetzer, welche unter den Königen Johann dem Guten (1350—1364), Karl V. dem Weisen (1364—1380) und Karl VI. (1380—1422) beliebte lateinische und andere fremde Schriften weiteren Kreisen zugänglich machten [1].

Nachdem König Johann 1355 einen Jean de Sy für eine neue Bearbeitung der französischen Bibel gewonnen, beauftragte er den gelehrten Theologen Bersuire (Berçuire, auch Bressuire), Prior von St-Eloi in Paris, Freund Petrarcas, mit der Übersetzung des Livius, welche zum größeren Teil zu stande kam und bald eines der gelesensten Bücher wurde [2]. Nach seinem Tode (1362) ergänzte ein anderer dieselbe, indem er nach Leonardo d'Arezzo auch noch die Geschichte des punischen Krieges hinzufügte. Die Facta et dicta memorabilia des Valerius Maximus übersetzten unter Karl V. der Johanniter Simon de Hesdin und der Theologe Nikolas de Gonesse [3], die Remedia utriusque fortunae des Petrarca Jean Daudin, Kanonikus an der Sainte Chapelle. Eine freie Bearbeitung von Augustins Schrift De civitate Dei lieferte um dieselbe Zeit der königliche Advokat und Steuerbeamte Raoul de Praelles (Presles) († 1383) [4]; sie gewann ebenfalls die weiteste Verbreitung und übte auf die

---

Kervyn de Lettenhove, 3 Bde, Brüssel 1867—1873. — A. Chantelauze, Philippe de Commynes, Portraits historiques, Paris 1886. — Kervyn de Lettenhove, Études sur les historiens du XIV[e] siècle, Bruxelles 1859. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi I 191—205.

[1] Gröber, Grundriß II 1071—1075. — A. Piaget, Traducteurs (Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. II 258—270).

[2] L. Pannier, Notice biograph. sur le bénédictin Pierre Bersuire (Bibl. de l'école des Chartes 1872, 325—364).

[3] F. Lajard, Hist. litt. de la France XXV 9—41.

[4] Le Roux de Lincy et Tisserand, Paris et ses historiens au XIV[e] et XV[e] siècles, Paris 1867, 83—115.

allgemeinen Anschauungen den größten Einfluß aus. Von den Schriften des Aristoteles übersetzte der Normanne Nicole Oresme (geb. um 1330, 1361 Dekan in Rouen, 1377 Bischof von Lisieux), die „Politik", die „Ökonomika", die „Ethik", das „Buch vom Himmel und vom Kosmos", das „von der Sphäre" und die Abhandlung „von der Astrologie"; er verfaßte auch zwei selbständige Werke: über die „Divinationen" und über das „Münzwesen" [1].

Der Karmelitergeneral Jean Golein, ebenfalls ein Normanne (1320—1403), übertrug abermals die Schrift De regimine principum, dann das Rationale divini officii des Wilhelm Durantus, die Erziehungslehre des Vinzenz von Beauvais (De eruditione regalium filiorum), die Collationes des Cassian und die große Weltchronik des Bernardus Guidonis (Flores chronicorum) [2]. Der „Policratius" des Johann von Salisbury fand einen Übersetzer an Denis Foulechat. Der Augustiner Jean Corbechon bearbeitete die Schrift vom „Landbau" des Pietro de' Crescenci, Jean de Brie dagegen selbst einen Traktat über die „Schafzucht" (Le bon berger), reich gespickt mit gelehrten Zitaten aus dem Altertum [3]. Die kirchenpolitische Schrift Somnium viridarii, welche eingehend das Verhältnis der politischen Gewalt zum Papsttum bespricht, wurde von ihrem Verfasser gleichzeitig als Songe du vergier auch französisch bearbeitet; derselbe ist wahrscheinlich Philippe de Maizières, der als Kanzler des Königs Peter de Lusignan 1365 den Zug gegen Alexandrien anregte, 1374 in Frankreich königlicher Rat wurde und endlich 1405 als Celestinermönch starb [4].

Karl VI. war kein so großer Bücherfreund wie sein Vorgänger; dafür interessierte sich unter ihm der Herzog Johann von Berry für weitere Übersetzungsarbeiten. Für ihn übertrug Jean de Courtecuisse 1403 den Pseudo-Seneca „Über die vier Kardinaltugenden", der Humanist Laurent de Premierfait (zwischen 1409 und 1414) Ciceros Schriften „Von dem Greisenalter" und „Von der Freundschaft", Boccaccios Schrift De casibus illustrium virorum und den „Decamerone" nach der lateinischen Bearbeitung des Antonio d'Arezzo [5].

Der Portugiese Vasque de Lucene, den die Heirat Philipps des Guten mit Isabella von Portugal an den Hof von Burgund führte und der des Französischen ebenso kundig war wie seiner Muttersprache und des Spanischen, übersetzte für Karl den Kühnen 1464 des Curtius „Geschichte Alexanders des Großen" und 1470 Xenophons „Kyropädie" [6].

Unter den Pseudonymen Helye de Borron, Luce de Gast, Gasse le Blond und Gautier Map wurden die Artus-, Gral-, Perceval- und Lancelot-Merlinromane in Prosa immer breiter, flacher, konfuser und verwickelter ausgesponnen.

---

[1] F. Meunier, Essai sur la vie et les ouvrages de N. Oresme, Paris 1857. — L. Delisle, Bibl. de l'Ec. des Chartes 1869, 601—620.

[2] L. Delisle (Hist. litt. de la France XXXI 35—47).

[3] Hist. litt. de la France XXX 334—388.

[4] P. Paris, Recherches sur l'auteur du Songe du Vergier: Mémoires de l'Acad. des Inscript 15 I 350 ff.

[5] Le Roux de Lincy et Tisserand, Paris et ses historiens, Paris 1867, 412—415. — A. Hortis, Studj sulle opere latine del Boccaccio, Trieste 1879, 613—637 731—748.

[6] A. Piaget, Martin Le Franc, prévôt de Lausanne, Lausanne 1888, 160 bis 166.

Je mehr der Sinn für die einstige Bedeutung des Rittertums und des ritterlichen Minnedienstes abhanden kam, desto toller und geistloser wucherten die Abenteuer empor und verwuchsen zum eintönigsten Schlinggewächs. Vom Anfang des 15. Jahrhunderts verlor sich auch die übrige ältere Epik in diesen endlosen Wald des Prosaromanes: der Kreuzzugscyklus mit der Sage vom Schwanenritter, dann der Galienroman, der Cyklus des Wilhelm von Orange, sowohl in längerer Reihenfolge als auch mit Karlsepen untermischt, andere auch für sich, wie die Romane von Lohier und Mallart, von den Haimonskindern Renaud von Montauban und Maugis, von der Eroberung von Trapezunt, von Huon von Bordeaux; ebenso die Schicksalsromane von Cleomades, von Gui von Warwick, von Blancandrin, vom König Florimond, vom König Ponthus, von dem Grafen Peter und der schönen Magelone und ungezählte andere. Die Handschriften der beliebteren Ritterromane sind oft sehr reich und glänzend ausgestattet. Darstellung und Sprache aber bieten nur mehr einen schwachen Nachhall der früheren Poesie [1].

Vergeblich bemühte sich Hieronymus Rodler 1535 durch die Übersetzung eines solchen Prosaromanes die Geschichte von den vier Haimonskindern in Deutschland einzubürgern; dagegen ist die nach einer niederländischen Vorlage kürzere Bearbeitung des Paul van der Aelst (1604) zum deutschen Volksbuch geworden und hat als solches bis in die Gegenwart weiter gelebt [2]. Noch dem edeln Ritter de la Mancha schwebt Reynaldos de Monalvan als höchstes Vorbild der Ritterschaft vor, obwohl der wackere Pfarrer der Ansicht ist, Reynaldos und die zwölf Pairs wären es wert, mit ewiger Landesverweisung bestraft zu werden. Ihre größten Sammelbecken fanden die französischen Ritterromane in dem portugiesischen „Amadis de Gaula“ und in dem spanischen „Palmerin de Oliva“, durch die sie noch einmal in ihre Heimat kamen und weiter ostwärts drangen. Eine wirkliche poetische Neubelebung wurde ihnen in Italien durch die Reali di Francia, durch Bojardo und Ariosto zu teil [3].

Aus Italien kehrten zum Teil auch die dahin verbreiteten Fabliaux in ihre Heimat zurück, stofflich nicht aufgebessert, aber in der Form sorgfältiger und weit mehr künstlerisch ausgeführt. Nur langsam bürgerte sich für die frühere Bezeichnung istoire diejenige der Novelle ein. Die Cent Nouvelles Nouvelles, meist solche nach Boccaccios Vorbild etwas eleganter zugestutzte Fabliaux, wurden lange einem Kreis von Hofleuten zugeschrieben, die im Dienste des Dauphins Ludwig (des späteren Ludwig XI., 1461—1483) standen, zum Teil diesem selbst. Später trat die Vermutung auf, Antoine de la Sale (Salle) könnte diese 1462 vollendete Sammlung redigiert und veranstaltet haben, wogegen aber verschiedene Gründe sprechen [4]. Dieser Mann, um 1388 geboren, kam in jungen Jahren nach Italien und ward daselbst mit Poggio und andern Humanisten bekannt. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Landrichter in Arles und Schreiber Louis' III.

---

[1] Gröber, Grundriß II 996—1009 1193—1197.

[2] E. Pfaff, Das deutsche Volkbuch von den Heymonskindern, Freiburg i. B. 1887.

[3] H. Morf, Vom Rolandslied zum Orlando furioso: Aus Dichtung und Sprache der Romanen, Straßburg 1903, 1—40.

[4] Gröber, Grundriß II 1152 1153.

von Anjou, Grafen von Provence, dann auch seines Bruders und Nachfolgers René und Erzieher von dessen Sohn; später leitete er die Erziehung der Kinder des Grafen von S. Pol, Louis von Luxemburg, und siedelte 1458 an den Hof von Burgund über, an welchem er um 1462 starb. Für seinen Schüler Jean von Anjou schrieb er um 1434 eine Art kurzweiliges Prinzenbuch, dessen Titel La salade[1] sowohl nach Humanistenart auf seinen Namen als auch auf den bunten Inhalt anspielte. Denn in diesem „Salat" waren mit Stellen aus Cicero und Frontin auch das Paradies der cumanischen Sibylle, Unterricht über Waffenführung und Wappenkunde und ein Stück sizilianischer Geschichte heiter zusammengerührt. Einer ähnlichen pädagogischen Schrift von quodlibetischem Inhalt gab er die Form eines Romanes und den Titel: Hystoire et plaisante chronique du petit Jehan de Sainctré et de la jeune dame des belles cousines[2]. Der Name des jugendlichen Helden ist von einem geschichtlichen Träger desselben herübergenommen, der als Seneschall von Anjou und Maine für einen der tapfersten Krieger seiner Zeit galt und 1368 starb. Ihm eifert der kleine Jehan in jeglicher Rittertugend nach, angeleitet und aufgemuntert durch die Unterweisungen der schönen jungen Witwe, einer jener hohen Damen, welche der König mit dem Namen seiner „schönen Cousinen" beehrte. Ihr teilt Antoine ungefähr die Rolle zu, welche er bei seinem Prinzen spielte. Sie ist gelehrt wie ein Buch, voll von den Weisheitssprüchen des Cato und des Aristoteles, sie macht ihn mit Sallust und Livius, Sueton und Orosius bekannt, verweist ihn auf Flavius Josephus und Arnobius und auf die berühmtesten Heldenromane. Von Feen, Riesen und Zauberwaffen ist da nicht mehr die Rede; aber an der zarten Liebe seiner schönen Lehrerin begeistert sich der junge Ritter zu jeglicher kühner Tat und zu mannhaftem Heldensinn. Im zweiten Teil wird indes dieses Idealbild ritterlicher Minne unbarmherzig zerstört. Die schöne Dame ergibt sich einem erbärmlichen Lasterleben, und der schwer enttäuschte Ritter schleppt sie selbst an den Hof, um sie vor König und Königin der verdienten Schande preiszugeben. So läuft die pädagogische Schrift in einen Skandalroman aus, der in dem schlüpfrigen Geiste Poggios das Rittertum mit seiner Romantik in den Staub zieht.

Auf wenig durchschlagende Anhaltspunkte hin wurden Antoine de la Sale auch „Die fünfzehn Freuden des Ehestandes"[3] zugeschrieben, eine herbe, sehr realistische und vielfach gemeine Satire auf die Laster und Untugenden der Weiber. Ihr scharfer, düsterer Sarkasmus sticht schroff von der frivolen Lustigkeit der Cent

[1] Vgl. Brunet, Manuel III 854.
[2] Ausgaben von Guichard, Paris 1843; Helleny, Paris 1890.
[3] Herausgeg. von Jannet, Paris 1857; Heuckenkamp, 1901.

Nouvelles Nouvelles[1] ab, in welchen als Erzähler Monseigneur (d. h. Philipp der Gute), der Herzog (der spätere Karl der Kühne), der Dauphin (Ludwig XI.), Jacques von Luxemburg und La Sale auftreten. Einige der Geschichten sind aus Poggio und Sacchetti geschöpft, die meisten aber Nachbildungen älterer Fabliaux oder ähnliche mehr oder weniger unerbauliche Geschichten.

In all diesen Schriften zeigt sich viel Witz und scharfe Beobachtungsgabe, eine anmutigere und gefälligere Darstellung als bisher; aber in der Beurteilung der Frauen, in der Freude am Schmutzigen und Gemeinen tritt jene Verrohung der Sitten deutlich hervor, welche im Gefolge der endlosen Kriege und des großen Schismas über Frankreich hereingebrochen war und welche der aufblühende Humanismus nicht zu beseitigen vermochte. Denn während manche auserlesene Geister wie Pierre d'Ailly, Nicolas de Clémanges und Jean Gerson den Humanismus wohl mit der Scholastik zu einer echt christlichen Bildung vereinigten, vermählte sich in weiten weltlichen Kreisen der nie erloschene Esprit gaulois mit der Frivolität jener heidnischen oder halbheidnischen Renaissance, welche dem christlichen Leben in Frankreich wie in Italien die schwersten Wunden schlug.

[1] Ausgaben von Le Roux de Lincy, Paris 1841; Th. Wright, Paris 1858.

Zweites Buch.

Die neufranzösische Literatur.

(Von 1500 bis 1800.)

Erstes Kapitel.

Übergang zur Neuzeit. — Margareta von Navarra. — Marot. — Rabelais.

So bezaubernd poetisch das Mittelalter mit seinen Domen und Klöstern, seinen Ritterburgen und Städten, seinen Fehden und Kreuzfahrten, seinen Turnieren und Volksfesten, seinem Heldensang und seiner Minnedichtung, seinen Mysterienspielen und lustigen Possen, seiner tiefen Frömmigkeit, seiner unverwindlichen Kampfeslust, seiner unerschöpflichen Lebensfreudigkeit sich trotz mancher, oft tiefer Schatten in jedem einigermaßen umfassenden Gesamtbild auch darstellt, so ist es doch keinem der französischen Dichter des Mittelalters geglückt, dieses Gesamtbild in einer vollendeten Dichtung von bleibendem Wert der Nachwelt zu überliefern. Die höfische Bildung des Rittertums und die gelehrte Bildung des Mönchstums haben wie zwei getrennte Welten nebeneinander geblüht und sich zum höchsten Glanz entfaltet, aber kein genialer Geist wie Dante hat sie zum einheitlichen Ganzen verwoben, das bunte Erdenleben in die Strahlen des Jenseits hineingerückt, Kampf und Minne, Wissen und Kunst, Sage und Geschichte mit den erhabensten Idealen des Glaubens vereint, durchgeistigt und gekrönt.

Dante war der erste, der (in seiner Schrift De Vulgari eloquio) die große Sache der nationalen Literaturen in die Hand nahm, mit klarem Auge in das Wirrsal der zahllosen romanischen Sprachen und Dialekte hineinblickte, sich über ihre Eigentümlichkeiten und beziehungsweisen Vorzüge Rechenschaft gab und dann zu dem klaren Schluß gelangte, daß es so nicht weiter gehen dürfe[1], daß man zu einer Einheit kommen müsse, zu einer poetischen Literatursprache, die sich von den dialektischen Eigenheiten freimache und durch ganz Italien hin Verständnis und Anerkennung finde. Das ist sein Vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale. Er hat den lateinischen Traktat darüber nicht zu Ende geführt, aber in seiner Divina

---

[1] Quapropter si primas et secundarias et subsecundarias vulgaris Italiae variationes calculare velimus, in hoc minimo mundi angulo non solum ad millenam loquelae variationem venire contigerit, sed etiam ad magis ultra (De Vulgari eloquio l. 1, c. 8).

Commedia ein unsterbliches Musterbild davon gegeben. Er hat sich damit als ebenbürtiger Klassiker neben Homer und Vergil gestellt, dem Italienischen einen Platz neben dem Lateinischen und Griechischen erobert.

Mit ihm, Petrarca und Boccaccio ist Italien an die Spitze der neueren Literaturvölker getreten, zugleich auch an die Spitze jener großen geistigen Bewegung, welche man die „Renaissance" zu nennen pflegt und welche im Grunde nichts anderes bedeutete als eine ganz normale Weiterentwicklung der christlichen Bildung auf jener Grundlage, welche ihr bereits die großen griechischen und lateinischen Kirchenväter gegeben hatten. Weit entfernt, die Entwicklung der nationalen Literatur in Italien zu hemmen, hat der so verstandene Humanismus sie im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts einer zweiten Hochblüte entgegengeführt [1].

Während Rom, Florenz und die kleinen Fürstenhöfe Italiens die Hochschulen künstlerischer und literarischer Bildung für ganz Europa wurden, hat Frankreich in dem mehr als hundertjährigen Kriege mit England (von 1339 bis 1453) Unsägliches gelitten. Wenn auch ritterliche Heldentaten die Tage von Crécy und Azincourt mit unvergänglichem Ruhm umwoben, so sank mit der äußeren Macht doch auch die innere Kraft und der Wohlstand des Landes. Die fast ununterbrochenen Kriegsläufte hatten nicht nur Elend und Not, sondern auch Entsittlichung, Verrohung und Verwilderung in ihrem Gefolge. Erst mit dem Entsatz von Orleans durch Jeanne d'Arc (1429) wurde die Macht der Engländer gebrochen und begannen wieder bessere Tage. Doch es bedurfte langer Jahre, bis Land und Volk sich von den Nachwehen der endlosen Kämpfe wieder erholte. Erst 1453 wurden die Engländer, bis auf Calais, vollständig von französischem Boden vertrieben. Bald darauf (1465) verwickelte Karl der Kühne von Burgund König Ludwig XI. in neue Kämpfe, die erst mit dem Tode des Burgunders bei Nancy (1477) ihr Ende fanden. Wohl geschah darum unter diesem König manches für Wissenschaft und Literatur. An der Pariser Universität wurden Reformen ins Werk gesetzt, andere Hochschulen gegründet, Buchdruckereien eingerichtet, griechische Gelehrte nach Paris berufen. Doch was da für die Wiederbelebung der klassischen Studien geleistet wurde, das waren nur verspätete Ansätze, dasjenige einzuholen, was in Italien schon längst geschehen war. Und diese Ansätze wurden abermals durch kriegerische Unternehmungen durchkreuzt.

Nachdem Frankreich über ein Jahrhundert um sein Dasein gegen die Engländer gekämpft, war der Sinn seiner Könige lange nicht so sehr darauf gerichtet, der Künste des Friedens zu pflegen, als durch neue Ländererwerbungen die Macht des Reiches auszudehnen, die königliche Gewalt zu

[1] Vgl. Weltliteratur IV 35 ff 373 ff 465 ff 469 ff 483 ff.

einer immer unumschränkteren zu gestalten und Frankreich eine führende Rolle unter den Völkern Europas zu erobern. Noch unter Ludwig XI. fielen die Provence, Anjou und Maine der französischen Krone durch Erbschaft anheim, auch ein Teil der burgundischen Erbschaft mit weiteren Aussichten auf das übrige. Karl VIII. erbte die Bretagne und unternahm auf Erbschaftsansprüche hin einen Zug nach Neapel, das er 1498 eroberte, aber bald wieder aufgeben mußte. Sein Nachfolger Ludwig XII. erhob Ansprüche auf Mailand, verjagte Ludovico Moro daraus und eroberte Neapel (1501) ein zweites Mal. Italien ist seitdem das Schlachtfeld, auf welchem französischer Ehrgeiz die wachsende Macht des Hauses Habsburg mit wechselndem Glücke befehdet.

Die Franzosen staunten, als ihnen auf diesen Kriegszügen die Renaissancekultur im Vollglanz ihrer Hochblüte entgegentrat. Aber es lockte sie anfänglich mehr, sich mit den Waffen der Herrschaft über dieses gelobte Land zu bemächtigen, als in langer, mühevoller Geistesarbeit einen ähnlichen Grad literarischer und künstlerischer Bildung zu erringen. Nur nach und nach ist diese Arbeit geleistet worden. Das 16. Jahrhundert erntete ihre Frucht noch nicht. Es ging vorüber, ehe die französische Literatur, durch den Humanismus verjüngt und erneuert, als ebenbürtige Rivalin neben die italienische treten konnte.

Fast um zwei Jahrhunderte sind die Franzosen hinter den Italienern zurückgeblieben. Erst unter Franz I., am Anfang des 16. Jahrhunderts, drang der Humanismus wirklich siegreich in Paris ein [1], als er durch zahlreiche Italiener, durch Reuchlin und Erasmus längst seine normale und harmonische Entwicklung eingebüßt hatte und in mannigfachen Gegensatz zur kirchlichen Wissenschaft, zum kirchlichen Dogma und Leben selbst geraten war. Eine große Verwirrung war die Folge.

Der Bannerträger der neuen Ideen war Erasmus selbst, der 1496 in Paris Theologie studierte, 1499 von England aus wieder dahin kam, 1500 zu Orleans seine „Adagia“ erscheinen ließ. Wilhelm Budeus und Germain de Brie, die mit ihm in Beziehung standen, pflegten hauptsächlich das Studium des Griechischen, Ludwig de Ruzé, Franz von Luines u. a. das Lateinische. Eigentliche Sprachforschung, Altertumswissenschaft, Rhetorik und Stilistik standen im Vordergrund. Angesehene Parlamentsmitglieder, Juristen, Ärzte und Mitglieder des hohen Klerus wandten sich mit Eifer den humanistischen Studien zu. F r a n z I. zeigte dafür Interesse, und seine Schwester

[1] Über diese Periode des französischen Humanismus, den die Franzosen selbst als eine Art augusteisches Zeitalter zu betrachten pflegen, vgl. „Weltliteratur“ IV 599—602. F. B r u n e t i è r e, Hist. de la litt. franç. classique I 1, Paris 1904, 56—82.

Margareta von Angoulême, 1492 geboren, seit 1509 mit dem Herzog von Alençon vermählt, eine gelehrte Dame, von Erasmus selbst bewundert und umschmeichelt, nahm Unterricht im Griechischen und Hebräischen [1]. Aber auch der Spott des Erasmus über die Mönche, seine Angriffe auf das Ordensleben und andere kirchliche Einrichtungen fanden am Hofe und in den humanistischen Kreisen Gefallen. Der gelehrte Lefèvre d'Étaples (Faber Stapulensis), der sich als Aristoteliker einen Namen gemacht, steuerte in seinen biblischen Schriften ganz deutlich der neuen Lehre zu und fand zu Meaux nicht nur eine Schar von gleichgesinnten Genossen, sondern auch einen Gönner an dem dortigen Bischof Briçonnet. Margareta schwärmte für die Reformationsideen und begrüßte Luthers Auflehnung gegen den Papst mit unverhohlener Freude. Selbst der König scheint dafür eingenommen gewesen zu sein; aber politische Rücksichten hielten ihn zurück, und der Schlag bei Pavia machte der Versuchung vorläufig ein Ende [2].

Frankreich war nicht, wie das damalige Deutschland, politisch und sozial unterwühlt. In die breiten Volksmassen war die Reformluft nicht gedrungen. Parlament und Universität, mit geringen Ausnahmen auch der hohe und

---

[1] Brantôme, Les Dames illustres, discours 6, art. 6. — Lettres de Marguerite d'Angoulême, publ. par Génin, Paris 1841. — Nouvelles lettres de la reine de Navarre au roi François I, publ. par Génin, Paris 1842. — Le Roux de Lincy, L'Heptaméron, 3 Bde, Paris 1853—1855. — Le livre de dépenses de la reine de Navarre, Paris 1862. — Marguerite de Valois par l'auteur de Robert Emmet (Comtesse d'Haussonville), Paris 1870. — Durand, Marg. de Valois et la cour de François I, 2 Bde, Paris 1848. — Miss Freer, Life of M., Queen of Navarra, 2 Bde, London 1855. — Lotheißen, Königin Margareta von Navarra, Berlin 1885.

[2] Über die Grundverschiedenheit der Reformbewegung von jener der Renaissance vgl. Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. franç. III 27 28: „Le même siècle a vu naître la Réforme et fondé les jésuites, brisé l'unité chrétienne et consolidé le catholicisme au concile de Trente. Les jésuites et les réformés, Calvin et Saint Ignace, appartiennent tous à la Renaissance, quoique non aux mêmes titres. C'est assez dire, pour bien marquer la diversité des éléments qui composent ce grand mouvement, ou plutôt cette révolution des esprits au XVI[e] siècle.... Jamais les hommes de la Renaissance ne voulurent cesser d'être chrétiens, mais ils prétendaient dérober au christianisme le règlement de la vie présente et lui laisser seulement la préparation de la vie future. Et c'est en France surtout que la Renaissance eut ce caractère; et parce que la Réforme ne se prêtait pas mieux et même (du moins dans son ère initiale et ardente) se prêtait moins encore à ce partage que le catholicisme, les humanistes, après avoir paru incliner du côté de la Réforme, revinrent pour la plupart à leur ancienne foi, mieux éclairés sur la nature de l'absolutisme religieux où Calvin, après Luther, prétendait les entraîner." So sind Vatablus und Paradis zur Kirche zurückgekehrt, Pierre Danès ist sogar (1577) als Bischof von Lavaur gestorben.

niedere Klerus, traten entschieden für die bestehende Ordnung ein. Die Königin Louise von Savoyen, während der Gefangenschaft des Königs mit der Regentschaft betraut, erließ strenge Maßregeln gegen die Neuerer. Viele flohen. Andere wurden eingekerkert, darunter Clément Marot, der jugendliche Hofkavalier und Hofpoet, der die Schwester des Königs auch seine Schwester zu nennen pflegte, ein Hauptgegner der Mönche. Er schrieb im Kerker ein Gedicht über die „Hölle" und bereitete eine neue Ausgabe des Rosenromans vor, die 1527 herauskam. Bald befreit, ward er zum Kammerherrn Margaretas von Angoulême ernannt und genoß wieder deren größte Vertraulichkeit. Sein Freund und Gesinnungsgenosse Berquin wurde indes als „Atheist" 1529 verurteilt und hingerichtet. Margareta, seit 1525 verwitwet, vermählte sich mit Henri d'Albret, König von Navarra. Marot begleitete sie an den kleinen Hof in Béarn, der nun eine Zufluchtsstätte für die Reformer wurde. Sie fiel nicht offen von der Kirche ab; in dem „Spiegel der sündigen Seele" aber, einer Sammlung von religiösen Gedichten, die sie veröffentlichte, war von „guten Werken, Heiligenverehrung, Fegfeuer" nicht die Rede. Das „Salve Regina" war darin in ein Gebet an den Erlöser verwandelt. Eine Anzahl der Professoren (nicht die Sorbonne als Körperschaft) verurteilten das Buch im Namen der „Universität".

In einem lateinischen Schuldrama, das am Kollegium von Navarra aufgeführt wurde, verspottete man sie als die Frau, welche ihr Spinnrad im Stiche ließ, um sich von einer Furie eine französische Bibelübersetzung reichen zu lassen. Der König schrieb diesen Angriff dem Noel Beda, Syndikus der Sorbonne, zu und verurteilte denselben zur Kerkerhaft in Mont-Saint-Michel, wo er 1537 starb. Es handelte sich übrigens dabei nicht eigentlich um einen Angriff, sondern um eine völlig berechtigte Abwehr, da die Neuerer den alten Glauben, besonders die Orden, in jeder Form der Satire bekämpften, die „fromme" Königin von Navarra selbst die Mönche schonungslos lästerte[1].

Schandplakate gegen die Messe, am 19. Oktober 1534 allenthalben in Paris, sogar an den königlichen Gemächern angeheftet, hatten Franz I. selbst veranlaßt, ernster gegen die Neuerer aufzutreten. Ihrer sechs wurden hingerichtet. Jean Calvin, der sich seit 1532 zu der neuen Lehre bekannte, hatte bereits nach Allerheiligen 1533 aus Paris fliehen müssen; unter fremdem Namen im tiefsten Geheimnis aus Südfrankreich nach Paris zurückgekehrt, mußte er jetzt zum zweitenmal die Flucht ergreifen, wandte sich erst nach Straßburg, dann nach Basel, nach Italien und ließ sich endlich auf Farels Einladung im August 1536 zu Genf nieder, das von da ab

[1] P. Feret, La faculté de Théologie de Paris et ses docteurs les plus célèbres, époque moderne I, Paris 1900, 147—150.

die Hauptstadt des französischen Protestantismus ward. Margareta von Navarra fuhr zwar fort, den Reformern an ihrem Hofe Zuflucht zu gewähren, wie auch ihr Bruder fortfuhr, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands gegen Kaiser und Reich zu intrigieren; aber sie selbst ließ in ihrem Reformeifer nach und machte wieder alle katholischen Andachtsübungen mit. Als ein Kavalier sie besuchte, der einst der Geliebte einer ihrer Hofdamen gewesen war, aber diese längst über andern Schönheiten vergessen hatte, führte sie ihn zu deren Grabe, verwies ihm seine Untreue und ließ ihn nicht fort, bis er für die Dahingeschiedene ein Pater und Ave gebetet und ihr Grab mit Weihwasser besprengt hatte. Sie scheint von Jugend auf einen wirklich ernsten Zug zur Frömmigkeit gehabt zu haben, aber durch Neugier, Vielleserei und weibliche Impressionabilität in arge Verwirrung geraten zu sein. Eitelkeit wandte sie allem Neuen zu, weibliches Mitgefühl den bedrängten Neuerern. Mit ähnlichem Mitgefühl sah sie über die Sittenlosigkeit ihres königlichen Bruders und seines Hofes hinweg, und wenn auch die argen wider sie erhobenen Anklagen grundlos oder übertrieben sein mögen, hatte sie in Bezug auf schlüpfrige Geschichten und unziemliche Reden doch das weite Gewissen einer leichtfertigen Marketenderin, die über nichts mehr errötet und an nichts mehr Anstoß nimmt. Eigentlich poetisches Talent besaß sie nicht, aber ein lebhaftes Interesse für Literatur und eine rege Lust, selbst mitzutun.

So hat sie außer dem „Spiegel der sündigen Seele“ auch einen „Spiegel Jesu Christi des Gekreuzigten“, einen „Streit des Geistes und des Fleisches“, einen „Triumph des Lammes“ und schöne, fromme Gebete in Versen abgefaßt, vier Mysterienspiele (Geburt Christi, Epiphanie, Unschuldige Kinder, Versuchung Christi) gedichtet, ihren Bruder mit der „Klage um einen Gefangenen“ und vier poetischen Episteln getröstet, eine Komödie (Deux filles, deux mariées, la vieille, le vieillard et les quatre hommes), auch eine Farce (Farce de Trop, Prou, Peu, Moins) geleistet und eine Ekloge Sannazars unter dem Titel Fable du faux Cuyder französisch bearbeitet[1]. Schon über die Fünfzig hinaus, kränklich und von

[1] Die meisten ihrer „Gedichte“ sind gesammelt unter dem Titel: Marguerites de la Marguerite des princesses, très-illustre royne de Navarre, Lyon 1547; 2 Bde ebd. 1549; Paris 1552 1554. — Außer dieser Sammlung erschienen: Le miroir de l'âme pécheresse, Alençon 1541; Eclogue 1552. — L'art et usage du souverain miroir du chrétien, Paris 1556. — Ihr Dialogue en forme de vision nocturne, ihre Épistres familières und die Farcen Le malade und L'inquisiteur sind veröffentlicht in der Ausgabe des Heptaméron von Le Roux de Lincy. — Neuere Ausgaben der Marguerites von F. Frank, 4 Bde, Paris 1873. — Les dernières poésies de Marguerite de Navarre, p. p. A. Lefranc, Paris 1896. — Vgl. F. Frank, Dernier voyage de Marguerite de Navarre aux bains de Coterets, Paris 1897.

der Prosa des Lebens längst hart mitgenommen, unterhielt sie sich an Boccaccios Decamerone und faßte den Plan, ein ähnliches Werk zu schreiben. Sie kam damit nicht mehr zu Ende, und so ist aus dem geplanten Decameron ein Heptameron geworden. Es ist ihr gelungen, die unerbaulichen, lüsternen und unzüchtigen Histörchen ihres Vorbildes durch eine Menge Skandalgeschichten zu ersetzen, welche jeder der Gesprächsteilnehmer selbst erlebt oder von glaubwürdigen Zeugen vernommen haben soll (dira chascun quelque histoire, qu'il aura veue ou bien oy dire à quelque homme digne de foy). Das Ärgste wird dabei den „Mönchen" aufgebürdet. In der Person der Dame Oisille gesteht Margarete von einer der Geschichten selbst, daß sie „schmutzig und kotig ist" (le compte est ord et salle). Aber das feine Kunst- und Sprachgefühl Boccaccios besitzt sie nicht. Die kleinen skandalösen Anzüglichkeiten, welche die damaligen Hofkreise interessieren mochten, haben für spätere Zeiten ihren Reiz verloren. In lehrhafter Pedanterie glaubte sie jeder der frivolen Geschichten einen kleinen Moralsermon anhängen zu müssen, der dazu in seltsamem Gegensatz steht, wo nicht schon der Ton der Erzählung selbst platter und langweiliger geworden. Noch sonderbarer wirkt es, wenn sie mitten in den unerbaulichsten Dingen noch fromme Anwandlungen hat und z. B. einen galanten Kavalier unmittelbar nach einem mehr als zweideutigen Besuch in einer Klosterkirche beten läßt. „Es ist das nicht die einzige Probe", vermerkt der weltkluge Montaigne dazu, „durch welche sich erhärten ließe, daß Frauen kaum dazu angelegt sind, theologische Materien zu behandeln." So arg manches in dem Buche auch klingen mag, es ist mehr das Werk eines weiblichen Schöngeistes, der nach einer vielgepriesenen Vorlage arbeitete und an jeglichen Skandal eines sittenlosen Hofes gewöhnt war, als einer selbst verkommenen Schriftstellerin. Noch vor ihrem Tode beteuerte sie nicht nur ihre Anhänglichkeit an die alte Kirche, sondern auch, daß sie sich nie von derselben getrennt, die Abgefallenen nur aus Mitleid, nicht aus bösem Willen unterstützt habe. Sie ist ein frappantes Beispiel der geistigen Verwirrung, die Renaissance und Reformation in einem weiblichen Gemüte anrichteten, das zwar am alten Glauben hing, aber nicht Klarheit und Charakter genug besaß, in dem Neuen, das sich herandrängte, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Ein Seitenstück zu ihr ist der flotte Hofkavalier Clément Marot[1], der seine Liebe zum reinen Evangelium hauptsächlich dadurch bezeigte, daß

[1] Werke: L'Adolescense Clémentine, autrement les Oeuvers de Clément Marot, Paris 1532. — Les Cantiques de la Paix, Paris 1539. — L'Enfer de Clément Marot, Lyon 1542. — Les psaumes de David mis en rime françoise, 1543. — Épigrammes, Poitiers 1547. — Deux colloques d'Érasme traduits, Lyon 1549. — Joyeuses et plaisantes épistres, ballades, rondeaux, épigrammes etc.,

er gegen die Mönche loszog und an Fasttagen tüchtig Speck aß, zwischen vielen Liebesballaden auch gelegentlich Psalmen dichtete, als Gönner und Förderer der Neuerer wiederholt eingesteckt wurde, sich schließlich nach 1534 in Paris nicht mehr sicher fühlte, sondern erst nach Béarn und dann nach Ferrara flüchtete. Schon 1536 durfte er indes zurückkehren, schwor die Häresie ab und lebte einige Jahre ruhig in Paris. Mit Hilfe von Vatablus, einem wackern katholischen Gelehrten, erst Pfarrer in Bramet, dann Professor in Paris, der ihm die Psalmen Wort für Wort aus dem Hebräischen vorübersetzte, brachte er erst 30, dann wieder 20 derselben in fließende französische Strophen. Die geschicktesten Komponisten jener Zeit, Goudimel und Bourgeois, lieferten Melodien dazu, und die Psalmen erhielten ungeheure Popularität. Die Sorbonne sah darin einen Versuch, protestantischen Bibelkult und Volksgesang unters Volk zu bringen, zensurierte die Übersetzung als häreliſch und zwang den König, die bereits erteilte Erlaubnis zur Widmung an ihn und zum Drucke zurückzuziehen. Marot floh 1543 nach Genf, verfiel daselbst durch seine Leichtlebigkeit bald der Strenge der calvinistischen Sittenpolizei, fand sie unausstehlich und begab sich nach Turin, wo er im September 1544 im Schoße der alten Kirche starb. Ein großes Genie war er nicht; aber seine Lyrik bietet in klarer, moderner Sprache einen reichen und anmutigen Nachklang der vorausgegangenen mittelalterlichen Lyriker, die von vielen schon nicht mehr verstanden und gelesen wurden. So wurde er auch von den Späteren überschätzt, von Boileau seiner Eleganz wegen (l'élégant badinage) belobt und von Lafontaine und J. B. Rousseau sogar nachgeahmt. Ein echter Calvinist ist er nie geworden; ein richtiger Katholik war er auch nicht; doch die schönsten Klänge seiner Lieder weisen ins Mittelalter zurück, wenn auch verfeinert durch den Einfluß der Renaissance.

In guter, alter Zeit, wie liebte man
So ohne Kunst und ohne große Gaben!
Bot wer aus inniger Lieb' ein Sträußchen an,
Der schien die ganze Welt geschenkt zu haben.
Denn nur aufs Herz ging alles Sinnen, Streben,
Und hatte man der Lieb' sich ganz ergeben,
Wißt ihr, wie lang vereint man lebte dann?
Die zwanzig, dreißig Jahr, das ganze Leben,
In guter, alter Zeit!

Lyon 1557. — Le Riche en pauvreté, Paris 1558. — Seine Ausgabe des Rosenromans Paris 1527; seine Ausgabe der Werke Villons Paris 1538. — Gesamtausgaben seiner Werke von Dolet (Lyon 1538), Marot (Lyon 1544), Lenglet du Fresnoy (La Haye 1731), Auguis (Paris 1823), P. Lacroix (Paris 1842), P. Jannet (4 Bde, Paris 1868—1872, G. Guiffrey (nur Bd II 1875; III 1881). — Oeuvres choisies von Ch. d'Héricault (1867) und E. Voizard (1890). — Vgl. O. Douen, Clement Marot et le psautier huguenot, Paris 1878.

Die Kunst, zu lieben wie vor Zeiten, schwand.
Nur falsche Tränen gibt's und Unbestand.
Und ich soll zärtlich werden, mich verlieben?
Da muß die Liebe wenden sich zum frühern Stand,
Wie ehedem, so muß man wieder lieben,
In guter, alter Zeit!

Die mehr höfische Minnepoesie Marots pflegten Jean Borderie und Paul Augier weiter, während Antoine Heroet (später Bischof von Digne), der Pariser Buchdrucker Gilles Corrozet und Maurice Scève eine idealere Liebe im Stile Petrarcas feierten. Ebenso unter vorwiegend italienischem Einfluß standen der höfische Gelegenheitsdichter Mellin de Saint-Gelais, ein reich mit Pfründen ausgestatteter Geistlicher, und die Seilerstochter Louise Labé aus Lyon, welche gleich der Königin von Navarra Italienisch und Spanisch, Griechisch und Latein verstand, einen unbekannten „Kriegsmann“ mit glühenden Sonetten beehrt, in ihrem Débat de folie et d'amour (1555) den geblendeten Amor auf 189 Jahrhunderte der „Torheit“ übergibt und in diesen wenigen Stücken mehr poetische Anlage verrät als die ebenso gelehrte Königin [1].

Alle diese kleinen Repräsentanten einer verspäteten Renaissance überflügelt bei weitem François Rabelais, die bedeutendste, aber auch seltsamste Literaturerscheinung dieser Zeit.

Sein Geburtsjahr steht nicht fest, wird aber von den meisten noch immer auf dasjenige Luthers (1483), von andern auf 1491 oder 1495 angesetzt. Er starb sieben Jahre nach Luther (1553). Es läuft aber nicht nur das Leben der beiden Männer parallel, auch ihr Wesen und ihre Laufbahn zeigen einige gemeinsame Züge. Beide waren längere Zeit Mönche, haben dann den Mönchsstand aufgegeben, mit der kirchlichen Wissenschaft und teilweise mit den Anschauungen des Mittelalters gebrochen und neue Bahnen eingeschlagen; beide waren Schriftsteller von außergewöhnlicher Sprachfülle und Redegewalt, aber ohne feinere künstlerische Gestaltungskraft, beide haben dieses Talent teilweise dazu verwandt, das Mönchtum mit Hohn und Spott zu übergießen. Beiden eignet eine ganz ungewöhnliche Derbheit — um es zart auszudrücken — die auch in geschlechtlichen Dingen dem Schamgefühl keine Rechnung trägt, eine leidenschaftliche Maßlosigkeit und eine Ruhelosigkeit, die wohl alles anzugreifen, aber kein festes System aufzubauen weiß. Während indes dem deutschen Augustiner die Kirche zu äußerlich, zu vernunftmäßig, zu menschlich, ja fast heidnisch erschien, war sie dem französischen Franziskaner schon zu ernst und fromm, zu mystisch, zu supernaturalistisch, zu wenig im Einklang mit der Natur und der antiken Bildung.

[1] Maurice Scève, Délie, objet de plus haute vertu, Lyon 1544; Microcosme, Lyon 1560. — Evvres de Lovïze Labé Lionnoise, Lion 1555; neue Ausgabe von Ch. Boy, 2 Bde, Paris 1887. — E. Crépet, Les poètes français I, Paris 1861. — Oeuvres complètes de Melin de Saint-Gelays, p. p. Blanchemain, 3 Bde, Paris 1873.

Jener schritt zum offenen Bruch mit ihr, warf sich selbst zum Religionsstifter auf und riß einen großen Teil der europäischen Völker mit sich in die Trennung; dieser blieb im kirchlichen Verband, sogar im geistlichen Stande, führte aber, wie einst die glaubenslosen Humanisten Italiens, als Mediziner und Romanschreiber einen indirekten, schwer abzuwehrenden Guerillakrieg gegen fast alles, was innerhalb der Kirche als heilig und ehrwürdig galt. So hat er den Hugenotten nur geringen Vorschub geleistet, keine größere Bewegung hervorgerufen, aber doch das Glaubensleben untergraben und jenem Naturalismus vorgearbeitet, der zwei Jahrhunderte später das christliche Frankreich in ein „philosophisches" verwandeln sollte[1].

Rabelais stammt aus Chinon in der Touraine. Daß sein Vater Apotheker oder Wirt gewesen, sind nur Mutmaßungen. Über seinen Ordenseintritt fehlen alle Nachrichten. Fest steht nur, daß er 1519 dem Franziskanerkloster Fontenay-le-Comte in Bas-Poitou angehörte, 1523 schon einen gewissen Ruf als Hellenist hatte und den gelehrten Budé um Hilfe gegen seine eigenen Mitbrüder anrief, die ihn wegen allerlei Unfugs eingekerkert hatten, 1524 die Erlaubnis erhielt, zu den Benediktinern in Maillezais überzutreten, wo er an dem Diözesanbischof Geoffroy d'Estissac einen Gönner fand. Im Jahr 1530 taucht er als Student der Medizin in Montpellier auf (47 oder zum wenigsten 35 Jahre alt), schreibt Kalender, veröffentlicht 1532 einige gelehrte, auf Medizin bezügliche Schriften, „Die großen und unschätzbaren Chroniken des großen und ungeheuern Riesen Gargantua" und das erste Buch eines Romans „Pantagruel, König der Dipsoden, seinem Naturell wiedergegeben, mit seinen schrecklichen Heldentaten, von Magister Alcofribas Nasier, Abstrahierer der Quintessenz". 1533 lernte ihn Jean du Bellay, Bischof von Paris, unterwegs in Lyon kennen und nahm ihn als seinen Leibarzt mit nach Rom, wo Rabelais sich mit Archäologie und Botanik beschäftigte. Im Herbst 1534 veröffentlichte er dann die Topographia Antiquae Romae des Giovanni Marliani und den ersten Teil des „Gargantua". Die Ernennung seines Gönners zum Kardinal führte ihn 1535 abermals nach Rom, wo Paul III. ihn von allen

[1] J. Ch. Brunet, Recherches sur les éditions originales de Rabelais, Paris 1834, éd. augmentée 1852. — A. Mayrargues, Rabelais, Paris 1868. — E. Noël, Rabelais et son oeuvre, Paris 1870. — J. Fleury, Rabelais et ses oeuvres, 2 Bde, Paris 1877. — E. Gebhardt, Rabelais, la Renaissance et la Réforme, Nancy 1877. — P. Stapfer, Rabelais, sa personne, son génie, son oeuvre, Paris 1889. — R. Millet, Rabelais, Paris 1892. — E. Gebhardt, Rabelais, Paris 1895. — Arnstädt, François Rabelais und sein Traité d'Éducation, Leipzig 1872. — A. Heulhard, Rabelais, ses voyages en Italie, son exil à Metz, Paris 1891. — H. Schneegans, Geschichte der grotesken Satire, Straßburg 1894 (S. 171—270; über seine Nachfolger, besonders Fischart, S. 271 bis 427).

kirchlichen Strafen absolvierte und ihm verstattete, als Arzt zu praktizieren, citra adustionem et incisionem, pietatis intuitu ac sine spe lucri vel questus, d. h. gratis, ohne Anwendung chirurgischer Operationen. Anfang 1537 war er wieder in Paris, im Mai desselben Jahres erhielt er den medizinischen Doktorhut in Montpellier und begann daselbst Vorlesungen über Hippokrates. 1538 nahm er zu Lyon öffentlich die Sektion am Leichnam eines Gehängten vor. Im folgenden Jahre trat er vom Dienste des Kardinals in denjenigen seines älteren Bruders Guillaume du Bellay über, Herrn von Langey, der als Gouverneur von Piemont in Turin residierte. Über die nächsten Jahre schwebt Dunkel; er scheint in arge Not geraten zu sein, sich in Frankreich nicht mehr sicher gefühlt und in Metz zeitweilig eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben; 1547 begleitete er Kardinal Du Bellay ein drittes Mal nach Rom, wo er sich noch 1549 aufhielt. Nach seiner Rückkehr (1550) verschaffte ihm der Kardinal von Guise die Pfarre Meudon, welche ihm aber bereits 1552 nebst einer andern Pfründe wieder entzogen wurde. Es ist fraglich, ob er diese Pfarre je angetreten hat. Daß er in Meudon gestorben, ist nur eine Mutmaßung. In einem Briefe Bezas, wahrscheinlich von 1553, heißt es von ihm: Pantagruel cum suo libro quem fecit imprimere per favorem cardinalium, qui amant vivere sicut ille loquebatur. Danach wird sein Todesjahr auf 1553 angesetzt.

Der satirische Roman [1], an dem Rabelais während seines unsteten Lebens über zwanzig Jahre (1530—1553) gearbeitet hat und dem er seine literarische Berühmtheit dankt, zerfällt in fünf Bücher, von denen das fünfte nur zu geringem Teil ihm zugeschrieben werden kann, die andern sehr lose zusammenhängen. Die beiden ersten erschienen unter dem Anagramm Alcofribas Nasier, das zweite (Pantagruel) vielleicht vor dem ersten. Das dritte kam erst 1543 mit dem Namen des Verfassers und mit königlichem Druckprivileg Franz' I. heraus, das vierte 1552 ebenso mit königlichem Privileg (von Heinrich II.). Die Widmung des vierten Buches ist an den Bruder des Admirals Coligny, Odet de Coligny, Kardinal von Châtillon, gerichtet,

[1] Originalausgaben des Romans von 1533 1535 1542 1546 1548 1552 1562 1564. — Oeuvres complètes, herausgeg. von Elzévir (1663); Duchat, Amsterdam 1711; von verschiedenen, 9 Bde, Paris 1823—1826; Marty-Laveaux, 5 Bde, Paris 1868 ff; Burgaud des Marets und Rathery, 2 Bde, 2. Aufl. 1870 ff; P. Jannet, 7 Bde, Paris 1873 ff; L. Moland, Paris 1881. — Deutsche Übersetzungen von Regis, 3 Bde, Leipzig 1832—1841; A. Gelbcke, 2 Bde, Leipzig 1880. — Unter dem Vorsitz von A. Lefranc hat sich 1903 in Paris eine eigene „Rabelais-Gesellschaft" (Société des Études Rabelaisiennes) gebildet, welche fortan die Rabelais-Forschung im weitesten Umfang durch ein vierteljährlich erscheinendes „Bulletin" fördern will. Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903, Nr 53 und 110.

der mit 18 Jahren Kardinal, mit 19 Erzbischof von Toulouse, mit 20 Bischof von Beauvais geworden, früh zum Calvinismus hinneigte, später offen abfiel, von Pius IV. abgesetzt wurde und sich beweibte. Das Buch wurde von der Sorbonne verurteilt, vom Parlament verboten, gelangte aber durch das königliche Privileg doch in Umlauf. Von den 47 Kapitelchen des fünften Buches werden nur 16 ihm zugeschrieben; das übrige scheinen andere nach hinterlassenen Bruchstücken oder Andeutungen von seiner Hand hinzugesetzt zu haben [1].

Calvin verurteilte das Werk erst seiner Sittenlosigkeit wegen (Brief vom Oktober 1533), später auch seiner Gottlosigkeit wegen als ein „Ärgernis" (De scandalis). Ebenso urteilten die Sorbonne [2], das Parlament, die ernsteren Katholiken überhaupt. Franz I. jedoch hatte seinen Spaß an der unbändigen Lustigkeit, Ungezogenheit und Unfläterei des Buches. Kardinal du Bellay nannte Rabelais nur den „guten Rabelais" und begünstigte ihn in jeglicher Weise. Kardinal du Châtillon nahm sogar die Widmung des vierten Buches an, welches Papst und Mönche, Heiligen- und Reliquienverehrung in der schamlosesten Weise verhöhnte. Der Kardinal von Lothringen versah Rabelais mit einer Pfründe. Selbst in Rom scheint der freche Spötter so schlau den Humanisten und gelehrten Doktor hervorgekehrt zu haben, daß man über sein unerbauliches Vorleben schonend hinwegging und ihn so glimpflich als nur möglich behandelte, seinen frivolen Satiren aber keine Beachtung schenkte. Trotz aller Mahnrufe nach Sittenreform herrschte übrigens seit Kardinal Bibbiena und Machiavelli auf der italienischen Bühne die ärgste Zügellosigkeit, und Pietro Aretino bewarf jahrzehntelang ganz Italien mit Schmutz, ohne daß ihm dafür ein Haar gekrümmt worden wäre. Diesen Nachzüglern eines Valla und seiner Gesinnungsgenossen kann Rabelais am ehesten beigezählt werden.

Ganz vernehmlich klingt bei ihm das Selbstgefühl und der Jubel wieder, mit welchem mehr als ein Jahrhundert zuvor die italienischen Humanisten das Wiederaufleben der Wissenschaften und die Höhe ihrer eigenen Bildung begrüßt hatten. In diesem Sinne läßt er den König Gargantua

[1] Über eine „Fälschung" des fünften Buches vgl. Beil. zur Allgem. Zeitung, 31. Juli 1903, S. 216 und 5. August 1903, S. 247. Das bekannte fünfte Buch ist 1564 erschienen, das neu aufgefundene wurde noch 1549 zu Lebzeiten Rabelais' gedruckt.

[2] Es steht auf der Liste der von der Sorbonne verurteilten Bücher vom 2. März 1543 als Grandes Annales tres veritables des gestes merveilleux de Grand Gargantua et Pantagruel, roi des Dipsodes. Vgl. P. Féret, La Faculté de théologie de Paris, époque moderne I, Paris 1900, 173; ebenso auf der Liste von 1551 (ebd. I 228) als Werk eines Auctor incertus. — Auf einem Index von Venedig (um 1580) steht es als Pantagruel in lingua francese ò d'altra lingua si è tradotto. — Über die Verurteilung durch den Index von Trient vgl. J. Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher, Freiburg i. B. 1904, 136 521.

seinem Sohne Pantagruel Glück wünschen, daß er in einer so glorreichen Zeit geboren sei, und es schwer beklagen, daß er selbst in seiner Jugend keiner solchen Vorteile genossen.

„Jene Zeit war für die Wissenschaften nicht so geeignet und günstig wie die jetzige, und es standen mir keine solche Lehrmeister zu Gebote, wie du sie gehabt hast. Die Zeit war noch finster und roch nach dem Elend und Jammer der Goten, die alle gute Literatur zerstört hatten. Aber durch die göttliche Güte ist den Wissenschaften noch zu meinen Lebzeiten ihr Licht und ihre Würde zurückgegeben worden, und ich sehe solchen Fortschritt, daß ich jetzt nur mit Schwierigkeiten in die erste Klasse der kleinen ABC-Schützen aufgenommen werden würde, der ich in meinem Mannesalter (nicht mit Unrecht) als der gelehrteste Mann jenes Jahrhunderts galt... Jetzt sind alle Wissenszweige wiederhergestellt, die Sprachen neubelebt, das Griechische, ohne das sich einer mit Ehren nicht gelehrt nennen kann, das Hebräische, das Chaldäische, das Lateinische. Jetzt sind die feinen und korrekten Drucke im Gebrauch, die zu meiner Zeit durch göttliche Eingebung erfunden worden sind (wie dagegen die Artillerie durch teuflische Suggestion). Alle Welt ist voll gelehrter Leute, gründlicher Lehrer, reicher Bibliotheken, daß ich vermeine, weder zur Zeit des Plato noch des Cicero noch des Papinian war solche Gelegenheit zum Studium wie jetzt. Und es dürfte sich fürder kaum einer in öffentlicher Stellung oder Gesellschaft sehen lassen, der nicht in der Werkstätte Minervas wohl poliert worden wäre. Ich finde die Straßenräuber, die Henker, die Vagabunden, die Pferdeknechte jetzt gelehrter als die Doktoren und Prediger zu meiner Zeit. Was soll ich sagen? Die Frauen und Mädchen verlangen nach dem Lob und himmlischen Manna guter Lehre. So weit ist's gekommen, daß ich in meinen alten Tagen noch Griechisch lernen mußte, nicht weil ich es verachtet hatte wie Cato, sondern weil ich in meinen jungen Jahren keine Gelegenheit fand, es zu lernen."

In dem ungeheuern Studienplan, den Gargantua dann für seinen Sohn entwirft, stehen aber nicht nur die Sprachen, Griechisch voran, dann Lateinisch, Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch, sondern auch allgemeine Geschichte, Zivilrecht, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Zoologie, Botanik und Geologie, Medizin, und zwar nach griechischen, lateinischen und arabischen Büchern, ohne die Talmudisten und Kabbalisten zu vernachlässigen, und mit anatomischen Experimenten, das Neue Testament nach dem griechischen, das Alte nach dem hebräischen Text. Kurz, Pantagruel soll alles studieren, nur keine scholastische Philosophie und Theologie und kein kanonisches Recht mehr. Ein möglichst ausgebreitetes Realwissen soll alle bisherige Bildung aus ihrem Besitzstande verdrängen.

Daß Rabelais hier nicht bloß scherzt, dafür bürgen die vielseitigen enzyklopädischen Studien, denen er sein Leben lang obgelegen hat, mögen sie auch vielfach recht oberflächlich gewesen sein. Als flotter Humanist wollte er aber nicht nur alles wissen, sondern ebenso faustisch auch das Leben genießen. Ein geborener Komiker und Satiriker, widmete er der Medizin und der Archäologie wohl einzelne kleinere Arbeiten, aber sein Hauptwerk (ce livre seigneurial) sollte dem übersprudelnden Ulk geweiht sein, den der

Gegensatz zwischen seinem Bildungsideal und den bestehenden Zeitverhältnissen in seinem Kopfe erweckte.

Es ist sicher eine Übertreibung, wenn er das ganze Buch nur zur Erholung beim Essen und Trinken geschrieben haben will: schon die Unmasse der noch so lächerlichen Zitate macht das unmöglich; aber ebenso sicher ist es kein bloßer Scherz, wenn er sagt, daß es nicht nach Öl, sondern nach Wein dufte. Trotz all seines Prunkens mit griechischer Gelehrsamkeit hat er den Aristophanes nicht gekannt, obwohl Markus Musuros denselben bereits 1498 herausgegeben hatte. In die großen Ideen, die feine Charakteristik, die künstlerische Vollendung des attischen Komikers würde er übrigens schwerlich eingedrungen sein. Was er mit ihm gemein hat, das ist nur sein Blick für das Lächerliche, seine Sprachgewandtheit und die Ungezogenheiten der komischen Muse, die bei dem Griechen immerhin durch hohe ideale Ausflüge, würdigen Gehalt und die höchsten künstlerischen Vorzüge gemildert oder aufgewogen werden. Aus Rabelais dagegen spricht nur der Zyniker, der kein höheres Lebensideal mehr kennt. Wo er aufhört, Hanswurst zu sein, wird er Pedant; am häufigsten aber ist seine Komik ein seltsames Gemisch von übermütiger Weinlaune und steifen Schulmeisterkünsten, griechischen Zitaten und französischen Stallknechtswitzen, sprachlichen Seiltänzereien und bombendicken Zoten, giftigen Spöttereien und kindischer Fröhlichkeit, gelehrten Salbadereien und groben Obszönitäten, wie sie kaum je ein anderer zu Markte gebracht hat.

„Rabelais," sagt La Bruyère, „ist unbegreiflich; sein Buch ist, man mag sagen, was man will, ein unlösliches Rätsel. Es ist eine Chimäre, es ist das Antlitz eines schönen Weibes mit dem Leib und Schwanz einer Schlange oder eines noch mißgestalteteren Ungetüms; es ist eine ungeheuerliche Vermengung einer feinen und geistreichen Moral und einer schmutzigen Korruption. Wo es schlecht ist, geht es weit über das Schlimmste hinaus, es hat den Reiz der Canaille; wo es gut ist, reicht es zum Ausgesuchtesten und Vollendeten, es kann die feinsten Gerichte auftischen."

So unbegreiflich und rätselhaft ist Rabelais nun doch nicht. Stände es mit seiner Moral richtig, so könnte sein Buch nicht über das Schlimmste hinausgehen bis zur schmutzigen Korruption, es könnte nicht le charme de la canaille besitzen. Aber von Moral ist bei ihm überhaupt nicht die Rede, wenn man nicht die frivolste Lebemannsmoral so nennen will. An poetischem Reiz ist das Buch ebenfalls arm. Die Feinheit beschränkt sich auf die Geistreichigkeit des sog. esprit gaulois. Es gibt nichts, wofür Rabelais nicht irgend ein witziges Wort, ja meist ein ganzes Lexikon von Ausdrücken, Anspielungen, komischen Wendungen bereit hat. Mehr als ein Kapitelchen stellt sich geradezu als lexikographische Zettelbank dar. Er hat damit den späteren Schriftstellern und der französischen Sprache einen großen Dienst geleistet. Vor ihm hat niemand die Sprache in dieser Fülle besessen,

nach ihm wohl nur wenige. Es bleibt aber ein Jammer, daß dabei ein so maßloser Schlamm die Sprachgefilde aller vier Fakultäten überschwemmt hat, und daß aus dem wildwuchernden Sprachgewirr nur eine riesenhafte Karikatur, keine wahrhaft erfreuliche Dichtung hervorgegangen ist.

Ein klarer, fester Plan ist schon durch die Entstehung des Werkes ausgeschlossen. Die vielen abenteuerlichen Häutungen, Verwandlungen und Wanderungen gönnten Rabelais keine ruhige, künstlerische Muße. Die zwei Haupthelden Gargantua und Pantagruel knüpfen an die ungeheuerlichen Phantasie-Mißgeburten an, welche der Ritterroman in seinem Verfall ausgeheckt hatte und welche eine derbe Parodie verdienten; aber schon in den Genealogien der beiden Ungetüme wird auch die Heilige Schrift in der schmählichsten Weise parodiert und von da an jeden Augenblick mißbraucht und in den Staub gezogen. In der Erziehung Gargantuas wird dann die damalige Schulbildung durchgehechelt; Kämpfe im phantastischen Stil der alten Ritterromane, aber beständig mit Anspielungen auf die Gegenwart durchsetzt, gestalten sich zu einem satirischen Bild der Zeitgeschichte, wobei einer komischen Mönchsfigur eine der Hauptrollen zugeteilt ist. Zur Belohnung seiner Heldentaten wird die Abtei der Thelemiten gestiftet, wo Männer und Weiber in glänzendster Weise beisammenleben, ohne andere Ordensregel als den Grundsatz: „Jeder tue, was er will.“ In der Kindheit und Jugendgeschichte Pantagruels wiederholen sich manche Züge mit neuen, tollen Hanswurstereien. Das verlotterte Studentenleben in Paris wird nach der Natur gezeichnet. Das Verzeichnis der Bibliothek von Saint-Victor ist eine Spottlitanei auf die damalige Scholastik. Ihr gegenüber stellt Gargantuas Brief das Programm der neuen Bildung auf. Diese erhält aber gleich einen würdigen Vertreter an Panurg, dem Freund und Genossen Pantagruels. Der ist etwa 35 Jahre alt, „persönlich ein sehr galanter Mann, nur etwas unzüchtig und selten bei Geld, aber im Besitz von 63 Arten, sich solches zu verschaffen, von denen der geheime Diebstahl die anständigste und häufigste war, ein Spitzbube, Schwindler, Säufer, Pflastertreter und Nachtschwärmer, wie es nur einen in Paris gab, im übrigen der beste Kerl von der Welt“.

Seine Reden und Streiche übertreffen alles, was Rabelais bis dahin an schamlosen Zoten ausgekramt, auch alle Abenteuer der Artusromane und des späteren Freiherrn von Münchhausen. Dem geköpften Philosophen Epistemon setzt er den Kopf wieder auf und erfährt so von ihm die neuesten Nachrichten aus dem Jenseits. Hölle und Himmel sind da nicht getrennt; aber alle einst großen Herren werden dort zu armen Teufeln, alle Philosophen und vordem elenden Kerle führen dort das angenehmste Herrenleben. Alle Helden der antiken Sage, alle Könige und Kaiser der alten Geschichte, alle Helden und Heldinnen der mittelalterlichen Epik werden da mit den

berühmtesten Päpsten unter das Proletariat versetzt. Alexander der Große ist ein armer Hosenflicker, der Prügel erhält, wenn er seine Sache nicht gut macht. Epiktet führt ein sybaritisches Leben und verweigert dem Kuhhirten Cyrus die Zwiebeln, die dieser sich für seine Suppe bettelt. Papst Julius II. muß Pastetchen ausrufen, und da Meister Pathelin ihm keine abkauft, wird er von seinem Herrn, dem Pastetenbäcker, so durchgebläut, daß man aus seiner Haut nicht einmal mehr einen Dudelsack hätte machen können. Nicht nur der mittelalterlichen Poesie, sondern auch der antiken Sage und der Renaissance ist hier der Abschied gegeben, um dem Pariser Gamin die Weltherrschaft zu überliefern. Der Zweifel Panurgs, ob er heiraten soll oder nicht, führt zu Erörterungen, in welchen der Begriff der Ehe im abgründlichsten Schmutze ertränkt wird, veranlaßt aber zugleich auch eine Art Weltfahrt zum „Orakel der göttlichen Flasche", an deren verschiedenen Stationen alle Stände und Verhältnisse des damaligen Frankreichs in grotesken Zerrbildern verhöhnt und mißhandelt werden, vorab der Richterstand und das Parlament, der Papst, das kanonische Recht und die religiösen Orden. Das „Orakel der göttlichen Flasche" lautet „Trink!" und läßt alle Fragen der Menschheit ebenso ungelöst, wie den Zweifel Panurgs.

Zweites Kapitel.

Das Siebengestirn. — Garnier. — Amyot.

Das satirische Lachen Rabelais' hat unter seinen Zeitgenossen wohl vielen Widerhall gefunden, aber es vermochte die Institutionen vorläufig nicht hinwegzuspotten, denen es hauptsächlich galt. Nicht einmal in der Literatur hat es eine tiefergehende Umwälzung bewirkt. Noch während er an seinem „Gargantua und Pantagruel" schrieb, bearbeitete Herberary des Essarts (1540—1548) in französischer Sprache den „Amadisroman" [1], jenen weitschichtigen Ausläufer der alten Ritterromane, der, französischen Quellen und Vorbildern entstammend, in Portugal eine neue Fassung gewonnen hatte, über Spanien nun in seine Heimat zurückgekehrt war und eine weitere Verbreitung fand als Gargantua. Grebans großes Mysterienspiel von den Aposteln wurde noch 1536 in Bourges, 1541 in Paris selbst, 1547 in Valenciennes aufgeführt, der Gesamtcyklus des Alten Testamentes erst 1541 beanstandet, die Aufführung der Mysterienspiele überhaupt erst 1548 untersagt, und zwar wegen der Gefahr der Profanation,

[1] D. h. er selbst nur die ersten acht Bücher, die 1540—1548 erschienen; die übrigen wurden von andern übersetzt. — Beste Ausgabe von Plantin, Anvers 1561.

welche bei den religiösen Wirren der Zeit Bedenken erweckte. Im Jahre 1535 widmete Calvin dem König seine Christianae Religionis Institutio; 1541 erschien dieselbe auch in französischer Sprache und ward die Grundlage einer strengen, bittern, fanatischen Streitliteratur, die zu Rabelais' Richtung im schroffsten Gegensatze stand [1]. Dem Reformator Viret, der die Lehre Calvins mit feierlicher Salbung verkündigte, wurde es allerdings nicht verdacht, daß er gegen Papst und Messe mit derber, gelegentlich zynischer Satire losfuhr. Als aber der gefeierte Hellenist Henri Estienne in seiner „Verteidigung Herodots" das ganze Treiben der Zeit in freier, rücksichtsloser Humanistenart zu geißeln wagte, entging er der strengen Genferzensur keineswegs. Calvin verstand viel weniger Spaß als die Sorbonne [2], und das Pariser Parlament stand der Literatur bei weitem freisinniger gegenüber als der hohe Rat von Genf.

In den leidenschaftlichen Kämpfen, welche die neue Lehre hervorrief und welche bald zu einem langwierigen, blutigen Bürgerkriege führen sollten, in dem literarischen Wirrsal, das der Humanismus hervorgerufen und das sich in den Schriften Marots, Margaretas von Navarra und Rabelais' widerspiegelt, schien den richtigen und vernünftigen Strebungen der Renaissance kaum mehr ein friedlicher Raum beschieden. Dennoch fanden auch sie ihre Vertreter nicht nur an stillen und fleißigen Gelehrten, welche sich mit hingebender Ausdauer dem Studium der Alten widmeten, sondern auch an Dichtern, welche dieses Studium für die heimische Literatur fruchtbar zu machen suchten. Sie haben sich unter dem Namen der „Plejade" zu gemeinsamem Wirken zusammengetan [3]. Ihr Manifest Deffence et Illustration de la langue française, verfaßt von Joachim du Bellay [4], erschien 1549, noch drei Jahre, bevor Rabelais den vierten Teil seines „Gargantua" herausgab.

Dieses Programm ist aus der richtigen Einsicht hervorgegangen, daß die Alten für alle Arten der Poesie mustergültige Vorbilder geschaffen haben,

---

[1] Christianae Religionis Institutio. . . . I. Calvino autore, Basileae 1536. — Oeuvres françaises de J. Calvin, p. p. Jacob (Bibliophile), Paris 1842. — A. Sayous, Études litt. sur les écrivains français de la Réformation, 2 Bde, Paris 1854. — Kampschulte, Johannes Calvin I. Leipzig 1869.

[2] Die sämtlichen Schriften Virets wurden allerdings auch von der Sorbonne verurteilt. Vgl. Féret a. a. O., I 219 225 227.

[3] La Pléiade française, p. p. Ch. J. Marty-Laveaux (mit biographischen Skizzen), 20 Bde, Paris 1866—1898 (du Bellay, 2 Bde; Ronsard, 6 Bde; Tyard, 1 Bd; Daurat, 1 Bd; Jodelle, 2 Bde; Baïf, 5 Bde; Belleau, 2 Bde). — Sainte-Beuve, Tableau de la poésie française au XVIe siècle, Paris 1828. — É. Faguet, Études sur le XVIe siècle, Paris 1894. — A. Darmesteter et Hatzfeld, Le XVIe siècle en France, Paris 1878; 6. Aufl. 1895.

[4] Neu herausgeg. von E. Person, Paris 1887. — A. Rosenbauer, Die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und du Bellay, Erlangen 1895.

die mittelalterlichen Dichter aber eigentlich nie hinter das Geheimnis echter Formschönheit gekommen sind, daß man darum zu den Alten in die Schule gehen müsse, nicht um sie sklavisch nachzuäffen, sondern um von ihnen zu lernen und dann mit freier selbständiger Inspiration, aber mit feinerem Kunstgefühl der Poesie zu pflegen. In diesem Sinne mahnt du Bellay:

„Lies also, o Dichter der Zukunft, und lies vor allem wieder, durchblättere bei Tag und Nacht die griechischen und lateinischen Klassiker; dann überlaß mir all diese altfranzösischen Gedichte den Blumenspielen von Toulouse und dem Puy von Rouen, wie die Rondeaux, Balladen, Virelais, Chants-Royaux, Chansons und andere solche Krämerwaren, die nur den Geschmack unserer Sprache verderben und zu nichts dienen als dazu, uns ein Armutszeugnis auszustellen. Wirf dich auf diese artigen Epigramme, aber nicht, wie sie heute ein Haufe von Romanfabrikanten macht, die zufrieden sind, wenn auf zehn Verse neun nichts enthalten, wenn es nur im zehnten ein Wörtchen zum Lachen gibt, sondern nach dem Vorbilde des Martial oder eines andern wohlbewährten Dichters; wenn dir das Lascive mißfällt, so mische das Angenehme mit dem Nützlichen. Verfasse in flüssigem, nicht holprigem Stile Elegien nach dem Beispiel eines Ovid, eines Tibull und eines Properz und mische gelegentlich die alten Fabeln hinein, die kein geringer Schmuck der Poesie sind. Singe mir Oden, wie sie die französische Muse noch nicht kennt, mit einer Lyra, die nach dem Klang der griechischen und römischen wohl gestimmt ist, und bringe darin keinen Vers, der nicht eine Spur seltener, antiker Bildung verrät. Stoff bietet dir das Lob der Götter und der tugendhaften Menschen, der tragische Lauf der irdischen Dinge, die Sorgen der Jugend, wie die Liebe, fröhlicher Weingenuß und Tafelfreuden. Vor allem aber habe acht, daß diese Dichtungsart sich vom Gewöhnlichen fernhalte, reich geschmückt mit treffenden Ausdrücken und gutgewählten Beiwörtern sei, mit gewichtigen Sentenzen ausgestattet und belebt von allen Arten poetischer Farben und Figuren, nicht wie Laissez la verde couleur, Amor avecques Psyche, O combien est heureuse und andere dergleichen Werke, die eher Gassenhauer als Oden oder lyrische Gedichte genannt zu werden verdienen. Was die Epistel betrifft, so ist das kaum ein Gedicht, das unsere Nationalliteratur sehr bereichern kann, weil sie sich gern mit familiären und häuslichen Dingen befaßt, es wäre denn daß du dabei gleich Ovid die Elegien nachahmtest oder sie ernst und sentenzenreich hieltest wie Horaz. Dasselbe sage ich von den Satiren, welche die Franzosen, ich weiß nicht warum, Coqs à l'Âne genannt haben; darin möchte ich dir ebenfalls raten, dich wenig zu üben, weil ich möchte, daß du übler Nachrede fremd bliebest; es wäre denn, du wolltest nach dem Beispiele der Alten in heroischem Versmaß (in 10 bis 11 Silben, nicht in 8 bis 9 Silben) unter dem Namen „Satire", nicht unter der närrischen Bezeichnung Coq à l'Âne, bescheidentlich die Laster deiner Zeit würdigen, die Namen der Lasterhaften aber schonen. Dafür hast du Horaz, der nach Quintilian den ersten Platz unter den Satirikern einnimmt. Laß mir schöne Sonette erklingen, diese nicht minder gelehrte als schöne Erfindung der Italiener, dem Namen nach der Ode verwandt und von ihr nur darin verschieden, daß das Sonett auf eine bestimmte Versform und Versart beschränkt ist, die Ode aber sich frei in allen Versarten bewegen und neue erfinden kann, nach dem Beispiel des Horaz, der in 19 Versarten gesungen hat, wie die Grammatiker melden. Für das Sonett also hast du Petrarca und einige neuere Italiener. Singe mir auf einer wohlklingenden Sackpfeife und auf gutgestimmter Flöte ländliche Eklogen nach dem Vorbild des Theokrit und Vergil, und Fischer-Eklogen nach dem Vorbild des neapolitanischen Edelmannes Sannazar. Möchte es den Musen gefallen,

wir hätten in allen aufgezählten Arten der Poesie viele solche Nachahmungen, wie die Ekloge auf die Geburt des Sohnes des gnädigen Herrn Dauphin, die nach meiner Meinung eines der besten kleinen Stücke ist, die Marot verfaßt hat. Nimm mir in die französische Literatur auch die fließenden und artigen Hendekasyllaba auf nach dem Vorbild des Catull, Pontanus und Secundus; läßt sich auch die Quantität nicht wiedergeben, so doch die Zahl der Silben. Und nun in Bezug auf die Komödien und Tragödien, wollten die Könige und Republiken sie wieder in ihre alten Würden einsetzen, welche sich die Farçen und Moralitäten angemaßt, so wäre ich wohl der Ansicht, du solltest dich darauf verlegen, und wenn du es zum Frommen der Sprache tun willst, so weißt du schon, wo du die besten Vorbilder finden kannst."

Manches an diesem Programm mag heute steif und pedantisch erscheinen; aber hat sich nicht wenige Jahrzehnte später ein Shakespeare an italienischen Sonetten und Stanzen herangeschult? Haben nicht ein Lessing, Goethe und Schiller das ganze Programm zum höchsten Gewinn der deutschen Literatur verwirklicht? Dem damaligen Frankreich standen keine solchen Kräfte zu Gebot. Das Programm wurde zu eng und schulmeisterlich aufgefaßt, der Bruch mit der bisherigen Entwicklung der Volksliteratur zu scharf vollzogen. Der erste Schritt zu einer höheren Kunstauffassung, zu einem wirklichen Klassizismus war aber mit diesem Programm getan, und die ersten Dichter, welche sich an seiner Verwirklichung versuchten, haben sich damit kein geringes Verdienst erworben.

Joachim du Bellay (geb. 1524 auf dem Schlosse Liré bei Angers) zählte erst 25 Jahre, als er mit seinem Reformprogramm der französischen Poesie hervortrat. Seine Erziehung war vernachlässigt worden; erst während einer längeren Krankheit hat er sich dem Studium der Alten zugewandt. Er trat in den geistlichen Stand, führte aber so ziemlich das Leben eines vornehmen Weltmannes. Als sein Verwandter, der Kardinal du Bellay, der frühere Gönner Rabelais', sich 1547 bleibend in Rom niederließ, berief er ihn zu sich, und Joachim brachte drei Jahre in Italien zu. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Eustach du Bellay, Bischof von Paris, ebenfalls sein Vetter, zum Kanonikus an Notre-Dame, und 1560 sollte er Erzbischof von Bordeaux werden, als der Tod ihn von dieser Erde abrief. Getreu seinem Programm hat er das 4. und 5. Buch von Vergils Äneide übersetzt, nach Petrarcas Vorbild einen Kranz von 150 Sonetten gedichtet, sich in Hymnen, Oden und andern klassischen Formen versucht, auch eine Sammlung lateinischer Xenien hinterlassen [1].

Schon als Student (1549), später am Hofe Heinrichs II., der ihn sehr schätzte, traf er mit dem ungefähr gleichalterigen Pierre de Ronsard

[1] Oeuvres françaises de J. de Bellay. Paris 1569. — Oeuvres choisies, p. p. L. Séché, Paris 1894. — Lettres de J. de Bellay, p. p. P. de Nolhac, Paris 1883. — Vgl. L. Séché, J. du Bellay, Paris 1880.

(geb. 1524) zusammen, einem Edelmann aus Vendôme, der als Spielgenosse mit Heinrich II. selbst aufgezogen, der vertraute Gesellschafter des Königs bis zu dessen Tode blieb, auch bei Karl IX. sich gleicher Gunst erfreute, bis seine infolge einer Krankheit eingetretene Schwerhörigkeit ihn nötigte, 1574 sich auf das Land zurückzuziehen, wo er 1585 starb. Er hatte bei den Hellenisten Jean Daurat und Adrien Turnèbe Griechisch studiert und warf sich mit enthusiastischer Jünglingsbegeisterung auf den Plan, Frankreichs Pindar zu werden. In die Mythologie der Alten hatte er sich mit der ganzen Liebe eines Humanisten hineingelebt; an Ideen, großartigen Bildern und Vergleichen fehlte es ihm nicht; den freien Strophenbau Pindars wußte er gewandt nachzubilden, und Schwung und Kraft gab ihm schon die jugendliche Begeisterung für sein Vorbild.

Mit gleichem Eifer ahmte er dann auch Horaz, Petrarca, Kallimachus nach sowie die niedlichen Anakreontika, welche Henri Estienne ans Licht gezogen hatte und welche man damals als echte Werke Anakreons verehrte. So entstanden erst vier Bücher „Oden" (1550), dann die Amours de Cassandra (1552), ein fünftes Buch „Oden" (1552), die Mélanges (1555), die Hymnes (1555), die Sonettensammlung Amours de Marie (1557). Im Jahre 1560 vereinigte er seine „Werke"[1] in vier Bände. Naturgemäß stand er anfänglich allzustark unter dem Banne seiner Vorbilder. Ein Übermaß von Mythologie, überquellende Emphase, verschwenderischer Redeschmuck verraten des Dichters Jugendlichkeit, fremdartige Worte, Wendungen, Endungen und Wortstellungen stören den schlichten Fluß der Sprache; aber unter dem Einfluß der klassischen Muster hat sich doch der Ton der Dichtung gehoben, Ausdruck und Sprache veredelt, der poetische Schmuck an Reichtum und harmonischer Abrundung gewonnen, die Technik sich mannigfaltiger entwickelt. In der Nachahmung selbst zeigt sich poetische Inspiration und künstlerischer Sinn. Wahre Empfindung, fein abgetönte Stimmung und vorab tiefes Naturgefühl brechen allenthalben durch, oft in den schlichtesten, anmutigsten Klängen. Mögen seine „Elegien" und Hirtengedichte (Bergeries) auch oft an Theokrit, Vergil und Sannazar anklingen, so weht doch auch echt französische Landluft darin, und in seinen zahlreichen Gelegenheitsgedichten lebt und webt er mitten in seiner Zeit.

[1] Oeuvres de Ronsard, ältere Ausgaben Paris 1560 1567 1584 1623; neuere von Marty-Laveaux a. a. O. und Blanchemain, 8 Bde, 1857—1867. — Oeuvres choisies, p. p. Sainte-Beuve, 1828; Lacroix, 1840; Noël, 1862; Becq de Fouquières, 1873; E. Voizard, 1890. — G. Bizos, Ronsard, Paris 1891. — Gandar, Ronsard imitateur d'Homère et de Pindare, Metz 1855. — G. Chalendon, Essai sur Ronsard, Paris 1875. — M. Pieri, Petrarque et Ronsard, Marseille 1896. — F. Torraca, Gl'imitatori di J. Sannazaro, Roma 1882.

Das revolutionäre Gebaren der Hugenotten löste bald die Freundschaftsbeziehungen, in welchen er zu manchen derselben stand. Im Anschluß an Petrarca, Sannazar und andere italienische Dichter überzeugte er sich praktisch, daß man durchaus nicht den katholischen Glauben über Bord zu werfen braucht, um in die Schönheit der antiken Poesie einzudringen und nach ihrem Vorbilde die eigene Nationalliteratur einer klassischen Formvollendung entgegenzuführen. Die Sache der Renaissance fiel durchaus nicht mit jener der sog. Reformation zusammen; im Gegenteil hatte sie bisher nur in dem katholischen Italien und Spanien eine wahrhaft freisinnige, künstlerische und harmonische Entwicklung genommen. Unbedenklich und mit wahrhaft religiöser wie künstlerischer und patriotischer Begeisterung stellte sich Ronsard darum im weiteren Verlauf des Kampfes auf die Seite der alten Kirche; so in seiner Institution pour l'adolescense de Charles IX, seiner Élegie sur le tumulte d'Amboise, seinem Discours des misères de ce temps (sämtlich von 1562). Von der bedingten Duldung, welche der diplomatische Kanzler L'Hôpital den Hugenotten (1562) gewährte, wollte er nichts wissen, weil er in ihnen ebenso unversöhnliche Gegner des Staates wie der Kirche sah (Rémontrance au peuple de France, 1563). Er wurde nun von ihnen als schmählicher Abtrünnling und sittenloser Verleumder verunglimpft; aber sie vermochten nicht mehr die Stellung zu erschüttern, die er sich in der Literatur bereits erworben hatte. Er galt allgemein als der „Fürst" und Führer der französischen Dichter. Nachdem er, das Drama ausgenommen, sich mit glücklichstem Erfolg in allen Arten der Dichtkunst versucht hatte, dachte er daran, seine Leistungen noch mit einem groß angelegten nationalen Epos — einer Franciade — zu krönen [1]. Hier mißleitete ihn jedoch seine Verehrung für Vergil. Indem er Francus, den Ahnherrn der französischen Könige, zu einem Sohne Hectors machte und eine künstliche Heldensage an die antike trojanische zu knüpfen versuchte, verlor er den natürlichen Boden, auf dem allein ein Nationalgedicht zu gedeihen vermag, und blieb in einem schulgemäßen Fragmente stecken (1572). Das beeinträchtigt jedoch seine Verdienste nicht. Das große Problem eines französischen Nationalepos hat noch viele Dichter beschäftigt und ist von keinem eigentlich befriedigend gelöst worden.

Was Ronsards Einfluß nicht wenig verstärkte, war das Zusammenwirken mit den übrigen Dichtern der sog. Plejade. Mit du Bellay wurde er ganz zufällig auf einer Reise bekannt, begleitete ihn nach Paris und veranlaßte ihn daselbst, Jean Daurat zu hören, der im Kollegium de Coqueret Griechisch lehrte. Zum Mitschüler hatte er auch den um acht Jahre

[1] P. Lange, Ronsards Franciade und ihr Verhältnis zu Vergils Äneide (Progr.), Leipzig 1887. — G. Allais, De Franciadis epica fabula, Paris 1891.

jüngeren Joh. Anton Baïf. Ihnen schlossen sich noch Pontus de Tyard, Remy Belleau und Etienne Jodelle an und bildeten die sog. „Brigade“, welche sich bald auch, nach dem Vorbilde der bekannten Alexandriner Dichter, die „Plejade“ nannte.

Das gelehrte Element darin vertrat hauptsächlich Jean Daurat (Auratus), der Lehrer aller, aus Limousin gebürtig, erst Lehrer in der königlichen Pagerie, dann im Kollegium de Coqueret, endlich am Collège Royal und durch den Titel Poeta regius ausgezeichnet, ein heiterer Geselle, schlechter Wirtschafter, tüchtiger Kenner der griechischen Dichter, der seine Schüler mit lebhaftester Begeisterung für dieselbe zu erfüllen wußte. Seine eigenen lateinischen und griechischen Verse, die sich auf 60000 belaufen sollen, sind von geringem Wert; doch die Anregung und Hilfe, die er seinen Schülern bot, gereicht ihm zu nachhaltigem Verdienst [1].

Auch Jean-Antoine de Baïf (geb. 1532 zu Venedig) war eigentlich mehr Gelehrter als Dichter. In allem Ernste dachte er daran, die Silbenquantität, welche der antiken Metrik so hohen Reiz verleiht, in den französischen Vers einzuführen. Er selbst scheiterte jedoch an der praktischen Verwirklichung. Seine „Psalmenübersetzung“ und die „Chansonnettes“ in vers mezurés unterscheiden sich nur durch den Druck von rhythmischer Prosa. Von andern Proben, die er hinterließ, beleuchtet das folgende Distichon schon die Schwierigkeit des Problems:

Aube, rebaille le jour, pourquoi notre aise retiens-tu?
César va revenir. Aube, rebaille le jour.

Mußte auch der Versuch mißglücken, so kam er doch der französischen Verstechnik insofern zugute, als Baïf und seine Freunde sich redlich Mühe gaben, das quantitierende Element wenigstens annähernd durch sorgfältigere Beachtung der Hebungen und Senkungen, des Lautwerts und des Lautwechsels zu ersetzen. Ziemlich fruchtlos waren seine Bemühungen um die Orthographie, für die er neue Zeichen in Vorschlag brachte. Dagegen hat er mit Glück Vergils Georgica, Theognis, die Anakreontiker und die griechische Anthologie nachgebildet (Les Météores, 1567; Passetemps, 1573; Les Mimes, 1576). In Verbindung mit dem Musiker Joachim Thibault gründete er (1570) eine Akademie, an welcher Musik und Poesie gemeinschaftlich wie einst bei den Hellenen betrieben werden sollte, die aber schon mit seinem Tode wieder einging. Am meisten Selbständigkeit und Formgewandtheit entwickelte er in seinen Liebesgedichten (Amours, 1552) [2].

Pontus de Tyard, ein burgundischer Edelmann (geb. 1521), ahmte in drei Sammlungen von hochidealen und platonischen Liebesgedichten (Erreurs amoureuses, 1549 1550 1555) den Petrarca nach; später vertauschte er als Großalmosenier Heinrichs III. und Bischof von Châlon-sur-Saône die Poesie mit ernsterer, religiöser und wissenschaftlicher Schriftstellerei (Homilies; Discours philosophiques; Première table du décalogue; Extrait de la généalogie de Hugues Capet) [3].

---

[1] Poëmatia, Paris 1586. — Vgl. Egger, L'Hellénisme en France, 2 Bde, Paris 1869.

[2] Oeuvres complètes, 4 Bde, Paris 1572—1573; Neuausgabe von Marty-Laveaux a. a. O. — E. Frémy, L'Académie des derniers Valois, Paris (ohne Datum). — H. Nagel, Die metrischen Verse Baïfs (Diss.), Leipzig 1878. — Baïfs Psautier, herausgeg. von E. J. Groth, Heilbronn 1888.

[3] A. Jeandel, Pontus de Tyard, Paris 1860.

Remy Belleau (geb. 1528) lebte als Hofmeister in der Familie des Marquis d'Elbeuf und begleitete denselben auf einer Reise nach Neapel. Wie Baïf bildete auch er der Anthologie und den Anakreontika allerlei feine Nippsächelchen nach, Sannazar aber eine Sammlung von Oden, Hymnen und Sonetten mit Prosaeinrahmungen und bukolischem Vorwurf (Petites Inventions 1557; Amours et nouveaux échanges 1566; La Bergerie 1565 1572). Den alten Lapidarien hat er mit Zuziehung Ovids wirklich originelle und poetische Seiten abzugewinnen gewußt[1].

Viel bedeutender für die Weiterentwicklung der Literatur wurde aber Etienne Jodelle, obwohl ihm nur ein kurzes Leben (1532—1572) beschieden war. Er hat die Bestrebungen der Plejade auch auf das Drama ausgedehnt und damit den Grund zu der neueren französischen Tragödie gelegt[2].

Die Anregung ging auch hier wieder von Italien aus. Am 8. September 1548 (zwei Monate, bevor das Parlament die Aufführung der Mysterienspiele in Paris verbot) gab der Kardinal Hippolyt von Este (Ferrara), der Sohn der Lucrezia Borgia, dem König und der Königin Katharina von Medici zu Ehren eine prunkvolle Theater-Gala-Vorstellung in Paris, bei welcher die „Calandria" des Kardinals Bibbiena aufgeführt wurde. Der Kardinal war ein Neffe jenes Kardinals Hippolyt von Este (I.), welchem Ariost seinen „Rasenden Roland" widmete, ein Oheim des Kardinals Lodovico von Este, mit welchem 24 Jahre später Tasso nach Paris kam. Selbst in drei Konklaven zum Papst vorgeschlagen, war er nicht nur ein hochbegabter Diplomat, sondern auch ein einsichtiger Freund der Wissenschaft und Kunst, der Gönner eines Paulus Manutius und Muretus, der Schöpfer der berühmten Villa Este zu Tivoli, ein glänzender Vertreter jenes feinsinnigen und großherzigen Kunstpatronats, das Goethe so schön in seinem „Tasso" gefeiert hat. Für jene Theatervorstellung in Paris hatte er eigentliche Schauspieler und Schauspielerinnen aus Italien kommen lassen, chose que l'on n'avait encore vue en France, wie Brantôme bemerkt. Die Sache fand Anklang, und bald bildeten sich eigentliche Schauspielergesellschaften in Paris und andern Städten. An die Stelle des Mysterienspiels trat nun ein ständiges Theater[3].

---

[1] H. Wagner, R. Belleau und seine Werke (Dissert.), Leipzig 1890.

[2] Frères Parfaict, Hist. du théâtre français III. — Ebert, Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie, Gotha 1856. — Édelestan du Méril, Du Développement de la tragédie en France, Paris 1869. — É. Faguet, La Tragédie française au XVI^{e} siècle, Paris 1883. — H. Tivier, Hist. de la litt. dramatique en France depuis ses origines jusqu'au Cid, Paris 1873.

[3] Rathery, Influence de l'Italie sur les lettres françaises, Paris 1853. — A. Baschet, Les Comédiens italiens sous Charles IX, Henri III, Henri IV et Louis XIII, Paris 1882. — Ch. Magnin, Les Commencements de la comédie italienne en France: Revue des Deux Mondes 1847, IV 843—857.

Barthélemy de Loches, Prior zu Orléans, hatte (1537) in seinem Christus Xylonicus den Versuch gemacht, dem Passionsspiel eine antikisierende Form zu geben; aber die lateinische Schulbühne selbst sah sich nach weltlichen Stoffen um: die „Alkestis" und „Medea" des Euripides wurden in Buchanans lateinischer Übersetzung 1540 aufgeführt, ebenso Buchanans Baptistes sive calumnia, 1542 sein Jephtes sive votum, 1544 Murets Julius Caesar.

Um 1539 war bereits der ganze Terenz ins Französische übersetzt; von der „Andria" gab es noch zwei andere Übersetzungen, eine in Versen, eine andere in Prosa. Lazare de Baïf, der Vater des Plejadendichters, übersetzte (1537) die „Elektra" des Sophokles und (1544) die „Hekuba" des Euripides, Bouchetel (1547) abermals die „Hekuba", Thomas Sibilet (1549) die „Iphigenie auf Aulis". Im selben Jahre übertrug Ronsard den „Plutus" des Aristophanes und gab damit Jean-Antoine Baïf die Anregung zu weiteren Übersetzungen aus Aristophanes und Plautus. Auch italienische Stücke wurden übersetzt: 1543 das Sagrificio der Akademiker von Siena, 1545 die Suppositi des Ariost, 1559 die „Sophonisbe" des Trissino. Die Celestina des Spaniers Fernando de Rojas erlebte von 1524 bis 1578 fünf französische Übersetzungen.

Anstatt sich ebenfalls mühsam mit Übersetzungen herumzuschlagen, hatte 1552 der erst 20jährige Etienne Jodelle den kecken Jugendmut, es selbst mit einer Original-Tragödie zu versuchen. Als Stoff wählte er Kleopatra (Cléopâtre captive)[1]. Nach dem Schema des Seneca drängte er die Geschichte der Königin auf eine möglichst einfache Haupthandlung zusammen. Ihres Geliebten beraubt, schwankt sie eine Weile vor dem Gedanken, ob sie den Schimpf der Gefangenschaft über sich ergehen lassen soll; doch ihre früheren Abenteuer und ihre Schuld treiben sie schließlich dem Selbstmord zu. Dieser selbst wird durch einen Boten berichtet und von dem Chore betrauert, der in Strophen und Gegenstrophen zuvor den Dialog unterbricht. Der Personen sind wenige; die Einheit des Ortes und der Zeit ist gewahrt. Das Stück gibt nicht nur die ganze phantastische Ungebundenheit der Mysterienbühne auf, sondern schnürt selbst die Einschränkungen der Alten noch fester zusammen. Was an dramatischer Bewegung fehlte, wurde durch jugendliche, pathetische Rhetorik ersetzt. Als Vers wählte Jodelle den Alexandriner und Zehnsilber. Die Aufführung vor Heinrich II. im Hotel Reims war ein glänzender Erfolg, der schillerndste, den die Plejade bis dahin gefeiert. Der König beschenkte den Dichter mit 500 Talern und überhäufte ihn mit anderweitigen Gnadenerweisungen. Die Mitglieder der Plejade feierten den Triumph des jungen Dichters mit einem ländlichen Feste zu Arcueil, wobei demselben, als antike Erinnerung, ein mit Blumen geschmückter Bock zum Siegespreis dargebracht wurde; Baïf aber stimmte einen Päan an, der halb griechisch, halb französisch abgefaßt war. Kopfhängerische Calvinisten streuten aus, die „heidnischen" Dichter seien so weit gegangen, dem Bacchus einen Bock zu opfern, so daß Ronsard sich zu einer

[1] Oeuvres, p. p. Ch. de la Mothe, Paris 1574 1583. — Petit de Julleville, Le Théâtre en France, Paris 1889.

Réponse à quelque ministre veranlaßt sah, in welcher er die Bocksgeschichte gemütlich richtig stellte.

Jodelle ayant gagné par une voix hardie
L'honneur que l'homme grec donne à la tragédie,
Pour avoir, en haussant le bas style françois,
Contenté doctement les oreilles des rois,
La brigade qui lors au ciel levait la teste
(Quand le temps permettait une licence honneste),
Honorant son esprit gaillard et bien appris
Luy fit présent d'un bouc, des tragiques le prix.
Jà la nappe éstait mise, et la table garnie
Se bordait d'une saincte et docte compagnie,
Quand deux ou trois ensemble en riant ont poussé
Le père du troupeau à long poil hérissé;
Il venait à grands pas ayant la barbe peinte,
D'un chapelet de fleurs la teste il avait ceinte,
Le bouquet sur l'oreille, et bien fier se sentait,
De quois cette jeunesse ainsi le présentait:
Puis il fut rejeté pour chose méprisée,
Après qu'il eut servy d'une longue risée,
Et non sacrifié, comme tu dis, menteur,
De telle fausse bourde impudent inventeur.

Jodelle war alsbald mit einer Komödie „Eugen" zur Hand und ward so noch im selben Jahre (1552) der Bahnbrecher der neueren französischen Komödie. Das Stück ist der erste herzhafte Schritt aus den langweiligen und verschrobenen Allegorien der „Moralitäten" heraus, teilt aber mit der italienischen Renaissance-Komödie, der es nachgebildet ist, nicht nur die lebensvolle komische Charakteristik, die drollige Verwicklung und den muntern Dialog, sondern leider auch die Liederlichkeit des Inhalts und der Sprache. Die Tragödie behauptete indes entschieden Oberwasser gegen die Komödie, und so hat Jodelle in den übrigen zwanzig Jahren nichts mehr geliefert als eine zweite Tragödie „Dido" (Didon se sacrifiant), die in ihrer Anlage der „Cléopâtre" gleicht. Die Verwicklung ist indes noch matter, der Personenwechsel zwar lebendiger, aber die Akte auch länger, daher die elegischen Deklamationen noch weitschweifiger. Nur Stil und Sprache haben gewonnen; als Vers erscheint nur mehr der Alexandriner.

Nachdem Jodelle den neuen Pfad gewiesen, dauerte es eine Weile, bis andere ihm folgten. Sie hatten nicht den gleichen Mut. Der junge Jean de la Péruse begnügte sich (1554), die „Medea" des Seneca zu überarbeiten, Grévins tat dasselbe mit dem „Cäsar" des Muret. Der „Tod des Darius" und der „Tod Alexanders" (1560) von Jacques de la Taille sind ziemlich naive und ungeschickte Versuche, ebenso die „Sultanin" des Gabriel Bounin, der aber wenigstens dafür sorgte, daß außer antiken Helden und Heldinnen auch noch Türken das Heimatrecht auf der Bühne erhielten.

Auch die Calvinisten hatten inzwischen erkannt, daß man sich mit Poesie und Theater einigermaßen abfinden müsse, wenn sie nicht ganz in die Hände der Katholiken fallen sollten. So ließ Theodor Beza 1551 ein biblisches Drama, Tragédie française du sacrifice d'Abraham[1], erscheinen, das in Lausanne und auch in Frankreich zur Aufführung kam, allerdings mehr ein polemisches Pamphlet gegen die Mönche als ein biblisches Schauspiel, doch immerhin ein Anstoß zu einer religiösen Ausnutzung der Bühne. Der zum Calvinismus abgefallene Flamländer Louis des Masures (Masurius) übersetzte nicht nur Vergils „Äneide" und Vidas „Schachspiel" ins Französische, sondern lieferte auch (1556) eine biblische Trilogie: David combattant, David triomphant, David fugitif, die aber mehr eine episodische Szenenfolge darstellt, wie die alten Mysterienspiele, als ein eigentliches Drama.

In diese tastenden Versuche hinein fiel die lateinische Poetik des Julius Cäsar Scaliger, der 1558 zu Agen starb. Drei Jahre später erschien seine Poetik zu Lyon[2]. Es war ein Verhängnis. Sehr gelehrt, aber poetisch wenig begabt, faßte er die Kunstregeln des Aristoteles so engherzig als möglich auf und zog sogar Seneca dem Euripides vor. Das verstärkte die schiefe Richtung, welche die Auffassung des Klassizismus schon bei Jodelle gewonnen. Die „Lucretia" des Nikol. Filleul (1566) und der „Aman" des André de Rivaudeau (1566) entsprechen in ihrer öden Regelmäßigkeit der von Scaliger aufgestellten Schablone. Auch Jean de la Taille, erst Hugenotte, später Katholik, vermochte sich in seiner Art de la tragédie (1572) davon nicht freizumachen, formulierte vielmehr die „Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit" mit größter Schärfe, schöpfte aber aus seinem biblischen Stoff Saul le furieux wenigstens große Gedanken und kraftvolles Pathos[3].

Ein fruchtbarer Dramatiker, der die bisherigen praktischen und theoretischen Anregungen zu reicherer Entfaltung brachte, erstand erst in Robert Garnier, der, 1534 zu Ferté-Bernard geboren, als Student der Rechte 1565 den ersten Preis bei den Blumenspielen in Toulouse errang, dann Parlamentsrat in Paris wurde und 1590 zu Le Mans starb. Er hat 1585 dem greisen Ronsard das Grablied gesungen. Außer verschiedenen Elegien, Sonetten und andern Lyriken hat er acht Dramen hinterlassen: Porcia (1568), Hippolyt (1573), Cornelia (1574), Marcus Antonius (1578), Antigone (1579), Die Troade (1579), Bradamante (1582), Die Jüdinnen (1583)[4]. So wenig wie Jodelle oder Scaliger ist auch Garnier

---

[1] De Bèze, Abraham sacrifiant, Genève 1874. — J. de Rothschild, Le Mystère du Vieil Testament, Paris 1878 ff. — H. Heppe, Th. Beza, Leben und ausgewählte Schriften, Elberfeld 1861.

[2] Lintilhac, De I. C. Scaligeri poetice, Paris 1887. — H. Breitinger, Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille, Genève 1879.

[3] Oeuvres de Jean de la Taille, p. p. René de Maulde, 4 Bde, Paris 1879.

[4] R. Garnier, Les Tragédies, nach der ersten Gesamtausgabe von Paris herausgeg. von W. Förster, 4 Bde, Heilbronn 1882 1883. — B. Hauréau, Hist. litt. du Maine V, Paris 1872. — M. S. Bernaye, Étude sur R. Garnier, Paris 1880. — H. M. Schmidt-Wartenberg, Senecas influence on R. Garnier, Darmstadt 1888. — O. Mysing, R. Garnier und die antike Tragödie (Dissert.), Leipzig 1891.

das Auge für die klassische Schönheit eines Sophokles aufgegangen. Er hat ihn für den 4. und 5. Akt seiner „Antigone" benutzt, aber für die ersten zwei Akte sich hauptsächlich an Senecas „Phönizierinnen", für den dritten an die „Thebais" des Statius angelehnt. Sein „Hippolyt" fußt auf der „Phädra" des Seneca, seine „Troade" auf den „Trojanerinnen" des Seneca, wenn auch bei der letzteren die „Trojanerinnen" und die „Hekuba" der Euripides mit herangezogen sind. Etwas selbständiger, aber dafür noch viel ärmer an Handlung und Verwicklung, noch überschwenglicher an bloßer Deklamation, mehr rhetorisch-lyrisch und episch als eigentlich dramatisch sind die drei Römerstücke. Im „Bradamante" ist eine Episode aus Ariosts „Rasendem Roland" dramatisiert, in den „Jüdinnen" die biblische Erzählung von König Sedezias. Diese zwei Stücke haben lebendigere Handlung mit glücklichem Abschluß (tragicomoedia), der Ton ist weniger pathetisch und geschraubt, doch lastet auch auf ihnen die rhetorisch abgezirkelte Schablone der Stücke Senecas und der steifen Theorie, welche die Schuldramatiker daraus gezogen hatten.

Das Lustspiel fand in dieser Zeit keine weitere selbständige Ausbildung. Die sechs Komödien, welche 1579 Pierre Larivey herausgab[1], sind Übersetzungen aus dem Italienischen, wenn auch mit einiger freier Anpassung, indem die Handlung nach Paris verlegt, die italienischen Namen durch französische ersetzt sind. In Handlung und Dialog ist nichts Neues eingefügt; aber das Bestreben, den feinen Ton der Italiener nachzuahmen, hebt Stil und Sprache, während volkstümliche Wendungen und Sprüche der Sprache zugleich und der Komik zu gute kommen.

Noch bedeutsamer vielleicht wurden die Strebungen des „Siebengestirns" durch Prosaiker unterstützt, welche auch die Prosaschriftsteller des Altertums in weiteren Umlauf brachten. Der wichtigste ist Jacques Amyot (geb. 1513). Er war erst Professor in Bourges, begleitete den Kardinal von Tournon zum Konzil von Trient, wurde Bischof von Auxerre und Großalmosenier Heinrichs II., starb 1593 in großer Not und Verlassenheit. Er übersetzte erst die spätgriechischen Romane „Theagenes und Chariklea" (1547) und „Daphnis und Chloe" (1559), dazwischen „Diodor" (1554), endlich (1559—1574) die Lebensbeschreibungen und übrigen Werke Plutarchs, sein Hauptwerk, das bis 1619 wenigstens 50 Auflagen erlebte[2]. Die Philologen haben an der Übersetzung später viel auszusetzen gehabt, aber sie hat (nach Joubert) „der ganzen älteren französischen Prosa eine andere Wendung gegeben", sie hat durch ihren Stil den Einfluß eines Originalwerkes gehabt

---

[1] Abgedruckt bei Viollet-le-Duc, Ancien théâtre français V VI VII. Vgl. Mac Gillivray, Life and Works of Larivey (Dissert.), Leipzig 1889.

[2] Neuausgabe von Didot, 25 Bde, Paris 1818—1821. — A. de Blignières, Essai sur Amyot et les traducteurs du XVI[e] siècle, Paris 1851. — Sainte-Beuve, Causeries du lundi IV 345—360.

und noch auf Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre mächtig eingewirkt. Unmittelbar aber zog das Werk alle höheren Kreise in das Interesse für die Renaissance hinein. „Man sah die Fürstinnen aus dem Hause Frankreich mit ihren Damen und Ehrenfräulein sich höchlichst an den schönen Aussprüchen der Griechen und Römer erbauen, die durch den süßen Plutarch dem Gedächtnis aufbewahrt waren." So erzählt der Zeitgenosse Brantôme in seinen Memoiren.

Drittes Kapitel.

Die Zeit der Hugenottenkriege. — Montaigne. — Malherbe.

Franz I. hatte den Protestantismus in Deutschland begünstigt, um die Macht der spanisch-habsburgischen Monarchie zu untergraben; als derselbe jedoch die Einheit und Kraft seines eigenen Reiches bedrohte, schritt er zu energischer Verfolgung mit Feuer und Schwert. Calvin selbst mußte flüchten, und so ward keine französische Stadt, sondern das grenznachbarliche Genf die Hochburg der neuen Lehre. Von hier aus entwickelte sie indes eine unermüdliche Propaganda und riß einen so ansehnlichen Teil des Adels und der höheren Bürgerschaft an sich, daß der religiöse Bürgerkrieg unvermeidlich wurde und mit kleinen Unterbrechungen 36 Jahre lang (von 1562 bis 1598) Frankreich entzweite und verheerte. Des Haders wurde erst ein Ende, als Heinrich von Navarra den Calvinismus abschwor und Frankreich mit der religiösen Einheit auch die politische wiedergab, seinen früheren Religionsgenossen indes freie Religionsübung verstattete.

Die Literatur spiegelt teilweise die religiöse und politische Zerrissenheit wider, teilweise zieht sie sich vom Kampfplatze zurück und sucht in Stille und Zurückgezogenheit ihr Leben zu fristen.

Für eigentliche Poesie fiel bei den Hugenotten wenig ab. Erst 1573 (ein Jahr nach der sog. Bluthochzeit) veröffentlichte Guillaume de Salluste, Seigneur du Bartas, auf Anregung von Jeanne d'Albret seine biblische Epopöe „Judith, ein Gedicht in sechs Gesängen", das erste Gedicht dieser Art in französischer Sprache[1]. Demselben ließ er 1579 „Die Woche" (La Sepmaine), eine zweite biblische Dichtung, folgen, welche mit breiten, den Alten nachgebildeten Schilderungen die Weltschöpfung behandelt, in das großartige Weltbild aber zugleich eine Darlegung des gesamten christlichen

[1] Zuerst gedruckt unter dem Titel La Muse chrétienne, Bordeaux 1573, zusammen mit Le Triomphe de la Foi und L'Uranie.

Glaubens und alles mögliche Wissenswerte hineinwebt. In Stil und Sprache schließt sich der Dichter der Plejade an. In seinen Nutzanwendungen wird er bisweilen allzu lehrhaft und philiströs, in der Sprache geziert oder geschmacklos; doch die Schilderungen zeugen von warmem Naturgefühl, und die ganze Dichtung ist von so lebendiger christlicher Begeisterung getragen, daß selbst die Sorbonne anfänglich nichts dagegen einzuwenden hatte, erst ein Kommentar von Simon Goulard [1] ein Verbot dagegen erwirkte. In sechs Jahren wurde das Gedicht indes dreißigmal neu aufgelegt, es wurde ins Lateinische, Deutsche, Italienische, Spanische, Englische und Holländische übersetzt. Der Holländer Vondel hat sich zuerst an Bartas zum religiösen Dichter geschult. Bartas war 35 Jahre alt (geb. 1544), als er dieses sein Hauptwerk schrieb; obwohl er noch bis 1590 lebte, brachte er von einer „Zweiten Woche" [2] nur noch vier Tage zustande, welche das Erlösungswerk besingen und mit der Zerstörung Jerusalems abbrechen [3].

Ein nicht so frommer, aber dafür um so rührigerer Förderer der Hugenotten war Theodor Agrippa d'Aubigné (geb. 1550). Er wird als ein Wunderkind geschildert, das in seinen frühesten Jahren Latein, Griechisch und Hebräisch lernte und schon Platon las, wo andere kaum zu buchstabieren beginnen. Sein Printemps d'Aubigné (1570), ein Kranz von Liebessonetten an Diane von Salviati, verrät mehr einen lebenslustigen Nachzügler der Plejade als einen Anhänger Calvins und Bezas. Noch als Knabe war jedoch Aubigné von seinem Vater unter dem Galgen der Verschwörer von Amboise aufgefordert worden, ihr Rächer zu werden. Und so war er denn schon mit 13 Jahren Soldat geworden, trat dann (1573) in den Dienst Heinrichs von Navarra und kämpfte für dessen Sache, bis derselbe (1593) katholisch wurde. Durch Wunden ans Bett gefesselt, begann er 1577 in einem größeren satirischen Gedicht Les Tragiques die jämmerlichen Zustände des damaligen Frankreich zu schildern. In andern Ruhepausen seines bewegten Kriegslebens setzte er 1589 und 1594 diese Schilderungen fort, die als Ganzes erst 1616 erschienen. Bei aller Kraft und Phantasieglut vermochten indes die herben Zornausbrüche des kriegerischen Juvenal weder den König noch seine Franzosen zu begeistern, die des langen Haders herzlich müde waren und endlich die Früchte des schwer erkämpften Friedens zu genießen wünschten. Grollend zog sich der unversöhnliche Hugenottenführer zurück und machte seinem Grimm in einer umfassenden

[1] Zur 20. Aufl., Paris 1583.

[2] La seconde Sepmaine ou Enfance du monde, 1584.

[3] G. Pellissier, La vie et les oeuvres de Du Bartas, Paris 1882. — O. de Gourcuff et P. Bénétrix, S. du Bartas, Choix de poésies françaises et gasconnes, Auch 1890. — P. Toldo, Due articoli letterari, Roma 1894 (Bartas wird hier mit Tasso in Parallele gestellt, 3—51).

Zeitgeschichte (Histoire universelle) Luft, die indes mehr Satire als Geschichte bietet, wie die zahlreichen Pamphlete, die er daneben gegen die Katholiken schleuderte [1]. Als der dritte Band seiner Geschichte öffentlich verbrannt wurde, zog er nach Genf (1620). Hier beging er die Unklugheit, Überreste einer Kirche zur Ausbesserung von Festungswerken zu benutzen und wurde dafür zum Tode verurteilt; doch geschah ihm nichts Leides; vielmehr verheiratete er sich mit 70 Jahren noch ein zweites Mal und lebte noch zehn Jahre. Sein Sohn Constant, aus erster Ehe, trat zur alten Kirche zurück; eine Tochter desselben wurde die berühmte Marquise de Maintenon.

Theodor Beza, nach Calvins Tode das Haupt der Genfer Sekte, war meist mit spezifisch theologischen Arbeiten beschäftigt, hat das Leben Calvins (Vie de Calvin, 1563) und die Geschichte der ältesten Calvinistengemeinden in Frankreich (Histoire ecclesiastique, 1580) geschrieben; doch griff er gelegentlich auch durch kleine satirische und polemische Schriften in die Kämpfe der Zeit ein. Auch der berühmte Hellenist Henri Estienne (1528—1598) erging sich mitunter in Schmähungen wider kirchliche Dinge und Einrichtungen; doch ist der satirische Anekdotenkram, welchen er in seiner Apologie d'Hérodote (1566) zum besten gibt, keineswegs ausschließlich gegen die alte Kirche und gegen die Mönche gerichtet, sondern gegen alle möglichen Verhältnisse seiner Zeit [2]. Die großen Verdienste, welche sich seine Familie um die Wissenschaft, besonders um die klassischen Studien erwarb, haben jene gelegentlichen Entgleisungen einigermaßen wieder wett gemacht und wurden auch in katholischen Kreisen vorurteilslos anerkannt. Bis zum Jahre 1550 hat der Begründer dieser großartigen Tätigkeit, Robert Estienne, dieselbe in Paris ausgeübt, von den Königen, von katholischen Prälaten und Gelehrten unterstützt; erst 1551 ist er nach Genf gezogen, wo er bereits 1559 starb. Seine Söhne Robert und Karl blieben katholisch und konnten so die Firma in Paris unbehelligt weiterführen. Sein gefeierter Sohn Henri aber, der Verfasser des griechischen Thesaurus, hat seine Gelehrsamkeit nicht nur hauptsächlich bei Katholiken geschöpft, sondern auch bei denselben die weiteste Unterstützung und Anregung gefunden [3].

Nach dem Tode Bezas ging die Führung der Calvinisten an Philipp du Plessis, Seigneur de Mornay, über, welcher während der Bürgerkriege der treue Begleiter und Berater Heinrichs von Navarra gewesen war [4]. Er hat eine Menge breitspuriger Kontroversschriften abgefaßt, die sich indes weder durch literarische Vorzüge auszeichnen noch besondern Erfolg hatten. Gegen Kardinal du Perron [5] zog

---

[1] Seine Memoiren, herausgeg. von L. Lalanne, Paris 1854; neue Ausgabe 1889. — Die Histoire universelle, neu herausgeg. von A. de Ruble (bis jetzt 9 Bde), Paris 1886 ff. — Seine Oeuvres complètes, herausgeg. von Réaume und Caussade, 6 Bde, Paris 1873 ff. — E. Réaume, Étude hist. et litt. sur A. d'Aubigné, Paris 1883.

[2] Neudruck von P. Ristelhuber, Paris 1869.

[3] A. Renouard, Annales de l'Imprimerie des Estienne, Paris 1843. — L. Feugère, Caractères et portraits du XVI[e] siècle, 1859, nouvelle éd. 1875. — Sayous, Les Écrivains français de la Réformation [2], Paris 1881.

[4] Haag et Bordier, La France protestante VII IX, Paris 1857—1859.

[5] Oeuvres, 3 Bde, Paris 1622. — Lesvesque de Burigny, Vie de Du Perron, Paris 1768.

er entschieden den kürzeren, und als er unter dem Titel „Das Geheimnis der Bosheit" eine Geschichte der Päpste schrieb (1611), waren die gewaltigen Religionsfehden längst ausgestritten. So wenig wie Farel, Viret, Beza, Marnix de Sainte-Aldegonde, hat auch er ein Werk hinterlassen, das sich in der französischen Literatur ruhmreich eingebürgert hätte.

Ein Jahr nach der Bartholomäusnacht (1573) trat ein calvinistischer Schriftsteller François Hotman, dessen Familie aus Schlesien stammte, mit einem Werk auf, welches das herrschende Regierungssystem als despotisch anklagte und allgemeinen Aufruhr dawider als gesetzliche Forderung erklärte. Franco-Gallia, so hieß der Titel, wurde bereits im folgenden Jahr auch in französischer Sprache verbreitet [1]. Im Jahre 1579 folgte ein ähnliches Werk von Hubert Languet, einem in Deutschland weilenden Franzosen, Vindiciae contra tyrannos [2]. Während Hotman sich mehr auf geschichtliche Erudition zu stützen suchte, ging Languet von der Bibel aus und entwickelte daraus eine Art Contract social, der kaum von jenem Rousseaus verschieden ist. Mehr als eine humanistische Redeübung dürfte eine Schrift des jugendlichen Etienne de la Boëtie [3] zu betrachten sein: Discours de la servitude volontaire oder Le Contre un, voll glühender Rodomontaden gegen alle Tyrannen, in antikem Stil, wie sie sich enthusiastische Italiener schon zwei Jahrhunderte früher aus römischen Autoren zurechtgelesen hatten. Diesen revolutionären Anschauungen trat 1578 Jean Bodin in seinen „Sechs Büchern von der Republik" [4] mit einer mehr royalistischen und konservativen Staatstheorie gegenüber, welche im ganzen dem wirklichen Naturrecht entspricht, die absolute Monarchie nicht völlig verwirft, wohl aber die gemäßigte vorzieht. Antoine de Montchrétien (geb. 1575), wegen eines Duells flüchtig, studierte die industrielle Blüte des damaligen Hollands und legte seine Erfahrungen in einem „Traktat über politische Ökonomie" [5] nieder, den er 1615 Ludwig XIII. und Maria von Medici widmete und der den Beifall des Kardinals Richelieu fand.

Mehr literarisches Interesse als diese verschollenen politischen Schriften haben die „Memoiren", in welchen mehrere originelle Franzosen ein Bild dieser Zeit hinterlassen haben. Blaise de Montluc, ein feuriger Gascogner (geb. 1502), trat mit 17 Jahren in den Dienst Franz' I., machte alle dessen Feldzüge mit und focht dann als tapferer Haudegen unter Heinrich II. und den Guisen in den Hugenottenkriegen, bis ihm bei der Belagerung von Rabastens (1570) eine Kugel die Nase und das halbe

[1] Hotoman, Franco-Gallia, 1573; übersetzt von Simon Goulard, La Gaule française, Cologne 1574.

[2] Vindiciae contra tyrannos, Stephano Iunio Bruto Celtâ autore, 1579; übersetzt von Fr. Etienne, 1581.

[3] Zuerst gedruckt Middelbourg 1576.

[4] Les six livres de la republique, Paris 1576; von ihm selbst lateinisch übersetzt 1586. — Baudrillart, J. Bodin et son temps, Paris 1853. — Hancke, Bodin, eine Studie über die Volkssouveränität, Breslau 1894. — E. Fournol, Bodin, prédécesseur de Montesquieu, Paris 1896.

[5] Traicté de l'Economie politique, Rouen 1615; Neudruck mit Einleitung von Funck-Brentano Paris 1889.

Gesicht wegriß, so daß er sich nur noch mit einer Maske sehen lassen konnte. Hofleben und Schreiben hatte er immer gehaßt, aber jetzt, bereits 68 Jahre alt, begann er als „Marschall von Frankreich" nach Cäsars Vorbild seine „Kommentare" zu diktieren[1]. Sie sind etwas knorrig und ruhmredig gehalten; doch Heinrich IV. nannte sie das „Soldatenbrevier". Bei all seiner Härte war Montluc eine biedere, heldenhafte Kernnatur, von innigster Treue gegen seinen König und von dem glaubensvollsten Gottvertrauen beseelt, streng auch gegen sich selbst, wie die ritterlichen Recken der alten Zeit. Selbst die Hugenotten, die ihn den „königlichen Henker" genannt, konnten dem wackern Krieger ihre Hochachtung nicht ganz versagen. Ihr Mann ist natürlich Aubigné, bei dem aber der kriegerische Abenteurer schon hinter dem studierten Schriftsteller, Politiker und Poeten zurücktritt. Reiche Einblicke in die Zeitgeschichte, verwoben mit einer pikanten Skandalchronik, bieten die Aufzeichnungen des Pierre de Bourdeilles, Seigneur de Brantôme, der als Militär unter Franz von Guise diente, dann dem Hofe Karls IX. angehörte, nach dessen Tode jedoch sich vom Hofe zurückzog, ein scharfblickender, nicht immer zuverlässiger Berichterstatter, ohne tieferen sittlichen Ernst[2]. Würdiger halten sich die Mémoires des sages et royales oeconomies d'Estat de Henry le Grand, die Heinrichs IV. tüchtiger Minister Sully (Maximilien de Béthune, baron de Rosny, duc de Sully) hinterlassen hat[3].

Während Brantôme viel vom Kriegs- und Hofdienst in Anspruch genommen war, konnte der Pariser Pierre l'Estoile als königlicher Kanzleibeamter und Titulatursekretär ganz seiner Neugier frönen und so die reichhaltigsten Tagebücher und Memoiren über die Zeit der Ligue und Heinrichs IV. zusammenbringen[4]. Er hat sie selbst Le Magasin de ma curiosité genannt. Viel feiner geschrieben, aber als Geschichtsquelle lange nicht so bedeutend sind die Memoiren, welche Marguerite de Valois (oder de France), die erste Gemahlin Heinrichs IV., während ihrer achtzehnjährigen Haft auf dem Schlosse Usson zu Papier brachte. Sie war im Geschmack der Plejadendichter aufgewachsen, ließ sich von ihren Hofpoeten als Venus-Urania besingen und stattete ihre Aufzeichnungen reichlich mit humanistischer Rhetorik und Mythologie aus; natürliche Frische und Anmut wird davon indes doch nicht völlig überwuchert. Erhaltene Briefe Heinrichs IV. verraten einen gesunden natürlichen Geschmack und poetischen Leichtsinn[5].

---

[1] Commentaire de messire Blaise de Monluc, Bordeaux 1592; Neudruck von A. de Ruble, 3 Bde und 2 Bde Briefe, Paris 1864—1867. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi XI 49—88.

[2] Oeuvres complètes de Pierre de Bourdeilles, seigneur de Brantôme, p. p. L. Lalanne, 11 Bde, Paris 1864—1882.

[3] Bd I u. II gedruckt Schloß Sully 1638; Bd III u. IV Paris 1662.

[4] Mémoires-Jounaux, p. p. Brunet, Champollion etc., 11 Bde, Paris 1875—1883.

[5] E. Jung, Henri IV. Écrivain, Paris 1855. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi XI 289—317.

Alle Prosaiker und Dichter, Gelehrten und Politiker überflügelte an literarischem Ansehen und Einfluß bei der Nachwelt ein Schriftsteller, der sich aus allen Kämpfen der Zeit in sein literarisches Schneckenhaus zurückzog und sein Buch nicht einmal für das große Publikum, sondern nur zur eigenen Befriedigung und allenfalls zu Nutz und Frommen der Seinigen bestimmte. Es ist Michel de Montaigne[1], das Buch die vielgefeierten „Essays". Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten haben ihn fast zwei Jahrhunderte später als einen ihrer Vorläufer gerühmt und ihm dadurch bei der modernen Welt ein Ansehen verschafft, von dem er und seine Zeitgenossen nicht träumten.

Auf dem Schlosse seines Vaters Pierre Eyquem, Herrn von Montaigne, 1533 geboren, erhielt Michel an dem Kollegium de Guyenne zu Bordeaux sieben Jahre lang die sorgfältigste Erziehung. Unter seinen Lehrern werden Andreas de Govea, Buchanan, Mark Anton Muret genannt. Nach Vollendung seiner Rechtsstudien wurde er Rat am Gerichte zu Périgueux, 1561 Parlamentsrat in Bordeaux und harrte neun Jahre in dieser Stellung aus. Durch den Tod seiner älteren Brüder Stammherr geworden, von Karl IX. mit dem St Michaelsorden ausgezeichnet, bezog er sein väterliches Schloß und verlegte sich hier, 39 Jahre alt, um 1572 auf Schriftstellerei. So entstanden die ersten zwei Bücher seiner Essays. Gicht und andere Krankheiten nötigten ihn 1580 Bäder in Lothringen, in der Schweiz, Deutschland und Italien aufzusuchen. In Lucca erhielt er unerwartet die Nachricht, die Herren von Bordeaux hätten ihn zum Bürgermeister gewählt. Nur auf Befehl Heinrichs III. nahm er die Wahl für zwei Jahre an; eine Wiederwahl 1583 fesselte ihn abermals für zwei Jahre an das unwillkommene Amt. Nachdem er dann längere Zeit an den Hugenottenkriegen teilgenommen, ging er 1588 nach Paris, um eine neue Auflage seiner Essays drucken zu lassen, die er inzwischen um ein drittes Buch vermehrt und stark umgearbeitet hatte. Dann setzte er sein Stillleben in Montaigne fort, bis ihn 1592 der Tod daraus abrief. Er hatte als guter Katholik gelebt und ist als solcher gestorben.

Die (4.) Auflage der Essays mit Privileg von 1588 füllt zwei Oktavbände von je nicht ganz 400 Seiten[2]. Das mithin nicht sehr umfangreiche

[1] Villemain, Éloge de Montaigne 1812. — A. Grün, La Vie publique de Montaigne, Paris 1855. — Th. Malvezin, M. de Montaigne, Bordeaux 1875. — P. Bonnefon, M., l'homme et l'oeuvre, Paris 1893; Montaigne et ses amis, Paris 1898. — P. Stapfer, Montaigne, Paris 1895; La famille de Montaigne, Paris 1896. — Lanusse, Montaigne, Paris 1895. — G. Allais, Les Essais de Montaigne, Paris 1887. — E. Voizard, Étude sur la langue de Montaigne, Paris 1885. — A. d'Ancona, Journal de voyage de M. de Montaigne, Città di Castello 1895.

[2] Essais, erste Ausgabe von 1580 abgedruckt von R. Dezeimeris und Barckhausen, Bordeaux 1874, mit Varianten der 2. Aufl. von 1582 und der 3. Aufl.

Werk ist eine bunte Sammlung von kurzen feuilletonistischen Aufsätzen über alles Mögliche, was gerade dem Verfasser in den Sinn kommt und in die Feder fließt, mit einer ebenso bunten Menge von Sprüchen und andern Zitaten aus Cicero und Plato, Plutarch und Diogenes Laertius, Seneca und Lucretius, Horaz und Vergil, Ovid und Juvenal, auch aus der Heiligen Schrift, der Blütenlese des Stobäus, aus Marot und Saint-Gelais, aus den Dichtern der Plejade, aus Boccaccio und Johannes Secundus, doch keineswegs mühsam zusammengestoppelt, sondern aus fleißiger Lesung dem Schreiber geläufig und in seine eigenen Gedankengänge verwoben. Er sucht dabei weder den Nutzen des Lesers noch schriftstellerischen Ruhm; er will sich nur seinen Freunden und Bekannten klarlegen, wie er ist, mit all seinen Ideen, Einfällen, Stimmungen, Anschauungen, in der ungesuchtesten, einfachsten Sprache, ohne jegliche oratorische und poetische Kunst. „Ich selbst bin der Gegenstand dieses Buches; es ist also kein Grund, deine Muße auf einen so frivolen und eiteln Gegenstand zu verwenden; also leb wohl, lieber Leser!"

Die Warnung hat gut gewirkt. Schon die ersten zwei Bücher gelangten zu vier Auflagen. Hätte sich Montaigne wirklich nicht um einen weiteren Leserkreis gekümmert, so würde er um der fünften Auflage willen wohl kaum nach Paris gereist sein und ausdrücklich angegeben haben, daß in derselben 600 Zusätze zu finden seien; auch hätte er sich nicht so sehr gefreut, an dem 18jährigen Fräulein von Gournay eine Verehrerin und fille d'alliance zu finden, welche nach seinem Tode für das Werk sorgen könnte und wirklich gut gesorgt hat.

Ein tiefer und wahrhaft großer Denker ist Montaigne nicht. Sonst müßte ihm eingeleuchtet haben, daß sich die wichtigsten Fragen der Philosophie und des Menschenlebens, wie die Sicherheit und der Wert unseres Erkennens, das Ziel und die Bedeutung unseres irdischen Daseins, das Wesen der sittlichen Bildung, der menschlichen Pflichten und Tugenden, in launische Bruchstücke und Einfälle zersplittert, mit den Eingebungen augenblicklicher Stimmung durchtränkt, mit allem unbedeutenden Kleinkram des Alltagslebens durcheinandergewürfelt, von Anekdoten aller Art, auch gelegentlich von ganz unnötigen Derbheiten unterbrochen, nur durch die Selbstbespiegelung des eigenen Ich zusammengehalten, unmöglich zu einer klaren, bestimmten und übersichtlichen Erörterung gelangen können. Platon, der Dichter unter den Philosophen, hat zwar seine Philosophie mehr als

---

von 1587; die 4. Aufl. von 1588 erneuert von Motheau-Jouaust, 7 Bde, Paris 1872—1875; die 5. Aufl. von 1595 erneuert von Courbet und Royer, 4 Bde, Paris 1872—1877. — Andere Ausgaben von P. Coste, 3 Bde, London 1724; Naigeon, 4 Bde, Paris 1802; Leclerc, 5 Bde, Paris 1826; letztere wurde am meisten vervielfältigt.

wünschenswert zerstückelt, aber jeder seiner Dialoge entspricht doch wenigstens einem umfassenden Einzeltraktat. Selbst Cicero und Seneca haben ihren philosophischen Plaudereien wenigstens einen einheitlichen Rahmen gegeben. Montaigne geht dagegen noch über Lucian und die späteren Sophisten hinaus, er reißt alle Fäden auseinander, durch welche die Dinge innerlich miteinander zusammenhängen und für den denkenden Geist sich zum Ganzen vereinen; mit den losen Gedankenspänen spielt er dann wie mit Federbällen und setzt dem bunten Gewirre die Devise vor: Que sais-je? — „Was weiß ich?"

Wendet man sich dem Einzelnen zu, so gewahrt man auch hier bald, daß man mit einem geistreichen, wortgewandten Manne zu tun hat, der auf sich fußt und seinen eigenen Weg geht; aber auf eigentlich neue, frappante Gedanken stößt man nicht, weder auf kecke Irrtümer noch auf eine klare, zündende Gestaltung des Wahren. Von Logik und Metaphysik hört man nichts. Der Essayist hat von dem natürlichen Erkennen des Menschen eine üble Meinung, wie von der menschlichen Natur überhaupt. Er schwärzt beide bei jeder Gelegenheit an, macht aber keinen Versuch, mit den Philosophen darüber ins reine zu kommen.

Um so breiter sind seine Plaudereien über Moral ausgefallen. Man hat ihn deshalb geradezu den Moralisten zugeteilt, ja wohl sogar als einen der größten Moralisten der neueren Zeiten gefeiert. Es wurde aber nicht beachtet, daß es seiner Moral an der philosophischen wie an der theologischen Grundlage gebricht. Was die antike Philosophie, besonders Platon, Cicero und die Stoiker, an gesunden und vernünftigen Elementen bot, war von den Kirchenvätern bereits in reichlichem Maß für den wissenschaftlichen Ausbau der christlichen Moral verwendet worden und sachlich in den Gemeinbesitz der christlichen Bildung übergegangen. Gerade in Montaignes Zeit erhob sich die kirchliche Wissenschaft zu einer neuen Blüte. Männer wie Suarez, Tolet, Bellarmin vertraten die Theologie. Anstatt sich gleich seinem jüngeren Zeitgenossen du Perron an solchen gründlichen Quellen Rats zu holen, las sich Montaigne seine Moralanschauungen aus den alten Klassikern zusammen. Ohne sie an den christlichen Grundsätzen zu prüfen und zu verbessern, verquickt er sie mit seinen eigenen, meist ziemlich oberflächlichen Erwägungen, die ganz vom Übernatürlichen absehen. Während z. B. die Heilige Schrift und die christlichen Lehrer die natürliche Furcht vor dem Tode in eine heilsame Gottesfurcht umzuwandeln suchen, versucht er sich dieselbe mit Gründen auszureden, wie sie schon den Stoikern geläufig waren, ohne auf das Gericht einzugehen, das des Menschen nach dem Tode harrt, noch auf die selige oder unselige Ewigkeit, die davon abhängt. Er berührt wohl kurz, daß der Tod der Anfang eines andern Lebens ist, aber nur so, als ob dieser Übergang ganz leicht und gleichgültig wäre. Er sagt

auch im Anfang dieses Abschnittes, daß unsere Religion kein zuverlässigeres menschliches Fundament habe als die Verachtung des Lebens; aber das trifft weder für die Religion in sich zu, noch auch in Bezug auf den einzelnen. Ein genaueres Eingehen auf diesen Punkt müßte der ganzen Betrachtung eine andere Wendung geben; doch gerade diese ist umgangen.

So schließt Montaigne das Übernatürliche, das positiv Christliche nicht ausdrücklich aus, aber er umgeht es, um bei einfacheren, rein natürlichen Gesichtspunkten zu verweilen. Er spricht sich nicht direkt unchristlich aus, aber er plaudert bald wie einer der antiken Philosophen, bald wie ein Humanist, der über dem Studium der Alten den Katechismus aus den Augen verloren, bald wie ein Weltkind, das sich um die Ansichten der Theologen nicht im mindesten kümmert.

Ein gewisser Reiz der Neuheit liegt darin, daß hier mitten in der Zeit der hitzigsten Religionsfehden und Religionskriege ein Laie sich ruhig aus dem Getümmel zurückzieht, und wenn man so sagen darf, sich seine Weltweisheit selbst kocht, der neu aufblühenden Scholastik wie der ganzen alten Theologie den Rücken dreht, um alle zünftigen Literaturbestrebungen sich ebensowenig schert, der wissenschaftlichen Überlieferung und Systematik sein eigenes launisches Belieben, der ganzen Welt sein eigenes Ich gegenüberstellt, scheinbar sehr demütig, aber alles übrige noch weniger schätzend als sich selbst, scheinbar spielend, aber in dem bunten Spiele doch zugleich in einer ernsten Opposition zu allem Hergebrachten. Ein anderer Reiz der Neuheit liegt auch in der abgerissenen, ordnungslosen Buntheit der Essays, ein dritter in der kurzen, körnigen Eigenart der Sprache.

Das Widerspruchsvolle, das in dem Buche selbst liegt, rief die widersprechendsten Urteile hervor. Joseph Scaliger nannte den Verfasser einen „keđen Ignoranten", Justus Lipsius einen „französischen Thales"; strenge Fachtheologen erklärten ihn für einen „Sophisten", der weltgewandte Kardinal du Perron bezeichnete die Essays als das „Brevier der Gebildeten" (le Bréviaire des honnêtes gens). Während Kardinal Richelieu sie mit Vergnügen las, klagten die Protestanten Bernard, Leclerc, Beausobre den Verfasser der Gottlosigkeit an, Malebranche verachtete ihn, Pascal bekämpfte ihn als den Vater der französischen Skeptiker. Madame de Sévigné fand manche Abschnitte bewundernswert und unübertrefflich, andere kindisch und extravagant. Auf den römischen Index kamen sie erst am 18. Januar 1676, nachdem sie fast ein Jahrhundert lang frei im Umlauf gewesen. Das Dekret wurde durch die sog. „Philosophen" des 18. Jahrhunderts bestätigt, welche in Montaigne samt und sonders einen der Ihrigen feierten. Sie haben sich dabei vieler Übertreibungen schuldig gemacht und dem Bürgermeister von Bordeaux vieles angehängt, was er nicht so meinte. Aber sein feuilletonistisches Haschen nach Aktualität, ohne Rücksicht auf die Wissenschaft

der Vergangenheit und Zukunft, seine pessimistische Herabsetzung der Vernunft, sein Spielen mit dem Zweifel und sein Behagen an diesem frivolen Spiel ist ein durch und durch moderner Zug, durch welchen er mit ihnen verwandt ist und ihnen, ohne es zu beabsichtigen, die Wege gebahnt hat.

Die innere Haltlosigkeit von Montaignes Lebensphilosophie trat übrigens schon früher zu Tage, als Pierre Charron, erst Advokat, dann Kanonikus von Cahors, in seinen Trois Vérités (1593) und seinem Traité de la Sagesse die in den Essays verstreuten Steine zu einem systematischen Ganzen aufzubauen versuchte [1]. Der belletristische Skeptizismus hörte da auf so liebenswürdig zu klagen oder zu lächeln, es blieb nicht genügendes Material, um eine klare und gründliche natürliche Ethik daraus zu gestalten, nicht einmal eine Erkenntnistheorie, auf die sich die christliche Ethik sicher hätte stützen können. Die Sorbonne zerpflückte die erste Auflage der „Weisheit" mit energischer Schärfe und stellte sich einer zweiten stramm entgegen, da Charrons Besserungsvorschläge nur ungenügendes Flickwerk waren. Mehr Verstand legte der Diplomat und Staatsmann Du Vair an den Tag, indem er in seiner Philosophie morale des Stoiques die Ethik dieser heidnischen Philosophen geschichtlich beleuchtete, in seiner Sainte philosophie aber die christliche Lebensweisheit getrennt davon behandelte [2]. Das war indes vielen zu altmodisch: Montaignes Halbwahrheiten und Irrtümer haben mehr Verehrer gefunden.

Als Montaigne (1592) starb, war in den französischen Parteiverhältnissen eine starke Verschiebung eingetreten. Lange hatte die Sache der Guisen und der Ligue uneingeschränkt als Sache des Katholizismus, des Königtums, der religiösen und politischen Einheit Frankreichs gegolten. Als nach dem Barrikadentag (1588), nach der Ermordung Heinrichs und Ludwigs von Guise, nach der Ermordung Heinrichs III. und nach dem Tode des alten Kardinals von Bourbon nicht nur Heinrich von Navarra und der Herzog von Mayenne um die Königskrone stritten, sondern auch Philipp II. von Spanien Ansprüche auf dieselbe geltend machte, Verwirrung und Elend ihren Höhepunkt erreicht hatten, wurden schließlich auch im katholischen Lager Stimmen wach, welche nach Frieden begehrten, welchen Mayenne nur mehr als politischer Störenfried erschien, und welche lieber den Hugenotten von Navarra auf dem Throne sehen wollten als einen Prätendenten von Spaniens Gnaden. Sie wollten katholisch, aber vor allem Franzosen bleiben, und übertrugen ihre Abneigung gegen Mayenne und die Spanier auch auf den päpstlichen Stuhl, der diesen immer noch seinen Schutz lieh. Aus dieser Stimmung ist eine neue Partei hervorgegangen, welche man die

---

[1] Charron, Les Trois Vérités contre les athées, idolâtres. juifs, hérétiques et schismatiques, Bordeaux 1593. — Discours chrétiens de la Divinité, Création, Rédemption, Bordeaux 1600. — Traité de la Sagesse, Bordeaux 1601 1604 1607; später öfter, von Lefèvre Paris 1836. — Oeuvres complètes, 3 Bde, Paris 1820.

[2] Gesamtausgaben seiner Werke: Rouen 1612; Köln 1617; Paris 1619. — E. Cougny, Guillaume du Vair, Paris 1857.

„Politiker“ nannte und welche, zwischen Hugenotten und Katholiken vermittelnd, bald laut nach „gallikanischen Freiheiten“ rief, die religiösen Fragen den politischen unterordnend. Ihr erstes und bedeutendstes Manifest ist die sog. Mennippeische Satire, ein politisches Pamphlet, das aber durch Sprache und Stil zu einem bedeutenden Literaturdenkmal geworden ist[1].

Als Urheber des Planes gilt Pierre Le Roy, früher Kaplan des Kardinals von Bourbon, als Mitarbeiter Jacques Gillot, Parlamentsrat; Nicolas Rapin, ein hoher Magistrat; Florent Chrestien, ein Humanist, früher Erzieher Heinrichs von Navarra; Jean Passerat, Rhetorikprofessor und Dichter; Pierre Pithou, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer seiner Zeit, später der Stimmführer der Gallikaner. Nur Chrestien war Hugenott, Pithou seit 1572 zur Kirche zurückgekehrt, die andern sämtlich Katholiken. Ihren Vereinigungspunkt hatten sie wahrscheinlich bei Gillot, in dessen Hause sich zuvor schon zahlreiche Schöngeister zusammenfanden.

Der Hauptrahmen der Satire gehört einer ziemlich niedrigen Komik an. Die gesamte politische Lage wird nämlich in Form einer Jahrmarktszene vorgeführt, die päpstliche und spanische Politik in Gestalt zweier Marktschreier, dem Monsieur de Plaisance und dem Monsieur Pelevé hanswurstisch verspottet, der Herzog von Mayenne als ein heuchlerischer, meineidiger und selbstsüchtiger Schuft hingestellt, sein Anhang in dem blutsaugerischen Radaubruder, dem Herrn von Rieu, als eine Bande von herzlosen Tyrannen mehr dem Hasse als dem Spotte preisgegeben. Waltet in diesen Reden erst ein Ton verächtlichen Hohnes, dann giftigen Ingrimms und bitterster Verlästerung vor, so wird in der Rede des Herrn von Aubry, der für die „Politiker“ das Wort ergreift, dagegen ein ernsterer Ton der tiefsten Leidenschaft und Entrüstung angeschlagen, ein in den düstersten Farben gehaltenes Zeitgemälde aufgerollt, das jeden französischen Patrioten mit Zorn und Unwillen erfüllen mußte. Pithou soll diese Rede geliefert haben, die mit ihrer demosthenischen Kraft scharf gegen die übrigen absticht. In diesen waltet die Spottlust eines Rabelais vor, wenn auch aus politischer Berechnung etwas in Schranken gehalten und mit tieferem, beißendem Stachel versehen.

Erst in Flugblättern von Tours aus herumgeboten, dann in Paris vereinigt, nach dem Einzug Heinrichs frei verbreitet und mit Gier verschlungen, hatte die Schrift einen durchschlagenden Erfolg. Sie wandte die öffentliche Stimmung in weiten Kreisen von den Guisen ab und dem König zu, der seinerseits durch seine Konversion die Sache der Religion noch schärfer von jener der Politik trennte und damit den eigentlichen Entscheid herbeiführte. Der literarische Wert der Satire wurde von Voltaire sehr gering angeschlagen; die neueren französischen Literaturhistoriker haben ihn unzweifelhaft übertrieben. Gift und Galle, Schimpf und Spott überwiegen weit den feineren Witz und die künstlerischen Elemente. An den Gegnern wird nichts Gutes gelassen, sie werden in Stücke gerissen. Die Karikatur fällt vielfach ins Gemeine. Aubrys ernste Rede aber ist eine Brandrede, welche alles Böse ebenso phantastisch den Gegnern aufbürdet und den gesamten Religionskrieg in eine falsche Beleuchtung rückt, wenn auch manche Stellen, mit packender Gewalt geschrieben, ein poetisch-oratorisches Meisterstück zu nennen sind.

---

[1] Älteste Drucke von 1594 (vereinzelte von 1593); Neuausgaben von Ch. Read (Le texte primitif de la Sat. Mén.), Paris 1878; J. Frank (Sat. Mén., kritisch revid. Text), Oppeln 1884; Marcilly, Paris 1889; Giroux, Laon 1897. —

Zur Heilung der Wunden, welche die langen Bürgerkriege dem Lande geschlagen hatten, haben jedenfalls andere Faktoren weit mehr beigetragen, unter ihnen die geistlichen Diplomaten Arnauld d'Ossat und Jacques Davy du Perron[1], welche beide für ihre Friedensbemühungen mit der Kardinalswürde ausgezeichnet wurden, beide auch als Stilisten Anerkennung gefunden haben. Du Perron, als Sohn eines flüchtigen Hugenotten 1556 in Bern geboren, schon mit 20 Jahren in den Schoß der Kirche zurückgekehrt und Geistlicher geworden, ein Mann von universellster Bildung, interessierte sich in jüngeren Jahren auch für Poesie und hat selbst eine Anzahl trefflicher Gedichte verfaßt. Er hat 1585 eine vielbewunderte Trauerrede auf Ronsard gehalten, 1587 eine solche auf Maria Stuart. Seinen theologischen Triumph über Du Plessis-Mornay und Agrippa d'Aubigné hat der letztere vergeblich abzustreiten versucht. Heinrich IV. wurde dadurch an Du Perrons Überlegenheit nicht irre gemacht.

Nachdem die Wogen des Kampfes sich gelegt hatten und wieder eine friedliche Pflege der Literatur möglich geworden war, nahm sich Du Perron der aufstrebenden Dichter so freundlich an, daß ihn Boileau „den Generalprokurator des Parnasses seiner Zeit" genannt hat, was heute etwa mit „Hofmarschall" wiederzugeben wäre. Er hat zahlreiche Anfänger in seinen Schutz genommen, er hat auch François Malherbe[2] bei Heinrich IV. eingeführt, den feinen Formkünstler, welcher das Werk Ronsards und der Plejade am bedeutsamsten weiterführen und zu Boileau überleiten sollte.

Malherbe (1555 zu Caen geboren) war kein eigentlich schöpferischer Geist. Doch hatte er eine sorgfältige Erziehung genossen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Basel und Heidelberg studiert, lange in der Provence, dann wieder in der Normandie gelebt und immer ein wenig der Poesie gepflegt. Ein „Blumenstrauß an Seneca" zeichnet ihn als echten Humanisten; in den „Tränen des hl. Petrus" (1587) ahmte er ein Gedicht des Italieners Tansillo nach, das zwei Jahre zuvor erschienen war[3]. Er war schon 45 Jahre alt, als er mit einer Ode an Maria von Medici

---

Sammlung von erklärenden Aktenstücken in der Ausgabe von Regensburg, von Prosper Marchand, 3 Bde, 1726.

[1] Bourigny, La Vie de Duperron, Paris 1768. — Féret, Le Cardinal Duperron, Paris 1876. — Räß, Die Konvertiten seit der Reformation II 266 ff 441 ff; III 384 ff.

[2] Racan, Vie de Malherbe (fast in allen Ausgaben seiner Werke). — G. Allais, Malherbe et la poésie française à la fin du XVIe siècle, Paris 1891. — F. Brunot, La Doctrine de Malherbe, Paris 1891. — V. Bourienne, Points obscurs et nouveaux de la vie de Malherbe, Paris 1895. — Duc de Broglie, Malherbe, Paris 1897.

[3] Der englische Jesuit Robert Southwell behandelte 1593 denselben Stoff während seiner Haft im Tower zu London.

(1600) zum erstenmal öffentlich hervortrat, und wieder fünf Jahre vergingen, bis ihn eine Ode an Heinrich IV. selbst an den Hof brachte und ihm eine führende Stellung in der Literatur verschaffte [1]. Sprudelnde Phantasie, frische Erfindungsgabe waren nicht seine Sache; über die lustigen Jugendträume war er längst hinaus; aber er besaß ein tiefes Schönheitsgefühl, einen an den Alten geläuterten Geschmack und ein feines Formtalent, wie es bisher noch keiner an den Tag gelegt hatte. Er dichtete nicht mehr viel; aber das wenige, was er bot, war von tadelloser Glätte in Sprache, Ausdruck, Reim und Form. Wenn er andere scharf kritisierte, so stellte er an sich noch strengere Forderungen und erfüllte sie. So hat er Sprache und Form aus der langen Verwahrlosung herausgerissen. Er hat Strophen gebaut, die, von dem quantitierenden Metrum abgesehen, die volle Abrundung der altklassischen Muster besitzen.

N'espérons plus, mon Ame, aux promesses du monde;
Sa lumière est un verre, et sa faveur une onde
Que toujours quelque vent empêche de calmer.
Quittons ces vanités, lassons-nous de les suivre:
    C'est Dieu qui nous fait vivre,
    C'est Dieu qu'il faut aimer.

Eine solche Nachbildung der klassischen Formschönheit hatten schon die Dichter der Plejade im Auge gehabt, doch die erste Pionierarbeit fesselte sie allzusehr an das materielle Studium ihrer Vorbilder. Sie kamen aus dem Übersetzen, dem mechanischen Nachbilden nicht heraus. Sie plünderten schöne Stellen und Wendungen der Alten, ihre Mythologie, ihre Bilder und Vergleiche, anstatt in ihren Geist zu dringen, und davon erfüllt, die eigene Sprache in ihrem Geiste selbständig zu gestalten. Mit Malherbe nimmt der Humanismus jene mehr künstlerische und selbständige Richtung, mit welcher einst Horaz an den Griechen sich schulte. In Bezug auf die Technik (Hiatus, Cäsur, Wechsel von Längen und Kürzen, Anwendung des Reimes, Vers und Strophenbau) ist er unzweifelhaft zu weit gegangen und oft pedantisch geworden. Seine Schüler, unter denen Racan der bedeutendste war, haben darunter gelitten. Ohne eine gewisse Strenge konnte indes weder Sprache noch Form zu höherer Vollendung gelangen. Für ein Gegengewicht war auch schon gesorgt. Denn Malherbes Rücksichtslosigkeit gegen Ronsard und die Plejade wie gegen jüngere Dichter forderte zu ebenso schroffem Widerspruch heraus, und der begabte Mathurin Régnier (geb. 1573), dessen wildwucherndes Dichtertalent sich gegen die diktatorische Frisur und Einengung sträubte, faßte die Poetik Malherbes, allerdings wieder mit Übertreibung, bei ihren wirklichen Schwächen an.

[1] Ausgaben seiner Werke: Paris 1630 1666 1757, 1842 mit Anmerkungen von André Chénier, 1862 von L. Lalanne.

Cependant leur savoir ne s'étend seulement
Qu'à regratter un mot douteux au jugement,
Prendre garde qu'un qui ne heurte une diphtongue,
Épier si des vers la rime est brève ou longue,
Ou bien si la voyelle à l'autre s'unissant
Ne rend point à l'oreille un vers trop languissant;
Et laissent sur le vert le noble de l'ouvrage.
Nul aiguillon divin n'élève leur courage.
Ils rampent bassement, faibles d'inventions,
Et n'osent, peu hardis, tenter les fictions,
Froids à l'imaginer, car, s'ils font quelque chose,
C'est proser de la rime et rimer de la prose.

Die Verachtung der Form rächte sich an Régnier [1]. Er hat manch schöne Verse hinterlassen, aber sie durch manch häßliches Beiwerk wieder verdorben; der dichterischen Zuchtlosigkeit entsprach auch teilweise eine solche des Lebens. Zwischen den extremen Gegensätzen bahnte sich indes allmählich der goldene Mittelweg, den die großen Dichter des 17. Jahrhunderts beschreiten sollten.

Eine liebenswürdige Gestalt ragt noch in diese Literaturperiode hinein, durch sittliche Reinheit der äußerste Gegensatz zu Rabelais, durch religiöse Klarheit, Sicherheit und Tiefe ein Gegenbild zu Montaigne, durch engelgleiche Milde der Widerpart der zelotischen Hugenotten und der Menippeischen Satire, verwandt mit Du Perron durch ausgebreitetes Wissen, hohen Geist und versöhnendes Wirken, verwandt mit Malherbe durch ein natürliches wie fein ausgebildetes Formgefühl, aber weder Gönner wie jener noch eigentlicher Dichter wie dieser, nur durch vielgelesene Erbauungsschriften, Reden und Briefe zur Literatur in weiterem Umfang gehörig. Es ist der savoyische Edelmann François de Sales, Bischof von Genf, von der Kirche mit den Ehren eines Heiligen ausgezeichnet (geb. 1567 auf dem Schlosse seiner Familie bei Annecy, gest. 1622 auf einer Reise zu Lyon) [2]. Verirrte Seelen zu Gott zurückzuführen, gewonnene in seiner Liebe zu befestigen, das erloschene oder halb erloschene religiöse Leben im Volk und unter den Ge-

---

[1] Von den zahlreichen Ausgaben seiner Werke (Amsterdam 1729, London 1733, Paris 1780 ff) gilt als die beste diejenige von Courbet, Paris 1875. — Vgl. Sainte-Beuve, Tableau de la Poésie française au XVI^e siècle, Paris 1829. — J. Vianey, Mathurin Régnier, Paris 1896. — H. Cherrier, Bibliographie de Régnier, Paris 1884.

[2] Biographien von Ch. A. de Sales, Lyon 1634 neu gedruckt 1857; L. de la Rivière, 1624; Dom J. Goulu; St. de Maupas; J. P. Gaberel, 1856; J. Pérrenès, 1864 1875; Hamon, 2 Bde, 1867, seither 7 Aufl.; deutsch, Regensburg 1871. — Alvin, S. François de Sales, apôtre de la liberté religieuse et de la raison, 1870. — J. Vüy, La Philotée de S. François de Sales, 2 Bde, 1877.

bildeten neu anzufachen, war das große Ziel seines Lebens, Liebe und Gütigkeit der Grundzug seines Wesens. Die Heiligkeit, die den meisten als weltfremdes, unerreichbares Mönchsideal galt, suchte er den verweltlichten Zeitgenossen als erreichbar, ja als leicht, schön, wünschenswert wieder näher zu bringen. Alles faßte er von der freundlichen, gewinnenden Seite auf, urteilte mild und nachsichtig, maß der Liebe mehr Einfluß bei als der Furcht und der Strenge, obwohl er dabei den ernsten und wahren Standpunkt echt christlicher Gottesfurcht, die Grundlage aller wahren Weisheit, nie aus dem Auge verlor. Das ist der Geist, der auch seine Schriften beherrscht und ihnen einen eigenartigen Zauber verleiht[1].

Er hat viel und meist rasch geschrieben, es nicht auf literarische Künste abgesehen. Die Predigt sollte sich nach seiner Ansicht nicht auf gesuchte und berechnete Schönmittelchen stützen, sondern Gehalt und Schmuck zugleich aus der Tiefe des Herzens schöpfen. Dennoch sagt F. Godefroy von ihm[2]:

„Der hl. Franz von Sales verdient in die erste Reihe derjenigen gestellt zu werden, die unserer Sprache ihre Geschmeidigkeit verliehen haben. Obwohl er nur Prosa geschrieben, verdiente er einen ehrenvollen Platz unter den französischen Dichtern. Sicherlich findet sich bei ihm unvergleichlich mehr Poesie als bei den Garnier und Hardy, ja mehr, unendlich mehr als bei dem trockenen und unfruchtbaren Malherbe. Franz von Sales ist ganz Leben und Wärme. Beständig reißt er hin und bringt in die Seele durch unerwartete und schlichte Schönheiten des Stiles, durch den milden Zauber seiner Beredsamkeit, durch die über seinen Ausdruck ergossene Süßigkeit, durch die stets wirksame Phantasie, deren Ausdruck und Fülle nur solchen mißfallen kann, deren ernster Gründlichkeit zugleich eine gewisse Schwerfälligkeit anhaftet." — „Man verehrt in ihm die Güte des Heilandes, die Milde und Bescheidenheit Jesu Christi", sagt Fénelon von ihm; Bossuet und Bourdaloue bezeugen, daß seine geistlichen Schriften für die Wiederbelebung religiöser Gesinnung von wunderbarer Wirksamkeit gewesen sind.

Sainte-Beuve vergleicht ihn mit Montaigne und Franklin, der in seinen jungen Jahren auch über die Übung der Tugend schrieb, und findet ihn beiden wesentlich überlegen.

„Auch Franklin ist freundlich, ist liebenswürdig, ist scherzhaft in seinem Hausmannsverstand; er hat Geist und Phantasie in seinem Ausdruck, aber mitten in all seinen natürlichen und höheren positiven Lichtblicken fehlt ihm ein Licht oder scheint fast völlig abwesend zu sein, nicht etwa ein Licht, das glänzte und täuschte, wohl aber ein Licht, das strahlend zugleich erwärmt, ein Strahlenglanz, der nicht von der

[1] Oeuvres complètes: 1 Bd in Fol. Toulouse 1637; 2 Bde in Fol. Paris 1641; neuere Ausgabe von Blaise, 16 Bde und 6 Bde Suppl., Paris 1821 1833; Vivès, 12 Bde, Paris 1856—1858; Migne, 9 Bde, Paris 1861 1862; noch unvollendet von Dom B. Mackey (bis jetzt 11 Bde), Annecy 1892—1900. — Introduction à la vie dévote, p. p. Silvestre de Sacy, 2 Bde, Paris 1855. — J. P. Camus, L'Esprit du bienheureux Fr. de Sales, 6 Bde, Paris 1639 ff.

[2] Histoire de la litt. française I 374.

Oberfläche, sondern vom Lichtkern selber ausgeht, ein süßes, leichtes und göttliches Wonnegefühl, das mit tiefem, praktischem Verständnis der Dinge gemischt ist und seinen Zauber mitteilt. Ich suche zu weit: er besitzt Humanität, aber es fehlt ihm eigentlich die Liebe. — Bei Franz von Sales findet sich mehr als das Gerechte, mehr als das Nützliche, mehr als das Humane, es findet sich das Heilige, eine volle Wirklichkeit, die, sobald sie sich unverfälscht zeigt, immerdar unter den Menschen Verehrung finden wird." [1]

Viertes Kapitel.

Das Hôtel Rambouillet.

Als Malherbe 1628 starb, hatte sein literarischer Einfluß bereits feste Wurzeln geschlagen. Heinrich IV. hatte ihn bei seinem Hofmarschall, dem Herzog von Bellegarde, einlogiert, ihm einen Bedienten, ein Pferd und 1000 Livres jährliche Pension verliehen und seine Wohnung fürstlich ausstatten lassen. Nach der Ermordung des Königs (1610) erhöhte Maria von Medici seine Pension auf 1500 Livres, und Ludwig XIII. fügte noch weitere Gunsterweisungen hinzu. So konnte er die Sprache des Hofes von den gascognischen Dialekteigentümlichkeiten säubern und zu einem feinen Französisch heranbilden, die zeitgenössischen Dichter in Zucht und Ordnung halten und von Zeit zu Zeit mit einem Gelegenheitsgedicht ein Muster für dasjenige aufstellen, was er von andern verlangte. Zu einem eigentlichen Musenhofe aber ward der königliche Hof nicht. Daß Malherbes Einfluß dennoch maßgebend blieb, dankt er dem Hôtel Rambouillet, dem ersten literarischen Salon [2], der bald nach seinem Tode gestifteten Akademie und den großen Dichtern, welche sich an ihm schulten, zunächst Pierre Corneille.

Die Gründerin des Hôtel Rambouillet stammte mütterlicherseits aus Italien. Katharina von Vivonne (geb. 1588 in Rom) war die Tochter des Jean von Vivonne, Marquis von Pisani, französischen Gesandten am Vatikan, und der Julie Savelli aus einem der berühmtesten römischen Adelsgeschlechter. Im Alter von 12 Jahren heiratete sie Karl d'Angennes, der 1611 zum Marquis von Rambouillet erhoben wurde. Religiös und in

[1] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi VII 220 221.

[2] Roederer, Mémoire pour servir à l'histoire de la société polie en France, Paris 1835. — V. Cousin, La Société française au XVII^e siècle, 2 Bde, Paris 1852; Madame de Sablé, Paris 1855; La jeunesse de Madame de Longueville, Paris 1853. — Ch. Livet, Précieux et Précieuses, 2 Bde, Paris 1870. — F. Brunetière, La Société prétieuse au XVII^e siècle (Nouvelles études crit.), Paris 1882. — G. de Bremond d'Ars, Le père de Madame de Rambouillet, Jean de Vivonne, sa vie et ses ambassades, Paris 1884.

feinstem Kunstgeschmack auferzogen, empfand sie Ekel an der vielfachen Roheit und Korruption, welche am Hofe Heinrichs IV. sich breit machte, und sann darauf, eine bessere, ausgewählte Gesellschaft um sich zu vereinigen. Reichtum und hohe Stellung boten die äußeren Mittel, feine Bildung befähigte sie zu richtiger Benutzung derselben. Das prächtige Haus an der Straße St Thomas du Louvre, dessen Gärten sich bis zum Carrousel und den Tuilerien hinstreckten, wurde 1618 mit wohlberechnetem Aufwand umgebaut, um größeren Gesellschaften die angenehmste Abwechslung zu gewähren. Die „Chambre bleue“ nach ihren blausamtenen, mit Gold- und Silberlitzen bordierten Möbeln so genannt, galt für ein Wunder von Eleganz. Angezogen von der Liebenswürdigkeit der Gastherrin versammelte sich hier bald die Elite der Intelligenz, Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, neben jener des Geburtsadels und verkehrte mit dieser auf gleichem Fuß. Auch die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses gewöhnten sich hier, hervorragendere Geister nicht als bloße Bediente und Subalterne zu behandeln. Für ein halbes Jahrhundert wurden die glänzenden Säle des Hôtels Rambouillet der Sammelpunkt der Literaten von Paris und ihr Vereinigungspunkt mit der höheren Gesellschaft von Frankreich.

Hier verkehrten Malherbe, Racan, Costar, Sarrazin, Conrart, Patru, Balzac, Segrais, Godeau, Voiture, Ménage, Chapelain, Corneille, Scarron, Saint-Evremonde, Benserade; auch Armand du Plessis, der spätere Kardinal Richelieu, und Bossuet sollen in jüngeren Jahren diese glänzende Gesellschaft besucht haben. Zu den Zierden des Damenkreises, die sich hier der Schöngeisterei widmeten, gehörte außer der Hausherrin auch ihre Tochter Julie, die durch ihre Schönheit berühmte Mademoiselle de Bourbon-Condé, spätere Herzogin von Longueville, Mademoiselle Coligny, später Gräfin de la Suze, die Marquise de Sablé, welche La Rochefoucauld zur Aufzeichnung seiner „Maximen“ angeregt haben soll, und Mademoiselle de Scudéry, die später als „neue Sappho“ einen eigenen Salon eröffnete.

Vor allem hat Malherbes Bestreben, Sprache und Geschmack zu verfeinern, bei dieser hohen Damenwelt die liebevollste Förderung gefunden. Die verschiedenen Patois hatten die Sprache wohl mit manchem glücklichen Wort bereichert, aber auch mit den rohesten Ausdrücken und Wendungen, Sprachformen und Unregelmäßigkeiten überflutet, der Humanismus aber eine Menge Latinismen und Gräzismen dazwischen geschwemmt, die langen politischen Wirren den geselligen Ton und die Sprache zugleich herabgedrückt. Es galt, aus all den fremden, unschönen Elementen wieder eine reine, edle Literatursprache herauszubilden; es galt, den geselligen Ton künstlerisch und sittlich zugleich zu heben. Der Takt edler Frauen konnte hierzu weit mehr beitragen als die Untersuchungen gelehrter Grammatiker. Im Scherz und Ernst des Salons hat vor allem die Prosa jene gewählte Form erlangt,

welche der französischen Konversationssprache für lange eine gewisse Überlegenheit sichern sollte. Der Poesie wurden damit vielfach die Flügel beschnitten, aber in formeller Beziehung zog doch auch sie manchen Gewinn daraus.

Neue großartige Impulse und Ideen sind aus diesen Salonkreisen nicht hervorgegangen. Das blieb den Dichtern selbst überlassen, und von den vielen Namen, welche die Prinzessinnen, Herzoginnen, Marquisen des Hôtels beschäftigten und welche später den französischen Literaturforschern Stoff zu weitschweifigen Untersuchungen boten, ist Corneille der einzige, der für die allgemeine Weltliteratur Bedeutung erlangt hat.

Racan schöpfte seine Schäferpoesie (Bergeries) hauptsächlich aus Tassos „Aminta" und Guarinis „Pastor fido". Maynard stand nur durch einige Freunde mit dem Hôtel Rambouillet in Beziehung. Régnier bekämpfte nachdrücklich Malherbes Richtung; auch der verbummelte Théophile de Viau wollte von einer Einschränkung des Genies durchaus nichts wissen. Isaac de Benserade fabrizierte 25 Jahre lang die Texte zu den Balletten, welche die Lieblingsunterhaltung des Königs (Ludwig XIII.) bildeten. Georges de Brébeuf, ein ernster, religiöser Dichter von hoher Begabung, lebte und dichtete ziemlich vereinsamt. Marc-Antoine von Saint-Amant dagegen, ein geistreicher Komiker, trieb sich in England, Spanien, Italien, Frankreich, schließlich noch in Polen und Schweden herum, und wandte sich erst in alten Tagen ernster, religiöser Dichtung zu. Guillaume Colletet und Joh. Franz Sarrazin standen im Dienste Richelieus [1].

Schon vor der Gründung des Hôtel Rambouillet, im Jahre 1610, veröffentlichte Honoré d'Urfé (geb. 1568) die zwei ersten Bände seines Schäferromans „Astrée" [2], welche den fortan nie mehr versiegenden, immer anwachsenden Strom der französischen Romanliteratur eröffnete; 1619 erschien der dritte Band; 1627, zwei Jahre nach Urfés Tode, gab sein Sekretär den vierten Band heraus und brachte in einem fünften das Werk zum Abschluß. Obwohl von dem Pariser Salonkreise ganz unabhängig, kam das

[1] Racan, Oeuvres complètes, p. p. Tenant de Latour, 2 Bde, Paris 1857. — L. Arnould, Racan, Paris 1896. — Maynard, Oeuvres poétiques, p. p. Garrisson, Paris. — Théophile de Viau, Oeuvres complètes, p. p. Alleaume, 2 Bde, Paris 1856. — J. Serret, Études sur Th. de Viau, Agen 1864. — Andrieu, Th. de Viau, Bordeaux 1880. — K. Schirmacher, Th. de Viau, sein Leben und seine Werke, Paris 1897. — Saint-Amant, Oeuvres complètes, p. p. Ch. Livet, 2 Bde, Paris 1855 1856. — F. Sarrazin, Poésies, p. p. O. Uzanne, Paris 1877.

[2] L'Astrée de Messire Honoré d'Urfé, Paris 1610 1619 1626 1647 (beste Ausgabe). — Patru, Eclaircissemens sur l'histoire de l'Astrée (Playdoyers et oeuvres divers), Paris 1681. — N. Bonafous, Études sur l'Astrée et Honoré d'Urfé, Paris 1846. — Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert, Oppeln 1885—1886. — L. de Loménie, L'Astrée et le roman pastoral: Rev. des Deux Mondes, 2. pér., XVI (1858) 446—480.

breitspurige Werk doch dessen Stimmung, Geschmack, Anschauung in vollem Maß entgegen. Müde von all der wilden Leidenschaft, welche in den Bürgerkriegen getobt, suchte Urfé Ruhe und Abspannung. An Petrarca, Tasso und Montemayor las und träumte er sich in eine idyllische Idealwelt hinein, in welcher nur zarte Gefühle das Herz bewegten und spannten, der Liebesroman selbst nur zur weichen Tändelei ward. Durch fünf Bände hindurch seufzt der huldreiche Célabon nach der noch huldreicheren Astrée, wirft sich ins Wasser und wird von den Nymphen wunderbar gerettet, fällt in die Netze der schönen Galatée, denen er sich nur mit vieler Mühe entringt, irrt klagend in den Wäldern herum und trifft in Frauenkleidung wieder mit Astrée zusammen, wird mit ihr gefangen und wieder unerwartet befreit. Endlose Episoden durchwirren diese Hauptverwicklung, und ein halbes Dutzend anderer Liebesgeschichten hängen sich wie Lianen in das sentimentale Geäst hinein. Célabon hat weder etwas Ritterliches noch etwas Heroisches, aber er ist ein ehrlicher, träumerischer Gemütsmensch, der um seiner Liebe willen alles Unheil standhaft über sich ergehen läßt, ohne je des sittlichen Zartgefühls und Wohlanstandes zu vergessen; Astrée erscheint fast stolz und grausam gegen seine unbegrenzte Hingebung. Man hat es später fast unbegreiflich gefunden, daß ein solcher Roman für Jahrzehnte die französische Lesewelt fesselte. Aber so war es. Die höhere Gesellschaft fand in dieser Hirtenwelt, welche Urfé in das 5. Jahrhundert verlegte, ohne sich aber um ein anderes als ein vages phantastisches Kostüm zu kümmern, ihr Gefühlsleben, ihre Stimmung wieder. Der weiche, zarte Hauch, der darin weht, kehrt später bei Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand wieder, auch das sentimental gefärbte Naturgefühl, doch nicht mehr so ungetrübt idealistisch, von so tief sittlicher Grundanschauung beherrscht. Diesem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, daß der hl. Franz von Sales sich sehr wohlwollend über die „Astrée“ äußerte, sein Freund Pierre Camus, Bischof von Bellay, sogar auf den Gedanken kam, gegen fünfzig fromme Romane zu schreiben, in welchen es an Liebesverwicklungen, Abenteuern, Entführungen, auch Mord und Totschlag nicht fehlte, in welchen aber schließlich immer die Tugend über alle Bosheit und Schlechtigkeit triumphierte [1]. Nur kurze Zeit hatte er damit Erfolg; denn die wunderliche Mischung von Geistlichem und Weltlichem, die überhastete Ausführung und der barocke Geschmack und Stil konnten auf die Dauer nicht befriedigen. Die „Astrée“ dagegen wies in ihrer Art manche Vorzüge auf und wirkte darum noch lange weiter [2].

---

[1] Palombe ou la femme honorable, par P. J. Camus, p. p. H. Rigault, Paris 1853 (mit lit. Einleitung: Camus et le roman chrétien).

[2] Huet, De l'origine des romans (en tête de la Zayde de M. Lafayette), Paris 1671. — Gordon de Percel (Lenglet-Dufresnoy), De l'usage des

Es regnete nun Romane. Die spanischen Schelmenromane (Lazarillo de Tormes, Guzman de Alfarache u. a.), welche bald über die Pyrenäen drangen, regten zur Pflege des Komischen an und erzeugten eine heilsame Gegenströmung wider das Übermaß der rührenden Hirtengeschichten. Charles Sorel schrieb seine „Francion" und seinen „Tollen Hirten" (Le Berger extravagant); wahrscheinlich von ihm stammt auch „Das Grab der Römer". In seinem Roman des Indes (1625) zog Lannel die Gegenwart ins Lächerliche, während Mareschal in seiner „Chrysolite" (1627) sich über die Unwahrscheinlichkeit des Romans überhaupt lustig machte und nur „Wirkliches" zu erzählen versprach [1].

Gomberville kehrte in seiner „Carithé" (1625) zu einem ländlichen Hirtenpaar zurück, erklärte aber auf dem Titel, daß hier „unter erfundenen Zeiten, Provinzen und Namen seltene und wahrhaftige Geschichten unserer Zeit enthalten" seien. In der Tat sind Heinrich IV. und Ludwig XIII. darin in die Zeiten des Germanicus und an den Nil versetzt und mit Krokodilbeschreibungen und Reden aus Tacitus aufgeputzt, während sein Abenteurer-Roman „Polexandre" (1629) sich in gedunsenen Schilderungen nach Marokko, an die Beninküste, auf die Kanarischen Inseln, nach Mexiko und den Antillen verirrt. In der „Ariane" des Desmarests de Saint-Sorlin (1632) gruppiert sich die Zeitgeschichte Neros nach Tacitus um den Raub eines ebenso schönen als tugendhaften Mädchens [2]. Den weiteren Schritt zum mehr heroisch aufgefaßten historischen Roman machte Gauthier de la Calprenède in seinen drei umfangreichen Werken „Kassandra" (1642—1645), „Kleopatra" (1647) „Pharamond" (1661). „Kassandra" schilderte in zehn Bänden die Zeit Alexanders d. Gr. und der Diadochen, „Kleopatra" in zwölf Bänden (mit 4143 Seiten) die Epoche Cäsars, „Pharamond" endlich die mythischen Anfänge der französischen Geschichte [3].

An dieser üppigen Entwicklung des Romans scheint das Hôtel Rambouillet wenig oder keinen Anteil genommen zu haben. Von den Leuten, die hier die Hauptrolle spielten, hat zwar Jean de Gombauld seiner Wohltäterin Maria de Medici (1624) in dem Roman „Endymion" [4] eine mythologisch-allegorische Huldigung dargebracht; aber als der „Göttliche" galt er weder um dieses Romanes willen noch wegen seiner Tragödie „Die Danaïden" noch seines Hirtenspiels „Amarante", sondern nur in Anbetracht der zahllosen Sonette, welche er den hohen Damen zum besten gab. Boileau erklärte zwar, unter tausend derselben kaum drei gute zu finden; doch seine Gönnerinnen dachten besser davon. Ein anderer Liebling war daselbst Antoine Godeau, ein kleines, häßliches und verwachsenes Männchen, das später mit

---

romans, Amsterdam 1734. — A. Lebreton, Le Roman au XVII^e siècle, Paris 1890. — P. Morillot, Le Roman en France depuis 1610, Paris 1893.

[1] Ch. Sorel, Francion, Paris 1626 (réimpr. 1858); Le Berger extravagant, 1628; Polyandre 1648. — Mareschal, La Chrysolite, 1627.

[2] Gomberville, La Carithé, 1621; Polexandre, 5 Bde, 1637; Cythérée, 4 Bde, 1640—1642. — Desmarests, Ariane 1632. — R. Kerviler, Marin le Roy de Gomberville, Paris 1876.

[3] La Calprenède, Cassandre, 10 Bde, 1642—1645; Cléopatre, 12 Bde, 1647; Pharamond ou l'Histoire de France, 12 Bde, 1658 1661 1670.

[4] Gombauld, Endymion, Paris 1624. — Godeau, Oeuvres poétiques, 3 Bde, 1660—1663. — Oeuvres de M. de Voiture, nouv. éd. p. A. Roux, Paris 1856. — Les Oeuvres de M. de Balzac, 2 Bde in Fol., 1665; Auswahl in 2 Bänden von M. Moreau, 1854. — Sainte-Beuve, Balzac le Grand Epistolier (Port Royal, II. Appendice).

30 Jahren in den geistlichen Stand trat, Bischof von Grasse und Vence wurde und viele schöne religiöse Gedichte verfaßte. Vor seiner Bekehrung dichtete er massenhaft galante Verse und feierte besonders die Tochter des Hauses, die ihn ihren „Zwerg“ (le nain de Julie) nannte. Das Faktotum der Unterhaltung aber war Vincent Voiture, der Sohn eines reichen Weinhändlers aus Amiens (geb. 1598), der den Spitznamen el rey chiquito (Zwergkönig) erhielt, unerschöpflich an Einfällen war und ebenso unermüdlich im Versemachen und Briefschreiben. Er hatte poetische Anlagen, aber weit mehr die Kunst, den nichtigsten Dingen eine feine Wendung zu geben (l'art de dire délicatement des futilités). Ein ähnliches Talent besaß Jean Louis Guy de Balzac (geb. 1594), der erst später mit dem Hôtel Rambouillet in Verkehr trat und es hauptsächlich darauf ablegte, den Briefstil auf eine klassische Höhe der Vollendung zu bringen und in seinen Abhandlungen (Du Prince; Aristippe ou de la Cour; Socrate chrétien) als Prosaiker zu glänzen. Mit Recht hat Sainte-Beuve jedoch den „christlichen Sokrates“ einen „christlichen Isokrates“ genannt; er ist mehr Deklamator und Schönredner als Philosoph, und seinen Briefen fehlt das Beste: eine frische, unmittelbare Natürlichkeit.

Ein gewisses Element des Verfalls haftete dieser schöngeistigen Salonbildung von Anbeginn an. Schon 1615 war der Neapolitaner Giambattista Marini auf die Einladung der Königin Maria von Medici nach Paris gekommen. Hier vollendete er sein riesiges mythologisches Gedicht „Adone“ (45000 Verse), das in hundert lose Details und Episoden zerfließend, zugleich antik und romantisch, mythologisch und modern, sentimental und satirisch, vollgepfropft von künstlichen Deklamationen und den verschrobensten Künsteleien, allen Unfug des Rokoko in die Poesie hineingetragen und den italienischen Kunstgeschmack für fast zwei Jahrhunderte verdorben hat. Er nannte nicht einmal die Rose mehr bei ihrem gewohnten Namen, sie war das „Auge des Frühlings“, und Lope de Vega ließ sich von seinem Metaphern-Ausverkauf so sehr blenden, daß er ihn die „Sonne“ nannte, die „auf Tasso als Morgenröte“ gefolgt sei. Das Hôtel Rambouillet erstarb in Verehrung für dieses alle Länder überstrahlende Gestirn, und das Gesuchte, Gespreizte und Überkünstelte seiner Poesie, besonders seine sog. „Concetti“, verdarben teilweise das heilsame Werk der Reform, das Malherbe angebahnt hatte. Auch dieser selbst zollte gelegentlich dem neuen Ungeschmack seinen Tribut, indem er mit Racan den Namen „Cathérine“ der Marquise in das Anagramm „Arthénice“ umsetzte und ihr noch den Beinamen „Rodanthe“ verlieh. Doch hat er im wesentlichen an seiner früheren Richtung festgehalten, und diese selbst fand bis in die Zeit der Fronde hinein eine gewisse Stütze im Hôtel Rambouillet. Noch 1638 schrieb Chapelain darüber an Balzac: „Man spricht daselbst gar nicht gelehrt, sondern man spricht daselbst ganz vernünftig, und nirgends in der Welt herrscht mehr gesunder Menschenverstand und weniger Pedanterie.“

An Spielereien fehlte es selbstverständlich nicht. Als Julie d'Angennes beharrlich die Bewerbungen des Herrn von Montausier zurückwies, bot dieser

19 Dichter auf, welche in 62 Madrigalen seine eigene Liebeserklärung unterstützten; es brauchte aber noch drei Jahre, bis die Heirat (1645) endlich zu stande kam. Anderseits erbauten sich die Damen nicht nur an Balzacs Briefen und Abhandlungen, sondern hörten auch (1637) Descartes' Discours de la méthode, die allerneueste Philosophie, an. Sehr weit verstiegen sie sich jedoch nicht in die gelehrten und spekulativen Gebiete. Was am meisten gelesen und besprochen wurde, das waren die neuesten Erzeugnisse der schönen Literatur, Romane und Dramen, Lyrik und Epik, und darunter befanden sich ganz bedeutende Leistungen, wie Corneilles Dramen. Bei Ausflügen und Picknicks wurden kleine Schäferspiele gegeben, wie sie durch Urfés „Astrée" beliebt geworden. Man arrangierte auch kleine Komödien nach italienischen Mustern und wagte sich sogar an Mairets „Sophonisbe" (1629), wobei Julie die Hauptrolle übernahm. Daß man sich dabei zufällig auch um grammatische, stilistische und orthographische Fragen interessierte, verdient im Grunde nicht belächelt zu werden. Es war ein Gewinn, wenn man sich hier entschied, nicht mehr Roume oder houme auszusprechen, sondern Rome und homme, nicht aveine, sondern avoine. Manches Unsichere und Schwankende hat so eine praktische Erledigung gefunden.

Jene Pedanterie und jener Ungeschmack, welche Molière später in seinen Précieuses ridicules und in seinen Femmes savantes durchhechelte, kam erst zum Durchbruch, als das Hôtel Rambouillet durch die Heirat der Töchter und andere Umstände seinen Einfluß verlor, in der Zeit der Fronde dann völlig sich auflöste, und Madeleine du Scudéry[1] 1648 in ihrer Samstagsgesellschaft die Erbschaft desselben antrat. Sie war damals schon 41 Jahre alt, hat es zu fast 100 Jahren gebracht und ist so zur eigentlichen Mutter und Stammmutter des Preziosentums geworden. Sie begnügte sich nicht, wie die Marquise von Rambouillet, als freundliche Gastgeberin die literarischen Berühmtheiten zusammenzuführen, sie griff selbst als Romanschriftstellerin in die Literatur ein. Schon in der Wahl ihrer Stoffe war sie nicht glücklich. Zuerst lieferte sie in ihrem „Ibrahim" oder L'Illustre Bassa (1641) ein abenteuerliches Türkenstück. Als „gelehrtes Frauenzimmer" wollte sie dann de la Calprenède noch übertrumpfen, indem sie in ihrer Artamène ou le grand Cyrus aus allen möglichen altgriechischen Schriftstellern einen persisch-medischen Riesenroman von zehn Bänden zusammenstoppelte (1648—1653). In der Clélie, histoire romaine beutete sie wieder in zehn Bänden Livius aus (1654—1660). Dabei sprang sie aber mit der Geschichte viel willkürlicher um als Calprenède und zeichnete in den

[1] M. de Scudéry, Artamène ou le grand Cyrus, 10 Bde, Paris 1649 bis 1653; Clélie, histoire romaine, 10 Bde, 1654—1660; Almahide ou l'esclave-reine, 8 Bde, 1660. — Rathery, Mademoiselle de Scudéry, Paris 1873.

Personen und Ereignissen der zwei Romane die Geschichte ihrer eigenen Zeit. Cyrus war Condé, die schöne Mandane die Herzogin von Longueville, hinter den übrigen Persern und Mazedoniern stecken lauter Berühmtheiten des damaligen Paris. In dem Scaurus der „Clélie" war der arme Theaterdichter Scarron zu erkennen, in der feinen Lyrium seine Frau, die spätere Madame de Maintenon. Die Geschichte diente nur als Kostümkammer für den neuesten Salonkalender und für das leichte Salongeplauder ihrer Zeit.

Charakteristisch für die Ausführung ist die berühmte Liebeskarte in der „Clélie" mit dem Meer der Feindschaft, dem gefährlichen Meer, dem See der Gleichgültigkeit, den Flüssen der Neigung, der Hochachtung und Dankbarkeit, dem Felsenschloß des Stolzes, den Brücken zärtlicher Neigung und neuer Freundschaft, den Stationen: Kleine Aufmerksamkeiten, Häufige Besuche, Beflissenheit, Große Dienste, Zärtlichkeit, Gehorsam, Beständige Freundschaft, Liebe aus Dankbarkeit usw. Alle Nichtigkeiten einer launenhaften Liebelei sind hier unter das Mikroskop genommen und in Hunderten und aber Hunderten von Seiten beschrieben, analysiert, klassifiziert, etikettiert. Jedes Härchen an der Mandibel eines Herzkäfers vergrößert sich zu einer Welt von Betrachtungen und Gefühlen. Mit derselben endlosen Mikrologie wird aber auch alles übrige abgehandelt, Garten und Küche, Kleidung und Parfümerien, Ehre und Tugend, Höflichkeit und Edelmut, Gesellschaftsspiele und Vergnügungen. Die Konversation nimmt in den Romanen einen so breiten Raum ein, daß Madeleine später zehn Bändchen Conversations daraus ausziehen konnte[1]. Vieles darin ist ganz artig und geistreich, manches sogar schön gesagt. Madeleine selbst wollte durchaus keine „Précieuse" sein noch ein Preziosentum heranziehen:

„Ich wünsche wohl, daß man von einer Person meines Geschlechtes sagen kann, daß sie hundert Dinge weiß, mit denen sie nicht prunkt, daß sie einen aufgeklärten Geist hat, daß sie die schönen Werke fein und gründlich kennt, daß sie gut spricht, richtig schreibt und die Welt versteht; aber ich wünsche nicht, daß man von ihr sagen kann: ‚Das ist eine gelehrte Dame'; denn das sind zwei so verschiedene Charaktere, daß sie sich gar nicht gleichen."

Sehr vernünftig ist auch, was sie über die damalige weibliche Erziehung bemerkt:

„Im Ernst, gibt es etwas Absonderlicheres, als wie man gewöhnlich mit der Erziehung der Frauen verfährt? Sie sollen nicht kokett und galant sein, und doch läßt man sie sorgfältig alles lernen, was zur Galanterie gehört, ohne sie etwas von dem wissen zu lassen, was ihre Tugend stärken oder ihren Geist beschäftigen könnte. All der scharfe Tadel, den man ihnen in ihrer frühen Jugend spendet, daß sie sich

[1] Conversations morales, 1681 1688. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 100—116.

nicht reinlich genug halten, daß sie sich nicht geschmackvoll genug kleiden, daß sie nicht fleißig genug dem Tanz- und Gesangunterricht folgen, beweist er nicht, was ich sage? Das seltsame ist, daß eine Frau mit Wohlanstand doch nur fünf oder sechs Jahre ihres Lebens tanzen kann, und daß man doch zehn oder zwölf Jahre beständig darauf verwendet, sie das lernen zu lassen, was sie nur fünf oder sechs Jahre tun kann, und daß man dieser selben Person, die doch bis zu ihrem Tode vernünftig urteilen und bis zu ihrem letzten Seufzer reden muß, nichts von allem beibringt, was sie dahin führte, anmutiger zu reden oder wohlgezogener zu handeln."

Für all die komischen Unarten und Torheiten des Preziosentums darf man also auch Madeleine de Scudéry nicht verantwortlich machen, ebensowenig wie das Hôtel Rambouillet. Das eigentliche Unwesen brach erst los, als neben ihrem Salon eine Menge anderer hocharistokratischer Salons entstanden, im Hôtel Albret, im Hôtel Richelieu, bei Madame de Sablé, im Luxembourg, im Palais Royal, bei Madame de Bouchavannes, die Salonwut auch die bürgerlichen Kreise ergriff, in die Provinzialstädte und schließlich auch aufs Land drang, ganz Frankreich von diesen ruelles oder bureaux d'esprit wimmelte.

Mäßigten in den oberen Regionen Geschmack und Etikette noch einigermaßen die Übertreibungen, zu denen eine feinere weibliche Erziehung nur allzuleicht führen kann, so konnten sie sich in den weiteren Modekreisen um so freier entfalten. Ein Salon wollte es dem andern zuvortun. Streberei und Rivalität führten zu immer närrischeren Einfällen und Sonderbarkeiten. Ungeschickte Nachahmung verkehrte auch das Vernünftigste ins Absurde, und so ward denn jene Salonbildung, welche der Literatur so manchen guten Dienst erwiesen, schließlich zur lächerlichen Karikatur.

Zeitgenössische Schilderungen dieses Unwesens bietet Aubignacs Schrift Rélation véritable du royaume de la Coquetterie (1654) sowie das Buch des Abbé de Pure: La Précieuse ou le mystère des ruelles (1656); eine systematische Verteidigung desselben, die es aber erst recht in volle Beleuchtung rückte, versuchte Antoine Bodeau, Sieur de Somaize, in seinem Grand Dictionnaire des prétieuses ou la clef de la langue des ruelles (1660). Aus ihm stammen die bekannten Beispiele, mit denen man gewöhnlich die Sprache der „Preziösen" charakterisiert. Nichts wird da mehr mit seinem Namen genannt. Die Hand ist la belle mouvante, die Füße les chers souffrants, die Uhr la mesure du temps, der Lehnstuhl les commodités de la conversations, die Tränen les perles d'Iris, die Wangen les thrones de la pudeur, der Mond le flambeau du silence, das Bett l'empire de Morphée. Beliebt war auch die Verbindung mehrerer Adjektive, wie bel aimable und furieux tendre, und die Verwendung der Adjektive als Substantive, wie le vrai de la chose und le doux d'une flatterie. Manche Ausdrücke der Preziösen sind übrigens in die Konversationssprache übergegangen.

Fünftes Kapitel.

Die französische Akademie.

Ein heilsames Gegengewicht zu der Frauenherrschaft in der Literatur schuf inzwischen die Gründung der französischen Akademie. Sie ging teilweise von einigen der frühesten Gäste des Hôtel Rambouillet aus. Jean Chapelain (geb. 1595), Hauslehrer bei einer vornehmen Familie, hatte sich bis dahin nur durch die Übersetzung des spanischen Romans Guzman d'Alfarache bemerkbar gemacht. Jean Ogier de Gombauld, ein Hugenott (geb. 1570), verdiente sich mit einem Sonett auf den Tod Heinrichs IV. eine Pension bei Maria de Medici und mit weiteren Poesien ein Hofamt. Valentin Conrart, ein aus Hennegau gebürtiger Calvinist (geb. 1603), war ein einfacher Literat, der nicht einmal klassische Studien gemacht hatte, aber Italienisch und Spanisch verstand und für das Französische das lebhafteste Interesse hegte, mit Leidenschaft interessante Dokumente sammelte, aber selbst nur wenig schrieb außer Memoiren. Sie wohnten weit auseinander und gründeten 1629 darum bei Conrart ein Kränzchen, um sich wöchentlich einmal zu treffen. Ihnen gesellten sich noch Habert und sein Bruder, der Abbé von Cérisy, bei, Malleville und Serigny, Faret und Desmarests, lauter Poeten und Literaten ziemlich untergeordneten Ranges [1].

Das Kränzchen hatte ungefähr drei Jahre bestanden, als der Kardinal von Richelieu davon hörte und den Plan faßte, es unter seine Flügel zu nehmen und ein offizielles Institut daraus zu gestalten. Der gewaltige Staatsmann, der als allmächtiger Minister von 1624 bis 1642 die Schicksale Frankreichs leitete und es nach und nach zur ersten Macht Europas erhob, besaß nicht nur ein lebhaftes Interesse für Literatur, er hat auch selbst viel und mit Gewandtheit geschrieben. Aus der Zeit, da er noch einfacher Bischof war, stammen einige apologetische und religiöse Schriften. Seine Briefe und Staatsschriften füllen fünf Quartbände. Seine Aufzeichnungen über „Mutter und Sohn", d. h. Maria von Medici und Ludwig XIII. (1610—1624), und seine „Memoiren", die von 1624 bis 1638 reichen,

[1] Histoire de l'Académie française par Pellisson, continuée par d'Olivet, p. à nouveau p. L. Livet, 2 Bde, Paris 1858. — P. Ménard, Histoire de l'Académie française, Paris 1859. — Chapelain, Lettres, p. p. Tamizey de Larroque, 2 Bde, Paris 1880 1883. — Fabre, Les ennemis de Chapelain, Paris 1889; Chapelain et nos deux premières académies, Paris 1890. — A. Mühlhan, Jean Chapelain, Leipzig 1893. — Kerviler et Barthélemy, Conrart, Paris 1881. — A. Bourgoin, Valentin Conrart, Paris 1883. — H. Moulin, Chapelain, Huet, Ménage, Caen 1882. — Zahlreiche Monographien von Kerviler über einzelne Akademiker bei Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. française IV 183 184.

sind von Mezeray stark angezweifelt worden, scheinen aber wenigstens auf seinem Diktat zu beruhen [1].

Im Jahre 1631 wurde die „Gazette de France" gegründet, die er mitunter selbst mit Artikeln versah, und die allerdings nur seine politische Tätigkeit im Auge hatte, aber als Beginn einer periodischen Presse auch für die Literatur von tiefgreifender Bedeutung wurde. Mit seinem weiten weltmännischen Blick wußte er auch den Einfluß des Theaters zu würdigen und schätzte unter den Arten der Poesie zumeist die dramatische, ja er konnte der Lust nicht widerstehen, auf diesem Gebiete selbst ein wenig mitzutun. Er zog Dramatiker wie den ziemlich weltlichen Abbé François le Metel de Boisrobert an sich, der übrigens mit seiner feinen Unterhaltungsgabe auch die Gunst Papst Urbans VIII. gewann, den allzeit fröhlichen und durstigen Poeten Guillaume Colletet, der nur dem Titel nach Parlamentsadvokat war, den fleißigen, aber in Formkünstelei sich erschöpfenden Dilettanten Claude de l'Estoile, Sohn des Chronisten Pierre de l'Estoile, endlich die beiden eigentlichen Theaterdichter Jean Rotrou und Pierre Corneille. Gemeinsam mit diesen Fünfen besprach der Kardinal dramatische Stoffe, entwickelte dramatische Pläne und ließ sie dann von einem der Dichter metrisch ausarbeiten, kritisierte die Ausführung, verordnete Abänderungen und sorgte endlich für die Aufführung. Zu diesem Zwecke ließ er in seinem eigenen „Palais Cardinal" einen glänzenden Theatersaal mit einer nicht minder reich ausgestatteten Bühne herrichten, nur für den königlichen Hof und die höchsten Kreise berechnet. Dieses Theater sollte offenbar ein Seitenstück zu dem berühmtesten jener Zeit werden, dem Theater der spanischen Könige zu Buen Retiro, an welchem Calderon zugleich Theaterdichter und erster Intendant war. Doch zu sehr ans Regieren gewöhnt, gewährte Richelieu den Dichtern in ihrem luftigen Reiche nicht jene Freiheit und Souveränität, deren sie bei Don Felipe IV. genossen. So kam er mit dem begabtesten seiner Mitarbeiter in Konflikt und begünstigte die minderwertigen auf seine Kosten. Im Verein mit Jean Desmarests de Saint-Sorlin, den er 1636 zur Abfassung der ziemlich mittelmäßigen „Aspasia" gedrängt hatte, verfaßte er 1639 das Stück „Mirame", das 1641 mit einem Aufwand von 300000 Talern zur Aufführung gelangte. An dem Applaus, den er fand, sonnte sich Richelieu wie an seinem

[1] Histoire de la mère et du fils, Amsterdam 1730. — Collection des mémoires II 10—11 22—30; herausgeg. von Pétitot, Paris 1823 ff. — Testament politique du Card. de Richelieu, 2 Bde, Amsterdam 1687—1696. Journal du Card. de Richelieu, 2 Bde, Amsterdam 1664. — Lettres, instructions diplomatiques etc. p. p. Avenel, 8 Bde, Paris 1853—1877. — La Croix, Richelieu à Luçon, sa jeunesse, son épiscopat, Paris 1890. — G. Hanotaux, Histoire du Cardinal de Richelieu I, Paris 1893.

eigensten Erfolge. Das Stück wurde in einem Prachtfolioband veröffentlicht, mit feinen Kupfern der Hauptszenen und Hauptszenerien. Die letzteren unterscheiden sich nur durch die Beleuchtung. Es ist immer der prächtige Hofgarten mit Aussicht auf das Meer, aber im ersten Akt bei Sonnenuntergang, im zweiten bei Nacht und Mondenschein, im dritten beim Morgengrauen, im vierten in voller Mittagssonne, im fünften gegen Abend. Das Stück verläuft also in 24 Stunden. Die Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung sind gewissenhaft gewahrt. Chapelain, der gar nicht Dramatiker war, aber in alles hineinredete, soll den Kardinal für die drei Einheiten gewonnen haben, indem er gelegentlich der Aufführung von Mairets „Sophonisbe" (um 1632) einen Vortrag darüber hielt. Obwohl César Scaliger sie schon 1561, Ronsard 1565, Jean de la Taille 1572 gefordert hatte, war die Sache, wie der Abbé d'Olivet erzählt, allen, auch dem Kardinal neu. Der praktische Einfluß der spanischen Bühne scheint sie ganz in Vergessenheit gebracht zu haben. Dem autoritativen Wesen Richelieus mußte die streng reglementarische Vorschrift ebensosehr zusagen wie später Napoleon. Auch die dramatischen Dilettanten und die wirklichen Dramatiker waren zu sehr von kritischen und theoretisierenden Ideen eingenommen, als daß sie das Mißliche der Theorie begriffen hätten. Allen schwebte als Ziel vor, eine Bühne zu schaffen, die sich hoch über das Alltägliche erheben und durch künstlerische Feinheit selbst die spanische überflügeln sollte.

Ein ähnlicher hochfliegender Ehrgeiz leitete Richelieu auch bei der Stiftung der Akademie; doch wurden die autokratischen Neigungen diesmal durch die diplomatischen gezügelt. Er schickte den Abbé de Boisrobert, der ihm zuerst von dem Kränzchen bei Conrart erzählt hatte, zu seinen literarischen Bekannten und ließ anfragen, ob sie nicht Lust hätten, sich unter einer öffentlichen Autorität zu einer regelrechten Körperschaft zu verbinden. Conrart und seine Freunde kamen dem Wunsche des mächtigen Regenten entgegen, der sie fürder als promoteur und protecteur unter seinen Schutz nahm. Durch das Los wurde Serizay zum Direktor und Desmarests zum Kanzler gewählt, während Conrart das Amt eines beständigen Sekretärs übernahm. Am 13. März 1634 wurde die erste Liste mit elf Mitgliedern aufgestellt, am 20. gab sich die Korporation den schlichten Namen Académie Française. Im Laufe des Jahres wurden 24 neue Mitglieder aufgenommen, im Jahre 1635 drei weitere; die Zahl der 40 „Unsterblichen" wurde erst 1639 voll. Bis zum Tode des Kardinals versammelten sie sich je nach Gelegenheit bei einem der Mitglieder, im ganzen an zwölf verschiedenen Orten. Nach dem Tode Richelieus (1643) wurde der Kanzler Séguier Protektor der Akademie und wies ihr sein eigenes Hôtel als Sitzungssaal an; als er 1672 starb, übernahm König Ludwig XIV. persönlich das Protektorat und ließ die Sitzungen der Akademie im Louvre halten.

Den Zweck der Akademie bezeichneten die von Conrart entworfenen, 1634 von Richelieu, 1635 vom König genehmigten Statuten (§§ 24—26) folgendermaßen:

„Die Hauptfunktion der Akademie wird sein, mit aller möglichen Sorgfalt und Emsigkeit daran zu arbeiten, unserer Sprache feste Regeln zu geben und sie rein, beredt und zur Behandlung der Künste und Wissenschaften fähig zu gestalten. Die besten Autoren der französischen Sprache werden an die Akademiker verteilt werden, um sowohl die Ausdrücke als die Wendungen zu untersuchen, die zu allgemeinen Regeln dienen können, und darüber der Gesellschaft Bericht zu erstatten, welche über ihre Arbeit urteilen und sie gelegentlich zur Verwendung bringen wird. Auf Grund der Untersuchungen der Akademie soll ein Wörterbuch, eine Grammatik, eine Rhetorik und eine Poetik abgefaßt werden."

Faret, der noch 1634 beauftragt wurde, in einer Rede das Programm der Akademie ausführlicher zu erklären, setzte das Ziel noch höher: „daß unsere Sprache, jetzt schon vollkommener als eine der andern lebenden Sprachen, endlich wohl an die Stelle der lateinischen treten könnte, wie diese einst an Stelle des Griechischen, wenn man dem Ausdruck mehr Sorgfalt zuwendete als bisher, der zwar in der Tat nicht die ganze Beredsamkeit ausmacht, aber doch einen guten und sehr wichtigen Teil derselben bildet." Die Reinigung der Sprache sollte sich nach ihm auf alle jene Fehler erstrecken, welche Volksroheit und vornehme Nachlässigkeit, Chikane und Unwissenheit der Höflinge, ungeschickte Schriftsteller und Prediger in dieselbe eingebürgert hätten. Er wollte auch spezielle Wörterbücher für den höheren, mittleren und niederen Stil aufstellen, womit er aber nicht durchdrang. Die Akademie überließ es weislich dem Takte der höheren Kreise, der Schriftsteller und Redner, nach und nach den Sprachgebrauch im Einzelnen zu fixieren.

Das Parlament witterte in den Statuten der Akademie eine Einschränkung oder Gefährdung der bisherigen Zensuren- und Privilegienrechte, verschob darum die Bestätigung bis zum Jahre 1637; der Kardinal verfolgte indes keine solchen politischen Nebenabsichten. Wohl aber zeigte sich sein autokratisches Wesen in unschönster Weise, als er aus literarischer Eifersucht, gekränktem Ehrgeiz und politischen Gründen sich an dem glänzenden Erfolg ärgerte, welchen Corneilles Cid in den ersten Monaten des Jahres 1637 erst auf der Bühne, dann in Buchform feierte. Allerdings unternahm er keinen Gewaltschritt gegen den glücklichen Dramatiker; aber es genügte ihm nicht, daß G. de Scudéry gegen denselben schrieb. Als dieser auf Corneilles Entgegnung an die Akademie appellierte, ließ er von dieser wirklich eine Kommission niedersetzen, um Corneille herunterzumachen. Als die ersten drei Kommissäre zu gnädig mit ihm umgingen, mußten vier andere ernannt werden. Auch diese waren ihm nicht streng genug. Chapelain mußte die Kritik noch einmal von vorne durcharbeiten nach den schroffen

Winken, die Richelieu früher selbst an den Rand geschrieben hatte. So erschienen endlich am Ende des Jahres die Sentiments de l'Académie sur le Cid, die zwar in manchen Kleinigkeiten richtige Kritik übten, aber der Gesamtleistung des Dichters gegenüber sich recht kleinlich ausnahmen, Corneille auch nicht aus seiner wohlerworbenen Stellung verdrängten. Auf einen Sitz in der Akademie mußte er freilich noch zehn Jahre warten. Viele, die es weit weniger verdienten, kamen ihm zuvor.

Außer etwa zwanzig ziemlich unbedeutenden Reden hat die Akademie in diesen ersten Jahren ihres Bestandes nichts geleistet. Erst nach dem wenig rühmlichen Kampfe gegen den „Cid" wurde das „Wörterbuch" ernstlich in Angriff genommen. Chapelain entwarf dafür einen eingehenden Plan (1638), der ein genaues Studium der besten bisherigen Schriftsteller zu Grunde legte und die Aufnahme der betreffenden Zitate heischte. Der Plan wurde erst angenommen, dann aber die historische Seite desselben verworfen, weil die meisten vor der riesigen Arbeit kopfscheu wurden. Auch mit der getroffenen Einschränkung schritt die Ausarbeitung nur langsam voran. Als 1650 Vaugelas starb, der die Leitung übernommen hatte[1], fielen die Papiere in die Hände seiner Gläubiger und gelangten erst durch richterlichen Entscheid wieder an die Akademie. Von 1651 an wurden wöchentlich zwei Sitzungen gehalten, um die Arbeiten für das Wörterbuch zu revidieren; man war aber noch nicht über den Buchstaben I hinausgekommen. Pellisson, der dies berichtet, verzweifelte nahezu an der Vollendung des Unternehmens. Die ganze Welt machte sich darüber lustig. In der Tat vergingen noch 43 Jahre, bis es vollendet war. Zwei Generationen der „Unsterblichen" lagen schon im Grab, als es 1694 erschien. Es bezeichnet jetzt eine der wichtigsten Etappen der französischen Literatur. Neue Auflagen im Sinne des ursprünglichen Programms (1718, 1740, 1762, 1798, 1835, 1878) haben es beständig vervollkommnet. Es stellt nicht den vollständigen Sprachschatz dar, sondern den als richtig, klassisch anerkannten Kern desselben; streng genug ausgewählt, um die einstige Willkür und Verwilderung abzuhalten, reich genug, um die größte Mannigfaltigkeit und auch eine harmonische Weiterbildung zu ermöglichen. Ohne eine solche einschränkende Autorität wäre das Französische bei der Beweglichkeit und Veränderungslust der Franzosen sicher einer noch ärgeren Entartung anheimgefallen als heute das Englische in Nordamerika.

Die geplante offizielle Grammatik, Rhetorik und Poetik ist nie zu stande gekommen; was man aber damit bezweckte, wurde unter dem Einfluß der

[1] Favre de Vaugelas, Remarques sur la langue française, Paris 1647; Neuausgabe von A. Chassang, Paris 1880. Vgl. dazu P. Bouhours S. J., Entretiens d'Ariste et d'Eugène, Paris 1661. — Quinte-Curce, De la Vie et des Actions d'Alexandre le Grand, traduit par le Sieur Cl. Favre de Vaugelas, Paris 1653.

Akademie in hohem Grade erreicht. Die drei Zweige wurden mit derselben Liebe und Sorgfalt gepflegt, welche man der Sprache in dem Wörterbuch hatte angedeihen lassen. Die Nationalsprache war in der allgemeinen Bildung nicht mehr das Aschenbrödel, das aus den Prunkhallen der ciceronianischen Latinität in die Küche und in die Weiberstube verwiesen war. Sie hatte nunmehr ihre angesehene Vertretung in der Akademie so gut wie die Theologie in der Sorbonne, die andern Wissenschaften in ihren Universitätsfakultäten, die hergebrachte lateinische Gymnasialbildung in den Kollegien der Jesuiten. Es war damit gesorgt, daß nicht wieder ein einseitiger Humanismus Sprache und Literatur latinisierte, daß aber auch nicht eine ebenso einseitige Vorliebe für die Wissenschaft alle literarischen Bestrebungen zurückdrängte oder verächtlich behandelte.

Durch Gunst und persönliche Konnexionen, wohl auch Intriguen, sind viele Männer in die Akademie aufgenommen worden, deren Wissen und Talent nicht über ein bescheidenes Mittelmaß hinausging, hochbegabte Geister wie Descartes, Bourdaloue und Molière sind dagegen von derselben ausgeschlossen geblieben. Im ganzen hat sie doch eine gewisse Elite, eine Geistesaristokratie dargestellt, welche den besten Strebungen in der Literatur einen festen Halt bot, die verschiedensten Richtungen zu gemeinsamem Wirken befähigte, die Interessen der Sprache, der Literatur und der Nation glänzend und mit Erfolg vertrat. Hätte sie dem religiösen Elemente ebensoviel Beachtung geschenkt wie dem nationalen, so hätte sie vielleicht das Unheil der seichten Aufklärung und die Schrecken der Revolution von Frankreich abwenden können. Doch ein Ferment des Gallikanismus wohnte ihr von Anfang inne, wie auch ihr Gründer, Kardinal Richelieu, mehr ein Mann des Staates als der Kirche war.

Sechstes Kapitel.

Pierre Corneille.

Die Bestrebungen Ronsards und des Siebengestirns wie die Bemühungen Malherbes und seiner Schule, die Übersetzungsarbeiten Amyots wie die Essays Montaignes, die Romane d'Urfés und de la Calprenèdes wie jene des Fräulein von Scudéry, die Causerien des Hôtel Rambouillet wie die Reden der ersten Akademiker, der Einfluß Richelieus und aller Glanz, mit dem er das damalige Frankreich umgab, hätten wohl nie die französische Literatur zu einer wirklichen Weltbedeutung zu erheben vermocht, wenn nicht endlich geniale Dichter das klassische Ideal verkörpert hätten,

das den andern nur dämmernd vorschwebte und dem sie unklar und tastend zustrebten. Der erste Bahnbrecher war Pierre Corneille[1].

Er wurde am 6. Juni 1606 zu Rouen geboren als Sohn einer wackern Beamtenfamilie, machte seine Studien am Jesuitenkolleg daselbst, wandte sich dann der Rechtswissenschaft zu und erlangte eine Stelle als Generaladvokat an einem der Gerichtshöfe in Paris (table de marbre du Palais, eaux et forêts et navigation). Nebenher beschäftigte er sich mit dramatischer Poesie, schrieb 1629 seine erste Komödie Mélite, wurde mit Richelieu bekannt und in die Zahl seiner „fünf Autoren“ aufgenommen und steuerte im Hôtel Rambouillet auch sein Madrigal bei zu der berühmten „Guirlande de Julie“. La Bruyère zeichnet ihn als einen schlichten, schüchternen Menschen, im Umgang geradezu langweilig, zerstreut, ohne deklamatorisches Talent, selbst ohne scharfes kritisches Urteil über seine eigenen Hervorbringungen.

Die französische Bühne befand sich um jene Zeit noch auf einer ziemlich niedrigen Entwicklungsstufe. Die Dramen des Antoine de Montchrétien, Claude Billard, Nicolas Chrestien und Jean Prévost gehen kaum über humanistische Schulübungen hinaus. Das Theater selbst lag während der langen Kriegsläufte völlig danieder. Nachdem Heinrich IV. den Thron bestiegen, erhielt die Passionsbruderschaft von ihm die Erlaubnis, wieder Mysterien und andere anständige Spiele aufzuführen, aber das Parlament bestätigte das erweiterte Privilegium nicht. So geriet das Hôtel de Bourgogne, in welchem die Bruderschaft zuletzt sich niedergelassen, in die Hände von fahrenden Schauspielern, welche dasselbe mieteten und daselbst biblische und weltliche Mysterien, Stücke von Jodelle, Garnier und de la Taille aufführten. Die Truppe des Valleran le Comte erlangte 1600 den Titel Königliche Schauspieler (comédiens français ordinaires du Roy), 1607 eine ständige Miete des Lokals, dessen Besitz der Bruderschaft aber erst 1677 entzogen wurde. Valleran fand an Alexander Hardy einen Theaterdichter von seltener Fruchtbarkeit, der bis zum Jahre 1631 nach seiner eigenen Angabe über 600 Stücke für die Bühne lieferte. Er kannte nicht nur die bisherigen französischen Dichter, sondern auch zum Teil die antiken, die italienischen und spanischen Dramatiker. Eine Auswahl seiner Stücke erschien 1623—1628 in fünf Bänden[2]; von den 13 darin enthaltenen

[1] Fontenelle, Vie de Corneille, Paris 1685 1729 1742. — Th. Corneille, Dict. géogr. Art. Rouen 1708. — F. Guizot, Corneille et son temps, 1813. — Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de P. Corneille, 1829 1855. — F. Bouquet, Les points obscurs de la vie de Corneille, Paris 1888. — Desjardins, Le Grand Corneille historien, Paris 1861. — Saint-René Taillandier, Corneille et ses contemporains, Paris 1864. — Levallois, Corneille inconnu, Paris 1876. — J. Lemaître, Corneille et Aristote, Paris 1882. — G. Lanson, Corneille, Paris 1898. — Granet, Recueil de dissertations sur plusieurs tragédies de Corneille et de Racine, Paris 1740. — Voltaire, Commentaire sur Corneille, 1764. — É. Picot, Bibliographie Cornélienne, Paris 1876.

[2] Neudruck von E. Stengel, 5 Bde, Marburg 1883 1884. — Lanson, Le théâtre classique au temps d'A. Hardy (Hommes et Livres), Paris 1895. —

Tragödien behandelten 12 antike Stoffe, auch die „Pastorales“ lehnen sich an antike Bukolika; nur in den „Tragikomödien“ kommen neuere Novellenstoffe zur Verwendung, aber auch da steckt er voll alter Mythologie.

Das Theater im Hôtel de Bourgogne hatte noch die „Mansionen der mittelalterlichen Bühne sowie den Chor beibehalten; Hardy konnte darum die Einheiten des Ortes und der Zeit nicht einhalten; die Liebe des Volkes zum Abenteuerlichen nötigte ihn auch, für allerlei Schaustücke zu sorgen. Doch strebte er im ganzen eine gewisse knapp umschriebene Einheit der Handlung an und suchte die einförmige Schablone, welche das Schuldrama aus Seneca herübergenommen, mit mehr dramatischen Mitteln zu beleben. Den Alexandriner mit abwechselnd männlichen und weiblichen Reimen behielt er bei, der Sprache suchte er einen gewissen oratorisch-poetischen Schwung zu geben. Am beliebtesten wurden die „Tragikomödien“, d. h. bürgerliche oder romantische Dramen mit fröhlichem Ausgang; Hardy verwandte dazu wiederholt spanische Novellen.

Einiges Aufsehen bei Hofe machte (1625) die Tragödie Théophile de Viaus[1] „Pyramus und Thisbe“, die mit ihrem Lyrismus und ihren Concetti dem herrschenden Salongeschmack entgegenkam. Von verwandtem Geschmack war Racans „Arthenice“ (später Les bergeries genannt), ein Schäferspiel (1619), das zahlreiche Nachahmung fand. Mit Jean de Mairet (geb. 1604) begann dann die Theorie von den drei Einheiten und die Regel der 24 Stunden sich im Drama einzubürgern[2]. In seiner Tragikomödie „Virginia“ (1633) ruft eine der handelnden Personen am Schluß begeistert aus: „Ihr Götter, ist es möglich, daß in die kurze Zeit von zwei Sonnenuntergängen so viel merkwürdige Ereignisse sich drängen!“ Noch mehr befriedigte die Theoretiker seine Tragödie „Sophonisbe“ (1634), in welcher sich zu den erfüllten Postulaten auch noch der tragische Kothurn gesellte.

„Eine ganz artige Farce“ nannte der alte Hardy die erste Komödie des dreiundzwanzigjährigen Corneille: „Mélite oder die falschen Briefe.“ Sie hatte glänzenden Erfolg, wurde zu den besten bisherigen Stücken gerechnet und machte seinen Namen bei Hofe bekannt. Ohne mit den obwaltenden Disputationen der Dramaturgen bekannt zu sein, hatte er, nur von seinem gesunden Sinn geleitet, vier Liebende mit einer einzigen Intrigue durcheinander gebracht und so die Einheit der Handlung durchgeführt. In Paris wurde er aber darauf aufmerksam gemacht, daß das Stück über

---

E. Rigal, Alex. Hardy et le théâtre français, Paris 1889. — É. Lombard, Étude sur A. Hardy (Zeitschr. für neufranz. Lit. I II, 1880 1881). — E. Nagel, A. Hardys Einfluß auf P. Corneille (Dissert.), Marburg 1884. — J. Béraneck, Sénèque et Hardy (Dissert.), Leipzig 1890.

[1] Oeuvres complètes de Théophile de Viau, 2 Bde (Bibl. elzév.), Paris 1856.

[2] Noch keine Gesamtausgabe vorhanden. — Virginie, tragi-comédie, Paris 1628. — Sophonisbe, herausgeg. von K. Vollmöller, Heilbronn 1888. — Silvanire, herausgeg. von R. Otto, Bamberg 1890. — Vgl. Benoist, Les théories dramatiques avant le discours de Corneille (Annales de la fac. des lettres de Bordeaux 1891). — Dannheißer, Studien zu Jean de Mairets Leben und Wirken, Leipzig 1888; Zur Geschichte der Einheiten in Frankreich (Zeitschr. für franz. Sprache und Lit. XIV).

die 24 Stunden hinausgehe, der Stil nicht effektvoll, die Sprache zu familiär sei. Er schrieb nun die Tragikomödie „Clitandre oder die befreite Unschuld", die den gemachten Forderungen besser entsprach und 1632 zur Aufführung kam. Rasch folgten die Komödien: „Die Witwe oder der gestrafte Verräter" (1633), „Die Galerie des Palastes oder die eifersüchtige Freundschaft" (1633), „Die Zofe" (1634), „Der Königsplatz", die Tragödie „Medea" (1635) und die Komödie „Die komische Täuschung" (1636). Die Komödien verraten weniger Witz und Lustigkeit als feine Analyse der Liebe und Eifersucht, Gewandtheit der dramatischen Intrigue, ernsten Adel der Gesinnung, feines Kunstgefühl. In der „Medea" erscheint auch Seneca bedeutend gehoben und verfeinert. Der verliebte Komödienschreiber war weit mehr zum Tragiker angelegt, obwohl seine Stücke, besonders „Die Witwe", den reichsten Beifall fanden. Jetzt, im günstigen Augenblick, lenkte ihn ein älterer Freund auf die spanische Literatur und gab ihm den nötigen Sprachunterricht. Er las Guillen de Castros „Mocedades del Cid" und wählte die Jugendliebe des spanischen Sagenhelden zum Vorwurf seines nächsten Werkes.

Viele wird seine Vorlage mehr ansprechen als der französische Cid. Sie ist echt spanisches Naturgewächs, kräftig unter südlichem Himmel hervorgesproßt aus der noch lebendig im Volke pulsierenden Sage. Doch Frankreich hatte mit seinen mittelalterlichen Traditionen literarisch völlig gebrochen. Sprache und Geschmack hatten eine Wendung genommen, in welcher die Vollkraft der Sage nicht mehr im lebendigen Volkston wiedergegeben werden konnte. Der mittelalterliche Heldengeist, den sie atmete, mußte mit jener verfeinerten Form, jener dem Altertum nachgebildeten Klassizität verschmolzen werden, die in langem Ringen aus der Renaissance hervorgegangen war und eine ganz neue Verkörperung der nationalen Bildung bedeutete. Das hat Corneille zu stande gebracht. Sein Cid ist nicht der gewaltige Campeador, der den Königen trotzt, den Juden prellt, den Mauren mehr Schrecken einflößt als ganze Heere; es ist der jugendliche galante Cid, der Chimene liebt, nachdem er ihren Vater erstochen, der Vertreter jenes ritterlich-stolzen und phantastischen Ehrbegriffs, der die Straßen und Bühnen Spaniens mit Duellen füllte. Das Stück ist von der innigsten Zärtlichkeit wahrer Liebe durchhaucht und rührt durch den einfach schönen Ausdruck derselben, wie selbst Richelieu anerkannte. Aber das war Corneille nicht genug. Er wollte auch kraftvolle, männliche Leidenschaft zur Darstellung bringen, einen in die Tiefen des Herzens greifenden Konflikt, ein die Seele über das Gewöhnliche erhebendes, heroisches Ideal. So abgeblaßt nun auch das Ideal des mittelalterlichen Rittertums in seinem Cid erscheint, ein Rest seiner stolzen Ehrliebe, seines leidenschaftlichen Ungestüms, seiner heldenhaften Kraft leuchtet noch in ihm nach und erhebt den zarten Liebeskonflikt hoch über die damals landläufigen Schäfereien.

Handlung, Personen, Verwicklung und viele Einzelheiten hat Corneille aus de Castro herübergenommen, aber das spanische Kolorit dabei völlig abgestreift, die Handlung vereinfacht und zusammengedrängt, durch die abgemessene Hofsprache und den Alexandriner die letzten Ecken abgeschliffen und die letzten frisch wuchernden Zweige beschnitten.

Langjährige Freundschaft der beiden Väter Don Gormaz und Don Diego führen Chimene und Rodrigo am Hofe Ferdinands von Kastilien zusammen. Sie lieben sich innig. Die Vermählung ist nur mehr eine Frage der Zeit. Da trennt plötzliche Eifersucht die beiden Edelleute. Der noch in vollem Mannesalter stehende Don Gormaz kann es nicht ertragen, daß ihm der greise Don Diego als Prinzenerzieher vorgezogen wird. Er sucht ihn durch eine öffentliche Beschimpfung zu entehren. Don Diego ist zu schwach, um den Schimpf zu rächen; aber Rodrigo gilt die Ehre seines Vaters und seines Hauses jetzt mehr als seine Liebe. Er fordert den stolzen Grafen zum Zweikampf heraus und rächt die erlittene Unbill in seinem Blute. Auch Chimene muß nun ihre Liebe opfern, wenn sie ihrer Kindespflicht genügen will. Blutenden Herzens fordert sie des Geliebten Bestrafung. Um seine Liebesqual niederzukämpfen, stürzt sich Rodrigo, auf seines Vaters Rat, in den Kampf mit den Mauren. Er leistet Wunder der Tapferkeit, er wird zum „Cid“, er kehrt ruhmgekrönt an den Hof zurück, er bietet Chimene sein eigenes Leben als Opfer dar. Doch in treuer Kindesliebe besteht sie auf seiner Bestrafung. Ein neuer Zweikampf soll auf Anordnung des Königs entscheiden. Rodrigo siegt. Chimene kann ihre Liebe zu ihm nicht länger verhehlen, sie weist aber dennoch die blutige Hand des Helden zurück. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, ob der Cid endlich durch neue Heldentaten ihr Pflichtgefühl besiegen wird. Der König entläßt ihn mit dem Troste:

Pour vaincre un point d'honneur qui combat contre toi,
Laisse faire le temps, ta vaillance et ton roi.

Das Stück feierte drei Monate lang auf der Bühne einen Triumph sondergleichen. Als es nun aber gedruckt erschien, erhob sich auch ein Sturm des Neides und der feindseligsten Kritik wie nie zuvor. Den ersten und ärgsten Angriff leistete Georges de Scudéry, der Bruder der gleichnamigen preziösen Romanschriftstellerin, ein eitler Dichterling, der mit seinen bis dahin veröffentlichten acht Tragikomödien nur geringen Beifall gefunden hatte.

„Ich behaupte also“, so erklärte er, „in Bezug auf dieses Stück über den ‚Cid‘ nachzuweisen, daß der Stoff ganz und gar nichts taugt, daß er die Hauptregeln der dramatischen Dichtung verletzt, daß es in der Ausführung am Urteil mangelt, daß es viele schlechte Verse enthält, daß fast alles Schöne darin gestohlen ist, und daß es somit nicht die Wertschätzung verdient, die man ihm schenkt.“

Das Verdikt der Akademie ging nicht so weit; aber Richelieu selbst korrigierte in dasselbe den pedantischen Satz hinzu: „Das Stück besitzt Glanz und Reize genug, um die Regeln bei denjenigen in Vergessenheit zu bringen, die sie nicht genauer kennen oder die sie kaum recht gegenwärtig haben."

Alle Angriffe prallten indes fruchtlos an der Dichtung ab. Corneille erlebte es selbst, daß sie, mit Ausnahme des Türkischen und Slavonischen, in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Auch in diesen Sprachen ist heute der „Cid" zu lesen.

Wohl die merkwürdigste Kritik des Stückes hat Corneille selbst gegeben, als er am späten Abend seines Lebens schrieb:

> Dieses Gedicht bot von seiten des Stoffes und der glänzenden Gedanken, die darin ausgestreut sind, so günstige Seiten, daß die meisten Zuhörer die Fehler seiner Führung nicht haben bemerken wollen und sich ihre Stimmabgabe durch das Vergnügen entreißen ließen, das ihnen seine Aufführung bereitete. Obwohl es von all meinen regelrechten Stücken dasjenige ist, in welchem ich mir am meisten Freiheit gönnte, gilt es bei denjenigen, die sich nicht mit äußerster Strenge an die Regeln klammern, als das schönste; und seit den fünfzig Jahren, daß es seinen Platz auf dem Theater behauptete, hat weder die Geschichte noch alles Aufgebot der Phantasie etwas erscheinen lassen, was seinen Glanz ausgelöscht hätte.

Beau comme le Cid ist wirklich zum Sprichwort geworden. Corneille sucht den Erfolg hauptsächlich durch die Erfüllung zweier aristotelischer Regeln zu erklären, die sich selten zusammen so gut beobachtet finden. Ein viel tieferer Grund desselben liegt indes in der wirklich glänzenden Formvollendung, zu welcher Aufbau, Charakteristik, Dialog, Sprache, Reim sich mit einem tiefen und großartigen Gehalt, einem echt tragischen Konflikt vereinigten, und in dem durch und durch französischen Geiste, der dieses Kunstwerk beseelte und ihm sein eigenartiges Gepräge gab[1].

---

[1] Hauptausgaben seiner Werke noch zu seinen Lebzeiten 1644 1648 1652 1660 (mit bedeutenden Korrekturen) 1664 1682. Sein vollständiges Theater veröffentlichte sein Bruder Thomas 1692 in 5 Bänden. Die sämtlichen Werke gab wieder Voltaire mit Kommentar heraus, 12 Bde, 8°, Genf 1764; 8 Bde, 4°, 1776. — Die beste neuere Ausgabe von Marty-Laveaux, 12 Bde, Paris 1862 bis 1868 (Bd XI u. XII enthalten ein Corneille-Lexikon).

Reihenfolge s. Stücke (nach deren Aufführung): Mélite, C. 1629; Clitandre, Tr. 1632; La Veuve, C. 1633; La Galerie du Palais, C. 1633; La Suivante, C. 1634; La Place Royale, C. 1635; Médée, Tr. 1635; L'illusion comique, C. 1636; Le Cid, 1636; Horace 1640; Cinna, 1640; Polyeucte 1643; Pompée, Ende 1643; Le Menteur, Ende 1643; Suite du Menteur, Ende 1644; Rodogune, 1644; Théodore, 1645; Héraclius, 1647; Andromède, 1650; Sanche d'Aragon, 1650; Nicomède, 1651; Pertharite, 1653. — Hiermit schließt seine erste Periode, an die sich die Übersetzung der „Nachfolge Christi" anreiht. — Er wendet sich abermals der Bühne zu mit Oedipe, 1659; La Toison d'Or, 1660; Sertorius, 1662; Sophonisbe, 1663; Othon, 1664; Agésilas, 1666; Attila, 1667; Tite et Bérénice, 1670; Psyché, 1671; Pulchérie, 1672; Suréna, 1674.

Fast drei Jahre verflossen, bis Corneille (1639) wieder mit einem neuen Stück hervortrat. Er widmete es dem allmächtigen Kardinal Richelieu und streckte so scheinbar vor ihm die Waffen. Er dankt ihm, daß er der Kunst ein höheres Ziel gegeben und ihr Verständnis erleichtert habe; er geht so weit, zu sagen, er habe aus einer zweistündigen Unterhaltung mit ihm mehr gelernt als aus den Büchern in zehn Jahren, er danke ihm seinen „ganzen" Ruf. Da seine Neider hauptsächlich darauf herumgeritten waren, daß er bloß Übersetzer und Bearbeiter sei, wählte er einen Stoff, dem noch gar keine dramatische Bearbeitung vorlag, den Kampf der Horatier und Curiatier im Livius, und legte es darauf an, in seinem „Horace" die von den Akademikern ausgetüftelten Regeln mit der äußersten Skrupulosität zu beobachten. Auch in den fester gepreßten Schnürstiefeln triumphierte wieder sein Dichtergeist. Mochte später Voltaire die Einheit der Handlung und manche Einzelheiten anfechten, die Kraft, Schönheit und Abrundung des Ganzen rissen ihn schließlich doch zur Bewunderung hin, und die Akademiker, die dem Dichter das Leben so sauer gemacht, verstummten vor der Meisterschaft, mit welcher er ihre Theorien zu handhaben wußte. Er war im alten Rom besser einheimisch als sie, und gegen seine prächtigen Verse waren die ihrigen eitel Stümperei. Kraftvoller, patriotischer Heldengeist beseelt das Stück, selbst die Sprache hat einen ehernen Klang.

Nachdem er so seinen Gegnern den Mund gestopft, gönnte er sich im „Cinna" (1640) wieder etwas mehr Lizenz und schlug dann im „Polyeuct" ganz selbständig eine neue Bahn ein. Schon im „Horace" und „Cinna" tritt die Liebe gegen männliche Leidenschaft und eine heldenhafte Begeisterung für Pflicht und Recht in den Hintergrund; im „Polyeuct" greift der ernste, tiefreligiöse Dichter zu den erhabensten religiösen Motiven, und zwar nicht etwa vom Standpunkt eines naturalistischen Humanismus aus, sondern voll und klar von jenem des übernatürlichen, christlichen Glaubens.

Nichts hätte eigentlich schon im 16. Jahrhundert näher gelegen als die Umgestaltung der mittelalterlichen Mysterien- und Mirakel-Bühne zu einem modernen Theater, d. h. zu einem Drama, das die naive, unbeholfene, form- und geschmacklose Einrichtung des Mittelalters mit der hochausgebildeten szenischen Technik der Alten vertauscht, die antiken Formen auf weltliche und geistliche Stoffe, im Geiste der christlichen Weltanschauung, angewandt und entsprechend weiter gebildet hätte. Renaissance und Humanismus haben diese Entwicklung durchkreuzt. Nur die Spanier und in ihrem Gefolge die Engländer haben sich den Schatz ihrer mittelalterlichen Volkspoesie nicht von gekrönten und ungekrönten Schulpoeten beseitigen lassen, sondern ihn frühzeitig auf die Bühne gebracht, zäh daran festgehalten und

die humanistische Bildung nur zu dessen formeller Gestaltung benützt. So sind aus der altspanischen Mysterienbühne die Autos und Comedias eines Calderon emporgeblüht, so ist aus dem englischen Volkstheater ein Shakespeare hervorgegangen. In Italien und Frankreich dagegen hat sich von Anfang an der Humanismus der Bühne bemächtigt. Mit der antiken Form nahm man auch die antiken Stoffe und die sie beherrschenden Anschauungen herüber, eine Art Schulheidentum, das mit dem innersten Volksleben in gar keinem lebendigen Zusammenhang stand, über dessen Götter und Helden aber die Poeten bereits in der Schule deklamieren gelernt hatten, und dessen Nymphen und Schäfer, Könige, Tyrannen und Heldinnen durch Plutarchübersetzungen und Romane, Schäfergedichte und Lyrik selbst den Damen geläufig geworden waren.

Auch den Schritt zum religiösen Drama machte Corneille nicht im Anschluß an nationale Überlieferung oder an die Spanier, sondern an das lateinische Schuldrama eines Grotius, Heinsius und Buchanan. Zum Ruhme gereicht es ihm immerhin, daß er diesen bedeutenden Schritt getan und die im Grunde flache Hofgesellschaft Richelieus daran erinnert hat, daß christliche Legende, Sage und Geschichte der Poesie eigentlich einen viel reicheren Stoff darbieten könnte als die Mythologie und Geschichte von Hellas und Rom. Der herrschenden Vorliebe für antikes Kostüm kam er noch insofern entgegen, als er eine Märtyrerlegende aus der römischen Kaiserzeit zum Vorwurf nahm.

Der Stoff ist aus Surius geschöpft, der ihn aus Metaphrastes herübergenommen; er ist pietätvoll festgehalten, soweit es möglich war, aber zugleich mit echt dichterischem Geiste ausgesponnen. Es ist eine Märtyrergeschichte aus der Zeit der Christenverfolgung des Decius. Sie spielt in Armenien, doch unter Römerherrschaft. Ein lebendiges Lokalkolorit ist ebensowenig angestrebt als in andern Stücken. Die handelnden Personen sind Typen, in altrömischem Kostüm.

Polyeuct, ein vornehmer Armenier, Freund des bereits christlichen Nearch, ist noch Heide, wie auch seine Frau Paulina, die Tochter des römischen Senators und Statthalters Felix; aber er ist bereits zur Annahme des Christentums entschlossen und will den Empfang der Taufe nur noch kurze Zeit verschieben, um seine von einem beängstigenden Traume aufgeregte Gattin nicht zu betrüben. Auf Nearchs Drängen folgt er indes beherzt dem Rufe der Gnade, und einmal von ihr erfaßt, kennt er keine Halbheit mehr: aus dem Zauderer wird ein Held, der die dem Christentum feindlichen Mächte nicht nur nicht fürchtet, sondern kühn herausfordert.

Gemahl der edlen Römerin Paulina ist er nicht durch deren Herzensneigung geworden. Diese war einem vornehmen Römer, Severus, zugewandt, der aber mit Kaiser Decius gegen die Perser zu Felde zog, in einer

entscheidenden Schlacht demselben das Leben rettete, aber dafür das seine in die Schanze schlug. Erst nachdem sein Heldentod gemeldet worden, ging Paulina, auf den Wunsch ihres Vaters, die Ehe mit Polyeuct ein. Severus ist aber in Wirklichkeit nicht gefallen. Schwerverwundet, von den Persern selbst um seines Heldenmutes willen angestaunt, ist er vom Feinde mild verpflegt und schließlich freigegeben worden. Von Decius mit dankbarer Gunst und Ehre überhäuft, eilt er nach Armenien, um daselbst als Abgesandter des Kaisers eine große Opferfeier zu halten, mehr aber, um seine Geliebte heimzuführen, von deren Heirat er noch nichts weiß. Er kommt an, als Polyeuct eben die Taufe empfangen. Die Spannung der Tragödie ruht also nicht bloß auf dem Kampfe, den Polyeuct um seiner Bekehrung willen zu bestehen hat, sondern auch auf dem Kampfe zwischen Pflicht und Liebe, der an Paulina herantritt und der Severus in Mitleidenschaft zieht. Beide sind edel genug, auf ihre frühere Liebe zu verzichten und sich nur noch einmal zu sehen, um für immer voneinander Abschied zu nehmen. Polyeucts glühender Eifer führt indes eine neue, unerwartete Lage herbei. Anstatt das feierliche heidnische Opfer zu meiden, wie Nearch ihm rät, geht er zu demselben, aber nur, um die Feier zu stören, laut den einen wahren Gott zu verkündigen, die heiligen Gefäße und Juppiters Statue selbst zu zertrümmern. Alle Pläne irdischen Glückes sind damit für Felix durchkreuzt. Er möchte Polyeuct dennoch schonen und läßt Nearch vor seinen Augen sterben, um ihn zum Abfall zu bringen. Umsonst! In einem hochlyrischen Monolog bringt Polyeuct das Opfer seines Lebens. Vergeblich sucht Paulina ihn wankend zu machen. Er hat mit allem abgeschlossen und gibt Paulina dem von ihr einst gewünschten Bräutigam Severus zurück. Beide staunen. Paulina fordert Severus auf, jetzt mit seinem ganzen Ansehen dazwischen zu treten und Polyeucts Begnadigung zu erwirken.

Obwohl alle früheren Träume seiner Liebe neu erwacht sind, rafft so viel Edelsinn doch auch ihn aus seinem Egoismus empor. Er beginnt in dem Heldenmut der Christen eine höhere Macht zu ahnen, erfüllt Paulinas Wunsch und fleht um Polyeucts Leben. Doch Felix sieht in seiner Bitte nur einen wohlberechneten Schachzug, ihn aus des Kaisers Gunst zu verdrängen. Darum bleibt er für seine Bitte taub und versucht noch einmal, Polyeuct zum Abfall zu überreden. Nachdem dieser aber seine und Paulinas Worte standhaft von sich gewiesen, läßt er ihn zum Tode führen. Jetzt wendet sich das Blatt. Wie Severus, so ist auch das Volk über seine herzlose Strenge empört. Paulina ist durch Polyeucts Tod für das Christentum gewonnen. Auch Felix fühlt sich plötzlich umgewandelt. Er bietet sich mit Paulina zum Martyrium an. Auch Severus steht der Bekehrung nahe, verspricht beiden Leben und Sicherheit und stellt das Aufhören der Verfolgung in sichere Aussicht.

Paulina. Vollende, Vater, deine Grausamkeit!
Hier ist ein zweites Opfer deiner Wut;
Verbinde deine Tochter ihrem Gatten!
Was zögerst du? Du siehst dieselbe Schuld,
Dieselbe Tugend. Deine Grausamkeit
Hat hier denselben Grund, mich hinzurichten;
Im Sterben hat mein Gatte mich erleuchtet,
Sein Blut, das von den Händen seiner Henker
Auf mich geströmt, hat meinen Blick geklärt!

Ich seh', ich weiß, ich glaube, ich erkenne.
Du siehst mich von des Sel'gen Blut getauft,
Kurz, ich bin Christin, sagt das nicht genug?
Mich ruft zum sel'gen Ende Polyeuct;
Ich sehe meinen Gatten und Nearch
Die Hände mir entgegenstrecken. Führe
Mich hin zu deinen Götzen, die ich hasse.
Nur einer ist zerstört; ich will die andern
Zerstören, allen Schrecken will ich trotzen,
Vor denen ihr erzittert, diesen Blitzen,
Die machtlos ihr in ihre Hände maltet!
Wozu noch Worte, Felix? Ich bin Christin!
Durch meinen Tod beglücke dich und mich;
Der Schlag wird für uns beide segensreich;
Dir gibt er ird'sches Glück, und mir den Himmel!

Severus. Unglücklicher, unnatürlicher Vater,
Ehrgeiz'ger Sklave einer eiteln Furcht,
Er ist dahin! Durch deine Grausamkeit,
Durch die du deine arme Würde dir
Zu wahren glaubtest! Meine Gunst für ihn,
Die ich dir offenbarte, konnte nur,
Statt ihn zu retten, seinen Sturz befördern;
Ich bat, ich drohte, ohne dich zu rühren.
Du hieltest mich für machtlos oder falsch.
Nun wohl, du sollst zu deinem Schaden sehen,
Daß sich Sever nie ohne Ursach' rühmt.

Felix. O bleibe, Herr, gestatte ruhig mir,
Daß ich dir deine Rache leichter mache.
Wirf mir nicht ferner vor, daß durch die Härte
Ich meine arme Würde wahren wollte.
Zu deinen Füßen lege ich den Schimmer
Der eiteln Hoheit nieder. Ich erstrebe
Jetzt einen höhern, glänzenderen Rang;
Mich zieht dazu geheimer Drang des Herzens;
Ich gebe unbekannten Trieben nach,
Und meine Wut — ich fass' es selber kaum —
Verwandelt sich in meines Eidams Eifer.
Er ist es — ja ich zweifle nicht daran —
Er, dessen schuldlos Blut, von mir vergossen,

Zu Gottes Allmacht für den Mörder fleht.
Sein Lieben, auf die Seinen ausgeströmt,
Zieht jetzt den Vater wie die Tochter nach sich.
Ich machte ihn zum Märtyrer, sein Tod
Macht mich zum Christen; seine Seligkeit
Bewirkte ich, er will die meine schaffen;
Das ist die Rache und die Wut des Christen.
O, glücklich meine Grausamkeit, daß sie
So süße Folgen hatte! Deine Hand,
Paulina. — Jetzt laß deine Ketten kommen,
Zwei neue Christen opfre deinen Göttern,
Wir beide sind es, folge deiner Wut!

Paulina. Wie glücklich find' ich meinen Vater wieder!
Der schöne Wechsel macht mein Glück vollkommen.

Felix. Mein Kind, sein Wille nur hat ihn bewirkt.

Severus. Wen sollte nicht ein solches Schauspiel rühren!
Nicht ohne Wunder ist ein solcher Wechsel.
Ja, ohne Zweifel waltet bei euch Christen,
Die man umsonst verfolgt, ein Wunder vor,
Das menschliche Vernunft nicht fassen kann.
Die Christen leben frei von aller Schuld,
Wodurch sie sich des Himmels Dank erwerben:
Je mehr man sie bedrückt, je mächtiger
Erstehen sie. So große Wirkung kann
Die Tugend der Alltäglichkeit nicht haben.
Ich liebte stets sie, was man mir auch sagte;
Ich sah sie nur mit schwerem Herzen sterben,
Vielleicht werd' ich sie eines Tags noch besser
Verstehen lernen — Unterdessen will ich
Gestatten, daß ein jeder seinen Göttern
Auf seine Weise dient, und ohne Furcht
Vor Strafe. Seid ihr Christen, fürchtet nichts
Von meinem Haß; ich liebe sie, ich will
Ihr Schützer ferner sein, nicht ihr Verfolger.
Behalte deine Macht, nimm sie zurück,
Verehre deinen Gott und deinen Kaiser.
Du wirst die Grausamkeiten enden sehn,
Wenn ich des Kaisers Liebe mir erhalte,
Der ungerechte Haß bringt ihm nur Schande!

Felix. O möge Gott an dir sein Werk vollenden,
Und, deine Tugend würdig zu belohnen,
Mit seiner ganzen Wahrheit dich erfüllen!
Wir aber wollen diesen Ausgang segnen!
Komm, meine Tochter, laß uns die Bestattung
Den heil'gen Leichen der Verklärten geben,
Laß uns mit unsern Küssen sie bedecken,
An einen ihrer würd'gen Ort sie bringen
Und Gottes Namen überall verkünden.

Das Stück ist nicht frei von Schwächen. Lessing hat sie mit seinem gewohnten Scharfblick rasch durchschaut [1]. Was er jedoch gegen das Stück als Märtyrerdrama und als christliche Tragödie überhaupt einwendet, beruht auf der Anschauung, daß Literatur und Kunst vom Übernatürlichen völlig absehen und sich, wie einst in Hellas und Rom, auf das Natürliche beschränken sollen. Bis ein genialer Dichter das christliche Drama durch ein völlig fehlerloses Meisterwerk legitimiert habe, soll nach ihm vorläufig kein „christliches Trauerspiel" mehr gegeben werden. Es liegt auf der Hand, daß die Forderung wie die Anschauung, auf der sie gründet, einseitig ist und die berechtigte Entwicklung einer christlichen Dramatik für immer hemmen, ja unmöglich machen würde. Wie zahlreiche Werke Calderons und anderer Spanier Lessings Vorurteil widerlegen, so kann auch getrost Corneilles „Polyeuct" als ein Meisterwerk der französischen Bühne betrachtet werden, und es ist sehr zu beklagen, daß er die Bahn, welche er damit beschritten, nicht standhafter innehielt. Was ihn hemmte, dem inneren Zuge seiner tiefreligiösen Begeisterung zu folgen, war abermals der frostige Hauch, der aus der Akademie und den Salons herüberwehte.

Es war nahe daran, daß selbst „Polyeuct" nicht auf die Bretter gekommen wäre. Die Rollen waren zwar bereits für die Aufführung ausgeschrieben; als man aber bei einer Vorlesung des Stückes im Hôtel Rambouillet ziemlich allgemein die Nase darüber rümpfte, dachte Corneille ernstlich daran, es zurückzuziehen. Nur auf Drängen der Schauspieler ließ er der Sache ihren Lauf und wurde durch den Beifall des Publikums einigermaßen für die mißgünstige Kritik entschädigt, die er bei den Leuchten der Salons erfahren hatte.

Anstatt nun mit vollen Händen aus den Reichtümern christlicher Legende und Geschichte zu schöpfen, wandte sich Corneille abermals vorübergehend dem Gebiete der Komödie zu und entnahm dann in den übrigen 30 Jahren seiner weiteren dramatischen Tätigkeit fast alle seine Stoffe, mit wenigen Ausnahmen, dem Altertum. Da er Äschylos kaum kannte, in Sophokles und Euripides nur wenig eindrang, so hat das Altertum, in welchem sich seine Stücke bewegen, eine vorwiegend römische, lateinische Färbung; Seneca und die Historiker der Kaiserzeit beschäftigten ihn mehr als die Dichter des goldenen Zeitalters; Lucans pomphafte Sprache sagte ihm mehr zu als Vergils einfacherer Schmuck. Manche Anregungen sind Corneille auch aus der lateinischen Schulbühne zugeflossen, welche nie aus der bunten Fülle antiken Lebens schöpfte, sondern mit Vorliebe antike Geschichtserinnerungen mit stoischen Heldenanschauungen verband. Durch die Tüfteleien der Aka-

[1] Hamburgische Dramaturgie, 2. Stück, Hempel VII 68—70; 75. Stück, ebd. 370 371; 76. Stück, ebd. 372 ff; 82. Stück, ebd. 397 398.

demiker, welche die Poetik des Aristoteles nicht an ihren Quellen, den großen griechischen Dichtern, studierten, sondern nach eignen Vorurteilen formalistisch ausdeuteten, ward der Dichter noch mehr von dem eigentlichen Lebensquell hellenischer Tragik abgelenkt und immer mehr in seiner Gestaltungsfreiheit beschränkt. Der Kraft, welche in den Werken der Römer atmet, wurde durch den Einfluß der Salons Kanten und Ecken abgeschliffen. So bildete sich in Corneilles weiteren Stücken jene halb spätrömische halb französische Heldenwelt heraus, die nur in der äußeren strengen Gebundenheit der althellenischen Tragödie verwandt war, deren erhabenes Heldenpathos manche poetische Schönheit zur Entfaltung brachte, aber des inneren vollen Lebens wie der Freiheit ermangelte. Corneilles unstreitig große Anlagen verkümmerten teilweise unter diesem Zwang, und je mehr er dem Geschmack der zeitgenössischen Theoretiker und Kritiker zu entsprechen suchte, desto weniger erschwang er sich mehr zu der Höhe, die er in seiner ersten Periode erreicht hatte.

Einen nicht geringen Dienst leistete er der französischen Bühne immerhin, indem er mit zwei Musterstücken das eigentlich klassische französische Lustspiel begründete und noch 18 Tragödien dichtete, welche das Ideal des französischen Klassizismus zwar nicht mehr in vollster Weise zum Ausdruck bringen, aber dasselbe doch mannigfach abtönen und durch hohe poetische Schönheiten bald der Anlage und Form bald der Charakteristik und Sprache verkörpern.

Die zwei Komödien: „Der Lügner" (Le Menteur) und „Fortsetzung des Lügners" (Suite de Menteur) sind wie der Cid nach spanischen Vorlagen, aber mit ähnlicher Freiheit und Selbständigkeit bearbeitet. Die erstere fußt auf der Verdad Sospechosa des Alarcon, die andere auf dem Amar sin saber à quien des Lope de Vega. Nur vereinzelte Züge erinnern noch an das ursprüngliche Lokalkolorit. Sonst ist der romantische Duft auch hier wieder abgestreift. Das Hauptinteresse ruht auf der Charakterfigur des Titelhelden, der mehr ein geschwätziger Schwindler als eigentlicher Lügner ist, indem er sich mit neuen Schwindeleien aus der Patsche herauszuziehen sucht, von einer komischen Verlegenheit in die andere hineinlügt, bis endlich nichts übrig bleibt, als ganz zu verduften. Zur Strafe spielt er in der „Fortsetzung" eine ziemlich klägliche Rolle und wird mit einer Frau gestraft, die er eigentlich nicht will, während für die Komik sein Bedienter zu sorgen hat. Wie in der Tragödie hat Corneille auch in der Komödie alle derberen, volksmäßigen Elemente beseitigt, Verwicklung und Charakteristik, Ausdruck und Sprache den konventionellen Formen angepaßt, welche die höhere Gesellschaft, Salon und Akademie erheischten. Eine kräftige, gesunde Zwerchfellerschütterung ist da nicht zu holen. Ein verständnisvolles Lächeln von zartgeschnittenen Lippen ist der höchste Triumph, auf den es hier die Komik abgesehen hat. Den Ernst des Lebens und die

Forderungen der Etikette wird sie nie recht los, und um mit Nutzen zu predigen, ist sie doch noch zu leichtsinnig.

In dieselbe Zeit wie die beiden Komödien (1640—1643) fallen die Tragödien: „Der Tod des Pompejus“ und „Rodogune, die Partherfürstin“. Bei der ersteren tat sich Corneille viel auf die glänzend rhetorische Sprache zugute; die andere betrachtete er lange für sein bestes Stück, doch fanden die gehäuften und künstlich verwickelten Greuel derselben bei andern nicht dasselbe Interesse. In „Theodora, Jungfrau und Märtyrin“ (1645) versuchte er sich nochmals an einem altchristlichen Stoff, mit all der Begeisterung, welche den „Polyeuct“ beseelt; die Errettung der Heiligen aus dem Lupanar führte indes Situationen herbei, welche der nicht gerade allzu keuschen Hofgesellschaft peinlich, ja unerträglich erschienen und das Stück völlig zu Falle brachten. Ziemlich günstige Aufnahme fand dagegen wieder „Heraklius, der Kaiser des Orients“ (1646), eine Tragödie, welche an spitzfindiger, labyrinthartiger Verwicklung „Rodogune“ noch übertrifft.

Schon wiederholt waren inzwischen Plätze in der Akademie frei geworden, aber immer schlüpften andere hinein. Noch 1646 wurde der Übersetzer Du Ryer aufgenommen, der sich von seinem Verleger 100 längere Verse mit 4 Francs, 100 kürzere mit 40 Sous bezahlen ließ. Am 22. Januar 1647 fand endlich auch Corneille Aufnahme unter die Unsterblichen. Im Jahre 1649 arbeitete er mit an dem Prachtwerk Louis le juste, das Valdor zur Verherrlichung des Königtums herausgab. In der nächsten Zeit dichtete er die „Andromeda“, mehr ein glänzendes lyrisches Ausstattungswerk als eigentliche Tragödie, darauf ein spanisches Heldenstück „Don Sancho von Arragon“, 1651 wieder eine antikisierende Tragödie „Nikomedes“, 1652 die Tragödie „Pertharite, König der Lombarden.“

Etwa um 1650 begann Corneille das berühmte Büchlein von der „Nachfolge Christi“ in französischen Strophen zu paraphrasieren; 1651 erschienen die ersten zwanzig Kapitel, 1653 das erste und zweite Buch, 1654 auch das dritte, 1656 endlich das Ganze. Papst Alexander VII. (der verständnisvolle, hochgebildete Kunstgönner Fabio Chigi) nahm die Widmung sehr huldvoll entgegen; mehr als dreißig Auflagen bekundeten in den nächsten zwanzig Jahren, daß die gottesinnige Schrift auch in dieser poetischen Umschreibung eine mächtige Anziehungskraft ausübte. Liegt auch ein besonderer Reiz des Büchleins, ähnlich wie bei den Evangelien, in seiner schlichten Einfalt und Kürze, den selbst eine einfache Prosaübersetzung nicht immer voll wiedergeben kann, so spinnen sich die blitzartigen Lichtgedanken in der Paraphrase doch oft zu herrlichen, volltönenden Strophen aus: sie sind eine würdige Huldigung, die ein genialer Geist der überlegenen Einfalt des Kreuzes zu Füßen legte.

Im Lande des Esprit Gaulois konnte es nicht ausbleiben, daß man den Dichter belächelte, bespöttelte, des Ungeschmacks und der Torheit zieh. Allerlei närrische Fabeleien wurden daran geknüpft. Unter jesuitischem Einfluß sollte er sich vom Theater abgewandt, der Mystik in die Arme geworfen haben. Die Paraphrase sollte eine Buße für die bisherige Verschwendung seines Talentes sein, eine Buße, die dann aber nicht stand hielt, den Dichter nur aufhielt und dann in neue Torheit zurückwarf. Von alledem ist nur soviel wahr, daß der immerdar fromme, wackere und edle Dichter sich für einige Zeit in die Stille des Privatlebens zurückgezogen hat, um an der Pflege rein religiöser Poesie sich geistig zu läutern und zu kräftigen. Er hat damit weder seine frühere noch seine spätere Dichtertätigkeit verurteilt, sondern nur die christliche Gesinnung betätigt, die sein Leben und Dichten beherrschte.

Diese christliche Gesinnung hat ihn in den ungünstigen Verhältnissen aufrecht erhalten, welche sein ganzes Leben begleiteten. Von Haus aus dürftig, verstand er auch mit dem Wenigen schlecht zu wirtschaften. Da er sich Richelieu nicht hatte unterwerfen wollen, sah er sich genötigt, wieder nach Rouen zu ziehen und als Advokat einiges Geld zu verdienen. Im Jahr 1640 wandte ihm der Finanzminister Fouquet einige Unterstützung zu. Von 1662 an erhielt er eine königliche Pension von 2000 Livres, die aber nicht pünktlich ausgezahlt und 1674 schon wieder zurückgezogen wurde. Auf jene poetischen Schmeicheleien, mit welchen andere Dichter jener Zeit Geld machten, verstand er sich schlecht. Von 1678 an erhielt er wieder Unterstützung; nach Colberts Tode (1683) blieb sie wieder aus. Der greise Dichter mußte sein Haus in Rouen verkaufen und wäre in äußerster Armut gestorben, wenn ihm der Sonnenkönig nicht kurz vor seinem Tode noch ein Almosen von 200 Louis gespendet hätte.

Die häufige Geldklemme hat auf Corneilles literarische Tätigkeit sehr nachteilig eingewirkt. Auf Wunsch des Finanzministers Fouquet, nicht aus eigenem Antrieb, schrieb er (1659) seinen „Ödipus". Es war ein hoffnungsloses Unternehmen, mit Sophokles in Konkurrenz zu treten. Um dem Stoffe wenigstens eine neue Wendung zu geben, zog er Dirke, eine Schwester des Ödipus, Theseus als ihren Freier und Philoktet als früheren Geliebten Jokastes heran, schickte der Lösung des Rätsels vier dunkle Orakelsprüche voraus, welche, irrig ausgelegt, eine steigende Verwirrung herbeiführen und die Einheit der Handlung auflösen. Die zermalmende Wirkung der antiken Tragödie ist damit zerstört; die künstlichen Theaterkoups, welche die Spannung verlängerten, vermochten nicht einmal das schaulustige Pariser Publikum zu befriedigen. Etwas mehr Glück hatte „Das goldene Vließ", eine tragédie en machines, d. h. ein glänzendes Ausstattungsstück, das 1660 mit großem Aufwand gegeben wurde.

Im „Sertorius“ (1662) kehrte Corneille wieder in seine römische Lieblingswelt zurück, mit ihren kräftigen Männergestalten, ihren politischen Leidenschaften, Stolz, Ehrgeiz, Freiheitsdurst, Tyrannei, mit ihrem weltweiten Horizont, in welchem die Könige als kleine Trabanten der Konsuln und Kaiser erscheinen. Neben Pompejus glänzt hier Sertorius mit wuchtiger Redegewalt. Ehrgeiz und Liebesleidenschaft zugleich machen Pergonna zum Mörder. Virinte und Aristie sind stolze Mannweiber, wie die Cornelia im „Pompejus“, die rachsüchtige Verschwörerin Emilia im „Cinna“. In der „Sophonisbe“ (1663) tritt eine solche Rachefurie an die Spitze der Tragödie. Von den Römern gefangen, die sie tödlich haßt, reicht sie Massinissa die Hand, aber da Lälius die Verheiratung hintertreibt, nimmt sie Gift. „Othon“ (1664) zeichnet in kraftvollen Zügen, nach Tacitus, die Prätorianer-Verschwörung gegen Kaiser Galba. Im „Agésilas“ (1666) glaubte Corneille durch neue Behandlung des Stoffes und größere Freiheit des Verses sich verdient zu machen, aber Boileau erklärte das Stück für die geringste seiner Leistungen, und seitdem ist es nie mehr zu Gnaden gekommen.

Nun folgt noch einmal ein Versuch, das Gebiet der historischen Tragödie hinab in die christliche Ära zu erweitern: „Attila, König der Hunnen“ (1667). Die geschickte, nur zu regelmäßig geschürzte Verwicklung beruht auf dem Schwanken Attilas in seiner Brautwahl. Ildiona, Schwester des Frankenkönigs Merovänus, weist seine Hand zurück zu Gunsten des Gepidenkönigs Ardaric. Honoria, die Schwester des Kaisers Honorius, spottet seiner, um dem Ostgotenkönig Walamir ihr Herz zu schenken. Er hetzt nun die beiden Könige gegeneinander, indem er jedem die ihm ersehnte Braut zu verschaffen verspricht, wenn er den andern aus der Welt schaffe. Schließlich läßt sich Ildiona herbei, seine Frau zu werden, aber nur mit der Absicht, ihn selbst umzubringen. Ehe sie aber dazu kommt, macht ein Anfall von Nasenbluten dem Leben des Hunnenkönigs ein Ende. Beide Frauen sind wieder übermenschliche Heldenwesen, „adorable Furien“, Attila selbst ein raffiniert boshaftes und doch wieder stolzes und prahlerisches Ungeheuer; ein geheimnisvolles Ahnen, die „Geißel Gottes“ zu sein, mildert indes die abstoßenden Züge, und durch die widerlichen politischen Hochzeitsintriguen leuchtet ein großartiger Widerschein des historischen Gottesgerichtes, das sich in der Völkerwanderung an dem alten Rom vollzog. Den Attila selbst läßt der Dichter sagen:

. . . Que vous perdez de mots injurieux,
À me faire un reproche et doux et glorieux!
Ce Dieu dont vous parlez, de temps en temps sévère,
Ne s'arme pas toujours de toute sa colère;
Mais, quand à sa fureur il livre l'univers,
Elle a pour chaque temps des déluges divers.
Jadis, de toutes parts faisant regorger l'onde,

Sous un déluge d'eaux il abima le monde.
Sa main tient en réserve un déluge de feux
Pour le dernier moment de nos derniers neveux;
Et mon bras, dont il fait aujourd'hui son tonnerre,
D'un déluge de sang couvre pour lui la terre.

Das ist Geist und Sprache eines großen, christlichen Dichters, den es innerlich immer noch drängte, aus dem künstlichen Zauberbann des Klassizismus herauszukommen. Corneille hatte jedoch sein sechzigstes Lebensjahr schon überschritten. Eine ganz neue Generation war um ihn emporgewachsen. Ludwig XIV., der noch nicht geboren war, als er seinen „Cid" dichtete, hatte schon selbständig die Erbschaft Richelieus und Mazarins übernommen, Colbert und Louvois an ihre Posten gesetzt, seine Persönlichkeit mit dem Staate identifiziert, durch die Heirat mit der Infantin Maria Theresia die Hand auf die Erbschaft der spanischen Krone und ihrer Länder gelegt, sich mit allem Glanz eines selbstbewußten Weltherrschers umgeben, in seinem öffentlichen Verhältnis zu Fräulein von Lavallière aber auch seinem Adel und Volke bereits ein Beispiel gegeben, das auf die gesamte sittliche Bildung verderblich einwirken mußte. Im Sonnenglanz des jungen Herrschers, zu dem ganz Europa bewundernd aufblickte, traten die literarischen Bestrebungen Richelieus und seiner Akademie, die Orakel des Hôtel Rambouillet und die Schäferromane Urfés, die gelehrten Sentenzen des Ménage und das affektierte Gezwitscher der Preziensen als altmodisch in den Hintergrund. Der glänzende Königshof ward selbst zum Hauptmittelpunkt des Geisteslebens, der äußeren Modebildung, der Kunst und der Literatur. Scharen von Dichtern drängten sich herzu, um einige Strahlen der königlichen Gunst oder ihrer mächtigen Trabanten zu erhaschen. Boileau trat jetzt mit seinen Satiren hervor, Lafontaine schrieb seine üppigen zuchtlosen Erzählungen, Molière stellte mit originellen Meisterwerken den „Lügner" Corneilles in den Schatten, Racine schwang sich mit der „Thébaide" (1664), „Alexander d. Gr." (1665) und „Andromache" (1667) rasch zum klassischen Dramatiker empor. Nicht so groß, männlich und heldenhaft angelegt wie Corneille, aber feiner und zarter, gefühlvoller und leidenschaftlicher, kam er dem verfeinerten, ausgebildeten Geschmack der hohen Gesellschaft weit mehr entgegen und fand in der Vollkraft der Jugend noch die Zukunft vor sich.

Das Unglück für Corneilles „Attila" war, nach Voltaires Bemerkung, daß er im selben Jahre mit Racines „Andromache" zusammentraf und von der harmonischen Vollendung dieses Stückes weit übertroffen wurde.

Corneille verlor den Mut nicht. An sich konnten zwei Dichter am besten nebeneinander blühen, wenn jeder sein eigenartiges Gepräge, seine verschiedene Richtung hatte. Goethe und Schiller standen sich gegenseitig gar nicht in der Sonne. Neben einem Sophokles ist auch Raum für einen

Äschylos und einen Euripides. Für kleinere Geister ist indes Dichterrivalität und Klassikerkult allzeit zur Parteisache geworden. Corneille hatte immer viele Gegner und Neider gehabt. Henriette von England hatte den unglücklichen Einfall, Racine und Corneille zur Behandlung desselben Stoffes anzuregen und so eine Art Wettkampf hervorzurufen, ohne daß beide es ahnten. Es war die unglückliche Liebe der Berenice zu Titus, für die Hofgesellschaft eine deutliche Anspielung auf die Gefühle, welche die Prinzessin zum Könige hegte. Racine entledigte sich der Aufgabe mit Glück, obgleich er den Spottversen Chapelles nicht entging:

Marion pleure, Marion crie,
Marion veut qu'on la marie.

Corneille zog mit „Titus und Berenice" (1670) entschieden den Kürzeren; doch weist auch dieses Stück wieder Stellen von wahrhaft klassischer Schönheit auf; in der Zeichnung des Titus steigt er sogar mehr als sonst aus dem Heldenpathos zu einem natürlicheren, ergreifenderen Tone herab, ohne indes seine höhere und ideale Auffassung der Liebe aufzugeben. Auch hier protestiert er wieder entschieden gegen die Verherrlichung der bloßen sinnlichen Neigung, die im berauschenden Genuß schließlich doch nur sich selbst sucht.

Noch reiner und religiös verklärt tritt seine ideale Auffassung der Liebe in „Pulcheria" (1670) hervor, seinem letzten Versuch eines christlich-historischen Dramas. Drei Freier bewerben sich um die Hand der byzantinischen Prinzessin: der jugendliche Leo, der ältere, bedächtige Martian, der ehrgeizige Aspar. Sie liebt Leo, aber nicht mit jener Liebe, von welcher das Theaterpublikum von damals, so gut wie das heutige, am liebsten erzählen hört, welcher der junge Roi Soleil mit souveräner Verachtung seiner Pflichten huldigte, welche so leicht auch die Bühne zu einer Schule des Ärgernisses gestaltet.

Je vous aime, Léon, et n'en fais point mystère.
Des feux tels que les miens n'ont rien qu'il faille taire,
Je vous aime, et non point de cette folle ardeur
Que les yeux éblouis font maîtresse du coeur,
Non d'un amour conçu dans les sens en tumulte,
À qui l'âme applaudit sans qu'elle se consulte,
Et qui ne concevant que d'aveugles désirs,
Languit dans les faveurs, et meurt dans les plaisirs:
Ma passion pour vous, généreuse et solide,
A la vertu pour âme et la raison pour guide,
Ma gloire pour objet et veut sous votre loi
Mettre en un jour illustre et l'univers et moi.

Man hat hierin einen widerlichen Stolz, frostige Vernünfteleien, frömmelnde Ängstlichkeit finden wollen. Das sind aber genau dieselben Vorwürfe, mit

welchen sittenlose Freidenker oder Lebemenschen die christlichen Ideale überhaupt loszuwerden suchen. Jede schöngeschminkte Puppe, die mit ihren Reizen ein frivoles Spiel treibt, ist ihnen „lebenswarm", „echt-menschlich", voll „Poesie". Für eine Liebe, der echter Seelenadel zu Grunde liegt, haben sie kein Verständnis. Es versteht sich von selbst, daß einem beträchtlichen Teile des Theaterpublikums eine Gestalt wie Pulcheria geradezu unausstehlich vorkommen mußte. Mannhafter hätte der Dichter nicht gegen die hohen und allerhöchsten Skandale protestieren können, als indem er die jungfräuliche Kaiserin von Byzanz auf die Bühne brachte und ihre sittliche Größe mit Meisterhand zeichnete.

Daß er dabei durchaus kein engherziger Skrupulant war, bezeugt das mythologische Festspiel „Psyche", das (1671) Molière entworfen hatte, das aber zum größeren Teile Corneille ausführte. Die antike Fabel von Amor und Psyche ist darin ebenso leicht, anmutig und echt poetisch erfaßt, wie wir sie bei Calderon wiederfinden. Wie Raffael, so witterten auch die großen Dichter der Renaissance darin keine heidnische Vergötterung der Sinnenlust, sondern nahmen den Mythos nur als ein leichtbeschwingtes Phantasiespiel auf, unter dessen anmutigen Märchengestalten manch hohe, würdige Idee sich barg. So tritt z. B. die platonische Vorstellung von der Macht des Eros hochlyrisch in der Klage hervor, in welcher Amor um Psyche trauert:

J'ai pleuré, j'ai prié, je soupire et menace,
    Et perd menaces et soupirs.
Elle ne veut pas voir que de mes déplaisirs
Dépend du monde entier l'heureuse ou triste face,
    Et que, si Psyché perd le jour,
Si Psyché n'est à moi, je ne suis plus l'Amour.
Oui, je romprai mon arc, je briserai mes flèches,
    J'éteindrai jusqu'à mon flambeau,
Je laisserai languir la nature au tombeau. . . .

In seinem letzten Stück „Suréna, der Parther-Feldherr" (1674) schlug Corneille vorwiegend die weichen Akkorde unglücklicher Zärtlichkeit an, als ob er, wie Voltaire meint, sich mit Racine auf dessen bevorzugtem Gebiete hätte messen wollen. Die allgemeine Stimmung war indes einmal gegen ihn eingenommen und achtete weder das tiefe Gefühl, das die Dichtung durchhauchte, noch die erhabene Kraft, die darin stellenweise aufblitzte. Müde und gebrochen zog sich Corneille jetzt vom Theater zurück. Im Jahre 1677 widmete er dem König einige „Episteln", in welchen er ihm dankte, daß er seine Hauptwerke in Versailles hatte aufführen lassen, zugleich aber darum bat, daß auch den übrigen Stücken dieselbe Gunst zu teil werden möchte. Er fiel indes in Ungnade und Vergessenheit. Er mußte sein Haus in Rouen verkaufen und lebte die letzten Jahre in Paris in großer Dürftigkeit. 78 Jahre alt, schon halb verschollen, starb er am 1. Oktober 1684.

Glänzender Ruhm ist dem Dichter jedoch nach seinem Tode zu teil geworden. Er hat zusammen mit Racine nicht nur über ein Jahrhundert hinaus als maßgebender Klassiker die französische Bühne und die französische Literatur beherrscht; der durch ihn verkörperte französische Klassizismus hat sich im ganzen übrigen Europa die Hegemonie erobert, selbst einen Lope de Vega, Calderon und Shakespeare zurückgedrängt und teilweise das Ansehen der antiken Tragiker erreicht und überflügelt. Fast ein Jahrhundert verfloß, bis Lessing [1] mit schonungsloser Hand an diesem Ansehen rüttelte und den Ruhmeskranz zerpflückte, den noch Voltaire aufs neue dem großen Dramatiker gewunden hatte. August Wilhelm v. Schlegel hat Lessings Kritik wohl in einigen Punkten gemildert und wohlwollender erklärt, aber in andern verschärft und zu einer fast rückhaltslosen Ablehnung des französischen Klassizismus, besonders Corneilles, gestaltet [2]. Diese Kritik hat indes allzu scharf die Schwächen und Mängel betont, zu welchen eine einseitige, teilweise irrige Auffassung der aristotelischen Dramaturgie die Franzosen geführt hatte, nicht genug auch die Vorzüge, welche Corneille den Alten abgelauscht hat. Oft trifft der deutsche Tadel im Grunde nicht so sehr den Dichter selbst als die Eigenart des französischen Geistes jener Zeit, welcher in strenger Beobachtung geselliger und höfischer Formen, in abgezirkelter Wortwahl, in reflexiver Rhetorik, in künstlichen Antithesen, selbst in dem eintönigen, meist bilderlosen Alexandriner lauter Schönheiten, ja einen Triumph der Kunst über die Natur erblickte. Schon Goethe hat die Franzosen weit mehr nach ihrem Naturell und darum milder beurteilt und über Corneille die bemerkenswerten Worte gesprochen:

„Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige, edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann es erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Der dramatische Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unablässig an seiner höheren Entwicklung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohltätige und edle sei.“ [3]

---

[1] Hamburgische Dramaturgie, 29., 30. und 31. Stück, über Rodogune; 2. Stück, über Polyeuct; 55. Stück, über die Ohrfeige im Cid; 80. und 81. Stück, über Corneilles dramat. Theorie.

[2] A. W. v. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, 17. bis 20. Vorl.: Gesammelte Werke VI, Leipzig 1846, 3—82.

[3] Eckermann, Gespräche mit Goethe (1. April 1827) III [4], Leipzig 1876, 99.

Siebtes Kapitel.

Cartesianer und Jansenisten. — Pascal. — La Rochefoucauld.

Die glänzende Machtentfaltung, zu welcher Frankreich unter Ludwig XIV. gelangte, dankte es nicht zum wenigsten seiner egoistischen Politik, welche hauptsächlich darauf gerichtet war, einerseits die habsburgisch-österreichische Monarchie und mit ihr das längst innerlich entzweite Deutsche Reich, anderseits Spanien möglichst zu schwächen, den Schwerpunkt der europäischen und der Weltpolitik nach Paris zu verlegen und so eines Tages jene Weltstellung zu erreichen, welche das deutsche Kaisertum in Karl V. erlangt, aber noch unter ihm teilweise wieder verloren hatte. Wie schon Franz I. und Heinrich IV., so suchten auch Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. die politische Einheit im eigenen Lande, soweit es die Umstände erlaubten, durch die religiöse zu verstärken, durch Unterstützung der protestantischen Fürsten in Deutschland aber die innere Auflösung des Reiches immer vollständiger herbeizuführen. Der Dreißigjährige Krieg war zu großem Teil eine Frucht dieser Politik. Mit dem Westfälischen Frieden erst hebt die Glanzzeit Frankreichs und die Herrschaft des französischen Klassizismus an. Man darf das auch in einer Literaturgeschichte nicht aus dem Auge lassen. Viele haben dem Katholizismus einen viel größeren Anteil an der literarischen und geistigen Entwicklung Frankreichs zugeschrieben, als er wirklich hatte. Er ist nur einer der großen Faktoren, die daran beteiligt waren, der aber durch andere vielfach gehemmt, durchkreuzt und zurückgeschoben wurde.

Mitten in den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts waren Humanismus und Scholastik einigermaßen zu einem friedlichen Ausgleich gelangt. Die eigentliche Wissenschaft wie die allgemeine Bildung konnten sich ruhig auf den breiten, sichern Grundlagen weiter entwickeln, welche das Mittelalter dem christlichen Europa hinterlassen. Glauben und Wissen, Offenbarung und Natur, Kirche und Schule wurden nicht als feindliche Mächte aufgefaßt, sondern als gottentstammte Lebenskräfte, die sich gegenseitig ergänzten und teilweise bedingten, stützten, hoben, harmonisch vollendeten. Die Buchdruckerkunst, der Seeweg nach Indien, die Entdeckung Amerikas, das Kopernikanische Weltsystem, die Wiedereröffnung der hellenischen Literatur, die Heranziehung der orientalischen Sprachen zum Bibelstudium, die Erneuerung altklassischen Schönheitssinnes in den Kunstwerken der Renaissance, all die großen Etappen, durch welche sich der enge Gesichtskreis des Mittelalters zu dem unabsehbaren der Neuzeit erweiterte, hatte der Menschengeist beschritten, noch ehe die Glaubenstrennung den unseligen Gedanken erweckte, nur durch Aufruhr gegen die gottgesetzte, kirchliche Autorität, nur durch Auflösung der

bisherigen unter dem Papste geeinigten christlichen Völkerfamilie wären die höchsten Ziele der Menschheit zu erreichen. Die reichbegabten Nationen des Südens, von denen zumeist die großen Kultureroberungen ausgegangen, konnten sich in diesen Gedanken nicht finden. Sie arbeiteten rüstig auf all den neu erschlossenen Bahnen weiter, ohne die verläßlichen Fundamente alterprobter Weisheit und durch Jahrhunderte überlieferten Glaubens aufzugeben, von denen aus die weltweiten neuen Bahnen erschlossen worden waren.

Auf dieser Grundlage haben sich während des 16. Jahrhunderts in Italien wie in Spanien und Portugal nicht nur Baukunst, Bildnerei und Malerei, sondern auch Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien in fruchtbarstem Wetteifer weiter entfaltet. Italien hat eine neue Glanzperiode seiner Literatur erlebt, welche in vollstem Einklang mit der ersten zusammenstimmt. Spanien hat sich zu einer Literaturblüte erschwungen, die man in Bezug auf Reichtum, Glanz, Schönheit und Idealität getrost mit der Glanzzeit der hellenischen Literatur vergleichen darf. Der Nationalgeist hat sich darin mit der Religion wie mit der humanistischen Bildung zu einem wunderbaren Dreiklang vermählt. Der größte Vertreter dieser christlich-klassischen Poesie, Don Pedro Calderon, ist nur drei Jahre vor Corneille, 1681, zu Madrid gestorben. Warum ist der ihm so innig verwandte französische Dichter nicht zu einem ebenso reichen, harmonischen, glänzenden Triumphe der christlichen Ideale gelangt?

Es kann kein Zweifel sein, daß die langen, erbitterten Hugenottenkriege daran keinen geringen Anteil hatten. Als unter Heinrich IV. endlich Friede ward, da waren die Folgen des tiefen Zwiespaltes, der so lange die Nation in zwei bewaffnete Lager geschieden hatte, noch lange nicht überwunden. Frankreich hat nie mehr jene religiöse Einheit zurückerlangt, aus welcher die Hochblüte der spanischen Literatur hervorgegangen. Das Edikt von Nantes (1598) stellte wohl einen gewissen erträglichen Friedenszustand her, vermochte aber weder die Wünsche jener zu befriedigen, welche für Frankreichs alten Glauben ein halbes Jahrhundert lang gelitten und gestritten, noch die Besiegten, welche die unumschränkte Herrschaft des neuen Glaubens hatten erringen wollen. Und noch waren die schmerzlichen Wunden beiderseits kaum verharscht, da erhob sich in den Reihen der Katholiken selbst eine Bewegung, welche zwar nicht unmittelbar gegen die Kirche gerichtet war, wohl aber die wissenschaftlichen Grundlagen erschütterte, auf denen die gesamte christliche Bildung bis dahin fußte[1].

---

[1] P. Féret, L'Aristotélisme et le Cartésianisme dans l'Université de Paris au XVII[e] siècle (Annales de la philosophie chrétienne 1903 CXLXI 1—23).

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Scholastik, welche damals auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie eine neue Hochblüte gezeitigt hatte, in Bezug auf die Naturwissenschaften und jene philosophischen Fragen, welche dieselben berührten, nicht jene Hast und Unruhe entwickelte, mit welcher vereinzelte Geister sich darauf stürzten, denen die Theologie ferner stand, die im Naturwissen ihr eins und alles erblickten. Die Geschichte der Kalenderreform zeigt indes zur Genüge, daß in den Kreisen der Theologen keine Feindseligkeit gegen die Naturwissenschaften vorhanden war, vielmehr ein ernstes, ruhiges Interesse für deren Förderung. Man braucht nur an Namen wie Clavius, Scheiner, Cysat, Guldin zu erinnern. Kepler hat in den Reihen der Theologen seine treuesten und wohlmeinendsten Freunde gefunden, auch ihnen die verdiente Anerkennung gezollt. Manchen war indes das Tempo des Fortschritts zu langsam, zu schleppend. Sie begnügten sich nicht damit, die Mängel und Irrungen aufzudecken, welche dem mittelalterlichen Aristotelismus anhafteten, und dieselben durch wohlbewiesene neue Errungenschaften zu verdrängen, sondern sagten sich kurzweg ganz von der älteren Wissenschaft und ihren Methoden los, verachteten und untergruben die Theologie, welche bis dahin als die höchste der Wissenschaften betrachtet wurde, ordneten die Philosophie mehr oder weniger dem Naturwissen unter, schlugen in der Philosophie ganz neue, willkürliche Bahnen ein und überantworteten, nachdem sie die bisherige hierarchische Ordnung der Wissenschaften umgestürzt, demokratisch weiterschreitend, die gesamte Bildung dem unumschränkten Gutdünken und der Liebhaberei des Einzelnen.

Der erste, der diesen verhängnisvollen Pfad beschritt und in das hergebrachte Bildungssystem Bresche legte, war René Descartes (Renatus Cartesius)[1], der „Vater der neueren Philosophie", geboren 1596 zu La Haye in der Touraine. Unbefriedigt von dem peripatetischen System und der scholastischen Methode, die er an dem Jesuitenkollegium La Flèche zu Paris kennen gelernt, warf er sich mit Feuereifer auf mathematische und naturwissenschaftliche Studien, trieb sich auf langen Wanderfahrten in halb Europa herum und spann sich dann 25 Jahre lang in Holland (meist in dem stillen Franeker) ein, um sich ungestört der Wissenschaft zu widmen, bis ihn endlich die junge Königin Christine nach Stockholm rief, wo er

---

[1] Baillet, La vie de M. Descartes, 2 Bde, Paris 1691. — Thomas, Éloge de René Descartes, Paris 1761. — J. Millet, Descartes, sa vie, ses travaux, ses découvertes, avant 1637, Paris 1867; Descartes, son histoire depuis 1637, Paris 1870. — Bordas-Desmoulins, Le Cartésianisme, Paris 1843. — F. Bouillier, Hist. de la philosophie cartésienne, Paris 1854. — Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie I[4], 1897. — A. Langhorst S. J., Die Skepsis in der Philosophie der Gegenwart, in den „Stimmen aus Maria-Laach" XXI (1881) 473—492.

1656 starb. Ein Jahr nach Corneilles „Cid“ — 1637 — erschien sein berühmter Discours de la méthode, die neue Erkenntnistheorie, welche er im Laufe von 17 Jahren ausgeheckt hatte, und welche der gesamten neueren Philosophie zum Ausgangspunkte dienen sollte[1].

Mit der katholischen Lehre und Überlieferung wollte Descartes durchaus nicht brechen. Es stak nichts eigentlich Ketzerisches in ihm. Als Freiwilliger im bayerischen Heer hat er selbst 1619 und 1620 die ersten Kriegsläufte des Dreißigjährigen Krieges mit durchgemacht und auf weiten Wanderungen bis Ungarn und Siebenbürgen, Ostpreußen und Friesland den Jammer kennen gelernt, den die Religionskriege über das damalige Europa verhängten. Er ließ die Theologie auf sich beruhen, hat als Katholik gelebt und ist als solcher gestorben. Aber in der Philosophie hat er eine ähnliche Rolle gespielt wie Luther in der Theologie. Er hat der Scholastik den Krieg auf Leben und Tod erklärt und bis zum letzten Augenblick daran gearbeitet, sie durch eine völlig neue Wissenschaft zu ersetzen. Auf die Religion angewandt, mußten seine Theorien fast unausweichlich zum Rationalismus führen[2].

Der Ausgangspunkt seiner „Methode“ ist der Zweifel, nicht der bloß methodische, wissenschaftliche Zweifel, der von allen bisher erbrachten Beweisen vorläufig absieht, um den Stand der Frage unbefangen und allseitig zu erörtern, sondern der ernste, allgemeine Zweifel, der an alles rücksichtslos und vorbehaltlos seine Axt legt, alle bisherigen Resultate der Wissenschaft, alle ihre Prinzipien und ihre gesamte Methode von sich wirft, die ganze Philosophie von vorne neu aufbauen will und nichts annimmt, als was der neue Baumeister nach allseitigster Prüfung für „evident“ hält. Es handelt sich um eine grundstürzende Revolution, um eine vollständige Neuschöpfung. Wohl erklärt er nun, daß eine so durchgreifende Reform des gesamten

[1] Gesamtausgaben: Lateinisch, Amsterdam 1650; Französisch, Paris 1701. — V. Cousin, Oeuvres complètes de Descartes, 11 Bde, Paris 1824—1826. — Garnier, Oeuvres philosophiques de Descartes, 4 Bde, Paris 1835. — Foucher de Careil, Oeuvres inédites de Descartes, Paris 1859 1860. — Eine Neuausgabe (du centenaire) begonnen von Ch. Adam und P. Tannery, Paris 1897.

[2] Bossuet hat diese Gefahr richtig vorausgesehen: „De ces mêmes principes mal entendus, un autre inconvénient terrible gagne sensiblement les esprits; car sous prétexte qu'il ne faut admettre que ce que l'on entend clairement (ce qui, réduit à certaines bornes, est très véritable), chacun se donne la liberté de dire: j'entends ceci, et je n'entends pas cela ... Il s'introduit sous ce prétexte une liberté de juger qui fait que, sans égard à la tradition, on avance témérairement tout ce qu'on pense, et jamais cet excès n'a paru à mon avis davantage que dans le nouveau système; car j'y trouve à la fois les inconvénients de toutes les sectes, et en particulier ceux du pélagianisme.“ Lettre du 21 Mai 1687.

Denkens nicht jedermanns Sache sei; er warnt ausdrücklich davor, seinem Beispiel zu folgen, besonders zwei Klassen: erstlich die Leichtsinnigen, welche nicht die erforderliche Geduld und Gründlichkeit besitzen, um die Prüfung eines jeden Begriffes und einer jeden bisherigen Ansicht mit Erfolg vorzunehmen, und zweitens die Beschränkten und Aufgeblasenen, welchen das nötige Urteil fehlt, und welche sich deshalb von andern belehren lassen müssen.

„Ich möchte in keiner Weise für jene unruhigen Strudelköpfe eintreten, welche, weder durch Geburt noch Schicksal zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen, sich doch beständig mit irgend einem neuen Reformationsgedanken beschäftigen; und dächte ich, diese Schrift enthielte auch nur das Geringste, was mich einer solchen Torheit verdächtig machen könnte, so täte es mir schon leid, sie drucken zu lassen. Meine Absicht ist nie weiter gegangen, als einen Versuch zu machen, mein eigenes Denken zu reformieren und auf einem Platz zu bauen, der ganz mir gehört."

Die Verwahrung hat wenig gefruchtet. Indem er dieses erste, für sein System bahnbrechende Werk französisch schrieb, ist es alsbald in das Hôtel Rambouillet und in weite Kreise gedrungen, welche zur Reform des gesamten menschlichen Denkens durchaus nicht die erforderlichen Eigenschaften besaßen. Seine Sprache ist hell und klar, sein Stil einfach, fließend, leicht verständlich. Das gilt auch von der französischen Übersetzung seiner Méditations métaphysiques, die (1641 lateinisch herausgegeben) 1647 von dem Herzog von Luynes übertragen wurden, von seinen „Prinzipien der Philosophie", die ebenfalls (1644) erst lateinisch abgefaßt bald eine gute französische Übersetzung fanden, von seinem „Traktat von den Leidenschaften der Seele", den er selbst 1649 für die Pfalzgräfin Elisabeth[1] schrieb, sowie von seinen andern Schriften. Auch abstrakte Fragen erhalten eine leichtfaßliche Form. Die Philosophie vertauscht ihre stramme mittelalterliche Rüstung mit einem weichanliegenden, leichten Modekostüm. Aus seinen Briefen spricht wohl gelegentlich der Stubengelehrte, der sich an den warmen Öfen Amsterdams behaglicher fühlt als unter dem ewig blauen Himmel des romantischen Italiens; aber der Stil ist munter, leicht und ohne schulmeisterliche Steifheit.

Während die Schriften des Philosophen, lateinisch abgefaßt oder ins Lateinische übersetzt, die Männer der Universitäten beschäftigten, zirkulierten sie, französisch abgefaßt oder in gefälliger französischer Übersetzung, in den Salons und bei Hofe. Während die Theologen und Philosophen der alten Schule seine zahlreichen Irrtümer in lateinischen Traktaten systematisch bekämpften, ward der Cartesianismus, wenn auch nur halb oder kaum verstanden, die Philosophie der feineren, gebildeten Welt.

[1] Jeannel, Descartes et la princesse palatine, Paris 1869. — Foucher de Careil, Descartes, la princesse Élisabeth et la reine Christine, d'après des lettres inédites, Paris 1879.

Den gewaltigen Einfluß zu schildern, den Descartes durch sein eigenes System, dann durch Spinoza und Leibniz auf die gesamte weitere Entwicklung des modernen Denkens gewonnen hat, müssen wir der Geschichte der Philosophie überlassen.

Die Entdeckungen, die er auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht, besonders seine Begründung der analytischen Geometrie, sind zum Ausgangspunkt vieler anderer glänzender Forschungen auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften geworden. Seine Erkenntnislehre, besonders sein berühmtes Cogito, ergo sum und seine Gotteserkenntnis fanden aber bald ebensoviele Bekämpfer als Anhänger und enfants terribles, welche, wie er vom Zweifel ausgehend und mit aller philosophischen Überlieferung brechend, in der Reform ihrer Ideen weit über seine Reformation hinausgingen. Während er zu Egmont in stiller Klause über seinem Systeme brütete, wurde im nahen Amsterdam 1632 Baruch Spinoza geboren, der gleich ihm von Jugend auf mit Leidenschaft Mathematik und Physik trieb, sich dann auf die Philosophie warf und, Ich und Gott in seinem Substanzbegriff vereinend, den Pantheismus zur Weltanschauung und Religion der Zukunft erhob [1]. Sein erstes Werk war ein Versuch, die philosophischen Prinzipien Descartes' syllogistisch zu begründen (Renati Descartes Principiorum philosophiae pars I et II more geometrico demonstratae, 1663). Dann folgte (1670) sein berühmtes Manifest für Denk- und Religionsfreiheit, endlich nach seinem Tode (1677) sein Hauptwerk, die Ethica more geometrico demonstrata. Mochten auch alle gläubigen Zeitgenossen, Juden, Protestanten und Katholiken, ihn als erklärten Atheisten von sich weisen, Leibniz seine Lehre „verwerflich" finden, Massillon ihn als ein „Ungeheuer" brandmarken, Bayle ihn als „systematischen Atheisten" bezeichnen, so schlichen doch mit seinen verpönten Schriften auch seine Ideen im Lande herum, Zweifel und Unglauben durchsäuerten die höheren Stände, und die Apologeten mühten sich vergeblich ab, mittels cartesianischer Ideen wieder jenen festen Halt zu gewinnen, welchen die übrigen Wissenschaften mit Recht bei der Philosophie zu suchen gewohnt waren.

Eine ansehnliche Gefolgschaft anderer Richtung fand Descartes bei den Jansenisten. Ihr Patriarch Cornelius Jansenius starb allerdings ein Jahr nachdem die berühmte „Rede über die Methode" erschienen war (1638); aber um so eifriger nahm sich nun sein Freund, Jean du Berger de Hauranne, „Abt von St Cyran", der gemeinsamen Sache an. Schon 1640 wurde der „Augustinus", das nachgelassene Werk des Jansenius, veröffentlicht und trotz päpstlichen Verbots (1642) und bischöflicher Zensuren (1644) aufs eifrigste gelesen, verbreitet und verteidigt.

Das Wesen der neuen Sekte kann man wohl einen gemäßigten Calvinismus nennen. Indem ihre Anhänger behaupteten, den hl. Augustinus

---

[1] K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie I⁴, 1897. — St. von Dunin-Borkowski S. J., Leben und Lehre bei Benedikt de Spinoza: „Stimmen aus Maria-Laach" LXII (1902) 121—133. — A. van der Linde, Ben. Spinoza, Bibliographie, Gravenhage 1871. — Überweg-Heinze, Grundriß III⁸, 1. Hft, 1896. — J. Freudenthal, Spinoza. I: Das Leben Spinozas, Stuttgart 1904.

besser zu verstehen als sämtliche Päpste, Lehrer und die gesamte Kirche seit 1200 Jahren, wandten und drehten sie dessen Texte nach ihren vorgefaßten Ideen und schrieben der göttlichen Gnade eine solche Macht und Wirkungsweise zu, daß für den freien Willen des Menschen schlechterdings kein Raum mehr blieb. Scheinbar die Größe Gottes mehr verherrlichend, schränkten sie den Anteil des Menschen an dem Heilsgeschäfte auf ein Minimum ein, verlangten, wie schon andere Irrlehrer vor ihnen, eine strengere Lebensführung nach dem Beispiele der ersten Christen, erschwerten den Empfang der heiligen Sakramente, besonders der heiligen Kommunion, verschmähten die freundlichen Andachten, mit welchen die Kirche dem Bedürfnisse des Volkes entgegenkam, und wollten sie durch eine größere Innerlichkeit ersetzen, verachteten die päpstliche Gewalt und das kirchliche Lehramt, das Kirchenrecht und die gesamte hierarchische Organisation, und suchten sich erst durch die gewundensten Advokatenkniffe, dann durch ein endloses Intriguenspiel gegen die klaren Entscheidungen der Kirche in ihren Irrtümern zu behaupten [1].

Die äußere Lebensstrenge gab ihnen ein gewisses Prestige. Anfänglich traten elf Bischöfe auf ihre Seite, 1721 hielten sieben noch offen zu ihnen, später noch vier, zuletzt noch zwei: Caulet von Tamiers und Pavillon von Aleth. Der Bischof Soanen von Senez wurde 1727 als hartnäckiger Jansenist verurteilt und starb 1740 unversöhnt mit der Kirche. Andere Bischöfe wagten den Jansenisten nicht entschieden gegenüberzutreten. Doktoren der Sorbonne, Geistliche aus vornehmen Familien, Parlamentsräte und hohe Staatsbeamte, Gelehrte und Schriftsteller schlossen sich ihnen an, vor allem aber eine Menge Damen, denen die bisherige kirchliche Verfassung und Lehre nicht genug Gelegenheit gab, sich zugleich durch Heiligkeit, Bildung, Geistreichigkeit und theologischen Einfluß wichtig zu machen. Der Mittelpunkt der neuen Geistes- und Reformkirche wurde denn auch weder ein Bischofssitz noch eine Universität, sondern ein Frauenkloster, Port-Royal, sechs Meilen von Paris, das durch die einflußreiche Familie Arnauld für den Jansenismus gewonnen wurde und bald noch andere Frauenklöster in dessen Fangarme zog. Als 1602 die zwölfjährige Jacqueline Arnauld als „Maria Angelika" Äbtissin wurde, zählte das Kloster nur 10 Nonnen und 2 Novizinnen. Doch

---

[1] In seinem großen Werke (Port Royal [3], 7 Bde, Paris 1867) hat Sainte-Beuve die Jansenisten geradezu zum Mittelpunkt der klassischen Literaturperiode gemacht, was beide in ein völlig falsches Licht rückt. Zur Korrektur kann dienen: Leydecker: Hist. Iansenismi, Traiecti ad Rhen., 1695. — A. Vandenpeerenboom, Cornelius Iansenius, Bruges 1882. — R. Rapin S. J., Histoire du Jansénisme p. p. Domenech, Paris 1865; Mémoires sur l'Église, 1644—1669, p. p. L. Aubineau, 3 Bde, Paris 1865. — R. Bauer S. J., Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Autorität, in den „Stimmen aus Maria-Laach" IV V VI VII XIII XVII (1873 1874 1877 1879).

bald erfolgte großer Zuzug aus Paris. Aus der Familie Arnauld allein traten elf weitere Mitglieder bei, dann eine Nichte des Kardinals de Retz, eine Tante des Dichters Racine, eine Schwester des Philosophen Pascal und viele andere Frauen der höheren Stände. Die Herzogin von Longueville ward ihre Beschützerin und wollte ihnen sogar in der Nähe des Louvre ein neues Haus stiften. Die Zahl der Nonnen stieg 1626 auf 70, und sie siedelten nun in ein Kloster nach Paris selbst über, das Port-Royal de Paris genannt wurde, während Port-Royal des Champs zu einer Art Einsiedelei für jansenistische Herren eingerichtet wurde. 1646 waren ihrer ein Dutzend. Nach zwei Jahren kehrte indes Schwester Maria Angelika mit zehn Nonnen wieder in die ländliche Einsamkeit zurück, und die Herren-Einsiedelei, die 1653 außer 4 Geistlichen noch 25 Laien zählte, wurde in ein Nebengebäude verlegt. Die Einsiedler eröffneten eine kleine Schule für Knaben, die Nonnen für Mädchen (die sog. petites écoles), die aber schon 1660 geschlossen wurden, da Port-Royal sich der Verurteilung der „fünf Sätze“ durch den Papst nicht fügen wollte.

Der geistige Leiter der Sekte war seit dem Tode St Cyrans (1643) der Bruder der Schwester Maria Angelika, Antoine Arnauld[1], geb. 1612, seit 1641 Priester, seit 1643 Doktor an der Sorbonne, aus der er allerdings 13 Jahre später wegen zähen Festhaltens an seinen Irrtümern wieder ausgeschlossen wurde. Sein rüstigster Gehilfe war Pierre Nicole, der zwar nicht Priester wurde, aber sehr eifrig Theologie betrieb und, von seiner Tante, der Mère Marie des Anges Suyreau, nach Port-Royal berufen, sein ausgebreitetes Wissen und seine schriftstellerische Gewandtheit ganz in den Dienst der jansenistischen Propaganda stellte. Mit richtigem Blick erkannten die zwei Führer in dem herrschenden Bildungssystem selbst ein Hauptbollwerk, das ihren religiösen Neuerungen entgegenstand, und begrüßten darum mit Freuden die cartesianische Philosophie, welche sie von dem Joche der alten Scholastik zu erlösen versprach. Mit der Einsamkeit von Port-Royal war es nicht weit her. Durch hundert Fäden des Familieneinflusses und des persönlichen Interesses standen die Nonnen und Einsiedler von Port-Royal mit den höfischen, aristokratischen und bürgerlichen Kreisen in Beziehung. Durch eine Flut von Erbauungsliteratur, welche auf die höheren Stände berechnet war, suchten sie ihre Anschauungen zu verbreiten und durch Pflege des Stils und der Sprache die Gemüter zu gewinnen. Das führte sie auf den Gedanken, auch den mittleren Unterricht umzugestalten und das Latein aus seiner herrschenden Stellung zu verdrängen[2]. Für die „kleinen Schulen“

[1] Mémoires d'Arnauld d'Andilly (in den Sammelwerken von Petitot, Michaud und Poujoulat). — P. Varin, La vérité sur les Arnaulds, 2 Bde, Paris 1847. — P. Faugère, Lettres de la mère Agnès Arnauld, 2 Bde, Paris 1858.

[2] „Während die Jesuiten in unübersehbaren Folianten Gelehrsamkeit aufspeicherten, oder sich in die widerwärtige Scholastik künstlicher Systeme der Moral

wurden neue Schulbücher ausgearbeitet, der Unterricht in den alten Sprachen, der Geometrie, der allgemeinen Grammatik, der Logik, der Philosophie auf neuen Fuß gestellt. Schüler wurden wenige aufgenommen, aber durch sorgfältige Auswahl schulte man der allgemeinen Reform die tüchtigsten Kräfte heran. Port-Royal gestaltete sich, wie vordem das Hôtel Rambouillet, zu einem Brennpunkt des literarischen Lebens. Das erste und gefeiertste Werk der neueren französischen Prosa ist von hier ausgegangen: Pascals „Briefe an einen Bewohner der Provinz von einem seiner Freunde geschrieben" (Lettres écrites à un provincial par un de ses amis), gewöhnlich die „Provinzialbriefe" genannt.

Blaise Pascal[1], 1623 zu Clermont geboren, kam noch in seinen jungen Jahren mit dem Vater und zwei Schwestern nach Paris, wo er als mathematisches Wunderkind Aufsehen erregte und schon als Knabe in gelehrte Zirkel Zutritt fand. Mit 16 Jahren schrieb er eine lateinische Abhandlung über die Kegelschnitte, bald darauf erfand er eine Rechenmaschine. Bedeutende Arbeiten über die verschiedensten Zweige der Mathematik und Physik verschafften ihm einen bleibenden Namen in der Gelehrtenwelt[2]. Das Studium rieb indes seine schwachen Kräfte auf. In Paris, wo er ärztliche Hilfe suchte, und wohin ihn seine jüngere Schwester begleitete, kam er in nähere Beziehung zu Port-Royal. Jacqueline trat 1651 als Nonne daselbst ein, worüber er anfänglich unzufrieden war; 1654, nachdem er fast wunderbar einer Lebensgefahr entronnen, ließ er sich jedoch selbst bei

---

und der Dogmatik verloren, wandten sich die Jansenisten an die Nation." Ranke, Die römischen Päpste III[10], Leipzig 1900, 10.

[1] Madame Périer (Gilberte Pascal), Vie de Pascal, 1684. — V. Cousin, Jacqueline Pascal, 1844. — Lélut, L'Amulette de Pascal, 1846. — J. Bertrand, Blaise Pascal, Paris 1891. — Ch. Adam, Pascal et Mademoiselle de Roannez, Dijon 1891. — A. Vinet, Études sur Bl. Pascal, 1848. — V. Cousin, Études sur Pascal, Paris 1842 1844. — Sainte-Beuve, Port-Royal III IV. — Maynard, Pascal, sa vie, son caractère et ses écrits, Paris 1850. — G. Dreydorff, Pascal, sein Leben und seine Kämpfe, Leipzig 1870. — E. Droz, Étude sur le scepticisme de Pascal, Paris 1886. — W. Kreiten S. J., Blasius Pascal, ein Charakterbild, in den „Stimmen aus Maria-Laach" XLII (1892) 26—38 191 bis 200 275—293 405—418 530—545; XLIII (1892) 27—43 149—166 256—270 380—400; Pascals letzte Jahre XLV 169—191 277—295 372—388.

[2] Freilich sind seine Verdienste auch in dieser Hinsicht übertrieben worden. Über seine Anleihen bei dem Italiener Francesco Maurolico (Maurolycus), der von 1494 bis 1575 lebte und den „Wunderstern" von 1573 und 1574 in Messina beobachtete, vgl. M. Cantor, Geschichte der Mathematik II[2], Leipzig 613 und 749, und dessen Mitteilung in der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht (Hoffmann-Schotten), 33. Jahrg. 1902, S. 536. Für den Satz $2\,\frac{a(a+1)}{2} - a = a^2$ beruft sich Pascal 1659 selbst auf Maurolycus, „welcher gerade diesen Satz mittels vollständiger Induktion bewiesen hat".

den dortigen Einsiedlern nieder, machte unter Singlins Leitung asketische Übungen und vertauschte die bisherigen Studien mit vorwiegend philosophischen und religiösen. Als Arnauld durch die Verurteilung der fünf Sätze immer mehr in die Enge geriet und von der Sorbonne selbst verurteilt und ausgeschlossen werden sollte, wurde ihm von befreundeten Laien der Rat erteilt, sich nicht mehr an die geistlichen und theologischen Autoritäten, sondern an das große Publikum zu wenden und den ganzen gegen ihn erhobenen Kampf als eine schnöde persönliche Verfolgung von seiten kleinlicher und gehässiger Gegner darzustellen. Arnauld wußte dafür nicht den richtigen Ton zu treffen. Da nahm es Pascal auf sich, das ihm von Arnauld und Nicole zurechtgelegte Material in leichter, gefälliger, satirisch-weltlicher Weise zu redigieren. So entstanden die sog. „Provinzialbriefe", welche als Flugblätter in einer Auflage von 10000 Exemplaren von Paris aus überallhin verbreitet und von allen Jansenistenfreunden und Schöngeistern mit Entzücken verschlungen wurden. Der erste ist vom 23. Januar 1656 datiert, der letzte vom März 1657 [1].

In dem ersten Briefe fingiert Pascal, einen Provinzbewohner (provincial) über den Streit aufzuklären, der in der Hauptstadt so ungeheuren Staub aufgewirbelt. Der Sachverhalt wird in leichtfüßigster Weise zu Gunsten Arnaulds verschoben, die Stellung, Anschauung und Verfahrungsart seiner Gegner mit feinster Ironie lächerlich gemacht. In den zwei nächsten Briefen wird das fortgesetzt: besonders lustig geht es da gegen die Dominikaner und die übrigen Mönche her. Tiefer in die Gnadenlehre einzugehen schien indes nicht rätlich. Die Sache wäre für das große Publikum unverständlich und langweilig geworden; dazu hätte man einen Eiertanz aufführen müssen, um die fünf Sätze zu retten und doch mit der Verurteilung derselben sich abzufinden. Als seine Hauptgegner betrachtete Arnauld die Jesuiten, und da ihnen auf dogmatischem Gebiete nichts anzuhaben war, so griff er unbedenklich zu dem unheiligen Mittel, ihre Moral, vorab ihre Kasuistik, zum abstoßendsten Zerrbild zu entstellen und so dem Orden das Ansehen und Vertrauen zu entziehen, das er auf dem Gebiete der Seelsorge allgemein genoß. Schon calvinistische Jesuitenfresser hatten in älteren katholischen Moralwerken herumgestöbert, Sätze, Ansichten, Fragen aus dem Kontext herausgerissen, verdreht, übertrieben, entstellt und so ein Exempelbuch zusammengestellt, das die katholische Moral als ein Destillat der gemeinsten Unsittlichkeit und Heuchelei erscheinen ließ. Mit verbissenstem In-

[1] Erste Originalausgabe, Paris 1656—1657 in 4°; dann Paris 1657; Köln 1659 in 8°. — Lateinische Übersetzung von Nicole (unter dem Pseudonym Willelmus Wendrockius), Köln 1658. — Unter den zahllosen Neuausgaben ist bemerkenswert diejenige von Maynard (2 Bde, Paris 1851), weil eine gute Widerlegung enthaltend.

grimm griffen Arnauld, Nicole und ihre übrigen Helfershelfer zu dieser kostbaren „Quelle“ und wühlten dazu in den Handbüchern und Traktaten besonders der spanischen Moralisten herum, um absonderliche oder wirklich irrige Ansichten einzelner aufzufischen und sie dann dem ganzen Orden aufzubürden, aber weit mehr den Probabilismus selbst und die praktische Anwendung desselben in ein völlig schiefes Licht zu rücken und die Jesuiten als gewissenlose Heuchler und Verderber der öffentlichen Sittlichkeit darzustellen.

Pascal hat das traurige Verdienst, das grobkantige Verleumdungsmaterial, mit dem ihn Arnauld und Nicole versorgten, gut verteilt, boshaft gruppiert, feiner zugespitzt und mit einer gewissen publizistischen Eleganz ausgearbeitet zu haben. Als die Jesuiten jedoch in Gegenbriefen [1] das schmähliche Truggewebe aufdeckten und den Vorwurf der Verleumdung nicht nur erhoben, sondern auch begründeten, hielt er es für geraten, das Feld der „Jesuitenmoral“ wieder zu verlassen und im 16. Briefe auf die Verteidigung des Jansenismus zurückzukommen. Ziemlich kläglich leierte er im 16. und 17. Briefe wieder das alte Stücklein ab, daß die fünf Sätze gar keine Irrlehre enthielten, und daß es sich nur um eine sog. quaestio facti handle, in welcher der Papst sich irren könne. Damit hatte er wenig Glück. Schon im 18. Briefe bat er verschämt um Frieden und machte der publizistischen Komödie ein Ende. Noch lange wußte man nicht, wer die Briefe geschrieben. Sie erschienen zuerst ohne Autornamen. Um von dem wirklichen Verfasser um so sicherer abzulenken, nannte er sich dann Louis de Montalte. Schließlich wurden sie gesammelt unter dem Titel herausgegeben: Lettres de Louis de Montalte à un provincial de ses amis et aux R. R. P. P. jésuites sur la morale et la politique de ces pères.

Sie wurden von der römischen Inquisition, dem Parlament von Aix, dem französischen Staatsrat verurteilt. Sie sind auch von der neuesten Ausgabe des römischen Index nicht verschwunden. Das Lob und die Bewunderung aller Kirchenfeinde hat die Verurteilung bestätigt. Bei allen Jesuitenfeinden gelten sie noch heute als eine Art Evangelium. Sie haben dem Orden vielleicht mehr geschadet als die Aufhebung durch Papst Klemens XIV. Ihren verleumderischen Charakter hat selbst eine Madame von Maintenon klar eingesehen und bezeugt; sie nennt die Briefe diffamantes, pleines d'aigreur, d'animosité et de médisances. Dennoch sind diese Ehrabschneidungen und Verleumdungen von Tausenden als die lauterste Wahrheit hingenommen worden [2].

---

[1] Réponses aux lettres provinciales (von den P. P. Annat, de Lingendes, Nouet, Brisacier), Liège 1657 1658 1659.

[2] Gründliche Beleuchtung des Entstehens wie des Inhalts bei W. Kreiten, Die Provinzialbriefe Pascals, in den „Stimmen aus Maria-Laach“ XLIV (1893) 24—47 161—187 295—318 456—471 537—554; XLV 25—42.

Rein sachlich betrachtet, gehört diese Schrift zu den nichtswürdigsten Pamphleten, die je geschrieben worden sind. Indem die Jesuiten den Jansenismus seit dessen erstem Auftreten theoretisch und praktisch, in gelehrten Werken und auf der Kanzel, im Unterricht und in der Seelsorge ebenso nachdrücklich wie erfolgreich bekämpften, hatten sie nur ihre schlichte Katholikenpflicht erfüllt und die Rechte ausgeübt, welche die kirchliche Autorität ihnen seit einem Jahrhundert wiederholt erteilt, feierlich verbrieft und bestätigt hatte. Hauptsächlich durch ihr Wirken hatte sich das katholische Frankreich aus den Wirren der Hugenottenkriege wieder zu neuem Leben und zu neuer Blüte erhoben. Ihr Apostolat im fernsten Osten wie in Süd- und Nordamerika, ihr Heldenmut in den englischen Katholikenverfolgungen, die Zurückgewinnung eines großen Teiles von Deutschland für die katholische Kirche, das Wiedererstarken des religiösen Lebens in den katholischen Ländern, die Blüte ihrer Kollegien, ihre glänzende Beteiligung an allen Zweigen der Wissenschaft, vor allem aber die opfermutige, unermüdliche Tätigkeit des Ordens auf dem Gebiete der Seelsorge und der Charitas und die erhabenen Beispiele seiner Heiligen hatten dem Orden die Achtung und das Vertrauen der ganzen katholischen Welt erobert. Mit seiner Dogmatik wie mit seiner Moral stand er ganz und voll auf dem sichern Boden der kirchlichen Lehre. Der Streit, den die Gnadenlehre Molinas hervorgerufen, betraf Punkte, in welchen die Kirche Freiheit ließ, und welche darum das wesentliche Gebiet des Glaubens nicht berührten. Die Lehre des Probabilismus hatten sie bereits in der Kirche vorgefunden, ebenso die Kasuistik, welche sie als unerläßliches Hilfsmittel des praktischen Theologieunterrichts gewissenhaft im Sinne der Kirche weiterpflegten.

Vom sprachlichen und stilistischen Standpunkt aus werden die „Provinzialbriefe" von den Franzosen allgemein als ein Meisterwerk gefeiert. Boileau erklärte, „Pascal habe damit die Alten und die Neuen übertroffen". Perrault sagt: „Alles findet sich hier: Reinheit der Sprache, Adel der Gedanken, Gründlichkeit der Beweisführung, Feinheit im Spott, und überall eine Anmut, die man sonst nirgends wieder findet." Das Entzücken der Pariser Damenwelt schildert Madame de Sévigné in folgenden Worten:

„Bisweilen, um uns zu zerstreuen, lasen wir die ‚Kleinen Briefe'. Guter Gott! Welch ein Zauber! Und wie mein Sohn sie liest! Ich denke immer an meine Tochter, und wie ein solches Übermaß von Richtigkeit und Urteil ihrer würdig wäre; aber Ihr Bruder sagt, Sie fänden, es sei immer dieselbe Geschichte. Ach, mein Gott! um so besser; kann man einen vollkommeneren Stil besitzen, eine feinere, natürlichere, zartere Spötterei, eine, die der Dialoge Platons, die doch so schön sind, würdiger wäre? Und wo er sich nach den ersten zehn Briefen an die Hochwürdigen (d. h. die Jesuiten) wendet, welcher Ernst! welche Gründlichkeit! welche Kraft! welche Beredsamkeit! welche Liebe zu Gott und zur Wahrheit! Das alles findet sich in den acht letzten Briefen, welche in einem ganz verschiedenen Tone gehalten sind. Ich bin

sicher, Sie haben sie immer nur rasch gelesen und nur die lustigen Stellen aufgegriffen; aber das ist nicht das Gleiche, wenn man sie mit Muße liest."

Tiefer als dieses geschwätzige Kirchenmütterchen blickte Villemain, indem er bemerkte: „Ich würde die Provinzialbriefe weniger bewundern, wenn sie nicht vor Molière geschrieben wären."

Pascal besitzt wirklich in hohem Grade die Anlagen eines feinen Spötters und Satirikers, der die Schwächen der Menschen scharfsinnig aufzuspüren, boshaft auszubeuten, mit beißender Ironie ins Komische zu ziehen weiß, mit einem äußeren Wohlanstand und einer scheinbaren Artigkeit, die tiefer schneiden als eine grobkörnige Beleidigung. Aber welcher ehrliche Mensch kann wirklich dieser Geistreichigkeiten froh werden, wenn er sich vor Augen hält, daß hier nicht mit einem Monsieur Jourdain oder Scapin Fangball gespielt wird, sondern daß hier ein genialer Mann sich in der unwürdigsten Weise an dem guten Rufe einer ganzen Korporation vergreift, die sich um Kirche und Menschheit die anerkanntesten Verdienste erworben hatte. Das ist keine heitere Komödie mehr, sondern eine bedauernswerte Tragödie, bei der Pascal im Grunde eine jammervolle Rolle spielt. Da steht kein sonniger, harmonischer Platon vor uns, sondern ein kränklicher, nervöser Gelehrter, der, überarbeitet und überstudiert, infolgedessen einem krankhaften Mystizismus anheimgefallen, die Nachsicht nicht mehr begreift, welche Christus mit den Sündern hatte, und welche gleich ihm die gewissenhaftesten Welt- und Ordenspriester im Beichtstuhl üben, und der sie nun samt und sonders zu pharisäischen Schuften stempelt. Die eigentliche Seele seiner „Briefe" ist nicht ein menschenfreundlicher Humor, der über harmlose Schwächen heiter zu lachen weiß, sondern jener trübselige Rigorismus, der die Einsiedler von Port-Royal beherrschte und ihre Nachbeter zu den wirkungsvollsten Bundesgenossen des modernen Unglaubens gemacht hat. Denn ein großer Teil der sog. gebildeten Pariserwelt lachte und spottete wohl mit über die Jesuiten, hütete sich aber wohl, sich den Gebeten und Bußübungen zu unterziehen, welche Louis von Montalte predigte.

Pascal hat den Abschluß der Provinzialbriefe nur noch fünf Jahre überlebt. Ein völlig gebrochener Mann, ist er auch in dieser Zeit seines Lebens nie froh geworden. Es findet sich bei ihm nichts von jener glaubensfreudigen Zuversicht, mit welcher einst Athanasius und Augustinus der heidnischen Philosophie und den Häretikern ihrer Tage entgegentraten, nichts von jener sonnigen Klarheit, mit welcher ein Thomas von Aquino die Tüfteleien des Irrtums zerpflückte. Von Verachtung für die alte Wissenschaft, von Überschätzung für die neue mißleitet, von der Neigung beherrscht, mathematisches und physikalisches Beweisverfahren auch in Philosophie und Theologie hineinzutragen (wie das seit Descartes in der Luft lag), ohne einheitliche theologische Durchbildung, sah er die Religion an unzähligen Punkten bedroht,

in allen Kanten und Fugen wanken. Nachdem er die wackersten und bewährtesten Vorkämpfer der christlichen Lehre durch seine Spottbriefe, so weit es an ihm lag, aus dem Geisteskampfe hinweggeräumt, trug er sich mit dem großen Plane, allein und ohne Hilfe jene durchgreifende, allumfassende Apologetik (Apologie de la religion chrétienne) zu verfassen, auf welche die Kirche seit sechzehn Jahrhunderten vergeblich gewartet hatte, und welche allem Zweifel, aller Ungewißheit endlich ein Ende machen sollte. Es spricht aus dieser Absicht wohl ein edler, frommer Eifer, aber auch ein krankhafter Anflug von Größenwahn. Das geplante Werk ist denn auch Torso geblieben. Aus dem riesigen Anlauf ist nichts hervorgegangen als eine Sammlung unzusammenhängender Auszüge, Skizzen und Entwürfe, auf tausend kleinen Zetteln zerstreut, die, verstümmelt und willkürlich zusammengeleimt, unter dem Titel Pensées von seinen Verehrern in Port-Royal 1670 herausgegeben wurden, in ihrem ganzen Umfang erst durch spätere Kritiker bekannt geworden sind.

Die Pensées[1] enthalten recht viel Schönes, Beherzigenswertes, Erbauliches. Es sind Betrachtungen eines ernsten, religiösen, aber melancholisch strengen Geistes, in schlichter, klarer, würdiger Sprache. Man kann aber sehr wohl darauf anwenden, was Lessing von einer andern Schrift sagt: Was darin wahr ist, das ist meistens nicht neu, und was darin neu ist, das ist leider nicht immer wahr. Mancher, der sonst kaum mehr zu einem religiösen Buche griff, weil das seinem freien Mannesstolze zu widersprechen schien, mag an den berühmten Pensées, die man um ihrer Klassizität willen lesen durfte, vielleicht das fast erloschene Lämpchen seiner religiösen Begriffe und Anwandlungen wieder mit etwas Öl versehen haben. Manchen mag es heilsam gewesen sein, daß auch ein so berühmter Mathematiker und Physiker das Christentum doch noch für etwas nütze hielt und es sogar zu demonstrieren versuchte. Geistern, die gleich ihm an Zweifel und Unruhe litten, mögen seine „Gedanken“ wieder etwas Halt geboten und sie auf ernstere Prüfung geleitet haben. Der Wert der Schrift ist indes gar sehr übertrieben worden, weil die meisten Literaturkritiker in religiöser und geistlicher Literatur gewöhnlich nur wenig bewandert sind und das Beste verschmähen, wenn es nicht in klassischer Form oder wenigstens mit dem Rufe der Klassizität an sie herantritt. Was den Pensées am meisten abgeht, das ist ein richtiger Zusammenhang zwischen Wissen und Glauben. Pascal

[1] Schon von der ersten Originalausgabe (Paris 1669 1670) weichen die bekannten 5 Exemplare voneinander ab; nicht minder die folgenden zahllosen Ausgaben. — Eine wirklich kritische nach dem handschr. Autograph gab erst Michaut, (Friburgi Helvetiorum 1896). — Eingehendste Würdigung bei W. Kreiten, Pascals Gedanken, in den „Stimmen aus Maria-Laach“ L (1896) 158—173 300—320 427 bis 442 506—526.

betrachtet zwar die Vernunft nicht wie Luther als eine „Metze des Teufels", aber er schreibt ihr lange nicht so viel Macht und Einfluß zu, als ihr wirklich zukommt und als erforderlich ist, um die „Huldigung des Glaubens" (obsequium fidei) zu einem vernünftigen zu machen. Keinen der „Philosophen" des 18. Jahrhunderts haben darum die Pensées ernstlich zu Gott zurückgeführt.

Fast ebenso luftig gestaltete sich die Theodicee und Psychologie, welche Nicolas de Malebranche (geb. 1638, seit 1660 Oratorianer)[1] aus der cartesianischen Philosophie heraus entwickelte. Sein Hauptwerk De la recherche de la vérité erlebte zwar noch zu seinen Lebzeiten sechs Auflagen (1674 bis 1712), aber es entging einer bedingten kirchlichen Zensur nicht, weil der sonst wohlmeinende und fromme Mann die unsichere, idealistische Gotteserkenntnis des Cartesius, unter dem Einfluß eines gewissen Mystizismus, noch mehr aus dem inneren Zusammenhang der menschlichen Doppelnatur herausriß und zu einem geistigen Schauen spiritualisierte, das dem Menschen hinieden unmöglich ist. Anstatt dem Unglauben ein festes Bollwerk gegenüberzustellen, richtete diese Philosophie nur neue Unklarheit und Verwirrung an und ward von Voltaire mit dem Spottverse abgewiesen:

Lui, qui voit tout en Dieu, n'y voit pas qu'il est fou.

So herben Spott hat Malebranche sicher nicht verdient. Er hat es gut und ehrlich gemeint; aber indem er den irrigen Strömungen seiner Zeit wohlwollend entgegenkommen und sie zum Guten ausnützen wollte, ward er selbst von der übermächtigen Strömung in den Irrtum hineingerissen.

Wie wenig eine eigentlich christliche Philosophie und tiefere religiöse Anschauungen die damalige höhere Gesellschaft beherrschten, wie frivol vielmehr ihr Geist angehaucht war, das hat einer aus ihrer Mitte, der Herzog Franz VI. von La Rochefoucauld, Prinz von Marsillac, in seinen sog. „Maximen"[2] mit unverblümter Lebenswahrheit gezeichnet. Es war ursprünglich ein winziges Büchlein mit 316 numerierten Sprüchen und dem Titel Sentences et maximes morales (1665). Die zweite Auflage (1666) brachte nur noch 302 Sprüche, die dritte (1671) 341, die vierte (1675)

---

[1] Jules Simon, Oeuvres de Malebranche, Paris 1842. — Blampignon, Études sur Malebranche, suivies d'une correspondance inédite, Paris 1862. — P. Ingold, Vie de Malebranche par le P. André, Paris 1886. — Ollé-Laprune, La philosophie de Malebranche, Paris 1870.

[2] Erste Ausgabe der Maximes, Paris 1665, letzte zu Lebzeiten La Rochefoucaulds, 1678. — Kritische Ausgabe der Oeuvres complètes von Gilbert, Gourbault und H. Régnier, Paris 1868—1883. — A. Vinet, Les moralistes français au XVII[e] siècle: La Roche-Foucauld, Paris 1837. — Prévost-Paradol, Études sur les moralistes français, 1865. — J. Bourdeau, La Roche-Foucauld, Paris 1893.

413, die fünfte (1678) 508. Zwei Jahre später (1680) starb der Herzog, durch die kleine Spruchsammlung zum Klassiker geworden.

Erst Soldat, dann Höfling, Schützling der Königin Anna von Österreich, Gegner Richelieus und Mazarins, in der Zeit der Fronde eines der unruhigsten Parteihäupter, unter Ludwig XIV. dann eines der angesehensten Mitglieder der hohen Gesellschaft, von Madame de Sablé und von der Herzogin de La Chevreuse ebenso verehrt wie vordem von der Marquise de Longueville, der Schwester Condés, der angebetete Heros der Madame de Sévigné und der Madame de La Fayette, setzte er sich erst in vorgerückten Jahren zum Schreiben nieder und erleichterte sein Herz in zeitgenössischen „Memoiren", die einen interessanten Einblick in das Treiben der Frondezeit gewähren. Auf Anregung der Madame de Sablé schrieb er dann die „Maximen" nieder, die nach Meinung der guten Damen wohl eine Art Katechismus seiner Welt- und Lebensweisheit darstellen sollten. Doch der schneidige, realistische Herzog tat ihnen nicht den Gefallen, dem schnöden Welttreiben, wie er es in tausend kleinen Zügen der Wirklichkeit beobachtet hatte, ein schön gesticktes Moralmäntelchen umzuhängen. Er zeichnete es mit epigrammatischer Schärfe, so wie er es gesehen. „Ach, Madame!" schrie da Madame de La Fayette in einem Briefe an ihre Freundin Madame de Sablé auf, „welche Korruption muß man im Geiste und im Herzen tragen, um das alles zu schreiben!"

Von Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Menschenliebe ist da keine Rede, geschweige denn von Glaube, Hoffnung und Liebe in christlichem Sinne. Die Triebfeder des ganzen menschlichen Lebens und Treibens ist die gemeinste Eigensucht, die Liebe zum eigenen Ruhme, Genuß und Vorteil. Alle Tugenden sind nur Verstellung. Alles entscheidet im Grunde der nackte Egoismus. Besonders auf weibliche Liebe, Tugend und Ehre ist gar kein Verlaß, wenn die wetterwendischen Wesen nicht durch irgend ein egoistisches Interesse im Schach gehalten sind.

Man hat indes diese Spruchweisheit zu ernst genommen. In einem Briefe, welcher der ersten Ausgabe vorgedruckt wurde, hatte der weltkluge Herzog allerdings erklärt, daß das Büchlein nur den „Abriß einer Moral bilde, welche den Ansichten mehrerer Kirchenväter entspreche", und „daß der Verfasser geglaubt habe, unter Leitung solcher Führer sich kaum verirren zu können". Als jedoch seine Freundinnen sich über diese Moral des Egoismus entsetzten, säumte er nicht, viele seiner Sprüche abzuschwächen und ihnen durch kleine Abänderungen den schlimmsten Stachel zu nehmen. Eine Moral der Kirchenväter bieten seine Orakel aber auch in der fünften, verbesserten Auflage nicht. Denn wohl wird sich die Zeichnung, welche er von der Macht der Eigenliebe entwirft, mit zahlreichen Väterstellen belegen lassen, aber die viel zahlreicheren Väterstellen über die Macht der Gnade und der

Tugend in ebenso kurze und schlagende Sprüche zu prägen, hat der feine Welt- und Lebemann ganz unterlassen. Soweit er sich innerhalb seines eigenen Beobachtungsfeldes hält, sieht er scharf, analysiert er treffend und gibt seine Urteile und Einfälle in knapper, schneidender, echt epigrammatischer Kürze wieder. Jeder kann viel an seinen Sprüchen lernen, wenn er sie nicht als entscheidende Grundsätze, sondern als Beobachtungen eines vielerfahrenen, oft enttäuschten, darum pessimistischen Weltmannes nimmt, sie an den christlichen Grundsätzen prüft, aus denselben ergänzt und verbessert. Bei der Redseligkeit und Weitschweifigkeit, zu der die Franzosen hinneigen, hat der herzogliche Epigrammatiker in reichem Maße das Lob verdient, das Voltaire seinen „Maximen" spendet:

„Es ist eines der Werke, die am meisten dazu beigetragen haben, den Geschmack der Nation zu bilden und ihm einen Geist der Richtigkeit und Genauigkeit (de justesse et de précision) zu geben. . . . Er gewöhnte daran, zu denken und den Gedanken eine lebhafte, bestimmte und feine Wendung zu geben (et de renfermer les pensées dans un tour vif, précis et délicat)."

In diesem Sinne, d. h. nach der formellen Seite hin, haben seine „Maximen" wohltätig gewirkt. So wenig wie Montaigne ist er den großen, bahnbrechenden Denkern zuzuzählen; aber wie Montaigne war er ein geistreicher, wortgewandter Mann; er ist auch gleich ihm als gläubiger Katholik gestorben. Priesterlichen Beistand leistete ihm im Tode ein Mann, den man mit vollem Rechte zu den großen Denkern rechnen kann, und der auch die französische Literatur weit mächtiger gefördert hat: der damalige Bischof von Condom, Bossuet.

Achtes Kapitel.

Die klassische Kanzelberedsamkeit.

Jacques Bénigne Bossuet, als Sohn eines Advokaten 1627 zu Dijon geboren, vertritt den bisher genannten Prosaikern gegenüber, die mehr oder weniger zu den Morgensternen der modernen Bildung gerechnet werden, noch die alte Schule. Seine Gymnasialbildung erhielt er, gleich Corneille, an dem Jesuitenkolleg seiner Vaterstadt. Mit 15 Jahren kam er dann nach Paris und machte seinen philosophischen Kurs an dem berühmten Kollegium von Navarra. Daneben trieb er wacker Griechisch und Latein und machte sich mit den alten Historikern, Rednern und Dichtern so vertraut, daß er in späteren Jahren noch eine Masse schöner Stellen auswendig wußte. Im Jahre 1648 trat er ein Kanonikat in Metz an, studierte aber fleißig weiter,

jetzt Bibel und Kirchenväter, empfing 1652 die Priesterweihe und die Doktorwürde an der Sorbonne und erhielt dann die Würde eines Erzdiakons an der Kathedrale von Metz. Siebzehn Jahre (1652—1669) widmete er sich hier mit regstem Eifer seinen seelsorglichen Pflichten, beteiligte sich mit Geschick an den Kontroversen, welche protestantische Angriffe nötig machten, und setzte dabei mit größtem Eifer das Studium der Kirchenväter fort, besonders des hl. Augustinus, Johannes Chrysostomus und Gregorius von Nazianz. Der hl. Vinzenz von Paula, unter dessen Leitung er sich auf den Empfang der Priesterweihe vorbereitet hatte, erkannte bald sein hervorragendes Predigertalent und berief ihn nach Paris, wo seine Kanzelreden großes Aufsehen machten, und wohin er fürder häufig eingeladen wurde; 1658 hielt er daselbst die Fastenpredigten; eine Festpredigt auf den hl. Joseph lenkte 1660 die Aufmerksamkeit der Königinmutter auf ihn. Für den Advent 1661 und die Fasten 1662 wurde er als Prediger in die Kapelle des Louvre beschieden und gewann sich die vollste Anerkennung des Königs. 1666 hielt er abermals die Fastenpredigten für den Hof im Schlosse Saint-Germain.

Während dieser ersten Periode seines priesterlichen Wirkens breitete sich der Ruf Descartes' über die ganze Welt aus, schrieb Pascal seine Provinzialbriefe, La Rochefoucauld seine „Maximen", trafen die letzten Tragödien Corneilles mit den ersten glänzenden Leistungen Racines zusammen, erschienen Boileaus erste Satiren, machte sich Molière mit seinen Komödien unsterblich. Es war für die Literatur ein Frühling angebrochen, wie ihn Frankreich noch nie erlebt hatte. Was sich Malherbe und die ersten Akademiker geträumt, war weit überflügelt. Und die rege Tätigkeit war noch im Steigen, sie zog sich in die zwei folgenden Jahrzehnte hinüber. Es war nicht leicht, eine Gesellschaft zu befriedigen, der so viel Kunstgenüsse zuströmten, als Kanzelredner zu glänzen und zu wirken, wo so viel weltliche Strebungen sich gleichsam den Rang abliefen und die Geister nach allen Richtungen hin zerstreuten [1].

Hohe Achtung verdient es vorab, daß Bossuet mitten in diesem Glanze seiner priesterlichen Aufgabe und Würde nie vergessen hat. Schon als

[1] Lévesque de Burigny, Vie de Bossuet, 1791. — Cardinal de Bausset, Histoire de Bossuet, Paris 1814. — Floquet, Études sur la vie de Bossuet, Paris 1855; Bossuet, précepteur du Dauphin, Paris 1864. — Guetté, Journal de l'abbé Le Dieu, Paris 1856; Mémoires du même, 3 Bde, Paris 1856. — Réaume, Histoire de J.-B. Bossuet, Paris 1869. — Delmont, Quid conferant latina Bossuetii opera ad cognoscendam illius vitam, Paris 1896. — Tabaraud, Supplément aux vies de Bossuet et de Fénelon par M. le Card. de Bausset, 1822. — G. Lanson, Bossuet, 1891. — H. M. Burseaud, Histoire et description des manuscripts et des éditions originales des ouvrages de Bossuet, Paris 1898. — J. Lebarq, Table analytique des oeuvres de Bossuet, Lille 1897.

Student hatte er Zutritt zum Hôtel Rambouillet erlangt, aber er ist kein Salon-Abbé geworden. Auf den Besuch des Theaters verzichtete er, sobald er durch die heiligen Weihen Diener des Altars geworden. In der zeitgenössischen Literatur sah er sich nur wenig um. Er las einige Stücke von Corneille und Racine, Pascals Provinzialbriefe, einzelne Werke der Jansenisten von Port-Royal (um ihres Ernstes und ihrer Würde willen), die Übersetzungen des Tacitus, Lukian und Thukydides von Perrot d'Allancourt. Molière ist nicht erwähnt. In Bezug auf das Theater teilte er die strengen Anschauungen der Jansenisten. Seinen Stil bildete er an den Alten, an Platon, Isokrates und Demosthenes, Cicero, Livius, Sallust und Terenz.

„Wenn man die Worte weiß", sagt er, „die gleichsam den Leib der Rede ausmachen, so nimmt man in den Schriften aller Sprachen die Form, die deren Seele bildet, besonders in der lateinischen, deren Genius nicht viel von demjenigen der unsrigen absteht oder vielmehr ganz derselbe ist."

Indem er es verschmähte, sich an weltlicher Poesie und Rede zum Schönredner heranzubilden, Stoff und Begeisterung aus den überreichen Quellen der religiösen Wahrheit schöpfte, das Geheimnis der schönen Form aber den Alten abzulauschen suchte, ist er selbst zu einem der größten Bildner seiner Sprache und zum größten geistlichen Redner Frankreichs geworden.

Im Jahre 1669 wurde ihm das Bistum Condom übertragen, das er aber nicht antrat und auf das er bald ganz verzichtete, da Ludwig XIV. ihn schon im folgenden Jahre zum Erzieher des Dauphin ausersah. Zehn Jahre (1670—1680) verweilte er in dieser äußerlich glänzenden, aber schwierigen und dornenvollen Stellung am Hofe von Versailles. Er sollte einen Ideal-König heranbilden, der aber doch den lebenden nicht in den Schatten stellen durfte und darum von aller Beteiligung, ja Kenntnisnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen blieb. Er sollte den Prinzen zu einem Muster der Tugend heranschulen, an einem Hofe, der ganz offenkundig die größten Ärgernisse gab. Endlich sollte er noch möglichst viel Gelehrsamkeit einem jungen Manne beibringen, der, geistig unbedeutend und indolent, schon das Gewöhnlichste nur mühsam lernte. Bossuet leistete, was in seinen Kräften stand. Selbst von tadellosen Sitten, hat er dem Unterricht eine Wendung gegeben, die stets das höchste Ziel der Erziehung im Auge hatte. Er hat selbst alle die Fächer, in denen er Unterricht erteilte, ernst von vorne durchstudiert und in trefflichen Werken das reiche Wissen niedergelegt, von dem der Dauphin nur überaus wenig aufzunehmen befähigt war.

Er zählte 55 Jahre, als er den Hof verlassen konnte, dessen schlimmen und verhängnisvollen Elementen er zwar nicht durchgreifend zu steuern vermochte, gegen deren Alleinherrschaft er aber immerhin mit andern tüchtigen Männern und Frauen noch eine Art Schutzwall bildete. Dem Predigtamt konnte er sich zwar in dieser Zeit nur selten mehr widmen; aber in seinem

persönlichen Verkehr mit König und Hof wie in dem ihm übertragenen Erziehungswerk trat er stets für alles Gute und Große ein. Sein ganzes Wirken war gewissermaßen eine ernste Predigt. Manche unmittelbare ernste Mahnung hat er dem König nicht erspart. Wenn er ihm zu den Triumphen seiner Waffen begeistert Glück wünschte, so hat er auch das mutige Wort hinzugefügt: „Sie haben nun bloß noch einen einzigen Feind zu fürchten, sich selbst, Sire, sich selbst!" Während die Höflinge vor dem stolzen Autokraten weder einen andern Königsnamen noch die Not des Volkes in Erinnerung zu bringen wagten, hat er ihm zugerufen:

„Ihre Völker erwarten von Ihnen, Sire, Sie mehr als je jene Gesetze befolgen zu sehen, welche die Schrift Ihnen gibt. Das feierliche Versprechen, das Ew. Majestät abgelegt, dasjenige in Ihrem Leben zu ändern, was Gott mißfällt, hat sie mit Trost erfüllt; es überzeugt sie, daß Ew. Majestät, indem Sie sich Gott ergeben, mehr als je die strenge Pflicht beachten werden, welche er Ihnen auflegt, ihrer Nöten wahrzunehmen. Man hat den Königen oft gesagt, die Völker seien von Natur zum Klagen geneigt, und es sei unmöglich, sie zu befriedigen, was man auch anfange. Wir brauchen nicht weit in die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte zurückzugehen, das unsrige hat noch Heinrich IV. gesehen, der in seiner erfinderischen und standhaften Güte die Mittel gefunden, die Völker glücklich zu machen und sie ihr Glück genießen und anerkennen zu lassen. Darum ward er auch bis zur Leidenschaft geliebt, und als er starb, da sah man überall im Reiche und in allen Familien eine Trauer ähnlich derjenigen, die der Verlust eines guten Vaters seinen Kindern verursacht. Es ist niemand unter uns, der sich nicht erinnerte, wie noch sein Vater oder Großvater von diesem allgemeinen Wehklagen erzählte."

Zum Bischof von Meaux ernannt (1682), hat Bossuet noch 22 Jahre mit hingebendster Treue seines oberhirtlichen Amtes gewaltet, die kirchliche Wissenschaft ebenso treulich gepflegt, an allen wichtigen religiösen Fragen teilgenommen, auch als Kanzelredner und Schriftsteller unermüdlich weiter gewirkt. Er starb 1704, in demselben Jahre, als Voltaire, ein kränklicher Knabe, in dem Jesuitenkolleg „Louis le Grand" seine Studien begann.

Die Werke Bossuets füllen in der frühesten Gesamtausgabe (Venedig 1736) 26 Quartbände, in einer späteren (Paris 1815—1819) 47 Oktavbände. Dabei fehlt manches. Eine vollständige chronologische und kritische Ausgabe steht noch aus.

Ausschließlich oder vorwiegend literarische Ziele hat Bossuet nie verfolgt. Seine ganze schriftstellerische Tätigkeit ist aus seiner Amtstätigkeit als Priester, Prediger, Seelenführer, Erzieher, Apologet, praktischer Theologe, Bischof, Teilnehmer an kirchlichen Versammlungen und an wichtigen kirchlichen Fragen hervorgegangen. Auch bei der Abfassung seiner Predigten und Schriften hat er es nicht vorzugsweise darauf abgelegt, rednerisch oder schriftstellerisch zu glänzen, sondern zu belehren, zu überzeugen, zu gewinnen, seine Absicht durchzusetzen. Die meisten seiner Werke gehören deshalb dem engeren

religiösen und theologischen Fachgebiete an, auch die übrigen mehr diesem Kreise, als jenem der eigentlichen Literatur. Dennoch hat er schon in frühen Jahren auch die Aufmerksamkeit der weltlichen Literaturkreise auf sich gezogen. Die Akademie hat nur der allgemeinen Bewunderung Ausdruck geliehen, indem sie ihn bereits 1671 unter ihre Mitglieder aufnahm. Schon zu Lebzeiten wurde er mit den großen Kirchenvätern verglichen, an denen er sich geschult hatte und deren Geist, gleichsam in ihm neubelebt, seine mächtige Überlegenheit über die Zeitgenossen begründete.

Was sie am meisten mit Bewunderung erfüllte, war der hohe, kühne Flug seiner Gedanken, sein Sinn für das Große und Erhabene, die Majestät des Ausdruckes, die Feierlichkeit und Würde des Wortes, in welche seine Betrachtungen sich ungesucht kleideten. Selbst den eingefleischtesten Weltlingen imponierte dieser Geistesflug des „Adlers von Meaux“, der sie wenigstens vorübergehend aus den Niederungen und schimmernden Nichtigkeiten des Vergänglichen in das Reich des Ewigen emportrug. Am packendsten konnte er die Wucht seiner Beredsamkeit entfalten, wo, am frischen Grabe irgend einer hochstehenden Persönlichkeit, der Ernst des Todes selbst sie unterstützte und er ein Stück Welt- oder Zeitgeschichte in die Beleuchtung der erhabensten Wahrheiten rücken konnte. Vorab haben darum seine Trauerreden (Oraisons funèbres) den Ruf der Klassizität erlangt, sind in die Klassikerausgaben und Schulbücher übergegangen. Die berühmtesten sind die sechs Trauerreden auf die Königin Henriette von England (die Witwe Karls I.), die Herzogin Henriette von Orléans, Prinzessin von England (1669), die Königin Maria Theresia, Gemahlin Ludwigs XIV. (1683), die Pfalzgräfin (1685), den Kanzler Michael Le Tellier (1686) und den Prinzen von Condé (1687). Bossuet selbst maß dieser Art von Beredsamkeit nur eine untergeordnete Bedeutung bei und hielt sie nur insofern statthaft, als er dem weltlichen Stoffe eine vorwiegend religiöse Richtung geben konnte [1]. Allgemein haben jedoch diese Reden den Eindruck von Meisterwerken gemacht, die man den höchsten Leistungen antiker Beredsamkeit an die Seite stellen kann.

Einen ganz ähnlichen Eindruck rief seine „Abhandlung über die Allgemeine Geschichte“ (Discours sur l'histoire universelle) hervor. Er bezweckte damit lediglich, seinen königlichen Schüler in das Studium der Geschichte einzuführen und ihm in einigen großen Umrissen ein Bild der-

---

[1] Maury, Essai sur l'éloquence de la chaire, Paris 1810. — Vaillant, Essais sur les sermons de Bossuet d'après les manuscrits, Paris 1851. — E. Gaudar, Bossuet, orateur, 1866. — Lebarq, Histoire critique de la prédication de Bossuet, 1889. — Msgr. Freppel, Bossuet et l'éloquence sacrée au XVII[e] siècle, 2 Bde, Paris 1893. — Hurel, Les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV, 2 Bde, 1872. — R. de la Broise S. J., Bossuet et la Bible, Paris 1891.

selben bis auf Karl d. Gr. zu bieten. Eine für jene Zeit ungewöhnliche Belesenheit lieferten ihm den Stoff. Die großen Gesichtspunkte aber entnahm er den Propheten des Alten Bundes, dem Buche Augustins „Von der Stadt Gottes", den gedankentiefsten Geschichtschreibern des Altertums, und so ist aus dem kurzen Leitfaden ein ebenso inhaltreiches als abgerundetes Meisterwerk geworden, seit Augustin wohl der großartigste Versuch einer christlichen Geschichtsphilosophie, ein markiges Gemälde von Gottes Walten in der Geschichte, an dem man wohl heute einzelne Kleinigkeiten nach neuerschlossenen Forschungsquellen und Forschungsergebnissen berichtigen mag, dessen geniale Grundlinien aber noch lange in die verworrene Hamsterarbeit einer gott- und ideenlosen Geschichtsbaumeisterei hineinleuchten und höher angelegte Geister mit Begeisterung erfüllen werden. Wenn Voltaire beklagte, daß Bossuet „dieses erbärmliche kleine Judenvolk" zum Mittelpunkt der Weltgeschichte gemacht habe und wenn Sainte-Beuve, Renan u. a. ihm das nachleierten, bedarf das keiner näheren Erklärung. Auguste Comte hat das hohe Verdienst dieser christlichen Pragmatik anerkannt. Die meisten christlichen Historiker haben die großen Gesichtspunkte nicht verschmäht, welche der glaubensvolle und tiefe Denker ihrer Betrachtung eröffnete.

Leider ist Bossuet nicht dazu gekommen, diese Geschichtsbetrachtungen, wie er es vorhatte, auch auf die Neuzeit weiterzuführen. Dagegen liegt noch seine „Aus der Heiligen Schrift gezogene Politik" vor, ein ebenfalls für den Dauphin entworfener Abriß christlicher Staatskunst, welche, ohne andere zu Recht bestehende Staatsformen anzugreifen, doch fast ausschließlich die damals in Frankreich herrschende Monarchie berücksichtigt. Von den Schriften, in welchen er den Protestantismus bekämpfte, ist die „Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen" [1] die bedeutendste, ein leider nur auf lateinischen und französischen Quellen beruhendes Geschichtswerk, da Bossuet des Deutschen und Englischen nicht kundig war, aber mit großer Sachlichkeit und tiefem theologischen Verständnis ausgeführt und mit dem unverkennbaren apologetischen Zweck, die inneren Widersprüche des Protestantismus und seinen Mangel an einer höheren göttlichen Sendung historisch nachzuweisen. Die Versuche, ihn zu widerlegen, fielen sehr schwach aus und gaben ihm nur Gelegenheit, in seiner Défense und in den Avertissements aux protestants die Wucht seiner sachlichen Beweisführungen noch fühlbarer zu machen. Auch in der Polemik zielte er übrigens mehr darauf, die Protestanten zu gewinnen und anzuziehen, als sie zu bekämpfen, und zweimal (1692—1694 und 1699—1701) trat er sogar in lebhaften

[1] Histoire des variations des églises protestantes, 1688. — F. Brunetière nennt diese Schrift „le plus beau livre de la langue française": Revue des Deux Mondes, 1. Févr. 1892, 699. — Vgl. A. Rébelliau, Bossuet, historien du protestantisme, Paris 1891.

Verkehr mit Leibniz, um eine Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen anzubahnen [1]. Von seinen geistlichen Schriften zeichnen sich die „Betrachtungen über das Evangelium“ und die „Erhebungen über die Geheimnisse“ [2] durch ihren soliden Gehalt wie durch die Schönheit der Darstellung aus. Von seinen Predigten sind verhältnismäßig wenige in völlig durchgearbeiteter Fassung vorhanden; die meisten liegen nur in mehr oder weniger ausführlichen Entwürfen vor.

Obwohl Bossuet durch Geist und Charakter weit über die andern literarischen Berühmtheiten des Zeitalters emporragt, eine Kernnatur von unerschöpflicher Arbeitskraft, geheiligt durch die harmonische Bildung des Christentums, den Protestanten gegenüber ein treuer, aber stets maßvoller Vertreter seiner Kirche, dem modernen Skeptizismus gegenüber ein fester, selbstbewußter Hort bewährter Lehre, der höfischen Sittenlosigkeit gegenüber ein leuchtendes Beispiel männlicher Integrität und Sittenstrenge, hat er sich doch von dem Ruhmesglanze des mächtigen Königs zu sehr einnehmen lassen, ihm zu sehr gehuldigt, ihn zu begeistert verherrlicht, als daß von den tiefen Schatten des Versailler Hofes in den Augen der Nachwelt nicht auch ein gewisser Reflex auf ihn gefallen wäre, wie auf den Beichtvater Ludwigs und die übrigen Männer der Kirche, die mit ihm und seinem Hofe in Verbindung standen. Unter ihnen befand sich noch ein Heiliger, Vinzenz von Paul, einer der erhabensten Bannerträger der christlichen Charitas, einer der segensreichster Organisatoren des modernen Vereinslebens. Was er und gleichgesinnte Männer gepflanzt, ist unter Ludwig XIV. zur fruchtbarsten Ernte herangereift. Die Blütezeit der Literatur war zugleich eine Blütezeit des katholischen Lebens nach allen Richtungen hin. Der König war wirklich religiös gesinnt, wenn er sich auch den Sklavenketten seiner Sinnlichkeit nicht zu entringen wußte. Es ist sehr fraglich, ob Bossuet oder ein anderer ihn durch ein kühnes Eingreifen zu entschiedener Lebensbesserung hätten bewegen können oder ob ein solches den König nicht vollständig auf schiefe Bahn gedrängt hätte, zu noch weit größerem Schaden des Volkes und der Kirche. Klugheit und Liebe rieten, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Diese Männer aber deshalb für die Ausschreitungen des Königs mitverantwortlich zu machen, ist eine schreiende Ungerechtigkeit.

Gerade Bossuet und gleichgesinnten Männern ist es zu danken, daß der Geist zügelloser Sinnlichkeit, der das Privatleben des Königs und teilweise auch das Leben der höfischen Kreise so stark beeinflußte, in der Literatur

[1] Lescoeur, De Bosuetii et Leibnitzii epistolarum commercio, 1852. — Foucher de Careil, Écrits inédits et correspondance inédite de Leibnitz, Paris 1854 1857. — Kiefl, Der Friedensplan des Leibniz, Paderborn 1903.

[2] Élévations sur les mystères; Méditations sur l'Évangile, erst 1727 und 1731 durch seinen Neffen, Bischof von Troyes, herausgegeben.

nicht zur Oberherrschaft gelangt ist, daß der Geist des Rabelais und der alten Fabliaux den ernsten Sinn eines Malherbe und Corneille nicht zu verdrängen vermochte, daß Gemeinheit und Obszönität sich auf der Bühne nicht breitmachen konnten, sondern in die Schlupfwinkel verkriechen mußten. So ist jene klassische Literatur emporgeblüht, welche gleich den besten Werken der Alten zugleich hohen ästhetischen und sittlichen Forderungen entspricht und als wahres Bildungsmittel veredelnd und sittigend auf die folgenden Generationen einwirken konnte, auch in Zeiten arger Entartung und Entsittlichung ein fester Ankergrund geblieben ist, an welchem der Geist der Besseren sich wieder zurecht fand.

Wenn Bossuet ein Vorwurf nicht erspart werden kann, so ist es eher der, daß er, einseitig seinem ernsten Geiste folgend, fast lebenslang den Jansenisten eine viel zu weit gehende Nachsicht und Teilnahme entgegenbrachte [1], bis er endlich am Rande des Grabes sich von dem antikirchlichen und hartnäckigen Ketzergeist der Sekte überzeugte, daß er der Literatur dagegen ganz im Sinne der Jansenisten viel zu enge und zu strenge Schranken setzen wollte. Schon 1667 hatte sich einer ihrer Führer, der Prinz von Conti (Traité de la comédie et des spectacles) [2], in übertriebenem Rigorismus gegen das Theater erklärt, 1671 der Abbé de Voisin ihn in seiner Défense unterstützt. Noch fast unnachsichtlicher trat 1694 Bossuet mit seinen Maximes sur la comédie gegen die Bühne auf. Nach ihm führt das Schauspielwesen mit unabwendbarer Notwendigkeit die sittliche Entwürdigung der Schauspieler herbei; die Schauspieldichter müssen die gefährlichsten Leidenschaften zur Darstellung bringen, und je kunstvollendeter die Darstellung ist, desto schlimmer wirken die Stücke. Er belegt darum das Theater einfach mit dem Interdikt, das jedoch seither weder Päpste noch Konzilien, weder die einsichtigsten Theologen noch die Anschauung der katholischen Völker bestätigt haben.

Als Bossuet, 1670 zum Prinzenerzieher ernannt, sich der Kanzel nur wenig mehr widmen konnte, hatte sich der Mann bereits gefunden, der ihn zwar nicht als Redner überhaupt, wohl aber als Prediger reichlich ersetzen sollte. Louis Bourdaloue, 1632 zu Bourges geboren, hatte sich 1648 der Gesellschaft Jesu angeschlossen, einige Jahre Grammatik, Rhetorik, kurze Zeit (1660—1663) auch Philosophie und Moraltheologie doziert und sich dann hauptsächlich dem Predigtamte gewidmet. Wegen seiner vorzüglichen Leistungen wurde er nach Paris versetzt und eröffnete hier seine Kanzeltätigkeit mit einer Allerheiligenpredigt am 1. November 1669. Bald mußte

[1] A. M. P. Ingold, Bossuet et le Jansénisme, Paris 1897. — A. Rébelliau, Bossuet et le Jansénisme, Paris 1898. — H. Chérot, Bossuet a-t-il été janséniste? Études LXXIX (1899) 384—398.

[2] Neu herausgegeben von K. Vollmöller, Heilbronn 1881.

er auch vor dem Hofe predigen und erhielt den Ehrentitel eines „Predigers des Königs". Siebenmal wohnte Ludwig XIV. selbst seinen Adventspredigten bei, fünfmal seinen Fastenpredigten. Er hielt die Fastenpredigten aber auch öfters in andern Kirchen von Paris und in andern Städten (Rouen, Montpellier usw.), predigte auch an den Sonn- und Festtagen sowie bei religiösen Festlichkeiten, an denen sich der Hof und die höchsten Kreise der Hauptstadt beteiligten. Die Macht seines Wortes überdauerte allen Wechsel der Mode; bis zu seinem Tode (am 13. Mai 1704) hat er sein Ansehen und seine Beliebtheit behauptet, wurde der „Fürst der Prediger", auch wohl der „Kanzelredner der Könige und der König der Kanzelredner" genannt und wird heute noch als einer der glänzendsten Vertreter christlicher Kanzelberedsamkeit weit über Frankreich hinaus bewundert und gelesen, studiert, benutzt und nachgeahmt[1].

Bourdaloue hat seine Predigten wohl mit dem gewissenhaftesten Fleiße ausgearbeitet und niedergeschrieben, aber nicht für den Druck. Die Weihe des Augenblicks, die Persönlichkeit des Redners, der lebendige Vortrag und gelegentlich einfließende Improvisation verliehen seiner oratorischen Leistung erst die volle, hinreißende Gewalt. Immer wieder von neuem auf die Kanzel berufen, ist er gleich vielen andern Rednern nicht dazu gekommen, seine Predigten für den Druck vorzubereiten und ihnen die letzte endgültige Fassung zu geben. Erst drei Jahre nach seinem Tode hat sein Ordensgenosse P. Bretonneau, ebenfalls ein tüchtiger Kanzelredner, diese Arbeit auf sich genommen; weitere 27 Jahre vergingen, bis 1734 diese offizielle Sammlung seiner Predigten in 16 Bänden vollendet war[2]. Sie enthält 132 Predigten, 2 Leichenreden, 67 Ansprachen, Betrachtungen u. dgl. Die Predigten zerfallen in 12 Adventspredigten, 3 Predigtenzyklen für die Fastenzeit, 38 Sonntagspredigten, 24 Predigten über verschiedene Geheimnisse, 23 Lobreden auf Heilige. Die Sammlung gibt im wesentlichen die Pre-

[1] Madame de Pringy, Éloge du P. Bourdaloue (Mercure galant, Juin 1704). — Maury, Essai sur l'éloquence de la chaire, 1777. — A. Feugère, Bourdaloue, sa prédication et son temps, Paris 1874. — Lauras S. J., Bourdaloue, sa vie et ses oeuvres, Paris 1881. — Blampignon, Choix de Sermons du P. Bourdaloue, Paris 1886. — H. Chérot S. J., Bourdaloue inconnu, Paris 1898; Bourdaloue, sa correspondance et ses correspondants, Paris 1899; Les derniers travaux sur Bourdaloue (Études LXXXIII [1900] 808—819). — E. Griselle, Bourdaloue, histoire critique de sa prédication, 2 Bde, Paris 1901. — Pauthe, Bourdaloue d'après des Docum. nouv., Paris 1900.

[2] Avent, 1707. — Carême, 1707. — Mystères, 2 Bde, 1709. — Sermons de Vêtures, Panégyriques, Oraisons funèbres, 1711. — Dominicales, 3 Bde, 1716. — Instructions chrétiennes, Exhortation de retraite, Pensées diverses, 1721—1734. — Andere Gesamtausgaben von Méquignon, 17 Bde, Paris 1822—1826; Guérin, Bar le Duc 1864.

digten wieder, wie sie sich in Bourdaloues Nachlaß fanden; doch glaubte Bretonneau sie mit Rücksicht auf den verfeinerten Geschmack der damaligen Pariser Gesellschaft da und dort leicht retouchieren und stilistisch ausfeilen zu müssen, wodurch der Aufbau bisweilen noch kunstgerechter, der Ton vornehmer, aber auch wohl farbloser und kühler geworden ist[1].

Die Themata der „Fastenpredigten" sind folgende:

1. Über den Gedanken an den Tod. 2. Über die Zeremonien des Aschermittwochs. 3. Über die Kommunion. 4. Über das Almosen. 5. Über die Versuchungen. 6. Über das jüngste Gericht. 7. Die christliche Religion. 8. Das Gebet. 9. Die Vorherbestimmung. 10. Weisheit und Milde des christlichen Gesetzes. 11. Die endliche Unbußfertigkeit. 12. Der Ehrgeiz. 13. Die Reichtümer. 14. Die Hölle. 15. Die Unlauterkeit. 16. Der Seeleneifer. 17. Die vollständige Beobachtung des Gesetzes. 18. Religion und Redlichkeit. 19. Die Gnade. 20. Die Vorsehung. 21. Das heilige Meßopfer. 22. Die geistige Verblendung. 23. Die Vorbereitung zum Tode. 24. Die Entfernung von Gott und die Rückkehr zu Gott. 25. Das Wort Gottes. 26. Die Liebe Gottes. 27. Der Stand der Sünde und der Stand der Gnade. 28. Magdalenas Bekehrung. 29. Das freventliche Urteil. 30. Die Osterkommunion. 31. Das Verschieben der Bekehrung. 32. Das Leiden Christi. 33. Die Auferstehung Christi. 34. Die christliche Beharrlichkeit. 35. Der christliche Friede.

Das sind die Stoffe, welche Bourdaloue in seinen „Fastenpredigten" (Carême) während 40 Jahren, bald in dieser, bald in jener gedrängten Auswahl und Reihenfolge, bald in derselben Form, bald mit kleineren Abänderungen oder in völliger Umgestaltung immer wieder auf die Kanzel brachte, doch immer so, daß er sich an den liturgischen Festkreis vom Aschermittwoch bis zum Weißen Sonntag anschloß und seine Vorträge zu einem praktischen Kursus des religiösen Lebens abrundete.

Als Gesamtziel schwebt dem Redner eine gründliche Läuterung und sittliche Umgestaltung des inneren Lebens nach den großen Grundprinzipien des Glaubens vor. Stoffwahl, Anordnung, Ausführung, alles ist auf dieses eine große Ziel gerichtet. Wie weit immer der Hörer im Laufe des Jahres von dem christlichen Sittengesetz abgewichen sein, wie tief er sich in Weltlichkeit und Sünde verstrickt haben mag, der Aschermittwoch mit seinen Todesgedanken soll ihn einmal aus dem Vergänglichen herausreißen, die ernsten Betrachtungen der folgenden Wochen ihn zu wahrer Reue führen und ihm zugleich den Weg weisen, ohne den er sein wahres Glück nicht erreichen kann, der Ostertag endlich ihn durch den Empfang der heiligen Sakramente geläutert und neugestärkt am Altare finden, um sich mit dem Auferstandenen zu freuen und bei ihm die Gnade der Beharrlichkeit und des wahren Friedens zu erlangen. Doch auch die einzelnen Predigten für

[1] Den Versuch, eine kritische Ausgabe anzubahnen, machte P. Griselle S. J. in dem angeführten Werke: Bourdaloue, histoire critique de sa prédication.

sich sind meisterhaft durchgeführte theologische Abhandlungen, mit hinreißender Kraft der Rede auf ihr praktisches Ziel gerichtet.

Bourdaloue hat nicht den erhabenen Weitblick und den zündenden Schwung, den Bossuet hauptsächlich aus den Propheten des Alten Bundes schöpfte, er verschmäht nicht nur den poetischen, sondern auch den strengeren oratorischen Schmuck, er wendet sich kaum an Phantasie und Gemüt, sondern fast ausschließlich an Verstand und Willen. Voltaire hat ihn treffend mit den folgenden Worten gezeichnet: „Einer der ersten, der auf der Kanzel einen stets beredten Verstand entfaltete, war der P. Bourdaloue. Es hat nach ihm andere Kanzelredner, wie Massillon, gegeben, welche in ihren Reden mehr Anmut, feinere und eindringlichere Sittenschilderungen ihrer Zeit entwickelten, aber keiner hat ihn verdrängt. In seinem mehr kraftvollen als blühenden Stil scheint er mehr überzeugen als rühren zu wollen, und nie denkt er daran, zu gefallen."

Auf einem gründlichen Bibel- und Väterstudium beruhend, sind die dogmatischen Erklärungen, von denen Bourdaloue ausgeht, stets von leichtfaßlicher Klarheit, Bestimmtheit, fester Umgrenzung. Er gibt klare Definitionen, umschreibt genau, was er will, zergliedert den Stoff in der einfachsten und natürlichsten Weise, meist bis in die letzten Fasern hinein, doch nie gesucht und erkünstelt, sondern so, daß das ganze Gedankengewebe sich in deutlichem Zusammenhang vor dem Hörer erschließt. Diese Ausführungen sind im Grund scholastische Quästionen, aber von dem gelehrten Beiwerk abgelöst, in eine allgemeinverständliche Sprache übersetzt, der jeder mit Leichtigkeit folgen kann[1]. Schon bei der Stoffwahl hat indes der Redner nicht bloße Belehrung im Auge, er will den Zuhörer zur Erfüllung der praktischen Forderungen bringen, welche die Lehre von ihm heischt. Mit der Schärfe eines Juristen entwickelt er nun jene Forderungen in ihren einzelnen Momenten, ihre Berechtigung, Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit; mit der Schärfe eines Anatomen spürt er aber auch alle Widersprüche, Schwierigkeiten, Ausflüchte auf, welche die Forderung in den menschlichen Leidenschaften, in den geheimsten Falten der Eigenliebe, des Stolzes und der Sinnlichkeit finden, mit der Schärfe eines erprobten Welt- und Menschenkenners wendet er den Kampf der sittlichen Gegensätze auf die mannigfaltigsten Verhältnisse, Gelegenheiten, Stände und Personen an; mit der Taktik eines tüchtigen Strategen ordnet er seine Beweisführungen wie ebensoviele Truppenkörper

[1] Vgl. F. Brunetière, L'éloquence de Bourdaloue: Revue des Deux Mondes, 5. sér., XXII (1904) 525—565. Er steht nicht an, ihn le plus „classique" de nos grands orateurs zu nennen, und bezeichnet als seine Hauptvorzüge: 1. le caractère éminemment didactique ou pratique de sa prédication; 2. la fécondité de son invention oratoire; et enfin, et peut-être surtout; 3. la finesse de son observation psychologique.

und Truppenbewegungen, Minen und Kontreminen so wohlberechnet, schlagfertig, logisch und psychologisch wirksam an, daß weder dem Verstand noch dem Willen eine Ausflucht bleibt. Der Zuhörer muß tun, was der Redner verlangt, wenn er nicht in seinen eigenen Augen als Tor, als Schwächling, als Elender dastehen will.

Dieses Vorherrschen des rationellen Elements, diese scharfe psychologische Analyse, diese streng logische Anordnung, diese Wucht der Beweisführung verleihen Bourdaloues Beredsamkeit ihren eigenartigen Charakter, ihre Wirksamkeit und Anziehungskraft. Der politische Kampf des Demosthenes gegen Philipp den Mazedonier steht zu weit von dem geistigen Kampfe ab, den Bourdaloue gegen die Sünden und Laster seines Zeitalters zu führen hatte, als daß man jene politische und diese geistliche Beredsamkeit eingehender miteinander vergleichen könnte; aber das wird sich wohl sagen lassen, daß keiner der großen französischen Kanzelredner an Verständigkeit, Schärfe, Kraft und Wucht dem redegewaltigen Athener so nahe steht wie Bourdaloue. Schon die Dispositionen seiner Reden für sich sind oratorische Meisterwerke. Je tiefer man dann in sie eindringt, desto mehr gewahrt man, wie tief das Einzelne durchdacht ist und organisch aus dem Ganzen hervorwächst. Die Haupteinteilung ist nicht eine willkürliche oder poetische Etikette, um den Stoff gefällig und leicht aneinanderzureihen, sondern gewissermaßen ein allumfassendes Epigramm, ein Kerngedanke, in dem bereits alles wie im Keime ruht und wie ein mächtiger Baum mit seinen Ästen, Zweigen und Früchten herausssprießt. Erschütternd wie Prophetenwort wirkt in seiner berühmten Predigt über die „Unlauterkeit" schon die Ankündigung der zwei Teile: En deux mots, impureté, signe de la réprobation et principe de la réprobation — „Die Unlauterkeit, ein Zeichen, ein Bild, ein Vorgeschmack der ewigen Verwerfung — die Unlauterkeit, eine bewirkende Ursache der ewigen Verwerfung". Aber wie furchtbar, unwiderstehlich wächst dieser Eindruck, wenn er, anknüpfend an Christi Wort von dem Dämon, der Ruhe sucht und sie nicht findet, die Hölle schildert, die der Unlautere schon hienieden in seiner Brust trägt!

Mehr als einmal erweitert sich hier die tiefpsychologische Zeichnung zu einem allgemeineren Sittenbild, das an den Mißständen des glänzenden Hofes eine unerbittliche Kritik übt. Er schont auch der hohen Damen nicht, welche gewissermaßen die Königinnen des Hofes und des Königs waren.

„Ich spreche hier, christliche Frauen, nicht bloß von jenen äußersten Unordnungen, von welchen euch nur weltliches Ehrgefühl noch zurückhält und mit Rücksicht auf welche man sagen kann, daß Gott euch eure Siege wenig anzurechnen braucht, weil, wenn ihr siegt, der Sieg weniger ihm als euch selbst gilt. Ich rede von jenen andern, scheinbar weniger gehässigen Ausschreitungen, die aber immerhin doch ebensoviele Verbrechen sind und die, so tadellos ihr euch auch vor der Welt zu sein schmeichelt, Gott nur zu viel Stoff liefern, um euch zu verurteilen; ich rede von jenen ungebundenen Konversationen, aus denen so viele Übel hervorgehen, und welche der

Seele so tödliche Ansteckung bringen; ich rede von den geheimen und vertraulichen Unterhaltungen, deren Vertraulichkeit und Heimlichkeit selbst den verhängnisvollsten Beziehungen so mächtigen Reiz verleihen; ich rede von jenen angeblich anständigen Freundschaften, deren Zärtlichkeit das feinste und unmittelbarste Gift ist, um die Herzen zu vergiften und zu verderben; ich rede von diesem ständigen Austausch von Besuchen, Briefen, Geschenken, Ausflügen, welche der hl. Hieronymus so treffend die letzten Lebenszeichen einer sterbenden Jungfräulichkeit nennt, moriturae virginitatis indicia; ich rede von diesen Künsten menschlicher Eitelkeit, aufgeboten, um die Vorzüge einer gefährlichen Schönheit noch zu erhöhen; ich rede von diesem verabscheuungswürdigen Ehrgeiz, Anbeter zu haben auf Kosten des höchsten Herrn, dem allein aller Kult und alle Huldigung zukommt; ich rede von diesen wahren oder falschen, einem Weltling erwiesenen Artigkeiten, bei denen man dadurch schuldvolle Hoffnungen unterhält, um eines Tages für seine geheimsten Bosheiten verantwortlich zu werden; ich rede von diesen ungeziemenden Kleidungen, welche weder Sitte noch Mode je berechtigen werden, weil weder Mode noch Sitte je eine Verjährung gegen das göttliche Recht begründen können. Das sind nur Kleinigkeiten, sagt ihr; aber die Frage ist, ob Gott ebenso urteilen wird wie ihr und ob ihr nicht, wenn ihr vor seinem Richterstuhle erscheinen müßt, selbst anders urteilen werdet....

„Von euch, meine Damen — wißt ihr das und habt ihr es je vor Gott wohl erwogen? —, hängt die Heiligkeit und die Reform des Christentums ab; und wäret ihr alle so christlich, wie ihr es sein solltet, so würde die Welt infolge einer glücklichen Notwendigkeit christlich. Die Verkehrtheit, die mich betrübt, besteht darin, daß man euch, und vielleicht mit Recht, für die Zuchtlosigkeit verantwortlich macht, die wir von Tag zu Tag wachsen sehen, und daß man dabei nicht mehr bloß eure Feigheiten, eure Nachgiebigkeiten, eure Schwächen anklagt, sondern sie vielmehr euern Kunstgriffen und der Verderbtheit eurer Herzen zuschreibt. Ist es nicht zum Erstaunen, daß anstatt jener Bescheidenheit und Eingezogenheit, welche euch Gott zum Anteil gegeben hatte und welche selbst das Laster an euch respektierte, es jetzt solche unter euch gibt, die verhärtet genug sind, um sich durch eine Lustigkeit und Freiheit auszeichnen zu wollen, welche vielen Seelen zur verderblichsten Lockspeise wird. Ein Übermaß der Verkehrtheit liegt darin, daß alle Regeln der Wohlanständigkeit, die ehedem der Reinheit zum Schutzwall dienten, nunmehr als unbequem verbannt sind. Hundert Dinge, welche für ärgerlich galten und genügt hätten, die Tugend selbst in Verdacht zu bringen, haben nicht den mindesten Einfluß mehr. Sitte und Herkommen der Welt verstatten sie, während der Dämon der Unlauterkeit sich ihrer nur allzugut zu bedienen weiß. Ihren Höhepunkt hat die Verkehrtheit darin, daß die Pflichten, ich meine die allgemeinsten Pflichten, die selbst den Heiden als unverletzlich galten, gegenwärtig zum Gegenstand des Spottes geworden sind. Ein Ehemann, der sich die Entehrung seines Hauses zu Herzen nimmt, wird auf dem Theater verhöhnt, eine Frau, die gewandt zu täuschen weiß, ist die Heldin, die darauf gefeiert wird, Schauspiele, in welchen die Frechheit ihre Maske lüftet und die mehr Herzen verderben, als je die Prediger des Evangeliums bekehren können, finden den meisten Beifall. Unterwerfung, Abhängigkeit, Anhänglichkeit an seinen Stand, all das wird als eine Art Tyrannei dargestellt, von welcher ein praktischer Sinn sich losmachen muß." [1]

Seit dem Erscheinen von Pascals „Provinzialbriefen" waren erst 13 Jahre verflossen, als Bourdaloue zum erstenmal die „Fastenpredigten"

[1] Oeuvres V, Paris 1850, 202 f 219 f.

bei Hofe hielt. Noch wiederholt wurde er dazu berufen. Der König erklärte, er höre viel lieber wieder das Alte von Bourdaloue, als das Neueste von andern. Löste auch Ludwigs geheime Ehe mit der Marquise von Maintenon (1685) nicht völlig die lange Kette von Ärgernissen, die sein Leben gegeben, so deutet sein ganzes Verhalten doch darauf hin, daß der gewaltige Prediger auch für ihn nicht vergeblich gesprochen. Die hohe Achtung, die Bourdaloue genoß, verscheuchte die unwürdigen Verleumdungen, die Pascal wachgerufen. Die wirkliche „Moral der Jesuiten" kann man am besten aus Bourdaloues Leben und Predigten kennen lernen.

Bereits Voltaire hat Bourdaloue mit Pascal verglichen und gesagt: „Man ziehe eine Parallele zwischen den Lettres provinciales und den Predigten des P. Bourdaloue, und man wird aus ersteren die Kunst zu spotten und gleichgültige Dinge in verbrecherischem Gewande darzustellen, aus P. Bourdaloue aber die Kunst inne werden, streng gegen sich selbst und nachsichtig gegen andere zu sein. Ich getraue mir zu behaupten, es gibt nichts Widersprechenderes, nichts Unbilligeres und Schimpflicheres für die Menschheit, als Männer einer laxen Moral beschuldigen, die in Europa das härteste Leben führen und in den entferntesten Winkeln von Afrika, Asien oder Amerika dem Tode entgegengehen. Man muß wissen, daß ich die Jesuiten nicht geschont habe; aber die Nachwelt würde mit starker Stimme ihre Verteidigung übernehmen, wenn ich sie eines Verbrechens beschuldigen wollte, von dem sie Europa bereits losgesprochen hat." [1]

Nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes wurde Bourdaloue für einige Zeit nach Languedoc gesandt und gewann dort durch sein echt apostolisches Predigtwort viele Protestanten für die Kirche, welche das gewaltsame Vergehen des Königs nur erbittert und zum Widerstand gereizt hatte. Wiederholt begehrte er, von dem Hofe in irgend eine Provinzialstadt versetzt zu werden, um sich ganz seiner eigenen Heiligung und dem schlichten Volke zu widmen. Da ihm dies versagt blieb, nahm er sich wenigstens treulich der Kranken und Gefangenen an und starb als ein selbstloser Erfüller dessen, was er gepredigt hatte, zu Paris 1704.

Die gefeiertsten Kanzelredner nächst ihm sind: Esprit Fléchier [2] (geb. 1632, gest. 1710) und Jean Massillon (geb. 1663, gest. 1742), beide Südfranzosen. Der erstere beschäftigte sich in seinen jüngeren Jahren stark mit Schöngeisterei, verfaßte kunstvolle französische und lateinische Gedichte, erwarb sich dabei eine außerordentliche Feinheit der Sprache und des

[1] Voltaire, Exposition de la vraie doctrine des Jésuites. — Vgl. Nourisson, Voltaire et le Voltairianisme, Paris 1896, 101.

[2] Oeuvres complètes, 10 Bde, Nîmes 1782; Paris 1825—1828. — A. Fabre, La correspondance de Fléchier avec Madame Deshoulières, Paris 1871; La jeunesse de Fléchier, 2 Bde, 1882; Fléchier, orateur [2], 1886.

Stils, wurde 1673 gleichzeitig mit dem Tragiker Racine in die französische Akademie aufgenommen, 1685 Bischof von Lavaur, 1687 Bischof von Nimes. Ist Bourdaloue eine Art Demosthenes, so ist er mehr ein Isokrates, kunstvoll abgezirkelt, elegant, blumig. Am berühmtesten wurde er durch seine Trauerreden, besonders jene auf den Marschall Turenne (1676). An Erhabenheit und Schwung steht er jedoch bedeutend hinter Bossuet zurück. Der Oratorianer Massillon[1] wurde 1699 für den Advent an den Hof von Versailles berufen und hielt daselbst die Fastenpredigten 1701 und 1704, verlor indes durch feindliche Intriguen bald die Gunst des Königs. Dafür wurde ihm die Ehre zu teil, 1715 Ludwig XIV. die berühmte Grabrede zu halten, welche mit den Worten beginnt: „Gott allein ist groß!" Zwei Jahre später, zum Bischof von Clermont erhoben, hielt er die Fastenpredigten vor Ludwig XV., 1719 trat er in die Akademie. Laharpe stellt ihn über alle andern französischen Kanzelredner und findet in ihm sämtliche Vorzüge vereint, die den einzelnen eignen. Unzweifelhaft ist er gleich Fléchier reich an rhetorischem Schmuck, fein in Diktion und Stil, ein meisterhafter Sittenschilderer und oft von hinreißendem Pathos, aber er hat weder den reichen Gehalt und die Energie Bourdaloues noch die einfache und gewaltige Größe Bossuets. Noch d'Alembert und die Enzyklopädisten bewunderten indes seinen schönen, tief ergreifenden Vortrag, und aus der Predigt „über die kleine Zahl der Auserwählten" setzte Voltaire selbst eine Stilprobe in den Artikel Éloquence der „Encyklopädie".

Großen Erfolg mit seinen „Trauerreden" hatte ebenfalls der Oratorianer Jules Mascaron (1634—1703), 1671 Bischof von Tulle, 1678 Bischof von Agen, bis 1694 beliebter Prediger bei Hofe, obwohl die Pracht seiner Rede nicht so mächtig wirkte wie der Geistesflug Bossuets oder Massillons gewählte Rhetorik.

Neuntes Kapitel.

Memoiren- und Briefliteratur.

Für die Entwicklung politischer Beredsamkeit bot die Zeit Ludwigs XIV. keinen Raum. In der Akademie haben Bossuet, Fléchier und Massillon die andern Redner weit überstrahlt. Auch auf dem Gebiete der Geschichte ist

[1] Erste Ausgabe seiner Werke von seinem Neffen P. Massillon, Paris 1745. — M. Cohendy, Correspondances, Mandements de Massillon, Clermont 1883. — d'Alembert, Éloge de Massillon. — Bayle, Massillon, Paris 1867. — Blampignon, Massillon, Paris 1879; L'épiscopat de Massillon, Paris 1884. — F. Brunetière, L'éloquence de Massillon, Paris 1881.

kein Laie aufgestanden, der irgendwie Bossuet die Palme streitig gemacht hätte. An die Stelle der Geschichte tritt vielmehr in noch höherem Grade als zuvor eine unabsehbare Memoirenliteratur, in welcher das Gesamtbild der Zeit sich in hundert Miniaturbilder auflöst, jeder und jede sich selbst zum Mittelpunkt der Zeitgeschichte macht, von andern möglichst viel Böses erzählt, die geringfügigsten Anekdoten zu Ereignissen aufbauscht. Alles Volks- und Staatsleben war in der einen königlichen Zentralsonne aufgegangen. Dafür rächten sich nun die Sterne 3. und 4., auch 10. und 12. Größe, indem sie sorgfältig aufschrieben, was in ihrer Abteilung der Milchstraße begegnet war, und welche Finsternisse oder Flecken sie von ihren kleinen Schnuppen aus an den übrigen Gestirnen wahrgenommen hatten. In der Pflege der Briefliteratur zerstiebt dann selbst das Individuelle noch weiter in kleine Atome, aus welcher die Forschung späterer Zeit sich nur wieder mit unsäglicher Mühe ein annäherndes Bild der Zeit aufbauen kann.

Die beiden Männer, um welche hauptsächlich die Geschichte des Jahrhunderts gravitiert, Kardinal Richelieu und Ludwig XIV., waren staatsklug genug, das Urteil über sich nicht ausschließlich ihren Gegnern oder andern Zeitgenossen zu überlassen. Die Memoiren und ähnliche Schriften Richelieus haben wir bereits erwähnt. Diejenigen des Königs haben lange nicht so viel Bedeutung. Er selbst hat nicht daran geschrieben. Indem er sie durch Périgny und Pellisson zum Unterricht und zur Leitung des Dauphins aufzeichnen ließ, wurde seine erste Regierungsperiode (1660 bis 1670) zu einem pädagogischen Idealbilde aufgeputzt und mit allerlei staatsphilosophischen Betrachtungen verbrämt, die für die Nachwelt wenig Wert besitzen [1].

Eine rein gegen Richelieu gerichtete Parteischrift sind die Memoiren des Herzogs Jean de Rohan; vernünftiger sind jene des Arnauld d'Andilly [2], der erst im Dienste Richelieus mit dem Kardinal de Bérulle, dem P. Joseph und dem Abbé Olier an der Neubelebung des Katholizismus arbeitete, dann aber nach Port-Royal übersiedelte und einer der Patriarchen des Jansenismus wurde. François du Val, Marquis de Fontenay-Mareuil [3], schilderte die Zeit Ludwigs XIII., dem er als Gardekapitän, Generalquartiermeister, Gesandter in England, Generalleutnant und Staatsrat diente, ein fleißiger Mitarbeiter Richelieus und Mazarins, ein ehrlicher Mann und tüchtiger Politiker.

Tallemant des Réaux, der Sohn eines hugenottischen Bankiers in Bordeaux, war eines der Hauptmitglieder des „blauen Saales" im Hôtel Rambouillet

[1] Louis XIV., Mémoires. Éd. Grimoard, 6 Bde, 1806; Éd. Dreyss, 2 Bde, 1860.

[2] Herausgeg. von Gouget, 2 Bde, 1734.

[3] In der Sammlung von Petitot und Monmerqué, 2. Folge XXII XXIII und bei Michaud-Poujoulat XIX.

und schrieb ohne viel Wahl und Kritik alles auf, was er da sah und hörte, so daß seine Memoiren[1] mehr ein buntes Quodlibet bilden, mehr das Echo anderer als seine eigene Anschauung, aber mit dem feinen Geschmack, der jene Kreise auszeichnet. Sieben Jahre vor seinem Tode (1685) wurde er katholisch.

Kardinal Mazarin[2] hat keine Memoiren hinterlassen. Dafür hat sein mächtiger Gegner, das Haupt der Fronde, der Kardinal de Retz, die seinigen mit einem boshaften Sündenregister desselben verbunden, so daß es ziemlich lange dauerte, bis die Geschichtschreiber das überaus fesselnd und gewandt geschriebene Gewebe seiner falschen oder schiefen Mitteilungen zerrissen und Mazarins Ehre wieder retteten[3]. Noch feiner, ja gewissermaßen klassisch abgefaßt sind die Memoiren des Herzogs de La Rochefoucauld[4]; aber, sein ganzes Leben lang in Weiberintriguen verwickelt, steht auch dieser Frondeur mit der Wahrheit oft in sehr gespanntem Verhältnis, und seine kühlen Mitteilungen lassen es begreiflich erscheinen, daß seine Lebensweisheit schließlich dabei anlangte, keinem Menschen mehr zu trauen, nicht einmal sich selbst. In den Kämpfen der Fronde verdiente sich auch Jean Hérault seine ersten Sporen, der Kammerdiener der Familie de La Rochefoucauld, den die Herzogin von Longueville als Herrn von Gourville[5] adelte, ein geriebener Finanzmann, den Mazarin als Unterhändler benutzte, und den später Fouquet in seine Dienste nahm, und der sich selbst nach Fouquets Fall im Sattel zu halten wußte. Mit 77 Jahren schrieb er (1702) noch seine Erinnerungen nieder, welche sich nicht nur wie ein Roman lesen, sondern auch höchst merkwürdige Mitteilungen über die damalige Geldwirtschaft enthalten. Von den weiblichen Mitgliedern der Fronde haben zwei, Mademoiselle de Montpensier[6], eine Cousine Ludwigs XIV., und Madame de Motteville[7], eine Kammerfrau Annas von Österreich, gutgeschriebene Memoiren hinterlassen. Militärische Einzelheiten der Zeit berühren die Memoiren des Marquis von Montglat, des Barons de La Moussain, des Parlamentsprokurators Pierre Lanet und des Barons de Sirot.

Als Memoirenschreiber begegnen uns ferner der Akademiker Conrart, der Marschall von Turenne, und sein Leutnant, der Herzog von York (der spätere Jakob II. von England), der Marschall du Plessis-Praslin, der greise de Pontis, der schon unter Heinrich IV. und noch unter Ludwig XIV., im ganzen 60 Jahre unter den königlichen Fahnen stand, die Diplomaten Henri Loménie de Brienne und Antoine de Gramont, die Parlaments-Magistrate Omer Talon, Mathieu Molé und Olivier d'Ormasson.

Ein Stück Kulturgeschichte, Skandalgeschichte und Satire zugleich sind die Grands Jours d'Auvergne, die Fléchier (1665) verfaßte, als er noch strebsamer Belletrist und Salon-Abbé war[8]. Ein trauriges Bild von dem Einfluß, den Hofkabalen, Familieninteressen und Streberei bei Besetzung hoher kirchlicher Stellen wie

---

[1] Historiettes p. p. Monmerqué et Tascherau, 6 Bde, Paris 1833—1835.

[2] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi II 193—207.

[3] 3 Bde, Nancy 1717. — Ausgabe von Champollion-Figeac, 4 Bde, Paris 1859. Vgl. Sainte-Beuve a. a. O. V 31—48; 189—201.

[4] Mémoires 1662; anderer Text entdeckt und publiziert von Renouard, 1817.

[5] de Gourville, Mémoires, Paris 1724.

[6] Genannt „La Grande Mademoiselle“; Mémoires, 8 Bde, Amsterdam 1729.

[7] Mémoires, 5 Bde, Amsterdam 1723.

[8] Herausgeg. von Gonod, Clermont 1844; Chéruel, Paris 1865.

der Hofämter ausübten, entwirft der Abbé François-Timoléon von Choisy[1], von seiner Mutter zur Salonpuppe erzogen, lange selbst das Skandalgespräch der hohen Kreise, indem er sich in Weiberkleidern erst als „Madame de Sancy", dann als „Comtesse de Barres" aufspielte und die verrücktesten Romane aufführte, dann in den geistlichen Stand trat und sich schließlich auf mehr oder minder erbauliche Schriftstellerei verlegte.

Ziemlich offen spiegelt sich die Zeit in den Memoiren der Madame de La Fayette[2], während Madame de Caylus[3], eine Nichte der Madame de Maintenon, in ihren Souvenirs die Geschichte der königlichen Maitressen (de la Vallière, de Montespan, de Fontanges) und der Madame de Maintenon sehr einläßlich, aber mit höflicher Reserve zum besten gibt, auch noch Skandalgeschichten späterer Zeit in derselben glatten Form verzeichnet. Treffend überschreibt Sainte-Beuve eine Skizze über sie: Madame de Caylus ou de ce qu'on appelle urbanité.

Der Marquis de Villars, der in den Salons den Romannamen Orondates führte, schrieb „Erinnerungen über den spanischen Hof" (von 1679 bis 1681); sein Sohn, der Herzog und Marschall de Villars, Mitglied der Akademie, tändelte ebenfalls viel mit Theater und Belletristik, beschäftigte sich in seinen „Memoiren", die bis 1731 reichen, aber doch mehr mit der Kriegsgeschichte des 17. Jahrhunderts[4].

Ein trockenes, aber sehr genaues Tagebuch über alles, was von 1684 bis 1720 bei Hofe vorging, führte der Marquis de Dangeau, erst Adjutant Ludwigs XIV., dann einer seiner vertrauten Hofkavaliere, Mitglied der Akademie und ihr eifrigster Vertreter beim König, als „fader Höfling" schon durch seinen Gegner Saint-Simon ziemlich arg verschrieen, aber doch ein guter Beobachter und durch seine Pedanterie oft verläßlicher als sein spitziger Lästerer[5].

Der Memoirenschreiber par excellence ist und bleibt aber dieser. In einer Abschrift, die er selbst machen ließ, füllen seine „Memoiren" 36 Folios[6], in der sorgfältigsten neueren Ausgabe 20 Oktavbände. Sie

---

[1] Collection Pétitot, 2. série LXIII. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi III 331—348.

[2] Collection Pétitot, 2. série LXV. — Ausgabe von Asse, 1890.

[3] Herausgeg. von Voltaire 1770; Renouard 1806; Pétitot, 2. Folge LX; E. Raunié 1881. — Vgl. Sainte-Beuve, Causeries III 45—61.

[4] Mémoires, La Haye 1734, fortgesetzt von Abbé de Margon, 2 Bde (apokryph). Einzig verläßliche Ausgabe von de Vogué, 5 Bde, Paris 1884 bis 1891.

[5] Auszüge veröffentlicht von Voltaire, Journal de la Cour, Londres 1770. — Vollständige Ausgabe von Soullié rc., 19 Bde, Paris 1854—1860.

[6] Vollständige Ausgaben: von Marquis de Saint Simon, 21 Bde, Paris 1829 1830; A. Chéruel, 20 Bde, Paris 1856—1858; Chéruel et Régnier, 22 Bde, Paris 1873—1886; A. de Boislisle I—XII, Paris 1879—1897. — Vgl. E. Poitou, Le duc de Saint-Simon: Revue des Deux Mondes, 2. pér., 2. sér., XI (1855) 987—1017. — G. Boissier, Une nouvelle édition de Saint-Simon: Revue des Deux Mondes, 3. pér., XXXVII (1880) 520—551. — Sainte-Beuve, Causeries III 211—227.

sind sein eigentliches Lebenswerk. Geboren 1675 zu Versailles, wurde Louis de Rouvray, Herzog de Saint-Simon, von Ludwig XIV. und seiner Gemahlin Maria Therese selbst aus der Taufe gehoben. Er diente erst als Offizier, focht bei Namur und Neerwinden und machte unter de Lorges den Rheinfeldzug mit, trat aber wegen einer Zurücksetzung schon 1702 aus der Armee. Er drängte sich nun bei Hofe vor, gelangte aber auch hier nicht zum Ziele seines Ehrgeizes. Ärgerlich und enttäuscht, beschloß er nun, seine ganze Zeit an den Pranger zu stellen, welche Tugend und Verdienst, alten Adel und alte Privilegien nicht zu schätzen wußte, sondern Schwindel und Intrigue über alles Bessere triumphieren ließ. Öfter suchte er den ihm früher befreundeten Armand Jean Le Bouthillier de Rancé auf, der aus einem leichtfertigen, weichlichen Höfling 1662 der strengste Mönch geworden war und im Trappistenorden die volle Strengheit der alten Cistercienser erneuerte, und verweilte selbst länger in La Trappe. Weit mehr als solche fromme Anwandlungen beschäftigte ihn jedoch seine Lieblingsidee, dem gekränkten Recht aufzuhelfen.

Nach dem Tode des Königs, der seine böse Zunge kannte und ihn nicht zu nahe an sich herankommen ließ, suchte er eifrig sich in die Staatsgeschäfte zu mischen, gewann erst den Herzog von Burgund, dann den Herzog Philipp von Orléans, unterstützte dessen Regentschaft und kam selbst in den Regentschaftsrat und unterhandelte 1721 als Gesandter in Madrid die Vermählung Ludwigs XV. mit der Infantin. Nach seiner Rückkehr brach er jedoch mit dem Regenten und seinem Minister Kardinal Dubois und trat für immer ins Privatleben zurück. Bis zu seinem Tode (1755) widmete er sich fast ausschließlich seinen „Memoiren“.

Vollendete Muster abgerundeter Klassizität kann man dieselben kaum nennen. Steht er auch in Wort und Ausdruck im ganzen den Meistern der Prosa nahe, so ist doch vieles aus älteren Schriftstellern hineingemengt. Die Konstruktion ist nicht ebenmäßig, häufig inkorrekt, verschroben und überladen; aber dafür ist die Darstellung originell, frisch, voll Geist und Leben. Ohne sich viel um die Akademie zu kümmern, schreibt der hohe Herr, nach Chateaubriands Bemerkung, verteufelt drauf los, um sich unsterblich zu machen. In der Charakterzeichnung ist er Meister. Er hat Luchsaugen für die Schwächen seiner Gegner und photographiert sie mit ätzender Genauigkeit. Aber ruhiges Abwägen, strenge Gerechtigkeit ist nicht seine Sache. Man hat ihn wohl mit Tacitus und Juvenal verglichen, aber die würdevolle Grandezza des römischen Historikers hat er nicht; auch seine Bitterkeit ist weniger die eines Juvenal als jene eines modernen Misanthropen, der enttäuscht, gekränkt, verbittert, alles in unerfreulichem und gehässigem Lichte sieht. Mit dieser Kritik, mit der er dem alten Geburtsadel seine mittelalterliche Stellung zurückerobern wollte,

arbeitete er nur jenen in die Hände, welche bereits an dem Bestande der Monarchie rüttelten [1].

Noch viel weitere Kreise als die Memoirenliteratur zieht die Epistolographie oder, deutsch gesagt, Briefschreiberei. Sie ist eine Erbschaft des Humanismus. Petrarca hat die Kunst dem alten Cicero abgelauscht, Erasmus sie nahezu ins Ungeheuerliche ausgebildet und sich damit zum gelehrten Orakel und publizistischen Zentralbureau von Europa gemacht. Niemand wäre auf den Gedanken verfallen, Briefe der „Dunkelmänner" zu schreiben, wenn nicht die „hellen" Männer die ganze Welt mit Briefen überschwemmt hätten, um ihren Genius, ihre Gelahrtheit und ihren ciceronianischen Stil allüberall leuchten zu lassen. Ein großer Teil dieser Briefwechsel ist eine ständige Ruhmesassekuranz, ein anderer, nicht geringer, ein privilegiertes Lästerinstitut. Die Freunde wurden gelobt, daß ihnen die Köpfe wackelten; die Feinde verschimpft, daß kein guter Faden an ihnen übrig blieb. Die Fürsten wurden so mit allen Stilwundern des Altertums angeschmeichelt und angebettelt, daß sie sich alle für Cäsaren hielten, und daß kein Kirchengut mehr vor ihnen sicher war. Mönche und Scholastiker wurden dagegen so gescholten, daß zuletzt die redlichste Frömmigkeit für Heuchelei, das gründlichste Wissen für Formelkram galt, bloße Phrasenmacher aber für Denker, und rotnasige Trinker für gottgesandte Sitten- und Religionsverbesserer gehalten wurden.

Die emporblühende französische Literatur hat das gute Glück gehabt, daß ein solcher Humanismus, welcher die Form über den Gehalt und das liebe Ich über die ganze Welt setzte, nicht zur Oberherrschaft gelangte, daß vielmehr sogar der Briefstil, dieser subjektivste Zweig der Prosaliteratur, Vertreter fand, welche nicht bloß von Stil und Deklamation lebten, sondern etwas Vernünftiges zu sagen hatten und es natürlich, schön und anmutig auszudrücken wußten.

König Heinrich IV., Kardinal Richelieu und zahlreiche ihrer Hofleute und Diplomaten, auch die Feldherren Condé, Catinat und Vauban haben

[1] Grand peintre d'histoire, Saint-Simon excelle à rendre les individus en pied, les groupes, les foules, à la fois le mouvement général et le détail particulier à l'infini: il a ce double effet et du détail et des ensembles. Son histoire est une fresque à la Rubens, jetée avec une fougue de pinceau qui ne lui permet pas de dessiner soigneusement et d'arrêter sa ligne avant de peindre: mais les physionomies, tant il en est plein, n'en ressortent que plus chaudement. Son oeuvre est comme une vaste Kermesse historique dont la scène se passe dans la galerie de Versailles. Le peintre abonde et surabonde, il nage et s'en donne partout à coeur joie. Il n'a pas la discrétion de la ligne, et en cela l'artiste en lui fait défaut. Il le sent, et il en demande excuse tout à la fin: Je ne fus jamais un sujet académique, dit il, je n'ai pu me défaire d'écrire rapidement. Causeries du Lundi III 219.

ganz artige und interessante Briefe geschrieben. Bei den Dichtern Malherbe, Corneille, Racine, Boileau, La Fontaine, den Prosaikern Descartes, La Rochefoucauld, La Bruyère, Kardinal Retz, Saint-Simon spielt die Korrespondenz natürlich nur eine untergeordnete Rolle, aber bei allen Klassikern, Molière ausgenommen, ergänzt eine solche ihre übrigen Werke. Eigentlich methodisch pflegten den Briefstil Balzac und Voiture bis zu einer gewissen Virtuosität und noch darüber hinaus, aber im ganzen doch mit gutem Geschmack und zum Nutzen der Literatur.

Am meisten stehen von dem leeren, selbstgefälligen Kultus der bloßen Form die Briefwechsel jener auserlesenen Männer ab, durch deren Wirken das religiöse Leben Frankreichs sich im Laufe des 17. Jahrhunderts so mächtig erneuerte, und die in ihren Briefen eigentlich nur den Kreis ihrer apostolischen Tätigkeit erweiterten. Der hl. Vinzenz von Paul mahnt seine Schüler geradezu von aller gesuchten Pflege des Stils und aller theatralischen Beredsamkeit ab; ebendeshalb aber besitzen seine aus dem Herzen quellenden Worte noch heute den lebendigen Odem seiner Liebe und Barmherzigkeit. Wenn der hl. Franz von Sales sich mitunter in zarten Bildern, in Diminutivformen und blumigen Wendungen ergeht, so ist das nicht gesuchter Schmuck, sondern eine Wirkung des Zeitgeschmacks; die Andacht und Liebe, der Eifer und die hingebende Güte seines Wortes spricht noch heute mit ungeminderter Gewalt zur Seele. Auch die anziehenden Briefe seiner Schülerin, der hl. Franziska von Chantal, verraten in liebenswürdigster Weise, daß die Lehre vom Kreuze die Seele keineswegs mit trüben und menschenfeindlichen Gedanken niederdrückt, sondern mit Frieden und Freude, Starkmut und Edelsinn erfüllt. Bossuets ausgedehnter Briefwechsel erstreckt sich auf alle Gebiete des religiösen und kirchlichen Lebens; speziell „geistliche“ Briefe lassen ihn als einsichtigen und sorglichen Seelenführer erkennen. Auch in der Askese ist er klarer, korrekter und fester als Fénelon. An geschichtlicher Bedeutsamkeit steht jedoch die Korrespondenz des letzteren kaum hinter derjenigen Bossuets zurück. Päpste, Kardinäle, Nuntien, Bischöfe, Missionsobere, Gelehrte, Akademiker, der König, die hohe Aristokratie und die berühmtesten Namen der Zeit figurieren darin neben bescheidenen, der Welt unbekannten Leuten. Der Wunsch, allen alles zu werden, und die feinste Geistesbildung beherrschen Stil und Inhalt seiner Briefe.

„In der religiösen Korrespondenz Fénelons muß man hauptsächlich diesen großen Mann studieren; da entdeckt man all die hohen und liebenswürdigen Eigenschaften dieser schönen Seele, die verborgenen Schätze und alle Geheimnisse dieses unvergleichlichen Herzens. Seine schönsten Werke lassen ihn nur unvollständig erkennen; nur sein Briefwechsel offenbart ihn vollständig, weil er in demselben nie daran denkt, sich zu verstecken noch sich bekannt zu geben. Da zeigt sich abwechselnd die freundlichste Phantasie, die lebendigste und leichteste Anmut, die erhabenste und rührendste Salbung, die reinste Andacht, die weisesten und zartfühlendsten Ratschläge, die lieblichsten und kräftigsten Belehrungen, die anregendsten Ermahnungen, mitunter

die würdevollste und heiligste Autorität; und dabei immer das köstlichste Sichgehenlassen, die ausgesuchteste Feinfühligkeit, die edelste Einfachheit, ja Naivität und das liebenswürdigste Benehmen." [1]

Weniger finden sich diese anziehenden Eigenschaften in dem umfangreichen Briefverkehr der Nonnen und Einsiedler von Port-Royal, deren Heilslehre schon von der normalen Liebe, Gütigkeit und Freudigkeit echt katholischer Anschauungen abwich, und welche, durch ihre Hartnäckigkeit in offenen und verkappten Guerillakrieg gegen die kirchliche Autorität hineingerissen, deren Vertreter immer bitterer befehdeten und des eigenen Herzens Bitterkeit vergeblich durch mystische Übertreibungen zu verscheuchen suchten. Gegen die zunehmende Zweifelsucht und den wachsenden Unglauben erhoben wohl auch sie ihre Stimmen, aber, indem sie die kirchliche Lehrgewalt bekämpften, rüttelten sie gerade an dem Fundament, auf welchem allein der Glaube wieder hätte erstarken können.

„Die Gleichgültigkeit gegen die Religion ist die Torheit des Jahrhunderts, in dem wir leben. Dieser Geist herrscht ganz sichtlich in England und Holland; aber unglücklicherweise dringt er nur allzusehr bei den Katholiken ein." So klagte Bossuet gegen das Ende seines Lebens. „Der Geist des Unglaubens gewinnt jeden Tag in der Welt", sagt er in einem Briefe. Bis zu seinem Tode kämpfte er wacker dagegen an in Wort und Schrift, stets die Männerwelt, die Kirche, das Ganze und Große im Auge. Wenn die Rücksicht auf die Frauen sonst in der religiösen Literatur eine hervorragende Rolle spielt, so mag das teilweise in jenem Umsichgreifen des Zweifels, des Unglaubens und der religiösen Gleichgültigkeit seinen Grund haben. Für ein Glück und für einen Fortschritt ist das sicher nicht zu erachten. Die Religion ist das höchste Interesse, die wichtigste Angelegenheit der Menschheit und darum vorab des Mannes. Wenn er sich von ihr zurückzieht und sie dem angeblich „frömmeren" Geschlecht überläßt, ist es ein unfehlbares Zeichen geistigen Verfalles. Sie kann ihre großen Aufgaben dann nur mehr ungenügend erfüllen.

Ein gewisser Gewinn für die Literatur war es dennoch, daß feingebildete, im Grunde auch religiös gesinnte Frauen nicht nur im geselligen Leben eine sehr einflußreiche Rolle spielten, sondern diese auch durch ihren Briefverkehr auf weitere Kreise ausdehnten [2] und sich wohl auch unmittelbar an der literarischen Entwicklung beteiligten.

---

[1] Dupanloup, Le Christianisme présenté aux hommes du monde par Fénelon. Disc. prélim. p. LXXXVIII.

[2] Plus encore que toutes les autres, les lettres de femmes sont capables de nous charmer. Plus tendres que les hommes, les femmes savent se donner plus entières; plus délicates, elles savent se donner mieux; dans leurs lettres comme dans leurs conversations, elles montrent avec plus de naturel le fond

Drei Frauen stehen hier als Tonangeberinnen des Konversationsstiles oben an und werden als durchaus ebenbürtig mit den andern Vertretern der klassischen Prosa betrachtet: die Gräfin de La Fayette, die Marquise de Sévigné und die Marquise de Maintenon.

Die erstere, Marie Madelaine Pioche de la Vergne (geb. 1634), 1655 mit einem Grafen de La Fayette vermählt[1], ist eigentliche Berufsschriftstellerin. Schon als Mädchen lernte sie Lateinisch und wußte, wie Segrais behauptet, schon nach drei Jahren mehr davon als ihre Lehrer, der gelehrte Ménage und P. Rapin S. J. Mit 26 Jahren gab sie ihre erste Novelle heraus „Die Prinzessin von Montpensier", 1671 den Roman „Zaïde", 1672 vollendete sie den Roman „Die Prinzessin von Cleve", der aber erst 1678 erschien. Die ersten zwei Werke weichen noch wenig von ihrer Vorgängerin (Mademoiselle de Scudéry) ab, im dritten aber schlägt sie durch Einfachheit der Anlage, Lebendigkeit des Gefühls, gedrängte und natürlichere Darstellung, Frische und Zartheit des Tones eine neue Richtung ein. Seit 1665 eng mit de La Rochefoucauld befreundet, fand sie an ihm einen tüchtigen literarischen Ratgeber. Briefe hat sie nicht viele geschrieben, aber die vorhandenen zeugen von demselben feinen Geschmack, der ihre andern Schriften auszeichnet.

Marie de Rabutin-Chantal, geb. 1626, 1644 mit dem Marquis de Sévigné vermählt, schon nach acht Jahren durch ein unglückliches Duell desselben zur Witwe geworden, wandte nach dem großen Schlage, der sie getroffen, ihre ganze Sorge und Liebe ihren zwei Kindern zu, besonders ihrer Tochter, die sich später mit einem Grafen de Grignan verheiratete. Da dieser als Lieutnant-Général des Königs in Languedoc residierte, suchte sie sich für die Trennung dadurch zu entschädigen, daß sie bis zu ihrem Tode — 25 Jahre lang — fast Tag für Tag an ihre Tochter schrieb, so beständig mit ihr und für sie lebte und sie über alles auf dem Laufenden erhielt, was in Paris das Interesse ihres eigenen Daseins bildete. Das waren nicht bloß die häuslichen Sorgen, welche infolge der Verschwendung ihres Mannes lange auf ihr lasteten, noch der Kummer, den ihr Sohn als leicht-

---

d'elles-mêmes, elles s'épanchent avec plus d'abandon, par besoin non réfléchi de plaire et d'êtres aimées. Les habitudes sociales renforcent encore leurs tendances instinctives; exclues d'ordinaire de l'action, le sentiment emplit leur vie, inspire leurs actes et leurs paroles, et les idées même, dans leur esprit moins méthodique, ne prennent point la forme rationnelle et froide, qu'elles revêtent presque nécessairement dans nos esprits pesamment abstraits. — G. Michaut, La Comtesse de Bonneval, Paris 1903, Préface 15 16.

[1] Lettres à Madame la marquise de * * * sur le sujet de la princesse de Clèves 1678. — Oeuvres complètes (avec celles de Madame de Tencin et de Fontaines), 5 Bde, Paris 1825. — Lettres de Madames de Villars, de Lafayette et de Tencin p. p. Auger, Paris 1823.

finniger, galanter Offizier ihr bereitete, es war ein Bekanntenkreis, der fast die ganze vornehme Welt, den Hof und die damalige Literatur umspannte. Nach dem Tode ihres Mannes viel umworben, selbst von hervorragenden Persönlichkeiten, wie dem Prinzen Conti, den Marschällen Condé und Turenne und selbst dem Finanzminister Fouquet, erwarb sie sich durch ihre würdige, sittliche Haltung das allgemeinste Ansehen; ihr heiteres und freundliches Wesen aber machte sie zugleich zu einem Liebling der höheren Gesellschaftskreise. Sehr belesen und rastlos sich weiter bildend, galt sie als eine Autorität in Sachen des guten Geschmacks, bewahrte sich dabei aber eine gewisse Jugendlichkeit, fern von aller Ziererei und Geschraubtheit. Diktierte eine herzliche Mutterliebe, die fast zur Vergötterung ihrer Tochter ging, ihre Briefe, so führte eine unerschöpfliche Neugier und Wißbegier, eine unermüdliche Geselligkeit die Feder. So ist der berühmte Briefwechsel entstanden, der später zwölf Oktavbände füllte[1], und den Mirabeau also charakterisiert:

„Solche, welche nachzudenken lieben, können großen Gewinn aus den Briefen der Madame de Sévigné ziehen. Da kann man unverschleiert den Geist ihrer Zeit schauen und die Ansichten, die damals herrschten, was der Name Ludwig XIV. bedeutete, was sein Hof war, was das Wort „Hof" damals besagte, was die Andacht bedeutete, was eine Predigt zu Versailles, was der Beichtvater des Königs, La Chaise, bei welchem der angeklagte (Marschall von) Luxemburg eine Retraite machte. Diese Mischung von Schwäche, Religion und Liebenswürdigkeit, welche die berühmtesten Frauen auszeichnet; diese Feinheit des Geistes, welche sich bei den Höflingen mit einem Übermaß der Schmeichelei verband; dieser Ton der Ritterlichkeit und des Heroismus, der die Anlage zur Ränkesucht nicht ausschloß; endlich in allen Zweigen überlegene Charaktere, wie sie der Epoche der großen Talente und der großen Erfolge angehören und dadurch noch der spätesten Nachwelt Achtung gebieten: all das findet man in den ‚Briefen' der Madame de Sévigné."[2]

Es ist nicht möglich, hier auf die Schicksale der berühmten Madame de Maintenon[3] einzugehen. Als Enkelin des Agrippa von Aubigné

[1] Gesamtausgaben von: B. de Vauxcelles, 10 Bde, 1801; Ph. Grouvelle, 8 Bde, 1806; Monmerqué und Saint Surin, 10 Bde, 1818 1819; Campenon, 12 Bde, 1822; Ch. Nodier, 2 Bde, 1835. A. Régnier, 14 Bde, 1862—1867 (kritisch revidiert nach Monmerqué). — Walckenaer, Mémoires touchant la vie et les écrits de Marie de Rabutin-Chantal, 4 Bde, 1842—1848. — Lettres inédites, p. p. Ch. Capmas, Paris 1876. — Aubenas, Hist. de M. de Sévigné, 1842. — Sainte-Beuve, Portraits de femmes; Causeries du Lundi I 40—50. — G. Boissier, Les Correspondances intimes. Cicéron et Madame de Sévigné: Revue des Deux Mondes, 2. pér, LVI (1865) 977—1009.

[2] Mirabeau, Madame de Sévigné (Revue rétrospective, 1. série I 120 ff).

[3] Geoffroy, Madame de Maintenon d'après sa correspondance authentique, 2 Bde, Paris 1887. — De Noailles, Hist. de M. de Maintenon, 4 Bde, Paris 1848—1858. — De Boislisle, Scarron et Fr. d'Aubigné (Revue des quest. hist. 1893). — Th. Lavallée, Histoire de Saint-Cyr, Paris 1856.

1635 im Kerker der Conciergerie zu Niort geboren, hohen Standes, aber völlig verarmt, bei den Ursulinerinnen in Paris zur katholischen Religion zurückgeführt, mit 17 Jahren Frau des Dichters Scarron, nach seinem Tode Erzieherin der Kinder der Madame de Montespan, ward Franziska d'Aubigné 1673 an den Hof gezogen und zur Marquise von Maintenon erhoben. Sie brachte den König durch ihren ernsten, milden Einfluß von seinen schweren Verirrungen zurück. Nach dem Tode der Königin ward sie, fast fünfzigjährig, Ende 1684 in geheimer Ehe seine Gattin, die Genossin, Trösterin und Ratgeberin seiner letzten Jahre. Auch jene, welche ihren Einfluß auf den König anderweitig mit schweren, wohl meist ungerechtfertigten Klagen überhäufen, bewundern sie wenigstens als geniale Gönnerin und Erzieherin der weiblichen Jugend. Der Augapfel ihrer letzten Lebenszeit war das Erziehungshaus von Saint-Cyr für verwaiste Töchter des Adels und höherer Offiziere, zu dessen Gründung sie 1684 den König bewog, das sie selbst mit reger Muttersorge leitete, und unter dessen Zöglingen sie ihre liebsten Erholungsstunden suchte. Auf dieses Werk edler Nächstenliebe haben die meisten der Schriften Bezug, welche die vor und nach ihrer Erhöhung schwergeprüfte Frau hinterlassen hat, und welche erst 1854 in zwölf Bänden gesammelt erschienen sind. Sie schreibt sehr klar, durchsichtig, mit feinstem Takt und ungesuchter Anmut. Ihre Räte an die weibliche Jugend sind von großem Scharfblick, reifer Erfahrung und einer tiefreligiösen Gesinnung getragen. Auch in ihren Briefen spiegelt sich eine hohe, edle Seele, für welche der berückende Schimmer irdischer Größe und Lust längst seine Macht verloren hat.

Zehntes Kapitel.

Jean Racine.

Um die Zeit, da Corneille seine größten Bühnenerfolge bereits errungen hatte, tauchte am Theaterhimmel ein neues Licht auf, in Gestalt des Pariser Bäckerssohnes Philippe Quinault. Tristan l'Hermite, zeitweilig selbst in Gunst auf dem Theater und gelegentlich von Corneilles Feinden gegen denselben ausgespielt, weihte ihn in die Bühnentechnik ein; eine Prezieuse, Madame d'Oradour, machte für ihn in den Salons die nötige Reklame. Er war erst 18 Jahre alt, als er (1653) sein erstes Stück schrieb, eine Komödie: „Die Rivalen." Rasch folgten (1654—1666) 15 andere Stücke, Komödien, Tragikomödien und Tragödien, welchen allen dies gemeinsam ist, daß sie die Liebe zur Hauptsache machen, das Komische wie das Tragische derselben unterordnen. Unter den verschiedensten Kostümen erscheint immer

dieselbe Liebesgeschichte wieder; Amalasuntha und Alcibiades, Cyrus und Kambyses, Agrippa und Astrates, Stratonike und Bellerophon deklamieren alle in demselben süßlich-sentimentalen Tone, der in den Kreisen der Preziеusen als der eigentliche Honigseim der Poesie galt. Quinault hatte indes guten Erfolg, erlangte eine beträchtliche königliche Pension und ward (1670) mit 35 Jahren in die Akademie aufgenommen [1]. Bald darauf verband er sich zu gemeinsamem Schaffen mit dem Musiker Lulli und lieferte demselben den Text zu zahlreichen Opern (Amor und Bacchus, Cadmus, Alceste, Theseus, Isis, Atys, Proserpina, Amors Triumph, Perseus, Phaëton, Amadis und Roland). Für seine beste Oper gilt „Armida", in Stoff und Ausführung aus Tasso entnommen. Das musikalische Element und die Bühnenausstattung drängten indes auch hier die eigentliche Poesie zurück.

Daß die Dramatik von Corneilles Höhe nicht ganz zu bloßen Operneffekten und weichlichen Liebesdeklamationen herabsank, dankte sie einem nur um vier Jahre jüngeren Dichter, dessen Stücke bald diejenigen Quinaults verdrängten und fortan auch den Bühnenprimat Corneilles ernstlich in Frage stellten. Es ist Jean Racine [2], neben Corneille unzweifelhaft der größte französische Dramatiker. Man hat das Verhältnis der beiden mit jenem der griechischen Tragiker Äschylos und Sophokles verglichen, aber man braucht nur die Porträts der beiden französischen Dichter anzusehen, den hagern Corneille mit seinen langen wallenden Haaren, der halbgeistlichen Calotte und dem Schnurrbart und Kinnbart à la Richelieu, und dann Racine mit dem vollen, glatten Doppelkinn, der ungeheuren Perücke und dem Ludwig XIV. selbst nicht ganz unähnlichen Gesicht — und man fühlt sich in eine Welt versetzt, die nicht nur um zwei Jahrtausende, sondern in ihrem innersten Wesen ganz unmeßbar von jener des alten Athen absteht. Bei Corneille herrscht wohl mehr Kraft, Erhabenheit, Größe wie bei Äschylos, bei Racine mehr abgerundete Schönheit, Zartheit, Harmonie. Bei Corneille kommen wohl energischer die Ideale des Christentums zum Wort wie bei Äschylos

[1] Quinault, Oeuvres, 5 Bde, Paris 1739 1778. — Oeuvres choisies, 2 Bde, Paris 1842. — Nuitter et Thoinan, Origines de l'Opéra Français, Paris 1886. — R. Rolland, Histoire de l'Opéra en Europe, Paris 1895.

[2] L. Racine, Mémoires sur la vie de Jean Racine, 2 Bde, Paris 1747. — Correspondance de Jean Racine (in den meisten Ausgaben seiner Werke). — Sainte-Beuve, Port-Royal l. VI, c. 10 11. — Stendhal, Racine et Shakespeare, Paris 1822 1854. — Despois, Le théâtre français sous Louis XIV, Paris 1874. — Deltour, Les ennemis de Racine au XVII[e] siècle [5], 1892. — Taine, Racine (Nouveaux essais de critique et d'histoire, 1865). — Taphanel, Le théâtre de Saint-Cyr, 1876. — Deschanel, Racine, 2 Bde, Paris 1884. — Stapfer, Racine et Victor Hugo, 1887. — P. Robert, La poétique de Racine, 1890. — Monceaux, Racine, 1892. — Delfour, La Bible dans Racine, 1893. — Dejob, Études sur la tragédie, 1896. — G. Larroumet, Racine, 1898.

der religiöse Mythus der Hellenen; bei Racine mehr ein von christlichen Ideen angewehtes Menschentum wie bei Sophokles die dem Göttermythus schon fernstehende menschliche Sage. Aber das ist denn auch so ziemlich alles. In manchen Zügen spielt Racine schon mehr zu Euripides hinüber, während in Corneille ein den Spaniern verwandter Geist atmet; er ist ein halber Romantiker.

Früh der Eltern beraubt, wurde Jean Racine (geb. 1639 zu Ferté-Milon) erst von seinen Großeltern, dann am Kollegium zu Beauvais erzogen; den Abschluß seiner feineren humanistischen Bildung aber erhielt er von 1655 bis 1658 in der Schule der Jansenisten zu Port-Royal, wo eine Tante von ihm schon lange Nonne war, bald auch seine eigene Schwester Nonne wurde, während eine andere verwitwete Tante mit ihren Kindern sich ebenfalls in der Nachbarschaft niederließ. Bei Nicole lernte er Latein, bei Lancelot Griechisch, bei Hamon Italienisch und Spanisch. Die strenge Erziehung faßte jedoch keine sehr tiefen Wurzeln. Nachdem er am Kollegium d'Harcourt die Kurse der Rhetorik und Philosophie durchgemacht hatte[1], schloß er sich leichtlebigen Leutchen an, warf sich auf Poesie und schrieb Liebestragödien (Theagenes und Chariklea, Amasia, Ovids Liebesroman) und (1660) eine Ode auf die Vermählung des Königs (Die Seine-Nymphe). In Port-Royal ward das mit Schrecken vernommen. Ein Onkel, der Generalvikar in Usèz war, übernahm es, den jungen Sünder auf bessere Wege zu bringen und ihn womöglich zu seinem Nachfolger im geistlichen Stande heranzuziehen. Jean fühlte indes keinen Beruf, sondern kehrte 1662 nach Paris und zur Poesie zurück. Eine „Ode auf die Genesung des Königs" brachte ihm 600 Livres ein, eine zweite, La renommée aux muses, erwarb ihm Boileaus Freundschaft und die Gunst des Grafen von Saint-Aignan. Am 20. Juni 1664 führte die Schauspielertruppe Molières seine Tragödie „Die Thebaide" auf, und so wurde er als Dramatiker bekannt und zugleich für einige Zeit mit Molière befreundet. Schon mit seinem nächsten Stück „Alexander d. Gr." verdarb er es aber wieder gründlich mit diesem, indem er das Stück gleichzeitig auch auf einem andern Theater spielen ließ. Wenig fehlte, und er hätte auch mit seinen früheren Erziehern und Wohltätern, den Jansenisten, in schroffster Weise gebrochen. In einer gegen Desmarests de Saint-Sorlin gerichteten Schrift hatte sich nämlich Nicole in seiner Abneigung gegen das Theater zu dem Satze verstiegen: „Ein Romanschreiber und ein Theaterdichter ist ein öffentlicher Giftmischer nicht für den Leib, aber für die Seele der Gläubigen, der sich an einer Unzahl von geistlichen Morden für

[1] Er trat in dieses Kollegium ein, als eben Boileau dasselbe verlassen hatte. Die Schulbühne stand an demselben in hoher Blüte. — H. L. Bouquet, L'ancien collège d'Harcourt et le Lycée Saint-Louis, Paris 1891, 326 328 664 ff.

schuldig erachten muß.“ Das brachte Racine dermaßen auf, daß er sofort einen Lästerbrief im Stile der „Provinzialbriefe“ gegen Nicole schrieb; nur auf die ernste Abmahnung Boileaus verzichtete er auf den Druck desselben und beantwortete den Angriff tatsächlich durch seine Tragödie „Andromache“, welche, 1667 im Palais-Royal mit ungeheurem Beifall aufgeführt, ihn bleibend zu einem gefeierten Dichter machte. Jahr für Jahr brachte ihm neue Triumphe: 1668 Les plaideurs, 1669 Britannicus, 1670 Bérénice, 1672 Bajazet, 1673 Mithridate, 1674 Iphigénie. Die Akademie nahm ihn 1673 unter ihre Mitglieder auf, der König verlieh ihm das Jahr darauf eine einträgliche Stelle, die mit wenig Last verbunden war. Ganz unbehelligt blieb freilich auch er nicht. Corneille behielt manche Verehrer, wie Madame de Sévigné, die für seine Vorzüge ebenso scharfe Augen hatte wie für Racines Schwächen, aber nicht immer umgekehrt. Berufene und unberufene Kritiker erhoben ihre Stimme und drückten die Stücke mit allerlei, meist kleinlichen Ausstellungen herab. Hämische Neider suchten den Eindruck der „Iphigenie“ durch Aufführung eines Gegenstücks zu lähmen, das aber zu armselig war, um diese Wirkung zu haben.

Seine Gegner wuchsen indes zu einer förmlichen Partei an. An ihrer Spitze standen der Herzog von Nevers, die Herzogin von Bouillon und die Dichterin Madame Deshoulières, eine Prezieuse, welche von ihren Verehrern als „die französische Kalliope“, die zehnte Muse gefeiert wurde, später von seiten Voltaires eine sehr anerkennende Beurteilung fand. Nachdem Racine seine „Phädra“ am 1. Januar 1677 im Hotel de Bourgogne zur Aufführung gebracht hatte, ließen sie zwei Tage später das ganz unbedeutende Stück von Pradon Phèdre et Hippolyte im Palais-Royal aufführen, kauften (um 15 000 Livres) für die nächsten sechs Vorstellungen sämtliche Plätze in beiden Theatern und sorgten, daß Pradons Stück stark besucht und mächtig beklatscht wurde, Racines „Phädra“ dagegen scheinbar vollständig durchfiel. Nevers und Madame Deshoulières triumphierten nun in einem Spottsonett. Anhänger Racines rächten diesen in einem Gegensonett, das die lockern Sitten des Herzogs an den Pranger stellte. Nevers schrieb dasselbe Racine und Boileau zu und bedrohte die beiden in einem neuen Sonett mit Stockschlägen im Theater. Erst Condé gelang es, dem häßlichen Sonettenstreit ein Ende zu machen. Was aber Racines Gegner mit ihrem armseligen Streich beabsichtigt hatten, erreichten sie vollständiger, als sie geahnt haben mochten. Tiefgekränkt zog er sich ganz von der Bühne zurück. Da gegen das Stück auch moralische Bedenken geäußert wurden, obwohl Boileau dieselben zurückwies und selbst der strenge Arnauld das Stück für harmlos erklärte, dachte der Dichter sogar daran, Buße zu tun und Kartäuser zu werden. Nur mit Mühe hielt man ihn von diesem Schritte zurück. Er heiratete nun die Tochter eines Finanzbeamten, die sich weder

um seine Werke noch überhaupt um Poesie kümmerte. Bald darauf ernannte ihn der König zu seinem Hofhistoriographen, als welcher er hauptsächlich den König auf seinen Reisen zu begleiten hatte. Er versöhnte sich nun wieder mit Arnauld und Nicole. Mit der Literatur blieb er nur durch Boileau noch einigermaßen in Verbindung.

Zwölf Jahre hatte er sein glänzendes dramatisches Talent völlig brach liegen lassen, als Madame de Maintenon ihn bat, ihr für ihre Zöglinge in Saint-Cyr, Töchter verstorbener Offiziere und armer Adeliger, ein biblisches Stück zu schreiben. So verfaßte er, bereits ein Fünfziger, 1689 seine „Esther" und 1691 seine „Athalie". „Esther" fand ungeheuren Beifall und wurde als eine Auferstehung des Dichters mit lebhaftester Freude begrüßt. „Athalie" wurde nicht öffentlich vor dem Hofe, sondern nur in den Privatgemächern der Madame de Maintenon gegeben. Es ging ein Gerede, der König habe sich sehr an den poetischen Mahnungen gestoßen, welche einzelne Stellen ihm erteilten; doch scheint das auf Klatsch zu beruhen. Der Mercure galant schildert die Aufführung als einen großen Erfolg. Als das Stück gedruckt erschien, wurde es von der Hofgesellschaft allerdings als frostig und langweilig, ein dummes Drama für Kinder abgeschätzt und bespöttelt. Racine bedauerte, sich gegen seinen früheren Vorsatz abermals der dramatischen Dichtkunst gewidmet zu haben, und zog sich nunmehr endgültig in die Prosa des Lebens zurück. Zuletzt fiel er auch noch beim König in Ungnade. Er reichte der Madame de Maintenon ein Memorandum ein, welches die traurige Lage des Volkes beleuchtete. Das war ein Punkt, den schon Bossuet, Fénelon und Vauban eindringlich berührt hatten. Es war der tiefe Schatten, den all der Glanz der langen Regierung nach sich zog. Der König hörte nicht gern von der wirtschaftlichen Notlage, die sein grenzenloser Aufwand herbeigeführt. Es fielen harte Worte, die sich der feinbesaitete Dichter tief zu Herzen nahm. Er erkrankte gegen Ende des Jahres 1698 und starb zu Paris am 26. April 1699. Nach seinem testamentarischen Wunsche wurde er zu Port-Royal beerdigt[1].

Gleich in seinem ersten Stück zeigt sich Racine als Schüler des Euripides. Seine: „Thebaïde oder die feindlichen Brüder" ist ein Seitenstück zu den „Phönizierinnen" desselben. Er hatte gut Griechisch ge-

[1] Gesamtausgaben: zu seinen Lebzeiten, Paris 1675—1676 1678 1679 1681 1687 1689 1697 (alle in 2 Bdn). — Oeuvres complètes p. p. Mesnard, 8 Bde, 1865—1873; Oeuvres p. p. Anatole France, 5 Bde, 1874 1875; Théâtre complet p. p. Bernardin, 4 Bde, 1882; Théâtre choisi p. p. Gerusez, 1875, p. p. Petit de Julleville, 1888. — Sämtliche Werke, übersetzt von H. Viehoff, 4 Bde, Berlin 1870; Ausgewählte Tragödien von A. Laun, Leipzig und Hildburghausen 1867—1872; Athalia von L. H. v. Nikolay, Leipzig 1816; Esther, von Kneisel, Mainz 1820, von O. Kamp, Frankfurt 1869.

lernt und sich mit den griechischen Tragikern besser bekannt gemacht als Corneille. Mit Heinsius wandte er sich von Seneca ab und erklärte dessen „Thebaïde“ für das Machwerk irgend eines Deklamators. Das bedeutete schon einen herzhaften Fortschritt. Der Haß der beiden Brüder ist wirklich meisterhaft gezeichnet. Das sind keine bloßen Deklamationen, das ist echte, kräftige Leidenschaft. Das Beste ist aber doch aus Statius und Euripides geschöpft. Manche Vorzüge und Mängel erinnern an Corneille. Ein Euripides ist der jugendliche Dichter doch noch lange nicht. Es kommt einem fast wie Übermut vor, daß er, kaum der Schule von Port-Royal entschlüpft, mit dem greisen, welterfahrenen Hellenen sich messen und ihn aus dem Felde schlagen will.

Noch jugendlicher ist „Alexander d. Gr.“ Aus dem gewaltigen Welteroberer, der selbst in den Dichtungen des Orients fast alle übrigen Sagengestalten überragt, ist hier ein kleinlicher, weichlicher Romanheld gemacht, der über der schönen Cleophile sich selbst und die ganze Welt vergißt. Daß „die ersten Persönlichkeiten der Erde und die Alexander des Jahrhunderts“ dem Stücke Beifall zollten, wie Racine sich tröstete, ist nur ein Zeichen, daß man ihn allein für die herrschende Sentimentalität nicht verantwortlich machen darf. Hof- und Salonluft haben hier mit den Liebesträumereien eines jungen Dichters zusammengewirkt, dem zwei schöne Augen mehr als Sonne und Mond bedeuten, und dem die Geheimnisse eines weiblichen Herzens wichtiger sind als alle Welträtsel und Heldentaten.

Das überschwenglich Galante hat Racine bereits in seinem nächsten Stück abgestreift; das weibliche Gefühlsleben und vorab die Liebe hat er als Hauptmotiv auch in seinen übrigen Tragödien festgehalten. Hiermit allein schon hat er die Grundrichtung Corneilles und teilweise der Alten verlassen, aber durch Zuziehung anderer Motive und besonders durch Einfachheit der Form, edles Maßhalten und harmonische Abrundung des Ganzen sich wieder den Alten genähert, so daß man Stimmung und Geist modern nennen könnte, die Form einigermaßen antik oder antikisierend. Selbst die eifrigsten Verehrer Corneilles fanden „Andromache“ sehr schön. „Auch zur ‚Größe‘ fehlt nicht viel“, meint Saint-Évremond.

Der Stoff ist Vergil entnommen und mit höchster Einfachheit aus dessen Andeutungen entwickelt. Pyrrhus, der Sohn des Achilleus, hat Andromache, Hektors Witwe, mit ihrem Kinde Astyanax als Kriegsgefangene nach seiner Stadt Buthroton in Epirus gebracht. Mit innigster Zärtlichkeit wirbt er um ihre Liebe; aber mit nicht geringerer Treue hängt ihr Herz an Hektor; sie kann sich nicht entschließen, dem Sohne des Schrecklichen die Hand zu reichen, der ihr in Hektor alles geraubt. Auf der unglücklichen Liebe des Pyrrhus lastet gewissermaßen die ganze Tragik der Ilias, das Los Achills und Hektors zugleich. Sie zieht auch zwei andere in ihr Ver-

hängnis: Hermione, die schöne Tochter der Helena und des Menelaos, welche dem Pyrrhus verlobt und bereits zur Vermählung nach Buthroton gekommen ist, aber von ihrem Bräutigam nicht geliebt wird, und Orestes, Agamemnons Sohn, der für Hermione leidenschaftlich entbrannt ist, von dem sie aber nichts wissen will. Er erscheint als Bote der Hellenen, welche unzufrieden darüber sind, daß man statt des wirklichen Astyanax einen unterschobenen geopfert habe; sie fordern durch Orestes, daß Pyrrhus den noch lebenden Sohn Hektors und mit ihm dessen Stamm völlig vertilge. Pyrrhus weist ihn mit einem Stolze ab, in welchem der ganze Trotz seines Vaters gegen die Griechen neu auflodert; nachdem aber Andromache seine feurigsten Liebeserklärungen standhaft abgewiesen, entscheidet er sich ebenso rasch, Astyanax auszuliefern und Hermione seine Hand zu reichen. Mit dieser Botschaft sendet er Orestes zu ihr, der gerade das Gegenteil erwartet hatte. Wütend flammt sein Zorn auf. Er flucht den Göttern, die seinem Glück im Wege stehen. Gegen Pylades' Rat will er jetzt Hermione entführen; aber Hermione weist ihn ab. In ihrem äußersten Herzeleid sucht Andromache Hilfe bei Hermione; doch vergeblich. Es bleibt ihr nichts übrig, als sich Pyrrhus zu Füßen zu werfen und ihn um Schonung ihres Kindes anzuflehen; er aber macht die Erhörung dieser Bitte davon abhängig, daß sie endlich die seine werde. Jetzt wird sie wankend. Am Grabe Hektors faßt sie den Entschluß, Pyrrhus die Hand zu reichen und so das Leben ihres Kindes zu retten, dann aber ihrem eigenen Leben ein Ende zu machen. Damit wird aber auch Hermione zum äußersten gebracht. Von Pyrrhus preisgegeben, wendet sie sich endlich Orestes zu und fordert ihn auf, Pyrrhus zu ermorden; dann will sie seine Braut werden und mit ihm entfliehen. Offen und geradeaus, nicht ohne Selbstanklage, löst Pyrrhus nun seine Verlobung und läßt die leidenschaftlichen Vorwürfe Hermiones über sich ergehen. Diese schwankt noch zwischen Liebe und Haß, alter Anhänglichkeit und glühender Eifersucht. Sie denkt noch daran, Pyrrhus dem Mordstahl zu entziehen. Wie aber der Jubel des Volkes über Andromaches Vermählung zu ihr dringt, übermannt sie die Rache, und sie läßt dem Attentat seinen Lauf. Bald verkündet Orestes selbst die vollbrachte Untat. Aber statt einer Braut findet er in Hermione eine Feindin, die ihn verwünscht. Sie stürzt hinweg, um sich an Pyrrhus' Leiche zu erstechen. Über Orestes aber bricht die Nacht des Wahnsinns herein.

Mit acht handelnden Personen, in fünf kurzen Akten, mit genauester Innehaltung der drei Einheiten, eine solche Reihe ergreifender Seelengemälde, erschütternder Szenen so viel Liebe, Haß, Jubel, Eifersucht, Treue, Untreue, Edelsinn, Niedertracht, Seligkeit, Verzweiflung, auf dem ernsten Hintergrund althellenischer Epik, voll leidenschaftlicher Bewegung und doch voll antiker Würde zu einer einfachen und doch verwickelten, stets wachsenden und schroff

endenden Tragödie zu verbinden, war ein Meisterstück, wie es bis jetzt weder Corneille noch ein anderer Dramatiker geleistet hatte. Es weht wirklich der Geist der Alten darin, allerdings mehr jener des Euripides als jener des Sophokles oder des Äschylos, auch dieser noch mehr humanisiert, von der althellenischen Anschauung abgelöst, weicher, weiblicher, zarter, weder heidnisch noch christlich. Je mehr man in das Stück eindringt, desto mehr wird man finden, daß der Eindruck des Antiken, des Klassischen auf der maßvollen, abgerundeten Form beruht. Diese selbst ist durch höfische Konvenienz nicht nur noch verfeinert, sondern geradezu überfeinert. Der Handlung, dem Ausdruck und der Sprache geht dabei viel an Kraft, Natürlichkeit und Schönheit verloren. Schon der Alexandriner kann nie die freieren Versmaße der Griechen und den reichen Wechsel ihrer Chorlieder ersetzen. Wenn Racine im „Argument" daran erinnert, daß Ronsard in seiner „Franciade" den Astyanax zum Stammvater der Franzosen gemacht, so möchte man fast auf den Gedanken verfallen, in dem französischen Klassizismus pulsiere nicht mehr Blut und Leben des hellenischen Klassizismus, als jene Genealogie mit sich bringen konnte.

Wie sehr Racine unter dem Drucke philiströsen Regelzwangs, höfischer Konvenienz und kleinlicher Krittelei stand, kann man am besten aus dem „Vorwort" lernen, das er zu seinem nächsten Stücke Les plaideurs geschrieben hat. Er hatte mit großem Spaß die „Wespen" des Aristophanes gelesen, aber sie schienen ihm zu hanswurstisch für die französische Bühne. Als Freunde ihn aufforderten, wenigstens ein Pröbchen von Aristophanes zu geben, erwiderte er, für eine Komödie möchte er sich doch lieber die Regelmäßigkeit eines Menander und Terenz, als die Freiheit eines Plautus und Aristophanes zum Vorbild nehmen.

„Man erwiderte mir, man verlange keine Komödie von mir, man möchte nur sehen, ob die Witze des Aristophanes nicht einige Anmut in unserer Sprache besäßen. So halb mich aufmunternd, halb selbst Hand ans Werk legend, brachten mich meine Freunde dazu, ein Stück anzufangen, das bald vollendet war.

„Die meisten Leute kümmern sich indes nicht um Absicht noch Fleiß des Verfassers. Man untersuchte meine Belustigung gerade wie man es mit einer Tragödie gemacht hätte. Selbst diejenigen, die sich am meisten daran vergnügt hatten, hatten Angst, nicht nach den Regeln gelacht zu haben, und fanden es bedenklich, daß ich nicht ernstlicher daran gedacht hätte, sie lachen zu machen. Einige andere bildeten sich ein, es wäre viel anständiger, sich zu langweilen, und daß Gerichtsverhandlungen unmöglich eine Unterhaltung für Hofleute sein könnten. Bald wurde das Stück zu Versailles gespielt. Nun machte man sich keine Bedenken, sich daran zu freuen, und diejenigen, welche glaubten, ihrer Ehre etwas zu vergeben, wenn sie in Paris lachten, mußten in Versailles lachen, um ihre Ehre zu retten."

Von den „Witzen des Aristophanes" ist außer der Grundidee des Stückes und einigen Situationen nur wenig in Racines Komödie über-

gegangen. Sie spielt in einer Stadt der Basse-Normandie. Der Richter Dandin, dem das Rechtsprechen zur wahren Wut geworden, der, von seinem Sohne eingesperrt, zum Fenster hinausspringt, um Sitzung zu halten, dann, zurückgebracht und verbarrikadiert, erst von einer Dachluke aus, dann vom Kellerloch her Bescheid erteilt, hat mit Philokleon nichts gemein als eben diese riesige Geschäftswut, sonst ist er Franzose vom Scheitel bis zur Zehe; ebenso sein galanter Sohn, der um die Hand der schönen Isabella wirbt; sein drolliger Bedienter Petit-Jean; der schlaue Sekretär l'Intimé; die prozeßwütige Yolande Cudasne Comtesse de Pimbesche, Orbesche &c. und vorab der streitsüchtige Spießbürger Chicaneau, Isabellens Vater, der wegen eines Esels, der über seine Wiese trottete und sich darauf wälzte, seit zwanzig Jahren vor Gericht prozessiert.

Quatorze appointements, trente exploits, six instances,
Six — vingt productions, vingt arrêts de défenses,
Arrêt enfin. Je perds ma cause avec dépens
Estimés environ cinq à six mille francs.
Est-ce là faire droit? est-ce là comme on juge?
Après quinze ou vingt ans! Il me reste un refuge;
La requête civile est ouverte pour moi,
Je ne suis pas rendu.

Über den guten Rat, den Chicaneau der Comtesse erteilt, geraten beide aneinander. Isabelle wird von ihrem Vater überrascht, wie ihr l'Intimé einen Liebesbrief Léandres überbringt. Sie zerreißt ihn, und, um sich aus der Patsche zu ziehen, stellt sich l'Intimé als Gerichtsbeamter und läßt sich von Chicaneau insultieren, was einen neuen Handel herbeiführt. Alles schreit und lärmt durcheinander vor Dandins Haus, der erst vom Dach, dann vom Keller aus gerichtlich entscheiden will. Um ihm Genüge zu tun, läßt Léandre ihm endlich den Hund Citron zur Beurteilung vorführen, der einen Kapaun gestohlen hat. Petit-Jean macht den Ankläger, l'Intimé den Verteidiger. Mitten in die Verhandlung stürzt Chicaneau mit seiner Tochter herein und entdeckt, daß er zuvor schon die Einwilligung zu ihrer Heirat mit Léandre unterschrieben hat, indem er glaubte ein Aktenstück zu unterzeichnen.

Racine hat nicht nur alles Schmutzige und Derbe gemieden, wozu die Wespen ihn hätten verleiten können, sondern der Komik noch viel engere Schranken gezogen. Kein Zug und kein Wort verletzt den feineren, fast prüden Konversationston der höheren Gesellschaft. Dennoch war auch das noch nicht fein genug. Er mußte sich entschuldigen, daß er doch etwas übertrieben, konnte sich aber getrösten, daß er die meisten befriedigt habe.

„Wie dem auch sei, ich kann sagen, daß unser Jahrhundert nicht üblerer Laune war als seines (das des Aristophanes), und wenn der Zweck meiner Komödie war, lachen zu machen, so hat nie eine Komödie diesen Zweck besser erreicht. Ich erwarte zwar keine große Ehre davon, daß ich die Leute ziemlich lange erheitert habe; aber

ich tue mir etwas darauf zu gute, daß ich es getan habe, ohne daß es mich irgend eine jener schmutzigen Zweideutigkeiten und jener ungebührlichen Scherze gekostet hätte, die jetzt den meisten unserer Schriftsteller so wenig kosten, und die das Theater wieder in jene Gemeinheit herabsinken lassen, aus der einige bescheidenere Dichter es herausgezogen hatten."

Er hatte das nicht zu bedauern. Mit keinem andern Stücke hat er solchen Erfolg gehabt. Von 1680 bis 1715 wurden Les plaideurs 288mal gegeben, während „Phädra" in derselben Zeit nur 212 Aufführungen erlebte, „Andromache" 198, „Mithridates" 162, „Iphigenie" 158, Corneilles „Cid" 219, „Der Lügner" 164, „Cinna" 139, „Nicomède" 138, „Rodogune" 133.

Corneilles Verehrer kamen immer wieder darauf zurück, daß Racine ihm an Kraft und Großartigkeit weit nachstehe, daß er nur die Liebe gut zu behandeln wisse. Im „Britannicus" machte der Dichter nun den Versuch, an einem großen Geschichtsstoff diesen Vorwurf ein für allemal zu entkräften. Er wählte Nero, und da ihm die Theorie der drei Einheiten kein umfassenderes Geschichtsbild ermöglichte, nicht den schauerlichen Abschluß seines Tyrannenregiments, sondern nur die erste Krisis, in welcher er aus glückverheißenden Anfängen zum Mörder und Tyrannen umschlug — nicht das ausgewachsene, sondern nur das werdende Scheusal — le monstre naissant. Die Welt liegt zu seinen Füßen; aber, schon innerlich verdorben und verrottet, ganz in der Gewalt seines niederträchtigen Freigelassenen Narcissus, knirscht er gegen das Ansehen und den Einfluß, den noch seine Mutter Agrippina genießt, gegen sein eigenes besseres Ich, das an seinem früheren Erzieher, dem tapfern und wackern Burrhus, die letzte Stütze findet, gegen seinen edlen Halbbruder Britannicus, dessen unbescholtene Tugend er als unliebsamen Gegensatz empfindet, und dem er seine Braut, die schöne, sittenreine Junia, nicht gönnt. In den 24 Stunden, auf welche die engherzige Bühnentheorie die tragische Handlung festgebannt hatte, entreißt Nero ihm seine Braut, sperrt sie in seinem eigenen Palaste ein, erklärt ihr seine Liebe, fordert von ihr den Bruch mit Britannicus, belauscht ihr Gespräch mit diesem, macht Britannicus an ihr irre, wird in seinem Vorhaben von Burrhus und Agrippina aufgehalten, von Narcissus bestärkt, beschließt die Ermordung des Britannicus, versöhnt sich scheinbar mit Agrippina, läßt Britannicus vergiften und will sich durch Narcissus seiner Braut bemächtigen, die in den Tempel der Vestalinnen geflohen ist. Volksjustiz rettet sie aber aus seinen Händen und bringt dem Mörder den verdienten Tod. Damit schließt das Stück; in den Ahnungen Agrippinas ist indes der künftige Muttermörder, das volle Scheusal schon ganz gezeichnet.

Auch hier möchte man wünschen, daß der Dichter sich größere Freiheit gegönnt hätte. Auch hier steht wieder die Liebe als leitendes Motiv im

Vordergrund, aber doch von weltgeschichtlichen Beziehungen bedeutsam eingerahmt und erhöht. Die mit tiefem psychologischen Blick durchgeführte Verwicklung, die in die Vergangenheit wie in die Zukunft hinausgreift und Schritt für Schritt die Irrgänge Neros in spannendster Weise vor uns entfaltet, ist für sich schon ein Meisterwerk, abgesehen von der Charakteristik, bei deren plastischer Kraft und Schärfe Tacitus dem Dichter die Hand geführt, und abgesehen von der Sprache, die oft der Wucht des römischen Vorbildes nahekommt. Racine hat selbst gestanden, daß er auf kein Werk so viel und ernste Arbeit verwandt habe, daß aber die Kritiker anfänglich alle seine Hoffnungen zu zerstören drohten: „Mais enfin il est arrivé de cette pièce ce qui arrivera toujours des ouvrages qui auront quelque bonté: les critiques se sont évanouies; la pièce est demeurée. Es ist jetzt dasjenige meiner Stücke, welches der Hof und das Publikum am liebsten wiedersieht. Und wenn ich etwas Bleibendes und irgendwie Lobenswertes gemacht habe, so kommen die Kenner darin überein, daß es gerade Britannicus ist."

In der „Berenice" hat Racine einen ähnlichen Versuch unternommen, einen Liebesroman auf weltgeschichtliche Höhe zu rücken; aber es ist ihm hier weniger geglückt. Indem er mehr als je die Einheit und Einfachheit der Alten nachahmen wollte, ist die Handlung zu dürftig und zu eintönig geworden. Fünf Jahre hat Titus nach der Liebe der jüdischen Königin Berenice geseufzt; fünf Jahre hat auch der König Antiochus von Komagene, sein Freund und früherer Waffenbruder, nach ihrer Hand verlangt. Mit Vespasians Tode ist endlich für Titus die Zeit eines Entscheids angebrochen. Er denkt daran, Berenice jetzt zur Kaiserin zu erheben; aber als kluger Staatsmann muß er doch auch auf die öffentliche Stimmung der Römer Rücksicht nehmen, und da stellt sich heraus, daß er mit Erhebung einer Fremden ganz Rom gegen sich haben würde. Antiochus wird beauftragt, ihr die Notwendigkeit einer Trennung klar zu machen. Berenice wittert aber hierin bloß Eifersucht auf Antiochus. Titus selbst ist genötigt, ihr die politische Notwendigkeit des Schrittes zu erklären. Diese Erklärung, seinem Herzen in schmerzlichstem Kampfe abgerungen, bildet den Höhepunkt des Stückes (4. Akt 5. Szene) Berenice ist darüber so unglücklich, daß sie selbst den Tod suchen will. Wie sie sich indes überzeugt, daß Titus sie wirklich noch liebt, und daß ihr Tod den seinigen nach sich ziehen würde, daß Antiochus seine Liebe zu ihr ihrer Anhänglichkeit an Titus opfert, da ergibt auch sie sich blutenden Herzens in ihr Schicksal und scheidet mit den Worten:

Adieu. Servons tous trois d'exemple à l'univers
De l'amour la plus tendre et la plus malheureuse
Dont il puisse garder l'histoire douloureuse.

Unglückliche Liebe ist wieder der Grundakkord der türkischen Haremstragödie „Bajazet“. Amurat haßt seinen Bruder Bajazet und hat, da er in den Perserkrieg zog, gegen allen Brauch die stolze und ehrgeizige Roxane zur Sultanin bestellt, mit dem Befehl, Bajazet aus dem Wege zu räumen. Roxane liebt aber Bajazet und möchte dessen erste Gattin, Sultanin, werden. Bajazet erwidert diese Liebe nicht; von Kindheit auf hat er seine Liebe der sanften, zarten Atalide geschenkt, die ihm aber aus Furcht rät, sich gegen Roxane als verliebt zu stellen. Diese durchschaut jedoch das Spiel und bedroht ihn mit dem Tode, wenn er nicht Atalides Liebe und Leben ihrer Eifersucht opfere. Er weist das zurück und wird auf Befehl Roxanes erdrosselt. Unterdessen hat aber Amurat von dem Komplott Nachricht erhalten, das Roxane und der Vezier Acomat gegen seine Herrschaft angezettelt. Auf sein Geheiß erwürgt der schwarze Sklave Orcan die Roxane. Atalide tötet sich selbst. Orcan wird von den Leuten Acomats totgeschlagen. Dieser selbst rettet sich durch die Flucht.

Wie das Hauptinteresse hier auf den zwei Frauengestalten, zumal der sanften, hingebenden Atalide ruht, so vereinigt es sich in „Mithridates“ auf die griechische Sklavin Monima, in welche zugleich der alte König und seine Söhne Xiphares und Pharnakes verliebt sind. Mithridates hegt den falschen Verdacht, daß sie Pharnakes liebt; in Wirklichkeit liebte sie längst Xiphares, noch bevor sein Vater sie zu seiner eigenen Gemahlin erkoren und mit der königlichen Stirnbinde ausgezeichnet hatte. Sie liebt ihn noch, hält es aber für ihre Pflicht, diese Liebe niederzukämpfen. Erst da der König ihr durch eine List das Geheimnis ihrer Liebe entlockt, weigert sie sich, seine Gattin zu werden. Dem häuslichen Hader gesellt sich aber auch der politische. Xiphares ist gleich dem Vater ein standhafter Römerfeind; Pharnakes weigert sich, mit den Parthern gegen die Römer zu kriegen, und wird deshalb eingekerkert, befreit sich aber und bedroht den Vater an der Spitze einer rebellischen Partei, im Bunde mit den Römern. Im Kampfe tödlich verwundet, wird Mithridates durch Xiphares den Römern entrissen und übermacht ihm sterbend sein Kronrecht und seinen Haß gegen die Römer. Im Gewirre des Kampfes hat er wohl an Monima Gift gesandt, aber den Befehl alsbald wieder zurückgenommen, so daß sie zwar ihre grenzenlose Ergebenheit gegen den Vater, ihre Liebe zum Sohne und ihre selbstlose Güte bewähren konnte; doch gerettet ist und eine Hoffnung hat, mit dem gleich hochherzigen Xiphares vereint zu werden. Den greisen Römerfeind von Pontus hat Racine nach den Berichten kraftvoll und prächtig gezeichnet, aber seine Heldengestalt zerfließt beinahe in den zärtlichen und rührenden Szenen, in welchen er als Nebenbuhler seiner Söhne eine fast komische Rolle spielt.

„Iphigenie“ ist keineswegs, wie Voltaire meinte, das höchste tragische Meisterwerk aller Völker und aller Zeiten. Schon Goethes „Iphigenie“

kann sich nach allen Seiten hin zum wenigsten gar wohl damit messen. Das Stück ist aber eine feine, moderne Nachahmung des Euripides, innerhalb der engen Schranken, welche die französische Kunstform zog. Den Alten nähert sich Racine schon dadurch, daß einmal Eltern- und Kindesliebe, nicht immer Erotik, das Leitmotiv bildet; eine moderne Färbung aber gewinnt die Fabel dadurch, daß Iphigenie, gewissermaßen christlich angehaucht und verklärt, das Opfer ihres Lebens mit den Gesinnungen einer christlichen Märtyrin bringt. Zu dem antiken Schicksalsmythus wie zu den typischen Charakteren desselben, einem Agamemnon und einer Klytämnestra, einem Achilleus und Kalchas, will freilich eine solche Katakombenjungfrau nicht recht passen. Man bedauert unwillkürlich, daß der im Grunde tiefreligiöse Dichter nicht, gleich den Spaniern, in den Schatz der nationalen Sage gegriffen hat, sondern mit seinen christlichen Ideen bei Hellenen, Römern und Türken umherirrt und sie durch fremdartiges Kostüm schwächt und niederdrückt, ohne den antiken Geist je ganz in seiner Vollkraft widerspruchslos und harmonisch widerspiegeln zu lassen.

Auch in der „Phädra" ist das moderne und antike Element nicht zum befriedigenden Ausgleich gelangt. Das Stück ist abermals zum größten Teil eine Anleihe bei Euripides. Racine selbst hat das ganz offen und einläßlich betont. Manche Vorwürfe hätten ihm erspart bleiben müssen, wenn die Kritiker die „Phädra" des Euripides gekannt und genau zugesehen hätten, wie fein der Franzose den Griechen wiedergibt. Durch wenige, aber tiefgreifende Veränderungen hat er freilich dem Stücke eine ganz andere Wendung gegeben.

Bei Euripides ist Hippolyt der Hauptheld, der unschuldige, edle Jüngling, welcher der verlockenden Macht Aphrodites die Huldigung versagt und dadurch ihre Rache auf sein Haupt herniederruft, gerade durch den Zauber seiner unentweihten Schönheit die ehebrecherische Neigung Phädras entflammt, der schnöden Rache ihrer Leidenschaft zum Opfer fällt, aber von Artemis selbst mit ewigem Ruhme umkränzt wird. Das Fatum, das in dem Mythus waltet, erdrückt den freien Willen nicht. Freiwillig widersteht Hippolyt den Lockungen der mächtigen Göttin, freiwillig läßt Phädra sich in deren Netze verstricken und wird zur verleumderischen Mörderin und Selbstmörderin. Aphrodites Sieg ist nur ein scheinbarer Sieg. Die moralische Größe triumphiert in Hippolyt über ihre brutale Gewalt und schnöde Weiberrache. Euripides kommt, wie öfter in seinen Stücken, einer Ahnung christlicher Ideale nahe, und es wäre ebenso leicht wie lohnend gewesen, das Stück nach dieser Hinsicht mehr zu idealisieren. Aber an einem so galanten Hofe hätte ein solcher Idealist eine schlechte Rolle gespielt. Pradon hat das in einem Briefe an die Herzogin von Bouillon ganz offen ausgesprochen. Die Sympathien standen auf der Seite der verliebten Prinzessin, der schönen

Sünderin. Auch Racine vermochte sich, bewußt oder unbewußt, diesem Gefühle nicht zu entziehen und hat Phädra zur Hauptperson gemacht. Wie er, entsprechend seinem modernen Publikum, die Fahrt des Theseus nach der Unterwelt in eine Reise nach Epirus verwandelte, so hielt er es für ungeziemend, daß eine Prinzessin, auch von blinder Leidenschaft hingerissen, einen Unschuldigen durch die krasseste Lüge und Verleumdung entehrte; er ließ deshalb die Anregung dazu nicht von Phädra selbst, sondern von ihrer Zofe Oenone ausgehen, die auch sonst als Sündenbock herhalten muß.

Um Phädra noch mehr zu heben, stand er nicht an, Theseus als unverläßlichen Ehemann in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen, Hippolyt aber zum Liebhaber der Prinzessin Aricia zu machen, deren Geschlecht demjenigen des Theseus in alter Todfeindschaft entgegensteht. Phädra muß sich dadurch tief gekränkt fühlen; erst diese Kränkung treibt sie zum Äußersten. Der Idealcharakter Hippolyts ist jedoch damit zerstört; er sinkt zu einem der zahllosen unglücklich Liebenden herab, welche damals die Bühne überschwemmten, und an deren Herzensnot die koketten Hofdamen sich weideten. Trotz seiner Weichheit hat er noch knapp so viel Edelsinn, daß er nicht an dem eigenen Vater so schmählich freveln will. Alles Interesse vereinigt sich indes letztlich auf die ehebrecherische Neigung Phädras, die von der 3. Szene des 1. Aktes bis zum Schlusse den Vordergrund behauptet. Sie erkennt diese Neigung von vornherein als verbrecherisch und kämpft dagegen an, aber sehr ungenügend und unwirksam. Ein Gerücht vom Tode des Theseus genügt ihr, um Hippolyt die glühendste Liebeserklärung zu machen. Von ihm abgewiesen, ruft sie Venus zur Rache an ihm auf. Und nun kehrt Theseus zurück. In schrecklicher Verwirrung, voll bösen Gewissens, Hasses und Eifersucht greift sie den schändlichen Ratschlag Oenones auf und klagt Hippolyt des Verrates an, den sie ihrem Gatten zugedacht und den Hippolyt mit edler Entrüstung von sich gewiesen. Derselbe Edelsinn schließt ihm den Mund zur Verteidigung. Theseus verstößt ihn; Phädras Liebe wird nun für sie selbst zur wahren Höllenqual. Nach dem tragischen Tode, der Hippolyt dahingerafft, hält sie es nicht mehr aus. Sie vergiftet sich und enthüllt sterbend Hippolyts Unschuld, ihre eigene Schmach und Schande.

Die dämonische Gewalt der Liebesleidenschaft über ein Frauenherz ist wohl selten mit so tiefer psychologischer Wahrheit, so anziehend und abstoßend, hinreißend und erschütternd zugleich geschildert worden. Das ist es, was dieses Stück mit Recht berühmt gemacht hat. Mit Britannicus und Athalie wird es zu den Hauptwerken Racines gezählt. Der dramatischen Gerechtigkeit ist darin vollauf Genüge geleistet. Den strengsten Forderungen der Moral suchte der Dichter nach Möglichkeit zu entsprechen. Er hat das selbst ausführlich dargetan. Soweit es möglich war, hat er das Verfängliche des Stoffes mit künstlerischer Meisterschaft überwunden.

Durch Kränklichkeit verhindert, in dem unfreundlichen Winter von 1804 auf 1805 an seinem Demetrius weiterzuarbeiten, hat Schiller sich dem Stücke zugewandt. „Indessen habe ich", schreibt er am 5. Januar 1805 an Iffland, „um nicht ganz untätig zu sein, und um das verstimmte Instrument wieder einzurichten, Racines Phèdre übersetzt, weil diese unter allen französischen Trauerspielen sich nicht nur in Frankreich am längsten in Kredit erhalten hat und noch erhält, sondern auch wirklich das meiste dramatische Interesse enthält. Ich habe mit möglichster Sorgfalt und Liebe daran gearbeitet, um dieses gepriesene Meisterstück der französischen Bühne nicht unwürdig auf die deutsche zu verpflanzen."[1] So gehört Racines Phädra denn auch der klassischen Literatur der Deutschen an.

Der zarte, fast weibliche Grundzug, der Racines Poesie beherrscht, verleugnet sich auch in den zwei letzten Stücken nicht, welche er, nach zwölfjähriger Unterbrechung, bereits ein Fünfziger, verfaßt hat. Für Mädchen geschrieben, auf Wunsch und Anregung einer der merkwürdigsten und einflußreichsten Frauen seiner Zeit, bildet sie die schönste und poesievollste Huldigung, welche er den Frauen dargebracht. Er ist noch derselbe feine, auserwählte Meister der Form, derselbe frauenhaft zarte und empfindsame Geist, aber nicht mehr der Hofdichter, der sich vorzugsweise mit den psychologischen Rätseln unglücklicher Liebe beschäftigt. Der tiefreligiöse Sinn, den er immer gehegt und der auch seine weltlichen Stücke mäßigte und dämpfte, hat, ohne gewaltsamen Übergang, sanft und mild ganz von ihm Besitz ergriffen und bedient sich seiner poetischen Gaben und seiner gereiften Kunstfertigkeit wie eines wohlgestimmten Instruments. Ganz nur von seinem Stoffe eingenommen, hält er sich in dem einen dieser Stücke nicht einmal mehr an die volle Strenge der Form, er durchbricht die drei Einheiten und schlägt in den lyrischen Chören Akkorde an, welche die abgemessene Tragödie bis dahin gar nicht gekannt hatte.

Er selbst nennt die „Esther" ein „Kinderdrama" — un amusement d'enfants. Das Stück ist halb Oratorium, halb Drama. An den biblischen Text hielt sich der Dichter fast mit derselben Ehrfurcht wie die ältesten christlichen Epiker. Wenn die Theaterkritikaster den Charakter des Aman als empörend gemein, Assuerus als einen schwächlichen Tyrannen und Mardochäus als ganz unbedeutend tadelten, trafen sie die biblische Erzählung selbst, deren Schönheit über ihre Boulevardweisheit hinauslag, und welche Racine mit feinem Geschmack dramatisch wiedergegeben hatte.

Die Chöre, ein Widerhall aus den schönsten Liedern des Psalteriums, wachsen in ungezwungener Weise aus den wenigen, maßvollen und doch ergreifenden Szenen heraus und umrahmen sie zu einem symmetrisch gegliederten Ganzen, das der Musik zugleich eine reiche Abwechslung der schönsten Texte

[1] Schillers Werke, herausgeg. von W. v. Maltzahn (Hempel) VII (1869) 172.

bot. Gut komponiert, von liebenswürdigen Kindern trefflich vorgetragen und mit geschmackvoller Ausstattung versorgt, machte das religiöse Singspiel auf den von profanen Kunstgenüssen übersättigten Hof einen mächtigen Eindruck; es hat auch als Lesedrama einen bleibenden Wert behauptet; herrlich ist vor allem der Schlußchor, der die Befreiung Israels aus der Gefangenschaft, den Neubau des Tempels und die ewige Dauer des Gottesbundes feiert und in ein feierliches Lob Gottes ausklingt:

Que son nom soit béni; que son nom soit chanté;
Que l'on célèbre ses ouvrages
Au delà des temps et des âges,
Au delà de l'éternité.

In der „Athalie" wollte Racine noch einmal den strengsten Forderungen der damaligen Dramaturgie Genüge tun, den festen, tiefdurchdachten und einheitlich gefügten Plan aber und die Handlung selbst durch die aus ihr natürlich hervorquellenden Chorlieder noch mehr der weihevollen, religiösen Stimmung der antiken Tragödie näherrücken.

Obwohl im Vollbesitz der äußeren Macht, fühlt sich die götzendienerische Königin Athalie, vom Alter bereits etwas gebeugt, nicht recht sicher auf ihrem Throne. Freilich ruht die Hoffnung der bundestreuen Israeliten scheinbar nur auf einem schwachen Halme — dem königlichen Kinde Joas, das der Hohepriester Joad bei der allgemeinen Niedermetzelung seines Stammes dem Tode entrissen und verborgen im Tempelzelt als einstigen Rächer der Seinigen und als Retter der Gläubigen erhalten hat. Drohend zieht sich die Gefahr auch um dieses eine Kindesleben zusammen. Im Traume schaut Athalie einen Knaben, der den Dolch auf sie zückt, und da sie den Tempel besucht, um Jehovah zu versöhnen, erkennt sie dort den Knaben ihres Traumes in dem jungen Eliakim, unter welchem Namen der Hohepriester den rechtmäßigen Thronerben bis dahin verborgen gehalten hat. Sie fordert ihn vor sich und forscht ihn aus, kann aber nichts aus ihm herausbringen. Durch den abgefallenen Priester Mathan läßt sie nun die Auslieferung des Knaben verlangen, mit der Drohung, den Tempel zu zerstören, wenn ihr nicht willfahrt werde. Der Hohepriester weist den nichtswürdigen Apostaten zürnend von sich. Doch hiermit ist die Gefahr für den jungen König aufs äußerste gekommen. Verbergen und Flucht ist nicht mehr möglich. Joad läßt die Leviten schwören, ihn bis zum Tode zu verteidigen. Schon ist der Befehl zum Kampfe erteilt, da läßt die Königin durch den Feldherrn Abner noch einmal die Auslieferung des Knaben begehren. Jetzt gibt der Hohepriester zum Scheine nach und fordert Athalie auf, den Knaben selber zu holen. Triumphierend erscheint sie, um sich des Knaben und zugleich des Tempelschatzes zu bemächtigen. Doch der ganze Tempel ist von den bewaffneten Leviten besetzt. Wie Athalie erschienen und von ihnen um-

ringt ist, zieht der Hohepriester einen Vorhang hinweg. Athalie erschaut den jungen König auf dem Throne und erfährt seine Abkunft. Den Triumph Gottes anerkennend wird sie zum Tode geführt, während das Volk Joas huldigt. Der Hohepriester Joad aber mahnt ihn feierlich:

Par cette fin terrible et due à ses forfaits,
Apprenez, Roi des Juifs, et n'oubliez jamais
Que les rois dans le ciel ont un juge sévère,
L'innocence un vengeur, et l'orphelin un père.

So ist Racine, der einst dem uneingeschränkten Königtum so manche Huldigung dargebracht hatte, schließlich auf die christlich-mittelalterliche Auffassung der Herrschergewalt zurückgekommen. Zu den schönsten Stellen kann man die Krönungs- und Huldigungsszene (4. Akt, 5. Szene) rechnen, in welcher der Hohepriester an den jungen Herrscher die Worte richtet:

Mein Sohn! So wag' ich jetzt noch dich zu nennen,
Vergönn's der Liebe und verzeih die Tränen,
Die Furcht um dich nur meinem Aug' entringt.
Erzogen fern vom Thron, kennst du noch nicht
Den gift'gen Reiz verhängnisvoller Ehre,
Noch nicht den Rausch der unbeschränkten Macht,
Noch nicht die Zauberstimme feiger Schmeichler,
Die bald dir sagen werden: Die Gesetze,
Die heiligsten, beherrschen zwar das Volk,
Doch sind dem König selbst sie untertan,
Der keinen Zügel hat als seinen Willen,
Der Herrscherwürde alles opfern darf,
Indes das Volk, zu Arbeit und zu Tränen
Verurteilt, nur ein ehern Zepter ehrt
Und drücken wird, wenn es nicht selbst gedrückt ist.
So werden sie von Schlinge dich zu Schlinge,
Von einem Abgrund dich zum andern führen,
Verderbend deiner Sitten holde Reinheit;
Sie werden dich die Wahrheit hassen lehren,
Und von der Tugend dir ein Schreckbild malen;
So haben sie der Könige weisesten verlockt.
Versprich mir auf dies Buch, vor diesen Zeugen,
Daß Gott dir immer wird das erste sein;
Dem Bösen streng, wirst du die Guten schirmen.
Dem Armen gegenüber wirst du Gott
Zum Richter nehmen, Sohn, stets eingedenk,
Daß du, gehüllt in diese schlichten Linnen,
Einst Waise warest und so arm wie sie.

Mag die schlichte Innigkeit der „Esther“ auch mehr zum Herzen sprechen, so ist der Eindruck der „Athalie“ dafür feierlicher und großartiger. Die Chöre sind nicht weniger lebendig mit dem Ganzen verwoben und bringen

sowohl die feinsten Stimmungsnuancen zum Ausdruck als auch die tiefreligiöse Grundstimmung des Ganzen. Manche betrachten die „Athalie“ als das vollendetste Werk des Dichters. Wer auf die religiöse Weihe desselben nicht besondern Wert legt, mag „Britannicus“ oder „Phädra“ vorziehen, jedenfalls bildet sie ein Element, das den schönsten Werken des Aeschylos und Sophokles nicht fehlte. Einem christlichen Klassizismus ist Racine hier am nächsten gekommen. Denn wie „Esther“, so bleibt auch „Athalie“ in den alttestamentlichen Vorhallen stehen. In die ganze Fülle katholischer Poesie, wie sie uns so warm und lebensvoll, so unerschöpflich reich und freudig aus Dante und Calderon entgegenströmt, ist Racine nicht gedrungen.

Elftes Kapitel.

Jean-Baptiste Molière.

Während Corneille seine ersten Meisterwerke „Cid“ und „Cinna“ auf die Bühne brachte, studierte am Collège Clermont zu Paris Jean-Baptiste Poquelin, der Sohn eines Tapetenhändlers, der den Titel eines Tapissier valet de chambre du roi führte, und zwar mit dem Rechte, selbigen auf seinen Erstgebornen zu vererben. Die Familie genoß ein gewisses Ansehen; sie zählte unter ihren Mitgliedern Richter und Stadträte von Paris. Auf den Schulbänken kam Jean-Baptiste (geb. 1622) mit Söhnen der höchsten Familien, dem später vielgefeierten Condé und dem Prinzen Conti zusammen. Seine vertrautesten Freunde aber waren die leichtfertigen Literaten Chapelle und Hesnaut und der Abenteurer François Bernier, der später zwölf Jahre in Asien umherstreifte und der Leibarzt des Großmogul Aurang-Zeb ward. Mit Hesnaut übersetzte er das Lehrgedicht des Lucrez über die „Natur der Dinge“. Als er (1641) bei Gassendi Philosophie hörte, ward er auch mit Cyrano de Bergerac bekannt, der sich später als Bühnendichter und Humorist hervortat und den man wohl als ein halbverbummeltes Genie betrachten darf. Nach Vollendung seiner Studien, vielleicht schon etwas vorher, verzichtete Jean-Baptiste, das älteste von acht Kindern, auf sein erbliches Privileg und schloß sich einer Schauspielertruppe an, welche sich soeben (1643) unter dem Namen L'illustre théâtre in Paris gebildet hatte. Als Direktor stand erst der Dichter Dénis Beys auf der Mitgliederliste obenan; schon nach sechs Monaten übernahm indes Poquelin unter dem Namen Molière die Führung. Erste Schauspielerin der Truppe war Madeleine Béjart, eine gewandte Künstlerin, aber von losen und anrüchigen Sitten[1].

---

[1] Grimarest, La vie de M. de Molière, 1705. — J. Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de Molière, 1825; 5. éd. 1863. — Bazin,

Über seine Beziehung zu ihr sind allerlei Gerüchte in Umlauf gekommen, wie sie ein lockeres Künstlerleben mit sich bringt. Die Geschäfte gingen nicht so glänzend, wie die neue Truppe sich's gedacht. Von dem Ballhaus (jeu de paume des Mestayers) mußte sie 1645 in das „Schwarze Kreuz“ am andern Seineufer übersiedeln. Die Schulden häuften sich. Wegen einer unbezahlten Rechnung für Talglichter kam Molière ins Schuldgefängnis. Nach einem Vergleich mit den Gläubigern vereinigte er den Rest seiner Truppe mit derjenigen eines gewissen Dufresne und zog mit ihnen auf die Wanderschaft. Sie spielten erst in Bordeaux und Nantes (1648), später in Limoges, Angoulême, Agen und Toulouse, 1650 in Narbonne, 1651 in Poitiers, 1652 in Lyon, 1655 zu Lagrange, dem Standquartier des Prinzen Conti, 1658 in Grenoble und Rouen. Zu einem kümmerlichen Abenteurerdasein scheint die Truppe nie herabgesunken zu sein; sie spielte meist in größeren Provinzialstädten, bei feierlichen Anlässen, während der Ständeversammlungen, auch auf den Schlössern hoher Magnaten. Elf Jahre dauerte diese Wanderschaft. Molière hatte reichlich Zeit, Leben und Bühne nach allen Seiten kennen zu lernen. Sich aber ausschließlich zum Komödiendichter heranzuschulen, hat er dabei nicht im Sinne gehabt. Er arrangierte Stücke, schrieb mehrere Tragödien, viele kleine Nach- und Zwischenspiele. Von ihm gedichtete Komödien werden aber in dieser langen Zeit nur zwei erwähnt. Als die Truppe nach Paris zurückkehrte und am 24. Oktober 1658 vor König und Hof spielte, gab sie Corneilles „Nicomedes“. Dieser Dichter beherrschte noch ziemlich allein den französischen Parnaß. Erst in den nächsten Jahren erschien Boileau, und noch neun Jahre vergingen, bis Racine mit seiner „Andromache“ den älteren Rivalen zum erstenmal ausstach. „Nicomedes“ gefiel nicht sonderlich, aber um so mehr ein heiteres Nachspiel, „Der verliebte Arzt“, das Molière verfaßt hatte. Die

---

Notes historiques sur la vie de Molière, 1847 1848 1849 1851. — Soulié, Recherches sur Molière et sa famille, Paris 1863. — Loiseleur, Les points obscurs de la vie de Molière, Paris 1877. — L. Moland, Molière, sa vie et ses ouvrages [2], Paris 1885. — H. Chardon, Monsieur de Modène ... et Madeleine Béjart, Paris 1886. — Baluffe, Molière inconnu, Paris 1886. — G. Larroumet, La Comédie de Molière, l'auteur et le milieu, Paris 1887. — P. Mesnard, Notice (Oeuvres de Molière X), 1889. — L. Veuillot, Molière et Bourdaloue, Paris 1863 1875. — F. Brunetière, La Philosophie de Molière (Études critiques IV). — G. Monval, Le Molièriste, 10 Bde, 1879—1889. — P. Lindau, Molière, Leipzig 1872. — Lotheißen, Molière, sein Leben und seine Werke, Frankfurt 1880. — Mahrenholtz, Molières Leben und Werke, Heilbronn 1881. —. W. Kreiten S. J., Molières Leben und Werke, Freiburg i. B. 1887 (auch in den „Stimmen aus Maria-Laach“ XXVI XXVII XXVIII, 1884 1885). — H. Schneegans, Molière, Berlin 1902. — P. Lacroix, Bibliographie Molièresque, Paris 1875.

Truppe durfte sich die „Truppe de Monsieur“ (des Herzogs von Orleans) nennen. Sie spielte erst im Petit-Bourbon, von 1661 auf dem Theater Richelieus im Palais Bourbon.

Die übrige Zeit seines Lebens hat Molière in Paris zugebracht. In diesen vierzehn Jahren, noch immer als Schauspieler und Schauspieldirektor tätig, ist er der eigentliche Schöpfer der französischen Charakterkomödie, einer der größten Komödiendichter aller Zeiten geworden. Auch in dieser Zeit hat die Chronique scandaleuse der Künstlerkreise sein Dasein mit mancherlei Berichten umwoben, die ihn in ein höchst ungünstiges Licht rücken. Die Spezialforscher sind darüber nicht zu einem einmütigen und abschließenden Ergebnis gekommen. Gewiß ist, daß viel Verdruß, Kummer und Überarbeitung vorzeitig an seinem Lebensmark genagt haben. Vielfach in herber Melancholie sind die Früchte jenes frischen, übermütigen Humors herangereift, mit welchem er Tausende erfreut hat. Schon selbst von Krankheit erfaßt, schrieb er das letzte seiner Stücke, den „Eingebildeten Kranken“, spielte bei der ersten Aufführung (10. Februar 1673) die Titelrolle und versuchte bei der vierten Wiederholung (am 17. Februar) sie abermals zu spielen, als ihn ein Krampf nötigte, abzubrechen. Noch in derselben Nacht gab er den Geist auf. Er zählte erst 51 Jahre. Der Pfarrer von St Eustache verweigerte ihm das kirchliche Begräbnis; mit Erlaubnis des Erzbischofs nahmen jedoch zwei Priester an seiner Bestattung teil. Ludwig XIV. benahm sich bei seinem Tode ziemlich zurückhaltend; doch galt der verstorbene Dichter allgemein als eine der hervorragendsten Größen seiner Zeit.

Wie die erste Glanzzeit Racines fällt auch Molières Bühnentätigkeit zu Paris in die erste Regierungsperiode Ludwigs XIV. Der zwanzigjährige König, eine genial angelegte Herrschernatur, stürzte sich mit dem ganzen Feuer der Jugend in die Regierungsgeschäfte wie in den Genuß des Lebens. Eine kluge Wahl der begabtesten Minister und Feldherren, eine energische und erfolgreiche Politik nach außen, diplomatische Triumphe über Spanien, den Papst und andere Mächte, siegreiche Kämpfe gegen die Holländer, wohltätige Reformen im Innern, Hebung der Industrie und des kolonialen Handels, Gründung wissenschaftlicher Anstalten und Gesellschaften, Förderung der Literatur und der Künste, eine noch nie dagewesene Pracht in Bauten und Gartenanlagen, Festen und Luxus jeder Art machten ihn bald zum ersten Monarchen seiner Zeit, seinen Hof zu einem Brennpunkt des europäischen Lebens, der durch seine Herrlichkeit, Würde und Eleganz alle übrigen Höfe Europas überstrahlte. Die Schatten, welche das nicht eben glückliche Familienleben des Königs sowie seine galanten Verhältnisse in diese Fülle des Glanzes warfen und welche für die Sitten der Zeit nicht ohne nachteilige Folgen geblieben sind, verschwanden vor den Augen der meisten Zeitgenossen in dem blendenden Schimmer seiner Erfolge. Er erschien ihnen

wie eine Zentralsonne, um welche ganz Frankreich sich drehte, ja um welche, nach der Anschauung seiner Verehrer, auch das übrige Europa gravitierte.

In dem durch feierliche Etiketten geregelten, ungeheuren Sonnensystem von Prinzen und Herzögen, Ministern und Prälaten, Feldherren und Finanzmännern, Grafen und Marquis, Parlamentsräten und Richtern, Akademikern, Gelehrten, Künstlern und Literaten aller Art, dessen Mittelpunkt der König bildete, nahm ein noch so vorzüglicher Schauspieler und Komödiendichter eine sehr untergeordnete Stelle ein. Molière sagt selbst bezeichnend in einer Bittschrift an den König:

„Sire. Möchte Ihre Güte mir Schutz verleihen und möchte ich Ew. Majestät bei der Rückkehr aus einem so glorreichen Feldzuge von den Beschwerlichkeiten desselben zerstreuen können, indem ich nach so erhabenen Taten unschuldige Vergnügungen biete und den Monarchen lachen mache, der ganz Europa zittern macht!"

Während ein einziges Hoffest Hunderttausende verschlang, erhielt Molières Truppe nach siebenjährigem Dienste mit dem Titel „Truppe des Königs im Palais Royal" (1665) die bescheidene Pension von 7000 Livres. Die Tragödiendichter standen in der allgemeinen Achtung weit höher; ein nur etwas größerer Erfolg sicherte ihnen einen Platz in der Akademie, von welcher der Schauspieler als solcher ausgeschlossen blieb. Sein Stand wurde den nicht ganz ehrenhaften beigezählt; in der „gallikanischen Kirche" wurde er durch überstrenge Verordnungen zu den „öffentlichen Sündern" gerechnet. Den Jansenisten galt das Theater überhaupt als sträflicher Leichtsinn und Sünde. Bei Hofe aber spielten Gunst und Ungunst, Kritik und Kabale in der Wertung der Stücke eine entscheidende Rolle. Während Madame de Montespan und ihr Anhang die besseren Regungen des Königs durch rauschende Vergnügungen zu übertäuben suchten, wünschten die Königin und die ihr ergebenen ernsteren Hofleute strengere Einschränkung der theatralischen Freiheit. Immer und immer aber wurde Neues begehrt. Nur mit Aufgebot aller Kräfte konnte der geplagte Theaterchef sich obenauf halten und die Konkurrenz bestehen, welche Oper, Musik, Tanz und andere Vergnügungen der dramatischen Dichtung bereiteten.

Was der sechsunddreißigjährige Molière zu dieser schwierigen Aufgabe mitbrachte, das waren vorab eine seltene Menschenkenntnis und Bühnenerfahrung, die Sprachfülle und Gestaltungskraft eines echten Dichters, der Scharfblick und die Ironie eines feinen Satirikers, das Gemüt und die lustigen Einfälle eines Humoristen, all das belebt von der quecksilberigen Leichtigkeit und Beweglichkeit des französischen Temperaments. Der glänzende Hof brachte ihm eine reiche Gestaltenmenge, einen unerschöpflichen komischen Stoff entgegen. Das höfische Dekorum beschnitt seine Freiheit im ganzen wohltätig, so daß die Ungezogenheiten und Unsauberkeiten eines Aristophanes von vornherein ausgeschlossen waren. Auch der Neigung zu Lüsternheit und Fri-

volität setzte der gesellige Ton mehr Schranken, als man an einem solchen Hofe erwarten sollte. Auf Widerspruch und schärfere Angriffe stieß Molière erst, als er sich allzuweit vorwagte, seine Bühnenfiguren immer deutlicher nach dem Leben zeichnete und an tiefer greifende Schäden, wie die innere Unwahrheit und Heuchelei des höfischen Treibens, seine Hand zu legen wagte. Da fühlten sich manche getroffen und schrien laut auf. Sie riefen nach Zensur und Polizei, erklärten Sitte und Religion für gefährdet. Als die Religion ins Spiel zu kommen schien, hielt es der König nicht für politisch, offen und energisch für ihn einzutreten, breitete aber doch einigermaßen seine Flügel über ihn aus. Molière war klug genug, fürder das kitzlige Gebiet zu meiden. Es gab noch genug anderes zu lachen. Besaß Molière auch nicht die staunenswerte Leichtigkeit eines Lope, so wuchs sein Repertoire in den vierzehn Jahren zu Paris doch auf etwa dreißig Stücke an, die eine reiche Abwechslung bieten und ihm fast bis zuletzt die Gunst des Königs erhielten [1].

Italien war das Heimatland der neueren Komödie. Wie andere französische Komödiendichter vor ihm holte sich Molière hier zuerst seinen Bedarf. Seine Possen La jalousie de Barbouillé und Le médecin volant lehnen sich an italienische Stegreifkomödien. Auch seine zwei ersten eigentlichen Komödien „Der Unbesonnene“ (L'étourdi) und „Der Liebesverdruß“ (Le dépit amoureux) weisen auf italienische Vorlagen zurück. In dem ersten Stücke verdirbt der leicht- und heißblütige, unbedachte und übereifrige Lelius sich beständig das Glück, das ihm sein durchtriebener Bedienter Mascarille durch alle möglichen Kniffe zu verschaffen sucht. Das andere schildert die drolligen Schmollszenen und schließliche Versöhnung eines Liebespaares. Beide Stücke, in frischer, munterer Sprache durchgeführt, ernteten reichen Beifall. Der Dichter säumt nicht, sich nun unabhängiger zu machen und seinen Witz und Humor an dem damaligen Paris selbst zu versuchen. Schon im November 1659 wurden seine „Lächerlichen Preziösen“ (Les Précieuses ridicules) gegeben, 1660 auch gedruckt, ein satirisches Zeitbild, das allgemein Aufsehen machte und ungemein belustigte. Es hat die volkstümliche Heiterkeit einer Posse. Zwei dumme Mädchen aus der Provinz, Madelon und Cathos, kommen nach Paris und bemühen sich, durch Bildungsflitter jedweder Art sich zu schöngeistigen Preziösen aufzudonnern. Zwei ganz nette und annehmbare Freier, La Grange

[1] Älteste Ausgaben von 1666 1673 1674 1682; Ausgabe von 1734 mit Kommentar von Joly und Laserre; 1773 mit Kommentar von Bret. — Beste neuere Ausgaben von A. Regnier, 5 Bde, 4°, Paris 1878; von E. Despois, P. Mesnard und Desfeuilles, 13 Bde, 8°, Paris 1873—1901. — Beste Übersetzung von Wolf von Baudissin, Leipzig 1865—1867. — Auswahl von L. Fulda, Molières Meisterwerke, Stuttgart 1892, 3. Aufl. 1901.

und du Croisi, melden sich, aber die enthusiastischen Romanleserinnen finden sie lange nicht vornehm und heldenhaft genug. Die beiden Zurückgewiesenen staffieren nun ihre Bedienten als Marquis de Mascarille und Vicomte de Jodelet aus und lassen sie den Preziösen den Hof machen. Diese sind hochentzückt über die vornehme, hochgebildete Bekanntschaft. Es wird ein Ball arrangiert. Da erscheinen aber auch die zwei Verschmähten und prügeln, zu größter Enttäuschung der Preziösen, ihre Bedienten durch. Die gezierte Sprache und das ganze affektierte Wesen der Preziösen ist mit unübertrefflicher Komik durchgeführt. Molière verwahrte sich wohl, daß er das Hôtel Rambouillet nicht habe verspotten wollen; aber indem er die Wirkung des Preziösentums auf die gewöhnlichen, bürgerlichen Kreise nach dem Leben zeichnete, traf sein Witz doch auch das Geschraubte und Lächerliche, was den um Literatur und Bildung sonst wohlverdienten Damen von Anfang an mehr oder weniger anhaftete.

„Sganarelle oder der Ehemann, der sich für betrogen hält" (ou le cocu imaginaire), ist eine muntere Posse, in welcher der Eifersüchtige mehr ein komisches Original als ein wirklicher Eifersüchtiger ist. Wirkliche Eifersucht spielt dagegen die Hauptrolle in der spanischen Hofkomödie Dom Garcie de Navarre (1661), die ziemlich kühl aufgenommen wurde. In der „Schule der Ehemänner" (L'école des maris [1660]) behandelte Molière dasselbe Problem, wie Terenz nach Diphilus in seinen „Adelphoi". Statt an zwei Jünglingen versuchen bei ihm aber die zwei älteren Herren Sganarelle und Ariste ihre pädagogische Weisheit an der Erziehung zweier junger Mädchen, die sie sich zu Gattinnen heranbilden wollen. Der grämliche Sganarelle hält seine Isabelle in strengster hochnotpolizeilicher Abgeschlossenheit und wird dafür von dem leichtfertigen Ding in der abscheulichsten Weise hintergangen; der liberale Ariste dagegen, der Leonore die größte Freiheit gönnt, gewinnt ihre vollste Liebe und Treue.

Mit der spannenden, jovialen Komödie hatte der Dichter viel Glück; indem er aber das Jahr darauf selbst der nur halb so alten Schauspielerin Armande Béjart, der Tochter seiner früheren Geliebten Madeleine, die Hand reichte und ihr ganz nach Aristes Prinzipien uneingeschränktes Vertrauen und die größte Freiheit schenkte, fand er sich elendiglich enttäuscht und so ziemlich um sein ganzes Familien- und Lebensglück gebracht.

In der „Schule der Frauen" (École des femmes) setzte Molière seine Ehestandspädagogik noch weiter fort, aber mit sorgfältigerer Durcharbeitung. Arnulf ist kein so eckiger Brummbär wie Sganarelle, er hat viel mehr Welterfahrung, Gemüt und Manieren, aber auch er traut der unschuldigen Agnes nicht, und indem er sie allzu ängstlich überwacht, arbeitet er gerade der Verführung in die Hände, entfremdet sich ihre Neigung und wird von ihr an der Nase herumgeführt. Charaktere wie Verwicklung sind

viel lebendiger. Das Stück fand das größte Interesse. Die einen waren davon entzückt, die andern suchten es durch moralische Bedenken oder ästhetische Kritteleien zu untergraben. Um sich zu verteidigen, schrieb der Dichter in Prosa den Einakter La critique de l'École des femmes (1663). Es wurden Gegenkritiken auf die Bühne gebracht, und Molière antwortete in dem neuen Stück „Die Stegreifkomödie (L'impromptu) von Versailles“ (1663). Weder die früheren noch neue Gegenkomödien vermochten dem Dichter etwas anzuhaben. Der König stand auf seiner Seite. Nur Molières Stück hat die lebhafte Bühnenfehde überlebt und wird noch heute zu seinen besten Leistungen gerechnet. Freilich gehört es zur Kategorie jener Stücke, welche auch den milderen Kanzelrednern jener Zeit (wie Bourdaloue) bedenklich erschienen.

Für den Oberintendanten Fouquet verfaßte Molière schon 1661 das Zwischenstück „Die Lästigen“ (Les fâcheux), das allerlei kleine Bosheiten über die Hofgesellschaft enthielt; für Hoffeste dichtete er 1664 die Ballettstücke „Die erzwungene Heirat“ (Le mariage forcé) und „Die Prinzessin von Elis“. Gleichzeitig gelangten auch die ersten drei Akte des „Tartuffe“ zur Aufführung.

Der Name „Tartuffe“ ist durch das Stück der sprichwörtliche Ausdruck für die schlimmste Heuchelei geworden. Er tönt noch ärger als der Name Pharisäer. In dem Stücke selbst ist Tartuffe auch keineswegs ein einfacher Heuchler, Scheinheiliger oder betrügerischer Religions- und Sitteneiferer, sondern der abgefeimteste, schamloseste Schwindler von der Welt. Durch erheuchelte Frömmigkeit und Sittenstrenge hat er das Vertrauen des gutmütigen, aber dummen Bürgers Orgon gewonnen, sich in dessen Familie eingenistet und es so weit gebracht, daß Orgon in ihm den uneigennützigsten Freund sieht, ihm von Gott gesandt, um seine ganze Familie auf bessere Wege zu bringen. Weder Elmire, Orgons zweite Gattin, noch seine Tochter Marianne und deren Freier Valère, weder sein Sohn Damis noch die kluge Zofe Dorine trauen dem salbungsvollen Augenverdreher. Am schnellsten durchschaut ihn sein wackerer Schwager Cléante. Doch seine Mutter Madame Pernelle verehrt ihn wie einen Heiligen; und Orgon selbst sagt von ihm:

Ach, würden Sie mit ihm, wie ich es ward, bekannt,
Dann wären Sie gewiß ihm herzlich zugewandt.
Tagtäglich sah ich ihn in unsre Kirche treten
Und auf den Knien vor mir zu Gott inbrünstig beten;
Er rief mit einem Mal durch Schluchzen und durch Stammeln
Die Augen aller her, die dort sich fromm versammeln.
Wie blickt er dann empor mit brünstiger Gebärde,
Wie küßt er demutsvoll mit heißem Kuß die Erde!
Und brach ich auf, so ging er eilig mir voran
Und bot mir an der Tür geweihtes Wasser an.

Sein Diener ist wie er, den hab' ich ausgefragt,
Der hat mir, wer er sei und daß er arm, gesagt.
Ich bot mein Geld ihm an, doch mit bescheidnem Sinn
Nahm er die Hälfte nur von meiner Gabe hin
Und sprach: „Es ist zu viel, gewiß, ich bin's nicht wert,
Daß meiner Sündigkeit so Hohes widerfährt."
Doch ich nahm nichts zurück. O wie er darauf eilte
Und an die Armen rings die Hälfte Geld verteilte!
Dann auf des Himmels Rat lud ich ihn zu mir ein,
Und herrlich, seit er hier, scheint alles zu gedeihn,
Er tadelt, was er sieht, und achtet sehr genau
Der Ehre wegen, wie er sagt, auf meine Frau,
Und mehr scheint ihn wie mich die Eifersucht zu plagen;
Er steckt mir's gleich, wenn ihr die Herrn was Schönes sagen.
Sie glauben's nicht, wie leicht sein Eifer sich entfacht,
Wie er ums Kleinste selbst sich ein Gewissen macht;
Ihn quält ein wahres Nichts und macht das Herz ihm schwer,
Fragt' er mich neulich doch, ob es nicht Sünde wär',
Daß mitten im Gebet er einen Floh gefangen
Und gleich von Zorn erfaßt dran einen Mord begangen.

Dem elenden Schurken ist es jedoch mit aller dieser Schaustellung äußerer Frömmigkeit und mit seiner schönrednerischen Frömmelei nur darum zu tun, das ganze Haus zu regieren und mit der Hand Mariannes auch Orgons Vermögen an sich zu bringen. Er stellt aber nicht nur Orgons Tochter, sondern auch seiner Frau nach. Ein Stelldichein, das sie ihm gewährt und dem Orgon, unter einem Tische versteckt, beiwohnt, ermöglicht es ihr endlich, ihren Mann von der ganzen Niedertracht des frömmelnden Schwindlers zu überzeugen. Doch ist es bedenklich spät. Orgon hat Valères Bewerbung um Marianne abgelehnt, sein ganzes Vermögen an Tartuffe überwiesen, und dieser hat ihm ein Kästchen mit geheimen Schriftstücken entwendet, die ihn politisch kompromittieren. Nur der Einsicht, Gerechtigkeit und Milde des Königs ist es zuzuschreiben, daß die schnöde Angeberei für Orgon keinen Nachteil hat, Tartuffe vielmehr endlich auch polizeilich entlarvt wird und in das wohlverdiente Gefängnis wandert.

Tartuffe ist ein Charakter von so ausbündiger Niedertracht, Gleisner, Lügner, Schwindler, Erbschleicher, Lüstling, Ehebrecher, Kassettendieb, heimtückischer Denunziant und Verräter, daß er eigentlich nur Ekel und Abscheu einflößen kann, eine unbefangene Heiterkeit erst möglich wird, nachdem er in sicheres Gewahrsam gebracht ist. Das empörendste aber ist, daß all diese Schlechtigkeit sich hinter dem Schein der Frömmigkeit und Heiligkeit verbirgt, alle jene Äußerungen der Andacht und sittlicher Strenge mißbraucht, schändet, ohne welche die innere Andacht und sittliche Gesinnung sich auf die Dauer nicht behaupten, noch ihren sozialen Einfluß ausüben können. Wenn man bedenkt, wie tief das alles greift, ist ein fröhliches Lachen kaum

möglich. Der Dichter hat es selbst gefühlt und durch ernste, fast predigthafte Stellen die Ehre wahrer Frömmigkeit vor den Geißelstreichen zu retten gesucht, die er auf die falsche führt; aber er erweist sich da nicht gerade als sattelfester Theolog. Er hält ein gut Teil der äußeren Andacht für ziemlich überflüssig und glaubt allzuleicht mit bloßer Innerlichkeit auszukommen. Nur durch eine solche etwas leichtere Auffassung wurde es möglich, dem an sich widerlichen Stoff eine reichlichere Ausbeute von Komik und ironischer Satire abzugewinnen.

Indem er die Gemeinheit Tartuffes nur langsam entschleierte, das Ärgste für die letzten Akte aufbewahrte, stellte Molière aus seinem reichen Beobachtungsschatz zunächst eine Menge kleiner Züge zusammen, welche in Orgon und Madame Pernelle das Charakterbild einer ehrlich gemeinten, aber ebenso herzlich dummen Frömmigkeit entwerfen, in Tartuffe aber sich zu einem Typus kleinlicher Frömmelei, Andächtelei und Scheinheiligkeit vereinigen. All diese kleinen Züge sind wirklich komisch, wie auch die Fopperei, die sich daraus ergibt. Diesen Karikaturen der Frömmigkeit steht indes kein Repräsentant der richtigen, d. h. einer zugleich ehrlichen und klugen Frömmigkeit gegenüber, sondern nur eine Schar gutmütiger, leichtlebiger Weltkinder, denen Tartuffes Heuchelei bald alle äußere Andacht verdächtig und lächerlich macht. Allmählich wird dann die Sache ernst. Für Marianne steht ihre Liebe und ihr Lebensglück auf dem Spiel, für Elmire Tugend und Ehre, für Damon und die übrige Familie ihre materielle Existenz, schließlich für Orgon selbst Freiheit, Ehre und Leben. Das Stück geht in ein ernstes bürgerliches Schauspiel über. Nur vereinzelte komische Züge des fortgesetzten Betrugs, einige komische Situationen und Wortwitze retten noch kümmerlich den Namen einer Komödie. Zuletzt flüchtet sich der Dichter selbst in einer schmeichlerischen Huldigung unter die Fittige des Königs. Nur die Staatsgewalt kann die guten Weltkinder aus den Krallen der „Frommen“ erretten.

Kein Stück Molières hat so viel Staub aufgewirbelt. Als 1664 die ersten drei Akte gegeben wurden, war der König, damals erst 26 Jahre alt, ganz davon befriedigt, ebenso die jüngere Hofpartei. Die ältere Hofpartei fand es indes bedenklich und erwirkte vom König ein Verbot, „bis das Stück vollendet und von kompetenten Männern geprüft worden wäre“. Molière vollendete es nun, noch im November 1664, und konnte es bei einem Fest, das der Herzog von Condé auf dem Schlosse Raincy bei Livry gab, auf die Bretter bringen. In Paris selbst wagte er sich aber damit erst nach drei Jahren hervor. Wie er versichert, hätte der König ihm auf ein günstiges Urteil mehrerer Prälaten, sogar des päpstlichen Legaten Fabio Chigi, Neffen des Papstes Alexander VII., mündlich erlaubt, es aufzuführen. So wurde es am 5. August 1667 unter dem Titel „Der Betrüger“ gegeben. Schon

am nächsten Tage schritt aber der Parlamentspräsident Lamoignon dawider ein und verbot weitere Aufführungen, der Erzbischof von Paris, Hardouin de Péréfixe, belegte schon das Lesen oder Anhören des Stückes mit der Strafe der Exkommunikation. Erst 1669 wurde es auf eine zweite Bittschrift (placet) des Dichters an den König durch schriftliche Erlaubnis des letzteren völlig freigegeben[1].

Ursprünglich hat Molière sicher nichts anderes im Auge gehabt, als seine Zuhörer mit einem packenden neuen Stück zu belustigen. Mit den Prezieusen hatte er den glücklichsten Erfolg gehabt. Wie diese seine freie, frische Natur und leichtlebige Heiterkeit mit ihrer affektierten Geziertheit und Gespreiztheit zur Parodie herausgefordert hatten, so konnte es seinem satirischen Scharfblick auch unmöglich entgehen, daß an dem Hofe, an welchem die ausgelassenste Weltlichkeit mit allen Schattierungen religiöser Anschauungen und Bestrebungen durcheinanderlief, an den letzteren nicht alles reines Gold war. Unter denjenigen, welche dem Theaterdirektor durch Bekämpfung der Weltlichkeit und strenge Kritik des Theaters das Leben sauer machten, befanden sich nicht nur wahrhaft und ernstlich Fromme, sondern auch allerlei Zwitternaturen, die das Geistliche dem Weltlichen und die religiösen Interessen zeitlichen und egoistischen unterordneten und deren Gebaren am Ernste ihrer Überzeugung begründete Zweifel erweckte. Aus zahlreichen Umständen geht deutlich genug hervor, daß er seine Modelle bei der Jansenistenpartei gefunden hat, ohne lange zu suchen[2].

Der große Lärm, der gegen den Tartuffe erhoben wurde, stellt sich um so unbegründeter dar, wenn man Molières weitere Theaterdichtungen genauer ins Auge faßt. Unter den 16 Stücken, welche er noch in den übrigen acht Jahren seines Lebens gedichtet hat, findet sich auch nicht ein einziges, das man einer eigentlichen Feindseligkeit gegen Religion und Sitte anklagen könnte. Die Stücke an sich sind eine bedeutsame Arbeitsleistung, bei häufiger Kränklichkeit, unter den unerfreulichsten Familienverhältnissen, drückender Abhängigkeit von Hof und Gesellschaft, steten Angriffen hämischer Kritik einem vielgeplagten Schauspielerdasein abgerungen. Denn Molière hat bis zu seinem Tode selbst Theater gespielt. Was sich etwa Allzufreies oder Verfängliches in seinen Stücken findet, kommt auf Rechnung des Hofes, für dessen Bühne er arbeitete; es ist lange nicht so viel noch so arg, als was sich die Renaissancebühne in Italien und Spanien erlaubte. An Religion oder Kirche hat er nie getupft[3]. Dagegen hat er seinen Witz und

---

[1] Vgl. das Nähere bei W. Kreiten, Molière, Freiburg i. B. 1887, 274 ff.

[2] Eingehende Nachweise bei Kreiten a. a. O. 238—273.

[3] Entschieden zu weit geht Larroumet (La Comédie de Molière, Paris 1887, 326), indem er sagt: „Bien plus, prélats et moralistes ne se trompaient guère en voyant, je ne dis pas un indifférent, mais un ennemi dans l'homme qui écrivait

Spott in ungezwungenster Weise an Adel und Bürgerschaft, gelehrten Damen und Poeten, Ärzten und Apothekern, Spießbürgern und Landwirten, Zofen und Bedienten, komischen Gestalten aller Stände und Lebensverhältnisse, nicht zum wenigsten an verliebten Gecken und Modenarren ausgelassen. Es weht durch seine bunte Bilderfülle ein kerngesunder Volkshumor, der das Lustige und Drollige von selbst überall aufspürt; ein feiner, höfisch geschulter Geist, der das Rohe und Plumpe mit Leichtigkeit abstreift und Gedanken und Wort die gefälligste Wendung zu geben weiß; oft auch ein ernstes, fast etwas melancholisches Gemüt, das sich von dem bunten Narrentreiben unbefriedigt fühlt und zu Besserem aufstreben möchte. Aus künstlerischem und sittlichem Ernste zugleich sind seine größeren Charakterkomödien hervorgegangen, auf die er die meiste Sorgfalt verwendet hat und die später allgemein als seine Meisterwerke galten.

Es hat indes etwas Irreführendes, wenn man diese sog. höheren Charakterkomödien nicht etwa bloß als den Höhepunkt seiner Kunstleistungen, sondern gleichsam auch als die Quintessenz seines Lebens und Dichtens hervorkehrt. Mit Recht bemerkt Diderot: „Wenn man glaubt, es gebe mehr Leute, die fähig seien, den ‚Pourceaugnac‘ zu schreiben, als den ‚Misanthrop‘, so täuscht man sich sehr.“ Molière war ein sehr reich angelegter und zu den Höhen der Kunst emporstrebender Dichtergeist, aber er war vorab Komiker, und da Wesen und Ziele der Komödie weit von jenen der Tragödie abliegen, sollte man seinen Ruhm denn doch nicht da suchen, wo er sich zufällig durch ernstere Auffassung und höhere formelle Vorzüge den Aufgaben der Tragödie nähert. Wie Shakespeare hat er seine Talente als ausübender Schauspieler und Bühnenleiter entwickelt und bewährt. Es war ihm nicht vergönnt, wie Goethe sechzig Jahre an einem „Götz“ oder „Faust“ herumzuzirkeln und dabei ganze Weltanschauungen und Kunsttheorien auszubrüten. Jahr für Jahr, Schlag auf Schlag mußte er auf neue Zugstücke sinnen, um sich gegen Tragiker, Operndichter und andere Komiker obenauf zu halten, König und Hof zu entzücken und mit der so schwer erkämpften Gunst auch Geld und Ehre zu erwerben. So sind all seine Stücke bis auf den Tartuffe entstanden, und es ist ganz charakteristisch, daß derselbe, die erste sog. Charakterkomödie, zuerst nur als Fragment auf die Bühne kam. Es wurde eine Novität gewünscht und allem Anscheine nach kam auch der Stoff gerade dem Wunsche des Königs entgegen. Erst durch Angriffe gedrängt, hat Molière in einer Vorrede sowie in den „Placets“, die er an den König richtete, eine Art von ästhetischem Programm aufgestellt, in welchem er Ziel und Wesen des

---

Don Juan et Tartuffe.“ Eine solche Feindschaft hat erst die Auffassung einer späteren Zeit in die beiden Stücke hineingetragen.

Theaters sehr vernünftig auseinandersetzte, die sittliche Aufgabe der Komödie maßvoll betonte, aber leider auch dem König die frivole Schmeichelei zu Füßen legte: „Sie sehen wie Gott, wessen wir bedürfen, und wissen besser als wir, was Sie uns zu gewähren haben."

Nie ist es indes Molière eingefallen, das Theater an die Stelle der Kanzel setzen zu wollen oder es zum höchsten sittlich-ästhetischen Bildungsmittel emporzuschrauben, wie es spätere Kunstphilosophen getan haben. Daß es einen gewissen moralisch-erziehlichen Einfluß ausüben kann, deutet er an; aber in erster Linie betrachtet er es als eine schöne Erholung und Unterhaltung.

„Gewiß", sagt er, „es gibt Orte, deren häufiger Besuch mehr zu empfehlen ist als derjenige des Theaters, und will man alles, was sich nicht unmittelbar auf Gott bezieht, abweisen, so gehört das Schauspiel auch dazu, und dann mißbillige ich nicht, daß man es mit allem übrigen verdammt; aber angenommen daß, wie es denn doch wahr ist, die Übungen der Frömmigkeit Intervalle gestatten und daß die Menschen der Belustigung bedürfen, so behaupte ich, es gibt keine unschuldigere als das Schauspiel."

Das nächste größere Stück nach dem Tartuffe war der „Don Juan oder der steinerne Gast" (Le festin de Pierre), ein Seitenstück dazu und eine kräftige Antwort an die Gegner desselben. Der Stoff fußt auf der andalusischen Volkssage von dem sittenlosen, im Laster verstockten Ritter Don Tenorio, der die Hausehre des Don Gonzalo de Ulloa verletzt, ihn ersticht, seine Statue verhöhnt, aber von ihm zum Mahl geladen, schließlich von der Erde verschlungen wird. Der Mercedarier Fray Gabriel Tellez, genannt Tirso de Molina († 1648), hatte sie längst zur ernsten, poesievollen Tragödie gestaltet. Zwei Italiener, Giliberti und Cicognini, haben das gewaltige Stück, in welchem etwas Faustisches lebt und webt, dann possenhaft in Stegreifkomödien umgearbeitet, zwei Franzosen, De Villiers und Dorimond, die italienischen Bearbeitungen für Pariser Theater zurechtgestutzt. Gelegentlich der Hochzeit Ludwigs XIV. wurde Tirsos Stück selbst 1659 von einer spanischen Truppe in Paris gegeben. Hauptsächlich nach den italienischen Vorlagen, aber mit großer Freiheit und Selbständigkeit hat Molière das spanische Stück in eine französische Prosakomödie umgewandelt. Don Juan, der bei Tirso zwar ein verkommener Wüstling ist, aber immerhin noch einen Rest von Ritterlichkeit und Glauben behalten hat, wird bei Molière zum vollständigen modernen Lumpen, der in Gemeinheit und Wollust jede Regung des Gewissens erstickt hat, bewußt und mit Lust lügt und betrügt, an keinen Gott mehr glaubt, alles Heilige lästert, mit einem Almosen sogar einen Bettler zum Gotteslästerer zu machen sucht, zu guter Letzt sich auch noch auf Heuchelei verlegt, um seinen Lüsten besser frönen zu können — Don Juan und Tartuffe in einer Person. Dabei ist er aber

doch der tapferste Ritter, der weder Tod noch Teufel fürchtet, und anderseits wieder ein so herzloser Schuft, daß er den armen Fischer, der ihm das Leben rettet, um seine Braut prellt, ein so elender Schwindler, daß er, den hohen Herrn spielend, seine Schneiderrechnung unbezahlt läßt. Mit einem solchen Ausbund von Schlechtigkeit jovialen Scherz zu treiben, hat etwas Frivoles, was nicht bloß die Jansenisten ärgern mußte, sondern auch ernster gesinnten Katholiken zum Anstoß gereichen konnte.

Das Stück wurde indes vom 15. Februar bis 20. März 1665 mit rauschendem Beifall fünfzehnmal aufgeführt, dann aber das am 11. März erteilte Druckprivileg plötzlich zurückgezogen. Im April erschien eine Anklageschrift gegen das Stück, welche Molières gesamtes bisheriges Wirken als eine Schule der Unsittlichkeit und des Unglaubens darzustellen suchte — das Werk eines jansenistischen Parlamentsrats de Rochemont (wahrscheinlich Pseudonym für Barbier d'Aucour). Der König beantwortete den Angriff damit, daß er im August die Truppe Molières zur „Truppe des Königs im Palais Royal" erhob und mit einer Jahrespension von 7000 Livres ausstattete. Aber das Stück blieb ungedruckt und wurde nicht weiter aufgeführt, bis Thomas Corneille es nach Molières Tod in Alexandrinern umgearbeitet hatte, mit Auslassung einiger kleiner Stellen und Abschwächung anderer, die als ärgerlich gerügt worden waren. Erst spät im 19. Jahrhundert (1841) wurde Molières „Don Juan" ganz so, wie er ihn geschrieben hatte, zu Paris im Odéon aufgeführt und ward dem Dichter die zweifelhafte Ehre zu teil, daß der Titelheld, in welchem seine eigene Zeit einen halb komischen, halb tragischen, jedenfalls gottlosen und gemeinen Schuft sah und den Molière selbst deutlich als solchen gebrandmarkt hat, als ein großartiger Heldentypus, als Genie und Übermensch bewundert wurde.

Am 4. Juni 1666 kam zum erstenmal „Der Misanthrop" auf die Bretter, an dem Molière wohl über zwei Jahre gearbeitet hatte, wieder eine längere und „höhere" Charakterkomödie, welche auch die gestrengeren Kunstrichter befriedigte und später von vielen als sein vorzüglichstes Meisterwerk bewundert wurde. Der Titelheld Alceste ist nicht, wie man leicht meinen könnte, einer vom Geschlechte der Brummbären, Jammermeier oder Griesgrame, auch keine gestürzte Größe wie Shakespeares Timon, der aus der Sonnenwelt des Optimismus durch die herbsten Schicksalsschläge in die Nacht des Pessimismus gesunken ist, sondern ein edler, idealistisch angehauchter, dabei aber wahrer, natürlicher, feinfühliger Biedermann, der sich in all die kleinen und großen Unwahrheiten, Schwindeleien und Ränke höfischen Treibens nicht finden kann, überall anstößt, mit allen sich verfeindet und schließlich mehr melancholisch als unwirsch der gleißnerischen Scheinherrlichkeit den Rücken dreht. Was ihn zu Anfang des Stückes noch darin zurückhält, das ist seine Liebe zu der leichtfüßigen, flatterhaften Celimene,

die er noch zu gewinnen und zu seinen Anschauungen zu bekehren hofft. Aber wie er sich durch allzu offenherzige Kritik eines geschraubten Gedichtes den angesehenen Höfling Oronte verfeindet, so hat er auch mit seinen Predigten bei Celimene nur den Erfolg, daß sie sich von ihm abgestoßen fühlt und mehr als zuvor, ganz offen vor ihm, mit andern kokettiert. Die weitere Spannung ruht fast nur darauf, daß er sich trotz alledem von ihr nicht losmachen kann und immer noch von neuem um ihre Liebe wirbt. Auch nachdem sie durch einen Brief der leichtfertigen Clitandre als Verräterin entlarvt ist, möchte er ihr gern vergeben, wenn sie sich nur mit ihm aus dem unerträglichen Hofleben in ländliche Einsamkeit zurückziehen wollte; aber da die lebenslustige Jugend dazu keine Neigung verspürt, verzichtet er auch auf die ernstere und liebenswürdige Eliante, die ihm aufrichtige Zuneigung entgegenbringt, und zieht sich melancholisch in die Einsamkeit zurück. An äußerer Handlung ist das Stück arm, aber die Charakteristik ist von ausgesuchter Feinheit und gibt zugleich ein überaus komisches Gemälde der im Grunde nichtigen und unwahren höfischen Scheinbildung, welche an dem damaligen Versailler Hofe herrschte und welche sich mit leichten Nuancen auch anderwärts wiederfindet, wo man mit feinem Schliff und politischen Winkelzügen, ohne wahre Liebe und Nächstenliebe, die Gegensätze des geselligen Lebens notdürftig zu überkleistern und zu vergolden sucht. Es ist kein Zweifel, daß Molière in den Klagen des Alceste viele eigene Anschauungen und Gefühle geoffenbart hat, daß aber auch der leichtlebige Philinte autobiographische Züge zum Ausdruck bringt.

Dem König war das Stück nicht fröhlich genug. Es wurde zwar 1666 einundzwanzigmal nacheinander aufgeführt, aber mit immer geringeren Einnahmen. Vom folgenden Jahre 1667 bis 1680 verschwand es ganz von der königlichen Bühne. Molière folgte keineswegs seiner Alcestestimmung, sondern schickte sich mit Philinte in die Launen und Wünsche der Zeit und schlug alsbald wieder leichtere Saiten an. Mélicerte (1666) und Le Sicilien (1667) sind heitere Ballettkomödien, wie sie der ganze Hof liebte.

Nachdem der König unter Siegesjubel aus Flandern heimgekehrt war, feierte ihn Molière (13. Januar 1668) in einem glänzenden Ausstattungsstück, dem „Amphitryon“, das, auf der antiken Götterkomödie des Plautus fußend, sie zur modernen Tanzkomödie und zum höfischen Festspiel erweiterte. Das Verfängliche des Stoffes wurde dabei keineswegs abgeschwächt. Das offenkundige Verhältnis des Königs zur Montespan rückte den Ehebruch Jupiters vielmehr in noch grellere Beleuchtung. Die packende Komik des plautinischen Stückes hatte indes schon im Mittelalter Nachahmungen hervorgerufen. Der lateinische „Geta“ des Vitalis von Blois wurde von Eustache Deschamps französisch, von einem strittigen Italiener italienisch bearbeitet. Villalobos, der Leibarzt der spanischen

Könige Ferdinand d. K., Karl V. und Philipp II., übersetzte den „Amphitryo“ des Plautus 1515 ins Spanische, eine neue Übersetzung bot 1530 Perez de Oliva, Theologieprofessor in Salamanca. Eine selbständige portugiesische Nachdichtung hat keinen Geringeren zum Verfasser als den großen Epiker Luiz de Camoëns, wurde allerdings erst nach seinem Tode (1587) aufgefunden. Weitere Bearbeitungen verfaßten der Florentiner Pandolfo Colenaccio (1487), der Venetianer Lodovico Dolce (1545), der Venetianer Cicco di Hadria (1561), der Franzose Jean de Rotrou (1638). Weder die Humanisten des Mittelalters noch jene der Renaissance und ihre Nachzügler in den katholischen Ländern haben also an dem plautinischen Stück Anstoß genommen; selbst im Heimatlande der Inquisition wurde es unbedenklich aufgeführt und sogar von einem Theologieprofessor übersetzt. Ins Deutsche übertrug es der evangelische Magister Wolfahrt Spangenberg (1608), und Johannes Burmeister in Lüneburg versuchte sogar in einer wunderlichen Paraphrase (1621) die Geburt des Herkules als eine Art Allegorie der Geburt Christi zu deuten [1].

Man kann also Molière kaum einen begründeten Vorwurf machen, daß er den allgemein beliebten Stoff aufgegriffen hat. Er hat sich im ganzen an Plautus gehalten, gelegentlich auch Rotrou benutzt, aber durch die bezaubernde Leichtigkeit der Behandlung, seine Meisterschaft in Stil, Reim und Sprache nicht bloß alle Ecken und Derbheiten des Originals abgeschliffen, sondern es mit seinem eigenen Geiste beseelt und ihm die Feinheit seiner besten Stücke verliehen.

Ungefähr dasselbe läßt sich von seinem „Geizigen“ (L'avare) sagen, den er noch im September des gleichen Jahres auf die Bühne brachte. Nur hat er mit seiner Vorlage (Aulularia des Plautus) etwas freier geschaltet, durch die Liebe des alten Harpagon zu der armen Marianne, der Auserkorenen seines Sohnes Cléante, die Charakterkomödie auch mit einem spannenderen Intriguenspiel durchflochten und dem Stück durch Anwendung der Prosa einen noch leichteren Konversationston verliehen. Ein paar kleine Widersprüche, welche die Liebschaft in die Charakterzeichnung des Geizhalses hineinbringt, werden weit aufgewogen durch die Verwicklung, welche die Handlung belebt und zugleich das Charakterbild um manchen feinen und urkomischen Zug bereichert. Durch diese glückliche Modernisierung ist Plautus' Stück seither beliebt und volkstümlich geblieben und hat eine Menge von Nachahmungen hervorgerufen [2].

---

[1] K. v. Reinhardstöttner, Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele, Leipzig 1886, 115—229, speziell über Molières „Amphitruo“ 179—186.

[2] K. v. Reinhardstöttner a. a. O. über Molières Vorgänger 255—290, über Molières „Avare“ 291—295, über seine Nachahmer 296—298.

Noch im selben Jahre (1668) wurde „George Dandin“ aufgeführt; das Jahr 1669 brachte „Monsieur de Pourceaugnac“, 1670 Les amants magnifiques und Le bourgeois gentilhomme, 1671 die Fourberies de Scapin — lauter Ballettkomödien, zum Teil von fastnachtsmäßiger Lustigkeit, an der sich wohl steife Kritikphilister stoßen mochten, die aber im fröhlichen Lachen dankbarer Zuschauer immer und immer wieder die siegreiche Gewalt echter Komik behaupteten.

Nicht ganz so harmlos ist „George Dandin“, worin der Ehe allzu leichtfertig mitgespielt wird. Die Pfeile der Satire treffen jedoch nicht bloß den unglücklichen Krautjunker, der unvorsichtig genug war, in die Pariser Aristokratie hineinzuheiraten, von seiner feinen Dame hinters Licht geführt, umsonst ihre Untreue zu entlarven sucht, ja schließlich ihr selbst noch abbitten muß, sondern gleichzeitig auch die ganze vornehme Sippe, die auf ihrer Seite steht und sich mit ihrem Standesdünkel, ihrer Unehrlichkeit und andern unliebenswürdigen Eigenschaften sehr lächerlich macht. Ungleich lustiger ist der „Herr von Pourceaugnac“, ein Limousinischer Landedelmann, gezeichnet, der nach Paris kommt, um seine Braut Julie zu holen, die aber inzwischen sich in den jungen Ernefte verliebt hat. Ein echter Bauernfänger, der Neapolitaner Sbrigani, und die Zofe Nerine übernehmen es, ihm Paris gründlich zu verleiden. Sie bringen ihn zu einem Arzt, bei dem er nur mit Not den schrecklichsten Konsultationen und Kuren entrinnt. Dem Vater Julies, Oront, wird vorgespiegelt, der Freier sei nur ein von Gläubigern verfolgter Schwindler, der sich durch die Heirat zu retten suche. Zwei Frauen mit Kindern erklären ihn für ihren Gatten. Der Advokat, bei dem er Rat sucht, erklärt ihn der Polygamie für verdächtig. Um mit Freiheit und Leben davonzukommen, verkleidet sich der geprellte Edelmann als Dame und flieht schleunigst aus Paris.

Eine ähnliche Prellerei ergeht auch über Monsieur Jourdain, den „Bourgeois Gentilhomme“. Der Hauptheld ist aber hier keiner vom Lande, sondern ein reicher, protziger Pariser Bürger, der so hoch wie möglich hinaus will, sich mit gehörigem Aufwand und etwas Unterricht auf der Schnellbleiche zur feinsten aristokratischen Bildung emporturnen zu können vermeint und seine Tochter ihrem bürgerlichen Freier hochnäsig verweigert. Dafür muß er aber schrecklich büßen. Der Schneidermeister leert ihm den Geldbeutel; Tanz-, Musik- und Fechtlehrer mitsamt dem Philosophiemagister bereichern sich an ihm, ohne daß er etwas lernt. Er wird den eigenen Hausgenossen, Frau, Kindern und Dienstboten zum Gespött. Die Tochter und ihr Freier verbinden sich mit lustigen Schelmen, die mit dem adelssüchtigen Einfaltspinsel die tollste Faschingskomödie aufführen, indem sie ihm unter närrischem Ulk die angebliche türkische Würde eines Mamamouchi verleihen. Nie sind die Torheiten spießbürgerlicher Streberei mit solcher

Komik gezeichnet worden. Kolorit und Kostüm entsprechen natürlich der damaligen Zeit. In einer Reihe der lustigsten Szenen steigt die Schelmerei zu dem Knalleffekt des Mamamouchiritterschlages empor, so daß kaum Zeit bleibt, über die Glaublichkeit derselben zu philosophieren.

Noch mehr häufen sich lustige Theaterstreiche, von überall zusammengerafft in den „Spitzbubereien des Scapin", welche deshalb von Boileau weniger günstig beurteilt wurden. Ohne etwas possenhafte Übertreibung kann nun einmal gewöhnliche Volkskomik nicht leben, und es gereicht Molière nicht zur Unehre, daß er sich darauf nicht minder verstand als auf die feine höhere Komik.

Das vollendetste Muster der letzteren bot er in der Charakterkomödie „Die gelehrten Damen" (Les femmes savantes), an der er etwa vier Jahre gefeilt hatte und die im März 1672 vollendet wurde. Das Stück greift in vielem auf die „Lächerlichen Prézieusen" zurück, erweitert aber den Stoff zu einem viel vollständigeren, sorgfältiger ausgeführten Sittenbild. Eine eigentliche Frauenfrage gab es damals nicht. Der berechtigte Spott des Dichters richtet sich gegen die Lächerlichkeiten, welche daraus entstehen, wenn Frauen und Mädchen ohne jede Not, nur aus geckenhafter Eitelkeit, sich ihrer natürlichen Stellung in der Familie entziehen, um mit Pseudogelehrten und -poeten einem schillernden und hohlen Dilettantismus zu huldigen. Es sind wahre Prachtexemplare von Blaustrümpfen, die der Dichter uns vorführt: die große Sprachreinigerin Philaminte, welche wegen etymologischer Verbrechen die wackere Köchin Martine verabschiedet, ihre philosophische Schwägerin Belise, welche über dem Studieren fast ganz versimpelt ist, und ihre Tochter Armande, welche als Papagei der Mutter von Platonismus faselt. Würdig dieses Dreiblattes sind ihre zwei Günstlinge, der eitle Dichterling Trissotin und der brummige Philolog Vadius, die sich erst gegenseitig anräuchern und dann über ein lächerliches Gedicht in die greulichsten Beschimpfungen ausbrechen. Den drei verschrobenen Zierpflanzen steht das gute, vernünftige und liebenswürdige Mädchen Henriette gegenüber, das keine Gelehrte, sondern eine gute Hausfrau werden will und sich in Clitandre bereits einen Bräutigam erkoren hat. Doch die Mutter will ihr um jeden Preis den faden Trissotin aufdrängen. Der Vater ist zwar für die Wahl der Tochter, wagt aber als Pantoffelheld lange nicht ernstlich für sie einzutreten. Erst als Philaminte den Notar kommen läßt, um Henriette kontraktlich dem Trissotin zu übermachen, rafft sich der schwächliche Chrysale, unterstützt von seinem Bruder Arist, dem wackern Clitandre und der redefertigen Magd Martine, zu entschiedenem Protest auf. Den Entscheid bringt Arist mit einer Kriegslist, d. h. durch zwei fingierte Briefe, welche den vollständigen Bankrott der Familie melden. Darauf zieht Trissotin alsbald seine Bewerbung zurück.

Arist deckt seinen Streich auf, und auch die gelehrte Philaminte läßt sich jetzt Clitandre als Schwiegersohn gefallen.

„Die prächtigen Liebhaber" (Les amants magnifiques) und „Die Gräfin von Escarbagnas" sind wieder kleinere Ballettkomödien. Der Held der ersten ist wieder ein Pariser Bürger, der den hohen Herrn spielen will, die Heldin der andern eine Großtuerin vom Lande, welche sich als feinste Kennerin des höchsten Salontones gebärdet. Zu dem Festballett „Psyche" (1671) wirkten, wie bereits erwähnt wurde, mit Molière auch Quinault und der schon betagte Corneille zusammen.

Molières letztes Stück „Der eingebildete Kranke" ist wie der „Bürger-Edelmann" eine seiner drolligsten, von Faschingsstimmung überschäumenden Komödien. Dem Gesundheitsskrupulanten Argan sind ärztliche Konsultationen, Pillen, Pflaster und Klistiere zum unerläßlichen Lebensbedürfnis geworden. Die Doktoren Purgon und Diafoirus und der Apotheker Fleurant sind seine Orakel und bereichern sich an seinem eingebildeten Leiden. Seine Frau in zweiter Ehe, Beline, nährt seine Torheiten, hofft bald von ihm erlöst zu werden und sucht sich ein günstiges Testament zu erschleichen. Er aber gedenkt ewig zu leben und zu medizinieren und will darum Angelika, seine Tochter aus erster Ehe, mit einem Arzte vermählen, um beständig einen Arzt im Haus zu haben. Der Erwählte ist ein Diafoirus junior. Angelikas Herz ist aber bereits dem jungen Cléant zugewandt, der nicht zur ärztlichen Zunft gehört. Den guten Geist des gesunden Menschenverstandes inmitten all der Torheiten und Betrügereien stellt die muntere Magd Toinette dar, die gar nicht an seine Krankheiten glaubt, es ihm offen sagt, statt ihn zu verhätscheln, ihn wie einen Gesunden traktiert, ihm sein Eheprojekt für Angelika ausredet, ihn mit ihren redlichen Bosheiten in Verzweiflung jagt, aber es durch einen pfiffigen Streich doch dahin bringt, daß er sich selbst von der Heuchelei seiner Frau und der treuen Liebe seiner Tochter überzeugen kann. Jetzt dreht sich das Blatt. Cléant wird als Schwiegersohn angenommen und geht auf die Bedingung ein, Arzt zu werden und so Argan liebevoll zu pflegen. Das Stück schließt mit einem komischen Ballett, in welchem die akademische Promotion eines Kandidaten der Medizin zum Doktor in Makkaroniversen zur Darstellung kommt. Es ist eine der drolligsten Szenen, die Molière geschaffen, die Krone der Satiren, welche er über den damaligen Stand der ärztlichen Praxis und Wissenschaft in seine Stücke eingeflochten hat, und bei aller burlesken Übertreibung doch ein Stück Kulturgeschichte von unvergänglichem komischen Reiz.

Als „Symbol einer vollkommenen Bretterkenntnis" bezeichnet Goethe die Szene, wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schwester ein junger Mann gewesen.

„Nun hätte ein anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Faktum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre getan gewesen.

„Was bringt aber Molière durch allerlei retardierende Motive in diese Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst tun läßt, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie etwas wisse; dann, von der Rute bedroht, wie tot hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingierten Ohnmacht wieder schelmisch-heiter aufspringt und zuletzt nach und nach alles gesteht.

„Diese meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben jenes Auftrittes nur den allermagersten Begriff; aber lesen Sie die Szene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werte, und Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten ist als in sämtlichen Theorien." [1]

Wie Goethe legte auch Molière selbst weit mehr Wert auf das angeborene dichterische Talent und die praktische Bühnenkenntnis als auf alle grauen Theorien:

„Ihr seid liebe Leute mit euern Regeln, mit welchen ihr die Nichtswisser in Verlegenheit bringt und uns alle Tage die Ohren vollschwätzt. Wenn man euch reden hört, sollte man meinen, diese Kunstregeln wären die größten Geheimnisse der Welt; und doch sind es nur einige leichte Beobachtungen, die der gesunde Menschenverstand darüber angestellt hat, was das Vergnügen zerstören kann, das man aus dieser Art von Dichtungen schöpft; und derselbe gesunde Menschenverstand, der ehedem diese Beobachtungen gemacht, kann sie leicht noch alle Tage machen ohne den Beistand des Horaz und des Aristoteles. Ich möchte gern wissen, ob die große Regel aller Regeln nicht die ist, zu gefallen, und ob ein Theaterstück nicht einen guten Weg eingeschlagen hat, wenn es dieses sein Ziel erreicht. Glaubt man, daß ein ganzes Publikum in derartigen Dingen sich täuscht und daß nicht ein jeder über das Vergnügen urteilen kann, das er daran empfindet?"

Das ist in Kürze die Quintessenz der Ästhetik, die Molière in der „Kritik der Frauenschule" zum besten gibt. Nicht ganz ohne Grund bemerkt er weiter, daß die Leute, die am meisten von den Regeln sprechen, keine gute Komödie zu dichten wissen, und daß es also mit ihren Regeln nicht ganz in Richtigkeit sein dürfte. Mit vielem Rechte beschwert er sich dabei ebenfalls über diejenigen, welche die Komödie überhaupt zu Gunsten der Tragödie herabsetzen.

„Ich finde, daß es viel leichter ist, sich zu erhabenen Gefühlen emporzuschrauben, der Glücksgöttin in Versen zu trotzen, das Schicksal anzuklagen und den Göttern Injurien zu machen, als in richtiger Weise in das Lächerliche der Menschen einzudringen und jedermanns Fehler in ergötzlicher Weise auf die Bühne zu bringen. Wenn du Helden schilderst, tust du, was du willst; es sind Phantasiestücke, bei denen man keine Ähnlichkeit sucht; du brauchst nur den Zügen der Einbildungskraft zu folgen, die sich in Schwung versetzt hat und gar oft das Wahre verläßt, um das Wunderbare zu erhaschen. Aber wenn du Menschen malst, da mußt du nach der Natur

[1] J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe III⁴, Leipzig 1876, 92 93.

malen; man will, daß diese Porträts eine Ähnlichkeit besitzen, und du hast nichts geleistet, wenn du darin nicht die Leute deiner Zeit erkenntlich machst. Kurz, in den ernsten Stücken genügt es, um dem Tadel zu entgehen, daß man vernünftige und gutgeschriebene Dinge sagt. Aber in den andern ist das nicht genug, da muß man scherzen, und das ist ein schwieriges Unternehmen, anständige Leute zum Lachen zu bringen."

Von den französischen Dramatikern ist Molière am ehesten etwas mit Shakespeare verwandt, mehr Dichter als Redner. An Erfindungsgabe, technischer Bühnengewandtheit, volkstümlicher Frische und Lebendigkeit der Sprache steht er unzweifelhaft über Corneille und Racine. Obwohl mit seinem leichten Esprit und seiner Konversationsgabe durch und durch Franzose, hat er doch in seiner Gemütlichkeit etwas Universelles und ist darum von den französischen Klassikern im Ausland, besonders bei den germanischen Völkern der beliebteste geworden. Statt vieler andern Lobreden sei hier nur Goethes Urteil über ihn verzeichnet:

„Ich kenne und liebe Molière seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, das mich entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. — Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte."

Das kann man wohl unterschreiben, wenn man von einer tieferen, religiösen Bildung absieht, mehr die äußere, weltliche ins Auge faßt und demgemäß die „vorzüglichsten Menschen" des Jahrhunderts nach ihrer Verschiedenheit vorsichtig und zum Teil auch nachsichtig wertet. Mächtig und unmittelbar haben Corneille, Racine und Boileau auf ihn eingewirkt, mittelbar auch Bossuet und Bourdaloue, sehr lebhaft aber auch Schüler des Descartes und Gassendi, am mächtigsten indessen der König, in dessen Diensten er stand und dessen Huld und Laune er vielfach seine eigenen Neigungen unterordnen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Nicolas Boileau.

Corneille hatte schon die Tage seines höchsten Ruhmes überlebt, Molière stand am Ende seiner kurzen, glänzenden Laufbahn, Racine hatte „Andromache" und „Britannicus" gedichtet, La Fontaine reimte an seinen Erzählungen, Bossuet und Bourdaloue waren bereits gefeierte Kanzelredner, de La Roche-

foucauld vermehrte und verbesserte seine „Reflexions“, Madame de Sévigné eröffnete ihren unabsehbaren Briefwechsel, Pascal und Descartes ruhten im Grabe, kurz, der Bau des neuen französischen Klassizismus war schon nahezu vollendet, als ein Schöngeist von mehr kritischer als schöpferischer Begabung sich die Aufgabe stellte, den ästhetischen Grundriß zu zeichnen, nach dem derselbe hätte methodisch und systematisch aufgeführt werden können. In den Jahren 1669—1674 schrieb Nicolas Boileau-Despréaux seine Art poétique und wurde infolgedessen lange als der „Gesetzgeber“ der ganzen Literaturperiode betrachtet. Er ist es indes nicht, ebensowenig als Aristoteles der „Gesetzgeber“ der hellenischen oder Horaz jener der römischen Dichter war. Er hat nur, nach dem Vorbild des Horaz, einigermaßen die Grundanschauungen kodifiziert, nach denen die Dichter und Schriftsteller vor und neben ihm gedichtet und geschrieben haben. Indem er das Eigentümliche der einzelnen vernachlässigte, das Gemeinsame hervorhob, hat er allerdings den Grundcharakter des französischen Klassizismus gut charakterisiert und ist selbst einer seiner hervorragendsten Typen geworden [1].

Boileau war 1636 zu Paris geboren, also 30 Jahre jünger als Corneille und 14 Jahre jünger als Molière. Er war das vorletzte von den 15 Kindern eines Parlamentschreibers und wurde zum Unterschied von seinen Brüdern „Despréaux“ genannt. Sein Vaterhaus stand in der Nähe der Sainte-Chapelle; ihre ehrwürdigen Erinnerungen fanden indes in seinem Herzen keinen poetischen Widerhall. Nur auf den Wunsch seines Vaters Advokat geworden, verließ er die juristische Praxis, sobald dieser gestorben war, und warf sich auf literarische Studien. Als Junggeselle wohnte er erst bei seinen Verwandten, dann bei befreundeten geistlichen Herren, und kaufte sich endlich (erst 1685) ein kleines Landhaus in Auteuil. Zum Dichter im großen Stile fehlte ihm die geniale Schaffenskraft, und doch fühlte er sich zur Poesie unwiderstehlich hingezogen. Ein feines Kunstgefühl war ihm angeboren, in Lektüre, Kunstgenuß und dichterischer Übung bildete er es emsig weiter aus. Das Versmachen ging ihm schwer, die poetische Ader intermittierte rasch; so brachte er nicht viel hervor; aber seine Einfälle waren

[1] Es gibt von seinen Werken über 400 Ausgaben, von denen zu seinen Lebzeiten etwa 60 als Oeuvres complètes und über 60 als Recueils erschienen sind. — Prachtausgabe von 1889, Hachette, mit Kommentar von Brunetière; Klassikerausgaben von Gidel, Aubertin, Brunetière, Pellissier, Gazier, mit biographischer Einleitung und Noten. — Lettres de Boileau et de Brossette p. p. Cizeron-Rival, 3 Bde, Lyon 1770; A. Laverdet, 1858. — Desmaizeaux, La vie de M. Despréaux, Amsterdam 1712. — d'Alembert, Éloge de Despréaux (Collect. des Éloges acad.). — Berriat Saint-Prix, Essai sur Boileau, Paris 1830. — Brunetière, Art. „Boileau“ (Grande Encyclopédie), 1887. — Morillot, Boileau, 1891. — Lanson, Boileau, 1892. — Delaporte S. J., L'art poétique de Boileau commenté par ses contemporains, Lille 1888.

geistreich und witzig, die Form tadellos. Sich bewußt, kein Vergil oder Ovid, auch kein Corneille oder Molière werden zu können, nahm er mit der Rolle eines Horaz, Persius und Juvenal vorlieb. Besonders wählte er sich Horaz zum Vorbild, nicht den Lyriker, sondern den Dichter der Satiren und Episteln. So etwas hatte die französische Literatur noch nicht. 1660 rückte er mit seinen zwei ersten Satiren los, in welchen er auf die Advokaten, die Juristen, die Emporkömmlinge und den schlechten literarischen Geschmack bei Hofe losschlug, mit viel Witz und Eleganz. Bald kam er in Verkehr mit Molière, La Fontaine, Racine, Chapelle und andern Schriftstellern, ward ihr literarischer Berater und gelegentlich auch Schiedsrichter. In seinen „Stanzen" half er 1663 die „Frauenschule" Molières verteidigen, 1662 schrieb er einen satirischen „Dialog der Romanhelden", der aber nur schriftlich zirkulierte und erst 48 Jahre später gedruckt erschien. Durch Molière und Racine wurde er auch bei Hofe bekannt, ein Discours au roi brachte ihn 1669 selbst nach Versailles.

Mit der dritten Satire (Le repas ridicule) machte er sich viele Feinde, in denselben Kreisen, in welchen auch Molière übel angeschrieben war. Aber er gewann auch viele Gönner, und seine erste Epistel gelangte glücklich an den König selbst. Der neue Horaz machte sich nun daran, die Ars poëtica des römischen in vier Büchern zu erweitern und französisch zu modernisieren; zugleich nahm er auch eine komische Epopöe „Das Chorpult" in Angriff. Diese zwei bedeutenden Arbeiten beschäftigten ihn bis 1674. Dazwischen schrieb er vier weitere Episteln, nahm in dem Arrêt burlesque für Descartes und Gassendi gegen die Aristoteliker der Universität Partei, übersetzte Longins Schrift „Vom Erhabenen", stand Racine in dem Kampfe um seine „Phädra" bei und verfaßte seine siebte Epistel.

Gleich Racine wurde er 1677 zum Hofhistoriographen des Königs ernannt, konnte ihn aber wegen Krankheit (1678) auf dem Zuge nach Flandern nicht begleiten; 1684 erhielt er die Würde eines Staatsrats und wurde, auf Veranlassung des Königs, in die Akademie aufgenommen. Die Akademie gab indes nie viel auf seine Ansichten, und er machte bei jeder Gelegenheit Witze über sie. Eifriger beteiligte er sich an der Académie des médailles (später des inscriptions), in die er ebenfalls durch königliche Gunst aufgenommen wurde. Keiner der andern Dichter genoß andauernd so hohes Ansehen bei Hofe und anderwärts. Er galt als eine Art von literarischem Orakel. Koryphäen der verschiedensten Stände fanden sich auf seinem Landhaus zusammen. Bei seinem Tode hinterließ er ein Vermögen von 185000 Livres. Nur Alter und Kränklichkeit umdüsterten ein wenig seine letzten Jahre. Er zog sich 1705 nach Paris zurück, starb hier 1711 bei seinem Freunde und Beichtvater Lenoir und fand sein Grab in der Krypta der Sainte-Chapelle.

Charakteristisch ist es wohl für den Dichter, der neben der Sainte-Chapelle geboren wurde und darin seine Ruhestätte fand, daß Religion und Kirche mitsamt den Überlieferungen des mittelalterlichen Frankreich in seinen Werken nur dazu gut waren, ihm etwas Stoff zu einem komischen Epos zu liefern. Es war das nicht seine Schuld. Der Faden der Überlieferung war schon längst abgerissen. Um die Winkelgassen der alten Cité, die er in seiner ersten Satire so ergötzlich verspottete, entfaltete sich schon ein neues Paris, mit Boulevards und neuen, breiten Straßen, schönen Plätzen, prächtigen Palästen und palastähnlichen Bauten. Renaissance und Barock stritten sich um den Vorrang in der Baukunst. Skulptur und Malerei hatten sich in den Dienst des freiesten weltlichen Prunkes gestellt und auch die kirchliche Kunst von der strengen Gesetzmäßigkeit des Mittelalters völlig abgelöst. In der Literatur galten die alten Klassiker nicht nur als die höchste Bildungsnorm, sondern auch als unerschöpfliches Magazin der poetischen Stoffe. Es war, als wollte man die Bildung wieder da anknüpfen, wo die Völkerwanderung sie durch die Neugestaltung Europas unterbrochen hatte. Man meinte das durchaus nicht in heidnischem Sinne. Aber jeder Geschmack an den monastischen wie ritterlichen und künstlerischen Seiten des Mittelalters war abhanden gekommen. So wußte denn auch Boileau nichts damit anzufangen, als einen Küster und ein paar Domherren über ein altes „Chorpult“ (Le lutrin) sich zanken zu lassen. Es ist keine boshafte Satire, sondern eine harmlose Spielerei. Aber man muß schon eine besondere Andacht zu seinen französischen Alexandrinern haben, um sich an dieser mattkomischen Krähwinkelei zu erlustigen, gerade wie an ihrem Vorbilde, der Secchia rapita des Italieners Tassoni. Da hat die Renaissance doch in Tassos „Befreitem Jerusalem“ und in Camoens „Lusiaden“ etwas Würdigeres und Bedeutenderes hervorgebracht.

Interessanter sind Boileaus „Satiren“ und „Episteln“. Wie bei Horaz ist der Genuß jedoch an ein eingehenderes Studium geknüpft. Es sind Feuilletons in Versen, geistreiche Plaudereien, mitunter deklamatorische Nachahmungen des Juvenal und Persius, zuweilen auch epigrammatisch zugespitzte, witzige Knallerbsen im Stile des Horaz, leichte Kulturbildchen, schneidige Literaturkritiken, kleine Laienpredigten aller Art. Weniger erfreulich ist wohl seine lange Satire gegen die Frauen, in welcher die Vorwürfe Juvenals gegen das weibliche Geschlecht sorgfältig gewaschen und mit Seifenlauge abgebrüht, gestriegelt, gekämmt, pomadisiert, mit Perücke und Seidenbändchen, Schminke und Puder erscheinen. Trotz aller Schönpflästerchen findet der grimme Junggeselle das gesamte „Ewig-Weibliche“ einfach abscheulich und rät jedermann das Heiraten ab. Perrault schrieb eine Apologie des femmes dagegen, und Bossuet verurteilte die Satire als de belles peintures d'actions souvent très laides. Wie es aber eigentlich am

Hofe des großen Ludwig zuging, wird niemand aus diesem melancholischen Reimgeklingel erraten. Den meisten Rumor machten die literarischen Satiren, in welchen er über die ganze zeitgenössische Literatur zu Gerichte saß und nach links und rechts mit Namennennung die schneidigsten Bosheiten austeilte.

Da treffen wir: Quinault, Chapelain, die beiden Perrault, Charpentier, La Calprenède, Hainault, Brébeuf, Boursault, Desmarests de Saint-Sorlin, Régnier-Desmarais, Titreville, Colletet, Linière, Pinchêne, Pradon, Boyer, Sanval, Perrin, Bonnecorse, Scarron, Dassouci, Malleville, Gombaut, Tallement, Le Clerc, Faret, Saint-Amant, Conrart, Rampale, Ménardière, Corbin, du Souhait, Magnon, Abbé de Pure, Ménage, Cotin, Cassagne, Scudéri, Neuf-Germain, La Serre, Le Pays, Montmaur, Pelletier, Saint-Pavin, Sainte-Garde, die Jesuiten des Journal de Trévoux, Bardin, Molin, La Morlière rc.[1]

Boileau zeigt sich in dieser Kritik nicht immer sehr nobel, auch nicht immer sehr fein. Mehr als herb ist es, wenn er dem noch nicht lange (1659) verstorbenen Dichter Colletet, der unter Richelieu hohes Ansehen genossen, später zur Bettelarmut herabsank, den Spott ins Grab nachschickt:

Tandis que Colletet, crotté jusqu'à l'échine,
S'en va chercher son pain de cuisine en cuisine,
Savant en ce métier si cher aux beaux esprits.

Ähnlich behandelt er den ganz begabten (1661 gest.) Akademiker Saint-Amant, den er mit Hohn und Spott bedeckt von einer Vorlesung seiner Gedichte bei Hofe zurückkehren läßt:

Et la fièvre, au retour, terminant son destin,
Fit par avance en lui ce qu'aurait fait la faim.

Beißender konnte er die endlosen Romane des Geschwisterpaares Scudéry kaum treffen, als wenn er ihnen alle Kunst und alles Leben absprach und sie dann doch noch um ihren guten Absatz beneidete:

Mais ils trouvent pourtant, quoi qu'on en puisse dire,
Un marchand pour les vendre, et des sots pour les lire.

Wer seinen Geschmack nicht trifft, der ist gleich ein „Narr", ein „Verrückter":

Chapelain veut rimer, et c'est là sa folie . . .

Er selbst ist fast der einzige Gescheite unter lauter „Verrückten".

Faut-il d'un froid rimeur dépeindre la manie,
Mes vers comme un torrent coulent sur le papier;
Je rencontre à la fois Perrin et Pelletier,
Bonnecorse, Pradon, Colletet, Titreville;
Et, pour un que je veux, je trouve plus de mille.

---

[1] Vgl. Godefroy, Litt. franç. IV 266. — Ph. Chasle, Les victimes de Boileau (Revue des Deux Mondes, 15 Juin 1839).

Ja, er fordert die Mißhandelten noch auf, ihm dankbar zu sein, weil er sie mit seinen „Satiren“ berühmt gemacht habe:

Loin de les décrier, je les ai fait paraître;
Et souvent sans ces vers qui les ont fait connaître,
Leur talent dans l'oubli demeurerait caché.
Et qui saurait, sans moi, que Cotin a prêché?
La satire ne sert qu'à rendre un fat illustre:
C'est une ombre au tableau, qui lui donne du lustre.

Man hat nun schon geltend gemacht, daß er mit all den persönlichen Ausfällen nicht eigentlich die Personen meinte, sondern verkehrte Geschmacksrichtungen, welche den aufstrebenden, besseren Dichtern Licht und Luft versperrten. In Chapelain, so sagt man, bekämpfte der unerschrockene Anwalt des Wahren, Guten und Schönen den philiströsen Einfluß der Akademie und jene Lindwürmer von künstlichen Epen, welche noch von vielen als Höhepunkt ernster Dichtung bewundert wurden. In dem Abbé Cotin befehdete er die noch immer in den Salons grassierende Sonetten- und Madrigalwut, in Mademoiselle de Scudéry den in faden Beschreibungen und Sentimentalität verkommenen Roman, in Saint-Amant sowohl den platten Wirtshauston als auch gelegentliche Anläufe zu künstlichem Pathos, in Scarron die volksmäßige Hanswursterei, in Quinault die süßlichen Ballett-Schäfereien. Es ist wahr, er hat nach all diesen Seiten hin luftreinigend gewirkt, vielen Literatur-Bazillen und Literatur-Parasiten den Garaus gemacht. Er hat aber auch, mit seiner schonungslosen Kritik und mit seinen nur ätzenden, nicht befruchtenden und belebenden Witzen, eine Menge gesunder und wertvoller Keime für lange erstickt.

Den mißratenen Epen eines Chapelain, Scudéry, Lemoyne, Saint-Amant, Desmarests de Saint-Sorlin, Coras, Les Fargues lag das berechtigte Streben nach einem religiösen oder religiös-nationalen Epos zu Grunde. „David“, „Moses“ und „Jonas“ sind Gestalten, denen die christliche Poesie wie die christliche Kunst sich immer wieder mit Liebe zugewandt hat. „Alarich“ bedeutete den Sturz des alten Rom und das Emporwachsen eines neuen im wilden Chaos der Völkerwanderung. „Chlodwig“ war der christliche Stammherr Frankreichs, „Der hl. Ludwig“ die schönste Heldengestalt der Kreuzzüge, die „Jungfrau von Orléans“ (La pucelle) verknüpfte die Rettung des Königtums und der Nation mit dem lebendigen Hauch der Volksüberlieferung und den Wundern der Legende. Für all das hatte Boileau keinen Sinn. Mit den steifen, unbeholfenen und überkünstelten Dichtungen riß er auch die Wurzel der religiösen und nationalen Epik selber aus, und warf sie bei Seite mit der jansenistischen und rationalistischen Erklärung:

De la foi des chrétiens les mystères terribles
D'ornements égayés ne sont pas susceptibles.

Damit war das christlich-nationale Element nicht nur aus der Epik, sondern auch aus der Dramatik und Lyrik ausgeschieden. Und diese Verse schrieb Boileau, während Corneille noch lebte, der greise Holländer Vondel noch biblische Dramen verfaßte, ein Calderon noch geistliche Comedias und Autos dichtete. Noch kein Jahrhundert trennte ihn von Lope de Vega, Cervantes, Camoens, Tasso. Und hätte es nur den einen Dante gegeben, so hätte sich Boileau mit jenen Versen ein Denkmal der größten Einseitigkeit und Beschränktheit errichtet.

Im innigsten Zusammenhang mit dieser philiströsen, rationalistischen Beschränktheit steht seine folgerichtige Befehdung des spanischen und italienischen Einflusses auf der Bühne. Ohne diesen Einfluß hätte es keinen „Cid" und keinen „Menteur", ja auch keinen Molière gegeben. Aus der romantischen Welt des Südens hat Shakespeare viele seiner schönsten Stoffe und Gestalten geholt, ohne je einen Augenblick aufzuhören, durch und durch Engländer zu sein. Noch leichter hätten die französischen Dichter aus der Poesie der ihnen verwandten Völker Gewinn und Anregung schöpfen können. Es war aber nicht nur das Fremdländische, was Boileau bekämpfte, es war das Volkstümliche, das sich besonders in spanischen Dichtungen mit den Gebilden der eigenen Sage wie mit den fremdesten und entlegensten Stoffen so glücklich verschmolzen hatte, Kirche und Welt, Religiöses und Profanes, Ernst und Scherz mit dem einheitlichen, belebenden Hauche der Volksseele durchdrang. Dafür besaß der steife Kunsttheoretiker, der sich selbst nur an den römischen Satirikern und Didaktikern geschult hatte, kein Verständnis. Auch aus ihnen fühlte er nicht den lebendigen Pulsschlag antiken Lebens und antiker Poesie heraus. Seine Welt waren „Hof und Stadt", d. h. die mit Perücken behaftete Hof- und Salonwelt des damaligen Paris, welche mit vornehmer Verachtung auf das Volksleben und die Volkssprache der Provinzen herabsah und sie höchstens als Gegenstand der Komödie würdigte. Selbst Molière, der in seinem Schauspielerleben tiefer in das Volkstum gedrungen, war ihm nicht vornehm genug.

Étudiez la cour et connaissez la ville;
L'une et l'autre est toujours en modèles fertile.
C'est par là que Molière, illustrant ses écrits,
Peut-être de son art eût remporté le prix,
Si, moins ami du peuple, en ses doctes peintures,
Il n'eût point fait souvent grimacer ses figures,
Quitté, pour le bouffon, l'agréable et le fin,
Et sans honte à Térence allié Tabarin:
Dans ce sac ridicule où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnais plus l'auteur du Misanthrope.

Nachdem die Poesie von den frischen Quellen der christlich-nationalen Überlieferung, des geschichtlichen Volkstums und des echten Volkshumors

abgesperrt war, blieb ihr nicht viel übrig, als antike Stoffe in ein modern französisches, höfisches Gewand zu kleiden, oder moderne Stoffe, wie sie das höfische Leben bot, mit dem feinen formellen Kunstgeschmack, den man den Alten abgelauscht, mehr berechnend, glättend, feilend zu glanzvollen Prunkstücken abzurunden als sie mit dem wirklichen Geiste der Alten zu durchdringen. Der Klassizismus, zu dem man so gelangte, war mehr ein Klassizismus des Äußern, der Form, der Nachahmung, als des Gehaltes, des schöpferischen Geistes, des inneren poetischen Lebens. Dem poetischen Genius eines Racine und Molière ist es zu danken, daß dieser Klassizismus nicht ganz in der Form aufgegangen ist. Boileau selbst legte, wie schon Malherbe, die Poesie weit mehr in die Schönheit des technischen Aufbaues, des Ausdrucks, des Reimes und der Sprache, als in die Macht der Phantasie und der Empfindung und die innere Lebenswahrheit des Gedichtes.

Diese tadellose Vornehmheit ist denn auch das Gepräge seiner Episteln, die wie die Satiren meist in längeren Zwischenräumen zu stande kamen und in seinen Werken nicht chronologisch geordnet sind. In der ersten, die er nach dem Aachener Frieden (1668) an den König richtete, feierte er diesen nicht als Kriegshelden, sondern als „Friedensfürsten", wie Horaz einst seinen Augustus. In der zweiten führte er die Fabel von der „Muschel" weiter aus, die er anfänglich der ersten einverleiben wollte. Die dritte (1673, an Dr Arnauld) handelt „Von der falschen Scham", die fünfte „Vom wahren Glücke". In der vierten (1672, an den König) verherrlichte er dessen Rheinübergang und unbesiegliches Kriegsglück. Die sechste Epistel (1667) ist an den Präsidenten Lamoignon gerichtet, die siebte (1677) an Racine, um ihn über die Anfeindung seiner „Phädra" zu trösten; die achte (1675) ist eine Denkschrift an den König für dessen Wohltaten; die neunte (1675, an den Marquis de Seignelay) handelt „Von der Schmeichelei". Fast 20 Jahre schrieb er dann keine Episteln mehr. Die zehnte, „An meine Verse", die elfte, „An meine Gärtner", die zwölfte, „Über die Liebe Gottes", an Abbé Renaudot sind erst vom Jahre 1695.

In der Verherrlichung des Königs wie in seinem eigenen Selbstgefühl geht er mitunter etwas weit:

Et comme des exploits, étonnant les lecteurs,
Seront à peine crus sur la foi des auteurs,
Si quelque esprit malin les veut traiter des fables,
On dira quelque jour, pour les rendre croyables:
Boileau, qui, dans ses vers pleins de sincérité,
Jadis à tout son siècle a dit la vérité,
Qui mit à tout blâmer son étude et sa gloire,
A pourtant de ce roi parlé comme l'histoire.

Noch seltsamer lautet die Drohung:

Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire.

Er hat sich unverkennbar in die Vorstellung hineingelebt, neben dem großen König eine Art Vizekönig auf dem Gebiete der Literatur zu sein, oder, wie Sainte-Beuve fein sagt: son Contrôleur-Général du Parnasse.

Als solcher wurde er von den angesehensten Leuten, wie dem Minister Colbert, dem Präsidenten Lamoignon, dem Hofmarschall Dangeau betrachtet, während er den zwei begabtesten Dichtern Molière und Racine zugleich eine literarisch-kritische Autorität und ein gemütlicher, treuer, stets hilfreicher Freund war. Als er ein größeres Werk schreiben wollte, drängte ihn diese Stellung selbst unwillkürlich dazu, gleich Horaz von Satiren und Episteln zu einer Ars poëtica überzugehen und sein ganzes kritisches Dichten und Trachten in einem Lehrgedicht zu systematisieren.

Das Beste seiner Art poétique ist nun freilich aus Horaz herübergenommen. Doch schon das war ein ganz nützliches Werk. An den krausesten Einfällen, an Beweglichkeit und Neuheitssucht hat es den Franzosen nie gefehlt. Es war ganz heilsam, den zentrifugalen Literaturkräften, die nach allen Seiten ins Extreme strebten, das alte, vernünftige Künstlerbrevier entgegenzuhalten, das wie eine stille Zentripetalkraft ihren Schwung dämpfte und sie in maßvolle Geleise lenkte. Mögen viele Maximen des alten Horaz im Grunde nur Binsenwahrheiten sein, es sind gerade solche, welche einem übersprudelnden poetischen Heißsporn am leichtesten außer Sicht kommen und in Zeiten des Verfalls vor lauter modischen Übertreibungen gar nicht mehr beachtet werden, welche aber mit dem Wesen des einfach Schönen innig zusammenhängen und darum in den schönsten Werken antiker Kunst ihren Ausdruck finden. Boileau hat diese erprobte Künstlerweisheit nicht einfach übersetzt, sondern seiner Zeit, seinem Volke und seiner Sprache angepaßt und so in weite Kreise getragen, welchen die antike Dichtung selbst nicht unmittelbar zugänglich war.

Leider ist er dabei aber allzusehr ins Lehrhafte und Breite geraten. Aus dem im gemütlichen Plauderton gehaltenen „Brief an die Pisonen“ ist ein gereimtes Handbuch in vier Büchern geworden, von denen das erste die allgemeine Poetik, das zweite die Lyrik mit ihren kleineren Dichtungsarten (Idyll, Elegie, Ode, Sonette, Rondeau, Madrigal) behandelt, das dritte Dramatik und Epik reguliert, das vierte zu allgemeinen Betrachtungen (über Kritik, sittliche Forderungen, Würde und Bedeutung der Poesie) zurückkehrt.

Da wird nun wohl vorübergehend einmal Einfachheit, Natürlichkeit, ungesuchte Schönheit gepredigt, aber bei weitem mehr Vernünftigkeit, Klarheit, Regelmäßigkeit, Sorgfalt, sprachliche Reinheit, technisches Durcharbeiten, unermüdliche Feile. Vers, Reim und Sprache werden nach Malherbe reguliert, die Schranken noch enger gezogen. Die Lyrik wird als ausschließliche Kunstlyrik an die antiken Vorbilder gewiesen, ebenso Ekloge, Elegie, Epigramm, Satire, Epistel. Wie Corneille faßte auch Boileau die Lehre des Aristoteles von der Läuterung der Leidenschaften durch Furcht und Mitleid irrig auf, indem er für „Furcht und Mitleid“, „Furcht oder Mitleid“ setzte, was folgerichtig zur Auflösung der eigentlichen Tragik in das Schauerdrama und in die sentimentale Tragödie führen mußte. Weder

Äschylos noch Sophokles sind bei ihm tiefer erfaßt, Corneille wird kaum gestreift, Racine zwar nicht genannt, aber seine Richtung im ganzen als die vorbildliche hingestellt. Die Freiheit des spanischen Dramas ist als bäuerisch verfehmt, die Lehre von den drei Einheiten als unerläßliche Forderung eines feineren Geschmackes aufgestellt.

Que le lieu de la scène y soit fixé et marqué.
Un rimeur, sans péril, delà des Pyrénées,
Sur la scène en un jour renferme des années,
Là souvent le héros d'un spectacle grossier,
Enfant au premier acte, est barbon au dernier.
Mais nous, que la raison à ses règles engage,
Nous voulons qu'avec art l'action se ménage;
Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.

Beim Epos hat Boileau nur antike Stoffe im Auge und legt darum das Hauptgewicht auf den mythologischen Apparat, dem er, um ja durch und durch vernünftig zu bleiben, eine allegorische Deutung gibt. Das Wunderbare im christlichen Sinne weist er auch hier entschieden ab und schränkt so die Epik auf ein Gebiet ein, in dem sie von selbst verwelken und verdorren muß.

Ein Glück war es, daß Boileau bei alledem doch prinzipiell auf christlichem Standpunkt blieb und die Würde der Poesie hauptsächlich durch einen sittlichen Ernst gewahrt wissen wollte. Ein gewisses äußeres Dekorum, Wohlanstand, Schicklichkeit, ein Zartgefühl, das von der bloßen Höflichkeit doch auch ins Sittliche hinüberspielte, forderte gleichfalls der gute Ton bei Hofe. Es waren damit nicht bloß aristophanische und plautinische Derbheiten verpönt, die Nachahmung des Altertums durfte sich auch auf den Wegen des Ovid, Terenz oder gar eines Petronius nicht allzuweit vorwagen. Boileau selbst hat in einigen seiner Satiren den Juvenal nach dem Maßstab dieser Wohlanständigkeit umgemodelt, wenn man will, purgiert. In feinen Anspielungen oder Andeutungen mochte man sich etwas mehr verstatten. Wie weit man da allenfalls gehen durfte, ist aus Molières Komödie zu ersehen. Hinter den Kulissen und im Leben konnte man viel, viel vertragen, aber nicht auf der Bühne. Das führte notwendig zu einer gewissen Prüderie und Tartüfferie. Man wird darum die große Freiheit der spanischen Bühne wohl im allgemeinen als gesunder und sittlicher bezeichnen können, aber sich des Bedenkens kaum erwehren, daß die französische dabei auf arge Abwege gekommen wäre. Boileau hat wenigstens die Geister vom Schlage Rabelais' von der Bühne abgewehrt und auch sonst in der Literatur in Schranken gehalten. Wie notwendig und verdienstlich das war, das kann man an seinem Freunde und Zeitgenossen La Fontaine ersehen.

Dreizehntes Kapitel.

La Fontaine. — La Bruyère. — Fénelon.

Geboren 1621 zu Château Thierry in der Champagne, wurde Jean de La Fontaine[1] früh zum geistlichen Stande bestimmt, fühlte aber keinen Beruf, vertrödelte seine übrigen Jugendjahre bei seiner Familie und heiratete schon mit 26 Jahren ein 15jähriges Mädchen. In der Poesie, der er sich nun widmete, wurden Terenz, Boccaccio, Macchiavelli, Ariost, Marot, Rabelais seine Führer. Im Jahre 1657, noch bevor Molière, Boileau und Racine von sich reden machten, wurde er der Hofpoet des sittenlosen Finanzministers Fouquet, der ihm ein Jahresgehalt aussetzte, für das er jedes Vierteljahr nur ein Gedicht zu liefern brauchte. Als ständiger Gast in dem prunkvollen Schlosse zu Vaux le Vicomte, schrieb er die poetische Erzählung „Adonis" und den „Traum von Vaux". Nach Fouquets Sturz (1661) nahm ihn die Herzogin von Bouillon (Maria Anna Mancini, Mazarins Nichte) unter ihren Schutz, und Margarete, Herzogin von Orleans, ernannte ihn zu ihrem Kammerherrn. Anstatt eines Epos erhielt Frankreich nun wieder eine neue Bearbeitung seiner lüsternsten und unanständigsten mittelalterlichen Fabliaux nebst andern unsaubern Geschichten aus Boccaccio und andern italienischen Novellisten, ein wahres Sammelsurium der schlüpfrigsten Erzählungen in eleganten Versen und Reimen. Das sind die Contes et nouvelles en vers, deren erster Teil 1665, der zweite 1667, der dritte 1671 erschien. Trotz aller Bemühungen des Dichters, das Unanständige „anständig" zu erzählen, duftete die Dose zu stark. Das Werk wurde verboten und konnte nur als Schmuggelware — ohne Angabe des Druckorts — sich nach und nach verbreiten.

Es ist jammerschade, daß eine so reiche Dichternatur auf diesen Abweg geraten. Denn das war La Fontaine, in weit höherem Grade als Boileau. Nicht um Brotes und Ruhmes willen, sondern als echter Sang- und Wandervogel naschte er an allem herum und versuchte sich mit wahrer Sangeslust

[1] La Fontaine, Contes et nouvelles, 1665; 2me partie 1666; 3me partie 1671; 4me partie 1674; Fables choisies mises en vers, 1668; Fables choisies ... et autres poésies, 1671; Fables choisies, corrigées et augmentées (mit dem 12. Buch), 1692. — Les amours de Psyché, 1669. — Oeuvres complètes, p. p. Régnier, 11 Bde, Paris 1883—1892 (Bibliographie im 11. Bd). — Walckenaër, Hist. de la vie et des ouvrages de la Fontaine, 1820. — Saint-Marc Girardin, La Fontaine et les fabulistes, Paris 1867. — Taine, La Fontaine et ses fables, Paris 1853 1860. — Damas-Hinard, La Fontaine et Buffon, Paris 1861. — Nicolardot, La Fontaine et la comédie humaine Paris 1885.

an allem, an Liedchen und Balladen wie an Oden und Episteln, an kleinen Komödien und Balletten wie sogar an Tragödien.

Papillon du Parnasse, et semblable aux abeilles,
À qui le bon Platon compare nos merveilles,
Je suis chose legère et vole à tout sujet,
Je vais de fleurs en fleurs et d'objet en objet,
À beaucoup de plaisir je mêle un peu de gloire.

So versuchte er sich auch in Fabeln. Als er aber 1668 die erste Sammlung derselben herausgeben wollte, da hatten ihn seine Erzählungen bei den Buchhändlern so in Mißkredit gebracht, daß Denys Thierry nur auf die Dazwischenkunft Boileaus den Verlag der Fabeln übernahm und sich zu einem kleinen Honorar dafür herbeiließ. Darauf erschienen dann die ersten sechs Bücher 1668 und 1669 in zwei Teilen. Die fünf folgenden, ebenfalls in zwei Teilen, widmete er 1678 und 1679 der Frau von Montespan, das zwölfte, erst 1690, dem Herzog von Burgund.

Bei Ludwig XIV. kam er, seiner Leichtfertigkeit wegen, nie recht zu Gnaden. Als die Akademie 1683 den bereits 62jährigen Dichter gegen den um 15 Jahre jüngeren Boileau zum Mitglied wählte, verschob der König die übliche Bestätigung der Wahl und erteilte sie erst, als das Freiwerden eines andern Sitzes die Wahl Boileaus ermöglicht hatte:

„Die Wahl, die Sie in Mr. Despréaux getroffen, ist mir sehr angenehm und wird von jedermann gebilligt werden. Sie können jetzt auch La Fontaine aufnehmen, er hat versprochen, sich vernünftig aufzuführen (d'être sage).“

Das bedeutete, daß er keine ärgerlichen Erzählungen mehr dichten würde. Durch die Bitten einiger leichtfertiger Damen ließ sich der alte Herr doch noch bereden, den vier Büchern seiner „Contes“ ein fünftes hinzuzufügen. Erst als eine ernstliche Krankheit ihn an den Tod mahnte, brach er endlich mit seiner verhängnisvollen Neigung zum Schlüpfrigen und erklärte sich zu einer Abbitte für das gegebene Ärgernis bereit, bat aber zugleich darum, noch eine neue Auflage veranstalten zu dürfen, deren Erlös er den Armen stiften wollte. In der letzten Zeit ging er indessen ernstlicher in sich und verwandte die schwindenden Kräfte ausschließlich auf religiöse Poesie. Er starb 1695, 74 Jahre alt.

Seinen Weltruf begründeten die Fabeln, die, bald in alle europäischen Sprachen übersetzt, noch heute, nächst den alten äsopischen Fabeln und den indischen Pantschatantra und Hitopadeça wohl das gelesenste Fabelbuch der Welt bilden. Die frühesten Stücke entfernen sich kaum von der schlichten Einfachheit, welche die Fabel bei Babrio oder Phädrus besitzt. „Die Grille und die Ameise“, der „Rabe und der Fuchs“, sind der lieben Jugend sattsam bekannt. Bei allen Völkern ist die Fabel stets ein Hauptmittel des Jugendunterrichts gewesen, und La Fontaine weiß den naiven, schlichten

Kinderton gar vorzüglich zu treffen. Von den ältesten Zeiten an haben indes bei den Völkern des Orients auch die Weisen und Greise ihre Freude an der Fabel gehabt und ihre Sittenlehren mit Vorliebe in dieselbe eingekleidet. So begegnet uns die Fabel schon im Lande der Pyramiden, im Mahâbhârata, im Homer, in den ältesten Büchern der Heiligen Schrift.

Durch das ganze Mittelalter haben sowohl die biblischen Fabeln und Parabeln wie die Fabeln Äsops Volk und Jugend weiter beschäftigt. Wir finden sie in allen Sprachen unter den ältern Literaturdenkmälern vertreten. Im „Reineke Fuchs“ breitete sich die Tierfabel zum komischen Tierepos aus, während einzelne Züge daraus als kleinere Fabeln weiterlebten. Die Bestiarien trugen die Fabel als Allegorie und Symbolik in die Kunst hinein. Die altfranzösischen „Ysopets“ (Äsop-Büchelchen) hat La Fontaine schwerlich gekannt, aber wohl die späteren volksmäßigen Fassungen, in welchen sie fortlebten. Als Kleinkünstler war er anfänglich nur darauf bedacht, sie sorglich abzuschleifen und zu polieren, ihnen die kürzeste und treffendste Fassung zu geben, in dem geklärten, feinen Französisch, wie es Malherbe und seine Nachfolger gestaltet haben. Er war aber mehr Menschenfreund als Tierbeobachter, mehr Erzähler als Moralist, mehr Poet als Didaktiker, und so erweiterte sich denn unvermerkt Rahmen, Gehalt und Geist der Fabel. Hochpoetische Anflüge mischen sich hinein („Die Eiche und das Schilfrohr“), sie wird zur komischen Erzählung („Der Müller, sein Sohn und der Esel“), zur kleinen Tierepopöe („Die pestkranken Tiere“), ja sie versteigt sich sogar in die Naturphilosophie („Ein Tier im Monde“, „Demokrit und die Abderiten“). Die Tierwelt wird mehr und mehr bloß ein durchsichtiger Schleier, um die bunte Menschenwelt heiter, geistreich, mit satirischem Anflug zu zeichnen, und schließlich tritt diese selbst, auch ohne Hülle, frisch und lebendig hervor, wie in einer gedrängten Komödie („Der Greis und die drei Jünglinge“, „Der Seifensieder und der Finanzmann“).

La Fontaine hat aber nicht die fromm-gläubige, schlichte Menschenwelt des Mittelalters vor sich gehabt, er hat nicht in dem Geiste geatmet, aus welchem einst die Kreuzzüge hervorgegangen. Er steht einem Villon und Rabelais näher als einer Marie de France, aber noch näher steht er Molière und Boileau, der scharfe Beobachter einer bereits überreifen Kultur, dem von der frohen Kindlichkeit des Mittelalters fast nichts übrig geblieben als eine traumartige Erinnerung, ein bloßes Spiel mit kindlichen Formen. Das mag die Abneigung erklären, die Lamartine in seinen „Memoiren“ gegen die Fabeln La Fontaines an den Tag legt.

„Man ließ mich auch einige Fabeln La Fontaines auswendig lernen; aber diese hinkenden, verstellten, ungleichen Verse, ohne Symmetrie weder für das Ohr noch für das Auge, stießen mich ab. Auch diese Geschichte von Tieren, die reden, sich Lektionen halten, einander gegenseitig verspotten, die eigensüchtig, höhnisch, geizig,

ohne Mitleid, ohne Freundschaft, schlechter als wir selbst sind, empörten mein Herz. Die Fabeln La Fontaines sind eher die harte, kalte und egoistische Philosophie eines Greises als die liebevolle, edelsinnige, schlichte und gutherzige Philosophie eines Kindes: es ist Galle ..."

Seiner eigenen poetischen Richtung folgend, geht Lamartine hier sicher zu weit, doch liegt seinem Tadel auch einiges Richtige zu Grunde. La Fontaines Kindlichkeit ist diejenige eines sehr altklugen Kindes, und ein religiöses Gemüt geht dabei ziemlich leer aus. Aber ein heiterer, gemütlicher Erzähler ist La Fontaine denn doch, voll Witz und liebenswürdiger Schalkheit, klar und einfach, natürlich, fast unberührt von dem rhetorischen Pomp der andern zeitgenössischen Dichter, nebst Molière der volkstümlichste unter ihnen. Fern von Boileaus Steifheit, besitzt er dessen feines Sprachgefühl und künstlerischen Formensinn, auch da wo er sich scheinbar gehen läßt und spielt. Diese Feinheit der Form, des Ausdrucks, der Sprache hat ihn den Franzosen so lieb gemacht und die Fabeln zu einem so nützlichen Unterrichtsmittel gestaltet. Fénelon drückt so ziemlich die allgemeine Ansicht seiner Landsleute aus, wenn er sagt: Um diese unvergleichlichen Meisterwerke von Natürlichkeit, Anmut und Diktion werden uns stets alle Völker beneiden, die eine Literatur haben, und die Franzosen werden nie genugsam diesen Mann schätzen und studieren können, dem es gegeben war, seine künstlerische Nachlässigkeit zu einem größeren Vorzug zu gestalten als seine strahlendste Glätte."

Von seinen Zeitgenossen wurde er sonst den Koryphäen der damaligen Poesie nicht gleichgestellt, weil die Fabel eben als minderwertige Gattung angesehen wurde. Erst die spätere Kritik, welche eine solche Klassifikation nicht mehr achtete, langte bei dem Lobe an: „Unser wahrhaftiger Homer, der Homer der Franzosen, wer sollte es glauben? Es ist La Fontaine."[1]

Zu den Spätlingen der klassischen Blüteperiode gehört noch Jean de La Bruyère[2] (geb. 1645), erst Parlamentsadvokat, dann Finanzbeamter, endlich von 1685 bis zu seinem Tode (1695) Hofherr im Dienste der Familie Condé. Er hat ein einziges größeres Werk geschrieben: „Die Charaktere des Theophrast, aus dem Griechischen übersetzt, mit den Charakteren oder Sitten dieses Jahrhunderts."[3] Indem er darin die „Charakteres"

---

[1] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi VII 413.

[2] Suard, Notice sur la vie et les écrits de La Bruyère, 1781. — Walckenaër, Étude sur La Bruyère (in seiner Ausgabe der Caractères), Paris 1845. — A. Vinet, Moralistes français des XVI^e et XVII^e siècles, Paris 1859. — E. Fournier, La comédie de La Bruyère, Paris 1866. — É. Allaire, La Bruyère dans la maison de Condé, Paris 1886.

[3] Hauptausgaben: Walckenaër, 1845; Destailleur, 1854; G. Servois, 3 Bde, 1865—1878; Hemardinquer, 1849 1890; Rébelliau, 1890.

des Theophrast, mit Benützung der lateinischen Übersetzung des Casaubonus, geschmackvoll bearbeitete, erweiterte er dieselben zugleich zu einer Sammlung von 420 Charakterskizzen, die zwar ähnlich gehalten, aber der unmittelbaren Gegenwart entnommen sind. Das Werk erschien 1688 und erlebte noch zu Zeiten des Verfassers neun Auflagen, die dem Verleger gegen 300 000 Livres eingetragen haben sollen.

In der zweiten Auflage stieg die Zahl der „Charakterbilder" auf 764, in der achten auf 1120. Wie sich schon Theophrast mit Menander berührte, so auch La Bruyère mit Molière und den übrigen Komödiendichtern seiner Zeit. Die leichten feuilletonistischen Charakterzeichnungen spielen indes auch öfter in das Sententiöse des La Rochefoucauld hinüber, und die späteren Auflagen sind mit kleinen allgemeineren Essays untermischt. Die Hauptsache tat aber auch hier wieder Sprache und Form. Mit der ausgewählten Glätte Boileaus verband La Bruyère einen noch größeren Reichtum der Sprache, des Ausdrucks, der feinsten Wendungen, so daß sein Werk den Kennern wie ein erschöpfendes Gesamtinventar der elegantesten Phraseologie und der ausgesuchtesten Stilkünste erschien. Dabei bot er in seiner pikanten Bildergalerie eine Sittenschilderung der Zeit, wie sie nur ein sehr scharfer, weltmännischer Beobachter entwerfen konnte, Versailles und Paris gewissermaßen in athenienſischem Kostüm, aber doch recht gut erkenntlich, ganz nach dem Leben gezeichnet. Die Schäden und Gebrechen des vielgepriesenen „goldenen" Zeitalters hat er wohl durchschaut, während eine kernhafte christliche Gesinnung ihn vor trübem Pessimismus bewahrte. Das allzeit skandalsüchtige Modepublikum aber sah in seinen typischen Studienköpfen eine verkappte Satire (à clefs) und wies mit Fingern auf die Modelle, die dem Sittenschilderer vor Augen geschwebt haben sollten. Trotz aller seiner Verwahrungen wollte man an seine völlige literarische Unschuld und Unbefangenheit nicht glauben. Erst 1693, zwei Jahre vor seinem Tode, verschafften ihm seine Freunde, besonders Racine und Boileau, noch einen Sitz in der Akademie.

Noch im selben Jahre, nur einige Monate früher (31. März 1693), war der letzte der großen Klassiker in ihre Reihen aufgenommen worden, und zwar noch ehe er das Werk geschrieben hatte, das ihn in der ganzen Welt berühmt machen sollte.

François de Salignac de la Mothe Fénelon[1] (geb. auf Schloß Fénelon-Périgord 6. Aug. 1651) gehörte einer jener Adelsfamilien an, in

[1] La Harpe, Éloge de Fénelon, 1771. — Ramsai, Hist. de la vie et des ouvrages de Fénelon, Londres 1723. — Cardinal de Bausset, Vie de Fénelon, 1808. — Taborand, Supplément aux histoires de Bossuet et de Fénelon, Paris 1822. — Gosselin, Histoire littéraire de France, Paris 1843. — A. Bonnel, La controverse de Bossuet et de Fénelon sur le quiétisme, Mâcon

welchen sich echt katholischer Rittersinn unberührt von den zweideutigen Einflüssen des „allerchristlichsten" Hofes wie von der selbstgerechten Heiligkeit der Jansenisten in ungetrübter Reinheit erhalten hatte. Schon als Knabe verband er mit zarter Frömmigkeit eine innige Liebe zum Studium der alten, besonders der griechischen Klassiker. Mitten in den glänzendsten Erfolgen des Talentes reifte der Beruf zum Priestertum. Er trat der Kongregation von Saint-Sulpice bei und empfing mit 24 Jahren die Priesterweihe. Nach drei Jahren gewöhnlichen Seelsorgerdienstes wurde er zum Obern der Anstalt der sog. Nouvelles Catholiques ernannt, an welcher Protestantinnen, die sich zum Übertritt meldeten, religiösen Unterricht erhielten. Nach der Zurücknahme des Ediktes von Nantes wurde er 1685 nach Poitou und Saintonge entsandt, um dort, am Herde des zähesten Widerstandes, durch Predigt und Belehrung an der Bekehrung der Protestanten zu wirken. Vor gewalttätigem Einschreiten warnend, unterzog er sich mit liebevollster Hingebung der schwierigen Mission. Im August 1689 ernannte ihn der König auf Rat des Herzogs von Beauvilliers zum Lehrer des künftigen Thronerben, des Herzogs von Burgund. Liebe, Sanftmut, Geduld waren bis jetzt die Seele seiner Tätigkeit, das Geheimnis seiner seelsorgerlichen Erfolge gewesen. Mit denselben Mächten gelang es ihm, aus dem widerspenstigen, unbändigen Prinzen einen frommen, leitsamen und braven Jüngling heranzuziehen, der zu den frohesten Hoffnungen berechtigte.

Wie Fénelon in geistlichen Dingen dem Papste unbedingt ergeben war, jede Spur von Gallikanismus ebenso entschieden von sich wies wie den noch immer durch Intriguen sich behauptenden Jansenismus, so hing er dem König, dem Nachfolger des hl. Ludwig, mit der Treue und Loyalität eines ritterlichen Franzosen an. Doch das schloß ihm keineswegs die Augen für die schweren Mißstände, welche die Sinnlichkeit und Prunkliebe, die Eroberungspolitik und die autokratische Willkür Ludwigs XIV. nach sich zogen. Mitten in all der höfischen, nahezu götzendienerischen Unterwürfigkeit, welche den Sonnenkönig umgab und seine Devise L'État c'est moi wie ein Evangelium hinnahm, hatte er den echt christlichen Mannesmut, nicht in rasselndem Widerspruch, sondern sanft, ernst und nachdrucksvoll dem künftigen Herrscher die Überzeugung beizubringen, „daß die Könige um der Untertanen willen da sind, nicht die Untertanen um der Könige willen". Nach dieser christlich-mittelalterlichen Auffassung des Königtums hat er die ganze Erziehung des Prinzen bemessen und gemodelt.

1850. — A. Griveau, Étude sur la condemnation du livre des Maximes, Paris 1878. — Guerrier, Madame Guyon, Paris 1881. — E. de Broglie, Fénelon à Cambrai, Paris 1884. — Crouslé, Fénelon et Bossuet, Paris 1894. — Th. Delmont, Fénelon et Bossuet, Lyon 1896. — Bizos, Fénelon éducateur, 1886. — R. Mahrenholtz, Fénelon, Erzbischof von Cambrai, Leipzig 1896.

Der König scheint den tiefgehenden Gegensatz wohl durchschaut und empfunden zu haben; allein Fénelons Einwirken auf den Prinzen zeigte sich in allem übrigen so günstig und vorteilhaft, daß er ihm seine Huld nicht zu entziehen wagte. Viele hohen Damen wählten ihn zu ihrem Seelenführer, auch Madame de Maintenon schätzte ihn hoch. Er besaß nicht die imponierende Hoheit und Autorität Bossuets, aber seine persönliche Liebenswürdigkeit und Güte gewann ihm die Herzen. Auch Ludwig XIV. konnte sich seinem einnehmenden Wesen und seinen hohen geistigen Vorzügen nicht verschließen.

Fénelon wurde 1693 Mitglied der Akademie, 1694 Abt von Saint-Valery, 1695 Erzbischof von Cambrai. Bossuet selbst erteilte ihm die bischöfliche Weihe in der Kapelle von Saint-Cyr. Seine Stelle als Erzieher sollte er noch einige Zeit weiter führen und nur einen Teil des Jahres in seiner bischöflichen Residenz verweilen. Schon um diese Zeit ballten sich indes Wolken, welche seinem übrigen Leben eine ganz andere Wendung geben sollten.

Obwohl ein sehr klarer Geist, ein gutgeschulter Theologe, in Bezug auf das Verhältnis von Papst und Kirche korrekter und orthodoxer als Bossuet, auch auf dem Gebiete der Seelenleitung im allgemeinen ein überaus kluger, frommer und gewissenhafter Mann, ließ sich Fénelon in seiner Herzensgüte und Nachsicht in die falsche Askese der Madame von Guyon ein, welche, von höherer Vollkommenheit träumend, in die Irrtümer des sog. Quietismus verfiel und eine beträchtliche Anzahl von Damen, zeitweilig auch die Madame de Maintenon, in ihre irrigen Vorstellungen verstrickte. Bossuet erblickte in diesem falschen Mystizismus eine sehr ernstliche Gefahr, und, als Fénelon in seiner Schrift „Die Grundsätze der Heiligen über das innere Leben“ (1697) teilweise für denselben eintrat, bekämpfte er ihn nicht nur in wissenschaftlichen Schriften, sondern drang auch beim König auf Verurteiluug der irrigen Sätze. Er schlug gegen den Erzbischof, den er selbst erst vor ein paar Jahren geweiht hatte, nicht nur den Ton eines rücksichtslosen, unbestechlichen Wahrheitskämpen an, sondern des öfteren auch den eines überlegenen Polemikers, der den Gegner auch persönlich in den Grund bohren will. Nur die heldenmütige Liebe und Geduld Fénelons verhinderte, daß aus der mehrjährigen Kontroverse der zwei genialen Prälaten ein erbitterter Streit emporloderte, welcher der bereits von Skeptizismus und Unglauben angefochtenen Kirche weit mehr geschadet als genützt haben würde.

Fénelon appellierte an den Papst; der König erlaubte ihm aber nicht, nach Rom zu reisen und seine Verteidigung daselbst persönlich zu führen, obschon sein Zögling, der junge Herzog von Burgund, für ihn fußfällig um diese Gunst bat; vielmehr entzog er ihm (1. Aug. 1697) sein Amt als Erzieher und verbannte ihn vom Hofe in seine erzbischöfliche Residenz.

Als einzigen Beweggrund gab er seinen Eifer für die „Reinheit des Glaubens" an. Wie schon d'Alembert bemerkte, standen sich in dieser Kontroverse nicht bloß persönliche und theologische, sondern auch politische Verschiedenheiten gegenüber. Der bis zur Härte schroffe Dogmatiker und Polemiker Bossuet huldigte dem absoluten Monarchismus Ludwigs mit der Ergebenheit und Schmiegsamkeit eines Gallikaners, der bis zur Schwäche nachsichtige und liebevolle Mystiker Fénelon brachte diese unbedingte Unterwerfung nur der Papstgewalt in kirchlichen Dingen entgegen, in politischen Dingen hielt er die Macht des Königs für eine durch Volkswohl und Gesetze beschränkte und wahrte sich mutvoll das Recht einer politischen Kritik. Das war genug, um den von Schmeichelei verblendeten Alleinherrscher gegen ihn einzunehmen.

Ein päpstliches Breve vom 12. März 1699 zensurierte 23 Sätze aus den „Maximes des Saints", nicht wie man in Paris gewünscht hatte, als „häretisch" oder „zur Häresie hinneigend", sondern nur als „gefährlich". Fénelon erhielt den päpstlichen Entscheid, als er eben am Feste Mariä-Verkündigung (25. März) die Kanzel besteigen wollte. Er las selbst die über ihn ergangene Verurteilung vor und predigte dann über die den Obern zu leistende Unterwerfung mit so herrlicher Überzeugung und Demut, daß jedermann mit Rührung und Bewunderung über seine echt christliche Seelengröße erfüllt war.

Der dogmatische Sieg Bossuets gestaltete sich zu einem viel ruhmvolleren, moralischen Triumphe seines liebenswürdigen Gegners. Schon nach Monatsfrist erschien jedoch der „Telemach" und entfesselte ein neues Unwetter gegen den Erzbischof von Cambrai.

Dieses Buch ist das vierte, das Fénelon nicht für das große Publikum, sondern für seinen Zögling, den Herzog von Burgund, verfaßte[1]. Wer seine „Fabeln" und „Totengespräche" mit Bossuets sublimen Geschichtsbetrachtungen vergleicht, wird sich kaum dem Eindruck verschließen können, daß Fénelon sich einem jugendlichen Geist und Herzen besser zu nähern wußte als der „Adler von Meaux". Eine dritte Schrift, „Das Leben Karls des Großen", ist leider verloren. Im „Telemach" verfolgte er dasselbe Ziel. „Ich habe nie an etwas anderes gedacht, als den Herrn Herzog von

[1] Gesamtausgaben seiner Werke von Gallard und Querbeuf, 9 Bde, Paris 1787—1792; 10 Bde, Paris 1810; 19 Bde, Toulouse 1809—1811; 27 Bde, Besançon 1827; von Gosselin und Caron, 22 Bde, Versailles 1820—1830; 10 Bde (Ausgabe de Saint-Sulpice), Paris 1851 ff. — Die Werke umfassen fünf Gruppen: 1. Theologische, 2. Moralisch-asketische, 3. Hirtenbriefe, 4. Literarische, 5. Politische. Zu den literarischen zählen seine Fables (36 Stücke), die Dialogues des morts, zuerst (1700) nur 4; (1712) 47; (1718) 69; (1787) 78; (1823); Les aventures de Télémaque, 1699 1717; die Dialogues sur l'éloquence, 1718; Lettre sur les occupations de l'Académie française, 1718, und andere kleinere Schriftchen. — Sein „Briefwechsel" füllt in der Ausgabe von Versailles 12 Bände.

Burgund mit diesen Abenteuern zu unterhalten und unterhaltend zu belehren, ohne je das Werk veröffentlichen zu wollen." Nach seiner eigenen Angabe hat er es verfaßt, während er noch das volle Vertrauen und die Huld des Königs genoß, also etwa in den Jahren 1694 und 1695[1]. Der Prinz war damals zur ersten heiligen Kommunion gegangen. Schon wurden für seine künftige Verheiratung Unterhandlungen in Turin gepflogen. Er war geistig sehr lebhaft und früh entwickelt, und so mochte es Fénelon für praktisch halten, in seine Erzählung nicht nur mancherlei politische Lehrweisheit einzuflechten, sondern auch Winke über das heikle Kapitel der Liebe, an dem zumeist die ganze Erziehung und sein Lebensglück scheitern konnte. So nimmt Graf d' Haussonville[2] an, während Kardinal Bausset, der Biograph Fénelons[3] meint, er hätte dem Prinzen den „Telemach" erst bei dessen Vermählung überreichen wollen.

Jedenfalls hat Voltaire, wie so oft, geschwindelt, wenn er behauptete, der „Telemach" sei erst in Cambrai in drei Monaten hingeschrieben worden. Außer dem Originalmanuskript sind noch zwei von Fénelon durchgesehene und korrigierte Abschriften vorhanden. Eine solche Abschrift zirkulierte schon 1698 in den Hofkreisen, wurde aber Fénelon durch einen Diener entwendet und an die Witwe des Hofbuchdruckers Claude Barbin verkauft. Der Druck war bereits weit vorgeschritten, als man dem König dasselbe als eine Satire auf seine Regierung denunzierte. Sofort (6. April 1699) wurde das Druckprivilegium zurückgenommen und die gedruckten Bogen vernichtet. Von den geretteten Exemplaren wurde eines (bei Adrian Moetjens im Haag) noch 1699 und wieder 1701 nachgedruckt, worauf eine Menge anderer Drucke im Ausland wie auch in Frankreich erfolgte.

Am meisten Zugkraft gewann das Buch wohl dadurch, daß man es für eine politische Satire nahm, woran Fénelon am allerwenigsten gedacht hatte. Als Roman fand es ebenfalls viele Leser. Es fehlte auch nicht an solchen, die es als eine glückliche Nachahmung antiker Epik begrüßten, der zur Dichtung nur Vers und Reim mangelte. Tritt das erziehliche Moment auch deutlich als Hauptziel des Verfassers hervor, so erhob doch die poetische Darstellung den pädagogischen Roman zu einem wirklichen Kunstwerk, dessen Schönheit allgemein bezauberte und den flüchtigen, sensationellen Reiz einer Romannovität wie einer politischen, verfolgten Satire weit überdauerte[4].

---

[1] Fénelon, Fragments d'un mémoire sur les affaires du jansénisme et sur quelques autres affaires de son temps (Oeuvres complètes VII 664).

[2] Haussonville, Le duc de Bourgogne: Revue des Deux Mondes CXL (1897) 553.

[3] Bausset, Hist. de Fénelon III 43.

[4] Selbst Brunetière (Grande Encyclopédie, Art. Fénelon), der die Mittelstellung des Werkes zwischen Antike und Christentum ein genre faux nennt, gibt

Als Dichter mit dem Altvater Homer wetteifern zu wollen, ist selbstverständlich Fénelon nicht eingefallen; doch von allen französischen Klassikern ist keiner dem homerischen und überhaupt dem hellenischen Geiste so nahe gekommen wie er. Bei allen andern fühlt man Vergil oder Horaz, Tacitus oder Cicero, Ovid oder gar die Römer der späteren Kaiserzeit heraus. Nur Racine erinnerte bisweilen an Sophokles. Auch Fénelon ist bei Vergil in die Schule gegangen, aber lange nicht so einseitig wie die übrigen. Es lebt etwas Jugendliches, Kindliches in ihm, das die schlichte Einfalt Homers wie die einfache Schönheit des Sophokles gleichgestimmt auffaßt und genießt. Dieselbe Reinheit und derselbe Seelenadel, der ihn allen Kulturgemeinheiten der späteren Hellenen und Römer entfremdete, machte ihm das Schönste der antiken Literatur verwandt und kongenial.

„Fénelon besaß den Geist der Frömmigkeit und den Geist des Altertums. Er verbindet in sich diese beiden Geister, oder vielmehr er besitzt sie und hält jeden in in seiner Sphäre, ohne Kampf, ohne Ringen, ohne Anstrengung, ohne daß ein Mißton fühlbar wird, und das ist ein großer Zauber. Für ihn existiert der Kampf zwischen dem Christentum und Hellas nicht, und der ‚Telemach' ist das einzige Monument dieser glücklichen und fast unmöglichen Harmonie.

„Der ‚Telemach' ist nicht reine Antike. Reine Antike wäre heute künstlicher Abguß und Nachpfuscherei. Wir haben seit jener Zeit auffällige Beispiele jener studierten und mit Leidenschaft und Gelehrsamkeit rekonstruierten Antike. Der ‚Telemach' ist etwas anderes, etwas viel Neueres und in der Nachahmung selbst Originelleres. Es ist die Antike, natürlich und mühelos aufgegriffen durch ein modernes Genie, durch ein christliches Herz, das, genährt von den Worten Homers, sich frei daran erinnert und daraus wie aus der Quelle schöpft, aber, in dem Maße, als es sich daran erinnert, sie umgestaltet und unvermerkt umwandelt." [1]

Die Handlung schließt sich, wie schon der früheste Titel besagte, an das vierte Buch der Odyssee. Auf der Suche nach seinem Vater wird Telemach erst nach Ägypten verschlagen, wo er in Gefangenschaft gerät, aber wieder befreit wird, dann nach Tyrus, Cypern und Kreta. In mancherlei Abenteuern und Prüfungen läutert und stählt sich sein Charakter, während er zugleich mit den politischen Verhältnissen der verschiedenen Staaten Bekanntschaft macht und von Mentor über deren Vorzüge und Nachteile belehrt wird. Am längsten verweilt Telemach zu Salent in Hesperien, bei dem Herrscher Idomeneus, der, wegen Gewalttätigkeit und Eroberungslust aus Kreta vertrieben, in manch schweren Prüfungen zu vernünftigeren Regierungsgrundsätzen gelangt ist und die weisen Ratschläge Mentors bestätigt. Eine schwere Feuerprobe besteht der edle, junge Herrscher auf Cypern, wo der verführerische Zauber der Venus beinahe sein Herz umstrickte. Siegreich

doch zu, das Werk sei d'une élégance et d'une distinction rare, unique en son espèce, un peu au-dessous, mais pas très-éloigné de la tragédie de Racine.

[1] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi X 16.

entzieht er sich auch der leidenschaftlichen Liebe der Kalypso, wie der zarten Neigung zu der sanften Eucharis, um endlich in der ebenso tugendhaften als liebenswürdigen Antiope, der Tochter des Idomeneus, eine Gattin zu finden, die ihn wahrhaft glücklich machen kann.

„Ich habe“, sagt er zu Mentor, „gar wohl die Tiefe der Wunde wahrgenommen, welche mir die Liebe zu Eucharis geschlagen. Ich kann ihren Namen noch nicht aussprechen, ohne Verwirrung zu empfinden; Zeit und Fernsein konnten ihn nicht verwischen. Aber was ich für Antiope fühle, ist nichts Ähnliches. Es ist keine leidenschaftliche Liebe; es ist wahres Wohlgefallen, es ist Achtung, es ist die Überzeugung, daß ich glücklich sein werde, wenn ich mit ihr zusammen lebe. Wenn je die Götter mir meinen Vater wiedergeben, und er mich eine Frau wählen läßt, soll Antiope meine Braut sein.“

Die politischen Ideen im „Telemach“ halten sich vorwiegend auf dem Gebiete der natürlichen Ethik und Politik. Fénelon sucht seinem Zögling vor allem klar zu machen, daß der Herrscher nicht dazu mit Autorität bekleidet ist, um seine Macht zu genießen und sich auf Kosten der Untertanen Ruhm, Besitz und Genuß zu verschaffen, sondern um ihr Wohl auf seine eigenen Kosten anzustreben und zu verwirklichen. Er zeichnet die schweren Pflichten, die mit seinen Rechten verbunden sind, die stete Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet, die sittliche Verbindlichkeit, welche mit Recht und Pflicht unzertrennbar verbunden ist, und ohne deren Erfüllung die Machtfülle in Tyrannei ausarten muß. Zwei Hauptfeinde stehen einer wohltätigen, menschenwürdigen Politik entgegen: der selbstsüchtige Ehrgeiz und die unersättliche Hab- und Genußsucht. Der eine verkörpert sich in einer ungerechten Eroberungspolitik, die andere im übermäßigen Luxus. An Militarismus und Überkultur gehen die Völker zu Grunde. Gegen diese zwei Feinde sind deshalb die meisten Auseinandersetzungen Fénelons gerichtet. Manches geht hier ins Utopische. In einer Dichtung, die sich ins homerische Zeitalter versetzt, konnten Träume patriarchalischer Glückseligkeit nicht fehlen. Aber auch diese Träume haben einen realen Grund. Eine gerechte äußere Politik muß den Frieden anstreben, sie kann nicht vom Eroberungskrieg leben; eine heilsame innere Wirtschaftspolitik kann nicht auf beständige Steigerung der Bedürfnisse ausgehen, sie muß ein gewisses Gleichgewicht herstellen. Dem Dichter führt ein Staatsmann die Hand, der die Fehler der Politik Ludwigs XIV. mit klarem Blick durchschaute und, wenn nicht den König selbst, so doch seine Nachkommen auf heilsamere Bahnen zu lenken wünschte.

Vierzehntes Kapitel.

Die ersten Pioniere der Aufklärung und die Pariser Salons.

Während der französische Klassizismus die Herrschaft über den europäischen Geschmack und sämtliche europäischen Literaturen an sich riß, nahm das „goldene Zeitalter" in Frankreich selbst ein trübseliges Ende. Verblendet von den Erfolgen, die er in dem Kriege wider Holland errungen, und die im Frieden von Nimwegen (1678) ihren Ausdruck fanden, glaubte Ludwig XIV. durch weitere Eroberungspolitik und diplomatische Künste der Herr von ganz Europa zu werden. Doch schon die Reunionskammern und der Überfall Straßburgs, später der Raubzug in die Pfalz schlossen so schreiende Verletzungen des Völkerrechts in sich, daß er sich damit nur Haß und Feindschaft säte. Während er die Protestanten in einer so gewalttätigen Weise befehdete, daß die Sache der Kirche selbst dadurch gehässig werden mußte, schränkte er durch die sog. gallikanischen Freiheiten die Rechte des Papstes ein. Seine egoistische Politik führte den Fall der Stuarts herbei und verwickelte ihn in neue Kriege, in welchen er für kurze Zeit die Oberherrschaft zur See zu erringen schien, aber bald den Kern seiner Seemacht vernichtet sah, im Frieden von Ryswijk (1697) kaum seinen Besitzstand zu retten vermochte und sein eigenes Land mit Steuern erdrücken mußte, um für die Kriegskosten aufzukommen. Völlig erschöpft stand er am Beginn des neuen Jahrhunderts einer europäischen Koalition gegenüber. Schlag um Schlag traf seine ehrgeizigen Pläne. Was er in Italien und Holland errungen, ging alles verloren. Mit Mühe rettete er seinem Enkel die spanische Krone und sich selbst das von neuer Schuldenlast erdrückte französische Reich.

Die großen Trabanten, die ihn umkreist und seiner Regierung so vielen Glanz verliehen hatten, verschwanden inzwischen vom Schauplatz, einer um den andern. Molière war bereits 1673 gestorben, de La Rochefoucauld folgte ihm 1680 ins Grab, der greise Corneille 1684. Ein Jahrzehnt lang leuchteten noch andere Namen weiter; aber dann wuchs die Totenliste rascher an. 1695 starb La Fontaine, 1696 La Bruyère und die Frau de Sévigné, 1699 Racine, 1704 Bossuet und Bourdaloue, 1711 Boileau, im Januar 1715 Fénelon. Es ward einsam um den alten König. Noch vor ihm sank 1711 sein Sohn, Bossuets Schüler, der Dauphin Ludwig, ins Grab, 1712 sein Enkel, Fénelons Schüler, der Herzog Ludwig von Burgund, und nur einen Monat später auch dessen ältestes Söhnchen, der Herzog von Bretagne. Als Ludwig XIV. selbst am 1. September 1715 die Augen

schloß, war als Stammhalter nur das zweite Söhnchen des Herzogs von Burgund übrig. In den Regentschaftsrat wurden als Grafen von Maine und Toulouse zwei Söhne der Montespan berufen, als Bourbonen legitimiert. Es war ein trauriger Sonnenuntergang.

Auf das Jahrhundert der Poesie folgte nun dasjenige der sog. Philosophie, auf die Zeit Ludwigs XIV. diejenige Voltaires, auf die Glanzperiode des absoluten Königtums die schmachvolle Zeit der Regentschaft, des Staatsbankrotts, der Revolution.

Mit dem König verlor die Literatur wie das nationale Leben überhaupt den lebendigen Mittelpunkt, der alle Macht und allen Glanz in sich aufgesogen und sie in vielfacher Abstufung wieder auf sein Planetensystem ausgestrahlt hatte. Das bessere Beispiel, das Ludwig XIV. in seinen späteren Lebensjahren gab, vermochte die Sittenlosigkeit nicht wieder zu bannen, welcher er in den Tagen seines Glückes und Glanzes die Schleusen geöffnet. Sie mußte sich wohl ducken und sich manche Einschränkung gefallen lassen, aber sie wucherte üppig weiter und machte den Ernst und die Frömmigkeit, welche Madame de Maintenon zu pflegen suchte, und die äußeren Übungen der Andacht, welche der Hof mitmachen mußte, für viele zum Anlaß schnöder Heuchelei und frivolen Spottes. Unter dem entarteten Regenten Philipp von Orleans (1715—1723) schoß die Sittenverderbnis dann ungestört in die Halme. Während die Religion äußerlich wie ein hergebrachter Bestandteil des Hofzeremoniells in scheinbaren Ehren blieb, verlor sie fast jeden Einfluß auf die Gemüter. Eheliche Liebe und Treue ward zum Spott, Ausschweifung und Maitressenwirtschaft der Stolz und das Hauptlebenselement des jüngeren Adels.

Dieselben Leute, welche auf Pascals Provinzialbriefe schworen, brachten ihre Kinder wohl in die Schule der Jesuiten, und diese bemühten sich mit unzerstörbarer Hingebung, sie zu guten, sittlichen Menschen heranzubilden. Fast der ganze Adel, die höhere Beamtenwelt und Bürgerschaft, auch die Elite der Wissenschaft und Literatur wurden in ihren Kollegien erzogen. Aber meist nach wenigen Jahren war schon das ganze mühevolle Werk ihrer Erziehung vernichtet. In den frivolen Kreisen der Hauptstadt verloren die jungen Leute rasch Unschuld und Glauben, stürzten sich in Liebesabenteuer und niedrigen Lebensgenuß und wurden zu Feinden alles dessen, was ihnen ihre Erzieher gepredigt hatten, gar oft zu Feinden, ja Todfeinden des Ordens selbst. Den Oratorianern ging es nicht besser, und das kleine Häuflein von frommen Sonderlingen, das noch an Port-Royal hing, schmolz vor dem Hauche des Unglaubens immer mehr zusammen und machte schließlich lieber noch mit ihm gemeinsame Sache als mit den verhaßten Jesuiten.

Dem greisen Staatsminister Kardinal Fleury, der von 1726—1743 die Zügel der Regierung führte, gelang es nicht, die unreinen Fluten zurück-

zudämmen, mit welchen die Regentschaft das höhere Gesellschaftsleben überschwemmt hatte. Allzu arge Skandale wurden zwar bestraft, viele „schlechten" Bücher verboten und verbrannt, manche Taugenichtse in die Bastille gesetzt oder verbannt. Aber man war mit der Handhabung der Zensur wie der Sittenpolizei meist sehr unglücklich, oft unklug und sogar ungerecht. Die ärgsten Gegner der Religion, der Sitte und des Thrones wußten sich zur rechten Zeit unsichtbar zu machen und ihr Unwesen auf den mannigfaltigsten Schleichwegen weiter zu treiben. Nach vielversprechenden Anfängen fiel Ludwig XV. selbst den ärgsten Ausschweifungen anheim, und seine Maitressen und Günstlinge übertrafen in schimpflichen Kabalen alles, was ihre Vorgänger geleistet hatten. Die Zügellosigkeit des Adels kannte keine Schranken mehr. Die Vertreter der berühmtesten geschichtlichen Familien entehrten ihren Namen durch Ausschweifungen der schlimmsten Art. Der grenzenlose Luxus und eine tolle Verschwendungssucht mehrte die Schuldenlast, unter welcher der Staat seufzte, und zog Industrieritter, Wucherer, Finanzkünstler der bedenklichsten Sorte in die Staatsverwaltung herein. Betrug und Schwindel steigerten die Korruption. Industrie und Kunst dienten vorwiegend den niedrigsten Interessen und der frivolsten Genußsucht.

Diesem schrecklichen Sittenverfall gegenüber waren der Kirche durch den Gallikanismus die Hände vielfach gebunden. Bei der Besetzung der Bischofsstühle und der ansehnlichsten Pfründen hatten nicht nur glaubenslose Minister, jansenistische Parlamentsräte, sittenlose Höflinge mitzusprechen, sondern oft vornehme Ehebrecherinnen und Maitressen. Ein Teil des höheren Klerus hing mit der verrotteten Hofgesellschaft durch Verwandtschaft oder persönliche Freundschaft zusammen, ganze Scharen von Abbés widmeten sich rein weltlichen Bestrebungen und nahmen an dem frivolen Treiben der höheren Gesellschaft teil. Die Klatschsucht aber, welche sich gierig aller großen und kleinen Skandale bemächtigte, zog auch solche in dieselben hinein, welche daran unschuldig waren und sie sogar bekämpften.

Wohl gab es neben dieser verkommenen Hofgesellschaft noch ein katholisches Frankreich: Bischöfe, die treu zum Papste hielten, Priester, die sich mit opfermutigem Eifer dem Seelenheile widmeten, Scharen von Ordensleuten, die im Geiste ihrer Institute wirkten. An den kirchlichen Anstalten wurden Theologie und Philosophie noch mit dem alten Ernste getrieben; in der Bekämpfung des Irrtums legte die Sorbonne die alte Sorglichkeit an den Tag. Die humanistischen Studien standen in erfreulicher Blüte. Auf dem Gebiete des Bibelstudiums, der Patristik und der Geschichte arbeitete die Mauriner-Kongregation mit unverdrossenem Eifer und mit jener Gründlichkeit, die ihre Leistungen noch heute zur Grundlage historischer Forschung macht. Mitglieder anderer Orden und Privatgelehrte waren im selben Geiste tätig. Wie die großen Bannerträger des Naturwissens, Baco, Des-

cartes, Leibniz, Newton, den Boden des positiven Christentums nicht verlassen hatten, so widmeten sich zahlreiche gläubige Gelehrte diesem Wissenszweige, ohne mit der kirchlichen Autorität in Konflikt zu kommen. Ebenso erhielt die Landessprache allmählich mehr Pflege, ohne daß man die alten Schulmethoden aufgegeben hätte.

Mitglieder der Mauriner-Kongregation sammelten nicht nur die Literaturschätze der verschiedenen französischen Provinzen, die Patres Rivet, Taillandier, Clémencet und Clément begründeten in den Jahren 1733 bis 1763 das umfassendste Werk, das bis heute über die ältere Literaturgeschichte Frankreichs vorhanden ist, die Histoire littéraire de la France, deren erste 12 Bände sie selber veröffentlichten; zum Teil aus dem von ihnen gesammelten und vorbereiteten Materiale haben dann spätere Gelehrte noch viele Bände hinzugefügt. Wie Profangeschichte und Literaturgeschichte, so wurden von den fleißigen Mönchen auch Chronologie und Geographie, Mathematik, Naturkunde und Technologie emsig gepflegt. Das bedeutendste wissenschaftliche Literaturblatt jener Zeit wurde 1701 von den Jesuiten in Paris begründet und bis zur Unterdrückung des Ordens 1763 in monatlich erscheinenden Sedezheften herausgegeben. Es ist das Journal de Trévoux[1], so genannt nach dem ersten Druckort Trévoux an der Saône, nördlich von Lyon, der Hauptstadt des kleinen Fürstentums Dombes; von 1731 erschien es in Lyon, von 1734 in Paris selbst. Obwohl es zunächst dem allgemeinen internationalen Gelehrtenverkehr dienen sollte und deshalb wissenschaftliche Nachrichten aus allen Weltgegenden bis aus den fernsten Missionsländern brachte, fand in den Bücherbesprechungen und Bücheranzeigen auch die Literatur ihren Platz und war durch namhafte Literaturkenner wie die P. P. Brumoy, Tournemine, Berthier u. a. vertreten.

Auch zuvor schon hatten sich manche Mitglieder des Ordens mit Eifer, oft auch mit Glück an der Literaturentwicklung beteiligt. Die Oden und Gelegenheitsgedichte des P. Le Moyne (1602—1671) wie auch seine Epopöe Saint Louis ou la Sainte Couronne reconquise fanden am Hofe Ludwigs XIV. beifällige Aufnahme und wurden öfter neu gedruckt. P. Bouhours (1628—1702) galt als einer der feinsten Sprach- und Stilkenner, griff mit mehreren Schriften (besonders den Entretiens d'Ariste et d'Eugène) in die obwaltenden literarischen Streitfragen ein, zog sich dadurch manche Anfeindungen, namentlich den Vorwurf der Preziosität zu, behauptete aber in den Salons ein nicht geringes Ansehen. Wenn er den Deutschen die Gabe des Esprit abgesprochen hat, so ist er wohl nicht der einzige Franzose, der dieser Ansicht huldigte. P. Du Cerceau (1670—1730) unternahm es mit Erfolg, an Stelle der lateinischen Schulkomödie die französische einzubürgern, und wie seine Lustspiele (L'enfant pro-

---

[1] C. Sommervogel, Table Méthodique des Mémoires de Trévoux (1701 à 1775). Première partie, Paris 1864; seconde partie, 2 Bde, Paris 1865. — Max Müller, Das Journal des Savans und das Journal de Trévoux: Essays III, Leipzig 1872, 162—169.

digue. — Le faux Duc de Bourgogne), so haben auch seine zahlreichen Gedichte viel Anklang gefunden. — P. Brumoy (1688—1742) war der erste, der durch gewandte Übersetzungen und Erklärungen die großen griechischen Tragiker weiteren Kreisen zugänglich machte und ihnen so eine Kritik des eigenen nationalen Klassizismus ermöglichte; hafteten diesem ersten schwierigen Versuch auch viele Mängel an, so hat er sich damit doch, trotz Lessings spöttischen Bemerkungen, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben. Er wie Du Cerceau haben übrigens auch an der großen Histoire de l'Église Gallicane mitgearbeitet, welche die Patres Longeval und Fontenay begonnen hatten. P. Tournemine wurde sogar von den Gegnern als ein ebenso feinsinniger wie unparteiischer Literaturkritiker anerkannt und hat Voltaires Angriffe auf Religion und Christentum zugleich gründlich und mit stilistischer Gewandtheit zurückgewiesen. — P. Daniel (1649—1728) hat sich durch eine gründliche Widerlegung von Pascals Provinzialbriefen den Dank aller redlichen Leute verdient; seine Histoire de France in drei Foliobänden ist eine bedeutende Leistung, wenn seine Darstellung auch den Franzosen nicht schön und elegant genug war[1].

So hätten sich die historischen wie die exakten Wissenschaften friedlich auf der bisherigen christlichen Grundlage weiter entwickeln können, wenn nicht die Philosophie ihre bisherigen sichern Bahnen verlassen und durch Zweifelsucht den ganzen Bestand der wissenschaftlichen Überlieferung in Frage gestellt hätte. Solange noch dialektisch geschulte, wirklich philosophisch angelegte Denker an dieser Neugestaltung der gesamten Bildung sich versuchten, war das Übel nicht so groß. Doch ehe Descartes und seine Schüler zu irgendwie befriedigenden Resultaten gelangt waren, fuhr die Zweifelsucht, zur wahren Wut gesteigert, in die breiten Massen der Halbgebildeten, der vornehmen Lebemänner und besonders der eiteln Schöngeister, die, ohne eigentliches philosophisches Talent und ohne philosophische Schulung, ihren leichtsinnigen Witz an allem ausließen, an allem zweifelten, über alles spotteten, den ganzen bisherigen Wissensstand mitsamt der positiven Religion verachteten und auf publizistischem Wege die gesamte Bildung umzustoßen und neu zu gestalten sich vermaßen. Die wissenschaftliche Forschung wurde aus der stillen Studierstube der Gelehrten und aus den Lehrsälen der Akademien herausgerissen und in Artikeln, Broschüren und leichten Werken aller Art in das Publikum geworfen. Die eigentliche Poesie wurde mehr und mehr aus der Literatur hinausgedrängt und diese in eine leichtfertige Popularisierung aller Wissenszweige verwandelt. Ohne weibliche Anregung konnten diese neuen Ritter des Geistes nicht leben, und so ward denn die gesamte

[1] H. Chérot, Étude sur la vie et les oeuvres du P. Le Moyne, Paris 1887. — Doncieux, Un Jésuite homme de lettres (P. Bouhours), Paris 1886. — H. Morf, Bouhours: Aus Dichtung und Sprache der Romanen, Straßburg 1893, 223—239. — M. A. Pericaud, Essai sur la vie et les écrits de Du Cerceau, Lyon 1828. — Brumoy, Le théâtre des Grecs, 6 Bde, Paris 1762. — C. Sommervogel, Bibliographie de la Compagnie de Jésus, Paris 1891 ff. Artikel Tournemine, Daniel, Le Moyne, Bouhours, Du Cerceau, Brumoy.

Bildung auf das Niveau ihrer Salondamen herabgeschraubt und zum allgemeinen Vergnügen zurechtgedrechselt [1].

Die katholische Moral und Askese, wie sie in den Ordensschulen der Jesuiten im Anschluß an die kirchliche Überlieferung vorgetragen wurden, war schon durch Pascal dem allgemeinen Gespötte preisgegeben. Dieselben Lebemänner und Salondamen, denen die kirchliche Moral zu lax und zu zweideutig erschien, erbauten sich dafür an der geistreichen Lebensphilosophie, welche der edle Herr von Saint-Évremond bei der berühmten Kurtisane Ninon de Lenclos ausgeheckt hatte. Aus England, wo der galante Mann in lustiger Verbannung lebte, wehte schon der Geist einer neuen Zeit herüber, die zwar am Hasse gegen die katholische Kirche festhielt, aber in den langen Religionswirren des Anglikanismus wie des Puritanismus, kurz jedes festen Bekenntnisses satt geworden war, von Wundern und Weissagungen nichts mehr wissen wollte, die Religion in einen dogmenlosen Deismus verflüchtigen ließ, die wahre Weisheit nicht mehr in der Offenbarung, sondern in der Natur suchte. Auch von Holland her, wo Supralapsarier und Infralapsarier, Calvinisten und Wiedertäufer, der ewigen Dogmenstreitigkeiten müde, die Waffen niedergelegt hatten, und alle wegen Ketzerei bedrängten, verfolgten und flüchtigen Originalgenies ein friedliches Ruheplätzchen fanden, anderwärts verbotene Schriften massenhaft gedruckt und verbreitet wurden, wehte ein ähnlicher Geist herüber. Von hier aus wurde Frankreich mit dem berühmten Dictionnaire historique et critique beglückt, das Pierre Bayle 1697 in die Welt schickte, und dessen Folianten bis 1740 acht Auflagen erlebten. Kein zweiter zeichnet wohl in gleichem Maße den inneren Zersetzungsprozeß, der den protestantischen Bekenntnisglauben dem völligen Skeptizismus zuführte, aber dem Zweifel und der Negation zugleich den glänzenden Schimmer kritischer Gelehrsamkeit und unersättlicher Wahrheitsliebe zu verleihen wußte [2].

Er war 1647 zu Carlat geboren. Als Hugenotte erzogen, ward er 1669 für ein Jahr katholisch, trat aber wieder zum Protestantismus zurück, lehrte 1675—1681 Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan und ließ sich nach deren Auflösung zu Rotterdam nieder. Hier gründete er erst eine Zeitschrift Nouvelles de la République des lettres (1684), bekämpfte dann in scharfen Pamphleten den Widerruf des Ediktes von Nantes

---

[1] F. Lotheißen, Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert. Der Charakter und die maßgebenden Ideen der Epoche (Deutsche Rundschau LVI [1888] 242—266).

[2] P. Bayle, Dictionnaire historique et critique, 2 Bde in Fol., 1697. — Nouvelles de la République des lettres, 1684. — L. Feuerbach, Pierre Bayle nach seinen interessantesten Momenten, Ansbach 1838. — A. Deschamps, La génèse du scepticisme érudit chez Bayle, Bruxelles 1878. — F. Brunetière, Études critiques, 5. série, Paris 1893.

(1686) und verfaßte endlich sein großes Dictionnaire. Es sollte anfänglich nur der Wissenschaft dienen, d. h. die Lücken anderer ähnlicher Werke ausfüllen und deren Irrtümer verbessern. Aber Bayle hatte längst nicht nur jeden religiösen Glauben, sondern auch jeden festen philosophischen Halt verloren. Eine unbegrenzte Zweifelsucht beherrschte bald die Anlage des Werkes wie dessen Durchführung. Während er die glänzendsten Vertreter einer idealen und positiven Geistesrichtung, einen Sokrates und Platon, einen Cicero und Thomas von Aquin unbedenklich wegließ, selbst Descartes und Pascal verschmähte, bedachte er Epikur und Lukrez, Anaxagoras und Zeno, Xenophanes und Erasmus von Rotterdam, alle philosophischen Abenteurer, Zweifler, Ketzer und Unruhstifter mit langen Artikeln, untergrub unter dem Scheine biographischer Forschung bei jeder Gelegenheit die natürliche Gotteserkenntnis wie den Glauben an die Vorsehung, trieb mit „Adam", „David", „Franz von Assisi", wie in andern Artikeln den frivolsten Spott, spickte seine Kleinforschung, wo er nur konnte, mit Zweideutigkeiten und Obszönitäten und gestaltete so das anscheinend hochgelehrte Sammelwerk zu einer wahren Rüstkammer des Unglaubens, des Zweifels und der Frivolität. Dieselben Leute, welche für die wahrhaft wissenschaftlichen Arbeiten der Mauriner weder ein Verständnis noch die nötige Vorbildung besaßen, erschwangen sich an Bayles ungelösten Zweifeln, unsaubern Anekdoten und frivolen Spöttereien auf die Höhen der zeitgenössischen Kritik.

Der gelehrte Charles Rollin (1661—1741) verzapfte für dasselbe leichtfüßige Publikum erst die „Alte Geschichte", dann die „Geschichte der Römer" in bändereichen Werken, die man ohne allzugroße Kopfanstrengung, wenn nicht lesen, so doch durchblättern und in den Salons besprechen konnte. Während das Mittelalter bei Bayle als eine finstere Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens erschien, versetzte Rollin seine Zeitgenossen in die hellen Glanzestage der Hellenen und Römer, aus deren Geschichte die tragische Poesie noch immer am liebsten ihre Stoffe nahm. Je weniger Verständnis für die Kunst der Hellenen vorhanden war, desto mehr lebte man sich in die politischen Tiraden der altrömischen Republik und Kaiserzeit hinein und lallte die Deklamationen der alten Stoiker und Epikureer nach, deren praktische Ohnmacht man nicht mehr begriff. Die Perückendamen, welche ihre unehelichen Sprößlinge dem Schicksal überließen, schwärmten für die Römertugend einer Lucretia und Cornelia.

Der erste Populärphilosoph, welcher die Pariser Damenwelt auf die Milchstraße spazieren führte, war Bernard de Fontenelle[1], von mütter-

[1] Oeuvres complètes, 11 Bde, Paris 1758—1766; mit Anmerkungen von Lalande, 8 Bde, Paris 1790; 5 Bde, Paris 1825. — Flourens, Fontenelle ou de la philosophie moderne, Paris 1847. — J. Bertrand, L'Académie des sciences de 1666—1793, Paris 1869.

licher Seite ein Neffe der beiden Corneille, 1657 zu Rouen geboren. Im Grunde war er gar kein Philosoph, noch weniger Physiker oder Astronom, freilich auch ebensowenig ein wirklicher Dichter, sondern einer jener zahllosen Schöngeister, welche das ganze 18. Jahrhundert beherrschen, indem sie ohne wahre dichterische Begabung in allen Arten der Dichtkunst herumpfuschen und ohne gründliches Wissen in allen Zweigen der Wissenschaft herumgeistern, um sich und andere in stets anmutigem Plauderton davon zu unterhalten. Als Urbild des Bel-Esprit hat ihn La Bruyère unter dem Namen Cydias porträtiert. Nachdem er als Rechtskandidat seinen ersten Prozeß verloren, siedelte er in das dramatische Fach über; aber trotz des Onkels Thomas Corneille fiel 1680 gleich sein erstes Stück „Aspar" durch. Die Tragödien „Bellerophon" und „Brutus", die Prosatragödie „Idalie" und das Hirtenstück „Endymion" hatten nicht viel besseren Erfolg. Dagegen erwarb er sich mit den Opern „Psyche", „Lavinia", „Peleus und Thetis" einigen Namen, schrieb nun „Totengespräche" (1683) und ging endlich (1686) auf das Gebiet der Populärphilosophie über. Seine „Unterhaltungen über die Vielheit der Welten" entzückten die ganze modische Lesewelt. Viermal war er als Poet bei der Akademie durchgefallen; als neugebackener Astronom und Physiker wurde Fontenelle 1691 endlich aufgenommen. Da er 100 Jahre alt wurde, konnte er sich noch 66 Jahre dieser Würde erfreuen; 60 Jahre war er auch ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Was er aber in dieser langen Zeit geleistet, ist ziemlich dürftig. Er hat weder eine Entdeckung gemacht noch ein bahnbrechendes Werk geschrieben. In der Physik hielt er noch an veralteten Anschauungen Descartes' fest, als dieselben längst durch Newton überholt waren. Seine „Geschichte der Orakel" ist nur die leichtfüßigere Verarbeitung eines langstiligen lateinischen Traktats, den ein Holländer geschrieben und der nahezu ohne wissenschaftlichen Wert ist. Wie er hier alles auf Priesterbetrug zurückführt, so behandelt er auch in seiner kleinen Abhandlung „Vom Ursprung der Sagen" die ganze Sagenwelt als bloße Phantasienarrheit (sottises), die aus Unwissenheit hervorgegangen. Allüberall in seinen Schriften zeigt sich schon die Aufklärerei der folgenden Zeit, aber noch schwankend, an allem herumzweifelnd, ohne offenes Bekenntnis, ohne klaren Angriff auf den kirchlichen Glauben. „Die Naturwissenschaften", so meint er gelegentlich, „erheben sich zu einer Art Gotteslehre", aber er hütet sich zu sagen, worin sie besteht; er weiß es selbst noch nicht. Als Philosoph eine vollständige Niete, ist er auch als Stilist in seinen meisten Werken durchaus kein Meister. Er schreibt sehr affektiert, geziert und oft geradezu geschmacklos. Eine Ausnahme machen nur seine zwei Hauptwerke: „Die Geschichte der Akademie der Wissenschaften" (die von 1666 bis 1699 reicht) und seine Éloges des Académiciens. Der Geschichtschreiber ist jedoch durch diese eleganten Lobreden weiterer Nach-

forschung nicht überhoben. Voltaire selbst hat seinen „philosophischen" Vorläufer also charakterisiert:

C'était le discret Fontenelle,
Qui, par les beaux-arts entouré,
Répandait sur eux à son gré
Une clarté vive et nouvelle,
D'une planète à tire-d'aile
En ce moment il revenait
Dans ces lieux, où le goût tenait
Le siège heureux de son empire,
Avec Mairan il raisonnait,
Avec Quinault il badinait;
D'une main légère il prenait
Le compas, la plume et la lyre.

Während die Jesuitenmissionäre Gaubil, Kögler, Slawiczek im fernen China unter unsäglichen Mühsalen die Karten des himmlischen Reiches revidierten, seinen Kalender feststellten und seine alte Chronologie erforschten, schwänzelte der alte Herr in den Pariser Salons herum und unterhielt alte Tanten und junge Nichten mit seinen wohlfeilen Orakelsprüchen, bei denen er niemand genau verriet, was er eigentlich wußte und allenfalls noch glaubte. Als er bereits hundert Jahre alt war, soll ihn eine noch drei Jahre ältere Dame besucht und zu ihm gesagt haben: „Die Vorsehung scheint uns ganz vergessen zu haben." Da legte er den Finger an die Lippen und sagte: „Bst! Sprechen Sie leise, sonst hört sie uns!"

In manchem verwandt mit Fontenelle, aber im Aufklären schon etwas bewußter, herzhafter und kecker ist Montesquieu.

Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu[1] (geb. 1689 auf seinem Ahnenschloß de la Brède bei Bordeaux) warf sich erst auf naturwissenschaftliche Studien und plante eine physische Geschichte des alten und neuen Frankreichs, ging aber bald auf das literarische Gebiet über und schrieb (1721) in seinen „Persischen Briefen" eine satirische Schilderung des damaligen Frankreichs, die er drei reisenden Persern in den Mund legte[2]. Das ermöglichte ihm, seinen Spott über Staat und

[1] Maupertuis, Éloge de Montesquieu, 1755. — d'Alembert, Éloge de Montesquieu (Encyclop. V). — L. Vian, Hist. de la vie et des ouvrages de Montesquieu, Paris 1879. — A. Sorel, Montesquieu, Paris 1887.

[2] Lettres persanes (anon.), Amsterdam 1721. — Le Temple de Gnide (anon.), Paris 1725. — Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, Paris (Amsterd.) 1734. — Dialogue de Sylla et d'Eucrate, 1748. — De l'Esprit des Lois, Genève 1748. — Oeuvres complètes, 4 Bde, Londres 1757, p. p. Laboulaye, 7 Bde, 1875—1879. Oeuvres inédites: Deux opuscules, Bordeaux 1891; Mélanges 1892; Voyages, 2 Bde, 1894 1896. — Dangeau, Montesquieu, Bibliographie de ses oeuvres, Paris 1874.

Kirche, Politik und Religion, Verwaltung, Wissenschaft und Literatur mit wollüstigen Haremsbildern einzurahmen, die dem Geschmack der Regentschaftszeit entsprachen. Dann wandte er sich wie Rollin dem antiken Rom zu und verfaßte (1734) seine „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalls". Nach langen Reisen durch ganz Europa trat er endlich (1748) mit seinem Hauptwerk „Der Geist der Gesetze" hervor, einer Art Seitenstück zu den Werken Platos und Ciceros über die Gesetze. Ein Grundriß der allgemeinen Rechtsphilosophie ist darin mit einer Übersicht der verschiedenen geschichtlichen Staatsverfassungen verbunden, deren Kritik zwar nicht ausdrücklich und unmittelbar auf ein reformatorisches oder gar revolutionäres Programm hinausläuft, aber doch ein nach dem Vorbild der englischen Verfassung zugeschnittenes repräsentatives und konstitutionelles System als politisches Ideal durchblicken läßt. Freilich möchte der französische Standesherr sich dabei auch alle Vorteile des alten Feudalismus sichern. In das geschichtliche Werden und das eigentliche Wesen der englischen Verfassung ist er jedoch nicht eingedrungen; den christlich-mittelalterlichen Geist, der sie wesentlich mitbedingt, hat er gar nicht erfaßt, ebensowenig die Grundverschiedenheit der französischen und englischen Nationalität, deren Nichtbeachtung seine Vorliebe schon zu einer sehr utopischen macht. Die „Tatsachen", auf die er seine Betrachtungen stützen will, sind überhaupt sehr oberflächlich zusammengerafft, meist ungenügend verbürgt, oft unrichtig aufgefaßt, sehr lückenhaft, meist in eine abstrakte Beleuchtung gerückt, die dem Tatbestand nicht mehr entspricht, sondern nur seine eigenen Ideen wiedergibt. Sein ungeklärtes Schwanken machte es möglich, daß er später als der erste Bannerträger des modernen Konstitutionalismus gefeiert wurde, was er aber in Wirklichkeit nicht ist. Dagegen ist er unstreitig der Patriarch jener modernen Staatsrechtler und rationalistischen Publizisten, welche die alttestamentliche und christliche Offenbarung und mit ihr die wirkliche, geschichtliche Staatsentwicklung der christlichen Völker vollständig außer acht lassen (wenn nicht ausdrücklich verneinen) und ihre Staatstheorien rein rationalistisch auf bloß natürlicher, heidnischer Grundlage entwickeln. Obwohl Montesquieu 1755 nach glaubhaftem Bericht im Frieden mit der Kirche starb, hat er doch kurz zuvor noch für die „Encyklopädie" mitgearbeitet, durch sein Hauptwerk aber mit am meisten dazu beigetragen, eine flach-rationalistische, ungläubige Auffassung der Geschichte, der Politik und des Rechts in den weitesten Kreisen zur Herrschaft zu bringen und ihr zugleich das Prestige der Geistreichigkeit, der Aufklärung und des Fortschrittes zu geben.

Der leitende Einfluß, welchen unter Ludwig XIV. der Hof auf die Literatur ausgeübt hatte, ging nun wieder großenteils an die Salons über, deren schon im Anfang des Jahrhunderts mehrere entstanden. Hier trafen, unter der gastlichen Sorge eleganter Damen, in fein ausgestatteten

Rokokosälen, die hervorragendsten Schöngeister und Gelehrten zusammen. Hier wurden Neuheiten vorgelesen, literarische Projekte geschmiedet und besprochen, brennende Literaturfragen erörtert, die Tageserzeugnisse begutachtet und die Kritik selbst wieder kritisiert, junge Kräfte vorgestellt und eingeführt, ältere Autoritäten zur Geltung gebracht oder auch verworfen, die öffentliche Meinung gemacht, die literarischen Tagesbefehle ausgegeben [1].

Eine Mittelstellung zwischen dem Hofe und diesen Salons nahm der kleine Hof von Sceaux ein [2]. Louise Benedicte de Bourbon, eine Enkelin des berühmten Condé, war seine Königin. Ein kleines, artiges Persönchen, voll Witz und Lebenslust, hatte sie 1691, erst 15 Jahre alt, den Herzog von Maine, einen der Söhne der Montespan und des Königs, geheiratet und in dem Schlosse von Sceaux eine Art liliputischen Miniaturhof begründet, an welchem in kleinem Maßstabe die Gartenwunder, Gartenfeste, Feerien, Theateraufführungen, Schäfereien und Spiele von Versailles nachgeahmt wurden. Die Seele dieses Musenhofes war der Herr von Malezieu, früher Präzeptor des Herzogs, zugleich Mathematiker und Philologe, Poet, Theaterdirigent und allgemeiner Maître de Plaisir, auch Mitglied der französischen Akademie und jener der Wissenschaften. Mit ihm las die kleine Herzogin die alten Klassiker und die neuesten philosophischen Aufsätze, trieb mikroskopische und teleskopische Beobachtungen, führte Tragödien, Komödien und Schäferstücke auf und gab den Dichtern Stoffe zu Oden und Madrigalen. Seine Helfer waren der joviale Abbé Genest, zugleich Poet und Lustigmacher, und der Parlamentspräsident de Mesmes, der sich gelegentlich nicht scheute, als „Kaiser von Hindustan" aufzutreten.

Über 40 Jahre (bis zu ihrem Tode 1753) ermüdete die Herzogin nicht, ihre literarischen Liebhabereien fortzusetzen. Eine Unterbrechung führte nur die Fronde herbei, welche sie mit ihrem Gemahl gegen den Regenten in Szene setzte, und welche sie für einige Zeit ins Gefängnis brachte. Doch schon 1720 nahm sie, wenn auch mit weniger Glanz, ihr Hofleben zu Sceaux wieder auf, setzte sich mit den neu auftauchenden Schriftstellern und Literaturkreisen in Verbindung, ließ Voltaires Stücke auf ihrem Theater aufführen und gewährte ihm daselbst 1746 einen willkommenen Unterschlupf. Saint-Simon berichtet, die Gesellschaft daselbst sei eine „sehr gemischte" gewesen. Auf allerlei Klatsch, der sich an die zopfige Minnepoesie der Herzogin heftete, antwortete sie mit den Versen:

Ce qui chez les mortels est une effronterie,
Entre nous autres Demi-Dieux
N'est qu'honnête galanterie.

Viel wichtiger waren die Pariser Salons. Hier wurde die neue Welt- und Lebensanschauung oder die sog. Aufklärung unter mütterlichen Flügeln recht eigentlich ausgebrütet, großgefüttert, unendlich fröhlich begackert und dann in zahllosen Hähnchen und Hühnchen über die ganze Welt verbreitet und ins Unabsehbare vermehrt.

---

[1] Bersot, Études sur le XVIII[e] siècle I, Paris 1855. — Desnoiresterres, Les cours galantes IV, Paris 1864. — A. Jullien, La comédie à la Cour, Paris 1885. — Goncourt, La femme au XVIII[e] siècle, Paris 1887.

[2] Mémoires de Madame de Staël, Divertissements de Sceaux, Paris et Trévoux 1712. — Suite des Divertissements de Sceaux, Paris 1725. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi III 161—178.

Ganz hatten die Salons auch nach dem Eingehen des Hôtels Rambouillet nicht aufgehört. Als gesellige Kreise, in welchen junge Leute den feinsten Gesellschaftston sich aneignen konnten, nennt Madame de Sévigné jene der Madame de La Fayette, der Madame de Sablé, der Madame de la Sablière. Aber die erstere war etwas ernst und kränklich, die letztere war ihr dagegen zu leichtfüßig und oberflächlich. Beiden zog sie schließlich Ninon de Lenclos vor, die einst ihren eigenen Familienfrieden gestört hatte. Während sie einst ihren Gatten und ihren Sohn gern vor den Netzen der allgemeinen Verführerin bewahrt hätte, hatte sie jetzt nichts dagegen, daß ihr Enkel, Monsieur de Grignan, der allgemeinen Mode folgend, ihr seine Huldigungen darbrachte.

Obwohl schon 1616 geboren und also noch dem „goldenen Zeitalter" angehörig, kann Ninon de Lenclos einigermaßen als Ahnfrau und Stammmutter der Aufklärung betrachtet werden. Nächst der Mademoiselle de la Vallière und der Madame de Montespan war sie wohl die gefeiertste Dame jener Zeit; viele der berühmtesten Herren des damaligen Frankreichs beteten sie an; in zahllose Familien hat sie Zwietracht gebracht. Ihr letzter „Freund", Saint-Évremond, konnte diese „Leontium" auch in England nicht vergessen; er behauptete, daß „ihre Seele die Wollust Epikurs mit der Tugend Catos verbinde". Trotz des ungünstigen Rufes, in welchem sie mit Recht stand, wußte sie sich in späteren Jahren als Orakel des feinsten Welttons, als Urbild geselliger Bildung bis an ihr Lebensende in Fühlung mit den höchsten Lebenskreisen zu behaupten. Schöngeistige Abbés sangen ihr Lob in allen Tonarten. Der Sprachforscher d'Olivet fand in ihr Venus und Minerva vereinigt. Der leichtfertige Abbé Châteauneuf führte seinen Neffen, den dreizehnjährigen Voltaire, bei ihr ein, und das neunzigjährige Großmütterchen vermachte dem Kleinen ein Legat von 2000 Livres, damit er sich Bücher kaufen könnte. Sie starb 1706.

Schon vier Jahre später (1710) eröffnete Madame de Lambert[1] einen Salon, der bald noch viel weitere Kreise umspannte. Sie war die dreiundsechzigjährige Witwe eines Generalleutnants, eine gelehrte Dame, die lateinisch las, aber mit noch größerem Interesse alle Tagesneuigkeiten verfolgte. Bei den Diners, welche sie jeden Dienstag und Mittwoch gab, und an welche sich stundenlange literarische Unterhaltungen knüpften, brachte sie bald die Elite der höheren Gesellschaft mit den gelehrten und literarischen Koryphäen des Tages zusammen. Da ließ vor allem Fontenelle sein Licht leuchten, da fanden sich La Motte und Mairan ein, die Abbés Fraguier, Alary, Saint-Pierre, der Marquis d'Argenson, später Montesquieu und Marivaux, der halbverrückte Abbé de Choisy, die Schriftstellerinnen de Launay, Dacier, de Fontaine, de La Force, d'Aulnoy, Catherine Bernard und viele andere. Madame de Lambert hielt auf äußeren Anstand und Würde, konnte aber nicht verhindern, daß die Sittenlosigkeit, welche unter der Regentschaft herrschte, den eleganten Bildungsschleier dann und wann ziemlich unwirksam machte.

In Madame de Tencin ging das Literaturpatronat wieder an eine Frau von bis dahin sehr zweideutigem Rufe über. Zu Grenoble 1681 geboren, war sie, wie es scheint, ohne rechten Beruf in das Kloster der dortigen Augustinerinnen getreten, das sie aber fünf Jahre nach ihrer Profeß wieder verließ. Auch bei den

[1] Trublet, Mémoires sur Fontenelle, Paris 1761. — Oeuvres de Madame de Lambert, Paris 1774. — Ch. Giraud, Le Salon de Madame de Lambert (Journal des Savants 1880). — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 165 à 181. — Em. de Broglie, Les mardis et les mercredis de la marquise de Lambert (Correspondant X, 25 avril 1895).

Chordamen in Neuville, zu denen sie nun übersiedelte, hielt sie es nicht aus. In Paris, wo sie sich dann niederließ, lernte sie Fontenelle kennen, der ihr in Rom Lossprechung von ihren Gelübden zu erwirken versuchte, aber umsonst. Ihr Leben gestaltete sich nun vollends zum leichtfertigen Roman, in welchem auch Ehrgeiz und Streberei keine geringe Rolle spielten. Was von ihren verschiedenen Abenteuern Wahrheit, was Dichtung ist, kann hier nicht eingehender untersucht werden. Sicher und für die Literaturgeschichte nicht unerheblich ist es, daß sie die außereheliche Mutter des vielgefeierten d'Alembert wurde, den sie als Findling bei der Kirche Jean le Rond aussetzen ließ, und der von diesem Fundorte den Namen Jean le Rond erhielt. Man kann sie also einigermaßen als die Stammmutter der „Encyklopädie" und der Encyklopädisten betrachten. Sie war fünfzig Jahre alt, als sie ihr unstetes Romanleben 1733 mit dem ruhigeren einer Salonkönigin vertauschte, das sie dann bis zu ihrem Tode (1749) weiterführte [1].

Ihrem Salon führte der unsterbliche Fontenelle seine Freunde Mairan, Marivaux, Montesquieu und die meisten Schöngeister zu, welche sich bereits bei Madame de Lambert zusammengefunden hatten. Sie machte aber auch neue Erwerbungen, wie Boze, Mirabaud, Piron, Duclos, Helvétius, Astruc, die Engländer Bolingbroke und Chesterfield, den spanischen Grafen de Guasco und den berühmten Genfer Arzt Tronchin. Durch sie erlangten die Pariser Salons ein mehr und mehr internationales Gepräge.

Das war besonders gegen die Mitte des Jahrhunderts der Fall, als es durch Montesquieu, Voltaire u. a. schon längst Mode geworden war, den Franzosen englischen Deismus, englische Aufklärung, englische Verfassung und englische Freiheit zu predigen, Voltaire dann nach Berlin zog, Friedrich II. von Preußen und Katharina von Rußland das Patronat der Aufklärung übernahmen, die kleindeutschen Fürstensöhne scharenweis nach Paris pilgerten, um Weisheit und guten Geschmack, helle Ideen und feine Bildung an der lautersten Quelle zu trinken, der Kampf gegen „Aberglauben" und „Vorurteil" das allgemeine Losungswort der Zeit ward.

Die Männer der Aufklärung brauchten jetzt keine Ninon mehr, die ihre schüchternen Anfänge ermutigte, keine Madame de Lambert, um bei ihr über die Vorzüge der „Antiken" und der „Modernen" zu disputieren, auch keine Madame de Tencin mehr, um von ihren feinen Manieren zu profitieren und sich von ihr begönnern und beglückwünschen zu lassen. Sie waren jetzt Mannes genug, die alte Welt in Stücke zu schlagen. Aber willkommen war ihnen immer noch eine gute Mama, welche den Tisch für sie deckte und ihnen für ihre anregenden Gespräche einen komfortablen Vereinigungspunkt bot.

Diese gute Mama war Maria Theresia Geoffrin [2], geborene Robet, die Tochter eines königlichen Kammerdieners (1699—1777), ein Pariser Bürgerkind, das weder Plato studiert, noch die ganze Welt in sich verrückt gemacht hatte, aber sich auf Küche und Keller, geschmackvolle Einrichtung und bequeme Möblierung, anmutige Geselligkeit und artige Plauderei verstand. Der Mann, der sie als vierzehnjähriges Mädchen geheiratet hatte, Verwalter eines großen Eisgeschäftes, wurde von den

[1] Ihre Schriften gedruckt mit jenen der Madame de La Fayette, 8 Bde, Paris 1786; 5 Bde, Paris 1804; 4 Bde, Paris 1825. — Correspondance, 2 Bde, Paris 1790. — Lettres au duc de Richelieu, Paris 1806.

[2] Éloges de Madame Geoffrin par Morellet, Thomas et d'Alembert, Paris 1812. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi II 241—257. — P. de Ségur, Le royaume de la rue Saint-Honoré, Madame Geoffrin et sa cour, Paris 1897.

Schöngeistern als ein überflüssiges Möbel, als eine völlige Niete verachtet, hatte ihr aber doch immerhin den stattlichen Reichtum zugebracht, dessen sie bedurfte, um ihren Salon zu dem berühmtesten von Paris, d. h. der ganzen damaligen Welt, zu gestalten. Sie konnte gelegentlich auch 300 000 Livres vorstrecken, um der „Encyklopädie" aus der Verlegenheit zu helfen. Auch bei ihr erschienen noch Fontenelle, Mairan, Montesquieu, die ersten Vorläufer der Aufklärung, aber als alte Herren, die schon dem Grabe entgegenwackelten; sie konnten sich indes eines tüchtigen Nachwuchses getrösten, denn sie trafen da d'Alembert, Diderot, Marmontel, den Abbé Morellet und nach und nach die ganze Schar von Genies und Schöngeistern, welche, wenn sie auch selbst wenig zu der „Encyklopädie" beisteuerten, doch ihren Geist verbreiten halfen und darum zu den Encyklopädisten gerechnet wurden. Auch der Herr von Voltaire ließ sich in diesem von Esprit funkelnden Kreise sehen, als ihm der Boden von Paris noch nicht zu heiß war. Lemonnier hat in einem Gemälde die Szene verewigt, wie Voltaire (1755) im Salon der Madame Geoffrin seine „Chinesische Waise" zum Besten gibt. So ist Madame Geoffrin zur Weltberühmtheit emporgestiegen. Nach St Petersburg zu reisen, wohin Kaiserin Katharina sie einlud, war ihr etwas zu weit; aber der Einladung des Königs Stanislaus, den sie schon als jungen Mann gekannt, konnte sie nicht widerstehen; so ist sie als Greisin 1766 nach Warschau gereist und hat unterwegs in Wien bereits die künftige Königin Marie-Antoinette kennen gelernt.

Eine Art Rivalin fand die gute Literatur-Mama in der charmanten Marquise Marie Du Deffand[1], geborene Vichy-Chambron (1697—1780), die schon als Pensionatskind sich mit Glaubenszweifeln zu schaffen machte, eine reiche, aber unglückliche Ehe schon bald nach deren Eingehung löste und nun einem wirren Strudel der verschiedensten Liebesverhältnisse anheimfiel, bis sie sich endlich mit der Freundschaft des Präsidenten Hénault begnügte, dem sie bis zum Tode treu blieb, ohne ihn indes zu heiraten. Als sie 1753 erblindete, tröstete sie sich mit der Eröffnung eines Salons, in welchem Minister wie Choiseul und Boufflers, die Marschälle Luxembourg und Mirepoix mit den gefeiertsten Tagesschriftstellern zusammentrafen. Ihre Vorleserin, Mademoiselle de l'Espinasse, die Geliebte d'Alemberts, des spanischen Granden de Mora und des Militärschriftstellers de Guibert, ward ihr 1764 untreu und gründete ihren eigenen Salon.

In das Leben Voltaires spielt die vielbewunderte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur und die gelehrte Marquise de Châtelet hinein, in dasjenige Rousseaus, Diderots und Grimms die selbst schriftstellernde Madame d'Epinay; mit mehreren der Encyklopädisten stand Madame de Grafigny in Beziehung, die selbst Romane verfaßte. Über all diese Literatur- und Kulturdamen ragt aber durch ihren Einfluß die Marquise de Pompadour empor, deren Sklave durch lange Jahre der König Ludwig XV. selber war.

---

[1] Correspondance générale p. p. De Lescure, 2 Bde, Paris 1865; Corresp. avec la duchesse de Choiseul p. p. Saint-Aulaire, 3 Bde, Paris 1859. — L. Perey, Le président Hénault et Madame Du Deffand, Paris 1893. — E. Asse, Mademoiselle de l'Espinasse et Madame Du Deffand, Paris 1877. — P. Bonnefon, Mademoiselle l'Espinasse, l'amoureuse et l'amie (Revue d'Hist. litt. de la France, 1897, 321 ff). — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi XI 180—196; I 325—340; II 96—112.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nachzügler der Klassiker. Theater und Roman.

Die klassische Literatur, wie sie Boileau zum theoretischen System entwickelt hatte, machte es den Nachzüglern zugleich leicht und schwer, der Poesie weiter zu pflegen. Leicht, indem sie gute Vorbilder und eine reich ausgebildete Form und Sprache zur Verfügung stellte; schwer, indem sie durch ihre Formstrenge die freie Bewegung unnatürlich einschränkte und mit ihrer blinden Vorliebe für altklassische Stoffe und Formen die naturgemäßen Quellen der Dichtung, die religiöse Überlieferung, Volkssage, Volksgeist und Volkstum zurückdrängte und neben manchen dem antiken Klassizismus abgelauschten Normen zugleich die höfische Mode zum höchsten Maßstab alles Dichtens und Trachtens erhob.

Das Beste, was die Lyrik aufzuweisen hat, sind die Chöre in Racines „Esther" und „Atalie". Ihm strebte, zunächst auf dramatischem Gebiet, Joh. Baptist Rousseau nach, eines Schuhmachers Sohn (geb. 1670), sorgfältig erzogen, Gesandtschaftssekretär in England, dann durch Protektion in Paris unabhängig gestellt [1]. Als er auf der Bühne wenig Glück hatte, wandte er sein ungewöhnliches Formtalent der Lyrik zu und suchte durch hohe Odenpoesie ein französischer Horaz und Pindar zu werden. Seine Psalmenübersetzungen fanden bei dem greisen Ludwig XIV. und bei dem jungen Herzog von Burgund große Anerkennung. Das Schönste seiner Gedichte ist indes aus der Bibel oder aus den alten Klassikern herübergenommen. Eine tiefinnerliche Frömmigkeit beseelte seine prunkvollen Oden nicht. Nebenher dichtete er für die frivolen Hofkreise lüsterne und unziemliche Epigramme. Seinen Mißerfolg auf dem Theater konnte er nicht verschmerzen, und die Rache, die er durch Spottgedichte dafür an seinen wirklichen und vermeintlichen Gegnern nahm, verwickelte ihn in arge Händel und führte endlich dazu, daß er 1712 mit schweren Geldbußen bestraft und aus Frankreich verbannt wurde.

Auch im Ausland fand er mächtige Gönner, den Grafen von Luc und den berühmten Prinzen Eugen, der ihn erst drei Jahre in Wien behielt, dann nach Brüssel empfahl, wo der Dichter die meiste Zeit seines übrigen

[1] Werke: Le café, Komödie in Prosa, 1694; die Opern Jason, 1690, Venus et Adonis, 1697, die Verskomödien Le flatteur, 1696, Le capricieux, 1700, und drei andere; Poésies lyriques (Paraphrases des Psaumes, Allégories, Cantates); Épitres (2 Bücher), Epigrammes (4 Bücher); Lettres. — Oeuvres, Soleure 1712; 2 Bde, Londres 1723; p. p. Amar, 5 Bde, Paris 1820. — Vgl. La Harpe, Cours de litt.; Villemain, Tableau de la litt. au XVIII[e] siècle. — Sainte-Beuve, Portraits littér.

Lebens zubrachte. Die Versuche, die er machte, um eine Zurücknahme seiner Verurteilung zu erwirken, mißglückten, und so starb er 1741 zu Brüssel als Verbannter, nachdem er daselbst 1722 den jungen Voltaire kennen gelernt und sich bald auch mit ihm verfeindet hatte. Trotz der Spöttereien desselben gelangte Rousseau zum Rufe des größten französischen Lyrikers. Manche legten ihm sogar den Beinamen des „Großen" bei. Wie indes die Zeitgenossen ihn nicht als Dramatiker gelten lassen wollten, so hat die spätere Kritik ihn auch als Lyriker grausam zerpflückt. Den Forderungen Boileaus entsprachen seine Oden, Kantaten, Allegorien und Episteln wohl in hohem Grade, aber wie bei Boileau selbst fehlt die innere, göttliche Glut der Poesie. Die Zeit war nicht dazu angetan, sie von außen anzufachen; von innen aber brachte er mehr das Talent, auch Großes nachzuempfinden, als selbständige Gestaltungskraft mit sich. Am meisten Beifall wurde später seinen Epigrammen gezollt, die seinen weniger edeln Neigungen entquollen und das Unglück seines Lebens herbeiführten.

Sein Wettbewerber in der Odendichtung war Houdart de La Motte[1] (1672—1731), der Sohn eines Hutmachers, der erst Trappist werden wollte, aber bald zur Literatur übertrat und es 1710 zu einem Sitz in der Akademie brachte. Er dichtete Oden, Fabeln und Eklogen, die beim Vorlesen entzückten, aber gedruckt sich ziemlich trocken und gekünstelt ausnahmen. Nachdem er die „Ilias" 1711 aus der Übersetzung der Madame Dacier kennen gelernt, bearbeitete er die zwölf ersten Gesänge so, wie er glaubte, daß Homer selbst sie den Zeiten Ludwigs XIV. angepaßt haben würde, d. h. so steif und seelenlos wie möglich. Was er aber als Fehler Homers auffaßte, das galt der gelehrten Übersetzerin als eitel Vollkommenheit, da sie sich das Epos als den regelrechtesten Rokoko-Garten zurecht gelegt hatte, aber für die Schönheit der Alten noch immerhin mehr Verständnis hatte, als der steife Modedichter. Bei dem Streit, der sich darüber erhob, hatte La Motte die meisten Schöngeister für sich[2]. Zuletzt versöhnten sich die feindlichen Homeriden bei einem vergnügten Mahl und tranken gemeinsam auf das Wohl Homers. Besseren Erfolg hatte der Dichter mit seinen Tragödien „Die Makkabäer" (1722), „Romulus" (1722), „Ödipus" (1726), besonders aber „Inez de Castro", einer dramatisierten Episode aus den „Lusiaden" des Camoëns. Seit dem „Cid" rief kein Stück solche Rührung hervor. Theoretisch bekämpfte er die drei Einheiten und den Vers, drang aber mit seiner Ansicht gegen die schon fest eingewurzelte Poetik Boileaus nicht durch.

---

[1] Oeuvres complètes, 10 Bde, Paris 1754. — Oeuvres choisies, 2 Bde, Paris 1811.

[2] Le XVIII[e] siècle fut puni de cette partialité; en perdant tout sentiment homérique, il perdit aussi celui de la grande et généreuse poésie; il crut, en fait de vers, posséder deux chefs d'oeuvre, la Henriade et la Pucelle; il faudra désormais attendre jusqu'à Bernardin de Saint-Pierre, André Chénier et Chateaubriand, pour retrouver quelque chose de cette religion antique que Madame Dacier avait défendue jusqu'à l'extrémité, et la dernière du siècle de Racine, de Bossuet et de Fénelon. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IX 407 408.

Jean Segrais (1625—1701) ahmte in seinen „Eklogen" Vergil nach; Madame Deshoulières (1631—1694), als die „Sappho ihres Jahrhunderts" gepriesen, verherrlichte in ihren Idyllen die glückliche Unschuld des Landlebens. Der Marquis de Coulanges (1631—1716) dichtete lustige Chansons, in denen er es aber mit Reim und Grammatik nicht sehr genau nahm. Claude Emanuel Lhuillier, Chapelle genannt (1626—1686), war noch mit Molière, Boileau und Racine befreundet, brachte es aber, bei seiner Liebe zu Trunk und Nichtstun, nur zu einer heiteren Reisebeschreibung (Voyage en Provence et en Languedoc) und zu allerlei poetischen Kleinigkeiten (Rondeaux, Epigrammen u. dgl.). Er hieß das „Orakel zum weißen Kreuz", weil er in dieser Schenke hauptsächlich mit den genannten Klassikern zusammentraf. In seinem feuchtfröhlichen Geiste dichteten auch der jüngere Charles Auguste de La Fare (1644—1712) und der leichtfertige Abbé G. A. de Chaulieu, ein ganz in Genußsucht und Liebschaften verbummelter Geistlicher. Vertreter derselben Richtung in der Akademie war de Lafaye (1674—1731); der Orientreisende Alexander Laynez (1650—1710) gab sich nicht einmal die Mühe, seine epikureischen Spielereien selbst zu sammeln.

An der großen Aufgabe, ein bedeutendes französisches Epos zu schaffen, plagte sich um diese Zeit Voltaire selbst ziemlich vergeblich ab; dagegen gelang es einem jungen Jesuiten, der noch nicht einmal seine theologischen Studien vollendet hatte, mit einem kleinen komischen Epos Boileau nicht nur zu erreichen, sondern in echt französischer Lustigkeit, Leichtigkeit und Anmut fast zu übertreffen. Es ist Jean Baptist Gresset[1]. Zu Amiens 1709 geboren, im Kolleg der Jesuiten daselbst erzogen, trat er mit 16 Jahren dem Orden bei und lehrte dann selbst die sog. Humanität in Moulins, Tours und Rouen. Neben der obligaten Übung in lateinischen Versen versuchte er sich mit Glück auch in französischen, in kleinen lyrischen Gedichten, Episteln u. dgl.; 1734 dichtete er dann seinen Vert-Vert, die drollige Geschichte eines grünen Papageis, der, in einem Frauenkloster aufgezogen und bald der Liebling der ganzen Schwesterschaft, so fromm, bescheiden und höflich wie ein Nönnchen reden lernt, eines schönen Tages entflieht, endlich aber wieder heimkehrt und nun die Schwestern mit den lästerlichsten Plattheiten, Flüchen und Anzüglichkeiten skandalisiert. Es ist Klosterkomik, aber mit echt poetischem Humor und in den zierlichsten melodischen Versen ausgeführt. Zum Unheil für den jungen Dichter fühlte sich die Oberin eines Klosters, die Schwester eines Staatsministers, schwer durch das Gedicht gekränkt, das sie als Satire auf sich und die Ihrigen bezog. Die Strafe und die Einschränkung, welche über Gresset erging, führten im folgenden Jahre seinen Austritt aus dem Orden herbei. Er widmete sich nun ganz der Literatur, schrieb einige ziemlich unbedeutende Tragödien, eine gute Komödie (Le

[1] Beste Ausgabe seiner Werke von Renouard, 2 Bde, Paris 1811. — L. Daire, Vie de Gresset, Paris 1779. — M. Robespierre, Éloge de Gresset, Paris 1785. — A. L. Démuin, Gresset, étude sur sa vie et ses oeuvres, Lille 1887. — J. Wogue, Gresset, Paris 1894.

Méchant), die 1747 auf die Bühne kam, und wurde 1748 in die Akademie aufgenommen. Wegen seiner religiösen Gewissenhaftigkeit wurde er arg von Voltaire verspottet; doch hat sein Vert-Vert auch diesen Spott überlebt und ihm unter den poëtae minores seinen Platz gerettet.

Molière fand unter den Schauspieldichtern selbst viele Nachahmer, die durch Bühnenkenntnis zu ersetzen versuchten, was ihnen an poetischem Talent gebrach.

Die bedeutendsten waren Baran (eigentlich Michel Boyron, 1653—1729), Noel le Breton, Sieur du Hauteroche (1617—1707), Charles Chevillé, Sieur de Champmeslé († 1701), Florent Carton Dancourt (1661—1725)[1]. Der letztere, Lieblingsschüler des P. de la Rue S. J., brachte mit Vorliebe Alltagskomik aus dem Pariser Bürgerleben auf die Bühne, wußte aber auch die Bauern gut zu zeichnen, so daß er der „Teniers der Komödie" zubenannt wurde. Er war überhaupt derber als Molière, besaß aber ebensowenig wie die genannten seinen ebenso feinen als tiefen Blick für das Komische. Edmé Boursault (1638—1701) hat sich hauptsächlich durch seine Gegenstücke zu Molière und Boileau (Le portrait du peintre ou la contre-critique de l'école des femmes. — La satire des satires) bemerkbar gemacht; einige seiner selbständigen Komödien sind besser als seine pathetisch-deklamatorischen Versuche im Trauerspiel. Schwach im Gesamtaufbau, aber gut in manchen Einzelzügen, Feinheit der Ausführung und Natürlichkeit der Sprache sind die Komödien des Charles Rivière Dufresny (1648—1724)[2], erst Kammerdiener Ludwigs XIV., dann Aufseher der königlichen Gärten. Der Konvertit Brueys (1640—1723) und der Rechtsgelehrte Palaprat[3] brachten gemeinsam die alte Farce vom „Advokaten Patelin" wieder auf die Bühne und verfaßten auch neue Stücke.

Am meisten Volkstümlichkeit gewann jedoch Jean François Regnard[4] (1626—1709), von dessen 25 Lustspielen sich mehrere das ganze 18. Jahrhundert hindurch auf der Bühne hielten. Er kommt an Heiterkeit und Witz oft Molière nahe, ist aber häufig frivol und anstößig und leitete so die Komödie in ein Fahrwasser hinüber, in welchem sie nach und nach ganz von der Höhe herabsinken mußte, zu der Molière sie erhoben hatte. Seine beliebtesten Stücke sind: Le joueur; Le retour imprévu; Le distrait; Les Ménechmes; Le légataire universel; La critique du légataire.

Etwas neuen, frischen Humor führte der komischen Bühne der heitere Novellist Alain René Lesage[5] (1668—1747) zu; allein in seinen Stücken (Turcaret ou le

---

[1] Dancourt, 12 Bde, Paris 1760. — J. Lemaître, Le théâtre de Dancourt, 1882.

[2] Dufresny, 6 Bde, 1731.

[3] Brueys und Palaprat, 3 Bde, 1755.

[4] Regnard, 6 Bde, 1822. — Gilbert, Regnard: Revue des Deux Mondes, 2. pér. XXIII (1859) 167—183. — J. J. Weiss, Essais sur l'hist. de la litt. franç. (Art. sur Regnard), 1891.

[5] Oeuvres complètes XI XII, 1821. — L. Clarétie, Lesage, 1892. — Lintilhac, Lesage, 1893. — Brunetière, Études critiques III.

financier — La tontine — La princesse de la Chine) drängt sich bereits das für die Kunst nicht günstige Element politischer Kritik hervor, das er durch seine lustigen Einfälle und packende Sittenschilderung wohl einigermaßen zu bewältigen verstand, das aber in den Händen anderer bald zum bedenklichen Agitationsmittel wurde. Das Los des durch schlechte Finanzpolitik geschädigten Volkes wurde dadurch nicht erleichtert, daß ein vergnügtes Theaterpublikum über die Gaunereien der Schwindler und Abenteurer lachte, welche sich an den erpreßten Steuern bereicherten. Marc Antoine Legrand[1] (1673—1728) griff in seinem Cartouche, l'homme imprenable auch die Polizei an, die ihn allerdings wenig darin hinderte, die Bühne mit vielen Unanständigkeiten und Schlüpfrigkeiten zu überschwemmen. Zu tollen Harlekinaden ließ sich Louis Fuzelier (1672—1752) herbei, der auch lange die Pantomimentheater versorgte. Feinerer Ausarbeitung befleißigte sich Jacques Autreau (1659—1745); noch mehr der älteren regelrechten Bühnenkunst näherte sich Joseph de Lafont (1686—1725); doch dichtete auch er leichte komische Opern und Ballette. Als Hauptdichter in letzterem Fache gilt aber Alexis Piron[2] (1689—1773), ein Burgunder aus Dijon, der wegen eines leichtfertigen Jugendgedichts die Aufnahme in die Akademie verscherzte, aber um so mehr für die kleineren Bühnen schrieb, später auch in der regelmäßigen Komödie Gutes leistete. Als sein bestes Stück wird „die Dichtwut" (La métromanie) angesehen.

Von den Tragöden nahmen sich die meisten Racine zum Muster, so der Abbé Charles Claude Genest (1639—1719), der, von dem kleinen Hofe von Sceaux protegiert, Mitglied der Akademie wurde und mehrere Stücke für dieselbe lieferte und mit seiner „Penelope" sogar Bossuet zufrieden stellte, Jean de la Chapelle (1655—1723), Jean Gilbert Campistron (1656—1723), Antoine de la Fosse (1653—1708), der die Boileauschen Theorien am strengsten innehielt, und dessen „Manlius" lange ein beliebtes Stück blieb, de Longepierre (1659—1721), La Grange-Chancel (1677—1758) und der bereits erwähnte de La Motte (1672—1731). Der Abbé Boyer (1618—1698) und J. F. Duché de Vancy verlegten sich hauptsächlich auf biblische Stoffe, zum Teil für das Mädchenpensionat in Saint-Cyr, der letztere, der auch Opern dichtete, entschieden mit mehr Talent und Glück.

Eine Abweichung von dem abgemessenen und gedämpften Pathos, das als eine Forderung des guten Stils und der tragischen Würde galt, gestattete sich erst Prosper Jolyot de Crébillon[3] (1674—1762), der zwar selbst ein recht schüchterner und träumerischer Mann war, aber starke Effekte suchte und darum mehr das Furchtbare als das Rührende aufgriff. Sein „Atreus und Thyest" (1707), „Rhadamiste und Zenobia" (1711), „Elektra" (1706), „Idomeneus" (1709) häuften Schrecken auf Schrecken. Der Dichter wurde der „Schreckliche" (le terrible) genannt. Eine Zeitlang schwärmte man für seine peinlich folternden Stücke; aber die künstliche Spannung hielt nicht vor. Mit der „Semiramis" (1717) hatte er wenig Erfolg und zog sich grollend von der Bühne zurück. Erst 1745, ein Greis von 81 Jahren, wurde er von der wandelbaren Gunst des Publikums

---

[1] Legrand, 4 Bde, 1770. [2] Piron, 8 Bde, 1778.
[3] Oeuvres, 2 Bde, Paris 1750 1812; (Renouard) 1818.

plötzlich wieder hervorgerufen, um ihn gegen Voltaire zur Geltung zu bringen. Sein „Catiline" (1749) und sein „Triumvirat" (1753) wurden mächtig beklatscht. Der Dichter wurde vielfach den eigentlichen Klassikern beigezählt. Man glaubte bei ihm das Gewaltige, Erschütternde zu finden, das der klassischen Tragik gefehlt hatte, eine höhere, vollendetere Fassung dessen, was die Bewunderer Shakespeares hauptsächlich an diesem hervorheben. Tatsächlich stand Crébillon weit von Shakespeare ab und versetzte nur dem klassischen französischen Geschmack einen schweren Stoß, von dem er sich lange nicht mehr erholte.

Der englische Einfluß, der von der Wende des 17. Jahrhunderts an sich immer mehr Geltung verschaffte, rüttelte auch an der strengen Scheidung von Tragödie und Komödie, welche zu den Grunddogmen des Klassizismus gehörte. Nach Addisons Vorbild gab Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux[1] (1688—1763) von 1722 an den „französischen Spektator" (Le spectateur français) heraus und schrieb moralisierende Genre-Romane. In seinen Lustspielen (L'héritier du village. — L'épreuve. — Le jeu de l'amour et du hazard. — Les fausses confidences) gewann das heitere Moment noch Oberwasser; an die zierlichen Rokoko-Figürchen seiner handlungsarmen Liebesgeschichten ist indes eine geradezu verschwenderische Klein-Psychologie und Redseligkeit verwendet, für die jedes Zucken der Augenwimpern und jedes Rascheln einer Brüsseler Spitze eine Welt von Gefühlen bedeutet. Die weitschweifige Analyse dieser Gefühle und Gefühlchen mit der zugehörigen Selbstbespiegelung und Fangballspielerei ist als „Marivaudage" von den Kritikern zeitweilig hart mitgenommen und in den meisten Literaturbüchern erblich abgetan worden. Das Theaterpublikum, namentlich das weibliche, unterhielt sich indes ganz gut an den zierlichen Nichtigkeiten, und die neuere Kritik hat sie wieder glimpflicher behandelt.

Je mehr inzwischen Liederlichkeit und Zügellosigkeit alle Kreise des Pariser Lebens durchdrangen, desto stärker erwachte in einzelnen das Bedürfnis, dem Bühnenspiel wieder etwas besseren Gehalt zuzuführen. Philippe Néricault Destouches[2] (1680—1754) hatte in diplomatischen Geschäften in England selbst das moralisierende Lustspiel und das bürgerliche Drama der Engländer kennen gelernt und vertauschte nach seiner Rückkehr die lose Richtung Regnards, welcher er bis dahin gehuldigt hatte, mit einer ernsteren, welche die Komödie in den Dienst der Sittenverbesserung stellen sollte. Das war sehr gut gemeint. In seinem „Prahler" (Le glorieux) ist noch Lustigkeit genug vorhanden, daß das Stück sich einigermaßen den Charakterkomödien Molières nähert. Allein in den meisten andern Stücken (Le dissipateur. — Le philosophe marié. — Les philosophes amoureux) drängen Lehrhaftigkeit und Rührseligkeit den eigentlichen Zweck der Komödie stark zurück. Bei Pierre Claude Nivelle de la Chaussée (1692—1754) schwemmt die bürgerliche

---

[1] Oeuvres complètes, 12 Bde, Paris 1781; 10 Bde, 1827—1830. — Théâtre complet p. p. É. Fournier, Paris 1878. — Lescure, Éloge de Marivaux, Paris 1880. — J. Fleury, Marivaux et le marivaudage, Paris 1881. — G. Larroumet, Marivaux, sa vie et ses oeuvres, Paris 1882. — F. Brunetière, Études critiques II III, 1881 1883; Époques du théâtre français 1892. — Deschamps, Marivaux, 1897.

[2] Oeuvres, 6 Bde, Amsterdam 1755—1759; 4 Bde, Paris 1757; 6 Bde, 1811 1822. — Oeuvres choisies p. p. Auger, 2 Bde, Paris 1810.

Rührung dann vollends allen Humor und Scherz hinweg. Seine Stücke (Le préjugé à la mode. — Mélanide. — L'école des mères. — Pamela) sind eigentliche Rührstücke (Comédies larmoyantes). Das blasierte Theaterpublikum, das sich über die kirchliche Predigt erhaben dünkte, ließ sich gern herbei, im Theater über die Nöten der mißkannten und verfolgten Tugend Ströme von Tränen zu weinen.

Einen großen Anteil an der allgemeinen Begriffs- und Geschmacksverwirrung hatte die bald nach Boileaus Tode üppig ins Kraut schießende Belletristik, die, weder durch Versregeln noch durch Kunstschranken gebunden, weder durch klassische Vorbilder noch durch ernstere Geistesbildung eingeschränkt, jedem kühnen Neuling die freieste Bewegung verstattete.

Auch jetzt fehlte es zwar nicht an solchen, welche der in Regelzwang erstarrten Literatur neuen gesunden Stoff zuzuführen gedachten. In den verschrobenen Ziergärten des Rokoko erschienen plötzlich die lieblichen Gestalten der alten Volksmärchen: Dornröschen und Rotkäppchen, Aschenbrödel und Blaubart, Der kleine Däumling und Der gestiefelte Kater, so schlicht und kindlich, als sich die gemütlichen Geschichten nur eben in der abgeglätteten Konversationssprache wiedergeben ließen. Charles Perrault (1628—1703) gab sie etliche Jahre vor seinem Tode heraus als „Erzählungen meiner Mutter der Gans, oder Geschichten vergangener Tage" (Contes de ma mère l'Oye ou histoires du temps passé)[1]. Andere Erzählungen wie Griseldis, Die Eselshaut und Die törichten Wünsche gab er ebenso anmutig in Versen zum besten. Die Gräfin Marie Cath. d'Aulnoy (1650—1705) brachte fast gleichzeitig (1698) die „Feenmärchen"[2] in noch weitere literarische Kreise, suchte sie aber schon durch Anzüglichkeiten auf die damalige Hof- und Salonwelt pikanter zu machen. So wurden dieselben wohl vorübergehend zum Mode-Spielzeug der großen Kinder; aber diese waren nicht kindlich und unbefangen genug, um ihre Poesie zu genießen. Schon 1714 parodierte Graf Antoine Hamilton[3] in seinen „Contes" den alten Märchenschatz und vernichtete den wohltätigen Eindruck, den er auf die Literatur hätte gewinnen können.

Wie einst Corneille, suchte auch Alain René Lesage (1668—1747) wieder Stoff und Anregung in der so reichen spanischen Literatur. Am Jesuitenkolleg zu Vannes gebildet, ließ er sich 1693 als Literat in Paris nieder und übersetzte hier zunächst (1700) einige Stücke von Rojas und Lope de Vega, sowie die Fortsetzung des Don Quijote von Avellaneda. Mit dem Lustspiel „Crispin als Nebenbuhler seines Herrn" eröffnete er 1707 eine ganze Reihe von Lustspielen, komischen Opern und Possen, in welchen die frische, lebendige Komik der Spanier und Italiener pulsierte; mit dem

[1] 1701. — Neuausgabe der Contes, mit Illustration von Doré, Fol., Paris 1862. — Oeuvres choisies de Perrault, Paris 1826; p. p. P. Lacroix, Paris 1842. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi V 202—217. — A. Barine, Les Contes de Perrault: Rev. des Deux Mondes, 3. pér. CII (1890) 659—674.

[2] Contes de Fées, 6 Bde, Paris 1782. — Sie schrieb auch Mémoires de la Cour d'Espagne, Paris 1690. — Mémoires historiques, 2 Bde, Paris 1692.

[3] Oeuvres complètes, 3 Bde, p. p. Auger, 3 Bde, 1805; Renouard, 3 Bde, 1812 1813.

„Hinkenden Teufel“ (Le diable boiteux) verpflanzte er auch die heitere Phantastik der Spanier in die ziemlich schal gewordene französische Romanliteratur, bearbeitete dann den berühmten Schelmenroman „Guzmann de Alfaraje“ und den „Verliebten Roland“ des Bojardo und verfaßte die selbständigen Romane „Die Abenteuer des Flibustierkapitäns Beauchesne“ und „Der Baccalaureus von Salamanca“. Das Werk, das ihm aber einen bleibenden Namen verschaffte, ist der umfangreichere Roman „Gil Blas von Santillana“ (dessen erster und zweiter Teil 1715 erschien, der dritte 1724, der vierte 1735) ein breitangelegtes Weltbild mit einer Unmasse von Personen mit mehr oder weniger komischem oder humoristischem Anflug, durch deren buntes Gewühl der abenteuernde Gil Blas sich seinen Weg bahnt, von seinen guten Eigenschaften meist im Stich gelassen, aber mit seinen kleinen Spitzbubereien und Streichen wieder vorangebracht. Das Werk zielt weder auf Satire noch auf hohe moralische Belehrung, sondern wie die spanischen Abenteurerromane auf spannende Unterhaltung; es ist darum weder ein schlechtes Buch, noch ein solches, das den Wünschen hochstrebender Ästhetiker entgegenkommt. Es erfüllt aber eine Aufgabe, welche die hohen Kunsttheoretiker nur allzu leicht aus den Augen lassen, und welche der Poesie eigentlich am nächsten liegt, den Geist in harmloser und ergötzlichster Weise abzuspannen und zu unterhalten.

Der Ton des spanischen Schelmenromans ist so ausgezeichnet getroffen, daß der spanische Jesuit P. Isla, der Historiker Llorente und andere Spanier an die Selbständigkeit des französischen Verfassers nicht glauben wollten, sondern nachzuweisen versuchten, Lesage habe ein spanisches Werk dazu ausgebeutet [1]. Ein schlagender Nachweis ist indes nicht erbracht. Alle bisherigen Untersuchungen haben nur dargetan, daß sich Lesage meisterlich in jenen Zweig der spanischen Literatur hineingearbeitet und sie vielfach benutzt, aber mit seinen Anregungen und Anleihen doch selbständig geschaltet hat. Geist, Stil und Ausführung gehören ganz ihm an. Um tiefere psychologische Probleme, herzzerreißende innere Kämpfe und Charakterentwicklungen, sentimentale Ergüsse und wertherische Jammerstimmungen war es Lesage nicht zu tun. Die Vorwürfe, die in dieser Hinsicht gegen ihn erhoben worden sind, treffen den „Schelmenroman“ überhaupt und haben nicht viel mehr zu bedeuten, als das Bedauern einiger Franzosen, daß der Roman sich nicht in französischem Milieu bewege und in durch und durch französischem Tone gehalten sei. Es ist nicht schwer, in vielen Charakteristiken und Schilderungen

[1] F. de Neufchâteau, Examen de la question de savoir si Le Sage est l'auteur de Gil Blas, 1818. — Llorente, Observ. critiques sur le roman de Gil Blas, 1822. — Franceson, Essai sur la question de l'originalité de Gil Blas, Berlin 1857. — Beckenstedt, Die Geschichte der Gil Blas-Frage, Berlin 1879.

des Romans Züge aus dem damaligen Leben Frankreichs wiederzufinden. Aber Lesage grämt sich nicht über die vielen Lumpereien der höheren und mittleren Gesellschaft, malt sie nicht zu häßlichen und abstoßenden Bildern aus, sondern zieht nur das Komische daraus heran und gleitet über das andere mit unzerstörbarem Humor hinweg. In einer Zeit, wo bereits die Grundpfeiler des religiösen und sittlichen Lebens zu wanken begannen, hatte ein solches humoristisches Spiel, ein solches Absehen von allen tieferen Lebenselementen allerdings nicht dieselbe Harmlosigkeit wie in dem glaubensvollen Spanien des Cervantes und Quevedo.

Die „Liebe", welche Lesage nur obenhin und von der komischen Seite berührte, ward wieder zur Hauptsache in den zwei unvollendeten Romanen des Marivaux: „Das Leben der Marianne" und „Der bäuerliche Emporkömmling" (Le paysan parvenu). Der Liebesroman ist aber in beiden Werken zugleich mit einem bunten Abenteuerroman verschmolzen. Marianne ist ein verlassenes Kind, das, auf dem Lande erzogen, mit 15 Jahren nach Paris kommt und unter allen Arten von Gefahren und Nöten zur vollendeten Kokette heranwächst und endlich sein Glück macht. Jakob ist ein Bauernbursch, der nichts als ein schönes Gesicht und einen schönen Wuchs mit nach Paris bringt, damit alte und junge Weiber an sich zieht und so immer eine Liebste, gutes Essen und volle Taschen hat. Seine sittliche Auffassung deutet Marivaux in dem zweiten Roman an, in welchem er die schmutzigen Romane des jüngeren Crébillon scharf kritisiert und dann hinzufügt: „Ein Leser will geschont sein. Willst du, Verfasser, seine sittliche Verdorbenheit in dein Interesse ziehen? Gehe wenigstens langsam darauf los, halte sie etwas in Zucht; aber dränge nicht gleich aufs äußerste." Dem Bauern, der über sein unverhofftes Glück prahlt, legt er die Worte in den Mund: „Schau, was ist das für eine Schule der Weichlichkeit, der Wollust, der Verdorbenheit und schließlich auch des Gefühls! Denn die Seele wird um so feiner, je mehr sie verdirbt." Marivaux geht nicht bis aufs äußerste; aber in seiner feinen Herzensbildung und Liebeständelei steckt schon die Verdorbenheit.

Viel abenteuerlicher und zugleich naturalistischer und leidenschaftlicher gestaltete sich der Roman bei dem selbst abenteuerlichen Abbé Antoine Prévost d'Exiles (1697—1763), den man wohl als den größten Vielschreiber vor Voltaire bezeichnen kann. Er war ein Unglücksmensch, der sich in besseren Augenblicken zu den höchsten Idealen der christlichen Vollkommenheit berufen fühlte, aber von sinnlicher Leidenschaft sich immer von neuem in den Strudel des frivolsten Welttreibens hinreißen ließ. Er hielt es weder bei den Jesuiten noch bei den Benediktinern aus. Von der strengen Maurinerkongregation, als deren Mitglied er die Priesterweihe erhielt und an dem gelehrten Werke der Gallia Christiana mitzuarbeiten begann, wollte er zu der milderen Observanz von Cluny übertreten, entfloh aber, ehe der Über-

tritt geregelt war, nach Holland, lebte dort mit einer jungen Protestantin zusammen, die ihn auch nach England begleitete, und lebte da als fahrender Literat, bis der Ruf seiner Romane ihm die Gunst des Prinzen Conti erwarb, der es ihm 1735 ermöglichte, nach Frankreich zurückzukehren und unter dem Titel seines Hausgeistlichen als Abbé in Paris zu leben und sich weiter der Literatur zu widmen. Am berühmtesten wurde seine „Geschichte des Chevalier de Grieux und der Manon Lescaut“ [1], d. h. die Geschichte eines jungen Adeligen, der sich leidenschaftlich in eine Pariser Grisette verliebt und auch nicht von ihr läßt, da sie, um weiter in hauptstädtischem Saus und Braus zu leben, eigentliche Kurtisane wird, ja sich selbst zum professionellen Spieler und Spielschwindler erniedrigt, alles „aus Liebe“, und „aus Liebe“ ins äußerste Elend und ins Gefängnis gerät und, da sie nach Amerika flüchten muß, ihr auch dahin folgt und selbst von der völlig Verkommenen und Gestorbenen sein Herz noch nicht lossagt. Es ist kein Zweifel, daß die überaus naturalistischen Schilderungen aus dem damaligen Paris nach dem Leben gezeichnet sind und vielfach Lebenserfahrungen des Verfassers spiegeln.

Die Macht der Zuneigung und die Verderbtheit der Welt muß dabei für alles herhalten. Für das grundverdorbene Liebespaar wird wie für unschuldige Lämmer nur das tiefste Mitleid in Anspruch genommen. Zu einer höheren Lebens- und Kunstauffassung schwingt sich Prévost nirgends empor. Kein Lichtstrahl führt aus dem wirren Labyrinth niedriger Leidenschaft heraus.

Nicht viel besser sind seine übrigen Romane (Mémoires et aventures d'un homme de qualité 1728. — Le doyen de Killerine 1732—1735. — L'histoire de Mr Cléveland, fils naturel de Cromwell ou le philosophe Anglais, 1732—1739), nur daß sie mehr in die Breite gehen und die stark aufgetragenen Schilderungen gelegentlich mit einigem seichten Moralisieren verbrämen. Von 1733—1740 gab Prévost eine belletristische Zeitschrift „Le Pour et le Contre“ heraus, die sich Addisons „Spektator“ zum Vorbild nahm und in ihrem buntscheckigen Quodlibet viel Englisches in Frankreich einführte. Ebenfalls um Brot zu verdienen, übersetzte Prévost die Romane Richardsons und gab die bändereiche Histoire des voyages heraus, welche sowohl Bearbeitungen englischer Reisewerke als anderweitige Kompilationen enthielt. Stil und Sprache zu besorgen nahm er sich gewöhnlich wenig Zeit, sicherte sich indes durch seine lebendige und gewandte Darstellung einen großen Leserkreis.

Ein Seitenstück zu seinen Romanen bilden diejenigen der bereits erwähnten Madame de Tencin, in welchen eine lüstern angehauchte Erotik ebenfalls das

[1] Der Roman erlebte von 1728—1731 an zahllose Auflagen. — Prévosts Werke wurden mit denjenigen von Le Sage zweimal zusammen gedruckt (von Prévost 39 Bde, von Le Sage 15 Bde), Paris 1783 1810—1816. — F. Brunetière, Études critiques III. — H. Harrisse, L'abbé Prévost, sa vie et ses oeuvres, Paris 1896; Bibliographie et notes pour servir à l'histoire de Manon Lescaut, Paris 1875.

Hauptingrediens bildet (Le Comte de Comminges. — Le siège de Calais. — Les malheurs de l'amour).

Sowohl Prévost als Madame de Tencin halten noch ein gewisses Dekorum inne, wie es Marivaux für nützlich und angemessen erachtete. Inmitten einer Korruption, wie sie jedoch die Regentschaft und das Hofleben Ludwigs XV. zeitigte, war es unausbleiblich, daß die menschliche Tierheit auch diese leichten konventionellen Schranken durchbrach und der Naturalismus sich zur vollen Pornographie weiter entfaltete.

Die Hauptvertreter dieser liederlichen Schmutzliteratur sind Crébillon der Jüngere, der Sohn des Tragikers (1707—1777), mit den Schundromanen: Lettres de la Marquise *** au comte de ** 1732, Tanzaï et Néardarne 1734, Les égarements du coeur et de l'esprit 1736 und Le Sofa 1745; dann der im Kampf gegen Jansenisten und Jesuiten unermüdliche Abbé Grécourt (1683—1743) und Choderlos de Laclos (1741—1803), dessen Liaisons dangereuses 1782 erschienen. Übertroffen wurde der letztere nur noch durch „Die Abenteuer des Chevalier Faublas" (1787), verfaßt von Louvet de Couvray (1760—1797).

Die Keime dieses tiefen, sittlichen und literarischen Niedergangs streuten schon jene Männer aus, welche als Führer und Träger der sog. Aufklärung das ganze Jahrhundert beherrschten und alle seine übrigen Erscheinungen weit in den Schatten stellten.

Sechzehntes Kapitel.

Voltaire.

Eine Weile schien es wohl, als ob die lange Blüteperiode der Literatur dem politischen Verfall sich entziehen und sich freudig weiterspinnen wollte. Schon drei Jahre nach Ludwigs Tod trat Voltaire mit seinem ersten Drama „Ödipus" auf und begann rasch darauf seine „Henriade" zu dichten — ein Nationalepos, wie es der klassischen Literatur noch zu ihrer Vollständigkeit fehlte. An Geist, Sprachgewalt und selbst an Phantasie gebrach es ihm nicht[1].

---

[1] Gesamtausgaben der Werke erschienen schon zu Voltaires Zeit zahlreiche, aber alle im Ausland oder mit fremden Druckorten (Amsterdam 1738 1739; London 1746; Dresden 1748 1752; Genf 1757 1764 1768—1778 1775, wobei die Zahl der Bände von 4 auf 40 anwuchs). Die wichtigsten späteren sind: die sog. Kehler Ausgabe (mit Avertissements und Notes von Condorcet, 70 Bde, Paris 1785 bis 1789; 92 Bde, 1785 ff. Die Auflage, auf verschiedenen Sorten Papier, betrug 28000 Exemplare. P. N. Chantreau fügte 1801 Tables analytiques, 2 Bde, hinzu); die Ausgaben von Beuchot, 70 Bde, Paris 1829—1834, und Moland, 52 Bde, Paris 1877—1885).

Voltaires Briefwechsel füllt bei Beuchot 20, bei Moland 18 Bde (über 10300 Briefe). — Sein Briefwechsel mit Friedrich dem Großen in dessen Oeuvres

Zu Paris 1694 geboren, Sohn eines Notars, kam er an das Jesuitenkolleg Louis le Grand, als der Ruhm der großen Dichter und Redner noch frisch in aller Munde lebte, ihre Werke bereits zum Eigentum des Lebens und der Schule geworden waren. Er brauchte sich nicht wie Corneille, Molière oder Boileau erst mühsam Bahn zu brechen; er konnte in Bezug auf Sprache und Stil, Geschmack und Bildung aus dem vollen schöpfen. Der literarischen Befähigung seiner Lehrer, besonders der Patres Porrée, Tournemine und Thoulié (des späteren Abbé und Akademikers d'Olivet) hat er nachmals hohes Lob gezollt. Doch in Rücksicht auf Religion und Sitte durchkreuzte der herzlose, boshafte Knabe schon früh alle Hoffnungen und Bemühungen seiner Erzieher. Allzurasch der Schule entrissen, durch seinen Pathen, den Abbé de Châteauneuf in die sittenlosesten Kreise der hohen Gesellschaft eingeführt, verlor er den Glauben seiner Jugend und verkam in epikureischer Ungebundenheit.

Nach dem Haag geschickt, ward er wegen einer Liebschaft bald wieder zurückbefördert, tat auch bei einem Notar in Paris nicht gut, sondern

---

XXI—XXIII. — Foisset, Voltaire et le président de Brosses[2], Paris 1858. — Carayol, Lettres inédites de Voltaire, 2 Bde, Paris 1856, [2]1857. — Bavoux et A. F(rance), Voltaire à Ferney, Paris 1860. — Coquerel, Lettres inédites sur la tolérance, Paris 1863. — Tamizey de Larroque, Lettres inédites à Louis Racine, Paris 1894. — Campardon, Documents inédits sur Voltaire, Paris 1893. — Duc de Broglie, Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans, Paris 1895. — W. Mangold, Voltairiana inedita (a. d. k. Archiven von Berlin), Berlin 1901.

Biographien von: Luchet, 1781; Harel, 1781; Chaudon, Mémoires, 1785; Duvernet, 1786; Condorcet, 1787; Linguet, 1788; Lepan, 1817; Durdent, 1818; Mazure, 1821; Paillet de Warcy, 1823; Longchamps et Wagnière, Mémoires, 1825; Harel, Discours sur Voltaire, 1844; Cornut, 1844; Lord Brougham, Voltaire et Rousseau, 1845; Bungener, 1851. — Venedey, Friedrich der Große und Voltaire, Leipzig 1859. — Horn, Voltaire und die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, Berlin 1865. — Desnoiresterres, Voltaire et la société française au XVIII[e] siècle, 8 Bde, Paris 1867 bis 1876; Iconographie volt., Paris 1878. — Maynard, Voltaire, sa vie et ses oeuvres, 2 Bde, Paris 1867. — Morley, Voltaire, London 1874. — Rosenkranz, Voltaire (Neuer Plutarch I), Leipzig 1874. — Strauß, Voltaire[6], Bonn 1895. — Kreiten, Voltaire[2], Freiburg i. B. 1884. — Perey et Maugras, La vie intime de Voltaire 1754—1778[2], Paris 1885. — Maugras, Voltaire et Rousseau, Paris 1886; deutsch, Wien 1895. — Nourrisson, Voltaire et le Voltairianisme, Paris 1896. — Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke, 2 Bde, Oppeln 1885. — Crouslé, La vie et les oeuvres de Voltaire, 2 Bde, Paris 1899. — R. von Nostitz-Rieneck S. J., Das Triumvirat der Aufklärung (Zeitschr. f. k. Theol., Innsbruck XXIV (1900) 37—65 482—509 593—643). — Calmettes, Voltaire et Choiseul, Paris 1902. — Bengesco, Voltaire, bibliographie de ses oeuvres, 4 Bde, Paris 1882—1890.

erregte mit Satiren Skandal, die ihm erst eine Ausweisung aus Paris, dann eine elfmonatliche Haft in der Bastille zuzogen. Da dichtete er seinen „Ödipus“ und den zweiten Gesang seiner „Henriade“. Sein „Ödipus“ hatte auf der Bühne einen glänzenden Erfolg und brachte ihm auch reichlich Geld ein. Doch mit Pasquillen zog er sich mächtige Gegner auf den Hals. Vergeblich sann er auf Rache an dem jungen Chevalier de Rohan, der ihn für eine Beleidigung hatte durchprügeln lassen; seine Forderung zum Duell hatte nur die Folge, daß er abermals in die Bastille gesetzt wurde. Nach kurzer Gefangenschaft aus Paris verwiesen, brachte er die nächsten drei Jahre (1727—1729) in England zu.

Er war viel zu sehr Franzose, um England, seine geschichtliche Entwicklung und seine Literatur gründlich aufzufassen und tieferen geistigen Gewinn daraus zu ziehen. Er nippte überall an der Oberfläche herum und zog an sich, was seiner Anschauung und Stimmung zusagte. Vor allem freute er sich, hier jenen Deismus wieder zu finden, den er sich selbst zurechtgelegt und bereits 1722 in seinem Gedicht Le Pour et le Contre ausgesprochen hatte:

Entends, Dieu que j'implore, entends du haut des cieux
Une voix plaintive et sincère,
Mon incrédulité ne doit pas te déplaire;
Mon coeur est ouvert à tes yeux:
L'insensé te blasphème, et moi je te révère,
Je ne suis pas chrétien, mais c'est pour t'aimer mieux.

Diesen Deismus, der dem nackten Unglauben und dem giftigsten Religionshaß das artige Mäntelchen der tiefsten Naturfrömmigkeit und der edelsten Gottesliebe umhing, fand er von den englischen Freidenkern einigermaßen wissenschaftlich bearbeitet, durch Locke mit der erwünschten Philosophie eingeleitet, durch Bolingbroke elegant stilisiert. So hatte er eine „Religion“ und zugleich eine „Philosophie“ zur Hand, die sich elastisch erweitern ließ, von der aus man die allgemeine Toleranz und Menschenliebe predigen und zugleich das positive Christentum mit Spott und Hohn übergießen konnte. Obschon sein Freund Bolingbroke ein von der Freiheit politisch erwürgter Tory-Staatsmann war, phantasierte und schwindelte er sich doch in eine helle Begeisterung für den englischen Konstitutionalismus hinein, dessen Wesen und Geschichte er kaum halb verstand und den er nun nach Frankreich verpflanzen wollte, um sich an der französischen Gesellschaft zu rächen.

Zunächst vollendete er die „Henriade“, die er 1728 zu London erscheinen ließ. Die Subskription darauf brachte ihm ungefähr 150 000 Fr. ein. Er widmete das Gedicht der englischen Königin. Aus einem Nationalepos war es ein Parteigedicht zur Verherrlichung der Hugenotten geworden.

Seine Glanzstelle bildet die Ermordung Colignys in der Bartholomäusnacht, wie sie Heinrich von Navarra als Flüchtling der Königin Elisabeth schildert. Das in tadellosen Alexandrinern abgefaßte Gedicht, das damals in mehr als 300000 Exemplaren in Umlauf kam und von der Reklame neben die Ilias und Äneïs gestellt wurde, ist seither der steifen, künstlichen Mache wegen ziemlich in Vergessenheit geraten und wird höchstens noch als literaturhistorische Merkwürdigkeit studiert. Voltaire schickte ihm in englischer Sprache einen „Essay über die epische Poesie" (1726) voraus, in welchem er alle Epiker von Homer an aufmarschieren ließ, um sich als den größten Epiker der Gegenwart an den Schluß der ganzen Reihe zu stellen. Ein zweiter „Essay über den Bürgerkrieg in Frankreich" (1727) bereitete den Leser sachlich und stofflich auf das Gedicht vor. Beide Essays wurden alsbald auch ins Französische übersetzt.

Im Frühjahr 1729 nach Paris zurückgekehrt, spielte sich Voltaire wieder als Dramatiker auf. Sein „Brutus", teilweise von Shakespeares „Cäsar", teilweise von Addisons trockenem „Cato" angeregt (1730 aufgeführt), wich in einigen Stücken von der hergebrachten Schablone ab, befriedigte aber wenig, obwohl er seine Neuerungen in einem „Discours an Lord Bolingbroke über die Tragödie" zu begründen versuchte. In der „Eriphyle" (1732) ahmte er den „Ghost" im „Hamlet" mit einer Gespenstererscheinung nach, aber die Pariser waren für solche Wunder nicht zu gewinnen. Mehr Glück hatte er (1732) mit seiner „Zaïre", in welcher der greise Lusignan und der gefangene Châtillon die begeistertsten Kreuzfahrerreden halten, die schöne halbmohammedanische Titelheldin aber den Edelsinn der Christen noch besiegt. Im Jahre 1734 folgte dann die Oper „Tanis und Zélide" und „Adélaïde Duguesclin". Kaum im Theater beklatscht, setzte der Vielseitige das Publikum mit seiner „Geschichte Karls XII." (von Schweden) in Erstaunen, die, als Geschichtswerk hingenommen, so spannend und anziehend wie ein Roman geschrieben war. Sein mephistophelischer Hang zu boshafter Kritik, Spott und Satire verdarb ihm aber auch jetzt wieder das Spiel. Indem er die eben verstorbene Schauspielerin Lecouvreur, eine seiner vielen „Geliebten", besang, konnte er nicht umhin, gegen den „Aberglauben", d. h. das positive Christentum, loszuziehen. In dem „Tempel des guten Geschmackes" (1733) trat er vielen Schriftstellern auf die Füße. Den Lyriker J. B. Rousseau, mit dem er kurz zuvor in Brüssel ewige Freundschaft geschlossen, griff er speziell in einer Epistel „Über die Verleumdung" an. In seinen „Briefen über die Engländer" (oder Lettres philosophiques) endlich ließ er es nicht dabei bewenden, die freien Institutionen Englands und die englische Literatur zu lobpreisen, die allgemeine Toleranz und die Kuhpockenimpfung zu empfehlen, er griff auch mit äußerster Schonungslosigkeit die christlichen

Bekenntnisse und die Offenbarung überhaupt an. Das Parlament ließ (Juni 1734) die antireligiöse Spottschrift durch den Henker verbrennen, erließ gegen den Verfasser einen Haftbefehl, setzte den Verleger in die Bastille und entzog ihm das Verlagsrecht.

Voltaires Bleiben war nun nicht mehr in Paris. Eine Zuflucht fand er bei der schöngeistigen Marquise Du Châtelet auf ihrem Landhause Cirey an der lothringischen Grenze. Hier brachte er die nächsten fünfzehn Jahre seines Lebens zu in ehebrecherischem Verhältnis mit seiner Gönnerin, die schon vorher durch galante Abenteuer ihrem Mann die Treue gebrochen hatte, auch Voltaire keine Treue hielt, sondern ihm in dem jungen Offizier Saint-Lambert einen Nebenbuhler und Teilhaber verschaffte. Eine unglückliche Niederkunft infolge dieses neuen Verhältnisses machte ihrem schmählichen Treiben 1749 ein Ende.

Voltaire war indes nicht zum romantischen Einsiedler angelegt; auch während dieser Periode wanderte er häufig dahin und dorthin. Während er Schloß und Park in Cirey, gleich als wäre er der Besitzer, in besseren Stand setzte, war die Marquise in Paris tätig, um ihm Erlaubnis zur Rückkehr dahin zu erwirken. Beinahe wäre es gelungen, hätte die Polizei nicht in Erfahrung gebracht, daß er an einem bösartigen Spottgedicht auf die Jungfrau von Orléans arbeitete. So konnte er 1735 nur kurze Zeit in Paris weilen und begab sich dann nach Lunéville, wo der ehemalige Polenkönig Stanislaus Leszinsky Hof hielt. Hier waren bei der hohen Damenwelt gerade mathematische und physikalische Studien an der Mode. Die Marquise hatte sich längst auf diese Zweige geworfen. Sie hatte nicht bloß den Vergil übersetzt, sie übersetzte und erklärte jetzt auch Newtons Werke. Ein Teil des Schlosses von Cirey wurde in Observatorien und Laboratorien umgewandelt. Emilie bekämpfte die Wirbel des Descartes, und Voltaire studierte bei ihr Mathematik und Astronomie, um einen „Essay über die Philosophie Newtons“ zu verfassen. Cirey hatte aber auch ein Theater und eine Menge hoher Gäste. Der „Philosoph“ hörte nicht auf, Komödien und Tragödien zu schreiben. Seine Novitäten wurden auch in Paris aufgeführt: 1735 „Cäsars Tod“, 1736 „Alzire“ und „Der verlorene Sohn“. Er verteidigte in einem boshaften Schriftchen Le Mondain Luxus und Genußleben und bereitete eine Ausgabe seiner „Gesammelten Werke“ vor. Da er sich wegen des „Mondain“ selbst in Cirey nicht sicher fühlte, verduftete er für einige Zeit nach Holland. Eine Abhandlung „Über die Ausbreitung des Feuers“, die er mit seiner Marquise der Akademie der Wissenschaften unterbreitete, fiel durch, aber dafür entschädigte ihn die begeisterte Verehrung des preußischen Kronprinzen, der, 1740 König Friedrich II. geworden, ihm schrieb:

„Mein lieber Freund, mein Los hat sich gewendet. . . . Sehen Sie in mir, ich bitte Sie, nur einen eifrigen Bürger, einen etwas skeptischen

Philosophen, aber einen wahrhaft treuen Freund. Um Gottes willen, schreiben Sie mir nur als Mensch und verachten Sie mit mir Titel, Namen und allen äußeren Glanz."

Schon im September traf er mit dem König in Cleve zusammen, zwei Monate später verweilte er mehrere Tage bei ihm in Rheinsberg. Nun dichtete er seinen „Mahomet", scheinbar nur gegen den „Fanatismus", in Wirklichkeit gegen jede positive Religion gerichtet. Das Stück wurde 1742 in Paris gegeben, fand vielen Beifall, aber auch starken Widerspruch. Aufgefordert, es zurückzuziehen, widmete er es dem Papst Benedikt XIV., der die Widmung als eine Höflichkeitsäußerung annahm. Voltaire hoffte nach dem Tode des Kardinals Fleury (1643) endlich in die Akademie aufgenommen zu werden; doch vergeblich. Auch der Triumph, den seine „Mérope" (seine erste Tragödie „ohne Liebe") errang, vermochte seinen übeln Ruf nicht zu beseitigen. Erst ein Besuch in Berlin, bei welchem Friedrich II. und seine Schwester, die ebenso aufgeklärte Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, ihn mit Erweisen der Verehrung und Vertraulichkeit überschütteten, machte auch am Hofe von Versailles Eindruck. Auf Vermittlung des Herzogs von Richelieu wurde für die Hochzeit des Dauphin ein Festspiel mit Ballett bei ihm bestellt. Er dichtete die „Prinzessin von Navarra". Das Stück wurde im Februar 1745 mit größtem Prunke aufgeführt, Voltaire bald darauf zum Kammerherrn und Hofhistoriographen mit 2000 Livres Gehalt ernannt. Im Mai 1746 erhielt er auch die langersehnte Aufnahme in die Akademie. Durch ein freches Madrigal auf die Marquise de Pompadour, welche ihn unter ihre Flügel genommen, verdarb er es schon 1748 wieder mit dem König und seiner mächtigen Maitresse. Als beide nun den alten Dichter Crébillon begünstigten, faßte er den Plan, diesen dadurch von der Bühne zu verdrängen, daß er der Reihe nach dieselben Stoffe bearbeitete. So entstanden „Sémiramis", „Catilina", „Orestes" (letzteres ein Gegenstück zu Crébillons „Elektra"). Er drang jedoch mit seiner Absicht nur halb durch und schuf sich mehr Ärger als Genugtuung. Um das Maß voll zu machen, wurde ihm auch die Marquise von Châtelet untreu. Bald endigte ihr Tod diesen Abschnitt seines Lebensromans. Ärgerlich über den Mißerfolg seines „Orestes", floh er jetzt nach Berlin. Am 10. Juli 1750 traf er in Potsdam ein.

Er schwamm anfänglich in Vergnügen. „Hundertfünfzigtausend siegreiche Soldaten, keine Staatsanwälte, Oper, Komödie, Philosophie, ein Held zugleich Philosoph und Dichter, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Trompeten und Violinen, platonische Gastmähler, Gesellschaft und Freiheit! Wer sollte das glauben? Und doch ist das alles völlig wahr!" So schrieb er an Argental vierzehn Tage nach seiner Ankunft. Einige Wochen später rief er aus: „Wer hätte vor zwanzig Jahren gedacht, daß

Berlin die Zufluchtsstätte der Künste, der Pracht und des guten Geschmackes würde?" Die Herrlichkeit dauerte indes nur zwei und ein halbes Jahr, ja sie umdüsterte sich sogar sehr bald. Gestattete es Friedrich auch, daß Voltaire ihn statt mit Ew. Majestät mit Ew. Humanität anredete, so ließ er ihn doch gelegentlich fühlen, daß er Herr in seinem Hause war. An der Akademie führte der steife Maupertuis das Scepter. Bei den Gelagen der Philosophen übertrumpfte der ausgelassene La Mettrie mit seinen Hanswurstereien Voltaires Witze. Voltaires Geldspekulationen und sein Prozeß mit dem Juden Hirsch verdrossen den König. Durch La Mettrie vernahm Voltaire des Königs verächtliches Wort: „Ich habe ihn höchstens noch ein Jahr nötig; man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg." Von da an dachte Voltaire nur daran, möglichst bald wieder von Berlin fortzukommen. Zum völligen Bruch führte ein Streit mit Maupertuis, in welchen sich der König selbst mischte. Voltaire beantwortete die königliche Réponse d'un académicien de Berlin mit dem giftigen Pamphlet Diatribe du docteur Akakia, médecin du pape. Der König ließ es durch den Henker verbrennen; Voltaire kündigte ihm seinen Dienst auf. Sie versöhnten sich zwar diesmal noch, aber schon ein Vierteljahr später nahm Voltaire seinen Abschied.

Aus der Zeit des Berliner Aufenthaltes stammen viele kleinere Gedichte sowie das dem König gewidmete „Gedicht über das Naturgesetz" in vier Büchern, worin er gegen die Höllenstrafen protestierte, und das deshalb 1759 in Paris zum Feuer verurteilt wurde. Die Stücke „Amélie oder der Herzog von Foix" und „Der Herzog von Alençon" sind nur Umarbeitungen seiner „Adélaïde Duguesclin". Noch 1752 vollendete er sein „Jahrhundert Ludwigs XIV.", das in acht Monaten acht Auflagen erlebte, im folgenden Jahr auf den römischen Index kam. Seinen „Abriß der Universalgeschichte" (Berlin 1753) arbeitete er später noch zweimal um: 1754—1758 als „Essay über die Universalgeschichte" und 1775 als „Essay über den Geist und die Sitten der Nationen". Viel mächtiger als diese Schriften wirkte indes das hohe Ansehen, das er durch die Freundschaft Friedrichs II. in ganz Europa erlangt hatte, und das ihn zum gefeiertsten Schriftsteller der gesamten Zeit erhob, seine Beteiligung an der Encyklopädie, deren zwei ersten Bände 1751 erschienen, seine Verbrüderung mit Friedrich II. und den Encyklopädisten, um die „Infame", d. h. die geoffenbarte Religion, nicht nur in der großen Encyklopädie, sondern überhaupt in Schrift, Wort und Tat unablässig zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten. Écrasez l'infâme! war schon längst der Grundakkord seiner literarischen Tätigkeit, ward fortan der ausgesprochene Wahlspruch derselben. Das sanfte Licht und die milde Wärme eines echten Künstlergeistes hatte er nie besessen. In unruhiger Hast züngelnd, blitzend, beißend

flackerte sein Witz hin und her auf allen Gebieten. Poesie und Prosa gehen auf in einer sich überstürzenden Publizistik, die im allgemeinen zugleich ein lukratives Geschäft darstellt.

Auf seinen Lieblingstraum, den Sitz seines Wirkens in Paris aufzuschlagen, mußte er auch jetzt wieder verzichten. Da ihm Genf selbst nicht die gewünschte Aktionsfreiheit bot, kaufte er sich, nunmehr bereits 62 Jahre alt, ein hübsches Landgut auf Schweizer Gebiet (Les délices) und die in Gex (auf französischem Grenzland) gelegenen Güter Tourney und Ferney. Hier brachte er abwechselnd die übrigen 22 Jahre seines Lebens zu. Neben Friedrich II. war der Patriarch von Ferney der gefeiertste Mann seiner Zeit. Scharen von Berühmtheiten wallfahrteten zu ihm; mit dem ganzen literarischen und politischen Europa stand er in Briefwechsel, wie einst Erasmus von Rotterdam, aber nicht nach Geldgeschenken und Auszeichnungen jagend, sondern als ein behäbiger Grand Seigneur, der sein Schloß mit allem Komfort der Hauptstadt ausgestattet hatte, glänzende Essen und Gesellschaften gab, sein eigenes Theater hielt, mit Friedrich II. und Katharina von Rußland wie mit seinesgleichen verhandelte, französische Minister und Maitressen in seine Dienste zog und Priester und Könige bis zum Tode mit seinen Witzen und grimmigen Anklagen verfolgte.

Seine Buntschriftstellerei wuchs jetzt noch in üppigerer Fülle empor als je. Dem „Tankred“ (1750) hat kein Geringerer als Goethe die Ehre einer Übersetzung angetan. „Die chinesische Waise“ (1755), nach der Übersetzung eines chinesischen Stückes ausgeführt, hat zuerst allgemeinere Aufmerksamkeit auf die Dramatik des Orients gelenkt. Die übrigen Tragödien sind ziemlich verschollen: Sokrates (1759), Saul (1763), Olympia (1763), Oktavius und der junge Pompejus (1764), Die Skythen (1766), Die Guèbres oder die Toleranz (1769), Sophonisbe (1770), Die Pelopiden oder Atreus und Thyest (1772), Die Gesetze des Minos (1773), Don Pedro (1775), Irene (1778). Agathokles wurde erst (1779) nach seinem Tode aufgeführt.

Von seinen Komödien machte das meiste Aufsehen die gegen Fréron gerichtete: „Das Kaffeehaus oder die Schottländerin“ (1760). An sie reihen sich noch: Le droit du Seigneur (1763), Le dépositaire (1772), Le baron d'Otrante (komische Oper) und L'hôte et l'hôtesse (für Marie Antoinette).

Im Jahre 1755 gab Voltaire sein komisches Epos La Pucelle in den Druck, nachdem Teile davon schon seit Jahren im Umlauf gewesen. Wie er in der Henriade Vergil erreicht oder überflügelt zu haben vermeinte, so wollte er durch dieses Gedicht der Ariost Frankreichs werden. Aber dazu fehlte ihm der Zauberstab des italienischen Romantikers. In keiner andern Dichtung hat sich Voltaire so ganz gegeben, wie er war. Die Retterin Frankreichs, eine der poesievollsten Gestalten der französischen Geschichte, die Jungfrau von Orleans, ist hier herzlos in den Pfuhl der niedrigsten Komik und Obszönität herabgezogen, mit ihr Glaube und Jungfräulichkeit, Rittertum und Ehre, Königtum und Adel, Sittlichkeit und Nationalruhm. Selbst

Rabelais hatte sich so häßlicher Verzerrungen und Lästerungen nicht schuldig gemacht. Voltaire kannte indes seine Zeit und sein Publikum. Seine Schmachverse wurden wie ein Leckerbissen verschlungen. Bis in die Zeit der Restauration sollen mehrere hunderttausend Exemplare des Gedichtes gedruckt worden sein. Noch 1802 war es in Weimar so angesehen, daß Herzog Karl August Schillers „Jungfrau von Orleans“ nicht auf die Bühne kommen lassen wollte. Erst dem großen deutschen Dichter ist es gelungen, den Eindruck dieses Schandwerkes zu überwinden.

„Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.“

Mit dieser Kritik hat Schiller das Wesen Voltaires selbst in seinem tiefsten Kerne getroffen und abgelehnt.

Das Gedicht über „Das Unglück in Lissabon“ (1756) ist nicht ganz so pessimistisch, wie es von vielen aufgefaßt wurde, offenbart aber genugsam die Trostlosigkeit, mit welcher Voltaires kahler Deismus großen Schicksalsschlägen gegenüberstand. Selbst J. J. Rousseau fühlte sich davon abgestoßen und schrieb dagegen, wofür ihn Voltaire dann freilich in seinem „Bürgerkrieg von Genf“ in schonungslosester Weise dem allgemeinen Gespötte preisgab. Seine Verehrer selbst schämten sich der persönlichen Gehässigkeit, mit welcher der Patriarch der Kultur über den Patriarchen der Natur herfiel. Das war indes sein Hauptspaß, andere zu verspotten, lächerlich zu machen, auch zu beschimpfen und zu zerreißen. Er hat sich gelegentlich selbst mit einem Affen verglichen, Diderot mit einer Katze; aber er vereinigt in hohem Grade das Widerliche beider Tiernaturen. Stets Toleranz und allgemeine Liebe predigend, kennt er keine größere Wollust, als einen andern spöttisch nachzuäffen und höhnisch anzugrinsen, ihm die Krallen in den Nacken und ins Antlitz zu schlagen und mit dem Verhöhnten und Zerkratzten Fangball zu spielen. Dabei wird dann noch gelogen und verleumdet nach Herzenslust. So trieb er es mit Jean Jacques Rousseau, so mit dem Lyriker Jean Baptiste Rousseau, so mit dem Marquis de Pompignan, mit dem Kritiker Fréron, mit dem Journal de Trévoux, mit Jansenisten und Jesuiten, Akademikern und Komödianten, Fürsten und Geldmaklern, Calvinisten und Materialisten, mit seinen Feinden wie mit seinen eigenen Freunden und Verehrern. Ein großer Teil seiner kleineren Poesie (Satiren, Episteln, Epigramme, Gelegenheitsgedichte aller Art) ist nur eine Sammlung solcher gereimter Injurien, Eulenspiegeleien und Teufeleien. Mit Aristophanes hat er nur den immer sprudelnden Witz

und eine unerschöpfliche Sprachgewandtheit gemein, im Charakter ist er der völlige Widerpart des ehrlichen, mannhaften Atheners, der Doppelgänger des giftigen Lästerers Pietro Aretino. Er hatte indes auch seine besseren Tage und Stunden, und da plaudert und scherzt er so anmutig wie Horaz, feiner und lustiger als Boileau. Wo sein Eigendünkel und persönliche Bosheit nicht im Spiele ist, trifft seine Literaturkritik meist das Richtige, geißelt seine Satire mit feinem Humor wirkliche Schwächen und Schäden und nimmt sein loses Reimgeplauder sogar mitunter einen höheren Aufflug [1].

Sicher mit Unrecht ist ihm deshalb von einigen alle und jede Poesie abgesprochen worden. Man braucht ihn allerdings nicht mit Shakespeare oder Schiller, sondern nur mit Corneille oder Racine zu vergleichen, um einzusehen, daß es mit der Idealität seiner Anschauungen wie mit der Wahrheit und Tiefe seiner Gefühle übel bestellt ist. In seinen Komödien hat er sich von dem Hang zu persönlicher und augenblicklicher Satire so wenig freihalten können, daß kaum eine derselben eine wirklich poetische Leistung höheren Ranges darstellt. Von seinen Tragödien sind wieder die meisten versifizierte Pamphlete oder künstliche Stilübungen und Deklamationen. Die Bedeutung Shakespeares hat er nie erfaßt, weil ihm das dichterische Sensorium dafür fehlte. Im Jahre 1734 sprach er von seinen Farces monstrueuses, qu'on appelle tragédies; 1760 erklärte er: „Das Genie Corneilles verhielt sich zu demjenigen Shakespeares wie ein vornehmer Herr zu einem Mann aus dem Volke, der ebensoviel Geist hätte"; 1776 endlich gibt er zu, „daß dieser so wilde, so gemeine, so verrückte und so absurde Shakespeare Funken von Genie hatte", empört sich aber bei dem Gedanken, „Corneille, Racine und Molière um eines Hanswurstes willen zu verlassen, der glückliche Einfälle hat und Gliederverrenkungen aufführt". Offenbar handelt es sich hier nicht bloß um einen Gegensatz persönlichen Geschmacks, sondern um einen Gegensatz in der Geistesrichtung und Poesie zweier verschiedener Nationen. Voltaire kannte und liebte das Theater wie wohl kaum ein anderer seiner Zeitgenossen; er hat sein ganzes Leben lang im Theater gesessen, Theaterstücke geschrieben, eingeübt, dirigiert, arrangiert, kritisiert und selbst gespielt, ja er ist dadurch auch teilweise im Leben zum Komödianten geworden. Er hat die dramatische Poesie auch nicht bloß

[1] „On pourrait aussi discuter sur Voltaire; il a des méchancetés, des imprudences, des gamineries, toutes les violences et tous les excès du tempérament nerveux, c'est souvent un singe. Mais il n'a pas été bon seulement en paroles: vois ses établissements à Ferney: c'est la conduite d'un grand seigneur anglais humanitaire, qui fait du bien autour de lui et gratuitement. De même la vie de Diderot: il a fait beaucoup d'actions généreuses; ce sont des polissons et des enthousiastes, mais est ce que la générosité pratique a manqué en 89?" Taine à C. de Witt (Revue des Deux Mondes, 1. Janv. 1904, 107).

nachempfunden, sondern lebendig gefühlt; aber es ist nicht die große freie Poesie der alten Hellenen, Shakespeares oder Lopes und Calderons, es ist die im Alexandriner versteifte und an denselben geschmiedete künstliche Dramatik Corneilles und Racines. Kein Dramatiker des 18. Jahrhunderts ist diesen beiden so nahe gekommen, hat sie so gewandt nachgebildet wie Voltaire. In „Zaïre" hat er einen christlich-romantischen Stoff aus der Zeit der Kreuzzüge freier, frischer, lebendiger ausgeführt, als es je Corneille getan. Aber eines fehlt dabei, und zwar das Wichtigste: die christliche Seele, aus der heraus Corneille und Racine gedichtet haben. Wer kann dem Verfasser „Mahomets" und der „Pucelle" die pathetischen Reden eines Lusignan glauben? Sie sind nur deklamatorischer Schwindel. Es ist Voltaire nicht Ernst. Hätte er, anstatt den christlichen Geist aus dem Reiche der Poesie wie aus jenem des Lebens zu bannen, an den starren Fesseln gerüttelt, in welche der Klassizismus die dramatische Kunst geschlagen hatte, so hätte er der segensreiche Herold einer neuen Epoche werden mögen. Aber der sonst so rücksichtslose Freiheitskämpfer war dem Literaturkodex Boileaus gegenüber so vorsichtig und scheu wie ein Sklave. Er wünschte für das Drama nur etwas mehr Handlungsfreiheit und vorab die Freiheit, auch auf der Bühne das Unwesen eines Pamphletisten zu treiben. Im übrigen unterwarf er sich der herrschenden Schablone und all den kleinen Etiketterücksichten, die wie ein Korsett die schmächtige Muse der Tragödie zur Schwindsucht verurteilten.

In der hergebrachten Technik steht er jedoch kaum hinter seinen großen Vorbildern zurück; man kann an seiner Formgewandtheit auch heute noch lernen, und es war kein bloßes Kompliment, wenn Goethe zwei seiner Stücke übersetzte, als erstes Glanzstück des Jahres 1800 den „Mahomet", als solches des Jahres 1801 den „Tankred" auf die Weimarer Bühne brachte, während Schillers „Maria Stuart" erst im Sommer 1800, die „Jungfrau von Orleans" im Frühjahr 1801 auf die Bretter kam, die „Braut von Messina" und der „Tell" erst in den zwei folgenden Jahren endlich Voltaire zurückdrängten.

Wie in Vers und Reim, so war Voltaire auch unbedingt in der Prosa ein Meister. Er hat sich in allen Arten derselben versucht; immer steht ihm eine spielende Leichtigkeit, die Fülle des Wortes, die Feinheit des Ausdruckes zu Gebote. Doch herrscht dabei eine vogelähnliche Beweglichkeit vor. In flüchtiger Lektüre weiß er sich alles rasch zu assimilieren, stiehlt auch unbedenklich, ringt nichts mühevoll durch, springt von einem Gegenstand zum andern und spricht und schreibt sich leidenschaftlich in sprudelnde Lebendigkeit hinein.

Gleich La Fontaine hat er sich auch in einfachen Geschichten versucht, seine Natürlichkeit jedoch nicht erreicht (Ce qui plait aux dames, Gertrude, Les trois

manières, La bégueule, Les filles de Minée). Seine Romane (Zadig, Micromégas, Candide ou l'optimiste, L'histoire d'un bon Bramin, Jeannot et Colin, L'ingénu ou le Huron, L'homme aux quarante écus, La princesse de Babylone, L'histoire de Jenni ou le Sage et l'Athée) sind meist nur leichte Einkleidungen seiner sog. Philosophie, ohne Spannung oder tieferes Gefühl, aber flott geschrieben, mit Witz und Ironie, gelegentlich auch mit etwas Schmutz, Skandal und Lästerung gepfeffert. Sie wurden damals als Salonlektüre verschlungen, sind aber heute von den immer steigenden Flutwellen der seitherigen Romanliteratur so ziemlich begraben worden. Selbst den berühmten „Candide" wird wohl heute kaum mehr jemand zu seiner Erholung lesen.

Das Werk des Dichters tritt indes weit zurück gegen die zahllosen didaktischen und polemischen Prosaschriften, mit welchen der „Patriarch von Ferney" Frankreich und Europa überschwemmte: Essais, Questions, Observations, Remarques, Discours, Entretiens, Dialogues, Notes, Pensées, Sentiments, Sermons, Homélies, Catéchismes, Relations, Requêtes, Réponses, Remontrances, Articles, öffentliche und private Briefe. So rasch und mannigfaltig auch die französische Publizistik seit Richelieu angewachsen war, so stellte sie doch der eine Voltaire in den Schatten. Ferney war das rührigste Redaktionsbureau der Welt, der greise Spötter der unermüdlichste und vielseitigste aller Publizisten. Dieser Titel wäre indes dem eiteln Sophisten zu gering gewesen, der mit Lächeln auf den großen Polyhistor Leibniz herabsah. Eine regelmäßige Zeitschrift hätte seinen Komfort gestört und sich mit seiner launenhaften Unruhe schwer vereinigen lassen. Er gab sich darum weder als Publizist noch als Polyhistor aus, sondern als „Philosophen", als den ersten Philosophen, den Bahnbrecher des „philosophischen Jahrhunderts".

Kaum je ist der Name der Philosophie in diesem Grade mißbraucht und entweiht worden. Voltaire war viel zu unstet und unruhig, um auch nur einen Monat oder eine Woche gesammelt eine metaphysische Frage durchzudenken; er war viel zu sehr ein leichtfertiger Spottvogel und Vergnügungsmensch, um je in seinem Leben auch nur Platon oder Aristoteles einmal gründlich durchzuarbeiten; er war viel zu oberflächlich, wetterwendisch und verlogen, von Haß und Leidenschaft beherrscht, um es mit der Wahrheit je ernst zu nehmen.

Nachdem er in frühen Ausschweifungen Glauben, Unschuld, Ernst und Wahrheitsliebe verloren, beherrschte ihn ein wahrhaft fanatischer Haß gegen die Religion, welche ihn allein auf den richtigen Weg zurückführen und ihm das innere Gleichgewicht hätte wiedergeben können. Was sittenlose Hofkavaliere, eitle Salonabbés, jansenistische Advokaten, gereizte Schriftsteller, unangenehme Rivalen und Konkurrenten, übertriebene Frömmler, übereifrige Sittenrichter, höfische Kabalen, Polizei und Gericht, von seiner eigenen Bosheit und Händelsucht herausgefordert, ihm Leides taten, in allem sah er

nur die Wirkung des „Aberglaubens", d. h. der geoffenbarten Religion. Wäre er ein wirklich klarer Kopf, ein „Philosoph" gewesen, so hätte er einsehen müssen, daß die Korruption, welche am Hofe von Versailles und in den hohen Kreisen zu Paris herrschte, nicht von ihr herrührte, sondern von der Verleugnung ihrer Grundsätze, von der Nichterfüllung ihrer Gebote, von der Verweltlichung des Klerus, welche der Gallikanismus nach sich zog, von der Verwirrung, welche der Jansenismus angerichtet, von der Sittenlosigkeit, welche schon in den Tagen Ludwigs XIV. die höheren Stände ergriffen und verdorben hatte. Er hätte in Bourdaloues Predigten und in Bossuets und Fénelons Schriften alle seine Wahnideen in klassischer Schönheit widerlegt finden können. Aber die dämonische Macht der Apostasie schloß seine Augen und trieb ihn immer weiter von der Wahrheit hinweg. Bei den englischen Deisten, bei den Anglikanern, bei den Quäkern, bei Brahminen, Mohammedanern und Chinesen behauptete er mehr wahre Religion und Sittlichkeit zu finden als in der „verrotteten Kirche", in welcher er geboren war.

In einer Zeit, in welcher sich selbst die Damen mit Descartes und Newton zu schaffen machten, die literarische und wissenschaftliche Reklame besorgten und selbst die „Encyklopädie" unter ihre Flügel nahmen, mußte man aber doch etwas wie Philosophie zur Hand haben. Mit derselben Leichtfüßigkeit, mit welcher er eine Komödie dahinwühlte, braute sich Voltaire aus Locke das Nötigste zum Hausbedarf zusammen. Das war nicht schwer, da Locke schon viel Dagewesenes aus der abstrakten Terminologie in populäre Fassung umgegossen hatte. Er nahm, was ihm gefiel, und fabrizierte daraus (1733) für die Marquise du Châtelet einen Traité de métaphysique, den er aber nicht herauszugeben wagte, und den sie selbst für so gefährlich hielt, daß sie die Handschrift nicht auslieferte, als er sie dem Kronprinzen von Preußen mitteilen wollte. Erst nach seinem Tode ist diese Metaphysik (in der „Kehler Ausgabe" seiner Schriften) gedruckt worden. Sie ist gar keine „Metaphysik", sondern nur eine klarere Zusammenfassung des flachen Skeptizismus und Unglaubens, dem er sich ergeben hatte. Die Existenz eines Gottes, eines Schöpfers ist danach wahrscheinlich, aber jegliche positive Offenbarung bloße Erfindung; die Geistigkeit der Seele ist ebenso möglich, aber wahrscheinlicher ist sie materieller Natur; die Freiheit des Menschen ist ebenfalls unsicher, jedenfalls besitzt der Mensch in Bezug auf Selbstbestimmung nichts mehr als das Tier. Tugend und Laster sind relative Begriffe, die sich nach dem jeweiligen Kulturzustand richten; das Ehrgefühl reicht aus, um die Menschen zu anständigen Leuten (honnêtes gens) zu machen und so die menschliche Gesellschaft zusammenzuhalten. Übernatürliche Tugenden aber gibt es ebensowenig als eine positive Offenbarung.

Von all diesen Aufstellungen hat Voltaire nur die Leugnung der Offenbarung und des Übernatürlichen beharrlich festgehalten; alle übrigen nach Zeit und Gelegenheit modifiziert, sie geleugnet, dann wieder angenommen, anders und anders gedreht. Da die große Encyklopädie ihn gar nicht befriedigte, gab er 1764 selbst ein Dictionnaire philosophique portatif heraus, Le Portatif genannt, das die in den 22 Folios enthaltenen Angriffe auf die Religion gedrängt, verschärft und weit überboten, in ein handliches kleines Pandämonium zusammenfaßte. Es wurde 1765 in Paris von Henkershand verbrannt. Voltaire verleugnete die Verfasserschaft, als Gefahr drohte, sorgte aber, wie immer, daß das Werk (als Questions sur l'Encyclopédie 1771 und 1772) weitere Verbreitung erlangte, und erneuerte die darin enthaltenen Angriffe in zahllosen andern Schriften und Schriftchen:

Testament de Jean Meslier (1761), Lettres au prince de Brunswick (1766), Le philosophe ignorant (1766), Le dîner du comte Boulainvilliers (1767), Examen important de mylord Bolingbroke ou le tombeau du fanatisme (1767), Tout en Dieu, commentaire sur Malebranche (1769), Dieu et les hommes, oeuvre théologique, mais raisonnable (1769), Lettres de Memmius à Cicéron (1771), Il faut prendre un parti, ou le Principe d'action (1772), Traité de l'âme (1776), Dialogue d'éphémère (1777).

Die französischen Benediktiner, besonders jene der 1627 gegründeten Maurinerkongregation, haben auf dem Gebiete der Geschichte während des 17. und 18. Jahrhunderts so grundlegende, zuverlässige und zugleich so umfangreiche, riesige Leistungen aufzuweisen, daß die heutige Geschichtsforschung noch großenteils von ihren Schätzen zehrt und auf ihren tiefen, festen Fundamenten weiter baut. Voltaire, der nicht die Ruhe und selbstlose Geduld besaß, um auch nur eine ihrer gewaltigen Arbeiten durchzuführen, war keck genug, auch als Geschichtschreiber auftreten zu wollen und fand auch hier wieder sein oberflächliches Publikum, das seine Schreibereien als wirkliche Geschichte hinnahm, ja ihn wohl sogar als bahnbrechenden Historiker belobte. Bahnbrechend ist er indes nur insofern gewesen, als er die Geschichte von ihrer wesentlichen und natürlichen Bahn abgelenkt hat: von ruhiger Forschung auf hastige, publizistische Darstellung, von solider Kritik und Objektivität auf farbenschillernde Schönschreiberei, von dem gewissenhaften Studium der Vergangenheit auf eine leichtfüßige Behandlung der zunächstliegenden Zeitgeschichte, von den großen religiösen, politischen und sittlichen Faktoren der Geschichte auf das rein Materielle, die sog. äußeren Kulturverhältnisse und alle Kleinigkeiten des Lebens, von einer religiös-christlichen Auffassung endlich auf jene prinzipienlose Seichtheit, in welcher seine „Philosophie" besteht.

An Reiz der Darstellung und Sprache hat Voltaire unbedingt alle die fleißigen Benediktiner, überhaupt alle bisherigen französischen Geschichtschreiber

weit übertroffen, aber ein eigentlich verläßliches Geschichtswerk ist keine der Schriften, die sich als solches ausgeben.

Dreizehn Jahre nachdem der junge tapfere Schwedenkönig Karl XII. vor der Festung Frederikshald erschossen worden war (1718), erschien Voltaire schon mit seiner Biographie vor dem Publikum (1731), ohne je in Skandinavien gewesen zu sein, ohne Schwedisch oder irgend eine Sprache des Nordens zu lernen, ohne eigentliche Quellenstudien zu machen. In London traf er mit einem schwedischen Offizier zusammen, der unter dem König gedient; nach seinen Mitteilungen und nach andern französischen, englischen oder vielleicht auch lateinischen Berichten schrieb er dann neben hundert andern kleineren und größeren Arbeiten die schon durch die spannenden Abenteuer des nordischen Alexander so fesselnde Erzählung zusammen, im leichtesten belletristischen Stil — ein geschichtliches Feuilleton, nicht Geschichte. Schon das Jahr darauf begann er sein „Jahrhundert Ludwigs XIV.“, das er aber erst zwanzig Jahre später auf Anregung Friedrichs II. zum Abschluß brachte. Das Werk ist ein ähnliches stilistisches Paradepferd. Der Sonnenkönig mit seiner höfischen Pracht, seinen Eroberungen und seinen Liebesabenteuern wird als Held der höchsten Zivilisation gefeiert, welche bis dahin der Menschheit aufgegangen. Die großen politischen Fragen der Zeit werden nur nach dem Ruhme Frankreichs und dem Erfolge seines Königs beurteilt, die religiösen Fragen als lächerliche Zänkereien behandelt, die der Menschheit unwürdig sind.

Für seine zeitweilige Freundin, die Marquise du Châtelet, machte sich Voltaire 1740 an eine „Allgemeine Geschichte“, die aber erst 1758 nach mancherlei Umformungen ans Licht kam. Sie trägt den Titel „Essay über die Sitten und den Geist der Nationen“ und fängt da an, wo Bossuet aufgehört, nämlich bei Karl d. Gr. Es ist eine Anwendung seiner „Philosophie“ auf die Geschichte. Das Christentum bedeutet die Nacht, das Heidentum das Licht der Menschheit. In diesem Sinne schildert er „das Verlöschen (l'extinction), die Wiedergeburt und den Fortschritt des Menschengeistes“. Das Werk, das allem Aberglauben, aller Verblendung, aller Lüge ein Ende machen will, wimmelt von falschen Daten, Angaben, Erklärungen und Auffassungen, von Verdrehungen und Lügen, von Verleumdungen und Lästerungen. Es ist eines der großen Magazine, aus denen „Aufklärung“ und „Bildung“ sich über ein Jahrhundert ihre Lügenmunition gegen Christentum und Kirche holten.

Es ist unmöglich, hier das Leben des Patriarchen von Ferney eingehender zu schildern: wie er sich im Prozeß Calas (1762) als Anwalt der Gerechtigkeit und Humanität gegen das Parlament von Toulouse aufspielte, die keineswegs so klare Sache in seiner „Abhandlung von der Toleranz“ zu einer allgemeinen Weltangelegenheit aufbauschte, die Kapuziner

von Gex in seinen Schutz nahm, sich eine eigene Kirche baute (mit der Inschrift: Deo Voltaire) und feierliche Prozessionen hielt, seinen Bischof quälte und den Papst mit einer Perückenangelegenheit chikanierte, an der Unterdrückung des Jesuitenordens mitarbeitete, die Uhrenindustrie in Ferney einführte und damit den Wohlstand der ganzen Umgegend hob, gegen die Klöster arbeitete und die Steuerfreiheit des Klerus bekämpfte, sich mit Rousseau und gelegentlich auch mit den Encyklopädisten herumzankte, zu Beccarias Werk über das Strafrecht einen Kommentar schrieb, Pascals Werke neu herausgab und Corneilles sämtliche Werke mit einem Kommentar versah, um mit dem Ertrag (40000 Fr.) eine angebliche Enkelin Corneilles mit einer Mitgift zu versehen. Seine Schriften wie seine Briefe schwollen zu einem Meere an, das ein einzelner kaum mehr überschauen kann, wenn er nicht auf alle sonstige, vernünftigere Beschäftigung verzichten will. Seine leitende Idee blieb dieselbe, der Herrschaft der Kirche ein Ende zu machen und das Zeitalter der Vernunft herbeizuführen, oder wie er (1769) an d'Alembert schreibt:

„Wir werden bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben; ich meine für die anständigen Leute; denn was die Canaille anbetrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen."

Voltaire war 84 Jahre alt und hatte Paris seit 28 Jahren nicht mehr gesehen, als er sich im Februar 1778 entschloß, seine Vaterstadt, die Hauptstadt der modernen Welt, noch einmal zu besuchen. Ob ihn selbst die Lust dazu drängte oder ob seine Nichte Madame Denis die Reise anregte, ist ungewiß. Seit vier Jahren regierte Ludwig XVI. und die damals noch beliebte Marie Antoinette, die Schwester des aufgeklärten Erzherzogs Joseph, der ihn so gerne selbst in Ferney besucht hätte; ein Haftbefehl war nicht mehr zu befürchten. Der neue König wollte nun freilich nichts von ihm wissen; aber Adel und Bürgerschaft, Akademie und Theater, Encyklopädisten und Freimaurer überschütteten ihn mit Huldigungen. Er erkrankte darüber am 2. März und ließ sich herbei, die Sterbesakramente zu empfangen, um, wie er sagte, „nicht gleich der Schauspielerin La Couvreur auf den Schindanger geworfen zu werden". Franklin brachte seinen Sohn zu dem Kranken und dieser segnete ihn „im Namen Gottes, der Toleranz und der Freiheit". Bald ging es wieder besser. Schon am 16. März konnte er der Aufführung seines neuesten Stückes „Irene" beiwohnen, das er von Ferney mitgebracht. Unter nicht endendem Beifall wurde er selbst bekränzt und seine Statue auf der Bühne. Er überlebte diese Apotheose jedoch nicht mehr lange. Er starb in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai, nach einem langen, schrecklichen Todeskampf, unversöhnt mit der Kirche. „Denken Sie an die Raserei des Orestes. So starb Voltaire. Furiis agitatus obiit", schrieb sein protestantischer Arzt.

Wie kein zweiter hat Voltaire sein Jahrhundert beherrscht und ihm seinen Stempel aufgedrückt, auch auf das folgende noch weit und mächtig nachgewirkt. Nach Goethes Urteil war er „der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller". Zu „heiterer Übersicht" führt derselbe eine lange Litanei von Vorzügen an, wie sie bei französischen Kritikern in bunter Mischung aufgeführt zu werden pflegen. Geist, Geschmack, Verstand, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates und Ingenioses" sind Prädikate, welche den größten Publizisten der Rokokozeit wohl einigermaßen näher bezeichnen; aber Goethe führt noch eine Menge mehr allgemeiner Vorzüge an und sagt dann:

„Von all diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaire nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgebehnt."

Heute mögen vereinzelte Voltaire-Enthusiasten dieses Urteil noch im Ernste nehmen; aber es dürfte ihrer doch nur wenige geben, welche in dem Patriarchen von Ferney „Genie, Erhabenheit, Adel, guten Geist, Gefühl, Harmonie und Reinheit" bewundern. Als Mensch hat er sich in den Augen jedes rechtlich Denkenden verächtlich gemacht; als Gelehrter ist er hohl und windig; als Künstler ist er ein formgewandter Virtuose, aber kein schöpferischer Genius. Er hat die französische Literatur und das europäische Geistesleben der seichtesten Verflachung und Verwirrung zugeführt[1]. Wenn beide nach unsäglichen Wirrsalen sich wieder davon erholten, ist das nicht sein Verdienst, sondern dasjenige des christlichen Geistes, den er sein ganzes Leben lang niederzukämpfen und wegzuspotten versucht hat.

[1] „Un homme unique, à qui l'enfer avait remis ses pouvoirs, se présenta dans cette nouvelle arène, et combla les voeux de l'impiété. Jamais l'arme de la plaisanterie n'avait été maniée d'une manière aussi redoutable, et jamais on ne l'employa contre la vérité avec autant d'effronterie et de succès. Jusqu'à lui, le blasphème circonscrit par le dégoût ne tuait que le blasphémateur; dans la bouche du plus coupable des hommes, il devint contagieux en devenant charmant. Encore aujourd'hui, l'homme sâge qui parcourt les écrits de ce bouffon sacrilège, pleure souvent d'avoir ri. Une vie d'un siècle lui fut donné afin que l'Église sortît victorieuse des trois épreuves auxquelles nulle institution fausse ne résistera jamais, le syllogisme, l'échafaud et l'épigramme" (De Maistre, Du Pape, Conclusion [Oeuvres IV 89]).

Siebzehntes Kapitel.

Diderot und die Encyklopädie.

Als sich Voltaire in Paris unmöglich gemacht und deshalb erst in Berlin, dann in Ferney niedergelassen hatte, war die sog. „Philosophie", d. h. der Unglaube, die Verachtung des positiven Christentums, die praktische Verleugnung der christlichen Moral unter dem Deckmantel einer einfacheren, natürlichen Sittlichkeit längst in alle Kreise der höheren Gesellschaft eingedrungen. Man besuchte aus alter Gewohnheit und um die Dienerschaft nicht zu stoßen wohl noch am Sonntag den Gottesdienst, machte die kirchlichen Feste mit, empfing die Sakramente; man ließ sich feierlich trauen und begraben; man steckte die Kinder, um seinem Vergnügen besser nachgehen zu können, in klösterliche Schulen und Pensionate. Aber das war alles bloße Äußerlichkeit. Die höhere Gesellschaft schwamm in einem beständigen Vergnügungsstrom, in welchem jedes ernstere Sinnen und Trachten untergehen mußte. Jagden, Landpartien, Spazierfahrten, Hoffeste und Familienfeste, Gastereien, Theater, Liebhabertheater, Hasardspiel, Romanlektüre, galante Abenteuer, Toilettekünste, Maskeraden, Salonunterhaltung verschlangen Tage, Wochen, Monate. Die Nacht wurde zum Tage, der Tag zur Nacht gemacht. Ernstere theologische, philosophische, geschichtliche Werke las kein Mensch mehr. Die antiken und französischen Klassiker dienten höchstens noch zum Aufputz neuer Einfälle und Theorien. Die Popularisierung der Naturwissenschaften stieg zum Pomadetopf herab; die Kunst ward zum Toilettemittel, zur bloßen Dekoration, zur Nippsache erniedrigt. Von einem Familienleben war kaum eine Spur mehr. Die vornehmen Herren und Damen gehörten dem Hofe, der Gesellschaft an. Platte Worte, niedrige Ausdrücke waren da verpönt. Aber von ehelicher Treue und Anhänglichkeit war da keine Rede mehr. Die Herren mußten allen Damen den Hof machen, und die Damen mußten allen Herren das Leben verschönern. Eifersucht war gegen den guten Ton; fühlte man sie, so durfte man davon wenigstens nichts merken lassen. Wie die Etikette des Hofes mit der schmählichsten Maitressenwirtschaft Hand in Hand ging, so war der feine Schliff der höheren Gesellschaft nur Deckmantel, Verschönerungsmittel und Gelegenheitsmacherei der grenzenlosesten Unsittlichkeit [1].

Dieser im geschmacklosesten Rokokokostüm einherstolzierenden Gesellschaft, die schon lange alle innere Ehrfurcht vor Gott, Kirche und Priestertum ver-

[1] Vgl. die ausführlichen Schilderungen bei H. Taine, Les origines de la France contemporaine. L'Ancien Régime [9], Paris 1880, besonders livre 2, p. 113 bis 120.

loren hatte[1], predigten nun die Philosophen in ihren Romanen und Pamphleten, Gedichten und Komödien den Haß gegen „Aberglauben“ und „Fanatismus“, d. h. gegen das positive Christentum, erhoben die Vernunft, die sie in ihrem kindischen Vergnügungsleben mit Füßen traten, als die einzige Quelle aller Erkenntnis, Sittlichkeit und Glückseligkeit, verdrängten jede ernstere Welt- und Lebensanschauung mit naturwissenschaftlichen Spielereien, popularisierter Physik und Astronomie, seichtem Kunstgeschwätz und einer noch seichteren Salonmoral, die bald den Genuß, bald den Eigennutz, bald stoisches Selbstgefühl, bald die niedrigsten Triebe zum höchsten Sittlichkeitsprinzip erhob. Montesquieu unterhielt sie mit seiner Teilung der politischen Gewalten, Vauvenargues mit halb christlichen, halb heidnischen Moraldeklamationen, die sogar vor dem Satze nicht zurückschrecken: „Unterstützen wir uns mit schlechten Beweggründen, um uns in unsern guten Absichten zu bestärken!“ Der Abbé Saint-Pierre machte ihr die tröstliche Offenbarung, daß sie sich auf dem Wege eines „ewigen Fortschrittes“ befinde.

Voltaire und die älteren „Philosophen“ zogen noch nicht die äußersten Folgerungen, zu welchen ihr Unglaube und ihre Auflehnung gegen die bestehende Ordnung sie konsequent hätte führen müssen. Eine gewisse Scheu, mit allen vorhandenen Verhältnissen zu brechen, hielt sie mitten in ihrem Wege auf. Sie standen sich dabei im allgemeinen doch nicht so schlecht; sie lebten nach ihren Gelüsten und amüsierten sich vortrefflich. Voltaire hatte so viel gesunden Menschenverstand gerettet, daß er einsah: ohne alle Religion sei nicht zu leben, noch weniger zu regieren[2]. Er wollte daher weder Atheismus noch Materialismus proklamieren; er versteifte sich auf seinen von England her bezogenen Deismus, eine darauf gebaute Naturreligion und ein daraus fließendes Naturrecht: beide wirksam genug, um einigen Schutz gegen Diebstahl und Raub, Mord und Totschlag zu bieten, lax genug, um den Gelüsten des Herzens noch jeglichen Genuß zu gewähren.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts tritt indes eine jüngere Generation von „Philosophen“ auf, die mit der Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf den praktischen Menschenverstand weniger Federlesens machten, die vor keiner Konsequenz zurückschreckten und deshalb richtig beim vollen Atheismus und Materialismus anlangten. Einer der Keckſten und Unverfrorensten war der Arzt La Mettrie, der, 1709 in Caen geboren, als Mitglied der Tafelrunde Friedrichs II. 1751 an einer Indigestion in Berlin starb. Er trieb es in seinen rohen Scherzen und schmutzigen

[1] „Sous ce régime continu de distractions et d'amusements il n'y a plus de sentiments profonds; on n'en a que d'épiderme; l'amour lui-même se réduit à l'échange de deux fantaisies.“ Taine a. a. O. 207.

[2] Si vous-avez une bourgade à gouverner, il faut qu'elle ait une religion. Voltaire, Dict. Phil.. Artikel „Religion“.

Schriften so arg, daß ihn Diderot und die andern Geistesverwandten von sich abzuschütteln suchten [1].

Derselben Tafelrunde gehörte zeitweilig Jean le Rond, genannt d'Alembert (1717—1783), an. In welchem Maße er den fanatischen Haß Voltaires gegen das Christentum teilte, ist erst später durch Veröffentlichung seiner Briefe bekannt geworden. Nachdem er erst die Rechte studiert hatte, warf er sich mit Leidenschaft auf die Naturwissenschaften und die Mathematik, ward 1741 Mitglied der Académie des Sciences und 1746 (mit Rücksicht auf seine „Theorie der Winde") Mitglied der Berliner Akademie; im Jahre 1763 wollte ihn Friedrich II. sogar zum Präsidenten derselben ernennen; er lehnte jedoch diesen Ruf ab. Mit großem Fleiße verfolgte er die weitere Entwicklung der Infinitesimalrechnung sowie die von Galilei, Huygens und Newton aufgestellte Theorie der Bewegung. Er war nicht für eine schroff aggressive Bekämpfung der christlichen Weltanschauung, sondern riet den Fürsten, möglichst viele Mathematiker und Naturforscher heranzuziehen, die Geometrie würde von selbst zu einer skeptischen Naturauffassung führen und so den „alten Aberglauben" entthronen [2].

Viel leidenschaftlicher und rücksichtsloser nahm Denis Diderot (1713—1784) den Kampf auf [3]. Sohn eines Messerschmiedes von Langres,

[1] Seine Hauptschriften sind: Histoire naturelle de l'âme, La Haye 1745; L'Homme-machine, Leyde 1748; L'Homme plante, Potsdam 1748; Réflexions philos. sur l'origine des animaux, Berlin 1750; Les animaux plus que machines, Berlin 1750; Vénus métaphysique, ou l'essai sur l'origine de l'âme humaine, Berlin 1751; L'art de jouir, Berlin 1751. — Friedrich II. schrieb selbst ein Éloge de Lamettrie, La Haye 1752, und ließ seine Oeuvres philosophiques (Berlin 1751) herausgeben. — Die friederizianische Begeisterung für ihn hat indes sehr nachgelassen. Vgl. Quépat, Essai sur Lamettrie, Paris 1873. — Du Bois-Reymond, Lamettrie, Berlin 1875.

[2] Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires, herausgeg. von Bastien, 18 Bde, Paris 1805; Dibot, 5 Bde, Paris 1821. — Condorcet, Alembert sa vie, ses oeuvres, sa philosophie, Paris 1852. — Ch. Henry, Oeuvres et correspond. inédite de d'A., Paris 1887. — J. Bertrand, D'Alembert, Paris 1889.

[3] Gesamtausgaben von Naigeon, 15 Bde, Paris 1798 und öfter; eine vollständigere, 22 Bde, Paris 1821; von Assezat und Tourneux, 20 Bde, Paris 1875—1877. — Correspondance de Grimm et Diderot, 16 Bde, Paris 1829. — Mémoires, corresp. et ouvrages inédits de Diderot, 4 Bde, Paris 1830—1832. — Tourneux, Manuscrits de Diderot conservés en Russie (Arch. des Missions scientif. XII, 3e série, 1885). — Rosenkranz, Diderots Leben und Werke, 2 Bde, Leipzig 1866. — Morley, Diderot and the Encyclopaedists, London 1878. — Scherer, Diderot, Paris 1880. — E. du Bois-Reymond, Zu Diderots Gedächtnis, Rede gehalten in der Akad. d. Wissensch. zu Berlin am 3. Juli 1884: Deutsche Rundschau XL (1884) 342—351. — Reinach, Diderot, Paris 1894. — Ducros, Diderot, l'homme et l'écrivain, Paris 1894. — Collignon, Diderot, sa vie, ses oeuvres, sa correspondance, Paris 1895. — Pellissier, Diderot,

wurde er von den Eltern zum geistlichen Stande bestimmt und bei den Jesuiten daselbst erzogen, fühlte indes keinen Beruf dazu, überwarf sich mit seinen Eltern, schlug sich als Hauslehrer durch, heiratete ein armes Mädchen und versuchte es dann mit der Schriftstellerei. Er übersetzte Stanyans „Geschichte Griechenlands" aus dem Englischen, was ihm 100 Taler einbrachte. Darauf vergaffte er sich in die putzliebende Madame de Puisieux und übersetzte, um ihren Wünschen entsprechen zu können, Shaftesburys „Essai über Verdienst und Tugend" für 50 Louisd'or (1745), strudelte in einigen Tagen zum selben Preise Pensées philosophiques dahin (1746) und verarbeitete ein schmutziges Fabliau zu der ebenso unzüchtigen Erzählung Les bijoux indiscrets (1748). Sehr willkommen war es ihm, als er um diese Zeit (1745), erst 33 Jahre alt, ein ebenso unbemittelter als unberühmter Literat, zu einem Unternehmen eingeladen wurde, das ihm für längere Zeit ein gesichertes Einkommen und interessante Beschäftigung versprach.

Durch ein seltsames Zusammentreffen stieg um dieselbe Zeit aus ebenso niedrigen und unscheinbaren Verhältnissen jene Frau in die höheren Regionen der Weltgeschichte empor, welche die mächtigste Patronin des Unternehmens werden sollte. Es war die 1721 in Paris geborene Fräulein Poisson. Sie konnte nicht nur Laute und Klavier spielen, sondern auch zeichnen, sticken und malen, singen und tanzen wie eine Künstlerin des Opernhauses, übertraf alle Schauspielerinnen durch Feinheit der Deklamation und alle Modedamen in den Künsten der Toilette und der Koketterie. Ihr Vater, ein Armeelieferant, war allerdings wegen schwerer Veruntreuungen mit der Polizei in Konflikt gekommen, aber das Wunderkind war so hübsch, daß die in Bezug auf Galanterie ganz vorurteilsfreie Mutter keine Mühe hatte, die Zwanzigjährige in die feinsten Salons einzuführen und als Madame Le Normand d'Etioles 1741 unter die Haube zu bringen. Bald war sie eine der ersten Salonköniginnen von Paris, welcher Höflinge, Künstler und Schriftsteller um die Wette huldigten. Sie strebte aber weit höher. Nachdem sie durch allerlei Künste der Koketterie die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig XV. auf sich gezogen, gelang es ihr auf einem Ball im Stadthause (Februar 1745), seine Gunst zu gewinnen. Während des Krieges in Flandern richtete er 80 Liebesbriefe an sie. Noch im Herbste wurde sie gerichtlich von ihrem Manne geschieden, zur Marquise de Pompadour erhoben und öffentlich als solche bei Hofe eingeführt[1]. Volle 18 Jahre (bis 1763) führte sie nun als Maitresse des Königs das Regiment, unterhielt den König

---

Paris 1899. — Tourneux, Diderot et Catherine II, Paris 1899. — Brunetière, Diderot, Études critiques, 2e série.

[1] Malassis, Correspondance de M. de Pompadour, Paris 1878. — Jobez, La France sous Louis XV III—IV, Paris 1866—1873. — Comte de Fleury, Louis XV intime, Paris 1899.

mit einer unerschöpflichen Abwechslung der kostspieligsten Vergnügungen, beeinflußte die wichtigsten Ernennungen in Staat und Kirche, bestimmte die Mode in Baukunst und Malerei, Skulptur und Musik, Tracht und Literatur. Als ihre eigene Schönheit verblüht war, wußte sie den König noch durch den sog. „Hirschpark" unter ihrer Herrschaft zu halten, bis endlich eine eigentliche Straßendirne, zur Gräfin Du Barry erhoben, die bis dahin allmächtige Kupplerin aus ihrer Stellung verdrängte. Nach urkundlichen Forschungen hat sie Frankreich in diesen Jahren über 40 Millionen Franken gekostet. Die zwei höchsten Ruhmestitel ihrer Herrschaft sind aber unzweifelhaft, daß unter derselben die Gesellschaft Jesu unterdrückt wurde, die weltberühmte französische Encyklopädie zu stande kam. Sie hatte allerdings nicht die geistige Befähigung, die Statuten und die vielen gelehrten Werke des hart befeindeten Ordens selbständig zu würdigen, ja nicht einmal all den bunten Artikeln der Encyklopädie folgen zu können; aber sie hatte die Macht, einen Herzog von Choiseul zum Minister zu machen und einem Abbé de Bernis zu den höchsten Würden zu verhelfen.

Die Encyklopädie mit ihren 17 Foliobänden Text, ihren 11 Bänden Tafeln, ihren 5 Supplementbänden und ihren 2 Registerbänden im selben Format macht heute noch in den Bibliotheken eine stattliche Erscheinung aus [1]. Sie wird als eine Art Markstein in der Geschichte des Wissens betrachtet, als Ausdruck einer neuen Phase in der Entwicklung des Menschengeistes, der die Theologie aus ihrer bisherigen centralen und beherrschenden Stellung im gesamten Wissensgebäude verdrängt, dieses in seine Einzelbestandteile aufgelöst und die Empirik zum Ausgangspunkt eines ganz neuen Wissens gemacht hat [2]. Sie gilt als das riesige Festungsgeschütz, das dem unermüdlichen Kleingewehrfeuer Voltaires zu Hilfe kam, in die alte Weltanschauung eine nicht mehr zu füllende Bresche legte und der Aufklärung den entscheidenden Sieg erfocht.

Ganz so großartig liegen nun freilich die Dinge nicht. Schon Isidor von Sevilla strebte in seinen mannigfaltigen Schriften einem encyklopädischen Wissen zu. Schon Vinzenz von Beauvais, ein Zeitgenosse des hl. Ludwig,

---

[1] Ducros, Les Encyclopédistes, Paris 1901. — Faguet, L'Encyclopédie (Revue des Deux Mondes, 15 Févr. 1901). — F. Brunetière, La direction de la librairie sous Malesherbes (Études critiques, 2ᵉ série). — Sainte-Beuve, Malesherbes (Causeries II). — Roccafort, Les doctrines littéraires de l'Encyclopédie, Paris 1890.

[2] „Die Encyklopädie aber ist gleichsam der babylonische Turm dieses Geschlechtes, welches der Wiederkehr der theologischen Flut für immer trotzen sollte; und der Baumeister dieses Turmes, der Repräsentant dieser zweiten Phase des französischen Geistes im 18. Jahrhundert ist Denis Diderot." E. du Bois-Reymond, Zu Diderots Gedächtnis: Deutsche Rundschau XL (1884) 348.

brachte auf dessen Anregung ein umfangreiches encyklopädisches Werk, das Speculum tripartitum, zu stande, und von da ab bezeugen zahlreiche andere ähnliche Werke, daß solche Fundgruben des allgemeinen Wissens der alten, d. h. der christlichen, Weltanschauung an sich nicht im mindesten widerstreiten, so wenig als die aristotelische Philosophie oder die christliche Theologie einer vernünftigen und gesunden Empirik entgegenstehen, da beide ja in vielen Fragen eine solche notwendig voraussetzen.

Der Herausgabe der französischen Encyklopädie lag übrigens keine so hohe wissenschaftliche Absicht zu Grunde, sondern lediglich eine geschäftliche Buchhändlerspekulation. Es handelte sich nicht einmal um ein vollständiges Konversationslexikon, sondern bloß um ein Nachschlagebuch über Naturwissenschaften und Künste. Ein solches fehlte noch neben den bereits zahlreichen populären Lexika, die für andere Zweige vorhanden waren. Ein Engländer, namens Mills, und ein deutscher Gelehrter aus Danzig, namens Sellius, boten sich nun dem Buchhändler Le Breton in Paris an, ihm die 1727 von Chambers in London herausgegebene „Encyklopädie der Naturwissenschaften und Künste“ zu übersetzen, die bereits zu einer fünften Auflage gelangt war. Le Breton verschaffte sich 1745 ein Druckprivileg und eröffnete eine Subskription; als er aber mit dem Druck beginnen wollte, starb Sellius; Mills geriet mit ihm in einen Streit, der damit endigte, daß er nach England zurückkehrte, aber dem Verleger für fünf Foliobände Manuskript zurückließ. Der Abbé Gua de Malves, ein tüchtiger Geometer, an welchen sich Le Breton nun wandte, riet ihm, sich nicht mit einer bloßen Übersetzung zu begnügen, sondern den Plan zu demjenigen einer allgemeinen Encyklopädie zu erweitern; praktische Geschäftsgewandtheit besaß er jedoch nicht und zog sich darum bald von dem Unternehmen zurück. Der Verleger sah sich nun an andere Schriftsteller gewiesen, mit welchen der Abbé die Sache besprochen hatte, besonders an Diderot und d'Alembert. Für ein jährliches Honorar von 1200 Livres übernahm Diderot die Redaktion, und Le Breton verschaffte sich 1746, im Verein mit drei andern Buchhändlern (Briasson, Durand und David) ein neues Druckprivileg.

Vier Jahre vergingen inzwischen, bis man mit dem Druck beginnen konnte. Es war gar nicht so leicht, die nötigen Kräfte zusammenzufinden. D'Alembert war nicht wie Diderot ein literarischer Abenteurer, sondern ein vornehmer, wohlbestallter Gelehrter, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, von 1754 an auch der französischen Akademie; beim König war er zwar als ein „gottloser Frondeur“ angeschrieben, hatte aber noch nie einen öffentlichen Skandal gemacht und bezog von 1756 an sogar eine königliche Jahrespension von 1200 Livres. Er übernahm darum wohl die Artikel über Mathematik und war auch bereit, dem Unternehmen den Glanz seines Namens zu leihen, aber sich des weiteren dafür zu plagen oder gar zu opfern, hatte er nicht

im Sinn. Die Artikel über Grammatik übernahm der brotlose Desmarais, ein Jansenist, der den Glauben völlig verloren hatte; die Artikel über Musik ein gewisser Rousseau aus Genf, der damals in der Öffentlichkeit noch so gut wie unbekannt war. Für die Naturgeschichte wurde ein Fachmann, Daubenton, der Mitarbeiter Buffons, gewonnen, ebenso für die Chirurgie der Arzt Louis. Um die theologischen Artikel bewarben sich einige Jansenisten; allein man wollte weder Jansenisten noch Molinisten und vergab sie deshalb an die aufgeklärten Abbés Morellet, Mallet, de Prades und Yvon, welche dem Rationalismus das Lammfell einer höheren wissenschaftlichen Religiosität umzuhängen verstanden. Diderot, in keinem Zweige Fachmann, war bereit, für alle Fächer einzuspringen.

Bei aller Keckheit hätte er jedoch beinahe alles verdorben. Immer unruhig, immer in Geldnot, veröffentlichte er 1749, noch ehe der erste Band völlig druckfertig war, seinen „Brief über die Blinden“, in welchem er, zwar unter allerlei Flunkereien, doch ziemlich deutlich dem Atheismus das Wort redete. Er wurde im Juli 1749 zu Vincennes gefänglich eingesteckt und erst nach dreimonatlicher Haft auf die dringensten Vorstellungen der Buchhändler wieder auf freien Fuß gestellt. Außer dem ihnen drohenden Schaden hielten sie der Regierung auch die Notwendigkeit vor, sich für „das schönste und nützlichste Unternehmen zu interessieren, das je den Buchhandel beschäftigt habe“.

Im November 1750 konnte endlich der von Diderot verfaßte Prospekt ausgegeben werden, im Juli 1751 der erste, im Januar 1752 der zweite Band. Die von d'Alembert geschriebene Vorrede (Discours préliminaire) ist sachlich eine Absage an die christliche Weltanschauung und an die bisherige Auffassung und Rangordnung der Wissenschaften, aber keine geharnischte Kriegserklärung. Die Philosophie wird zu einer „Wissenschaft der nützlichen Dinge“ herabgesetzt, ihr theoretischer Teil auf etwas Lockesche Erkenntnistheorie eingeschränkt[1]. Zu ihren Ergebnissen kann die Offenbarung mit „einigen wenigen Glaubenswahrheiten und einer kleinen Zahl praktischer Vorschriften“ nur eine geringe Ergänzung liefern. Als seinen geistigen Ahnherrn begrüßt d'Alembert nicht Montaigne, Descartes oder Bayle, sondern Bacon von Verulam. Er steht „an der Spitze der berühmten Männer, die, ohne den gefährlichen Ehrgeiz, die Binde von den Augen ihrer Zeitgenossen herabzureißen, von weitem, im Schatten und in der Stille, das Licht ver-

[1] De Maistre (Soirées de St-Pétersbourg, 10. Entretien, Oeuvres II 167) sagt treffend: „J'entends la vraie philosophie et non celle qui a été cultivée avec tant d'ardeur durant le dernier siècle par des hommes qu'on appelait sérieusement métaphysiciens. Plaisants métaphysiciens! qui ont passé leur vie à prouver qu'il n'y a pas de métaphysique; brutes illustres en qui le génie était animalisé.“

breiteten, das nach und nach, in unmerklichem Stufengang die Welt erleuchten sollte". Ihm entnahm er den „encyklopädischen Baum der Wissenschaften", den er aber nach Locke, Mandeville, Toland, Bolingbroke, Collins, Shaftesbury ganz im Sinne der neuesten Aufklärung zuschnitt und zurechtstutzte. Auf dem Titelkupfer sind die „Wissenschaften und Künste" als leichtgeschürzte üppige Nymphen dargestellt, die, auf Wolken gelagert, in malerischen Gruppen, bis zu der „Wahrheit", einer noch lüsterneren Frauengestalt, emporsteigen, deren Nudität durch einen durchsichtigen Schleier mehr hervorgehoben als bedeckt wird. Außerdem ist der erste Band mit dem Porträt Diderots ausgestattet, der zweite mit demjenigen d'Alemberts.

Trotz allen schönrednerischen Humbugs, mit welchem die Encyklopädisten ihre eigentlichen Absichten verschleiert hatten, wurden diese in den noch katholischen Kreisen rasch erkannt. Die Sorbonne, die Jesuiten und der Erzbischof de Beaumont traten gegen das Unternehmen auf. Auch der jansenistische Bischof Caylus von Auxerre erließ ein Hirtenschreiben dagegen. Der Abbé de Prades hatte die Keckheit gehabt, der Sorbonne eine Doktordissertation einzureichen, welche in vielen Punkten die Ansichten d'Alemberts wiedergab; dieselbe war schon durchgeschlüpft, als der Prälat Boyer eine nochmalige Revision verlangte. Nun wurden zehn Propositionen derselben als häretisch verurteilt; am 11. Februar erließ das Parlament einen Haftbefehl wider de Prades, der, mit Empfehlungsbriefen von d'Alembert und Voltaire, nach Berlin zu Friedrich II. flüchtete. Auch sein Kollege und Freund Abbé Yvon machte sich unsichtbar. Am 2. Februar verfügte ein Beschluß des Staatsrats die Unterdrückung der zwei Bände der Encyklopädie und die Beschlagnahme der zur Fortsetzung bestimmten Papiere.

In diesem kritischen Augenblick erschien indes als rettende Göttin der modernen Bildung die Marquise de Pompadour. Sie war schon lange mit einigen Führern der Aufklärung, wie d'Alembert, Duclos, Marmontel, näher bekannt. Es schmeichelte ihr, als Patronin der Wissenschaft und Bildung aufzutreten, zumal sie dieselbe von ihren eigenen Gegnern, der Königin, dem Kronprinzen, der übrigen königlichen Familie und deren Anhang, dem orthodoxen und noch sittenstrengen Klerus und den Jesuiten, bedroht sah, unter denen sie sich umsonst nach einem Beichtvater umgesehen hatte, der ihr unsittliches Verhältnis gutheißen möchte. Auch der Kriegsminister Graf d'Argenson, dem das Werk dediziert worden, nahm sich seiner ergebenen Verehrer an.

Das Wichtigste für die Encyklopädisten war jedoch im Gedränge des Augenblicks, daß Malesherbes, der seit 1750 an Stelle seines Vaters, des Präsidenten de Lamoignon, die Überwachung des Büchervertriebs leitete, der Philosophie günstig gesinnt war. Um Diderots Schriften jeder amtlichen Untersuchung zu entziehen, ließ er dieselben in seine eigene Wohnung bringen. Er be-

schwichtigte die Regierung, indem er die großen Nachteile auseinandersetzte, welche es hätte, wenn das Werk, ins Ausland gedrängt, dort fortgesetzt und dann als Konterbande eingeschmuggelt würde. Da die Herausgeber selbst eine strengere Zensur verlangten und sich die Durchsicht eines jeden Artikels durch die Zensoren gefallen ließen, wurde es ihm leicht, den Weiterdruck des Werkes zu erwirken. Der dritte Band konnte im November 1753 ausgegeben werden. Die angesehensten Schriftsteller beteiligten sich nun. Montesquieu versprach den Artikel Goût, Buffon den Artikel Nature, Voltaire schrieb die Artikel Élégance, Éloquence, Esprit, Imagination ꝛc. Duclos, de Brosses, Turgot, Quesnay, Mercier de la Rivière, Marmontel, de Holbach, Bordeu, Watelet, Saint-Lambert, Tressan lieferten Beiträge. Die nächsten vier Jahre ging der Druck lustig voran. Beim siebten Bande stieg die Zahl der Subskribenten auf 3500, und die Verleger hatten einen Gewinn von 65 %.

Erst der von d'Alembert verfaßte Artikel „Genf" im siebten Bande rief einen neuen Sturm gegen die Encyklopädie wach. Rousseau, selbst ihr Mitarbeiter, entrüstete sich darüber, daß seinen Mitbürgern darin ein Vorwurf aus ihrer strengen Abwehr gegen das Theater gemacht wurde. Die calvinistischen Prediger fühlten sich dadurch gekränkt, daß d'Alembert sie „Feinde des Aberglaubens" nannte, einfache „Moral-Beamte" (Officiers de morale), deren erstes Prinzip der wahren Religion darin bestehe, nichts zu glauben vorzustellen, was irgenwie die Vernunft verletzen könnte. Der Ex-Jesuit Fréron, Redakteur der Année Littéraire, der schon lange Voltaire aufs schneidigste bekämpft hatte, zog nun mit der beißendsten Satire gegen die Encyklopädisten zu Felde. Palissot verspottete sie mit feinster Ironie in den „Kleinen Briefen über große Philosophen". Nicolas Moreau veröffentlichte sein drolliges Nouveau Mémoire pour servir à l'histoire des Cacouacs, das den Philosophen den Spitznamen Cacouacs für lange anheftete. Moreau, ein tüchtiger Gelehrter, stand dem Dauphin nahe und wurde bald nachher Bibliothekar der Königin und später der Dauphine Marie-Antoinette. In ernsterem Tone erhob der Jesuit Le Chapelain seine Stimme von der Kanzel gegen den „Unglauben der Freigeister" und gegen die sittliche Verwilderung, welche sie anrichteten.

D'Alembert glaubte es nun seiner Ehre schuldig zu sein, von der Redaktion zurückzutreten. Umsonst bestürmten ihn Voltaire, Diderot, de Bernis und die Pompadour selbst, doch auszuharren. Indem er, im Anfang des Jahres 1759, Voltaire seine Freude aussprach, sich „aus dieser Pfütze" herausgezogen zu haben, konnte er ihm jedoch auch anzeigen, daß die Regierung widerwillig mit Diderot Frieden schließen würde.

Eine ernstere Gefahr erwuchs der Encyklopädie durch ein Buch, das einer ihrer Anhänger und Freunde, Helvétius (1715—1771), im Juli 1758 herausgab. Sein Vater, Leibarzt der Königin, hatte ihn für das Finanzfach

erziehen lassen. Als Generalpächter der Königin erlangte er eine sehr einträgliche Stellung und konnte das angenehmste bukolische Landleben führen. Allein als feiner Dandy, dem zum vollendeten Hofkavalier nur der Adel fehlte, fühlte er sich unwiderstehlich zu den Salons von Paris hingezogen.

Er ließ sich also in Paris nieder, eröffnete selbst einen Salon und genoß in vollen Zügen das zerstreute Gesellschaftsleben, an dem die „Philosophen" sich erlustigten, und das ihnen zu stillem, ruhigem Denken keine freie Stunde ließ. Sonntag und Donnerstag war Diner bei dem Baron de Holbach, Montag und Mittwoch bei Madame Geoffrin, Dienstag bei Helvétius, Freitag bei Madame Necker. Um den Freigeistern den Sonntagsgottesdienst zu ersetzen, gab ihnen der aufgeklärte Abbé Morellet, der Haupttheologe der Encyklopädie, jeden Sonntag ein Frühstück. Als sich Mademoiselle L'Espinasse von ihrer Gönnerin, Madame Dudeffand, losgesagt hatte, hielt sie täglich von 5 bis 9 Uhr nachmittags ihren kleinen Cercle, an dem indes nur wenige Auserwählte teilnahmen. Bei diesen Diners und in der auf sie folgenden Konversation wurde zum größten Teil die neue Philosophie ausgeheckt, verbreitet, weiter ausgesponnen [1].

Die Eitelkeit trieb Helvétius, auch sein Licht leuchten zu lassen und gleich Voltaire und Montesquieu, d'Alembert und Diderot ein Buch zu schreiben. So kam seine Schrift De l'Esprit [2] zu stande: ein Abklatsch des frivolen Geschwätzes, das jene Salons beschäftigte, eine an sich ganz unbedeutende Leistung [3]. Was aber die Encyklopädie mit Seidenpapier einwickelte und unter Fluten von Technologie und andern „nützlichen" Kenntnissen versteckte, das trug er ganz unverhüllt und offenherzig vor: den nacktesten Materialismus und Sensualismus und eine Lebensweisheit, die nur mehr mit den animalischen Strebekräften der Menschen rechnete. Das machte doch Aufsehen. Jedermann wußte, daß Helvétius mit den Encyklopädisten auf vertrautestem Fuße stand, und so bot sein Buch indirekt eine gute Angriffswaffe auf die Encyklopädie dar.

Ein noch junger Schriftsteller, Abraham Chaumeix (geb. 1730), der beim Dauphin in Gnaden stand, ergriff die Gelegenheit, um gleichzeitig die Schrift des Helvétius und die Encyklopädie in acht kleinen Bänden anzugreifen, die sich Schlag auf Schlag folgten [4]. Er erklärte jene nicht mit

---

[1] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi II 99. Vgl. II 246 247.

[2] Oeuvres complètes d'Helvétius, 14 Bde, Paris 1795; 3 Bde, Paris 1818. — Avezac-Lavigne, Diderot et la société du Baron Holbach, Paris 1875.

[3] Sainte-Beuve (Causeries du Lundi VII 256) rechnet sie immerhin zu den abscheulichsten und gefährlichsten Werken des Jahrhunderts (les ouvrages les plus détestables du siècle et les plus pernicieux).

[4] Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie et essai de réfutation de ce dictionnaire, avec l'examen critique du livre De l'Esprit, Paris 1758.

Unrecht als „gleichsam einen Abriß der Encyklopädie" und wies schlagend nach, daß beide Werke gegen die Religion gerichtet seien. Helvétius wurde aus dem Dienste der Königin entlassen, bei der er noch in Paris ein Hofamt bekleidete, sein Zensor Tercier bestraft, sein Buch von der Sorbonne zensuriert und vom Parlament (6. Februar 1759) verurteilt, mit noch andern religionsfeindlichen Schriften (besonders Voltaires Religion naturelle) durch Henkershand verbrannt zu werden.

Wegen der großen Geldinteressen, die bei der Encyklopädie in Betracht kamen, wurde mit ihr nicht so summarisch verfahren. Das Parlament ernannte neue Examinatoren (Theologen, Juristen und Philosophieprofessoren), welche die einzelnen Artikel prüfen sollten. Erst auf ihre Berichterstattung hin wurden am 6. März 1759 die erschienenen sieben Bände unterdrückt und das Privileg für erloschen erklärt. Das war jedoch eitle Spiegelfechterei, um den Verteidigern der Religion den Mund zu schließen und alle weiteren Anklagen unmöglich zu machen. Formell war das Werk unterdrückt, das Druckprivileg erloschen; es existierte nicht mehr.

Unterdessen breitete abermals die Madame de Pompadour ihre schirmenden Arme über das Unternehmen aus. Gedeckt von dem Minister Choiseul, traf der Herr v. Malesherbes seine Verabredungen mit dem Buchhändler Le Breton und mit dem Polizeichef de Sartines, und so wurde die Encyklopädie unter den Augen der Regierung in Paris bei Le Breton weitergedruckt, dann in die Provinz geschickt und von dort aus an die Subskribenten versandt. Die Regierung schloß die Augen; sie wußte nichts von dieser Konterbande, und das Parlament konnte gegen das formell unterdrückte, praktisch geduldete Unternehmen keinen wirksamen Schritt mehr tun. Chaumeix wurde von Voltaire und Diderot mit solchem Spott verfolgt, daß er sein Bündel schnürte und nach Rußland auswanderte.

Diesem schmählichen Hintertreppensieg der „Philosophie" gesellte sich bald ein anderer, der ebensowenig rühmlich genannt werden kann. Der den Philosophen gleichgesinnte Minister Pombal vertrieb im selben Jahre (1759) den Jesuitenorden aus Portugal und ließ zwei Jahre später (1761) den greisen P. Malagrida als Ketzer verbrennen. Mächtig wachte jetzt die Lust zu einer Jesuitenhetze auch in Frankreich auf. Dasselbe Parlament, das 1759 formell die Encyklopädie unterdrückt, aber tatsächlich geschont hatte, ließ 1761 die Werke Bellarmins und Busenbaums durch den Henker verbrennen, untersagte den Besuch der Jesuitenschulen und verbot den Eintritt in den Orden. Die Jansenisten reichten jetzt den Philosophen die Hand zur Unterdrückung der verhaßten Gesellschaft, in welcher die ersteren ihren Todfeind, die letzteren das mächtigste Bollwerk des „Aberglaubens", d. h. der Kirche, erblickten. Trotz aller Einsprachen des Klerus, des Episkopats, des Papstes bestätigte der König 1764 die Beschlüsse des Parlaments und unterdrückte den Orden

in seinem Reiche. Die Encyklopädisten und ihre Freunde aber ruhten und rasteten auch jetzt nicht, bis es ihnen gelang, durch die Zwangspolitik der bourbonischen Höfe 1773 die vollständige Aufhebung des Ordens durch päpstliches Breve herbeizuführen. Welche Unsummen von Haß und Gift, Lüge und Verleumdung, Ränken und Betrügereien, Schleichhändeln und Gewalttaten von den Encyklopädisten bei diesem Zerstörungswerk aufgeboten wurden, das läßt sich nur annähernd aus ihren umfangreichen Korrespondenzen ermessen. Erschöpfend ist dieses Drama noch nie zur Darstellung gekommen.

Im Aufbauen entwickelten die „Philosophen" lange nicht so viel Fleiß, Einigkeit und Standhaftigkeit. „Die Verfolgungen", klagt Diderot, „haben der Encyklopädie ihre meisten Hilfskräfte entzogen." Rousseau kündigte ihr von 1759 an alle und jede Gefolgschaft auf. Voltaire schrieb seine eigene Encyklopädie. Nach d'Alemberts Rücktritt zogen sich auch die gemäßigten Philosophen, wie Buffon und Duclos, ebenso die sog. Ökonomisten, wie Turgot, Quesnay u. a., von dem Unternehmen zurück. Die ganze Last ruhte nunmehr auf Diderots Schultern. Er wurde, wie Grimm sich ausdrückt, „das sichtbare Oberhaupt der glorreichen Kirche, deren Gründer und Stütze Voltaire war." Er mußte infolgedessen für die fehlenden zehn Bände noch 601 Artikel aus allen möglichen Fächern schreiben. Die 1139 Artikel, die er überhaupt für die Encyklopädie schrieb, füllten in Naigeons Ausgabe seiner Werke 4132 Seiten. Dazu leistete er noch als Korrektor Erstaunliches. Erst als man beim Buchstaben S angelangt war, bemerkte er, daß die Verleger aus Furcht vor der Regierung seine sorgfältige Schlußkorrektur nicht respektiert, sondern irgendwie gefährlich scheinende Stellen willkürlich abgeschwächt und oft sinnstörend entstellt hatten. Er war außer sich vor Zorn; aber die Sache war jetzt nicht mehr gut zu machen. Für seine fast übermenschliche Arbeit und seinen Verdruß erhielt er zu seinem jährlichen Honorar noch eine Schlußzahlung von 20000 Livres.

Die ersten Subskribenten zahlten für das Werk 956 Livres; um 1769 stieg der Preis auf 1300—1400 Livres. Die gesamten Druckkosten schätzte Luneau de Boisjermain (1777)[1] auf 1187201 Livres, den Gewinn der Verleger auf 3175064 Livres. Es war wirklich ein rentables Geschäft.

Als nach der getroffenen Vereinbarung 1765 die letzten zehn Bände ausgegeben wurden, erließ die allgemeine Versammlung des Klerus noch einmal eine scharfe Verurteilung des gesamten Werkes. Da jedoch in demselben Aktenstück auch die Jesuiten in Schutz genommen wurden, verbot der

[1] Hauptquelle für die finanziellen Beziehungen der „Encyklopädie" sind die Akten seines Prozesses in der Bibliothèque nationale, Imprimés, 4°, F_3 1531 bis 34420. — Vgl. Diderot et les Encyclopédistes (Petit de Julleville, Hist. de la Litt. VI 316—385).

König die Publikation desselben. Man verlangte indes Le Breton die Liste der Subskribenten ab, setzte ihn für eine Woche in die Bastille und ordnete die Einziehung der bereits ausgegebenen Exemplare an. Wie Voltaire erzählt, ließ sich aber der König selbst das Werk kommen, weil er über die Zusammensetzung des Schießpulvers, die Pompadour über ihre Schminke und über die Fabrikation der Seidenstrümpfe näheres wissen wollte. Da die Encyklopädie den befriedigendsten Aufschluß gewährte, war der König beruhigt, gab die konfiszierten Exemplare wieder frei und ließ dem Vertrieb des Werkes keine weiteren Schwierigkeiten machen.

Als Nachschlagewerk ist die Encyklopädie längst durch andere Lexika überholt. Bereits Lord Chesterfield gab seinem Sohne, als dieser ihn fragte, ob er sie anschaffen sollte, die lustige Antwort: „Du mußt sie kaufen und dich darauf setzen, um ‚Candide‘ zu lesen.“ Diderot selbst, der den besten Teil seines Lebens darauf verwandt hatte, war mit dem Gesamtergebnis nicht zufrieden.

In religiöser Hinsicht hat sie unendlich verderblich gewirkt, in Bezug auf Philosophie die Geister verflacht, in Bezug auf Sittlichkeit die Gewissen untergraben, in Bezug auf Politik wohl einzelne schreiende Mißbräuche bekämpft, aber im ganzen das Staatsleben mehr unterwühlt, als mit neuen gesunden Ideen befruchtet. On peut donc parler de la faillite politique et morale de l'Encyclopédie [1].

Was den Einfluß des encyklopädistischen Geistes auf die Literatur betrifft, sieht Brunetière in demselben einen erklärten Gegensatz zu jenem der klassischen Periode. Er sagt: „Wenn irgend eine allgemeinere Idee die Encyklopädisten um d'Alembert und Diderot in dem Hinterstübchen des Buchhändlers Le Breton oder in dem Entresol der Straße Taranne vereinigt, wenn irgend eine Absicht sie zu einer Gruppe verbunden hat, so war es diejenige, dem französischen Geiste eine andere Richtung zu geben (de changer l'orientation de l'esprit français), und im ganzen ist ihnen das gelungen. In Kunst wie in Philosophie, in Literatur wie in Moral ist hier das Widerspiel zu Corneille und Racine, zu Pascal und Bossuet, zu La Bruyère und Boileau. Es war das alte Ideal, was sie zerstören wollten; und was bedeuten danach einige Dutzend Tragödien, deren mittelmäßige Verfasser die ‚Andromache‘ nachzuahmen, aber zugleich zu vervollkommnen vermeinten?“ [2] Taine hat dagegen sehr sorgfältig die Züge zusammengestellt, welche noch eine innere Verwandtschaft der Encyklopädisten mit den Klassikern dartun und den Encyklopädismus teilweise als Weiter-

---

[1] É. Faguet, L'Encyclopédie. Revue des Deux Mondes. 5e Période, I (1901) 794—824.

[2] F. Brunetière, Manuel de l'histoire de la litt. franç.[2], Paris 1899, 335 336.

bildung teilweise als Verfall des Klassizismus erscheinen lassen[1]. Die beiden Anschauungen schließen sich keineswegs aus. Denn im Klassizismus lassen sich bereits zwei Strömungen von sehr verschiedenem Charakter unterscheiden. Das „alte Ideal“, wie es sich in Corneille, Bossuet, allenfalls noch in Racine verkörpert, bildet allerdings einen Gegensatz zu dem neuen Ideale der Encyklopädisten; aber Pascal, Boileau und besonders Molière und La Fontaine leiten in manchen Zügen sehr deutlich zu ihm über.

Voltaire ist wohl der erste Bannerträger und Bahnbrecher des Geistes, welcher die Encyklopädie beherrschte, und sein Name hat zu ihrer Verbreitung wesentlich beigetragen; aber für ihre Ausführung hat er wenig getan, sie aufs herbste verspottet, kritisiert und durch sein Dictionnaire philosophique zu übertrumpfen gesucht. Der tätigste und einflußreichste der Encyklopädisten ist bei weitem Diderot. Er hat nicht nur einen beträchtlichen Teil der Encyklopädie selbst verfaßt, sondern daneben noch Helvétius, de Holbach, Raynal, Galiani in ihren Arbeiten geholfen, zu der Apologie des Abbé de Prades einen dritten Teil und zu der Klavierschule des Schweizers Bemetzrieder den Text geschrieben und sich selbst zu Reklameartikeln für eine neue Pomade herabgelassen. Für alle und für alles war er zu haben. Wenn auch noch so abgehetzt, wurde er nicht müde zu schreiben: philosophische und kritische Aufsätze, Kunstberichte, geschichtliche und literarische Skizzen, polemische Flugblätter, Komödien, Novellen, Romane, Erzählungen, Briefe. Der Briefwechsel, welcher den anschaulichsten Einblick in sein Leben und Treiben gewährt, ist derjenige an Fräulein Sophie Volland. Sie wurde 1755 seine Geliebte, nachdem er von Madame Puisieux schmählich hintergangen worden. Sophie war die Tochter einer wenig bemittelten Witwe, schon 30 Jahre alt, nicht einmal schön gewesen, mager und kränklich, wegen Kurzsichtigkeit zum ständigen Tragen einer Brille verurteilt, aber sie war geistreich, ebenso philosophisch und unruhig wie er. Die Briefe reichen von Mai 1759 bis September 1774. Sie zeichnen ihn, wie er leibte und lebte, in beständiger nervöser Tätigkeit als Philosoph und Kritiker, Dichter und Polyhistor, unerschöpflich übersprudelnd von witzigen Einfällen, sich überstürzend in immer neuen Aufgaben, mit einem Selbstgefühl, das allen Anstrengungen und allen Hindernissen trotzte, alles menschliche Wissen zu meistern sich unterfing, dabei gutmütig, leichtfüßig, jedem Eindruck weichend, der geschwätzigste Erzähler und Anekdotenjäger. Aber sich einmal zu sammeln, ein einzelnes Werk künstlerisch abzuwägen und abzurunden, dazu kam er nicht. Alles hat er im Sturm erobert, in der Frische des ersten Eindrucks dahingewühlt. Wie kein anderer Schriftsteller jener Zeit, gleicht er deshalb schon den neuesten der „Modernen“.

[1] H. Taine, L'Ancien Régime 240—279.

Einen europäischen Ruf und Einfluß gewann Diderot schon sehr früh durch seine Beziehungen zu Voltaire und durch die Encyklopädie, für deren Fortsetzung sowohl Friedrich II. von Preußen als Katharina II. eintreten wollten, als dieselbe in Paris gefährdet schien. Noch mehr trug dazu aber der Deutsche Friedrich Melchior Grimm bei, welcher, 1723 in Regensburg geboren, 1749 als Begleiter eines Sohnes des Grafen Schönberg nach Paris kam und hier erst in den Dienst des Herzogs von Gotha trat, dann Sekretär des Grafen Friesen, des Marschalls von Sachsen und endlich Kabinettssekretär des Herzogs von Orleans wurde. J. J. Rousseau, der nach vielen Abenteuern als Notenschreiber und Musikschriftsteller ebenfalls in der Weltstadt gelandet war, führte ihn in den engeren Freundeskreis der Encyklopädisten ein. Seit 1747 besorgte der Abbé Raynal schriftliche Berichte über französische Literatur- und Kulturverhältnisse an den Hof von Gotha. Von 1753 an verbanden sich Diderot und Grimm zur Übernahme und Erweiterung dieser Korrespondenz, welche fortan an den deutschen Höfen zirkulierte und bis nach St Petersburg drang, und welche Grimm bis zum Jahre 1792 weiterführte [1]. Wenn Grimm durch diplomatische Reisen oder sonstige Geschäfte verhindert wurde, trat Diderot für ihn ein. Mit der Korrespondenz wurden zugleich ganze Werke handschriftlich herumgeboten, die erst Jahrzehnte später gedruckt erschienen. So wurde Diderot in Gotha und Weimar ebenso bekannt wie in Berlin und St Petersburg, und mehrere seiner Schriften wurden in Weimar verschlungen, bevor sie in Paris gelesen werden konnten. In den siebziger und achtziger Jahren übte die Firma Diderot-Grimm auf den dortigen Musenhof einen Einfluß aus, von dem sich selbst Goethe nicht ganz frei erhielt.

Voltaire und die Pompadour boten alles auf, Diderot einen Platz in der Akademie zu verschaffen, doch umsonst. Alle Bemühungen scheiterten an der Erklärung des Königs: „Er hat zu viele Feinde!“ Da er nicht zu wirtschaften wußte, viel Geld für künstlerische Liebhabereien und eleganten Tand wegwarf, kam er auch nie zu Geld. Nach Vollendung der Encyklopädie war es so übel mit seinen Finanzen bestellt, daß er seine Bibliothek verkaufen wollte. Katharina II., die davon hörte, kaufte sie ihm für 15000 Livres ab, unter der Bedingung jedoch, daß er sie auf Lebenszeit behalten sollte, ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar und bezahlte ihm als Gehalt für 50 Jahre im voraus 50000 Livres. Auf wiederholte Ein-

[1] Correspondance littéraire, philosophique, critique adressée à un Souverain d'Allemagne par Grimm et Diderot, 16 Bde, Paris 1812—1813. Supplément 1814. Nouvelle Ed. 15 Bde 1829. Deutscher Auszug, 2 Bde, 1820—1823. — Vgl. E. Scherer, Les débuts de Grimm (Rev. des Deux Mondes, 15. Oct. 1885); La correspondance littéraire (Rev. des Deux Mondes, 15. Nov. 1885); Madame d'Épinay, Frédéric II. etc. (1. Dec. 1885).

ladungen reiste er 1773 nach St Petersburg und verweilte dort ein Jahr; das rauhe Klima bekam ihm indes nicht gut. Er kehrte kränklich zurück, schrieb aber unermüdlich weiter bis zu seinem Tode. Im Februar 1784 traf ihn ein Schlaganfall, dessen Folgen er am 29. Juli erlag. Seine Freunde behaupteten, daß er standhaft im Unglauben verharrt habe; er empfing jedoch wiederholt seinen Pfarrer und wurde, ohne einen Widerruf geleistet zu haben, kirchlich bestattet.

Während seines Aufenthalts in Holland (1774) trug sich Diderot ernstlich mit dem Gedanken, die ganze Encyklopädie noch einmal umzuarbeiten. Mit der Hilfe von d'Alembert und einem Dutzend bewährter Genossen hielt er diese Aufgabe für gar nicht so schwer. „In ziemlich kurzer Frist", so schrieb er (9. April 1774 vom Haag aus an seine Frau), „kann ich dieses ungeheure Unternehmen zu einem solchen Grade von Vollkommenheit bringen, daß unsere Nachfolger über ein Jahrhundert nicht einmal Stoff zu einem Supplement von 20 Blättern finden werden." Katharina II., auf welche er dabei rechnete, hatte jedoch keine Lust, sich in die Sache einzulassen; sie baute damals den Jesuiten Kollegien.

Inzwischen wurde die Encyklopädie tapfer nachgedruckt, in Genf sofort Band um Band nach deren Erscheinen, aber in 28 Bänden. Ein anderer Nachdruck in 28 Bänden erschien 1758—1771 in Lucca, ein dritter in 33 Bänden zu Livorno (1770). Um der daraus erwachsenden Schädigung des französischen Buchhandels entgegenzuwirken, verschaffte sich der Pariser Buchhändler Panckoucke 1768 unter der Hand die Erlaubnis zu einem Neudruck, der aber bereits 1770 von höherer Stelle verboten wurde. Nachdem 1776 und 1777 die fünf Supplementbände erschienen waren, erfolgten sofort Nachdrucke, in welchen die Zusatzartikel in das Hauptwerk eingereiht wurden, so in Genf (1777), Lausanne (1778), Yverdon (1778 bis 1780).

Es ist merkwürdig, daß die Väter der modernen, sonst so bequemlichkeitsliebenden Bildung nicht daran gedacht haben, die Wissenschaft des so lästigen, mittelalterlichen Folio-Formates zu entledigen. Aber auch die Gesamtanlage des Werkes fand nicht jene allgemeine Zustimmung, auf welche Diderot so sicher gerechnet hatte. Der Buchhändler Panckoucke trat 1781 mit dem „Plan einer methodischen Encyklopädie" hervor, welcher das Werk Diderots in eine ganze Reihe spezieller Fachlexika (337 Teile) auflöste. Im folgenden Jahre wurde schon der Druck begonnen. Vicq d'Azyr, Condorcet und andere Schüler der ersten Encyklopädisten ließen sich dafür anwerben, so daß der Geist der zweiten Encyklopädie so ziemlich derjenige der ersten blieb. In der Ausführung machte das Werk jedoch viele Wandlungen durch; denn es verging ein halbes Jahrhundert, ehe auf den unter Ludwig XVI. begonnenen ersten Band endlich unter Louis Philipp 1832 der 166. Band in Quarto erschien. Diese Encyklopädie, die Tochter der ersten, mit ihren mehr als 6500 Tafeln Illustration ist bis heute das umfangreichste Werk dieser Art in Frankreich geblieben.

Diderots selbständige Schriften haben lange keine solche Verbreitung gefunden wie diejenigen Voltaires oder wie die Encyklopädie. Gerade die eigenartigsten (Le neveu de Rameau; La religieuse; Supplément au

voyage de Bougainville; Le rêve de d'Alembert; Les Salons) sind erst nach seinem Tode gedruckt worden.

Seine philosophischen Schriften besitzen heute keinen höheren Wert als seine Artikel in der Encyklopädie. Die Kunstberichte, welche er für Grimms „Correspondance" schrieb (die sog. Salons von 1761, 1763, 1765, 1767, 1769, 1771, 1775, 1781), sind dagegen für die Kunstgeschichte von Bedeutung und zugleich Muster einer feinen, lebendigen und anregenden Kunstkritik. Seine zwei Dramen „Der natürliche Sohn" (1757) und „Der Familienvater" (1758) haben eine neue Art, das sog. Rührstück (Comédie larmoyante), aufgebracht, das sich stark vervielfältigte und durch Lessing alsbald auch in die deutsche Literatur eingeführt wurde. Obwohl nun Goethe von Diderot sagt: „Wer an ihm oder an seinen Sachen mäkelt, der ist ein Philister, und deren sind Legion", so sind die tugendsamen Reden und die weinerliche Tränenseligkeit der beiden Stücke seit jener Zeit stark im Preise gesunken; jedermann weiß heute, daß Diderot selbst kein treuer Gatte und Vater war, das Familienleben fast nur vom Hörensagen kannte und, als er dessen Glück schildern wollte, deshalb in die ungenießbarste Übertreibung verfiel. Überaus lebendig und wahr hat er dagegen den Schwindel und die Verkommenheit der damaligen Gesellschaft in „Rameaus Neffe" gezeichnet. Die prickelnd nervöse Lebenswahrheit der Erzählung hat Goethe so angezogen, daß er sie aus dem Manuskript übersetzte, das durch Grimm nach Weimar gekommen war. „Jacques le Fataliste" ist ein Seitenstück zu Voltaires „Candide"; wie in diesem alles dem Zufall zugeschrieben wird, so dort alles dem unausweichlichen Verhängnis. „Die Nonne" (La religieuse) ist ein widerlicher Schauder- und Skandalroman, der die völligste Unkenntnis des Ordenslebens voraussetzt und leider zahllose Nachahmungen gefunden hat.

Eine vogelartige Lebendigkeit, die lustig pickend, genießend von einem Eindruck zum andern hüpfte, eine reizbare Leidenschaftlichkeit, die rasch auflodernd sich in frischer Rhetorik ergoß, endlich ein fein ausgebildeter Kunstsinn verhinderten Diderot, in dem kahlen, trostlosen Mechanismus seiner materialistischen Weltanschauung völlig unterzugehen. Sein poetisches Natur- und Kunstgefühl sträubte sich entschieden gegen die Flut von allegorischen und mythologischen Darstellungen, mit welchen die Maler 1767 den „Salon" überschwemmten.

„Das ist die Wirkung all dieser allegorischen Stoffe, die der heidnischen Mythologie entlehnt sind. Die Maler werfen sich auf diese Mythologie; sie verlieren den Geschmack an den natürlichen Ereignissen des Lebens, und so gehen unter ihrem Pinsel nur noch unanständige, närrische, extravagante, ideallose oder zum mindesten interesselose Szenen hervor; denn was gehen mich alle diese unzüchtigen Abenteuer Jupiters, der Venus, des Herkules, der Hebe, des Ganymed und anderer fabelhafter Götter an. Würde mich ein komischer Zug aus unsern Sitten, ein pathetischer Zug aus unserer Geschichte nicht ebenso sehr anziehen?"

Auch religiöse Jugendeindrücke und religiöse Eindrücke aus der Gegenwart vermochte der stolze Materialist und Epikureer in besseren Augenblicken nicht immer abzustreifen. Er selbst tadelt gelegentlich die Fanatiker des Unglaubens, welche mit allem Schönen aufräumen wollen.

„Diese absurden Rigoristen in Bezug auf die Religion kennen die Wirkung nicht, welche die äußeren Zeremonien auf das Volk haben. Sie haben nie unsere Anbetung des Kreuzes am Karfreitag gesehen, noch die Begeisterung des Volkes bei der Fronleichnamsprozession; eine Begeisterung, die mich selbst bisweilen erfaßt. Ich habe nie diese lange Reihe von Priestern in liturgischen Gewändern gesehen, diese jungen Akolythen in ihren weißen Alben, mit breiten, blauen Gürteln geschürzt, Blumen vor dem heiligen Sakramente streuend, diese Menge, die in ehrfurchtsvollem Schweigen ihnen voranzieht und ihnen folgt, so viele Männer, die ihr Haupt zur Erde neigen; ich habe nie diesen ernsten, feierlichen Gesang gehört, von den Priestern angestimmt und von zahllosen Stimmen von Männern, Frauen, Mädchen und Knaben wiederholt, ohne daß sich mein Herz bewegte und daß mir die Tränen in die Augen kamen. Es liegt darin etwas so Düsteres, so Melancholisches.

„Ich kannte einen protestantischen Maler, welcher lange in Rom verweilt hatte, welcher mir eingestand, er habe nie den Papst in Sankt Peter, umgeben von den Kardinälen und der gesamten römischen Prälatur, den Gottesdienst halten sehen, ohne (innerlich) katholisch zu werden."

Viel Wert haben solche Anwandlungen freilich nicht. Diderot verschmäht die antike Mythologie nicht so sehr wegen der unsaubern Götterfabeln, als weil sie mit der poetischen Überlieferung der bisherigen Bildung verwachsen ist; das Fronleichnamsfest aber ist ihm nicht viel mehr als ein Stück Comédie larmoyante.

Taine, gewiß kein „Philister", faßt sein Urteil über Diderot also zusammen:

„Er steigt nicht nur bis auf den tiefsten Grund der antireligiösen und antisozialen Doktrin herab, mit der ganzen Strammheit der Logik und des Paradoxen, stürmischer und lärmender als Holbach selbst, er fällt auch in die Pfütze des Jahrhunderts, welche die Unzucht ist, und in die breiteste Wagenspur des Jahrhunderts, welche die Deklamation ist, und läßt sich da gehen. In seinen großen Romanen spinnt er schmutzige Zweideutigkeiten und lüsterne Szenen weit aus. Das Krasse ist bei ihm nicht durch Malice abgeschwächt oder durch Eleganz verschleiert. Er ist weder fein noch pikant; er weiß nicht, wie der jüngere Crébillon, artige Lumpenkerle zu malen. Er ist ein Neuling, ein Emporkömmling in der „wahren Welt"; es zeigt sich in ihm ein Plebejer, ein mächtiger Denker, unermüdlicher Arbeiter und großer Künstler, den die Sitten der Zeit bei einem Souper modischer Lebemänner eingeführt haben. Er bemächtigt sich des Fadens der Konversation, er führt die Orgie und sagt, von ansteckender Lust und Wetteifer ergriffen, allein mehr Schmutzgeschichten und Unflätereien als alle Tischgenossen zusammen." [1]

H. Morf sucht ihn, soweit möglich, folgendermaßen zu retten:

„Diderot ist für seine Zeit ein wirklicher Gelehrter, viel gelehrter als Voltaire. Welche Summe von gelehrten Kenntnissen steckt in seinen Werken! Und auch welche

---

[1] Taine, L'Ancien Régime 349.

Summe von Ideen und Anregungen! Sind doch seine Übersetzer keine Geringeren als Lessing, Goethe, Schiller, Geßner.

Aber er ist ungleich. Un homme inégal; ce n'est pas un homme, ce sont plusieurs, sagt La Bruyère. So besteht auch Diderot aus mehreren Individuen, die sich in seiner Schriftstellerei regellos ablösen: der moralisierende Prediger den Libertin; der sensible Rhetor mit seinen Unklarheiten den klaren und beredten Poeten des Materialismus; der einschläfernde Dramatiker den unnachahmlichen, fesselnden Erzähler; der feinsinnige Psychologe des Frauenherzens den vulgären Zotenreißer — girouette, wie er selbst sagt, girouette sur le clocher de Langres!“ [1]

Die übrigen Encyklopädisten gaben Diderot an sittlicher Verkommenheit wohl wenig nach. Allein die poetische und originelle Verve, die ihn gelegentlich darüber emportrug, besaßen sie nicht.

Die sentimentalen Tränenbäder, welche er in seinen zwei Komödien eröffnet hatte, schwellen bei Sedaine (1719—1797) zu Überschwemmungen an. Sebastian Mercier (1740—1814) verdrängte die klassischen Kothurnhelden mit echten kleinen Spießbürgern aus Paris und ließ den „Karren des Essighändlers“ (La brouette du vinaigrier 1775) über alle Bühnen Europas rollen [2]. Die galanten Salonabbés und Salonritter, welche von den Damen jener Zeit als Horaze und Tibulle verehrt wurden, wie Bernis, der spätere Kardinal, — dann Bernard, Dorat, Colardeau, Boufflers, Bertin — sind längst in die Herbarien der Literaturhistoriker gewandert.

Die Odendichter und Satiriker Jean Clément und Joseph Gilbert, welche die Philosophie in Versen bekämpften, fanden wenig Anklang. Dagegen wandten sich Favart, Vadé und Collé in ihren Chansons dem Volke zu und nährten hier jene, allem Höheren abgewandte, leichtlebige Genußsucht, welche mitten im finanziellen Ruin des Landes noch sang und tanzte, schrie und spottete und gleich Ludwig XV. sich damit tröstete: Après nous le déluge!

Während so die Poesie in Tändelei, Schmutz und sentimentalem Philistertum verkam, versandete die „Philosophie“ selbst immer mehr in der trostlosesten Prosa. Diderot hätte am liebsten die Encyklopädie noch einmal durchgearbeitet und verbessert, wozu ihm Katharina II. jedoch nicht verhelfen wollte. Voltaire war industrieller Unternehmer und politischer Agitator geworden. Die Philosophie bis in ihre letzten Konsequenzen zu entwickeln, blieb dem pfälzischen Baron Holbach (1723—1789) überlassen, der bereits in jungen Jahren nach Paris gezogen war und seinen Reichtum als Mäcenas der „Philosophen“ verwendete. Grimm, Rousseau, Madame de Geoffrin sind seines Lobes voll. In seinem Salon herrschte die freieste Sprache. Abbé Galiani, der drolligste Hanswurst desselben, dachte noch von Neapel

[1] H. Morf, Denis Diderot (Aus Dichtung und Sprache der Romanen), Straßburg 1903, 357 358. — Was die deutschen Klassiker von ihm übersetzt haben, ist blutwenig, und seine „Gelehrsamkeit“ ist oft genug nur eine Girouette!

[2] Oeuvres de Sedaine, 3 Bde, Paris 1813. — Oeuvres de Mercier, 4 Bde, Paris 1774. — R. Prölß, Geschichte des neueren Dramas II, Leipzig 1881, 348—350.

aus (1770) mit Rührung an seine trefflichen Diners zurück. Sein Hauptwerk „System der Natur“ [1] erschien 1770 unter dem Pseudonym Mirabaud. Es lehrt ungeschminkt den vollen Materialismus und zieht daraus die praktischen und sozialen Folgerungen.

„Ihr, die ihr durch den von mir gegebenen Impuls jeden Augenblick eures Daseins zum Glücke strebet“, so läßt er die Natur sagen, „widerstehet nicht meinem souveränen Gesetz, arbeitet an eurer Glückseligkeit, genießet ohne Furcht, seid glücklich!“ Weil aber das Glück durch andere Menschen bedingt ist, so muß man sich mit ihnen abzufinden suchen. „Lebet für sie, damit sie für euch leben.... Seid gut, weil die Güte die Herzen gewinnt; seid sanft, weil die Milde die Neigung anzieht; seid bescheiden, weil der Stolz die von sich erfüllten Herzen empört; seid Bürger, weil das Vaterland zu eurer Sicherheit und zu eurem Wohlergehen nötig ist; verteidigt euer Vaterland, weil es euch glücklich macht und eure Güter in sich schließt.“

Der elendeste Egoismus ist das letzte Wort der ganzen Philosophie.

Selbst Voltaire und Rousseau war das zu viel. Goethe und Herder haben sich von Holbachs herzloser Weltmaschine entsetzt abgewandt, um bei der Bibel und Homer, Shakespeare und Ossian sich noch etwas Poesie zu retten. In Frankreich hat jedoch Holbach zahlreiche Anhänger gefunden, und im Grunde läuft die Weisheit der andern Philosophen auf dasselbe Ziel hinaus. Diderot selber hat an Holbachs Buch mitgeschrieben, gelegentlich den „Krieg aller gegen alle“ gelehrt, alle menschliche Autorität für das Werk einer Handvoll Betrüger erklärt und die bekannten Verse gedichtet:

Et ses mains, ourdissant les entrailles du prêtre,
En feraient un cordon pour le dernier des rois.

Achtzehntes Kapitel.

Jean Jacques Rousseau.

Das Jahr 1750 ist für die französische Literatur wie für die europäische Geistesentwicklung ein bedeutsames Merkjahr. Das Jahr zuvor wurde Goethe geboren. Im Juni 1750 verzog Voltaire von Paris, um erst nach 28 Jahren wieder dahin zurückzukehren und daselbst zu sterben. Diderot veröffentlichte den Prospekt der „Encyklopädie“ und d'Alembert im Oktober den Discours préliminaire dazu, das eigentliche Manifest des ganzen Werkes. Im selben Jahre gewann J. J. Rousseau den von der Akademie von Dijon ausgesetzten Preis mit der gegen alle Kultur gerichteten

[1] Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde morale, London (tatsächlich in Holland) 1770.

Anklageschrift „Abhandlung über die Wissenschaften und Künste“ (Discours sur la question, si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs).

Paris blieb, wie bisher, der Mittelpunkt der antichristlichen Aufklärung, Voltaire ihr Patriarch; aber während seines Aufenthaltes in Berlin und Potsdam gestaltete sich hier gewissermaßen ein zweiter Patriarchensitz der neuen Philosophie, dessen Leitung König Friedrich II. selbst übernahm und festhielt, auch als seine freidenkerische französische Tafelrunde wieder auseinanderstob und Voltaire seinen eigenen selbständigen Patriarchalsitz in Ferney aufschlug. Auf das gemeinsame Ziel, die Untergrabung des positiven Christentums, arbeiteten die drei Patriarchate wacker zusammen; doch fühlten sie sich einigermaßen auch als lästige Konkurrenten und bereiteten einander viel Neckerei, Ärger und Verdruß. In Paris führten d'Alembert und Diderot ein ziemlich unabhängiges Scepter; Voltaire wußte sich gegen sie nur obenauf zu halten, indem er seine eigene Encyklopädie schrieb und ihre Angriffe und Lästerungen auf das Christentum noch übertrumpfte. Friedrich II. tat allen zusammen den boshaften Schabernack an, sich der Jesuiten anzunehmen und eine katholische Kirche in Berlin zu bauen. Der lästigste Nebenbuhler für den absolutistischen Soldatenkönig wie für die Lebemänner der Encyklopädie und für den Kulturphilosophen in Ferney war der Genfer Republikaner, welcher urplötzlich wie aus heiterem Himmel aller Kultur den Krieg erklärte, die Natur über alles erhob und in ihrem Namen die Revolution, den offenen Bruch mit allem Bestehenden, verkündete. Seine schriftstellerische Tätigkeit war nicht von langer Dauer. Schon nach 13 Jahren verstummte er wieder, von trauriger Geistesnacht umfangen, noch bevor die Encyklopädie vollendet war und lange bevor der Tod der lästersüchtigen Pamphletschreiberei des Alten von Ferney ein Ende machte. Voltaire bot alles auf, um ihn durch Spott und Lästerung zu beseitigen. Allein alle seine Künste verfingen diesmal nicht. Auch den kühlen Encyklopädisten gelang es nicht, das Feuer einzudämmen, das in den Schriften des Genfer Bürgers loderte und das wie eine unterirdische, vulkanische Glut unter den Ziergärten der hochmütigen Überzivilisation weiterglomm, bis es endlich die ganze morsche Herrlichkeit unterfressen hatte und in lichterlohen Flammen aufloderte und alles zerstörte. Ohne es zu ahnen, haben Voltaire und die Encyklopädisten selbst den Feuerwerker herangezogen, der ihre gleisnerische Scheinkultur in die Luft sprengen sollte.. Rousseau selber hat wohl nicht daran gedacht, daß seine weibisch gefühlvollen, tränenreichen Romane und seine utopischen Freiheitsträumereien so viele Ruinen häufen, so viele Menschen aufs Schafott bringen würden.

In manchen Zügen seiner Schriften verrät sich Rousseau als einen gemütlichen Schweizer, der in einem stillen, ländlichen Heim, in trautem

Familienkreis, auch bei engen Verhältnissen sich hätte froh und glücklich fühlen mögen. Wo er den Genfer See oder die Herrlichkeit der Alpen schildert, wird er zum warmen, begeisterten Dichter wie der alte Haller von Bern. In der Erhabenheit der Bergnatur ergreift ihn mächtiges Entzücken, ein tiefreligiöses Gefühl. Die Schönheit der Natur faßt ihn wie eine Offenbarung göttlicher Größe und Schönheit. Man glaubt einen Widerhall aus manchen schönen Stellen der Psalmen zu vernehmen. Ein freudig bewegtes Herz wendet sich dann auch liebevoll den Menschen zu, aber nur den Menschen in ihren einfachen patriarchalischen Zuständen, in welchen noch nicht eine verwickelte Kultur Denken und Leben verwirrt, zahllose Bedürfnisse das Herz nicht zur Ruhe kommen lassen. Hätte ein so geartetes Gemüt den schlichten Kindesglauben eines Franziskus von Assisi besessen, es hätte aufblühen mögen zu reiner, köstlicher Poesie. Aber diese edeln, schönen Klänge finden sich bei Rousseau nicht in ungemischter Reinheit und Frommheit. Sie sind fast immer mit weichlicher, halb wollüstiger Empfindsamkeit gepaart, mit den Träumereien, der Gefühlsschwelgerei und der Melancholie eines Verliebten. Gegen die kalte Herzensöde eines Voltaire ist dieses Gefühlsübermaß noch immer etwas, wenigstens das Aufseufzen nach einem verlorenen Paradiese, aber es waltet keine geistige Gesundheit, keine wahre Harmonie darin.

Jean Jacques Rousseau hat in den „Bekenntnissen" sein Leben selbst erzählt, mit allerlei beschämenden Selbstanklagen, aber auch wieder mit rettenden Beschönigungen, mit jener eiteln Kleinmalerei, die sich selbst in den Mittelpunkt der Welt rückt. Das mit gewandtester Darstellung geschriebene Werk hat nahezu das Spannende eines Abenteurer- und Schelmenromans. Der Abenteurer aber fühlt sich als ein Menschheitslehrer und ist leider wirklich von Millionen zum Führer und Lehrer genommen worden [1].

---

[1] Gesamtausgaben von: Du Peyron, 35 Bde, Genf und Paris 1782, nebst Oeuvres posthumes, 12 Bde, Paris 1782 1783; Villenave und Depping, 8 Bde, Paris 1817; Musset-Pathay, mit Biographie und Anmerkungen, 23 Bde, Paris 1823—1826; Ch. Lahure, 8 Bde, mit Table analytique, Paris 1856—1858; Hachette, 13 Bde, Paris 1865. — Lettres inédites de J.-J. R. avec M. M. Rey, p. p. Boscha, Amsterdam 1858. — Streckeisen-Moultou, J.-J. R., ses amis et ses ennemis (Corresp. inédite), Paris 1865. — J.-J. R., fragments inédits p. p. Jansen, Paris 1882. — H. de Rothschild, Lettres inédites de J.-J. R., Paris 1892. — Deutsche Übersetzungen der Sämtlichen Werke von K. F. Cramer, 11 Bde, Berlin 1786—1799; Eliffen, G. Julius u. a., 10 Bde, Leipzig 1843—1845; einzelne Hauptwerke von Denhart (Reclam), Heusinger (Cotta). — G. H. Morin, Essai sur la vie et le caractère de J.-J. R., Paris 1851. — Saint-Marc Girardin, J.-J. R., sa vie et ses ouvrages (Artikelserie in der Revue des Deux Mondes 1848 1851 1852 1856 1875, gesammelt von

Er wurde 1712 zu Genf geboren, also 18 Jahre nach Voltaire. Der Vater war Uhrmacher. Die Mutter, eines calvinistischen Predigers Tochter, starb bald nach des Kindes Geburt, das eine Tante Susanna nun verhätschelte. Das Lesen lernte der Kleine an Romanen, die sich im Nachlaß der Mutter gefunden und die der Vater nun mit ihm las. Als er zehn Jahre zählte, mußte der Vater, ein leichtfertiger Mensch, wegen eines Ehrenhandels aus Genf flüchten. Ein Vetter Bernard brachte ihn nun bei einem Prediger in der Nachbarschaft unter, wo er am ländlichen Leben Freude fand, aber als kleiner Taugenichts bald wieder nach Genf zurückbefördert wurde. Ein Schreiber, dem er in Dienst gegeben wurde, erklärte ihn für jede höhere Stellung untauglich. Ein Kupferstecher, zu dem er nun in die Lehre kam, behandelte ihn so schlecht, daß er ihm durchbrannte, nach seinem eigenen Geständnis bereits zu gemeiner Lasterhaftigkeit herabgesunken. Der katholische Pfarrer de Pontverre in dem savoyischen Dorfe Consignon nahm den sechzehnjährigen Vagabunden freundlich auf und empfahl ihn an eine Madame de Warens in Annecy, eine Dame von 28 Jahren, die noch nicht lange zum Katholizismus übergetreten war. Sie schickte ihn an eine Konvertitenschule in Turin, die ihrem Charakter wenig Ehre machte. Mit allerlei Gesindel wurde er einen Monat lang unterrichtet, dann in die Kirche aufgenommen und mit einem Almosen von 20 Francs entlassen.

Mit der Konversion war es ihm nicht Ernst; er hoffte sich damit nur vorläufig ein besseres Fortkommen zu sichern. Aber er mußte vorlieb nehmen, bei einer Gräfin de Vercellis Bedienter zu werden; bald wurde er als Dieb und Verleumder entlarvt, indem er ein armes Dienstmädchen des Diebstahls bezichtigte. Aus dem Dienst gejagt, fand er wohl einen andern bei dem Grafen de Gouvon, lief aber bald wieder davon, um mit einem gewöhnlichen Landstreicher in den Dörfern herumzuziehen. Ins Elend geraten, suchte er

---

Berſot), 2 Bde, Paris 1875. — Andere Biographien von F. Brockerhoff, 3 Bde, Leipzig 1863—1874; Th. Vogt, Wien 1870; J. Morley, 2. Aufl., London 1886; Gehrig, 2. Aufl., Neuwied 1889; Mahrenholtz, Leipzig 1889; H. Beaudoin, Paris 1891; Chuquet, Paris 1893. — E. Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875. — Desnoiresterres, Voltaire et la société française, II. Bd: Voltaire et J.-J. Rousseau, Paris 1874. — E. Ritter, La famille de J.-J. R, Paris 1878; Nouvelles recherches sur les Confessions, Paris 1880; La jeunesse de J.-J. R., Paris 1896. — Borgeaud, Rousseaus Religionsphilosophie, Leipzig 1883. — A. Jansen, Rousseau als Musiker, Berlin 1884; Rousseau als Botaniker, Berlin 1885. — G. Maugras, Querelles des philosophes: Voltaire et J.-J. R., Paris 1886 (deutsch, Wien 1895). — Texte, J.-J. R. et les origines du cosmopolitisme littéraire, Paris 1895. — Höffding, Rousseau und seine Philosophie, Stuttgart 1897. — Haymann, J. J. Rousseaus Sozialphilosophie, Leipzig 1898. — Liepmann, Die Rechtsphilosophie des J. J. R., Berlin 1898.

seine Wohltäterin, Frau von Warens [1], in Annecy auf, welche ihn längere Zeit bei sich behielt und ihm dann einen Platz im Priesterseminar verschaffte. Da er sich aber hier für nichts als Musik interessierte, wurde er als untauglich entlassen und ergab sich wieder der Landstreicherei, welche ihn diesmal bis nach Paris führte. Hilf- und mittellos, wandte er sich abermals an Frau von Warens, die nach Chambéry gezogen war und für ihn eine Stelle in der Katasterverwaltung erlangte. Als er es weder in diesem Amt noch als Musiklehrer zu etwas brachte, nahm sie ihn für acht Jahre in ihr Haus auf, richtete hauptsächlich seinetwegen das kleine Landhaus „Les Charmettes" ein, half ihm Latein, Philosophie und Theologie, Geschichte, Physik, Literatur und alles mögliche studieren und ward aus einer Pflegemutter sogar seine Konkubine. An anatomischen und medizinischen Büchern las er sich in die verschiedensten Krankheiten hinein, deren Anzeichen er bald an sich wahrzunehmen glaubte. Um Spezialisten zu Rate zu ziehen, reiste er nach Montpellier, vergaß unterwegs über einem galanten und schmutzigen Abenteuer seine Krankheiten, meinte aber in Montpellier sie wieder zu fühlen und machte allerlei Kuren durch. Nach Chambéry zurückgekehrt, fand er seinen Platz bei Frau von Warens von einem andern Industrieritter besetzt, mit dem er die bisherige Haus- und Herzensgemeinschaft nicht teilen mochte. Er ward jetzt Hauslehrer bei dem Grand-Prévôt de Mably und benutzte diesen Posten, um sich durch Lektüre noch selbst weiter auszubilden.

Nunmehr fast 30 Jahre alt, versuchte er sein Glück in Paris. Doch die musikalische Chiffreschrift, die er als neue Erfindung der Akademie der Wissenschaften vorlegte, fiel 1742 durch. Nach langer Suche um ein Amt gelang es ihm, als Sekretär bei dem Gesandten Montaigu in Venedig angestellt zu werden. Eine große Begeisterung für italienische Musik, die Erinnerung an etliche schmutzige Abenteuer und tiefer Groll über schlechte Behandlung war alles, was er nach anderthalb Jahren aus der Dogenstadt zurückbrachte. Wieder brotlos, bemühte er sich nun, eine früher geschriebene Oper, „Die galanten Musen", zur Aufführung zu bringen. Es gelang; aber er zog weiter keinen Vorteil daraus, als daß er jetzt mit Diderot, Holbach, Grimm und andern Tagesliteraten bekannt ward. In einem Wirtshaus lernte er die junge Dienstmagd Therese Levasseur kennen, eine vollständig ungebildete Person, die nicht einmal ordentlich lesen konnte, und verband sich mit ihr unter der ausdrücklichen Bedingung, sie nicht zu heiraten. Die fünf Kinder, die er von ihr hatte, schickte er ohne Erkennungszeichen ins Findelhaus. Den Sommer 1747 brachte er als Sekretär der Madame Dupin auf deren Schlosse zu. Nach Paris zurückgekehrt, schloß er sich immer

[1] M. F. Mugnier, Madame de Warens et J.-J. Rousseau, Paris 1891. — M. A. de Montel, Madame de Warens et le pays de Vaud, Lausanne 1891.

enger an Diderot und beantwortete auf dessen Anregung die von der Akademie von Dijon gestellte Preisfrage. Mit diesem gegen die Zivilisation geschleuderten Manifest trat der bisher kaum beachtete Abenteurer in die Reihe der hervorragendsten Tagesgrößen ein. Auch eine Oper, „Der Dorfwahrsager“, die er in schreiendem Widerspruch zu seinen Tiraden gegen alle Zivilisation komponierte, erntete jetzt reichsten Beifall. Der König wollte ihn sehen. Doch der stolze Bürger von Genf entzog sich solcher Ehre. Er verschmähte auch eine einträgliche Kassiererstelle, die ihm angetragen wurde. Der Lebensgefährte der Therese Levasseur setzte sich in den Kopf, sein Brot mit Notenschreiben zu verdienen.

Eine Komödie, „Narziß oder der Liebhaber seiner selbst“, hatte wenig Erfolg. Ein „Brief über die französische Musik“ zu Gunsten der italienischen zog ihm eine Menge Gegner auf den Hals. Die Beantwortung einer zweiten Preisfrage der Akademie von Dijon, „Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“, wurde zwar nicht gekrönt, gab ihm aber doch Gelegenheit, seinen Sturmlauf gegen die ganze bisherige Gesellschaftsordnung fortzusetzen. Sein Abenteurerleben nahm noch kein Ende. Er suchte seine einstige Wohltäterin, die Frau von Warens, wieder auf. Als er sie im tiefsten Elende traf, ging er nach Genf und ließ sich hier feierlich wieder in die Calvinistengemeinde aufnehmen, obwohl er an eine Hölle gar nicht glaubte und Calvins Lehre somit für ihn keinen Sinn mehr hatte. Er dachte sich in Genf niederzulassen; als aber Voltaire sich in Ferney festsetzte, zog er wieder nach Paris. Madame d'Epinay, eine Freundin der Encyklopädisten, gewährte ihm als ihrem „kleinen Bären“ auch ein Plätzchen in ihrem geräumigen Herzen und ließ ihm 1756 am Wald von Montmorency ein Landhäuschen einrichten, „l'Eremitage“, wo er nach seinem Geschmack ländlich-einsiedlerisch schriftstellern könnte. Hier schrieb er denn auch seinen ersten berühmten Roman, „Julie oder die neue Héloïse“. Überströmend von Tugendreden und natürlichen Religionsbetrachtungen, ärgerte er sich gelegentlich sehr über die Mutter seiner Therese, die ihn als Geldquelle auszubeuten suchte, und wurde durch die innigste und tugendhafteste Liebe zu Therese nicht abgehalten, sich sterblich in Madame d'Houdetot, die Schwester der Madame d'Epinay, zu verlieben, die ihrerseits ebenso sterblich in den Literaten Saint-Lambert, einen Freund Diderots und Holbachs, verliebt war. Die rührendsten Stellen der „Neuen Héloïse“ sind aus diesem „Tugendquell“ hervorgeströmt [1].

Das Stilleben in der Eremitage war indes von kurzer Dauer. Die Encyklopädisten hatten anfänglich Rousseau als einen Gesinnungsgenossen

[1] L. Perey et G. Maugras, Mémoires de Madame d'Épinay, Paris 1882. — E. Scherer, Madame d'Épinay (Études 1866). — L. Brunel, La Nouvelle Héloise et Madame d'Houdetot, Paris 1888.

unterstützt, Diderot ihm nützliche Anregungen und Winke gegeben. Er hatte für die Encyklopädie die Artikel über Musik übernommen. Als sein Ruhm jedoch ihnen über den Kopf zu wachsen drohte und er ihre gesamten Bildungsbestrebungen angriff, begannen sie bald seiner überdrüssig zu werden. Von beiden Seiten fielen verletzende Worte. Hypochondrisch und nervös reizbar, wie er war, mußte Rousseau gegen sie den kürzeren ziehen. Als seinen Hauptfeind betrachtete er den Deutschen Friedrich Melchior Grimm, den er selbst bei Madame d'Epinay eingeführt hatte, der aber bald mit ihr auf vertrautestem Fuße lebte, ihn in nichtswürdiger Weise ausspionieren ließ und es schon Ende 1757 fertig brachte, daß Rousseau mit seiner Gönnerin brach und seine Einsiedelei verließ. Der Marschall und die Marschallin von Luxembourg gewährten ihm in der Nähe ein ähnliches Landhaus und wiesen ihm, als dieses baufällig wurde, das kleine Schloß von Montmorency zum Aufenthalt an. Hier vollendete er seine „Neue Héloïse“ und seine zwei andern Hauptwerke, den Contract social und seinen „Emil oder über die Erziehung“.

Kaum war dieser pädagogische Roman gedruckt, so erließ das Parlament einen Haftbefehl gegen den Verfasser. Im Juni 1762 mußte er unverzüglich noch bei Nacht die Flucht ergreifen. Nach Genf konnte er nicht. Hier wie in Paris wurde der „Emil“ von Henkershand verbrannt. So flüchtete er nach Motiers im Fürstentum Neuchâtel, von wo aus er auf sein Genfer Bürgerrecht verzichtete und seine „Briefe vom Berge“ (Lettres de la montagne) schrieb [1]. Von der Wut des Volkes bedroht, suchte er eine Zufluchtsstätte auf der Petersinsel im Bieler See, ward aber nach zwei Monaten von der Berner Regierung von da und aus ihrem ganzen Territorium ausgewiesen. Unter dem Schutze des Prinzen Conti konnte er für kurze Frist 1765 nach Paris zurückkehren und folgte dann von hier aus einer Einladung des Philosophen Hume nach England.

Mitten in all diesen widrigen Erlebnissen fehlte es ihm nicht an Huldigungen, welche ihn in der eiteln Überzeugung bestärkten, der erste Schriftsteller seiner Zeit zu sein. Weiber und junge Leute verschlangen seine weichlichen, Wollust atmenden Romane mit lüsterner Begier. Das breitgeschlagene Gefühlsleben ging nicht über ihren Horizont hinaus. Die darin gepredigte Naturreligion verklärte alle niedern Triebe. Die Naturschwärmerei riß die unklaren Köpfe in einen verschwommenen Freiheitstaumel hinein. Die Gefühlskrankheit griff wie eine Seuche um sich. Man schwärmte für Julie, für De Preux, für Rousseau selbst. Wäre er so schlau und berechnend wie Voltaire gewesen, er hätte sich auch als Märtyrer der Freiheit die vergnüglichste Existenz zurechtzimmern können.

---

[1] F. Berthoud, J.-J. Rousseau au Val de Travers 1881. J.-J. Rousseau et le Pasteur de Montmollin, 1884.

Dasselbe Parlament, das 1762 seinen „Emil" verfemte, unterdrückte im selben Jahre den Jesuitenorden in Frankreich. Es war viel gefährlicher, ein Jesuit, als ein Freidenker zu sein. Aber Rousseau hatte durch seine Angriffe auf das positive Christentum nicht nur den Abscheu aller gläubigen Katholiken und Protestanten erweckt, er hatte es längst schon mit dem ganzen Heere der Freidenker verdorben.

Als d'Alembert in dem Artikel „Genf" der Encyklopädie die daselbst noch herrschende calvinistische Strenge getadelt hatte, schrieb er seinen geharnischten „Brief an d'Alembert gegen die Schauspiele", worin er nicht nur das Theater überhaupt als eine Schule des Sittenverderbens verwarf, sondern im einzelnen Molière und Voltaire zerzauste. Noch schärfer ging er mit Voltaire ins Gericht in den „Briefen an Herrn von Voltaire über sein Gedicht von der natürlichen Religion und das Unglück von Lissabon".

Er bestärkte seine Mitbürger nicht nur in dem Entschluß, kein Theater innerhalb ihrer Mauern zu dulden, sondern mahnte sie auch ab, das Theater zu besuchen, das Voltaire im nahen Ferney in der Absicht eingerichtet hatte, die Genfer dahin zu locken und sich auf ihre Kosten zu erlustigen. Ja er schleuderte Voltaire selbst den Vorwurf zu: „Sie geben in Ihrem Hause Schauspiele; Sie verderben die Sitten meiner Republik zum Danke für die Zufluchtsstätte, die sie Ihnen gewährt."

Er hatte sich in seiner Polemik noch leidlich höflich gehalten; aber Voltaires Zorn kannte nun keine Grenzen mehr. Rousseau war jetzt ein „Bedienter des Diogenes", ein „schädlicher Hanswurst", ein „Narr", ein „erbärmlicher Narr, gefährlich und bösartig", ein „Ungeheuer", ein „wütend gewordener Hund des Diogenes", ein „wildes Tier, das man nur hinter Gittern betrachten und nur mit dem Stock anfassen darf". Wo sich nun eine Gelegenheit bot, suchte er ihn herunterzureißen und verächtlich zu machen. An Stoff fehlte es nicht. Derselbe Rousseau, der jetzt als Anwalt der Sittlichkeit gegen das Theater wetterte, hatte selbst Opern und Komödien gedichtet und schrieb jetzt Romane, welche den Frauen den Kopf verdrehten. Es handelte sich in dem Streit gar nicht um wirkliche Sittlichkeit, sondern nur um das Übergewicht zweier literarischer Richtungen und ihrer Häupter.

Rousseau täuschte sich nicht, wenn er sich verfolgt glaubte. Voltaire, die Encyklopädisten und ihr ganzer Anhang waren von da ab seine erklärten Feinde und suchten ihm, wo sie konnten, zu schaden. Choiseul, die Pompadour und das ganze höfische Gesindel standen auf ihrer Seite und versagten ihm den Schutz, den sie unter der Hand Voltaire und den Seinigen gewährten. Der Größenwahn Rousseaus steigerte sich indes durch diese Preisgebung und ihre Folgen immer mehr zum Verfolgungswahn, seine Reizbarkeit zum unheilbaren Trübsinn, so daß er zuletzt niemand mehr traute und sich auch von denjenigen verfolgt glaubte, die es gut mit ihm meinten.

England war das schlimmste Land, wo er hätte seine Zuflucht nehmen können. Das Heimweh verzehrte ihn. Hume, der ihn im Januar 1766 mit sich nahm, bereitete ihm zwar in London die glänzendsten Ovationen; aber der borstig-melancholische Republikaner fand sich nicht in die fremde Hofluft hinein. Verdrießlichkeiten und Mißstimmungen störten den vorübergehenden Hochgenuß. Seiner überdrüssig, beförderte ihn Hume bald zu einem reichen Gutsbesitzer zu Wootton in Staffordshire und überließ ihn da seinem Schicksal. „Er wird da", schrieb Hume selbst an Blair, „völlig ohne Beschäftigung, ohne Gesellschaft und fast ohne Unterhaltung irgend einer Art sein. Er hat während seines Lebenslaufes wenig gelesen und er hat jetzt völlig auf das Lesen verzichtet. Er hat wenig gesehen und hat gar keine Neugier, zu sehen oder zu beobachten. Er hat, genau gesagt, sehr wenig gedacht und studiert und besitzt in Wirklichkeit wenig Wissen. Er hat während seines ganzen Lebenslaufes nur gefühlt, und in dieser Hinsicht erhebt sich seine Sensibilität zu einem Grade, der alles übersteigt, was ich bis dahin gesehen; aber sie gibt ihm ein schärferes Gefühl der Pein als des Vergnügens. Er ist wie ein Mensch, der nicht nur seiner Kleider, sondern auch seiner Haut beraubt wäre und in diesem Zustand mit den stürmischen Elementen zu kämpfen hätte, die beständig diese niedere Welt verwirren." So beurteilte der englische Philosoph den Unglücklichen, der bei ihm Schutz und Rettung gesucht, tat aber nichts, um durch wahre Liebe sein Los zu mildern. Eben hatte er sich selbst noch in Paris von Diderot, Grimm, d'Alembert und ihrem ganzen weiblichen Anhang den Hof machen lassen. Kein Wunder, daß der unglückliche Rousseau ihn bald auch als einen ihrer Mitverschworenen betrachtete und ihm brieflich die herbsten Vorwürfe machte. Anstatt ihn schonend zu beruhigen, trieb Hume mit fingierten Briefen den herzlosesten Scherz mit ihm, antwortete ihm mit beleidigender Roheit, veröffentlichte endlich seine Briefe und verteidigte sich in Paris gegen seine Klagen in der perfidesten Weise.

Verzweifelt ging Rousseau im Mai 1767 nach Frankreich zurück. Er war durchaus nicht der Verrückte, als den ihn Hume und die Encyklopädisten behandelten. Die „Bekenntnisse", die er schon früher begonnen und in England fortsetzte, sind, bloß literarisch und stilistisch betrachtet, das reifste seiner Werke. Die meisten seiner Briefe lauten ganz vernünftig. In seinen „Dialogen" und „Promenaden" (von 1776 und 1777) finden sich zahlreiche sehr schöne Stellen. Im ganzen erscheint er jedoch als ein völlig gebrochener Mann. Er hat sich von der Tagesliteratur ganz zurückgezogen, studiert nichts Neues mehr. Sein Geistesleben ist ein ewiges Wiederkauen früherer Ideen und Erinnerungen, ein Selbstbespiegeln seiner kleinen täglichen Zufälle, ein unaufhörlicher Kampf gegen die „Verschwörung" der Encyklopädisten, in die er die ganze Welt mitverwickelt glaubt, ein

Ringen danach, seinen vernichteten Schriftstellerruhm wenigstens für die Nachwelt zu retten.

Den ersten Unterschlupf nach seiner Rückkehr gewährte ihm der Marquis de Mirabeau, der Vater des berühmten Redners. Dann quartierte ihn der Prinz Conti in dem Schloß Trye bei Gisors ein. Von da zog er — unter dem Namen Renou — nach Bourgoin, einem Städtchen in der Dauphiné, im Jahre 1769 nach Monquin, einem Dorfe bei Grenoble, im Frühjahr 1770 wieder nach Paris. In Bourgoin vermählte er sich im Sommer 1768 förmlich mit Therese, nachdem er 25 Jahre mit ihr zusammengelebt hatte. Als sie im Februar 1777 ernstlich erkrankte, reichte er bei mehreren Leuten folgendes Bittgesuch herum:

„Meine Frau ist seit längerer Zeit krank, und der Fortschritt ihres Übels, das sie außer stand setzt, ihre kleine Haushaltung zu besorgen, macht ihr selbst die Hilfe anderer nötig, wenn sie gezwungen ist, das Bett zu hüten. Ich habe sie bis jetzt in allen ihren Krankheiten besorgt und verpflegt, das Alter erlaubt mir diesen selben Dienst nicht mehr. So klein die Haushaltung ist, kann einer allein ihr nicht genügen; man muß sich außer dem Haus die nötigen Subsistenzmittel verschaffen und sie bereiten; man muß für die Reinlichkeit im Hause sorgen. Da ich für all diese Sorgen nicht aufkommen konnte, war ich zu dem Versuch gezwungen, meiner Frau eine Magd zu halten. Zehn Monate der Erfahrung ließen mich fühlen, wie ungenügend in einer Lage gleich der unsrigen eine solche Hilfe ist und welche unausweichliche und unleidliche Unzuträglichkeiten sie nach sich zieht. Darauf angewiesen, durchaus allein zu leben, und dennoch außer stande, der Hilfe anderer zu entbehren, bleibt uns in den Leiden und in der Verlassenheit nur ein einziges Mittel, unsere alten Tage weiter zu fristen: es ist die Bitte an diejenigen, welche über unser Schicksal verfügen, sie möchten auch über unsere Person verfügen und uns irgend ein Asyl eröffnen, wo wir auf unsere Kosten leben können, aber frei von einer Arbeit, die fürder unsere Kräfte übersteigt, und von all den kleinen Sorgen, denen wir nicht mehr gewachsen sind.

„Wie man uns immer behandeln mag, mag man mich in förmlicher Klausur oder in scheinbarer Haft halten, in einem Hospital oder in einer Wüste, mit freundlichen oder harten, falschen oder ehrlichen Leuten (wenn es deren noch gibt), ich verstehe mich zu allem, wenn man meiner Frau nur die Pflege zuwendet, deren sie bedarf, und wenn man mir nur bis zum Ende meiner Tage Obdach, die einfachste Kleidung und die schlichteste Kost gibt, ohne daß ich mich weiter darum bemühen muß. Wir werden dafür an Geld, Effekten und Renten geben, was wir können, und ich kann annehmen, daß das wird genügen können in Provinzen, wo die Lebensmittel wohlfeil sind, und in Häusern, die zu solchem Zweck bestimmt sind, wo man sich haushälterisch einzurichten weiß, zumal ich mich gutwillig in eine Behandlung ergebe, die meinen Mitteln entspricht.

„Ich glaube hierin nichts zu verlangen, was man unter menschlich gesinnten Leuten in einer ebenso traurigen Lage wie der meinigen, wenn es eine solche geben sollte, abschlagen kann, und ich bin sogar sicher, eine solche Abfindung würde denjenigen, die über mein Schicksal verfügen, weit entfernt, lästig zu werden, viele Sorgen und Geld ersparen. Was ich indes über das System erfahren, das in Betreff meiner innegehalten wird, läßt mich zweifeln, daß mir diese Gunst bewilligt

wird; aber ich schulde es mir selbst, sie zu verlangen; und wenn sie mir verweigert wird, so werde ich in meinem Alter um so geduldiger die Nöten meiner Lage ertragen, indem ich mir das Zeugnis geben kann, daß ich alles getan, was von mir abhing, um sie zu mildern."

Im Mai 1778 siedelte er in das einsame Landhaus über, das ihm der Marquis de Girardin, einer seiner Verehrer, zu Ermenonville angeboten hatte. Bereits am 2. Juli starb er hier. Nach einem vereinzelten, aber weitverbreiteten Gerücht hätte er selbst in einem Anfall von Schwermut durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende gemacht. Nach andern Berichten ist er einem Schlaganfall erlegen. Die Frage über seinen Tod hat eine ganze Literatur hervorgerufen, welche den ersten Bericht sehr unwahrscheinlich macht, aber einen definitiven Entscheid nicht erbracht hat [1].

Rousseaus Schriften haben heute wenig Anziehungskraft mehr. Ihr karger Ideengehalt ist längst von Hunderten von Schriftstellern, großen und kleinen, völlig ausgepumpt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in zeitgemäßere Fasson umgemodelt, abgeschwächt, verschärft, flüchtig kopiert, langatmig ausgesponnen, auf neue Verhältnisse angewandt, meist ganz willkürlich ausgenützt und oft auch gegen ihn verwertet worden, wie er selbst das meiste davon den Encyklopädisten entlehnt und bald für, bald gegen sie ausgespielt hatte. Denn ein schöpferischer Genius war er ebensowenig als Voltaire und Diderot. Er besaß nicht einmal ihr ausgedehntes oberflächliches Wissen. Eine feinsinnige Künstlernatur war er noch weniger. Was er geschrieben, umspannt einen auffallend engen Gesichtskreis; es ist eigentlich fast nur sein liebes Ich, über das er beständig brütet, auf das er alles bezieht, aus dem er alles herausspinnt und das, von der grausamen Außenwelt nicht als allgemeines Zentrum anerkannt, sondern gestoßen, gedrückt, verfolgt gleich andern, sich in trostlosem Verfolgungswahne endlich aufzehrt, ohne der Welt etwas zu hinterlassen als ein paar Operetten und Pamphlete, die Skandalgeschichte seines Lebens, einen langstieligen Liebesroman, eine utopische Staatslehre und eine noch utopischere Pädagogik, die er weder an einer Erziehungsanstalt noch einer Familie, nicht einmal an den armen Kindern erprobt, sondern wiederum gleich einer Urspinne aus seinem eigenen krankhaften Hirn herausgewickelt hatte.

Was ihm nichtsdestoweniger einen ungeheuren Einfluß auf seine Zeitgenossen verschaffte, ihn als einen bahnbrechenden Genius für die Folgezeit erscheinen ließ, das war eben diese bornierte Einseitigkeit, mit welcher er seine Individualität, dieses krankhafte Ich, in welchem Phantasie und Gefühl den praktischen Verstand überwucherten, pathologische Selbstbespiegelung jeden freien, universellen Weltblick abschnitt, mit dem stolzen Selbstbewußtsein eines

[1] P. J. Möbius, Rousseaus Krankheitsgeschichte, Leipzig 1889. — Châtelain, La Folie de Rousseau, Paris 1890. — S. M. Girardin, Rousseau, Paris 1875.

Volkstribunen und Glaubensstifters der ganzen bisherigen Überlieferung der Menschheit, allen politischen und religiösen Mächten gegenüberstellte und der Welt zum erstenmal klarmachen wollte, was eigentlich Natur, Menschlichkeit, Liebe, Staat, Erziehung sei.

„Aus dem Schoße des Irrtums hat sich ein Mann erhoben, voll philosophischen Geredes, ohne wahrhaft Philosoph zu sein; ein mit vielen Kenntnissen begabter Geist, die ihn jedoch nicht wirklich erleuchtet, vielmehr Finsternis in den andern Geistern verbreitet haben; ein Charakter, der sich in Anschauungen und Lebensführung dem Paradoxen ergeben; Sitteneinfalt mit Denkerstolz verbindend, Eifer für antike Lebensgrundsätze mit einer Wut, Neuerungen einzuführen, das Dunkel der Zurückgezogenheit mit der Begier, von aller Welt gekannt zu sein: er hat Schmähungen gegen die Wissenschaften geschleudert, die er pflegte, die Vortrefflichkeit des Evangeliums gepriesen, dessen Dogma er zerstörte, die Schönheit der Tugenden geschildert, die er im Herzen seiner Leser austilgte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechts aufgeworfen, um es zu täuschen, zum öffentlichen Mahner, um alle Welt in die Irre zu führen, zum Orakel des Jahrhunderts, um es völlig zu verderben. In einem Werk über die Ungleichheit der Stände hatte er den Menschen bis auf den Rang von Tieren herabgesetzt; in einer andern, neueren Veröffentlichung hatte er das Gift der Wollust eingeträufelt, indem er sie zu verurteilen schien; in dem vorliegenden bemächtigt er sich der ersten Augenblicke des Menschen, um die Herrschaft der Irreligiosität aufzurichten.“

So hat Christophe de Beaumont, Erzbischof von Paris, bereits 1762 Rousseau treffend gezeichnet in dem Hirtenbriefe, den er am 20. August wider Rousseaus „Emil“ erließ. Nur seine Kenntnisse hat er wohl etwas zu hoch angeschlagen. Denn eine gründliche Schulung hat Rousseau nie durchgemacht; sein autodidaktisches Wissen stammte hauptsächlich aus der „philosophischen“ Tagesliteratur. Zu einem ernsten Studium der Alten, der Geschichte und einer wirklichen Philosophie ist er nie gekommen. Wirkliches Aufsehen erregte er erst, als er 1750 die Preisfrage der Akademie von Dijon beantwortete: „Hat die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Läuterung der Sitten beigetragen?“ Diderot soll ihm geraten haben, die Frage herzhaft verneinend zu beantworten: eine bejahende Antwort wäre eine Eselsbrücke, die sich jeder Kandidatus gönnen könnte, eine verneinende aber würde Lärm machen. Verbittert von den zwanzigjährigen fruchtlosen Versuchen, als ebenbürtiger Schöngeist in die feine Gesellschaft einzudringen, welche Leben und Literatur beherrschte, von Jugend auf verwahrlost, an Leib und Seele verdorben, von leidenschaftlicher Sinnlichkeit und nicht geringem Stolze gequält, taktlos und unberechenbar, ein Spielball seiner Launen und Stimmungen, benutzte er die Gelegenheit, der ganzen hohen Welt, die ihn zum Lohndiener erniedrigt hatte, der ganzen Bildung, die ihn als Paria von sich stieß, in demokratischem Ingrimme den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Die ganze Menschheit war in ihm beleidigt worden. Die Zeit der Rache war gekommen.

In dem schwergekränkten „Bürger von Genf" stak aber nicht bloß ein kecker Streber, der sich allen Marquis, Abbés und Akademikern gleichberechtigt fühlte, sondern auch ein Dichter; kein Epiker zwar und Dramatiker, aber ein weicher, sinnlicher Idylliker, der in besseren Stunden von seligen Paradiesen träumte. Berge und Seen waren so zauberisch schön, so ganz nur für Glückliche gemacht; Sonne und Mond strahlten so herrlich, als sollten sie nur Selige bescheinen — eine Seligkeit, die er sich allerdings immer paarweise dachte und auf die Gott mild herablächeln mochte. Daß der Mensch in Gott selbst seine Seligkeit suchen und finden sollte, paßte nicht in diese Träume.

Aber er kam sich in solchen traumseligen Stunden so gut, so unschuldig vor wie ein Engel, wie ein Kind. Ja, so war der Mensch von Anbeginn, so hätte er immer bleiben sollen! Gut und unverdorben, glücklich und zufrieden ist er aus der Hand des Urhebers hervorgegangen! Was hat dieses schöne Los durchkreuzt und nahezu vernichtet? Nicht die Erbsünde; denn der Glaube daran erschien ihm als absurd. Nicht die persönliche Schuld eines jeden; denn der Mensch, jeder für sich, war gut, ganz unbegreiflich gut. Wie er seine eigenen Mißgeschicke, seine Fehltritte, seine Sünden und Ausschweifungen der Gesellschaft zur Last legte, so machte er auch die menschliche Gesellschaft für alle Übel verantwortlich, welche die Menschheit trafen. Sie hat eine Unsumme von Verhältnissen und Bedürfnissen geschaffen, welche das idyllische Glück schlichter Naturkinder unmöglich machen. Sie hat durch Ehegesetze und soziale Konvenienzen den natürlichen Bund der Liebe zerstört. Sie hat durch positive Staatsordnungen, die auf Betrug und Übervorteilung beruhen, die persönliche Freiheit vernichtet. Sie hat endlich durch eine künstliche Erziehung die gesunde Menschennatur schon in ihren Keimen und Anfängen verdorben und es überaus schwierig gemacht, die Menschheit zu ihrer ursprünglichen Güte zurückzuführen. Alles kommt darauf an, zur Natur zurückzukehren. Zu diesem Zweck müssen alle bestehenden Institutionen von Grund aus umgestürzt werden.

Das sind im wesentlichen die Grundzüge jener Utopien, die in allen Werken Rousseaus, oft mit denselben Worten wiederkehren und nur nach verschiedenen Rücksichten weiter ausgesponnen sind.

In der ersten Preisschrift schleudert er seine Anklagen hauptsächlich gegen Künste und Wissenschaften, Pomp und Prunk der vornehmen Welt, in der zweiten Preisschrift gegen das gesamte soziale und Kulturleben, in der „Rede über politische Ökonomie" gegen die wirtschaftlichen Verhältnisse in Frankreich, im „Sozialkontrakt" gegen die bestehenden politischen Einrichtungen, in dem „Briefe an d'Alembert" gegen das Theater, im „Emil" gegen das Erziehungswesen, in dem „Briefe an den Erzbischof von Paris" gegen die katholische Kirche, in den „Briefen vom Berge" gegen die strengen Calvinisten in Genf.

Abgesehen von seinen Ausfällen gegen die katholische Kirche, welche er nur ungenügend kannte und völlig mißverstand, sind die meisten dieser Angriffe sehr richtig gezielt. Sie treffen fast alle einen wunden Fleck. Die innere Hohlheit und Nichtigkeit der damaligen Salonbildung, das im Grunde erbärmliche Treiben jener höheren Gesellschaft, deren Abgott Voltaire und deren Lexikograph Diderot war, hatte keiner so klar durchschaut und so unbarmherzig angegriffen wie er. „Sage uns, berühmter Arouet", so rief er Voltaire zu, „wie viele männliche und kraftvolle Schönheit hast du unserer falschen Verfeinerung geopfert, wie viel Großes hat dir der Geist der Galanterie gekostet, der in Kleinigkeiten so fruchtbar ist!" Begeisterungsvoll hielt er den Materialisten, die alle Moral auf Eigennutz beschränkten, die Stimme des Gewissens entgegen:

„Gewissen! Gewissen! Göttlicher Trieb, unsterbliche, himmlische Stimme, sicherer Führer eines unwissenden und beschränkten, aber vernunftbegabten und freien Wesens, unfehlbarer Richter über gut und böse, der du den Menschen Gott ähnlich machst: du bildest den Vorzug seiner Natur und die Sittlichkeit seiner Handlungen; ohne dich fühle ich nichts in mir, das mich über die Tiere erhebt, als das traurige Vorrecht, mich durch ein regelloses Verständnis und eine prinzipienlose Vernunft von Irrtum zu Irrtum zu verirren!"

Treffend zeichnet er in den „Briefen vom Berge" die innere Haltlosigkeit, Inkonsequenz und Hilflosigkeit, in welcher sich der orthodoxe Calvinismus der Leugnung des Übernatürlichen gegenüber befindet. Gegen die Prediger, welche seinen „Emil" verbrennen ließen, ruft er die Katholiken herbei und läßt sie sagen:

„Ihr macht uns offen den Krieg, ihr blast das Feuer von allen Seiten an. Euren Lehren widerstehen, heißt ein Rebell, ein Götzendiener, der Hölle würdig sein. Ihr wollt absolut bekehren, überzeugen, zwingen. Ihr dogmatisiert, ihr predigt, ihr zensuriert, ihr anathematiziert, ihr exkommuniziert, ihr straft, ihr verhängt den Tod, ihr übt die Autorität der Propheten und gebt euch doch nur für Privatleute aus. Wie! Ihr Neuerer, auf eure bloße Privatmeinung hin, zu der ein paar hundert Menschen halten, verbrennt euren Gegner, und wir mit unserem Bestand von 15 Jahrhunderten, auf die Stimme von hundert Millionen Menschen hin, hätten unrecht, euch zu verbrennen? Nein, hört auf, als Apostel zu reden und zu handeln, oder weiset eure Titel vor."

„Was hätten unsere Reformatoren", fügt er dann bei, „Haltbares antworten können? Ich meinerseits weiß es nicht. Ich denke, sie hätten schweigen oder Wunder wirken müssen."

Seine zwei Romane enthalten schöne Stellen gegen den Selbstmord, gegen das Duell, gegen den Hochmut der Freidenker, gegen die Verspottung des Gebetes, gegen die Liederlichkeit der Pariser Gesellschaft, gegen die Vernachlässigung der Gatten- und Mutterpflichten durch die hohe Damenwelt, gegen Schnürleib, Schminke und Reifrock und andern Unfug der damaligen Mode, gegen viele greifbare Auswüchse der damaligen Erziehung.

In dem Briefe an d'Alembert kennzeichnet er sehr genau das Verfängliche, das erotische Stoffe auf der Bühne haben:

„Man male uns die Liebe, wie man will: sie verführt, oder es ist keine Liebe. Ist sie schlecht gezeichnet, so taugt das Stück nicht; ist sie gut gezeichnet, so stellt sie alles in den Schatten, was sie begleitet. Ihre Kämpfe, ihre Übel, ihre Leiden machen sie nur noch rührender, als wenn sie keinen Widerstand zu besiegen hätte. Weit entfernt, daß diese traurigen Wirkungen abstießen, wird sie durch ihre Unglücksschläge nur noch anziehender. Man sagt sich unwillkürlich, daß ein so entzückendes Gefühl über alles hinwegtröstet. Ein so süßes Bild verweichlicht unmerklich das Herz: man entnimmt der Leidenschaft, was zum Genusse führt, und man läßt beiseite, was quält. Niemand hält sich für verpflichtet, ein Held zu sein, und indem man so die erlaubte Liebe bewundert, gibt man sich der unerlaubten hin."

Derselbe Rousseau, der 1758 so streng über erotische Darstellungen urteilte und sie mit in sein allgemeines Verdammungsurteil gegen das Theater zog, gab drei Jahre später (1761) den sentimentalsten, leidenschaftlichsten Liebesroman heraus, der während des ganzen Jahrhunderts geschrieben wurde und der in unzähligen Nachbildungen bis auf die Gegenwart weitergewirkt hat. Er führt den Titel „Julie oder die neue Héloïse". Geschrieben aber war er schon zwei Jahre zuvor (1756), als Rousseau, der damals schon seine 44 Jahre zählte und schon außerordentlich viel erlebt hatte, in der „Eremitage" sich sterblich in die Madame de Houdetot verliebte und in den glühenden Briefen des Romans seine eigensten Gefühle zu Papier brachte.

Julie heißt die Titelheldin, die „neue Heloise" wird sie genannt, weil sie sich, ein erst fünfzehnjähriges Mädchen, von ihrem Hauslehrer, dem ebenso sentimentalen De Preux, erst mit Liebeständelei betören und endlich verführen läßt. Zum Glück ist er kein Mönch, sie keine Nonne; die einzige Schwierigkeit einer erlaubten Liebe ist die Absicht der begüterten und angesehenen Eltern, sie mit einem gleichgestellten jungen Manne zu verehelichen, weshalb sie ihre Liebe als eine faktisch hoffnungslose, verbotene, sündige empfindet. Nachdem sie sich preisgegeben, hat sie nicht den Mut, dem Geliebten zu entfliehen, ihre Eltern zu kränken und sich selbst einem höchst zweifelhaften Schicksal preiszugeben, sondern sucht De Preux zu entfernen und ihren Fall zu vertuschen. In den zärtlichsten Briefen wird inzwischen die Verbindung aufrecht erhalten und die Liebenden wissen sich auch wieder zu treffen. Ein englischer Lord, Eduard Bomston, taucht als gefährlicher Rivale auf, aber ein Duell wird glücklich abgewandt und der von Edelmut überströmende Engländer verspricht noch gar Heiratsvermittler zu werden. Erst als an dem starren Willen des Vaters die letzte Hoffnung scheitert, geht De Preux nach Paris, wo er sich herzlich schlecht aufführt, der Geliebten faktisch untreu wird, aber schriftlich treu bleibt. Ihr Liebesbriefwechsel fällt in die Hände der Mutter, die vor Kummer und Herzeleid darüber stirbt. Auch

der Vater kommt hinter alles, und da er nun vor Julie einen Fußfall tut und sie beschwört, nicht auch noch ihn ins Grab zu bringen, so verzichtet sie endlich auf De Preux und reicht dem reichen Herrn von Wolmar die Hand, den der Vater zu seinem Eidam auserkoren hatte. Ihre inneren Kämpfe vor diesem Schritt schildert sie De Preux selbst in dem langen Briefe, der ihre Absage enthält.

In einem weiteren Briefe (schon Nr 103 der ganzen Briefsammlung) schildert sie dann dem abgedankten Geliebten ihren Herrn Gemahl und ihr eheliches Glück und nimmt für immer von ihm Abschied. In fünfzig fast doppelt so langen Briefen spinnt sich der Roman noch weiter. De Preux macht eine Reise um die Welt, kehrt an den Genfer See zurück, wird von dem Herrn von Wolmar als Hausfreund aufgenommen, obwohl ihm Julie ihre ganze Vorgeschichte bekannt hat, führt sich zeitweilig besser auf, kommt aber bei einem Ausflug in die heftigste Versuchung, Julie noch einmal zu verführen und sich mit ihr in den See zu stürzen. Beide widerstehen indes der nassen Anwandlung unter unsäglichen Tränen. Die Empfindsamkeit gönnt darauf der Nationalökonomie und der Tugend einigen Raum. Der Herr von Wolmar ist ein vortrefflicher Haushalter. De Preux reist mit Lord Eduard nach Rom, kehrt infolge eines bösen Traumes zurück und reist dann wieder ab, da er Julie gesund und wohl findet. Ein Heiratsprojekt mit Madame d'Orbe zerschlägt sich an De Preux' Widerstand; er wird nun als ständiger Freund in die Familie aufgenommen; aber das Glück dauert nicht lange. Ein Kind Julies fällt in den See; sie stürzt ihm nach, um es zu retten, wird zwar herausgezogen, aber erkrankt und stirbt, nachdem sie dem ehemaligen Liebhaber die Erziehung ihrer Kinder übergeben. Ihr Mann, bisher Freidenker, wendet sich wieder der Religion zu.

Das sind kurz die Außenlinien des Romans, über den Voltaire alsbald an den Abbé d'Olivet berichtete: „Ich durchhaste einen Roman des Bürgers von Genf, halb verliebt, halb moralisch, es ist weder Liebe, noch wahre Moral, noch Geschmack darin." Daß es demselben an einheitlichem Aufbau, dramatischer Spannung, tieferer psychologischer Charakteristik und Entwicklung, treffendem Lokalkolorit, kurz an allen Erfordernissen eines sorgfältig ausgeführten Kunstromans gebricht, darüber herrscht heute nur mehr eine Stimme. Selbst die berühmten Schilderungen des Genfer Sees und der Alpentäler von Wallis sind blaß, allgemein gegen andere Landschaftsmalereien, welche seitdem in Versen und Prosa von diesen Gegenden entworfen worden sind. Doch damals erschienen sie schon in den Pariser Salons wie eine Offenbarung. Es ist frische, naturwahre Stimmung darin. Und so ist es auch mit dem Liebesroman selbst; er ist nicht künstlich gemacht, er ist aus dem innersten Gefühl hervorgesprudelt. Es weht eine verzehrende Glut der Leidenschaft, eine hinreißende Macht der Begeisterung, der Empfindung, der

Rührung darin. Voltaire mochte lachen und spotten; aber Tausende von Menschen wurden von Julies Schicksal tiefinnerlich gerührt, lebten alle Folterqualen ihres Liebhabers durch, jubelten mit den beiden in vermeintlich unschuldigem Entzücken und weinten mit den beiden in herzzerreißendem Schmerze. Ganze Tränenströme sind von diesem Romane in hundert andere Romane ausgeströmt und haben sich wie ein Meer der Empfindsamkeit über die Literatur der nächsten Jahrzehnte ergossen.

Dabei flutet der Roman über von ernsten, sittlichen Betrachtungen, von Tugend und Unschuld, Gott und Natur, Selbstprüfung und Reue, poetischen Beichten und guten Vorsätzen, alles bunt in die Liebesgeschichte hineingerüttelt und mit derselben lyrischen Gefühlsschwärmerei durchdrungen. In diesem süßlichen Gefühlsrausch erscheint Julies Fall bald wie ein Triumph seraphischer Liebe, bald wie Unrecht an ihrem besseren Ich und ihrer Familie, bald wie ein namenloses Unglück, das die Ungleichheit der Stände über die Liebenden verhängt. Julie selbst ist bald wie ein Kind voll Engelsunschuld gezeichnet, bald wie eine raffinierte Dame, die schon mit allen Ausschweifungen der verkommensten Herrenmoral bekannt ist, erst als glücklich-unglücklich Verführte, dann als hochweise Seelenleiterin ihres Verführers, als schwer geprüftes Opfer ihrer Kindesliebe und darauf als glückliche Gattin und Mutter in der ihr aufgedrungenen Ehe, abermals als Verliebte und endlich als verklärte Büßerin und Bekehrerin ihres Mannes. All diese psychologischen Wunder bringt die Religion zu stande, nicht eine positive, sondern die einfachste, schlichteste, natürlichste Gefühlsreligion, die eigentlich gar keine Dogmen hat, sondern selbst Gott mehr fühlt als erkennt, ihn in dem Wunder der Schöpfung ahnt, ihn in kritischen Augenblicken zu Hilfe ruft, aber sonst keine Anforderung stellt, als gut zu sein wie er.

Die Fortgeschritteneren der Encyklopädisten waren über eine solche Frömmigkeit schon längst hinaus; es war ihnen ganz behaglich in Holbachs mechanischem Weltsystem. Tausende dagegen, die noch einigermaßen eine Seele und ein Herz bewahrt hatten, begrüßten jubelnd diese einfache, jugendlich-gefühlvolle Naturreligion, welche wenigstens noch einen Funken von Gefühl und Poesie aus der blasierten, mathematisch-mechanischen Atomwelt rettete.

Näheren Aufschluß über diese Religion, den eigentlichen Kernpunkt seiner Poesie, gab Rousseau erst in seinem „Emil“ (1762). Dieser Grundstock aller modernen Erziehungsromane, dem Goethe 60 Jahre später, in seinen eigenen alten Tagen (um 1820), „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ nachbildete, entspricht dem Begriffe eines poetischen Kunstwerkes noch weit weniger als „Julie oder die neue Heloise“. Die Erzählung ist bloß der lose Rahmen für eine pädagogische Theorie, welche das gesamte Erziehungsgeschäft von den ersten Muttersorgen an bis zur letzten Mahnung eines

väterlichen Mentors an zwei Neuvermählte, Emil und Sophie, in erzählender Form, aber mit den breitesten didaktischen Exkursen behandelt. Der glühende Lyrismus, der den früheren Roman durchweht, weicht hier einer bedächtigen, aber immer lebhaften, frischen, natürlichen Auseinandersetzung, deren kecker Oppositionsgeist gegen alles Hergebrachte stets den Reiz des Neuen hat, deren überzeugungsvoller Ton, reicher Beobachtungsstoff und kräftige, originelle Sprache unwiderstehlich anzieht. Außer Goethe hat wohl noch keiner so ansprechend, so fesselnd über Erziehung geschrieben. Es ist jammerschade, daß die ganze Theorie auf falschen Grundlagen ruht, von Falschheiten, Unrichtigkeiten und inneren Widersprüchen wimmelt, daß nur einzelne Teile wahrhaft gesunde Ansichten und Anregungen darbieten. Eine eingehendere Kritik gehört der Geschichte der Pädagogik, nicht der Literatur an [1].

Von mächtigstem Einfluß auf die gesamte europäische Literaturentwicklung war jedoch die Stellung, die Rousseau hier zum positiven Christentum einnahm. Nachdem er ausgeführt, daß Kind und Knabe möglichst lange mit jeder religiösen Belehrung verschont werden sollten, um wie der Urmensch aus sich, d. h. aus der Betrachtung der Schöpfung zur Erkenntnis Gottes und zu den Anfängen einer natürlichen Religion zu gelangen, legte er dem Erzieher nahe, seinen „Emil", wenn er einmal zu selbständiger Kritik befähigt wäre, so vorsichtig als möglich über die vorhandenen geschichtlichen Religionen und speziell das Christentum aufzuklären. Als Probe, wie das etwa füglich geschehen könnte, flicht er hier das berühmte „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars" ein, das als annehmbaren Rest des Christentums nur noch die „Evangelien" und ihre Sittenlehre als Ergänzung der Naturreligion festhält, alle übrigen Dogmen der verschiedenen Konfessionen zwar nicht ausdrücklich verwirft, aber als unbeweisbar dahingestellt sein läßt.

Die „Evangelien" hält er nicht nur hoch, sondern feiert sie sogar in wahrhaft lyrischer Begeisterung:

„Ich bekenne, daß die Majestät der Schrift mich in Erstaunen setzt; die Heiligkeit des Evangeliums spricht mir ans Herz. Die Schriften der Philosophen mit all ihrem Pomp, wie klein sind sie daneben! Kann ein Buch, so erhaben und so einfach zugleich, das Werk von Menschen sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, nichts weiter sein als ein Mensch? Hört man hier einen Schwärmer oder einen ehrgeizigen Sektierer? Diese Milde, diese Sittenreinheit! Diese gewinnende Anmut in seinen Unterweisungen! Diese Erhabenheit in den Maximen! Diese tiefe Weisheit in seinen Reden! Diese Geistesgegenwart, Feinheit, dies Treffende in seinen Antworten! Diese Herrschaft über die Leidenschaften! Wo ist der Mann, wo der Weise, welcher handelt, leidet, stirbt ohne Schwäche und ohne Ruhmsucht? Wenn Plato das Bild seines Gerechten

[1] Eine treffliche Würdigung bei A. Hauber, Art. „Rousseau" (Schmid, Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens VII², Leipzig 1886, 284—337).

zeichnet, beladen mit allem Schimpf des Verbrechens und würdig jedes Lohnes der Tugend, so zeichnet er Jesum Christum Zug um Zug.... Welche Vorurteile, welche Verblendung gehörten dazu, den Sohn des Sophroniskus vergleichen zu wollen mit dem Sohne Marias? Welch ein Unterschied zwischen beiden! Sokrates, sterbend ohne Schmerz, ohne Schimpf, verharrt mühelos in seiner Rolle bis zum Ende, und hätte nicht dieser leichte Tod sein Leben geehrt, man würde zweifeln, ob Sokrates mit all seinem Geiste etwas anderes gewesen als ein Sophist. Er entdeckte die Moral, sagt man. Andere übten sie vor ihm; er hat nur ausgesprochen, was jene getan, hat nur ihre Beispiele in Lehre umgewandelt. Aristides war gerecht, ehe ein Sokrates sagte, was Gerechtigkeit sei; Leonidas starb für sein Vaterland, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe zur Pflicht gemacht. Sparta war nüchtern, ehe Sokrates die Nüchternheit gelobt, und ehe dieser den Begriff der Tugend aufstellte, hatte Griechenland Überfluß an tugendhaften Männern. Aber Jesus, wo hat er bei seinen Volksgenossen diese erhabene und reine Sittenlehre erworben, zu welcher er selbst den Unterricht und das Beispiel gab? Mitten aus dem wildesten Fanatismus ließ sich da die Stimme der höchsten Weisheit vernehmen, und die Schlichtheit der heldenmäßigsten Tugenden breitete ihren Ehrenglanz über das geringste von allen Völkern aus. Einen angenehmeren Tod kann man sich nicht denken als den eines Sokrates, wie er mitten unter seinen Freunden in aller Ruhe philosophierte, einen schrecklicheren nicht fürchten, als den Jesus erlitten, da er unter Qualen, beschimpft, verspottet, verflucht von einem ganzen Volke seinen Geist aushauchte. Sokrates, wie er den Giftbecher nimmt, segnet den Mann, welcher ihm weinend denselben übergibt; Jesus unter der Pein einer schrecklichen Todesart betet für seine erbitterten Henker. Ja, wenn Sokrates gelebt hat und gestorben ist als ein Weiser, so Jesus als ein Gott. Sollen wir sagen, die evangelische Geschichte sei beliebig erfunden? Mein Freund, von solcher Art erfindet man nichts, und die Taten des Sokrates, an denen niemand zweifelt, sind weniger beglaubigt als diejenigen Jesu Christi. Im Grunde hieße dies auch nur die Schwierigkeiten weiter hinausschieben, ohne sie zu lösen; unbegreiflicher wäre es, daß mehrere miteinander dieses Buch sollten fabriziert haben, als daß ein einziger dazu den Inhalt lieferte. Nimmermehr hätten jüdische Schriftsteller diesen Ton und diese Moral erfunden, und das Evangelium hat so große, so überraschende, so ganz unnachahmliche Züge der Wahrheit an sich, daß man den Erfinder dann noch mehr anstaunen müßte als den Helden."

Rousseau ist hier, wie in manch andern Punkten, mehr auf dem Wege des Gefühls als des kritischen Verstandes der Wahrheit sehr nahe gekommen. Er schließt nicht alle Offenbarung von vornherein aus, wie Helvétius, Holbach und die übrigen Materialisten. Er spielt nicht Fangball mit Religion und Christentum wie Diderot. Er spottet und lästert nicht wie Voltaire. Er spricht noch mit wirklicher Ehrfurcht nicht nur von Gott, Tugend und Gebet, sondern auch von Christus und den Evangelien. Es ist immer etwas, an was ein Wahrheit suchendes, gepreßtes Menschenherz sich noch anklammern kann, um nicht in religiösem Nihilismus unterzugehen. Aber den Rückweg zum Glauben hat auch er nicht wiedergefunden.

„Bei alledem", fährt er fort, „ist das Evangelium voll von unglaublichen Dingen, die der Vernunft widerstreiten und die ein denkender Mensch unmöglich begreifen und annehmen kann. Was soll man nun tun inmitten all dieser Wider-

sprüche? In alleweg bescheiden und umsichtig sein; in der Stille respektieren, was man weder zu verwerfen noch zu begreifen vermag, und sich beugen vor dem großen Wesen, das allein die Wahrheit weiß. Das ist der unfreiwillige Skeptizismus, auf dem ich nunmehr stehe, der mir aber keineswegs peinlich ist; denn er erstreckt sich nicht auf solche Punkte, die für das Handeln wesentlich wären, und über die Prinzipien aller meiner Pflichten bin ich vollkommen entschieden. Ich diene Gott in aller Einfalt meines Herzens. Wissen will ich nichts, als was von Wert für mein Verhalten ist; über solche Dogmen aber, die auf Sittlichkeit und Handeln keinen Einfluß haben und worüber soviel Unruhe in der Welt herrscht, werde ich mir nimmermehr den Kopf zerbrechen. Ich betrachte jede einzelne Religion als eine heilsame Einrichtung für die gemeinsame Gottesverehrung nach Maßgabe des Klimas, der Regierungsform, des Volksgeistes oder sonstiger lokaler Ursachen, so daß es von Zeit und Ort abhängt, welche der andern vorzuziehen ist."

In dieser seichten, naturalistischen Auffassung der Religion reicht Rousseau wieder den Encyklopädisten die Hand. Das Christentum als die einzig wahre, von Gott geoffenbarte Religion ist beseitigt; seine Dogmen sind als vernunftwidrig und unannehmbar verworfen; was von seiner Lehre noch geduldet wird, schrumpft auf ein paar allgemeine, dehnbare, rein rationalistische Moralgrundsätze zusammen. Nur dadurch unterscheidet sich Rousseau von Voltaires Schule, daß er nicht zum Deismus, Materialismus oder Pantheismus fortschreitet, sondern willkürlich bei einem sentimentalen Theismus innehält, die Religion in dieser Form sehr ehrfurchtsvoll behandelt und ihr hohe Bedeutung beilegt.

In dieser dogmenlosen, willkürlichen, unverbindlichen Gefühlsreligion wird dem Herzen teilweise zurückerstattet, was dem Verstande für immerdar entrissen ist. Der Rationalismus läßt sich einigermaßen mit einem gewissen Pietismus und Mystizismus verbinden. Das dunkle Gefühl kann sich an dem erbauen, was den Verstand notwendig zurückstößt. Man kann an allen Religionen Schönes und Poetisches finden und das für Poesie und Literatur verwerten. Der Unglaube selbst kann auf diesem Wege fromm werden, sich Tugendgebäude einrichten, Liebe und Duldung predigen und salbungsvoll von Christus und seinem Evangelium reden, als ob er noch daran glaubte.

Diese gefühlvolle, süße Scheinfrömmigkeit, dieser elastische Ausgleich zwischen Unglauben und Glauben ermöglichte es, daß ernste, aber noch unklare Gemüter, wie Hamann, die Fürstin Gallitzin und Friedrich Leopold zu Stolberg vor seiner Konversion sich von Rousseau mächtig angezogen fühlten, Herder und Goethe anfänglich ganz in seinem Fahrwasser schwammen, Lessing und Kant ihr Christentum teilweise nach dem seinen modelten, Lamennais und Renan mit der tiefsten Verehrung für das Christentum den Glauben an Christus und an das wirkliche Christentum untergruben und zerstörten.

Das ganze moderne Schein- und Modechristentum in all seinen wechselnden Gestalten geht von dem Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars aus.

Das eigentlich letzte Wort Rousseaus ist aber darin nicht klar enthalten, das steht in seinem „Sozialkontrakt“.

Der „Sozialkontrakt“ (Le Contrat social, ou Principes du droit politique) gehört eigentlich in das Gebiet der Rechtsphilosophie, wie der „Emil“ in das der Pädagogik; allein er hat wie dieser auch tief in die französische und allgemeine Literaturentwicklung eingeschnitten. Er ist das klassische Ur= und Musterbild der modernen politischen Broschüre, der demagogischen Brandschrift. Rousseau hatte das ursprünglich gar nicht im Sinn. Wie er im Vor= und Nachwort mitteilt, hatte er den Plan, ein umfassendes System der gesamten Rechtswissenschaft aufzustellen. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt, und so kam nur der kleine Traktat zu stande, den er gleichzeitig mit dem „Emil“ (1762) in die Öffentlichkeit warf. Was ihm vorgeschwebt hatte, war offenbar ein Seitenstück zu Montesquieus „Geist der Gesetze“. Schon dieser hatte die Rechtsphilosophie aus den Gelehrtenstuben in den Salon gezogen, die alte Foliantenweisheit eines Grotius und Pufendorf ihrer feierlichen Latinität, ihrer Thesen und Korollarien entkleidet, sie modern aufgestutzt, frisiert und pomadisiert. Ein Fortschritt war es nicht. Rechtsbegriffe und philosophische Probleme lassen sich nicht so spielend behandeln wie die Liebesträume einer „Julie“. Historische Fragen wollen urkundlich gelöst, philosophische Sätze klar und gediegen bewiesen sein. Mit schönem Stil ist da nichts getan. Montesquieu hat darum mit seinem Werk mehr Verwirrung in den Köpfen angerichtet, als wirklichen Nutzen gestiftet. Bei Rousseau war es noch schlimmer. Er hatte nicht einmal die weitausschauenden Studien gemacht, die der Herr Graf hinter sich hatte. Wie die Religion und die Pädagogik, so spann er auch die Politik, ohne tiefere Studien und politische Erfahrung, ganz aus seinem Kopf heraus.

„Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge kommt; alles entartet unter den Händen der Menschen.“ So fängt der „Emil“ an. „Der Mensch ist frei geboren und überall ist er in Fesseln.“ So beginnt der Kontrakt — dasselbe Lied, nur eine andere Strophe. Wie ist nun der Mensch um seine Freiheit gekommen? Jede Sklaverei, ja jede Dienstbarkeit widerspricht der freien Menschennatur. Gewalt kann nie Recht werden. Es gibt kein Recht des Stärkeren, kein Recht der Eroberung oder gewaltsamen Unterwerfung. Das Wort des Apostels, daß jede Gewalt von Gott kommt, weist er mit dem Spotte ab, daß auch jede Krankheit von Gott kommt. Auch die Aufrichtung eines Wahlkönigtums ist ein Frevel an der Freiheit, wenn die Wahl nicht einstimmig von allen ausgeht. Das einzige Mittel, die Freiheit zu retten und doch einen Staat einzurichten, ist der Sozialkontrakt. Um für die anwachsenden Bedürfnisse besser zu sorgen, um drohende Gefahren besser abzuweisen, verbinden sich die einzelnen zum

Staate und schaffen einen Gesamtwillen, der gemeinsame Rechte und Pflichten aufstellen, Einrichtungen anordnen, Tätigkeiten durchführen kann, so aber, daß keiner seinen eigenen Willen opfert, sondern denselben lediglich mit dem Gesamtwillen zusammenfließen läßt. Das ist der Sozialkontrakt. Die Grundbedingung dieses Kontraktes ist, daß jeder auch im Gemeinsamen nur sich selbst gehorcht. Jede Übertretung dieser Bedingung macht den Kontrakt null und nichtig. So entsteht der „Staat" (civitas), heute „Republik" oder „politischer Körper" genannt, auch „Souverän", „Macht", „Volk" je nach verschiedenen Beziehungen.

Worauf es Rousseau am meisten ankommt, ist der Ausschluß jeder von Gott gesetzten Autorität, jeder Herrschaft eines Menschen über andere Menschen, jeden Gehorsams auch um Gottes willen. Der freie Mensch kann und darf nur sich selbst gehorchen.

All das ist in ein paar kurzen Kapitelchen abgemacht, in ebenso kurzen, nervigen Sätzen, ohne lange Erklärungen, mit einer ruhigen Überzeugung, als ob eines unfehlbar aus dem andern flösse, eine weitere Beweisführung völlig überflüssig wäre. Hobbes, Grotius, Aristoteles sind mit zwei, drei Federstrichen abgetan. Von den großen Denkern der katholischen Vorzeit ist gar nicht die Rede. Die ganze Welt- und Staatengeschichte existiert für Rousseau nicht. Der Mensch ist frei und muß frei bleiben — basta. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe, zu untersuchen, was eigentlich Freiheit ist. Nur aus dem Zusammenhang ist ersichtlich, daß ihm nichts weiter vorschwebt als sein verschwommenes Jugendideal: „Ich bin ein freier Schweizer! Ich tu', was ich will!"

In drei weiteren Büchern mit 39 ebenso kurzen Kapitelchen wird nun auf der Grundlage des Sozialkontrakts die Gesetzgebung, die Regierungsform, der weitere Ausbau des Staates abgehandelt. Jede Art von Monarchie, Aristokratie und demokratischer Repräsentativverfassung ist schwer mit dem Sozialkontrakt zu vereinen; die Freiheit ist dabei immer mehr oder weniger gefährdet; ganz und voll entspricht ihm nur die reinste Demokratie. Mit einem Abstraktionsvermögen und mit einem jugendlichen Optimismus ohnegleichen erklärt Rousseau den Gesamtwillen für unfehlbar; die Interessen der einzelnen Individuen mögen unter sich streiten, aber wenn man sie sämtlich addiert und subtrahiert, so kommt als Summe mit mathematischer Gewißheit der Gesamtwille heraus, der sich ebenso genau mit dem Einzelwillen deckt — sonst ist der Einzelwille nicht richtig.

Am Schluß des kleinen Traktates tritt Rousseau auch deutlich und klar aus der Verschwommenheit heraus, die er bis dahin in Religionssachen hatte walten lassen. Er unterscheidet hier drei Arten Religion: 1. eine theistische Naturreligion, die im wesentlichen mit dem reinen Evangelium zusammenfällt; 2. heidnische Nationalreligionen, die ganz einheitlich mit

Staat und Volk verwachsen sind; 3. Religionen, die dem Menschen zwei Gesetzgebungen, zweierlei Oberhaupt und Heimat geben, oder Priesterreligionen. Zu dieser dritten Art gehören der Lamaismus in Tibet, die Religion der Japaner und das römische Christentum. Diese dritte Art von Religion ist so schlecht, daß es nicht bewiesen zu werden braucht. Die zweite Art setzt ein Volk in bleibenden Kriegszustand mit allen andern Völkern und ist deshalb für dessen Sicherheit gefährlich.

„Es bleibt somit die Religion des Menschen oder das Christentum, nicht das heutige, sondern dasjenige des Evangeliums, welches davon grundverschieden ist. Durch diese heilige, erhabene, wahrhaftige Religion erkennen sich die Menschen als Kinder desselben Gottes, alle als Brüder an, und die Gesellschaft, welche sie vereint, wird selbst im Tode nicht aufgelöst.

„Aber da diese Religion keine besondere Beziehung zum Staatskörper hat, überläßt sie den Gesetzen bloß jene Kraft, welche sie aus sich selbst schöpfen, ohne ihnen eine andere hinzuzufügen, und so bleibt eines der großen Bande der partikulären Gesellschaft wirkungslos. Ja, weit mehr; weit entfernt, die Herzen der Bürger an den Staat zu fesseln, reißt sie dieselben wie von allen irdischen Dingen auch von ihm los; ich kenne nichts, was dem sozialen Geiste mehr widerspräche. . . .

. . . „Aber ich täusche mich, wenn ich von einer christlichen Republik rede; jedes dieser zwei Worte schließt das andere aus. Das Christentum predigt nur Sklaverei und Abhängigkeit. Sein Geist ist der Tyrannei zu günstig, um nicht immer bei derselben zu gewinnen. Die wahren Christen sind dazu gemacht, Sklaven zu sein; sie wissen es und beunruhigen sich darüber kaum; dieses kurze Leben hat in ihren Augen zu wenig Wert."

Wie Rousseau das Christentum als antisozial verwirft, so spricht er dem Staate das Recht zu, gewisse Glaubensartikel als Bedingungen des sozialen Lebens aufzustellen, jeden, der sie leugnet, auszuweisen, jeden, der sie angenommen, aber praktisch leugnet, mit dem Tode zu bestrafen.

„Die Dogmen der bürgerlichen Religion müssen einfach sein, klein an Zahl, klar ausgedrückt, ohne Erklärungen und Kommentare. Das Dasein der mächtigen, intelligenten, wohltätigen, voraussehenden und fürsorgenden Gottheit, das künftige Leben, das Glück der Gerechten, die Bestrafung der Bösen, die Heiligkeit des Sozialkontrakts und der Gesetze, das sind die positiven Dogmen. In Bezug auf die negativen beschränke ich sie auf die Intoleranz. . . . Da es keine ausschließliche Nationalreligion mehr gibt noch geben kann, so muß man alle diejenigen dulden, welche die andern dulden, soweit sie in nichts den Bürgerpflichten entgegenstehen. Wer immer aber zu sagen wagt: ‚Außer der Kirche ist kein Heil', muß aus dem Staate verjagt werden."

Scheinbar kalt und ruhig abgefaßt, hat Rousseaus „Sozialkontrakt" bei seinem Erscheinen keineswegs zündend gewirkt. Voltaire übergoß den „insozialen Kontrakt des unsoziablen Rousseau" sofort mit seinem Spotte. Die Encyklopädisten machten sämtlich Front wider ihn. Hume fand ihn sehr beschränkt und hatte ihn bald satt. Die Schrift war indes aus der vulkanischen Glut desselben phantastischen, leidenschaftlichen Geistes hervorgegangen, der „Julie" und „Emile" geschrieben, der mit allen bestehenden

Verhältnissen gebrochen hatte, konsequent allen widersprach und auf den Trümmern der geschichtlichen Monarchie und des positiven Christentums eine neue, glücklichere Welt schaffen wollte. Aus den Salons, in welchen man ihrer spottete, stieg sie in die Kreise der von Steuern ausgesogenen Bürger, Handwerker, Bauern hinab. Da ward sie zu einem Gährungsstoff, der langsam alle Unzufriedenen durchdrang und ihrem Unwillen Worte lieh. Verlotterte Advokaten machten das Evangelium der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit zum Textbuch ihrer aufreizenden Homilien. So ward das kleine Buch endlich zur Zündbombe, die eines Tages wirklich ganz Paris und Frankreich in Flammen setzte. Am 27. August 1789, nur elf Jahre nach Rousseaus Tod, erfolgte in der Nationalversammlung die feierliche Erklärung der Menschenrechte, und fünf Jahre später, zum Schluß der ungeheuren Tragödie, wurden die Überreste des „Bürgers von Genf" (Oktober 1794) von Ermenonville feierlich ins Pantheon übertragen.

Rousseau selbst hat die Revolution mit allen Schrecken der Anarchie deutlich vorausgesagt, aber in seiner utopischen Verblendung merkte er nicht, daß er selbst Öl ins Feuer goß; schon im voraus machte er nur die Atheisten, die Encyklopädisten und das Ancien régime für alles verantwortlich und knüpfte die Hoffnung einer besseren Zeit an seine eigenen, haltlosen Phantasiegebilde.

„Aber diese Vernarrtheit in den Atheismus ist nur ein vorübergehender Fanatismus, ein Werk der Mode, das durch sie wieder zerstört werden wird; und man sieht an der Leidenschaftlichkeit, mit welcher das Volk sich ihr hingibt, daß sie nur eine Meuterei gegen das Gewissen ist, dessen Murren es mit Verdruß empfindet. Diese bequeme Philosophie der Glücklichen und der Reichen, die sich diese Welt zum Paradiese machen, kann nicht lange diejenige der Menge sein, die das Opfer ihrer Leidenschaften ist und die, da es ihr an Glück in diesem Leben fehlt, in ihm wenigstens die Hoffnung und jene Tröstungen finden will, welche diese barbarische Lehre ihnen entreißt. Männer, von Kindsbeinen an aufgezogen in einer unduldsamen Gottlosigkeit, die sich bis zum Fanatismus steigert, in einer frechen, schamlosen Sittenverwilderung; eine Jugend ohne Zucht, Frauen ohne Sitten, Völker ohne Glauben, Könige ohne Gesetz, ohne eine höhere Macht, die sie zu fürchten haben, und von jedwedem Zügel losgerissen; alle Gewissenspflichten vernichtet, die Liebe zum Vaterland und die Anhänglichkeit an den Fürsten in allen Herzen erloschen; endlich kein gesellschaftliches Band mehr als die rohe Gewalt: man kann, scheint mir, leicht voraussehen, wohin das alles führen muß. Europa eine Beute von Herren, die von ihren Erziehern selbst dazu angeleitet wurden, keinen Führer zu haben als ihr Interesse, und keinen Gott als ihre Leidenschaften; bald langsam ausgehungert, bald offen verwüstet, überall überschwemmt von Soldaten, Komödianten, öffentlichen Dirnen, sittenverderbenden Büchern und lebenzerstörenden Lastern, wird in seinem Schoße Geschlechter erstehen und untergehen sehen, die des Lebens nicht würdig sind, und es wird über kurz oder lang in seinen Schicksalsschlägen die Frucht der neuen Lehren erkennen, und indem es dieselben nach ihren verderblichen Wirkungen beurteilt, wird es denselben Abscheu gegen die Lehrer und die Schüler und alle diese grausamen Doktrinen fassen, welche die absolute Herrschaft über den Menschen seinen Sinnen überlassen, jeden Genuß

auf dieses kurze Leben beschränken und so das Jahrhundert, das sie beherrschen, ebenso verächtlich als unglücklich machen.

Jene angeborenen Gefühle, welche die Natur selbst in alle Herzen gegraben hat, um den Menschen in seinem Elende zu trösten und ihn zur Tugend zu ermutigen, können wohl durch Kunst, Intriguen und Sophismen in den einzelnen erstickt werden; aber rasch bereit, in den folgenden Generationen neu aufzuleben, werden sie den Menschen immer wieder zu seinen ursprünglichen Anlagen zurückführen, wie der Same eines gepfropften Baumes immer den Wildling wiedergibt. Dieses innere Gefühl, das unsere Philosophen annehmen, wenn es ihnen bequem ist, und verwerfen, wenn es ihnen ungelegen kommt, dringt durch alle Verirrungen der Vernunft, und schreit es laut allen Herzen zu, daß die Gerechtigkeit eine andere Grundlage hat als die Interessen dieses Lebens, und daß die sittliche Ordnung, von der uns nichts hienieden eine Idee gibt, ihren Sitz in einem andern System hat, das man umsonst auf Erden sucht, zu dem aber eines Tages alles zurückgeführt werden muß. Die Stimme des Gewissens kann im Menschenherzen ebensowenig erstickt werden als jene der Vernunft in dem Geiste, und die sittliche Gefühllosigkeit ist ebensowenig natürlich als der Wahnsinn."

Neunzehntes Kapitel.

Schriftsteller, Redner und Dichter der Revolutionszeit.

Die Zeit, die zwischen Rousseaus und Voltaires letzten Lebensjahren und den Anfängen der napoleonischen Herrschaft liegt, hat auf dem Gebiete der Literatur wenig Bedeutendes mehr aufzuweisen. Nationalökonomische Fragen, Finanzprojekte, Steuervorlagen standen im Vordergrund des Interesses. Voltaire selbst starb als Großindustrieller, während Rousseau als Enterbter die Faust gegen das Kapital ballte. Mit der Thronbesteigung Ludwigs XVI (1774) hörte die Maitressenherrschaft am Hofe auf, aber nicht die frivole Vergnügungssucht und das Günstlingswesen, der ungeheure Luxus und die erschreckende Sittenlosigkeit, in welcher der Adel längst seine Würde und Kraft, seinen Wohlstand und seine Selbständigkeit eingebüßt hatte. Die Skandale der Familie Mirabeau sind davon ein typisches Beispiel. Dem stets weiter um sich fressenden Unglauben vermochte der gute, aber schwache König ebensowenig einen Damm entgegenzusetzen als dem immer drohender heranziehenden Staatsbankrott.

Die sog. Physiokraten arbeiteten die schönsten Theorien aus, wie man Frankreich wieder reich und glücklich machen könnte. Den Anfang hatte der Arzt Quesnay (1758) mit seinem Tableau économique gemacht, das 1768 als „Physiocratie" neu herausgegeben wurde. Der Abbé Turgot, erst Mitglied der Sorbonne, dann 1751 es müde geworden, „immer eine Maske vor dem Gesicht zu tragen", nahm in mehreren Artikeln an der Encyklopädie teil, setzte sich dann in mehreren Schriften über „Toleranz" mit seinen früheren Obern und Amtsbrüdern auseinander und erleuchtete endlich die Welt mit seinen „Reflexionen über die Bildung und Verteilung der Reichtümer" (1766). Er wurde Marine- und Finanzminister,

aber die vorhandenen Finanznöten wußte er nicht zu beseitigen. Ebensowenig der Genfer Bankier Necker, der selbst mehrfacher Millionär wurde, 1773 in einer „Lobrede auf Colbert" das Ideal eines Finanzministers zeichnete und dann in zahlreichen Schriften die nationalökonomische Lage Frankreichs beleuchtete (Sur la législation et le commerce des Grains 1775; Compte rendu présenté au roi 1781; Mémoire sur les administrations provinciales 1781; De l'administration des finances de la France 1784 etc.) Bereits 1756 verfaßte der Marquis de Mirabeau, der Vater des berühmten Redners, seinen „Ami des hommes", nach dem er fürder sich selbst benannte, und dem er bis 1789 zahlreiche andere Schriften folgen ließ. Eine unerschöpfliche Vielschreiberei in Nationalökonomie, Philosophie und Aufklärerei jeglicher Art entfaltete der Abbé Morellet, der gleich Turgot aus der Sorbonne in den Salon der Madame Geoffrin übergegangen war und Voltaire aufs eifrigste verteidigte. Diese dankte ihm mit dem Spitznamen Mords-lez — „Beiß sie!"

Durch weite Reisen vorbereitet, seit 1739 Vorstand des Jardin des plantes, begann der Burgunder Leclerc de Buffon 1749 seine große Naturgeschichte [1] und schrieb daran unermüdlich weiter bis zu seinem Tode (1788). Obwohl er den Artikel Nature für die Encyklopädie verfaßte und stark unter dem Einfluß der herrschenden Aufklärung stand, wurde er von den Häuptern derselben mehr als ein „großer Phrasenmacher", Schöngeist und Deklamator betrachtet denn als ein ernster wissenschaftlicher Forscher. Sein feinbesorgter Stil, seine pomphaften Tierbeschreibungen und die feierlich-oratorische Würde seiner Darstellung gefielen jedoch dem weiteren Publikum, verschafften ihm einen Sitz in der Akademie und den Ruf eines der ersten Prosaiker. Während seine luftigen Hypothesen über die Erdbildung der Vergessenheit anheimfielen, gingen seine Schönbeschreibungen in die Schullesebücher über, und sein Spruch Le style c'est l'homme ist in einem ihm ganz fremden Sinne zum geflügelten Worte geworden. In seinem Sterbejahr (1788) vollendete der Abbé Barthélemy (1716—1795) seine „Reise des jungen Anacharsis" [2], eine ebenso fleißig und reinlich besorgte, aber langweilige Schönbeschreibung alles dessen, was ihm im alten Hellas als das Wichtigste erschien, um einen jungen „Emil" zum freien Weltbürger heranzuziehen.

Kollege der beiden würdigen Männer in der Akademie war seit 1763 Jean François de Marmontel (1723—1799), der sich vom armen Brotliteraten zum angesehenen Novellisten und zum königlichen Hofhistoriographen

---

[1] Sie erschien (Paris 1749—1804) in 44 Bden 4° unter dem Titel: Cours complet d'histoire naturelle (von ihm sind Théorie de la terre, L'histoire de l'homme et l'histoire des quadrupèdes, 15 Bde, der anatomische Teil unter Mitwirkung von Daubenton, 1749—1767; l'histoire des oiseaux, 9 Bde, zusammen mit Abbé Bexon und Guéneau de Montbeillard, 1770—1783; Les époques de la nature, 1778; L'histoire des minéraux, 5 Bde, mit A. Thonin. Beste Ausgabe von de Lanessan, Paris 1884.

[2] Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, 4 Bde, 4°, Paris 1788.

emporarbeitete, nach d'Alemberts Tode 1783 ständiger Sekretär der Akademie ward. Mit der Dramatik, in welcher er sich zuerst versuchte, hatte er wenig Erfolg; dagegen fanden die „Moralischen Erzählungen", die er 1753 im „Mercure" als Feuilleton veröffentlichte, den reichlichsten Beifall. Die Artikel, welche er zu der Encyklopädie beisteuerte, gab er später als „Elemente der Literatur" gesondert heraus. Der langatmige Roman „Belisar" (1767), in welchem er die Toleranzschwärmerei der Philosophen mit vielem rednerischen Aufwande verherrlichte, wurde von der Sorbonne und dem Erzbischof von Paris verurteilt, von allen „Erleuchteten" um so lauter gepriesen, auf Befehl Katharinas II. sogar ins Russische übersetzt, obgleich in künstlerischer Hinsicht nicht viel an dem seither längst verschollenen Buche ist. Die dürftige Handlung ist mit endlosen Toleranzreden durchspickt, der Stil wohlgedrechselt, mitunter ziemlich anmutig, aber auch oft gesucht und gekünstelt. Selbst die Schreckensherrschaft vermochte den eleganten Stilkünstler nicht aus seinem unverbesserlichen Optimismus aufzurütteln, und noch in den „Erinnerungen", die er in den letzten Jahren für seine Kinder schrieb, ist diese Zeit des furchtbarsten Niedergangs, des vollständigen Staatsbankrottes und der blutigsten Katastrophen mit der leichtherzigen Zufriedenheit eines Mannes dargestellt, dem es immer wohl gegangen, und der sich den Untergang der ihn umgebenden Welt gar nicht zu Herzen nahm. Seine Novellen und Bühnenstücke halten sich übrigens stets in anständiger Höhe über den pornographischen Romanen, mit welchen Rétif de la Bretonne, Laclos und andere die schmählichsten Gelüste der niederen und vornehmen Lesewelt befriedigten. [1]

Ebenfalls ein tüchtiger Stilist, aber mehr Nachahmer als Erfinder, ist Florian (1755—1794) [2]. In seinem „Numa Pompilius" ahmt er Fénelons „Telemach" nach, in seinem „Gonsalve de Cordoue" die „Inkas" Marmontels; in seinem Hirtenroman „Galatée" aber war Geßner sein Vorbild, dessen „Tod Abels", „Idyllen" und „Neue Idyllen" bereits 1762—1772 von Michael Huber ins Französische übersetzt worden waren und den damaligen sentimentalen Geschmack höchlich befriedigten. Auch N. Léonard (1744—1793) folgte in seinen „Moralischen Idyllen" seinem Vorbild. Die alten Ritterromane ließ der Graf de Tressan in seiner „Allgemeinen Bibliothek der Romane" (1775—1789) wieder aufleben [3]. Zu der Märchensammlung „Tausend und Eine Nacht", die Galland (1707—1711) herausgegeben, schrieb Jacques Cazottes (1785—1789) in seinen „Arabischen Erzählungen" eine Fortsetzung; er

---

[1] Oeuvres complètes, p. p. Verdière, 19 Bde, Paris 1819; Coste, 18 Bde, 1819; Villenave, 7 Bde, 1819—1820. Oeuvres choisies, p. p. Saint-Surin, 12 Bde, Paris 1824—1827. — Vgl. Sainte-Beuve, Causeries IV, 395—413.

[2] Oeuvres complètes, p. p. Renouard, Paris 1820; Oeuvres inédites, p. p. Guilbert de Pixérécourt, 4 Bde, Paris 1824. — L. Claretie, Florian, Paris 1891.

[3] Corps d'extraits de Romans de Chevalerie, 4 Bde, Paris 1782. — Oeuvres complètes, p. p. Campenon et Aimé-Martin, 10 Bde, Paris 1822 1823.

dichtete auch andere Erzählungen (Olivier 1762, Der verliebte Teufel 1772, Der Lord aus dem Stegreif 1771), durch die ein echt romantischer Zug weht.

Die verwitwete Madame Riccoboni, geb. de Mézières (1713—1792), die ihr Leben mit Schriftstellerei fristete, verlegte ihre wohlgemeinten Romane (Lettres de Mistriss Fanny Butlard usw.) meist nach England und ließ darin, nach Richardsons Vorbild, brave Mädchen, Waisen und Witwen sich durch allerlei widrige Schicksale zu einer erfreulichen Heirat durchringen [1]. Die Romane der Madame de Charrières (1740—1805) spielen dagegen mehr in der Schweiz [2], beschäftigen sich auch mit allerlei sündlichen Frauengestalten, die ihr Vorleben durch Gutestun wett zu machen suchen, und zeigen dabei eine etwas mehr ins Tiefe gehende seelische Analyse. Die Gräfin Stéphanie Félicité de Genlis (1746—1830), Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orléans, auch des späteren Königs Louis Philipp, folgte den in Rousseaus Emil gegebenen Anregungen und pflegte den pädagogischen Roman. Wenn auch nicht frei von der allgemein herrschenden Sentimentalität, war sie doch durch eine wirklich feine Erziehung, echt weibliches Zartgefühl und edle Gesinnung weit mehr als Rousseau befähigt, über Mädchenerziehung zu schreiben. Sie bekämpft seine Ideen nicht, nimmt sogar manches davon auf, sucht aber im allgemeinen die frühere gesellschaftliche Bildung zu erhalten und weiter zu entwickeln. Das Pädagogische waltet in ihren ersten Schriften vor; erst nach der Revolution begann sie, ihren Romanen einen weiteren Rahmen zu ziehen. Das Juste-Milieu des Bürgerkönigs bezeichnet einigermaßen auch den Gesichtskreis seiner einstigen Gouvernante, die als vierundachtzigjährige Greisin noch seine Thronbesteigung erlebte, nachdem einst 1793 das Haupt ihres eigenen Gemahls unter der Guillotine gefallen war, sie selbst unter Napoleon Schriften gegen die „Philosophie“ und royalistische Romane verfaßt, in der Zeit der Restauration „purgierte“ Ausgaben von verschiedenen Schriften Voltaires und Rousseaus herausgegeben und sogar an eine „purgierte“ Ausgabe der großen Encyklopädie gedacht hatte [3].

Der begabteste Schriftsteller aus Rousseaus Schule ist bei weitem Bernardin de Saint-Pierre (1737—1814). [4] In Havre geboren, schwärmte er schon als Knabe für Robinsonaden, wurde von einem Onkel

---

[1] Oeuvres complètes, 6 Bde, Paris 1818 (Andere Ausgaben 1786 1826).

[2] Lettres Neuchâteloises, Neuchâtel 1784 1833 gelten als ihre beste Leistung.

[3] Ein genaueres Verzeichnis ihrer Schriften würde schon allein ein paar Seiten füllen. Ihre Romane kommen auf nahezu 100 Bände. Die meisten bewegen sich in dem höheren Gesellschaftsleben. Den frivolen Roman Les chevaliers du cygne ou La cour de Charlemagne (Hamburg 1795) arbeitete sie 1805 um. Als ihr bestes Werk gilt Mademoiselle de Clermont, Paris 1802. Ihrer eigenen Verteidigung widmete sie die Schrift Précis de ma conduite pendant la révolution, Hamburg 1796; stark persönlich gefärbt sind auch ihre Mémoires, 10 Bde, Paris 1825. — Vgl. Bonhomme, Madame de Genlis, Paris 1885. — V. du Bled, Une femme du monde auteur au XVIII[e] siècle: Revue des Deux Mondes, 3. pér., CXI (1892) 638—682.

[4] Bernardin de Saint-Pierre, Oeuvres complètes, p. p. Aimé-Martin, 12 Bde, Paris 1813—1820; Correspondance, 4 Bde, Paris 1826; Oeuvres posthumes, 2 Bde, Paris 1833 1836; Romans, contes, opuscules, 2 Bde, Paris 1834. — Sainte-Beuve, Portraits littér. I.; Causeries du Lundi VI 338—355. — A. Barine, B. de S. P., Paris 1891. — F. Maury, Étude sur la vie et les oeuvres de B. de S. P., Paris 1892.

nach Martinique mitgenommen, kam ziemlich ernüchtert zurück und studierte dann bei den Jesuiten in Caen. Fast mittellos versuchte er 1760 sein Glück in Paris, ließ sich als Ingenieur nach Malta schicken, wo aber der erwartete Krieg nicht ausbrach, ging darauf über Holland nach St Petersburg, diente erst in Rußland, dann in Polen, abenteuerte an den Höfen von Dresden und Berlin herum und kehrte endlich im November 1766 nach Paris zurück, um seine bunten Reisenotizen zu verarbeiten. Schon 1768 nahm er jedoch wieder eine Anstellung als Ingenieurkapitän auf Ile de France an und blieb daselbst drei Jahre.

Endlich, mit 34 Jahren, kam er in Paris zur Ruhe. D'Alembert führte ihn selbst in die herrschenden literarischen Kreise ein, deren philosophische Anschauungen er jedoch nur halbwegs teilte. Er schloß sich mehr an Rousseau an, dessen vertrauter Freund er ward, und der sich oft von ihm auf einsamen Spaziergängen begleiten ließ. Sein erstes Werk „Reise nach Ile de France" (1771) erregte noch nicht viel Aufsehen, aber seine „Studien der Natur" (1784) reihten ihn unter die bewundertsten Schriftsteller der Zeit, besonders als im vierten Bande derselben der gefühlvolle Roman Paul et Virginie (1787) erschien. Marie Antoinette und der ganze Hof schwärmten nun für ihn, aber auch Girondisten und Jakobiner waren voll seines Lobes. Der Konvent, mit dessen hervorragendsten Mitgliedern er auf vertrautem Fuße stand, ernannte ihn 1792 zum Vorsteher des Jardin des Plantes und, als dieser Posten im folgenden Jahre unterdrückt wurde, zum Professor der Moral an der Normalschule. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall, er selbst aber gewann dem Lehrfach keinen Geschmack ab und verzichtete bald auf seine Stelle. Während der gräßlichsten Zeit, die Frankreich je erlebte (von August 1792 bis Oktober 1793), freite der 55jährige Mann um die Hand der kaum 20jährigen Tochter des Buchhändlers und Citoyen Didot und heiratete sie am 27. Oktober 1793. Nichts in seinen noch erhaltenen, in der schlechtesten Orthographie geschriebenen Briefen erinnert an die Schrecknisse jener Tage: der schon bejahrte Bräutigam träumt nur von einer stillen, ländlichen Hütte auf einer einsamen Insel, wo er selig mit seiner Braut die Schönheit der Natur genießen könnte.[1]

Gleich Rousseau fühlte er sich von der mechanisch-materialistischen Naturauffassung d'Alemberts, Diderots, Helvétius', Holbachs und der übrigen Encyklopädisten entschieden abgestoßen, was naturgemäß auch persönliche Abneigungen herbeiführte. Seine „Studien der Natur" gestalteten sich deshalb zunächst zu einem Angriff auf die „Atheisten" oder „Philosophen" und sodann zu einem Versuch, sie durch eine theistische, teleologische Naturauf-

---

[1] J. Ruinat de Gournier, Les fiançailles de Bernardin de Saint-Pierre Revue des Deux Mondes, 5ᵉ série, XXI (1904) 358—393.

fassung aus dem Felde zu schlagen. Nach ihm ist die Schöpfung nicht die stete Weiterentwicklung der ewigen Materie, sondern das Werk eines weisen, fürsorgenden Gottes, der in wunderbarer Schönheit und Zweckmäßigkeit alle einzelnen Wesen zu einer einheitlichen Ordnung verknüpft, die physische Ordnung aber wieder der moralischen unterstellt hat, so daß die Harmonie des Weltganzen den Menschen zu Gott emporhebt, die Tugend, d. h. die moralische Güte des Menschen, wiederum die Natur mit neuem Glanze verklärt und den Menschen selbst beseligt. In die herrlichsten Naturschilderungen gekleidet, üben diese Anschauungen keinen geringen, poetischen Zauber aus. Sie sind wie ein sehnsüchtiger Aufschrei der anima naturaliter christiana aus dem dunkeln Rätselgewirr des Unglaubens, aus dem Sumpfe einer ins Tierische geratenen Überzivilisation, aus dem verzweifelten Haß, der in den unteren Volksschichten brütete. Aber ebensowenig wie Rousseau hat Saint-Pierre eine feste, philosophische Grundlage. Er sieht die Natur wie ein verliebter Träumer an. Alles ruht auf Gefühl und Empfindung. Er ordnet nicht bloß das Physische dem Moralischen unter, sondern auch dieses wieder dem ästhetischen Genuß. Eine Erbsünde, eine Erlösung, eine übernatürliche Ordnung kennt er nicht, und so wird auch bei ihm alles Böse, was der freie Menschenwille angerichtet, der Kultur zugeschrieben. Zur Natur zurückkehren — das ist der Menschen Heil und Erlösung.

Den lebendigsten und ergreifendsten Ausdruck gewann diese naive Naturschwärmerei in „Paul und Virginie“. Zwei hartgeprüfte Frauen, die vornehme Madame de Latour und die schlichte Marguerite, sind aus dem wüsten Strudel der Welt in ein einsames Tal der Ile de France geflohen und ziehen hier in zufriedener Armut, treuer Arbeit und idyllischer Ruhe ihre zwei holdseligen Kinder auf, Madame de Latour die sanfte, bescheidene Virginie, und Marguerite den frischen und fröhlichen Paul. Aus der zärtlichen Freundschaft der zwei Spielgenossen entwickelt sich mit den Jahren der Keim einer noch zärtlicheren, aber unschuldigen Liebe, und schon verspricht ein rosiger Verlobungstag das Glück der Insulaner zu krönen, da gibt Madame de Latour der Einladung einer reichen Verwandten nach, welche Virginie zu ihrer Erbin machen will, wenn sie zu ihr nach Paris komme. Virginie weicht dem Wunsche der Mutter, um ihrem Geliebten ein sorgenfreieres Dasein zu gewähren. Doch nun zerstört die Kultur alles Glück der Natur. Virginie ist in Paris namenlos unglücklich. Sie weigert sich, auf das Heiratsprojekt einzugehen, das die Tante ihr aufdrängen will, wird wieder enterbt und mit dem nächsten Schiff nach Ile de France zurückgeschickt. Alles könnte nun noch gut werden. Aber angesichts der Insel scheitert das Schiff. Virginie will lieber sterben, als sich durch die leiseste Verletzung ihres jungfräulichen Zartgefühls das Leben retten. Und so sehen Mutter und Bräutigam sie vor ihren Augen versinken. Paul welkt gebrochenen Herzens dahin.

Die ebenso zarte und liebliche als melancholische Erzählung, die in ihrer scheinbar unschuldigen Idyllik wie in ihrem stark erotischen Beisatz „Daphnis und Chloë“ sehr nahe steht, hat alsbald die Runde um die Welt gemacht und in jenen Zeiten der Empfindsamkeit Ströme von Tränen hervorgerufen.

„Diese einfache Geschichte“, sagt Sainte-Beuve [1], „ist Bernardins wahrhaft unsterbliches Werk; man kann sie ohne Tränen nicht wiederlesen, was von so wenig Büchern gilt, die bei ihrem Erscheinen bewundert wurden. . . . Alles oder fast alles ist hier vollkommen, einfach, geziemend und rührend, maßvoll und bezaubernd. Die Schilderungen fließen mit der Erzählung zusammen und krönen bescheiden jeden einzelnen Teil, ohne sich gewaltsam vorzudrängen und sich anstaunen lassen zu wollen: die Schilderung ist bei Bernardin leicht hingeworfen. Alle jene Harmonien, alle jene Kontraste, jene moralischen Spiegelungen, von denen er in seinen „Studien“ sprach und eine etwas unbestimmte Poetik entwarf, sind hier in einem glücklichen Rahmen verwirklicht; wo gleich von Anfang an die geographische Lage, die Ortsnamen, die verschiedenen Landschaftsbilder dazu angetan sind, Vorahnungen zu erwecken und zur Gesamtstimmung mitzuwirken. Was dieses anmutige Hirtengedicht für immer auszeichnet, das ist, daß es so wahr, von einer so menschlichen Gefühlswirklichkeit beseelt ist: auf die Anmut und die Spiele der Kindheit folgt kein ideales, fabelhaftes Jünglingsalter.“

Als Naturschilderer ist Bernardin selbst von einem Meister wie Alexander von Humboldt bewundert worden:

„Paul und Virginie, ein Werk, wie es kaum eine andere Literatur aufzuweisen hat, ist das einfache Naturbild einer Insel im Meere, wo, bald von der Milde des Himmels beschirmt, bald von dem mächtigen Kampfe der Elemente bedroht, zwei anmutsvolle Gestalten in der wilden Pflanzenfülle des Waldes sich malerisch wie von einem blütenreichen Teppich abheben. Hier und in der Chaumière indienne, ja selbst in den Études de la nature, welche leider durch abenteuerliche Theorien und physikalische Irrtümer verunstaltet werden, sind der Anblick des Meeres, die Gruppierung der Wolken, das Rauschen der Lüfte in den Bambusgebüschen, das Wogen der hohen Palmengipfel mit unnachahmlicher Wahrheit geschildert. Bernardin de Saint-Pierres Meisterwerk Paul und Virginie hat mich in die Zone begleitet, der es seine Entstehung verdankt. Viele Jahre lang ist es von mir gelesen worden: Dort nun, in dem stillen Glanze des südlichen Himmels, oder wenn in der Regenzeit am Ufer des Orinoko der Blitz krachend den Wald erleuchtete, wurden mein Begleiter und Freund Bonpland und ich von der bewunderungswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der in jener kleinen Schrift die mächtige Tropennatur in ihrer ganzen Eigentümlichkeit dargestellt ist.“ [2]

In der Klarheit und Wahrheit wie in der frischen und stimmungsvollen Lebendigkeit der Naturschilderung ist Bernardin später kaum von einem andern als etwa Chateaubriand erreicht oder übertroffen worden. Er hat aber nicht nur durch seine Bilder aus der Tropenwelt der Literatur neue Horizonte eröffnet, sondern auch den Bann des akademischen Klassizismus

[1] Causeries du Lundi VI 363. [2] Kosmos II 67.

durchbrochen, die Sprache mit einer Menge treffender Worte und Wendungen bereichert und dem Stil mehr Glanz und Farbe verliehen. Nach dieser Richtung hin hat er ebenso mächtig als wohltätig auf die weitere Literaturentwicklung eingewirkt.

In „Paul und Virginie" finden sich Züge, die noch an den Glauben seiner Kindheit erinnern und die später Chateaubriand als Anhaltspunkte dienen konnten. Im großen und ganzen geht jedoch seine Religiosität nicht viel über jene Naturreligion hinaus, zufolge welcher Robespierre 1794 durch Konventsbeschluß das Dasein eines höchsten Wesens dekretieren und durch ein feierliches Opferfest in den Gärten der Tuilerien begehen ließ. Den meisten Franzosen war jedoch schon das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu viel. Robespierre versuchte umsonst die Logik der Revolution auf idyllische Feste zurückzuschrauben. Selbst an jenem Festtag sah er sich zu Drohungen hingerissen, und die Guillotine arbeitete weiter an dem Werke der „Vernunft", bis auch sein Haupt dem allgemeinen Haß gefallen war.

Weit mehr in die Zeitgeschichte verflochten als Bernardin de Saint-Pierre und weit typischer für dieselbe ist Pierre Augustin Caron, bekannter unter seinem später angeheirateten Namen de Beaumarchais (1732—1799)[1], in abenteuerlicher Vielseitigkeit ein Seitenstück zu Voltaire, Uhrmacher, mechanischer Erfinder, juristischer Spektakelmacher, Guitarre- und Harfenspieler bei Hofe, dann Gatte der Witwe eines Finanzkontrolleurs, als königlicher Sekretär geadelt, Günstling eines hohen Finanzmannes und selber Spekulant, Musiklehrer der königlichen Prinzessinnen, Verteidiger seiner Schwester gegen ihren ungetreuen Liebhaber Clavijo in Madrid, darauf versuchsweise Komödienschreiber in Paris, Held eines geräuschvollen Prozesses in Paris, der das Parlament für immer diskreditiert, revolutionärer Memoirenschreiber, politischer Geheimagent Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. in Wien und London, Vermittler französischer Kriegshilfe an die gegen England kämpfenden Amerikaner, Handelsspekulant im größten Stil, dann wieder Lustspieldichter und Memoirenschreiber, eines seiner Lustspiele wegen für sechs Tage ins Korrektionshaus gesteckt, gleich nach seiner Befreiung wieder mit einer Oper beschäftigt, endlich von der Revolution überrascht, zu der er durch sein

---

[1] Oeuvres complètes, p. p. Gudin de la Brenellerie, 7 Bde, Paris 1809; Furne, 6 Bde, Paris 1827; Moland, Paris 1874; E. Fournier, Paris 1876. — L. de Loménie, Beaumarchais et son temps, Paris 1855. — A. v. Arneth, Beaumarchais und Sonnenfels, Wien 1868. — P. Huot, Beaumarchais en Allemagne, Paris 1869. — C. de Royer, Les mémoires de Beaumarchais, Paris 1872. — Bettelheim, Beaumarchais, Frankfurt 1886. — E. Lintilhac, Beaumarchais et ses oeuvres, d'aprés des documents inédits, Paris 1887. — A. Hallays, Beaumarchais, Paris 1897. — H. Cordier, Bibliographie des oeuvres de Beaumarchais, Paris 1883.

Treiben mächtig beigetragen, und um all sein Vermögen gebracht. Seine Frau und Tochter entgehen nur durch Robespierres Sturz der Guillotine. Auch jetzt noch verliert er den Mut nicht, wendet sich mit einem Memorandum Mes dix époques an das Publikum und erkämpft sich wenigstens einen Teil des verlorenen Eigentums zurück. Etwas Moderneres als diesen unternehmenden Proteus gibt es kaum. Man begreift, daß er von der klassischen Tragödie nichts wissen wollte, sondern frisch heraus sagte: „Was gehen mich die Revolutionen in Athen und Rom an?“ Über das Ancien régime dachte er nicht viel anders.

Seine „Memoiren“ sind in Deutschland hauptsächlich dadurch bekannt geworden, daß Goethe aus denselben seinen „Clavigo“ geschöpft hat. Es ereignete sich dabei der gute Humor, daß Clavigo, den Goethe 1774 von Beaumarchais erstechen ließ, seinen theatralischen Tod um 32 Jahre, den Tod Beaumarchais' selbst um sieben Jahre überlebte. „Welch ein Mensch!“ schrieb Voltaire, als er diese Memoiren gelesen, „Er vereinigt alles, den Scherz, den Ernst, die Vernunft, die Fröhlichkeit, die Kraft, das Rührende, alle Arten von Beredsamkeit, und er sucht keine, er streckt alle seine Gegner nieder und gibt seinen Richtern Lektionen. Seine Naivität bezaubert mich; ich vergebe ihm seine Unklugheiten und seine Frechheiten.“ Das malt so ziemlich den Reiz, den diese in allen Farben schillernde, sehr persönliche und oft sehr heftige, aber immer wieder auf eine gewisse Lustigkeit gestimmte Polemik damals hatte. Beaumarchais hat mittelst ihrer das Publikum für sich gewonnen, in dem von Maupou präsidierten Parlament dagegen den damaligen Richterstand bis ins Herz getroffen.

In seiner ersten Komödie „Eugénie“ (1767) ahmte Beaumarchais noch Diderots Rührseligkeit als treuer Schüler nach. Sich selbst gab er erst in den zwei späteren Komödien „Der Barbier von Sevilla“ und „Figaros Hochzeit“, welche seinen Weltruf begründeten, als die bedeutendsten Komödien seit Molière gelten und, durch Mozart und Rossini zu Opern umgestaltet, noch heute weiterleben.

Seinen ersten großen Erfolg mit dem „Barbier von Sevilla“ dankte Beaumarchais wohl nicht zum wenigsten dem Umstand, daß er gegen alle Vorschriften und guten Räte der ehrsamen und rührseligen Kunstphilister zu einem jener alten Motive griff, mit welchem die italienische Maskenkomödie in unzähligen Variationen das Publikum erheitert hatte. Ein sterbensverliebtes Mädchen, von einer argusäugigen Dueña bewacht, um bald ihrem ehrenwerten Herrn Vormund zugeführt zu werden, aber schließlich doch, mit Hilfe eines durchtriebenen Bedienten, für einen leichtsinnigen, jungen, überaus gefühlvollen aber ebenso ratlosen Kavalier erobert — das ist die ganze Geschichte; nur heißt das schöne Mündel hier Rosine, der alte Vormund Doktor Bartolo, die Dueña Marcellina, der Kavalier Graf

Almaviva und der tolle Bediente: Figaro. Aber das alles ist in eine solche Atmosphäre der leichtsinnigsten, übermütigsten, närrischsten Karnevalsstimmung getaucht, so frisch und lebendig in das Kostüm und Kolorit der neuesten Mode gekleidet, in so blitzend pikantem Dialog ausgeführt, so mit allem Lieblingskult der frivolen Gesellschaft durchspickt, daß man ein Jansenist oder Quietist hätte sein müssen, um über all den Unsinn nicht mitzulachen. Beaumarchais hatte anfänglich allerdings eine allzugroße Dosis persönlicher Bosheit und Satire hineingepfeffert, und so verschob sich die erste Aufführung von 1772 bis 1775, auch dann noch wurde das Stück den Leuten etwas zu lang; als er es aber von dem fünften Rade befreit, von fünf auf vier Akte gedrängt hatte, war des Beifalls kein Ende mehr. Der Prinz de Conti äußerte den Wunsch von Tausenden, als er noch mehr „Figaro" verlangte. Beaumarchais kam dem Wunsche sehr gern entgegen; ein wirklich genialer Dichter wie etwa Lope de Vega war er jedoch nicht. Es vergingen sechs Jahre, bis er das neue Stück: La folle journée ou le mariage de Figaro (1781) der Comédie française einreichen konnte.

Nachdem Figaro seinem Herrn, dem Grafen Almaviva, zu seiner Frau, der schönen Rosine, verholfen hat, will nunmehr auch er heiraten, und zwar Susanne, das Kammermädchen der Gräfin. Der Graf ist niederträchtig genug, ihm dieses Glück nicht ungetrübt zu gönnen, sondern macht den Versuch, Susanne noch vor der Hochzeit zu verführen. Aber gegen die Schlauheit und List Figaros kommt er nicht an; Susanne und Rosine sind auch nicht auf den Kopf gefallen, und so wird Almaviva noch rechtzeitig entlarvt und beschämt. An toller Lustigkeit, urwüchsiger Komik, Frische und Lebendigkeit steht das neue Stück nicht hinter dem ersten zurück; aber die unsaubere Verwicklung bringt nicht nur viele lüsterne Anzüglichkeiten mit sich, sie stellt auch die ganze Frivolität des damaligen Adels in eine mehr oder weniger häßliche Beleuchtung, und das knatternde Witzfeuerwerk, das Figaro abbrennt, trifft mit stechenden Flammenblitzen hundert wunde Punkte des Ancien régime. In Figaro triumphiert Beaumarchais selbst, der Emporkömmling, der schwindelhafte Glücksjäger, mit seiner unerschöpflichen Findigkeit und List, seinem sprudelnden Humor und Witz über die blaublütigen Herren, die ihm so oft das Leben versauert hatten. Am lebendigsten malt das Figaros berühmter Monolog im fünften Akt, wo er auf der Lauer steht, um den Grafen und Susanne bei dem abgesprochenen Rendez-vous zu überraschen:

„Zehn Uhr! Ihre Stunde, mein Herr Graf! Aber kommen Sie nur, suchen Sie — Susanne sollen Sie doch nicht finden! Weil Sie ein großer Herr sind, bilden Sie sich ein, auch ein großer Geist zu sein! Geburt, Reichtum, Stand und Rang machen Sie stolz. Was taten Sie denn, mein Herr Graf, um so viele Vorzüge zu verdienen? Sie gaben sich die Mühe, auf die Welt zu kommen; das war die einzige Arbeit Ihres ganzen Lebens, dessen übrigen Teil Sie als ein ziemlich gewöhnlicher Mensch verpraßt und verprunkt haben! Ich dagegen, das Findelkind

aus dem Volke, habe meinen Weg auf eigenen Füßen machen müssen. Um mein Brot zu verdienen, das harte, trockene Brot, habe ich oft in einem einzigen Tage mehr Verstand gebraucht als die gesamte Regierung der Könige von Spanien und Navarra in hundert Jahren. Und Sie wollen sich mit mir messen?! Sie — — mit mir, ha, ha, ha!

„(Indem er lauscht) Sie kommt ... Nicht doch ... Niemand. Die Nacht ist pechschwarz, und ich spiele hier die einfältige Rolle des Ehemannes, obgleich ich noch keiner bin. (Er wirft sich auf die Bank.)

„Gibt es ein seltsameres Geschick als das meinige? Zigeuner stehlen mich, ehe ich von meinen Eltern eine Ahnung habe. Ich entlaufe ihnen, ihres unsteten Vagabundenlebens überdrüssig. Ich suche, strebe, ringe nach einem ehrlichen, anständigen Beruf, und finde alle Wege verschlossen, alle Türen gesperrt. Mit der Guitarre auf dem Rücken durchwandere ich Spanien, singe maurische Volkslieder auf den Jahrmärkten und heidnische Schelmenstücklein in den Straßen der Städte. In Madrid nimmt der Gesandte des Kaisers von Marokko Anstoß an meiner Kunst; ich habe seinen Glauben verletzt, klagt er, seinen Propheten gehöhnt. Man weist mich aus — voll von Rücksicht und Ehrfurcht für den Sultan, der in seinen Staaten die Christenhunde nach Herzenslust pfählen läßt, ohne daß nur eine Bitte für sie laut zu werden wagt. Weil man den Geist nicht erniedrigen kann, rächt man sich durch Mißhandlungen an ihm. — Die Not brach herein, ich hungerte, hatte Schulden. Schon sah ich die abscheulichen Gerichtsdiener heranrücken; verzweifelnd raffe ich mich auf. Es war eine Frage an der Tagesordnung: über die Nationalreichtümer, und da man gerade nicht zu haben braucht, worüber man schreibt, schrieb ich, ohne einen Heller in der Tasche, über den Wert des Geldes. Alsbald öffnet sich für mich — das Tor eines Kerkers; ich verliere Hoffnung und Freiheit. (Er springt auf.)

„Hätte ich doch hier einen der Mächtigen des Tages, die so leichtsinnig einen Menschen mißhandeln, der nur die Wahrheit sagt. Müde, mich zu ernähren, wirft man mich endlich hinaus. Ich greife wieder zur Feder, werde Schriftsteller. Man sagte mir, Spanien habe Preßfreiheit, und ich könnte, natürlich unter Aufsicht von zwei, drei Zensoren, schreiben, was mir beliebte, wenn es nur nicht gegen den Staat wäre oder gegen den Hof, gegen die Kirche, gegen die guten Sitten und schlechte Beamte, gegen privilegierte Tänzerinnen.... Um diese kostbare Freiheit zu verwerten, begründe ich eine Zeitung und nenne sie, damit ich niemanden Konkurrenz mache, ‚Unnütze Blätter'. Pah — tausend arme Schlucker stehen gegen mich auf, ich bin wiederum ohne Stelle, ohne Brot. Verzweiflung faßt mich. Man denkt mir ein Amt zu; unglücklicherweise besitze ich den dafür nötigen Verstand, erhalte es also nicht. Ein Rechner wurde gesucht, ein Tänzer angestellt. Mir blieb nur noch übrig zu stehlen; ich ward Spieler, hielt Bank. Darauf — über die ehrlichen Leute! — werde ich eingeladen und von Standespersonen aufgenommen, die mir die Hälfte meines Gewinnes abnehmen. Ich hätte es zu etwas bringen können; denn ich begann einzusehen, daß zum Fortkommen in der Welt Wissen weniger nötig ist als Manieren (Savoir-faire). Aber da alles um mich her vom Raube lebte und doch verlangte, ich sollte ehrlich sein, ging ich abermals zu Grunde. Nun hatte ichs auf Erden satt; zwanzig Fuß Wasser sollten mich erlösen, als ein glücklicher Zufall mich zu meinem ersten Handwerk zurückführte. Ich griff wieder zum Scharbeutel, zum Streichriemen, wanderte als Barbier von Ort zu Ort und lebte endlich ohne Sorgen. Ein vornehmer Herr fand und erkannte mich in Sevilla, Graf Almaviva. Ich verhelfe ihm zu einer Frau, er stiehlt mir dafür die meinige. Darüber Sturm und Wetter. Ich bin dem Abgrund nahe, im Begriff, meine eigene Mutter zu heiraten, als mir

auf einmal meine Eltern entgegenkommen. Wiederum Zank, Streit, Sturm: er ist es, ich bin es, nein, ja, ja, nein! (Er fällt wieder auf die Bank.)

Wunderliches Geschick, warum mir dieses und kein anderes auf das Haupt gefallen? Warum dieses gerade mir? Kaum weiß ich, was mein Ich ist, mit dem ich mich so viel beschäftige: eine formlose Mischung unbekannter Elemente, dann ein kleines, hilfloses Wesen, ein leichtsinniger Knabe, ein lebenslustiger Jüngling, mit allen Kräften zum Genusse drängend, alle Berufsarten aufgreifend, nur um leben zu können, bald Herr und bald Diener, wie es dem Zufall beliebt, ehrgeizig aus Eitelkeit, fleißig aus Not, aber träge von Natur und mit Wonne! Schönredner bei Gelegenheit, Dichter zur Erholung, Musiker nach Bedarf, Liebhaber aus Laune! Alles habe ich gesehen, getan, genossen. Jede Täuschung ist geschwunden, ich bin nur zu sehr erwacht.... O Susanne, Susanne, welche Qualen du mir bereitest! Ich höre Schritte, man kommt. Der entscheidende Augenblick ist da."

Obwohl das Stück ziemlich ungerupft durch die Zensur kam, verbreitete sich doch bald das Gerücht, daß es revolutionäre Tendenzen verfolge. Ludwig XVI. ließ es sich vorlesen und stieß sich so daran, daß er die Aufführung verbot. Der nie verlegene Beaumarchais wußte es jedoch in den höchsten Hofkreisen zur Vorlesung zu bringen und eine solche Stimmung dafür zu erwecken, daß der König nach drei Jahren endlich nachgab. Die Aufführung am 27. April 1784 wurde zu einem Triumphe. Eine Rezension Suards gegen das Stück rief zwar im folgenden Jahre nochmals einen Sturm gegen Beaumarchais hervor, der sogar zu einer entehrenden Strafe verurteilt wurde. Doch schon nach sechs Tagen wurde er aus dem Korrektionshause entlassen und vom Hofe selbst mit Ehren und Gunstbezeugungen überhäuft. Das Stück blieb für lange das beliebteste Sensationsstück, das selbst die ziemlich unbedeutende Oper Tarare (1787) mit in seinen Erfolg zog. Beaumarchais konnte sich 1789 ein Palais bauen, das über anderthalb Millionen Livres verschlang. Der ehemalige Uhrmacher und Harfenspieler war Geldbaron und Millionär, während die Nationalversammlung das alte, geschichtliche Frankreich in Stücke schlug. Auch für ihn dauerte jedoch die Herrlichkeit nicht lange. Als er sich durch Waffenankäufe in Holland der Republik nützlich machen wollte, klopfte er lange an verschlossenen Türen, und als er endlich einen Auftrag herauspreßte und nach Holland reiste, ward er als Emigrant behandelt, sein ganzes Eigentum konfisziert.

Bis in die blutigen Tage der Schreckenszeit hinein versorgten Collin d'Harleville (1755—1806), Fabre d'Eglantine (1755—1794) und andere Dramatiker die leichtsinnigen Pariser mit neuen Komödien, in welchen es allerdings mit Humor und Komik übel bestellt war. Ein ewiges bürgerliches Moralisieren und satirisches Kritisieren ließen eine herzliche Lustigkeit kaum mehr aufkommen.

Während die Komödie herhalten mußte, um den Adel zu verhöhnen und das Bürgertum zu verherrlichen, wurde die Tragödie zum Kampfe gegen Priestertum und Königtum ausgebeutet. Der „Spartacus" Saurins rüttelte schon 1766 an den Ketten, in welchen die Menschheit schmachtete; La Harpes „Mélanie" (1770) brachte das Ordensleben als schauerliche Tyrannei in Verruf, während seine „Virginie" von

racheschnaubendem Patriotismus und Republikanismus überfloß. „Wilhelm Tell", von Lemierre, 1766 auf die Bühne gebracht, wurde von 1790 an auch mit dem Apfelschuß aufgeführt und erweckte eine solche republikanische Begeisterung, daß der Dichter selbst das Stück schmerzlich bereute. Glühenden Haß gegen das Königtum erweckte Marie Joseph Chénier 1788 mit seinem „Karl IX.", „Heinrich VIII." und „Cajus Gracchus"; als er aber den Jakobinern nicht durch dick und dünn folgen wollte, sondern in seinem „Fénelon" mildere Töne anschlug, wurde er alsbald verdächtig, und seinen „Timoléon" mußte er, nach strenger republikanischer Zensur, selbst ins Feuer werfen. Antoine Vincent Arnault (1766—1834) dankte seine Rettung bei ähnlicher Verdächtigung seinem stramm republikanischen Römerdrama „Marius zu Minturne" (1791); auch seine „Lukretia" (1792) und „Cincinnatus" (1793) strotzten von republikanischer Tugend.

Während der Prozeß des unglücklichen Königs in der Schwebe war, hatte Jean Louis Laya (1761—1833) den seltenen Mut, in seinem „Gesetzesfreund" (L'ami des lois) drei Demagogen in ihrem nichtswürdigen Treiben auf der Bühne zu schildern; besonders Marat fühlte sich darin als „Duricrâne" sehr deutlich getroffen. „Das Stück war", wie Laya später selbst sagte, „kein gutes Stück, aber eine gute Tat". Die erste Aufführung am 2. Januar 1793 hatte solchen Erfolg, daß die Kommune einschritt und das Stück verbot; als der Konvent das Verbot aufhob, ließen die Männer der Kommune zwei Kanonen gegen das Theater auffahren und zwangen die Schauspieler zum Weichen. Mit Jubel wurden dagegen die häßlichsten Ausgeburten wilden Hasses aufgenommen, wie Monvals „Klosteropfer" und Maréchals „Jüngstes Gericht der Könige".

Die Theaterzensur wurde beibehalten und gegen alles, was angeblich die „Menschenrechte" gefährdete, mit drakonischer Strenge durchgeführt. Die den Theatern auferlegte Armensteuer sowie die einzelnen Theatern verliehenen Privilegien wurden 1791 aufgehoben. Die Zahl der Theater mehrte sich infolgedessen bis auf sechzig. Noch nie war so viel Theater gespielt worden, als während links und rechts die Straßen von Blut flossen. Die blutige Zeitgeschichte wurde in einigen derselben selbst auf die Bretter gebracht und in wütenden Revolutionsliedern gefeiert.

Wie die dramatische Kunst in diesen Schreckensjahren zur schmachvollen Orgie herabsank, so gestaltete sich die politische Beredsamkeit schon im Beginn der Revolution zu einem riesigen Feuerwerk, das durch sein Prasseln ein ungeheures Erstaunen hervorrief und auch noch später wie eine Art Weltphänomen angestaunt worden ist. Sachlich betrachtet, ließ das berückende Schauspiel nicht viel anders zurück als eine chaotische Masse verworrener Theorien, unausführbarer Pläne, egoistischer Streberei, leidenschaftlichen Hasses, wilder Parteigegensätze, hohler Zungendrescherei und theatralischer Deklamation. Von dem größten dieser Redner hat Goethe noch in seinen letzten Tagen (17. Februar 1832) bemerkt: „Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Herkules, und sie haben vollkommen recht. Allein sie vergessen, daß auch der Koloß aus einzelnen Teilen besteht, und daß auch der Herkules des Altertums ein kollektives Wesen ist, ein großer Träger seiner

eigenen Taten und der Taten anderer."[1] Seine Taten aber hat Mirabeau selbst am besten in einem Briefe bezeichnet, der indirekt für Ludwig XVI. bestimmt war: „Ich möchte doch nicht nur an einem gewaltigen Zerstörungswerk gearbeitet haben." Das blieb aber eine bloße Velleität; ans Aufbauen hat er erst gedacht, als es zu spät war[2]. Von den mehr als 150 Reden, die er innerhalb 20 Monaten hielt, hat keine etwas aufgebaut. Es offenbart sich darin wohl ein wahrhaft titanisches Rednertalent. Aber mit Demosthenes kann man ihn nicht vergleichen. Seine Reden sind sämtlich geniale Improvisationen, voll Schärfe, Kraft, Geist, zermalmender Leidenschaft, doch keine ist ein eigentlich abgerundetes Kunstwerk. Mehr oratorische Durchbildung findet sich bei Vergniaud, Barnave, Maury, Cazalès, welche vergeblich den entfesselten Sturm zu beschwören suchten. Über all ihre Redekunst triumphierte schließlich die demagogische Sophistik und die verzehrende Glut der Revolution in den Brandreden eines Marat, Danton und Robespierre[3].

Das Los der Poesie während der Schreckensherrschaft malt am besten das Schicksal des zartbesaiteten Lyrikers André-Marie Chénier[4]. Er wurde 1762 in Konstantinopel geboren, wo sein Vater große Handelsunternehmungen leitete, aber schon als kleines Kind nach Frankreich gebracht. Seine Mutter, eine Griechin, flößte ihm früh Zuneigung zu ihrer nationalen Dichtung ein. Als junger Offizier vertiefte er sich 1782 zu Straßburg in die von Brunck herausgegebene „Griechische Anthologie". Bezaubert von der Feinheit dieser alexandrinischen Kleinkunst und ihrer erotischen Zartheit, verband er sie nachahmend in eigenen „Idyllen", „Episteln" und „Elegien" mit echt französischer Eleganz, so daß ihn Sainte-Beuve mit Recht den größten klassischen Verskünstler nächst Racine und Boileau genannt hat. Die flache, encyklopädistische Bildung, in welcher er aufgewachsen, hatte ihm leider die christliche Idealwelt verschlossen, aber selbst durch seine heidnische

---

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe III⁴ 252.

[2] Loménie, Les Mirabeau, 5 Bde, 1870—1891. — Rousse, Mirabeau 1891. — Mézières, Vie de Mirabeau 1892. — A. Stern, Das Leben Mirabeaus, 2 Bde, Berlin 1889. — O. Pfülf S. J., Mirabeau: Stimmen aus Maria-Laach XLIV (1893) 59—80 199—220 318—333 404—432 560—587.

[3] Auf die einzelnen Redner näher einzugehen, ist hier nicht möglich. — Vgl. Aulard, Les Orateurs de l'Assemblée constituante, Paris 1882; Les Orateurs de la Législative et de la Constituante I 1885, II 1886. — Stephens, Orators of the French Revolution, London 1882. — Chuquet, La littérature sous la révolution bei Petit de Julleville, Hist. de la langue et de le litt. fr. VI 692—738.

[4] Oeuvres, p. p. H. de Latouche 1819; Becq de Fouquières 1862 und öfter, zuletzt 1888; G. de Chénier 1874. — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 117—132. — Becq de Fouquières, Lettres critiques sur la vie, les oeuvres, les manuscrits d'André Chénier 1861. — Brenthel, André Chénier als Dichter und Politiker, Döbeln 1881. — H. Seidel, A. Chénier, Regensburg 1883. — Hülsen, A. Chénier, Berlin 1885.

Naturbetrachtung, seine weiche Liebespoesie und seine hellenisierenden Idylle geht ein echt künstlerischer Zug zum Höheren und Idealen. Als er von einer Reise durch die Schweiz und Italien bis nach Konstantinopel 1786 wieder nach Paris zurückkehrte und sich in die politischen Strömungen des Tages hineinreißen ließ, wandte er sich der gemäßigten Richtung zu, welche die Monarchie beibehalten, aber in eine konstitutionelle verwandeln wollte. Damit verfeindete er sich die Jakobiner für immer. Mit der mutigen Geradheit eines Soldaten, mit der treffenden Redegewalt eines Dichters rügte er in den Blättern die Gemeinheiten, die sie begingen. In einem Artikel des „Journal de Paris" vom 26. Februar 1792 bezeichnete er die Jakobiner geradezu als das größte Hindernis aller Ordnung und Freiheit:

„Die Organisation dieser Gesellschaften ist das vollständigste System sozialer Desorganisation, welches es je auf Erden gegeben hat...." „Einige hundert Faullenzer, die sich in einem Garten oder bei einem Schauspiel zusammenfinden, oder einige Truppen von Banditen, welche die Läden plündern, werden unverschämterweise das ‚Volk' genannt, und die frechsten Despoten haben von den gierigsten Höflingen niemals einen gemeineren und widerlicheren Weihrauch entgegengenommen, als die unreine Schmeichelei, an der zwei bis drei Tausend Usurpatoren der nationalen Souveränität sich Tag für Tag von den Schriftstellern und Rednern dieser Gesellschaften berauschen lassen, welche Frankreich in stetem Aufruhr halten."

Sein eigener Bruder Joseph suchte im „Moniteur" die Jakobiner gegen ihn zu verteidigen. Es entspann sich eine lebhafte Preßfehde zwischen beiden Brüdern. Nach der Gefangennahme des Königs (10. August 1792) wurde indes jede freie Meinungsäußerung zur Unmöglichkeit. André zog sich jetzt ganz von der Politik zurück und suchte in einem neuen Liebesverhältnis poetische Anregung. Daß er seine politische Gesinnung nicht veränderte, bezeugt die Ode, in welcher er Charlotte Corday nach ihrer Hinrichtung (17. Juli 1793) verherrlichte:

Belle, jeune, brillante, aux bourreaux amenée,
Tu semblas t'avancer sur le char d'hymenée;
Ton front resta paisible, et ton regard serein,
Calme, sur l'échafaud; tu méprisas la rage
D'un peuple abjecte, servile et fécond en outrage,
Et qui se croit encore et libre et souverain.

Erst am 7. Januar 1794, als er eine Madame de Pastoret aus den Händen der Häscher befreien wollte, wurde er selbst eingekerkert und am 25. Juli guillotiniert. Drei Tage später fiel auch Robespierres Haupt unter dem Fallbeil. In dem feinsinnigen Dichter erlosch gewissermaßen das letzte Nachleuchten der großen klassischen Blütezeit.

Drittes Buch.

Die französische Literatur im 19. Jahrhundert.

Erstes Kapitel.

Die Zeit des ersten Kaiserreichs.

Mit dem Sturz der Schreckensherrschaft am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 war die Revolution noch lange nicht zu Ende. Die tolle Zeitrechnung, welche mit der Herbstnachtgleiche 1792 begonnen hatte, ward erst am 1. Januar 1806 wieder mit der christlichen vertauscht. Voltaire und Rousseau herrschten weiter in den Köpfen der Jeunesse dorée wie in jenen der wieder auftauchenden Girondisten. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" blieb das große Losungswort der Zukunft. In ihrem Namen überzogen die Heere der Revolution halb Europa, verkündeten allenthalben die Menschenrechte, plünderten alle Kassen, zahlten mit Assignaten und errichteten überall Republiken. Holland ward (1795) in eine Batavische Republik verwandelt, die längst freie Schweiz (1798) in eine Helvetische Republik, Mailand und ein Teil von Mittelitalien (1797) in eine Cisalpinische Republik, Genua (1797) in eine Ligurische Republik, Rom (1798) in eine Römische Republik, Neapel (1799) in eine Parthenopäische Republik; nachdem Rußland den Franzosen die sieben Jonischen Inseln wieder abgenommen, wurden auch diese Eilande (1799) zur Republik erklärt.

Noch 1793 bloß Bataillonskommandant in einem Artillerieregiment, schwingt sich in diesen abenteuerlichen Revolutionskriegen der Korse Napoleon Bonaparte zum ersten Feldherrn der Republik, zum lebenslänglichen Konsul, zum Kaiser empor, schafft an Stelle der alten geschichtlichen Aristokratie einen aus der Revolution hervorgegangenen Militär- und Beamtenadel und setzt dann als Eroberer das Umsturzwerk der Revolution fort, nur daß er jetzt anstatt Präsidenten und Magistraten Titular-Könige zu seinen Satrapen ernennt. Der Papst ist sein Gefangener, der Kirchenstaat eine Provinz seines Reiches. Mit eiserner Faust zertrümmert er das ehrwürdigste Staatengebilde, das seit Karl dem Großen bestanden, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, und zieht dann bis ins Herz von Rußland, um auch Osteuropa seinem improvisierten neuen Weltreich einzugliedern. Erst das brennende Moskau gebietet ihm Halt. Der russische Winter reibt die große Armee auf, die größte, welche die Welt seit Jahrhunderten gesehen. Leipzig und Waterloo vernichten seinen Waffenruhm und seine Militärmacht. Auf St Helena

erlischt das glänzende Meteor, das einst die ganze Welt anstaunte. Notdürftig flickt darauf der Wiener Kongreß das alte Europa aus seinen Trümmern zusammen [1].

Napoleons Geschichte ist das große Epos der Zeit. Er hat das Chaos gebändigt und eine neue Welt aufgerichtet, aber er selbst hat den Ruf der Vorsehung mißkannt und ist an dem gigantischen Werke gescheitert. So wenig wie Alexander und Cäsar hat er einen Homer gefunden, der seine Waffentaten würdig besungen hätte. Er hat es eigentlich auch nicht verdient. Er hielt Poesie und Literatur nicht sonderlich in Ehren. Sie waren ihm wie die Religion nur etwas Untergeordnetes, ja sie standen in seinen Augen noch tiefer. Wehmütig klagt Lamartine, in den Tagen des großen Soldatenkaisers hätten nur die Polytechniker etwas gegolten und verächtlich auf alles Ideale herabgesehen.

„Es war das satanische Lächeln eines infernalen Genies, wenn es dahin gelangt, ein ganzes Geschlecht zu degradieren, die Begeisterung einer ganzen Nation mit Stumpf und Stil auszurotten, ein Stück Lebenskraft in der Welt zu töten; diese Menschen hatten dasselbe Gefühl triumphierender Macht im Herzen und auf den Lippen, wenn sie uns sagten: ‚Pah! Liebe, Philosophie, Religion, Enthusiasmus, Freiheit, Poesie, das ist eitel nichts! Rechnen und Kraft, Zahlen und Säbel, darauf kommt alles an. Wir glauben nur, was man uns beweist; wir fühlen nur, was sich mit Händen greifen läßt; die Poesie ist tot mit samt dem Spiritualismus, der sie einst zur Welt brachte.“ [2]

So zeichnet der empfindsame Lyriker seine Stimmung am Anfang des Jahrhunderts. Ganz so schlimm lagen die Dinge wohl nicht. Der Kaiser hegte gegen die Literatur weder Abneigung noch Verachtung. Wie er in Ägypten Werthers Leiden las, so nahm er später fleißig von literarischen Neuheiten Kenntnis [3]. Er kannte die klassische Literatur der Franzosen, auch

[1] M. J. Chénier, Tableau de la littérature, Paris 1815. — B. Jullien, La poésie française à l'époque impériale, 2 Bde, 1844. — G. Merlet, Tableau de la litt. française de 1800 à 1815, 3 Bde, 1878. — M. Albert, La littérature française sous la Révolution, l'Empire et la Restauration, 1891. — Pellissier, Le mouvement littéraire au XIX^e siècle, 1893. — L. Bertrand, La fin du classicisme, 1897. — Fr. Kreyßig, Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte, Berlin 1865. — G. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts, übersetzt von A. Strodtmann und W. Rudow, 5 Bde, Leipzig 1882—1894. — H. Taine, Le régime moderne I, Paris 1891. — R. Peyre, Napoléon et son temps, 1896. — Bondois, Napoléon et la société de son temps, 1895.

[2] Lamartine, Destinées de la poésie (Oeuvres, Bruxelles 1835) 6.

[3] Marie-Charles-Joseph Pougens, fils naturel du prince de Conti, ruiné par la révolution, s'était fait libraire et, quoique aveugle, devint, vers 1801, le libraire attitré de Bonaparte. „Il est tenu, dit le journal manuscrit d'Etienne Dumont, de lui envoyer au moins deux fois par jour, toutes les nouveautés. J'ai vu le second envoi de la journée: il se composait de cinq volumes.“ Journal de Madame de Cazenove d'Arlens, Paris 1903, 49, A.

Voltaire und Rousseau, Ossian aus italienischer Übersetzung. Auf Molière gab er nicht sonderlich viel. Er schätzte Corneille höher als Racine. Talma und seine Truppe ließ er nach Deutschland kommen; sie spielten in Erfurt vor einem Parterre von Königen. Auch in Weimar und Dresden mußten sie paradieren. Im Gespräch mit Goethe kritisierte er dessen Werther, tadelte Voltaires Mahomet, den Goethe übersetzt hatte, als ein schlechtes Stück, sprach sich gegen Shakespeare aus und empfahl ihm die klassische Tragödie zur Nachahmung. „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés. . . . Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das höchste, was der Dichter erreichen kann.“ [1]

An kritischem Scharfblick fehlte es dem gewaltigen Manne durchaus nicht, zu dem selbst Goethe mit Bewunderung aufblickte. [2] Sehr treffend sind seine Bemerkungen zu Raynouards Stück „Die Templer“, das 1805 im Théâtre français zur Aufführung kam. Er tadelt den Dichter, daß er in einer noch ungelösten und, wie er meint, unlösbaren geschichtlichen Kontroversfrage (Schuld oder Unschuld der „Templer“) für diese Partei genommen habe, in der Zeichnung Philipps des Schönen aber von den geschichtlichen Anhaltspunkten abgegangen sei.

„Der Charakter Philipps des Schönen — ein gewalttätiger, heftiger Fürst, stürmisch in allen seinen Leidenschaften, rücksichtslos in allen seinen Entschlüssen, unversöhnlich in seinen Rachegefühlen und bis zum Übermaß eifersüchtig auf seine Autorität — konnte theatralisch sein, und dieser Charakter hätte der Geschichte entsprochen. Anstatt dessen stellt ihn uns M. Raynouard, sonst ein sehr schätzenswerter und hochbegabter Schriftsteller, als einen kalten, leidenschaftslosen Freund der Gerechtigkeit dar, der keinen Grund hat, die Templer zu lieben oder zu hassen, der vor einem Inquisitor zittert und nur zum Schein von den Templern einen Akt der Unterwerfung und Huldigung verlangt.“ [3]

Über den Helden der Tragödie macht er folgende Bemerkung:

„Vor allem scheint der Verfasser eine klassische Maxime vergessen zu haben, die auf einer wahren Kenntnis des Menschenherzens beruht: der Held einer Tragödie soll nämlich, um zu fesseln, nicht ganz schuldig noch ganz unschuldig sein. Ohne sich von der geschichtlichen Wahrheit zu entfernen, hätte er dieses Prinzip auf den Großmeister der Templer anwenden können; aber er hat ihn als ein Musterbild idealer Vollkommenheit darstellen wollen, und diese ideale Vollkommenheit ist auf der Bühne immer kalt und uninteressant. Anstatt dessen brauchte er nur zu sagen, was völlig wahr ist, daß der Großmeister die Schwäche gehabt hatte, Geständnisse zu machen, sei es aus Furcht, sei es aus Hoffnung, seinen Orden zu retten, und ihn uns dann vorzuführen, wie er, glücklich zu Mut und Tugend zurückkehrend, wieder sein

---

[1] A. Baumgartner, Goethe. Sein Leben und seine Werke III, Freiburg i. B. 1886, 47—52.

[2] Damas-Hinard, Napoléon, ses opinions et jugements, 1838.

[3] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi V 41 42.

Ehrgefühl gewinnt und seine früheren Geständnisse zurückzieht, selbst angesichts des Holzstoßes, der seiner harrt. Alle Schwächen, alle Widersprüche vereinen sich unglücklicherweise im menschlichen Herzen und können eminent tragische Farben darbieten." [1]

Schon daß Raynouard die griechisch-römische Heldenwelt der klassischen Tragödie verließ, um sich an einem national-geschichtlichen Stoffe zu versuchen, mochte übrigens den einseitigen Bewunderer des Klassizismus verdrießen.

Tieferes poetisches Verständnis ging dem Imperator freilich ab; über die Schablone des französischen Klassizismus und ihre drei Einheiten wußte er sich deshalb nicht zu erschwingen. Als ihm (März 1809) Benjamin Constants Bearbeitung des Schillerschen „Wallenstein" unter die Augen kam, äußerte er zu Röderer:

„Benjamin Constant hat eine Tragödie und eine Poetik gemacht. Diese Leute wollen schreiben und haben nicht die ersten Literaturstudien gemacht. Er soll die Poetik lesen, die des Aristoteles. Es ist keine bloße Willkür, daß die Tragödie die Handlung auf 24 Stunden beschränkt; sie faßt eben die Leidenschaften bei ihrem Maximum, beim höchsten Grade ihrer Intensität, bei einem Grade, wo es nicht möglich ist, eine Zerstreuung zu dulden oder eine lange Dauer auszuhalten. Er will, daß man während der Handlung noch essen soll; so etwas soll in Betracht kommen! Wenn die Handlung beginnt, sind die Schauspieler schon in Aufregung; im dritten Akt sind sie am Schwitzen, im letzten triefen sie."

Napoleons eigener Stil entbehrt nicht einer gewissen eigenartigen Kraft und Größe. Seine erste Proklamation an die völlig heruntergekommene Armee in Italien lautet:

„Soldaten! Ihr seid nackt, schlecht genährt; die Regierung schuldet euch viel und kann euch nichts geben. Die Geduld, der Mut, die ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewundernswert, aber sie verschaffen euch keinen Ruhm; kein Lichtstrahl geht davon auf euch aus. Ich will euch auf die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Macht stehen; ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtum finden. Soldaten von Italien, wollt ihr es an Mut oder Ausdauer fehlen lassen?" [2]

Die attische Anmut Cäsars besitzen seine Aufrufe, Proklamationen, Tagesbefehle nicht. Er hält sich streng an das Nötigste und spitzt es zu, scharf wie eine Degenspitze. Ihre Schneidigkeit hat blitzartig eingeschlagen und selbst dem Gegner Bewunderung abgetrotzt. Sein Bericht über den ägyptischen Feldzug enthält meisterliche Beschreibungen und Erzählungen, klar, scharf, kein Wort zu viel noch zu wenig. In der zündenden Kraft seiner militärischen Beredsamkeit weht mitunter ein Hauch männlicher Poesie. Er war indes der Mann der Tat, nicht des Wortes. Auch auf dem Gebiete des Wissens und der Literatur wollte er nicht genießen oder lernen, sondern herrschen.

---

[1] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi V 11 12.
[2] Ebd. XI 314 315.

Er war sich vollkommen darüber klar, daß die ganze Revolution — von der Unterdrückung der Jesuiten bis zum Königsmord und bis zur Schreckensherrschaft — vorzüglich ein Werk der Presse war. „Wenn ich der Presse die Zügel schießen lasse, werde ich kein Vierteljahr am Ruder bleiben", erklärte er offen. Am 27. Nivose des Jahres VIII (1802) wurden darum von 73 Zeitungen 60 unterdrückt; drei Monate später beauftragte er als erster Konsul seinen getreuen Polizeiminister Fauché, die noch übrigen 13 Blätter aufs strengste zu überwachen, daß sie nichts gegen den Sozialvertrag, die Volkssouveränität und den Waffenruhm der französischen Heere brächten. Als Kaiser forderte er 1805 zu noch größerer Strenge auf. Das Journal des Débats wurde bald darauf ernstlich gemaßregelt und in ein Journal de l'Empire verwandelt. Im Jahre 1810 schmolz die Zahl der Blätter auf 6, im Jahre 1811 auf 4 zusammen, und diese wurden Staatseigentum und von der Regierung selbst geleitet. Jede der vier Zeitungen erhielt ihren eigenen Zensor, der dafür sorgen mußte, daß nichts dem Kaiser Mißliebiges in die Öffentlichkeit drang, Berichte wie Leitartikel den Zielen der kaiserlichen Politik entsprachen.

In demselben Sinne wurde auch die Bücherzensur gehandhabt, strenger als je unter einer früheren Regierung. Ein Mann der Tat, ein organisatorisches Genie, verachtete er gründlich die Philosophen, welche mit aprioristischen Glückseligkeitsträumen und Freiheitsphrasen die Welt in ein Eldorado umgestalten wollten[1]. Dem unverbesserlichen Encyklopädisten Volney, der ihn früher wegen seiner Forschungsreisen im Orient mächtig angezogen hatte, schleuderte er kategorisch die Erklärung ins Gesicht: „Frankreich will eine Religion". Und als dieser spöttisch zu erwidern wagte: „Frankreich will die Bourbonen wieder", fuhr Bonaparte in solchem Jähzorn über ihn her, daß der kecke Freidenker in Ohnmacht fiel und wie leblos fortgetragen werden mußte. Napoleon wollte fortan nichts mehr von ihm wissen. Er wollte weder die Revolution wieder aufkommen lassen noch die Bourbonen, weder den religionsfeindlichen Deismus der Philosophie noch die volle kirchliche Papalgewalt, weder englischen Parlamentarismus noch deutsche Philosophie

[1] „Société, État, gouvernement, souveraineté, droit, liberté, on a vu combien ces idées, les plus importantes de toutes, étaient, à la fin du XVIII^{e} siècle, écourtées et fausses, comment, dans la plupart des cerveaux, le simple raisonnement verbal les accouplait en axiomes et en dogmes, quelle progéniture ces simulacres métaphysiques ont enfantée, combien d'avortons non viables et grotesques, combien de chimères monstrueuses et malfaisantes. — Il n'y a pas de place pour une seule de ces chimères dans l'esprit de Bonaparte; elles ne peuvent pas s'y former ou y trouver accès; son aversion pour les fantômes sans substance de la politique abstraite va au delà du dédain, jusqu'au dégoût." — Taine, Le Régime Moderne I, Paris 1891, 29.

und fremden Kunstgeschmack. Frankreich sollte vor allem kaiserlich, napoleonisch werden, insoweit es dienlich, auch katholisch. Gegen alle seinem Cäsareopapismus feindlichen Elemente erklärte er den Krieg und ließ sie durch die Bücherzensur unnachsichtlich verfolgen [1].

Auch dem Theater, diesem Lieblingsinstitut der vergnügungssüchtigen Pariser, stutzte er unbedenklich die Flügel, um seine Macht zu sichern und zu befestigen. Durch Dekret vom 26. Juli 1807 wurde die Theaterfreiheit aufgehoben. Von 27 Theatern blieben nur noch acht bestehen: Die Oper, das Théâtre français, das Théâtre Feydeau (die komische Oper), Odéon, Vaudeville, Variétés, Ambigu und Gaité; 1808 wurde auch wieder das Theater Porte Saint-Martin, 1811 der Cirque olympique zugelassen [2].

Nach all den Lobreden, welche das Jahrhundert der „Philosophie" auf sich selbst gehalten, erscheint es wie eine blutige Ironie, daß in den Tagen der Revolution auch die vielgefeierte französische Akademie, die offizielle Trägerin des höchsten Gelehrten- und Dichterruhms, elendiglich zu Grunde ging und erst nach der Rückkehr der Bourbonen 1816 ihre völlige Wiederherstellung feierte [3].

Abbé Barthélemy, der 1788 seine „Reise des jungen Anacharsis" vollendet hatte, war der letzte, welcher 1789 in die Reihen der „Unsterblichen" aufgenommen wurde. Dann ließ man mehrere erledigte Sitze unbesetzt. Kardinal Bernis, der Herzog von Harcourt und Graf Choiseul blieben als Diplomaten im Ausland, Maury, Boisgelin und Boufflers emigrierten zu Ende des Jahres 1791, d'Aguesseau und Marmontel versteckten sich in Frankreich, Montesquiou floh in die Schweiz, Lemire und Beauvau starben noch 1793, Bailly, Lamoignon de Malesherbes und Nicolai wurden guillotiniert, Loménie de Brienne ward am Tage nach seiner Verhaftung vom Schlage gerührt, Florian verlor vor Schrecken den Verstand, Condorcet vergiftete sich selbst, Chamfort versuchte ebenfalls Selbstmord und starb an Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte. Am 5. August 1793 hielten fünf Mitglieder,

[1] H. Welschinger, La censure sous le premier empire avec documents inédits. Paris 1882. — J. Hilgers S. J., Die französische Zensur im allgemeinen und die napoleonische im besondern: Der Index der verbotenen Bücher, Freiburg i. B. 1904, 256—268.

[2] Étienne, Histoire du théâtre français depuis le commencement de la révolution jusqu'à la réunion générale, 4 Bde, 1802.

[3] A. Morellet, Mémoires sur le XVIII^e siècle et la révolution, 2 Bde, Paris 1821 1832; Mélanges de litt. et de philosophie du XVIII^e siècle, 4 Bde, 1818. — D. J. Garat, Mémoires hist. sur la vie de M. Suard, 1820; Mémoires sur la révolution, 1795. — Menard, Hist. de l'Acad. franç., 1859. — T. Tasté, Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française, 4 Bde, 1844—1855. — Biré et Grimaud, Les poètes lauréats de l'Acad. franç., 2 Bde, 1864.

der Abbé Morellet, Vicq d'Azyr, Ducis, Bréquigny und La Harpe die letzte Sitzung ab und beschlossen, sich zu trennen; am 24. Juli 1794 wurde aller Besitz der Akademie als Staatsgut erklärt. Morellet hatte die Archive der Akademie in Sicherheit gebracht und sich selbst ein behagliches Auskommen zu retten gewußt. La Harpe und andere mußten um Staatsunterstützung betteln.

So stand es um die französische Akademie, erst 16 Jahre, nachdem sie den Millionär Voltaire, den Schöpfer der neuen Bildung, wie einen Halbgott in Paris gefeiert hatte. Man war den „Aberglauben" gründlich quitt geworden. Es galten nur noch „nützliche" Kenntnisse. Nach dem Sturz des Schreckensregiments kam man indes doch zur Einsicht, daß für Wissenschaft und Bildung auch von Staatswegen etwas geschehen müßte. Der Artikel 298 der neuen Verfassung vom 22. August 1795 erklärte: „Es besteht für die gesamte Republik ein Nationalinstitut, beauftragt, die Entdeckungen zu sammeln, die Künste und die Wissenschaften zu vervollkommnen." Durch ein Unterrichtsgesetz wurde noch im Oktober das neue Institut organisiert und in drei Klassen geteilt. Von den acht Sektionen der dritten Klasse wurde eine der Grammatik, eine der Poesie zubeschieden.

Der über 70 Jahre zählende Abbé Morellet, einst der Freund Diderots und seiner Genossen, der theologische Mitarbeiter an der Encyklopädie, ein unermüdlicher Aufklärer bis in seine alten Tage hinein, fühlte diese Degradation der Schöngeisterei aufs tiefste. Suard, auch schon nahe an den Siebzigen, einst der Freund des Abbé Prévost und seit 1754 unermüdlicher Zeitungsschreiber, teilte seine wehmütige Sehnsucht nach der alten Akademie. Es gelang ihren vereinten Bestrebungen, Lucien Bonaparte und durch ihn den ersten Konsul, seinen Bruder, für eine Wiedererweckung derselben, wenn auch nicht in ihrem alten Glanze, zu gewinnen. Ein Konsulardekret vom 22. Januar 1803 gab dem „Institut" eine neue Organisation. Den ersten Rang erhielt zwar auch hier wieder die Klasse der mathematischen Wissenschaften; aber die „zweite Klasse für französische Sprache und Literatur" mit vierzig Mitgliedern entsprach wieder einigermaßen der alten Akademie. Nur der alte, glorreiche Name fehlte.

Es war eine seltsam gemischte Gesellschaft, die sich 1803 in dieser „zweiten Klasse des Nationalinstituts für französische Sprache und Literatur" zusammenfand. Sie spiegelt so recht das Gewirre dieser gewaltsamen Übergangszeit, das bunte Gemisch der sich widersprechenden, auseinander strebenden Elemente, welche nur die Faust eines Gewaltigen wie die Napoleons zusammenzuhalten und allerdings nicht einheitlich, lebenskräftig zu einigen vermochte. Von den 40 Mitgliedern hatten noch 12 der alten Akademie angehört, 11 der politisch-moralischen Klasse des Instituts, 6 der Sektion für Grammatik, 6 der Sektion für Poesie; dazu traten noch fünf Neulinge, an ihrer Spitze Lucien Bonaparte.

Neben Abbé Morellet und Suard, die einst zu den Kerntruppen der Encyklopädie gehörten, saß da Saint-Lambert, erst Voltaires Freund, dann sein Rivale bei der Marquise du Châtelet, der Dichter der wässerigen „Jahreszeiten" und der Tröster der Madame d'Houbetot, — dann der charakterlose Rhetor und Sophist Garat, der „Optimist der Revolution", Dantons Freund und 1792 zeitweilig Finanzminister, — ferner Volney, 1789 einer der wütendsten Religions- und Priesterfeinde in der konstituierenden Versammlung, in seinen „Ruinen" (1791) und andern Schriften ein Hauptprophet der „Philosophie" und selbst durch Napoleon nicht von seinem bornierten Religionshaß abzubringen, — ebenso der Dichter Joseph Marie Chénier, früher Mitglied der Kommune, Anhänger Dantons und wütender Republikaner, sogar angeklagt, aus feiger Furcht vor den andern Schreckensmännern seinen eigenen Bruder nicht vor der Guillotine gerettet zu haben. Vorübergehend schmeichelte er Napoleon an; als aber sein Drama „Cyrus" (1804) nicht ganz den gewünschten Erfolg hatte, kehrte er wieder den Republikaner hervor und erhob in einer „Epistel an Voltaire" (1806) das Banner der sog. „Geistesfreiheit", d. h. das Recht, alle zu beschimpfen und zu verfolgen, die nicht die seichte Aufklärerei des Patriarchen von Ferney für Licht und Wahrheit hielten.

An der Seite dieser Koryphäen der Aufklärung und der Revolution begegnen uns aber auch zwei ehrwürdige Priestergreise: Roquelaure, der noch Almosenier Ludwigs XV. war, einer der wenigen Bischöfe, welche die Revolution in Frankreich selbst überlebten, in seinen alten Tagen noch zum Erzbischof von Mecheln ernannt, und Boisgelin, der Festprediger bei der Krönung Ludwigs XVI. gewesen, nach langer Verbannung Kardinal-Erzbischof von Tours ward [1].

Der Mediziner Cabanis hatte noch mit Helvétius in vertraulicher Beziehung gestanden und Condorcet das Gift besorgt, mit welchem sich dieser aus der Welt schaffte. Der Philosoph Naigeon war Materialist und Atheist und griff sogar Robespierre an, als dieser wenigstens ein „höchstes Wesen" anerkannt wissen wollte. Abbé Siéyes hatte schon in der Nationalversammlung eine der hervorragendsten Rollen gespielt, im Konvent für den Tod des Königs gestimmt, war dann an Bonapartes Seite Konsul geworden und nach weiterer Häutung einer seiner ergebensten Diener. Die Juristen Cambacérès, Bigot de Préameneu und Merlin de Douai machten sich um den Code Napoléon verdient. Lacuée de Cessac erwarb sich Ruf als militärischer Schriftsteller. Der Lothringer Roederer, erst Lehrer der politischen Ökonomie, wurde von Napoleon nach dem Staatsstreich (18 Brum.) zum Directeur de l'esprit public ernannt, als welcher er die Theater und das Unterrichtswesen zu überwachen hatte [2].

Noch der alten Akademie hatte der einstige Abbé und Malteserritter Boufflers angehört, den Rivarol kurz also charakterisiert: Abbé libertin, militaire philosophe, diplomate chansonnier, émigré patriote, républicain courtisan, ein in allen Farben schillernder, angenehmer Gesellschafter, zuletzt Lobsänger der Napoleoniden. Ebenfalls ein Rest der alten Akademie, aber noch unbedeutender war der Graf d'Aguesseau, ein Enkel des berühmten Kanzlers, der einst die Bulle Unigenitus so hartnäckig bekämpfte, aber schließlich annahm.

---

[1] Roquelaure, Oraisons funèbres, Paris 1761 1774. — Boisgelin, Oeuvres, Paris 1818. — Card. de Bausset, Notices hist. sur le cardinal de Boisgelin, Paris 1804.

[2] P. L. Roederer, Oeuvres, 8 Bde, Paris 1853—1859. Sein Hauptwerk: Mémoire pour servir à l'histoire de la société polie en France, 1835.

Eine gewisse Opposition gegen die eingefleischten und verknöcherten Matadoren der Aufklärung vertreten La Harpe und besonders Fontanes. La Harpe[1] (1739 in Paris geboren) hatte sich anfänglich auf Poesie geworfen, Heroiden und Tragödien gedichtet, Prunkreden gehalten und war, von Voltaire sehr emporgelobt, 1776 in die Akademie aufgenommen worden, widmete sich aber von 1786 an hauptsächlich seinen Vorlesungen am „Lycée". Während der Revolution schloß er sich den Republikanern an und trug sogar, mit der Jakobinermütze auf dem Kopfe, eine Ode auf die Freiheit vor. Das vermochte ihn jedoch vor Verdächtigung und Einkerkerung nicht zu retten. Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Er erkannte die Revolution in ihrer ganzen moralischen Häßlichkeit und Nichtswürdigkeit. Die Lesung des Büchleins von der Nachfolge Christi zündete das Licht des Glaubens wieder in seinem Herzen an. Er fiel auf die Knie, betete und weinte. Als er 1794, aus dem Kerker befreit, seine Literaturvorlesungen wieder aufnehmen konnte, machte er aus dieser Umwandlung kein Hehl. Er erklärte den Tyrannen, welche Vernunft und Sitte, Literatur und Kunst mit Füßen getreten und sie noch immer bedrohten, energisch den Krieg. Als begeisterter Royalist feierte er den „König-Märtyrer" in einer Epopöe von sechs Gesängen, die aber erst lange nach seinem Tode herauskam.[2]

Sein Hauptwerk Cours de littérature entspricht nicht mehr den heutigen Forderungen der Erudition, zeugt aber von feinem Kunstverständnis, poetischer Empfindung und Geschmack. Wie Voltaire schreibt er einfach, klar, lebendig. Die alten Klassiker hat er durchweg fein charakterisiert. Das Mittelalter kennt er kaum. Sein Lieblingsgebiet sind die französischen Klassiker, von denen er besonders Racine gut analysiert hat, wenn auch Grimm von seiner Charakteristik nicht befriedigt war. Corneille und Molière wußte er nicht genug zu würdigen. Obwohl die französische Literaturkritik seither ins Unermeßliche angewachsen ist, hat er doch Urteile und Bemerkungen geprägt, die heute noch von Wert sind.

Louis Marquis de Fontanes[3] war bedeutend jünger (geb. 1757 zu Niort), versuchte sein Glück erst als Dichter, dann als Publizist. Im Verein mit Suard gab er bei Beginn der Revolution den Modérateur heraus, zog sich dann nach Lyon zurück, mußte aber auch von hier flüchten und sich in Ivry verstecken. Nach der Schreckensherrschaft war er einer der

---

[1] Petitot, Mémoire sur la vie de La Harpe (Oeuvres choisies), 1806. — Mély-Janin, Vie de La Harpe (Cours de littérature), 1813. — Peignot, Recherches sur la vie et les ouvrages de La Harpe, 1820.

[2] Le triomphe de la Religion ou le Roi martyre, Paris 1814.

[3] Fontanes, Oeuvres, 2 Bde, Paris 1839. — Sainte-Beuve, Portraits littér. II. — Villemain, Recueil de l'Académie franç., 1821. — Vieillard, Notice sur M. de Fontanes, Paris 1838.

ersten, welche vom Direktorium zu dem neuen „Institut“ beigezogen wurden. Als er aber im Verein mit La Harpe zu Gunsten des Legitimismus das Mémorial herausgab, wurde er proskribiert und mußte nach England flüchten, von wo er erst nach dem Staatsstreich Napoleons zurückkehren konnte. Er wurde nun einer der Hauptredakteure des Mercure de France, 1800 mit einer Trauerrede auf Washington betraut, Staatsbeamter, 1804 Präsident des Gesetzgebenden Körpers, 1808 Großmeister der Universität. Seinen großen Einfluß hat er namentlich dazu geltend gemacht, in Leben und Literatur wieder christliche Gesinnung zu fördern. Er ist einer der ersten, der auch in der Poesie wieder christliche Akkorde anzustimmen wagte. Er war indes schon bei Jahren, als er diese Richtung einschlug und vermochte sich nicht dem Einfluß des allgemeinen Niederganges zu entziehen, der sich in der Pflege beschreibender und satirischer Dichtung kundgab.

Die Poesie war überhaupt in der neuen Akademie nicht eben glänzend vertreten. Da war der Abbé Jacques Delille[1] (1738—1813), der schon 1769 die Georgica Vergils übersetzte, als Günstling der Königin Marie-Antoinette 1782 seine „Gärten“ (Jardins) veröffentlichte, während der Revolution einen „Dithyrambus auf das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele“ dichtete, während der Direktorialregierung nach Deutschland und England ging und erst 1802 wieder zurückkehrte, eine friedliche, gute Seele, wie sein Vorbild Vergil, aber lange nicht von dessen künstlerischer Begabung. Durch seine abgezirkelten Reimkünste, sein manieriertes Wesen und seine unersättliche Beschreibungswut hat er schließlich auch die Freunde dieser Gattung übersättigt[2]. Bis ins hohe Alter hinein genoß er indes großen Ansehens und vieler Beliebtheit. Von wahrem, tiefem Gefühl zeugt sein Gedicht „Unglück und Mitleid“ (in 4 Gesängen), in welchem er in ergreifender Weise des Königs Ludwig XVI. und der andern Opfer der Revolution gedachte, und das deshalb (1803) von der napoleonischen Polizei unterdrückt wurde.

Sein Kollege Ducis[3] (1733—1816) war der erste, der es versuchte, Shakespeare durch freie Bearbeitung dem französischen Geschmacke näher zu bringen. Er begann mit Hamlet (1769), brachte dann Romeo und Julie

---

[1] In einem boshaften Gedichte von Rivarol beklagen sich der „Kohl“ und die „gelbe Rübe“ über den undankbaren Dichter, dem sie einst, als er Student war, das Leben gefristet, und der nun, im Glanze der Modegesellschaft, über Rosen und Ziergebüschen sie völlig vergaß.

[2] Oeuvres complètes, p. p. Michaud, 16 Bde, 1826, Lefèvre (1833), Didot (1847). — Cousin d'Avallon, Delilliana, 1813. — Lingay, Éloge de Delille et critique de son genre, 1814.

[3] Oeuvres, 4 Bde, 1819—1826. — Campenon, Essai de mémoires sur Ducis, 1824.

(1772), König Lear (1783), König Johann (1791), Othello (1792). Darauf versuchte er sein Glück mit selbständigen Stücken (Abufar 1795, Phédor und Waldamir 1801), zog sich aber bald hernach ins Privatleben zurück, um sich ausschließlich mit religiösen und literarischen Studien zu beschäftigen. Als Napoleon ihn zum Senator machen wollte, lehnte er ab: „Ich bin Katholik, Dichter, Republikaner und Einsiedler; aus diesen Elementen bin ich zusammengesetzt, sie lassen sich nicht mit der Gesellschaft von hohen Stellen vereinigen."

Bernardin de Saint-Pierre, der, 1737 geboren, noch bis 1814 lebte, gehört mit seinen Hauptwerken (Naturstudien 1784. — Paul und Virginie 1787) der Zeit der Revolution an; seine späteren Schriften (Schlesische Reise 1807, das Drama Der Tod des Sokrates 1808, der Versuch über die Journale 1808, und die Satire Das Café von Soracte) sind nur ein schwacher Nachklang dazu.

Der Odendichter und Epigrammatiker Le Brun[1] (1729—1807), der seinem Beinamen Pindare wenig Ehre machte, verdiente sich seine ersten Sporen mit einem Lobgedicht an Voltaire, von dem Fréron bemerkte: „Da sich die Dichter offenbar nur durch Verse rühren lassen, hat sich Herr Le Brun die Stirn gerieben, die Haare glatt gestrichen, die Augenbrauen in Falten gezogen, seine Nägel angekaut, die Bretter seines Fußbodens mit lauten Ausrufen erschüttert, und in einem Enthusiasmus, den er für göttlich hielt, seinem widerspenstigen Hirne eine Ode von nur 33 Strophen abgerungen, die er dann nach ‚Délices' (dem Landgut Voltaires) sandte." In ähnlichen schmeichlerischen Oden verherrlichte Le Brun Buffon, Montesquieu und selbst die Finanzreform des Ministers Calonne. Beim Ausbruch der Revolution aber widmete er seine Leier den neuen Göttern und ging selbst so weit, in einem Gedicht zur Schändung der Königsgräber aufzufordern:

Purgeons le sol des patriotes,
Par des rois encore infecté:
La terre de la liberté
Rejette les os des despotes,
De ces monstres divinisés
Que tous les cercueils soient brisés!

Als aber der Wind sich drehte, wurde aus der Hyäne wieder ein friedliches Lamm; der unterdessen altgewordene Odendichter besang nun auch die absolute Säbelherrschaft Napoleons und erleierte sich eine Pension von 5000 Livres. Er besaß eine gewisse lyrische Erregbarkeit, satirischen Witz und einen Reichtum an großen und klingenden Worten; aber die wahre,

[1] Oeuvres, p. p. Ginguené, 4 Bde, 1811; Oeuvres choisies, 2 Bde, 1821—1828.

tiefe Begeisterung eines großen Lyrikers fehlte ihm fast gänzlich. Er ist mehr einem Martial als einem Pindar verwandt.

Der Komödiendichter Collin d'Harleville[1] (1735—1806) zehrte von dem Ruhm, den er sich mit seinen früheren Stücken (Der Unbeständige 1780, Der Optimist 1788, Luftschlösser 1789) erworben hatte. Als sein bestes Stück gilt Der alte Junggeselle, der schon mitten in der Revolution (1792) gespielt wurde. Auch der Tragöde Legouvé (1764 bis 1812) eroberte sich seinen Dichterruhm in jenen Schreckenstagen; 1792 kam sein „Tod Abels" auf die Bühne, der, eine Nachahmung von Geßners gleichnamiger Idylle, noch bis 1820 häufig gespielt wurde; 1793 sein „Epicharis und Nero", der an dem römischen Tyrannen das schauerliche Ende der Schreckensmänner ziemlich deutlich zeichnete und deshalb gewaltig Furore machte. Weniger Erfolg hatten seine späteren Stücke (Quintus Fabius 1795, Laurence 1798, Eteokles und Polynikes 1799, Der Tod Heinrichs IV.). Große Gunst erwarb er sich bei den Frauen durch seine Epistel Das Verdienst der Frauen; 40 ziemlich rasch sich folgende Auflagen belohnten den galanten Dichter.

Sein Freund Jean Louis Laya (1761—1833), der in den schlimmsten Tagen der Revolution so mutig für den König eingestanden und selbst kaum dem Fallbeil entronnen war, gab nach dem Sturz der Kommune, im Verein mit Arnault, Legouvé und andern einen „Musenalmanach" heraus, ward Professor der Literatur und redigirte 15 Jahre lang den literarischen Teil des Moniteur. In die Akademie gelangte er erst 1817.

Marie Joseph Chénier (1764—1811) verherrlichte Napoleon 1804 bei Gelegenheit seiner Krönung in dem Drama „Cyrus", ließ sich aber beifallen, ihm gelegentlich darin gute Ratschläge zu erteilen und namentlich die Freiheit zu empfehlen. Das verdroß den Kaiser sehr; das Stück wurde nur das eine Mal gegeben. Chénier rächte sich in einer Elegie „Der Spaziergang". Er verfaßte dann noch mehrere Dramen, die nicht zur Aufführung gelangten (Philipp II.; Brutus und Cassius oder die letzten Römer; König Ödipus und Ödipus auf Kolonos nach Sophokles, Nathan der Weise nach Lessing, Elektra) und zwei Komödien (Die Familienportraits; Ninon). Sie sind sämtlich mehr rhetorisch als eigentlich poetisch gehalten. Am meisten Originalität zeigt er in seinen Episteln, die mit scharfer Satire gepfeffert sind (Epitre sur la calomnie 1797, le docteur Pancrace 1797, Les nouveaux Saints 1801, Ép. à Jacques Delille 1802, Ép. à Voltaire 1806)[2].

[1] Théâtre et poésies fugitives, p. p. Andrieux, 4 Bde, Paris 1822; Oeuvres choisies, 3 Bde, 1826; Théâtre, p. p. Moland 1876.

[2] Théâtre complet, p. p. Daunou, 3 Bde, 1818; Oeuvres complètes, p. p. Arnault, 8 Bde, 1823—1826.

Ein viel schlimmerer Satiriker, der noch 1803 in die Zahl der Vierzig aufgenommen wurde, war der Vicomte de Parny, ein Kreole, 1753 auf der Insel Bourbon geboren, zeitweilig Offizier in Pondichéry, dann Poet und Literat in Paris. Seine zärtlichen Liebesgedichte entzückten alle Welt. Voltaire nannte ihn seinen lieben Tibull. Da er indes vielfach dem Modegeschmack huldigte, so sind die meisten seiner Rokoko-Dichtungen verschollen. Das größte Aufsehen machte er mit seinem „Götterkrieg" (La guerre des dieux, 1799), einem burlesken Epos in 10 Gesängen, das in glatter Gemeinheit, Obszönität und Blasphemie noch Voltaire's Pucelle übertrifft. Nicht der religiöse Nationalruhm Frankreichs, sondern das Göttliche selbst wird hier unmittelbar in bubenhaftester Weise in den Kot gezogen. Die letzte Ausgabe, die Parny selbst besorgte, ist von 1802. Dann machte die napoleonische Zensur dem Skandal vorläufig ein Ende. Heimlich wurde das Gedicht jedoch noch öfter nachgedruckt. Parny selbst erweiterte dasselbe noch um 14 Gesänge und gab ihm den Titel La Christianide, konnte indes nur einige Gesänge davon in der „Décade" zum Drucke bringen. Das Manuskript soll in der Restaurationszeit von der Regierung angekauft und vernichtet worden sein. Parny starb Ende 1814.

Des Dramatikers François Raynouard (1761—1836) wurde bereits gedacht. Obwohl er mit seinen „Templern" bei Napoleon keine Gnade fand, kam er 1807 doch in die Akademie und versuchte es 1810 noch einmal mit einem nationalen Stoff: „Die Ständeversammlung von Blois" (Les états de Blois). Auch damit hatte er indes kein Glück, wandte sich fürder vom Theater ab und ward der erste bahnbrechende Forscher auf dem Gebiete der provençalischen Sprache und Literatur [1].

Besser wußte sich Andrieux (1759—1833) in den Zeitgeschmack zu finden, schon von 1803 an Akademiker. Sein erstes Stück ist die einaktige Komödie „Anaximander" (1782), als sein bestes gilt die Komödie Les étourdis (1787). Ein junger leichtsinniger Fant stellt sich darin tot, um einen Onkel dahin zu bringen, seine Schulden zu bezahlen, was eine Menge drolliger Szenen herbeiführt. Obwohl er anfänglich Napoleon Widerstand leistete, ward er schließlich Bibliothekar seines Bruders Joseph, später (1814) Professor am Collège de France. So zu gesicherter Stellung gelangt, verfaßte er noch viele Komödien, einige Tragödien, ein paar schöne poetische Erzählungen (Le meunier de Sanssouci. La promenade de Fénelon. Le procès du Sénat de Capoue). In einer seiner Komödien brachte er Helvétius auf die Bühne, in einer andern Molière mit seinem Freundeskreis,

[1] Choix de poésies originales des Troubadours, 6 Bde. Paris 1816; Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des Troubadours, 6 Bde, 1836—1845.

in einer komischen Oper die Kinderjahre J. J. Rousseaus. Er hat Witz und Geist, aber wenig Gefühl und Leidenschaft [1].

Népomucène Lemercier (1771—1840), Akademiker seit 1810, dankte es der Gunst der Prinzessin Lamballe, seiner Patin, und der Königin Marie-Antoinette, daß er schon als Siebzehnjähriger sein Erstlingsstück Méléagre 1788 auf die Bühne brachte. Er ging dann ins revolutionäre Lager über, verspottete aber die Exzesse der roten Revolution in seinem Tartufe révolutionnaire (1795). Allgemeine Bewunderung fand sein „Agamemnon" (1797); als er aber in seinem „Pinto oder der Tag einer Verschwörung" (1801) das klassische Gebiet mit dem modernen vertauschte, verdarb er es mit Napoleon, der ihn umsonst für sich und seine klassische Liebhaberei zu gewinnen suchte. Er wartete ab, doch der Tag der Rache kam etwas spät; seine Panhypocrisiade ou comédie infernale du XVI^e siècle bezeichnet Viktor Hugo als ein „Ungeheuer mit drei Köpfen, von denen einer singt, einer lacht und einer bellt". Die Poesie kam bei der Satire zu kurz [2].

Man sieht an diesem Fall, daß neben dem Druck, den Napoleon auf die Literatur ausübte, doch auch der Eigensinn der Dichter mit ins Spiel kam. Hätten Horaz, Vergil, Ovid, Properz und Tibull den Augustus mit republikanischen Versen ärgern oder, ohne Sinn für die damalige Lage Roms, auf ihren selbsteigenen Schrullen und Steckenpferden herumreiten wollen, so hätte es wohl nie ein augusteisches Zeitalter gegeben. Wenn Bewunderer der Revolution und ihrer Koryphäen der napoleonischen Zeit rundweg alle Poesie absprechen, so geht das unverkennbar zu weit. Es war ein wahres Glück für Frankreich und die Poesie, daß Volney das Zerstörungswerk Voltaires nicht ungehindert weiter treiben konnte, Joseph Chénier seinen Freiheitsdampf etwas bremsen mußte, Parny nicht ungestört das Heiligste lästern und in den Kot ziehen durfte. Der französischen Lustigkeit und Lebensfreude, der Bühne und besonders der komischen hat der Kaiser einen sehr weiten Spielraum gelassen.

Der Komödiendichter Alexander Duval (1767—1842) hat 49 Komödien in Versen hinterlassen, L. B. Picard (1769—1828) etwa 80 Stücke, mehrere der besten allerdings in Prosa. Beiden wird eine gewisse Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit vorgeworfen; aber beide besaßen eine gute Beobachtungsgabe, viel Witz und Humor und wußten ihr Publikum höchlich zu erheitern.

---

[1] Andrieux, Oeuvres, 4 Bde, Paris 1818—1823. — S. R. Taillandier, Notice sur Andrieux, Paris 1850.

[2] Wegen seiner Tragödie Frédegonde et Brunehaut (1821) wurde er als Vorläufer der Romantik gefeiert, wogegen er aber, als eifriger Anhänger des Klassizismus, entschieden Protest erhob.

Guillaume Étienne[1] (1778—1845), der 1799 sein erstes Stück „Der Traum" zum besten gab, ward als geistreicher Sittenschilderer wie als Meister der Sprache und des Verses bald ein Liebling der Pariser. Glänzenden Erfolg hatten seine Stücke: La jeune femme colère (1804) und Brueys et Palaprat (1807); als die beste Leistung der napoleonischen Zeit aber wurden Les deux gendres gepriesen, bis eine Anklage auf Plagiat zeitweilig seinen Ruhm verdunkelte, aber schließlich, ziemlich befriedigend aufgeklärt, ihn nicht weiter behelligte. Er wurde 1810 zum Zensor ernannt, 1811 in die Akademie aufgenommen, der Picard seit 1807 angehörte, Duval 1812 beitrat[2].

Pieyre (1752—1830), der mit seiner „Schule der Väter" 1787 einen großen Erfolg erzielte, dichtete, als Erzieher des Herzogs von Chartres, auch noch während des Kaiserreichs mehrere Charakterkomödien. Charles de Lonchamps (1768—1832), lange in indischen Diensten, dann Kämmerer des Königs Murat, gab „Poésies fugitives" heraus, die sich neben denjenigen Parnys sehen lassen konnten, und erntete mit einigen Lustspielen den größten Beifall. Als geschickter Theaterdichter, besonders in rührenden Stücken, bewährte sich auch Jean Nicolas Boilly (1763—1842), noch von der Königin Marie Antoinette ausgezeichnet, dann Jakobiner, später wieder in Gunst bei den Napoleoniden und Bourbonen. Am meisten gefeiert wurde seine mit Jos. Pain zusammen verfaßte lyrische Komödie Fanchon la vieilleuse. Der gewandte Publizist Jean Pierre Gallais (1756—1820), der unter Napoleon das Journal de Paris leitete, bekämpfte später den entthronten Kaiser in mehreren Schriften.

Weit bedeutsamer für die Literatur als all diese Dichter, welche mehr oder weniger sich noch in den nachklassischen Formen und Ideen des 18. Jahrhunderts bewegten, wurde Napoleon selbst durch die Wendung, die er noch als Konsul am Beginn seiner Herrschaft den religiösen Verhältnissen Frankreichs gegeben hat.

Zweites Kapitel.

Das Wiederaufleben des Christentums. — Chateaubriand.

Am ersten Ostertage 1802 wohnte der Konsul Bonaparte, umgeben von seinen Generalen und den Würdenträgern der französischen Republik, in der altehrwürdigen Kirche Notre-Dame zu Paris dem feierlichen Hochamt bei, das der Kardinallegat Caprara im Geleite zahlreicher Erzbischöfe und

---

[1] Oeuvres, p. p. François, 4 Bde, Paris 1846.

[2] Über die Dramatiker überhaupt vgl. Lepeintre, Suite du répertoire du théâtre franç., 81 Bde, 1822—1826. — R. Prölß, Das neuere Drama in Frankreich, Leipzig 1881, 373—409.

Bischöfe zelebrierte, um der Welt kund zu tun, daß Frankreich wieder katholisch sei. Es war ein Wendepunkt von ungeheurer Tragweite für das politische Leben Europas, für das gesamte Geistesleben der Welt, auch für die französische Literatur. Wohl war damit der Glaube in Tausenden von verirrten Geistern nicht wieder hergestellt. Die organischen Artikel nahmen viel von dem zurück, was das Konkordat gewährte. Die Kirche wurde durch den gewaltsamen Friedensschluß von neuem in Fesseln geschlagen. Aber sie blieb doch tatsächlich als die größte moralische Macht unter den Völkern anerkannt. Dem Zerstörungswerk, an welchem das vorige Jahrhundert mit satanischem Eifer gearbeitet hatte, war damit Einhalt geboten. Der Wahnwitz, der am 10. November 1793, unter dem Jubel blutbesudelter Sansculotten, eine gemeine Dirne als Göttin der Vernunft auf den Altar derselben Kathedrale erhoben hatte, war zurückgeschlagen und überwunden. Auf dem Trümmerfeld, das Voltaire und Rousseau hinterlassen, konnte die christliche Zivilisation ihre sieghafte, aufbauende Tätigkeit von neuem beginnen.

Bei der hoffnungsfrohen Auferstehungsfeier fand auch die Literatur eine ihrer würdige, großartige Vertretung. Die Neuheit jener Tage war ein Buch, das den Titel trug: Le génie du Christianisme — „Der geniale Geist des Christentums". Es gab dem Jahrhundert Voltaires und der Aufklärung eine feierliche Absage und eröffnete eine neue christliche Epoche der Literatur.

Der Sturm und Drang der Revolution hatte den Verfasser nicht verschont. Er war bei Voltaire, aber mehr noch bei Rousseau in die Schule gegangen. Doch lebendige Fäden christlicher Familienbeziehungen verbanden ihn noch mit den besten Überlieferungen der Vergangenheit; die Orgien der Revolution öffneten ihm die Augen über deren dämonischen Charakter. Nicht ehrgeizige Berechnung, sondern ein tiefreligiöses Gemüt, ein wirkliches Walten höherer, gnadenreicher Einflüsse führte ihn aus dem wirren Strudel zur Offenbarung und Kirche zurück.

François René de Chateaubriand[1] wurde am 4. September 1768 zu Saint-Malo in der Bretagne geboren. In der romantischen Einsamkeit

[1] Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe, avec introduction, notes etc. p. p. M. E. Biré, 6 Bde, Paris 1898—1901. — Essai sur la vie et les ouvrages de Chateaubriand (Oeuvres, Éd. Pourrat I), 1838. — Sainte-Beuve, Portraits contemporains I, 1834; Chateaubriand et son groupe littéraire, 1849. — A. Vinet, Madame de Staël et Chateaubriand, 1844. — A. Villemain, M. de Chateaubriand, sa vie, ses ouvrages et son influence, 1858. — De Marcellus, Chateaubriand et son temps, 1859. — J. Danielo, Les conversations de M. de Chateaubriand, 1864. — H. de Bornier, Éloge de Chateaubriand, 1864. — L. Gautier, Chateaubriand: Portraits Littéraires², Paris 1881, 3—22. — P. de Raynal, Les correspondants de Joubert, 1883. — A. Bardoux, Madame de Beaumont,

des väterlichen Schlosses Combourg geboren, am felsigen Meeresgestade, in der Heimat der bretonischen Sagen- und Märchenwelt wuchs er zum träumerischen Dichter auf. An den Kollegien zu Dol, Rennes und Dinan entwickelte eine tüchtige Erziehung die religiösen Keime, welche seine fromme, gemütreiche Mutter in sein Herz gelegt. Ein kurzer Aufenthalt in Paris durchkreuzte indes alle diese Einflüsse, ehe seine Anlagen sich harmonisch entfalten konnten. Als junger Offizier warf er sich auf Literatur, ward ein begeisterter Verehrer Rousseaus und verlor in glaubenslosen Literaturkreisen selbst den Glauben seiner Jugend.

Eine Reise nach Nordamerika entzog ihn 1791 der Korruption des damaligen, bereits von der Revolution durchwühlten Paris und belebte seinen Geist mit neuen fruchtreichen Eindrücken und Anregungen. Er sah die Hauptstädte der kaum erst erstandenen Vereinigten Staaten: Baltimore, Philadelphia, New-York, Boston. In Philadelphia machte er die persönliche Bekanntschaft des Präsidenten Washington. Von New-York reiste er an die Großen Seen und wanderte weiter an den Mississippi, um das Leben und Treiben der Indianer in ihren Wigwams selber zu studieren. Er plante eine noch abenteuerlichere Wanderung nach Kalifornien und in die Polarregionen, als er die Nachricht von der Flucht Ludwigs XVI. und von der Bildung einer Emigrantenarmee zu seiner Rettung erfuhr. Nun eilte er nach Europa zurück, vermählte sich auf Drängen seiner Familie mit einer Freundin seiner Schwester Lucilie und schloß sich dann dem Emigrantenheere an, das von Coblenz aus nach Frankreich einmarschierte, um den unglücklichen König zu befreien. Bei Thionville von zwei Kugeln verwundet, schleppte er sich, unter unsäglichen Leiden und Gefahren, nach Brüssel durch, gelangte von da nach der Insel Guernsey, nach Jersey und endlich im Frühjahr 1793 nach London, wo er mehrere Jahre kümmerlich mit literarischer Lohnarbeit sein Dasein fristete. In trübseligster Werther-Stimmung begann er 1794 die Geschichte der Revolutionen überhaupt zu studieren; 1797 erschien sein „Geschichtlicher, politischer und moralischer Essay über die alten und neuen Revolutionen, in ihren Beziehungen zur französischen Revolution". In bitterer Enttäuschung betrauerte er, daß die letztere mit allen ihren schönen Hoffnungen beim elendesten Despotismus angelangt war; aber die Logik der Tatsachen durchschaute er noch nicht und von den Träumereien

1884; Madame de Custine, 1888; Madame de Duras, 1898. — De Lescure, Chateaubriand, 1892. — G. Pailhès, Chateaubriand, sa femme et ses amis, 1896. — R. Kerviler, Essai d'une bio-bibliographie de Ch., Vannes 1895. — G. Longhaye, Chateaubriand: Dix-Neuvième Siècle, Paris 1900, 13—95. — A. Baumgartner, Chateaubriands Apologie des Christentums, in den „Stimmen aus Maria-Laach" LXII (1902) 61—76 206—216 298—311. — Ch. Blennerhasset, Chateaubriand, Mainz 1903.

Rousseaus vermochte er sich nicht loszumachen. Am Studium Miltons befreundete er sich wieder einigermaßen mit den Ideen des Christentums; aber er kam über Zweifel und Unglauben nicht hinweg, bis endlich der Tod seiner Mutter und seiner Schwester, an welchen er mit großer Innigkeit und Zärtlichkeit hing, sein Herz aufrüttelte und den Glauben seiner Kindheit wieder neu belebte. „Diese zwei Stimmen aus dem Grab, dieser Tod, der dem Tode als Dolmetscher diente, haben mich erschüttert: ich bin Christ geworden; ich muß gestehen, ich bin nicht großen übernatürlichen Erleuchtungen gewichen; meine Überzeugung ist aus dem Herzen hervorgegangen; ich habe geweint und ich habe geglaubt."

Den Ernst seiner inneren Umwandlung bezeugt die Tatsache, daß er alsbald alle andern literarischen Projekte aufgab, um durch ein apologetisches Werk auch seine Zeitgenossen dem wiedergefundenen Christentum zuzuführen. Er beabsichtigte weder einen streng wissenschaftlichen Beweis des Glaubens, noch eine Widerlegung der Einwürfe, welche Voltaire und die Encyklopädisten massenhaft gegen die Lehre der Kirche zusammengehäuft hatten. Zum einen fehlte ihm die philosophische und theologische Schulung; das andere hielt er für eine wirkungslose Bemühung.

„Es herrschte auch ein anderer Irrtum", sagt er, „daß man sich daran hängte, den Sophisten ernsthaft Rede zu stehen, einer Menschensorte, die man unmöglich überzeugen kann, weil sie immer unrecht haben. Man vergaß, daß sie nie redlich die Wahrheit suchen, und daß sie selbst ihrem System nur um des Lärmes willen anhängen, den es macht, bereit, es mit der Tagesmeinung gleich morgen zu wechseln.

„Weil man das nicht beachtete, verlor man viel Zeit und Arbeit. Nicht die Sophisten mußte man mit der Religion aussöhnen, sondern die Welt, welche sie in die Irre führten. Man hatte sie mißleitet, indem man ihr vorspiegelte, daß das Christentum ein aus dem Schoße der Barbarei hervorgegangener Kultus sei, absurd in seinem Dogma, lächerlich in seinen Zeremonien, Feind der Künste und der Wissenschaften, der Vernunft und der Schönheit, ein Kultus, der nichts getan als Blut vergießen, die Menschen in Ketten schmieden, das Glück und die Aufklärung des Menschengeschlechts verzögern: man mußte also das Gegenteil zu beweisen suchen, daß von allen Religionen, die je existiert haben, die christliche Religion die am meisten poetische, die menschlichste, die der Freiheit, den Künsten und Wissenschaften günstigste ist; daß die moderne Welt ihr alles dankt, vom Landbau bis zu den abstrakten Wissenschaften, von den für die Unglücklichen errichteten Spitälern bis zu den Tempeln, die Michel Angelo gebaut, Raffael mit Bildern geschmückt hat. Man mußte zeigen, daß es nichts Göttlicheres gibt als ihre Sittenlehre, nichts Liebenswürdigeres, Großartigeres als ihre Dogmen, ihre Lehre, ihren Kult; man mußte sagen, daß sie das Genie begünstigt, den Geschmack läutert, die tugendhaften Neigungen entwickelt, den Gedanken Kraft gibt, dem Schriftsteller edle Formen und dem Künstler vollkommene Vorbilder bietet; daß man sich nicht zu schämen braucht, mit einem Newton und Bossuet, Pascal und Racine zu glauben; endlich mußte man allen Zauber der Phantasie herbeiziehen und alle Interessen des Herzens zum Schutze derselben Religion zu Hilfe rufen, gegen welche man dieselben bewaffnet hatte."

Das ist die Aufgabe, welche Chateaubriand sich stellte. Er hat sie im ganzen und großen durchaus glänzend gelöst. Indem er sich vor allem an das Gefühl wandte, das religiöse Gefühl mit dem Naturgefühl in Verbindung brachte, die poetischen, romantischen, malerischen Seiten in der geschichtlichen Erscheinung des Christentums hervorhob, sie dichterisch schilderte und in ihrer vielfachen Harmonie den höheren Einklang der physischen und moralischen Weltordnung fühlbar machte, kam er all jenen Kreisen entgegen, die durch Rousseau an eine gewisse moralische und poetische Gefühlsschwelgerei gewohnt waren. Indem er mit ebenso lebendigem poetischem Schwung die Verdienste der Kirche um Wissenschaft und Kunst, materielle und geistige Bildung, politischen und sozialen Fortschritt schilderte, schlug er all die Verwirrungen, Verleumdungen und Spöttereien aus dem Felde, durch welche Voltaire und seine Anhänger dieselbe allgemein verächtlich und verhaßt gemacht hatten.

Einige Teile dieser poetischen Schutzrede sind schwach, sehr schwach, am schwächsten wohl jene, welche den dogmatischen Gehalt und die philosophisch-historische Bezeugung des göttlichen Ursprungs des Christentums betreffen. Das klassische Altertum wie die Literatur der christlichen Völker kannte er nicht genug, um wirklich durchgreifende Parallelen zu ziehen. Seine ästhetischen Anschauungen entbehren eines festen, philosophischen Untergrundes und sind deshalb vielfach sehr verschwommen. Das Hauptziel der christlichen Religion ist nicht ästhetische, sondern religiöse Erziehung; ihre Empfehlung nach der ersteren Seite hin ist daher nur eine Sache von untergeordnetem, fraglichem Werte. Doch hängt das Schöne vielfach mit dem Wahren zusammen.

Mit genialem Blick weiß Chateaubriand diese Berührungspunkte herauszufinden, sie in bunter Fülle zu sammeln, zu ordnen, zum lebensvollen, bezaubernden Bilde zu vereinigen, das im wesentlichen wahr und richtig ist, wenn auch seine Beweisführung für die einzelnen Züge schwach, lückenhaft, oft völlig ungenügend ist und einer kräftigen Apologetik das Beste zu tun übrig läßt. Am reichsten gestaltet sich das Bild im IV. Teile, wo Chateaubriand mit der Meisterhand eines genialen Dichters die Schönheit des katholischen Kultus schildert, anhebend mit der Poesie des Glockengeläutes, dann einführend in den symbolischen Schmuck der Gotteshäuser, des Altars, der kirchlichen Feierpracht, in die weihevolle Schönheit der Kirchensprache, der liturgischen Poesie, der liturgischen Gebete des kirchlichen Festjahres, des Trauergottesdienstes, der kirchlichen Baukunst und der malerischen Schönheit, welche sie in allen Ländern hervorgerufen. Eine prachtvolle Elegie auf die Königsgräber in Saint-Denis beschließt diesen Abschnitt. Dann erhebt sich der Blick des Dichters zu dem Stifter des neutestamentlichen Priestertums, zu Christus. Er zeichnet seinen Eintritt in die Welt, seine wunderbare Persönlichkeit, seine Lehrweise, sein Leben, seinen Charakter,

seinen Opfertod, sein Weiterwirken in der Kirche, die Gestaltung und Gliederung der Hierarchie, die immense Kulturaufgabe, welche die Kirche auf sich nahm und so glänzend gelöst hat.

„Keine Religion auf der ganzen weiten Erde hat ein gleiches System der Wohltätigkeit, der Weisheit und Klugheit, der Kraft und Milde, sittlicher und religiöser Gesetzgebung aufzuweisen. Nichts ist weiser angeordnet als diese Kreise, welche, ausgehend von dem geringsten Dorfküster, sich erheben bis zum päpstlichen Thron, den sie stützen und tragen, und der sie krönt. So setzt sich die Kirche durch ihre verschiedenen Grade mit all unsern Bedürfnissen in Beziehung: Künste, Studien, Wissenschaften, Gesetzgebung, Politik, wissenschaftliche, bürgerliche und religiöse Institutionen, humanitäre Grundlagen, alle diese großartigen Wohltaten kamen uns durch die höheren Rangstufen der Hierarchie zu, während durch die unteren Grade ihr charitatives und sittliches Wirken sich bis herab auf die niedrigsten Volksklassen erstreckte."

Das alles wird nun mehr im einzelnen ausgeführt: das Walten und Wirken des Papsttums, des Episkopates, des gewöhnlichen Seelsorgeklerus, die soziale Bedeutung der Ordensgelübde und das segensreiche Walten und Wirken der alten und neuen, beschaulichen und tätigen Orden, das Missionswerk der Kirche in allen Erdteilen und Zonen, die Leistungen der Ritterorden und ihre Bedeutung für die europäische Zivilisation. Schließlich erweitert sich die Apologie zu einem Kulturgemälde im universellsten Sinne, indem Chateaubriand all die sozialen Wohltaten des Christentums zusammenzufassen versucht: die Verdienste der Kirche um die Gründung von Hospitälern und Wohltätigkeitsinstituten jeder Art, um Unterricht und Erziehung, Schulen, Kollegien, Universitäten, um Kunst und Literatur, neuere Entdeckungen und Erfindungen, Landbau und materielle Kultur überhaupt, Förderung der Gewerbe, des Handwerks und des Handels, um bürgerliche Gesetzgebung und Strafjustiz, Politik und Staatsleben. Eine ausgedehnte historische Literatur hat im Laufe des Jahrhunderts für alle diese Punkte die eingehendste geschichtliche Beweisführung geliefert. Chateaubriand hat aber zum ersten Male sie zusammengestellt, fast nichts von Bedeutung übersehen und so das grundlegende Schema des Beweises entworfen, daß die neuere Zivilisation das Beste, was sie besitzt, dem Christentum schuldet.

Mit einem warmen, poetischen Herzen begabt, hat Chateaubriand es wirklich empfunden, daß das Christentum in seiner Gesamterscheinung das Schönste und Herrlichste ist, was es hienieden gibt, daß es die antike Kulturwelt trotz ihrer blendenden Formschönheit bei weitem überstrahlt, daß es allein die dunkeln Schatten, die Widersprüche, die sittliche Fäulnis zu überwinden vermag, welche dieser anhaftet, daß es die Menschheit über ihre natürlichen Kräfte erhebt und göttliche Wahrheit, Macht und Schönheit in der Geschichte der Menschheit verkörpert. In hinreißender Begeisterung, bezaubernder Schilderung, herrlicher Sprache hat der Dichter diesem Ge-

kühle Luft gemacht. Er verbindet den Schwung und die Gefühlsinnigkeit Rousseaus mit dem feineren Formgefühl, das Voltaire zu Gebote stand; aber sein Stil läßt sich im Grunde weder mit dem einen noch mit dem andern vergleichen. Stoff und Ziel führten auch eine neue Form herbei. In seinen großen, weiten Gesichtspunkten geht er auf Bossuet zurück, in der Einheit des Kolorits auf Fénelon. Das Werk zündete, riß fort wie eine im rechten Augenblicke hingeworfene Flugschrift, es bezauberte, fesselte, begeisterte wie eine unerwartete Dichtung, die eine neue Welt eröffnete. Die Wirkung war eine großartige und bleibende, nicht nur für Frankreich, sondern für die gesamte zivilisierte Welt. Die unumschränkte Herrschaft Voltaires, Rousseaus und der Encyklopädisten war gebrochen; die seichte Aufklärung erhielt einen Stoß, von dem sie sich nie mehr ganz erholte. Das verspottete, verlästerte, in Kot und Blut erstickte Christentum gewann wieder die Geister und Herzen, wurde Gegenstand begeisterter Liebe und Verehrung, der Ausgangspunkt einer neuen Literatur und fruchtreichen Schaffens auf allen Gebieten.

Aufbauen ist schwieriger als Niederreißen. Das Zerstörungswerk, an welchem ein Jahrhundert lang die begabtesten Männer Frankreichs gearbeitet hatten, hatte so tief gegriffen, daß die geniale Schrift eines einzelnen höchstens den Anstoß zu einer Wendung geben konnte. Es erheischte ein jahrzehntelanges Zusammenwirken der erlesensten Kräfte, um den angerichteten Schaden auch nur einigermaßen wieder gut machen zu können.

Die Schwächen, welche Chateaubriands Schrift und seiner Persönlichkeit anhaften, seine vielfache Unklarheit und Unsicherheit in den wichtigsten religiösen Lehren, die Verschwommenheit seiner ästhetischen Anschauungen, die Überschwenglichkeit seines Gefühls- und Gemütslebens, die melancholische Wertherstimmung, welche seine poetischen Exkurse beherrscht und in welcher ein krankhafter Egoismus, Liebesträumereien, ein trübseliges Naturgefühl und pessimistische Anwandlungen wirr durcheinandergären, bezeichnen einigermaßen die Schwierigkeit der Lage. Der poetische Apologet des Christentums hat sich selbst nicht völlig von den trüben Strömungen des Zeitgeistes losgerissen. In dem IV. Teile des Werkes erhebt er sich freilich männlich und sieghaft über dieselben, aber in andern Partien schwimmt er gewissermaßen noch darin, nur halb dagegen ankämpfend. Besonders in seiner Ästhetik spielen Liebe und Melancholie eine krankhafte Rolle. Am stärksten aber macht sich dieser trübe Weltschmerz in zwei kleinen Romanen geltend, von welchen er den einen, „Atala“, dem Werke vorausschickte, den andern, „René“, in den II. Teil desselben hineinwob, wo er aus den Höhen christlicher Mystik plötzlich in das Gewirr der menschlichen Leidenschaften herabsteigt und le vague des passions, die Melancholie eines früh enttäuschten und blasierten Dichterherzens, beschreibt.

Atala, die Tochter eines spanischen Pflanzers in Louisiana, ist unter die Indianer geraten und befreit den jungen Indianer Chactas, der von einem feindlichen Stamme gefangen und bereits zum Tode bestimmt ist, im letzten gefährlichsten Augenblick. Sie begleitet ihn auf seiner Flucht durch die Wälder und verliebt sich in ihn. Da sie als Kind jedoch einst am Sterben lag, hatte ihre Mutter sie hilfeflehend der Madonna geweiht, und zum Mädchen aufgewachsen, hatte sie sich selbst zu ewiger Jungfrauschaft verpflichtet. Schmerzlich ringt sie in ihrem frommen Pflichtgefühl gegen die wachsenden Regungen der Liebe. Da sie diesen nicht mehr stand halten zu können glaubt, nimmt sie ein langsam wirkendes Gift. Erst als es zu spät, gelangen die zwei Flüchtlinge zu der Hütte eines greisen Missionärs, der die Ärmsten liebevoll aufnimmt, die Sterbende mit Gott aussöhnt und den unglücklichen Chactas zwar nicht zu bekehren vermag, aber doch wenigstens vor Verzweiflung bewahrt und einigermaßen tröstet.

Die an sich ergreifende Erzählung ist mit hoher Kunst gestaltet. Die prächtigen Naturschilderungen, die packenden Seelengemälde, die schlichte Einfachheit und klassische Abrundung des Ganzen, die schöne, tiefpoetische Sprache, selbst die weiche, melancholische Stimmung, die noch den Schüler Rousseaus verriet, übte auf die Zeitgenossen einen berückenden Zauber aus. Atala hatte einen durchschlagenden Erfolg. Der Missionsaltar und die Messe im Schatten des Urwaldes, der Heroismus des christlichen Glaubensboten und sein stilles, selbstloses Walten triumphierten für den Augenblick über das Gespött der Voltairianer, welche Priester und Christentum für immer aus Literatur und Leben hinausgeworfen zu haben vermeinten [1].

Weit größere Berühmtheit sollte „René“ erlangen. Der Held ist ein junger Franzose, eine idealistisch-träumerisch angelegte, in der ersten Jugendblüte geknickte, melancholische, von unseliger Liebe und Weltschmerz gefolterte Werther-Natur. Schon als Kind verlassen, von niemanden verstanden und geliebt als von seiner etwas älteren Schwester Amélie, wächst er zum poetischen, melancholischen Träumer auf. Die schönsten Reisen vermögen ihn nicht von seinem Seelenjammer zu heilen. In Schottland lauschte er nur den Klagetönen des Pseudo-Ossian, mit welchen Goethe schon 25 Jahre zuvor alle Damen entzückt hatte. Weder Italien noch Griechenland vermögen seinen Weltschmerz zu stillen. Die alte Welt liegt in Trümmern, eine neue ist noch nicht gebaut. Sein Herz ist ein ausgebrannter Krater, bevor er noch irgend etwas getan hat. Ein idyllisches Zusammenleben mit seiner Schwester gewährte ihm vorübergehend einige Linderung. Aber sie entzieht

[1] Einen breiteren Indianer-Roman „Les Natchez“, aus dem „Atala“ ursprünglich nur einen Ausschnitt bildete, gab Chateaubriand erst 1826 heraus. Daran schloß sich 1827 sein Reisebericht Voyage en Amérique.

sich ihm plötzlich und geht ins Kloster. Er wohnt uneingeladen ihrer Einkleidung bei und entdeckt mit Grausen, daß sein krankhaftes Phantasieleben auch sie angesteckt hatte und ihr beinahe zum Fall geworden wäre. Nur durch rechtzeitige Flucht hat sie sich gerettet, erkrankt nun und stirbt wie eine Heilige. Er sieht sie nicht mehr, versinkt in unrettbare Schwermut, geht nach Amerika und findet endlich bei einem Blutbade, in welchem die Franzosen und der ihnen befreundete Stamm der Natchez niedergemetzelt wurden, Erlösung von seiner inneren Qual.

Das innerlich krankhafte, aber meisterlich ausgeführte Phantasiestück verschaffte Chateaubriand die Ehre, neben Goethe und Byron gestellt zu werden. Er entzückte damit den Leserkreis, der dem „Geiste des Christentums" feindselig gegenüberstand und ihn für ein Gewebe von haltlosen Sophistereien erklärte.

Das Hereinziehen persönlicher Erlebnisse, Stimmungen und Anschauungen aus seiner eigenen Sturm- und Drangperiode ermöglichten es, dem kleinen Roman eine biographische Deutung zu geben, die den Verfasser als einen sehr fragwürdigen Apologeten erscheinen ließ, ja selbst die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung in Zweifel zu ziehen. Es ist nicht schwer, seine Redlichkeit und den großen Unterschied nachzuweisen, der zwischen ihm und Goethe wie Byron besteht. Aber in den antichristlichen und antikatholischen Kreisen ward der Dichter der „Atala" und des „René" dem begeisterten Apologeten des Christentums entgegengestellt, jener gefeiert, belobt und nachgeahmt, dieser zerpflückt, verkleinert, befeindet. Auch für die Wohlmeinenden warf die krankhafte Sentimentalität und der Weltschmerz einen trüben Schatten auf sein großes, fruchtreiches Hauptwerk.

Chateaubriand selbst hat seinen plötzlichen Triumph im Jahre 1802 um 46 Jahre überlebt. Aber er hat nichts mehr zu stande gebracht, was dem Eindruck und Einfluß seiner ersten Schriften gliche. Am meisten hat ihm wohl die Politik geschadet. Napoleon sah in ihm weniger einen Dichter als einen hochbegabten Publizisten, der ihm nützliche Dienste leisten könnte. Er ernannte ihn zum Botschaftssekretär in Rom, dann 1804 zum Bevollmächtigten im Wallis; doch der an dem Herzog von Enghien verübte Justizmord empörte Chateaubriand dermaßen, daß er für immer der Gefolgschaft Napoleons entsagte. Er zog sich ins Privatleben zurück und widmete sich die nächsten neun Jahre ganz wieder der schriftstellerischen Tätigkeit. Eine Reise nach Griechenland, Palästina, Syrien, Ägypten, Tunis und Spanien (13. Juli 1806 bis 5. Juni 1807) hatte nur den Zweck, ihm neue Ideen und Anregungen zu verschaffen.

Im Stillen arbeitete er indes gegen Napoleons Herrschaft. Nach dem Einzug der Alliierten war er einer der ersten, welche dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen vorgestellt wurden. Seine Flugschrift

De Bonaparte et des Bourbons (1814) trug wesentlich zum völligen Sturz des Kaisers bei. Bei der zweiten Restauration spielte er wieder eine hervorragende Rolle, ward zum Pair von Frankreich ernannt, mischte sich erst in absolutistischem, dann mehr in freiheitlichem Sinne in die vielumstrittenen Verfassungsfragen, ging 1821 als Botschafter nach Berlin, 1822 nach London, vertrat Frankreich (1822) zugleich mit Montmorency auf dem Kongreß zu Verona, ward für fünf Monate (28. Dezember 1823 bis 6. Juni 1824) Minister des Äußeren und befehdete dann als Publizist die Regierung, die er bis dahin gestützt hatte. Als Botschafter in Rom (September 1828 bis August 1829) erntete er wenig Lorbeeren. So sehr er aber sonst liberalen Anschauungen zuneigte, war er doch zu sehr Royalist, um Louis Philipp zu huldigen. Er weigerte dem Bürgerkönig die Eidesleistung, trat nun (62 Jahre alt) für immer ins Privatleben zurück und verwendete, gleich vielen andern berühmten Franzosen, die noch übrigen Jahre dazu, seine „Memoiren“ zu schreiben. Viele halten dieselbe für seine gereifteste, vollendetste Schrift, was in Bezug auf Form und Darstellung einigermaßen zutreffen mag. Über seine politischen Häutungen und Widersprüche ist viel geschrieben worden; doch dürfte es nicht allzuschwer sein, für die meisten derselben eine vernünftige Erklärung zu finden, die ihn zwar nicht als einen klaren, konsequenten und festen Charakter erkennen läßt, aber als einen mit sich selbst und den wirren Forderungen der Zeit ehrlich ringenden Mann, der trotz seiner Eitelkeit, seiner René-Anwandlungen und seiner liberalisierenden Neigungen doch die großen Ideen des Génie du Christianisme nicht verleugnet hat.[1]

Die Überlegenheit der christlichen Kultur über die antik-heidnische, welche Chateaubriand im „Génie“ apologetisch gezeichnet hatte, wollte er auch in künstlerischer Form zur Darstellung bringen. Das ist der Vorwurf seiner epischen Prosadichtung in 24 Gesängen: „Die Märtyrer“ (Les martyrs), welche 1809 erschien. Wenn auch Reime und Strophen fehlen, ist dieselbe doch poetischer als hundert Epen, die seitdem in regelrechter Strophenform oder Balladenkränzen gedichtet worden sind. Die Handlung ist in die Zeit der Diokletianischen Verfolgung versetzt, in welcher das Heidentum noch in ungebrochener Kraft und Größe dem aufstrebenden Christentum gegenüberstand. Der Dichter begnügt sich aber nicht damit, christliche Heiligengestalten gleichsam in Weiß und Gold auf dem düstern Hintergrunde der heidnischen Kaiserzeit zu malen, er ist selbst von der Liebe eines

[1] Gesamtausgaben se'er Werke gibt es 27; die wichtigsten sind: die von ihm selbst besorgte, 31 Bde, Paris 1826—1831, die Prachtausgabe von Pourrat, 22 Bde, 1836, die sorgfältige Ausgabe von Sainte-Beuve, 12 Bde, 1859—1861. Eine deutsche Übersetzung in 66 Bdn erschien Freiburg i. B. 1827 1828. — Eine vollständige Sammlung seiner Briefe gibt es noch nicht.

echten Humanisten für das natürlich Schöne und Große der antiken Bildung erfüllt, und er lebt in einer Welt, in welcher die arme Menschennatur nur in schwerem Kampfe zu den christlichen Idealen emporstrebt und sich der feindlichen Einflüsse erwehrt. Neben dem grausamen Tyrannen Galerius und dem verfolgungssüchtigen Sophisten Hierokles ist das Heidentum deshalb in Gestalten verkörpert, die in ihrer Idealität kaum in jene Epoche passen, die der Dichter sich aus der schönsten Poesie des alten Hellas herüberholt. Demodokus ist ein priesterlicher Greis, der die Weisheit und Frömmigkeit des antiken Chores in sich vereinigt, seine Tochter Cymodocée eine Idealfigur wie die Goethesche Iphigenie. Aus Chios stammend, nach Messenien verschlagen, führen sie hier ein idyllisches Stillleben in homerischer Einfachheit.

Auch der Repräsentant des Christentums, Eudorus, ist ein Hellene. Er stammt aus Arkadien, ist aber als Kriegsgeisel in früher Jugend nach Rom gekommen und dort als Christ erzogen worden. Doch am Hofe Diokletians hat er an Sitte und Glauben Schiffbruch gelitten. Nach Batavien gesandt, hat er in Konstantins Heer gegen die Franken gefochten, glänzende Waffentaten verrichtet, als Friedensvermittler sich zu hohen Ehren emporgeschwungen. Nun regt sich aber sein besseres Innere. Er tut für seine Jugendverirrungen öffentliche Kirchenbuße, er pilgert nach Ägypten und nach der Thebais und verläßt dann den Kriegsdienst. Auf einer Jagd wird er mit Cymodocée bekannt. Beide fühlen sich zueinander hingezogen, aber er will sie nur zur Gattin, wenn auch sie Christin wird. Während sie sich im Christentum unterrichten läßt, schwärzt der Sophist Hierokles aus Eifersucht Eudorus bei Diokletian an. Die Liebenden müssen sich trennen. Cymodocée findet Schutz bei Helena, Konstantins Mutter, in Jerusalem. Eudorus geht nach Rom, um für die Verteidigung des Christentums zu wirken. Doch Hierokles drängt den Kaiser zu einem Verfolgungsedikt. Eudorus wird eingekerkert und zum Tode bestimmt. Seiner Braut gelingt es aber, nach Rom zu kommen, und so finden sie sich dann im Amphitheater wieder, um gemeinsam den Märtyrertod zu sterben.

Die Fabel erinnert stark an die altgriechischen Romane, das Lokalkolorit entspricht selten den Forderungen des heutigen Realismus; die idealen Gegensätze sind indes mit großer Kunst zum Ausdruck gebracht; eine tiefe Begeisterung reißt den Leser mit sich, und die prachtvollen Schilderungen aus Orient und Occident tragen ihn mit ihrem Zauber über manches Unwahrscheinliche und Seltsame hinweg. Ein völlig nüchterner Kritiker wird sich allerdings auch hier wieder nicht mit Chateaubriand befreunden; ganze Scharen späterer französischer Schriftsteller haben indes aus ihm Anregung und Ideen geschöpft.

Augustin Thierry gestand, daß die Erzählung der Römer- und Frankenschlacht in Gallien zuerst den Beruf zum Geschichtsschreiber Galliens in ihm

erweckt habe. Chateaubriand hat nicht nur wieder eine tiefere Geschichtsauffassung des Christentums angebahnt, sondern auch eine würdige und künstlerische Auffassung des Altertums, das den Männern der Revolution nur zu einem Magazin von republikanischem und demagogischem Phrasengerassel herabgesunken war.

In Sprache und Ziel noch vollendeter, reich an Ideen wie an den schönsten Beschreibungen ist sein Itinéraire de Paris à Jérusalem, zu dessen Ausarbeitung er sich mehrere Jahre gönnte, und das erst 1811 erschien. Es ist in Bezug auf genaue Einzelaufschlüsse von der seitherigen Reiseliteratur und Palästinaforschung weit überholt, aber für seine Zeit war es eine bahnbrechende Tat. Das hatte der giftige Spötter Voltaire nicht erwartet, daß schon 28 Jahre nach seiner Apotheose der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs die Pilgerfahrten der Kreuzfahrer wieder in Aufnahme bringen würde, wenn auch mehr als poetischer Tourist, doch erfüllt und getragen von den großen religiösen Erinnerungen der Vergangenheit.

Demselben Ideenkreise gehört die Erzählung Les aventures du dernier des Abencérages an, die Chateaubriand aus politischen Gründen erst 1826 veröffentlichen konnte. Es ist eine poetische Verherrlichung des mittelalterlichen Rittertums und seines Heroismus, das allerdings nicht in so schroffem Ernst gefaßt ist wie im Rolandslied, sondern freier und milder wie in den Romanzen der Spanier. Auch mit dieser Dichtung ist Chateaubriand der Vater einer umfangreichen Literatur geworden. An ihn reihen sich Washington Irving, der wieder Ticknor, Longfellow die fruchtbarsten Anregungen gab. Das verhaßte Heimatland der Inquisition ward wieder zu einer Heimstätte der Poeten.

Das Hauptverdienst Chateaubriands liegt unzweifelhaft darin, daß er in einem Moment, wo die französische Literatur und mit ihr ein großer Teil der Weltliteratur und der allgemeinen europäischen Bildung vom Christentum abgefallen war, in wahrhaft genialer, universeller und fruchtbarer Weise die zerrissenen Fäden wieder angeknüpft, Literatur und Bildung auf jene unversiegbaren Quellen zurückgelenkt und sie seinen Zeitgenossen wieder von neuem eröffnet hat. Die Schwäche seines Charakters, die Fehler seiner Politik, die Mängel seiner Poesie kommen gar nicht in Betracht gegen die ungeheure Tragweite dieser wahrhaft epochemachenden Tat. Ja seine Schwächen selbst haben dazu beigetragen, ihn den Zeitgenossen verständlich, annehmbar, wirksam zu machen. Es ist eine unverantwortliche Einseitigkeit und Ungerechtigkeit, sie gegen sein großes Lebenswerk auszubeuten, ihn als einen eiteln Phantasten, Schwärmer, Komödianten hinzustellen, selbst seinen Glauben und guten Glauben in Zweifel zu ziehen, um dann den ganzen Schwarm der liberalen und radikalen Schwätzer, die nach ihm über Frankreich hereinbrachen und die vielfach von seinem

Erbgut zehrten, als lauter Geisteshelden und die jammervollen Wiederholungen der großen Revolution als die größten Geistestaten des 19. Jahrhunderts zu verherrlichen.

Drittes Kapitel.

Die Romantik. — Frau von Staël.

Chateaubriands Auftreten fällt mitten in jene große literarische Bewegung, welche man die „romantische" zu nennen pflegt. Von verschiedenen sehr verschieden aufgefaßt, hat das Schlagwort „Romantik" indes bis auf den heutigen Tag mancherlei Verwirrung angerichtet, und man muß dabei die rein literarischen, die religiösen und die nationalen und politischen Elemente wohl auseinanderhalten, wenn man über die „Romantik" richtig urteilen will.

Überschaut man die verschiedenartigen Strebungen an der Jahrhundertwende, welche sich mit jenem Namen umfassen lassen, so ergibt sich, daß es sich zunächst um eine Art literarischer Revolution handelt, welche sich fast gleichzeitig mit der politischen vorbereitete und vollzog, um einen gründlichen Bruch mit dem französischen Klassizismus und der an ihn sich schließenden französischen Aufklärung, welche bis dahin den Geschmack und die Literatur fast aller europäischen Völker beherrscht hatten. Damit hatte es nun ein Ende. Die Zeit der Perücken, Schnabelschuhe und Reifröcke, der flatternden und spielenden Rokokoherrlichkeit, der drei Einheiten und der Herrschaft Boileaus, der voltairianischen Spöttereien und der encyklopädistischen Geistesverflachung war vorüber. In England, Deutschland und Skandinavien wandte man sich mit einer Art jugendlicher Begeisterung dem eigenen Volkstum, den eigenen nationalen Überlieferungen und Literaturschätzen zu. Das Nibelungenlied und die altenglischen Balladen, die deutschen Volkssagen und die Lieder der Edda, Shakespeare, Dante, Calderon und Lope, die skandinavische Heldensage und die Lieder der Troubadours standen aus dem Grabe auf und verdrängten die Schattengestalten des Pseudo-Ossian und die gepuderten Römerhelden der klassischen französischen Bühne. Die verachtete Gotik fand plötzlich wieder Bewunderer; mittelalterliche Bilder und Schnitzereien wurden wieder aus den Schlupfwinkeln hervorgeholt, in welche die Rokokoengel mit ihren Flattergewanden sie verscheucht hatten. Die dichterische Phantasie zerriß die Fesseln, in welche sie der hergebrachte Klassizismus gebannt hatte. Selbst Hellas und Rom erschienen in einem neuen, lebendigen Lichte.

In Deutschland läßt sich diese Bewegung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen. Sie begann schon, als die Schweizer den fran-

zösischen Klassizismus in Gottscheds unfehlbaren Kunsttheorien bekriegten, Bodmer die Liederhandschrift der Minnesänger und das Nibelungenlied hervorzog, Klopstock sich an Milton schulte, der junge Goethe sich für das Straßburger Münster begeisterte und seinen „Götz“ vom Stapel ließ, Wieland den Oberon aus dem französischen Mittelalter hervorholte und neu belebte, Herder die Bibel als Grundbuch der Poesie feierte, die Volkslieder aller Völker sammelte und die ganze Weltliteratur in den Rahmen seiner Betrachtungen zog.

Percys altenglische Balladen weckten in England eine neue Balladenpoesie. Vom „Götz von Berlichingen“ angeregt, wandte sich Walter Scott den poetischen Stoffen seiner Heimat zu und feierte die mittelalterlichen Helden Schottlands in leichten volkstümlichen Romanzen. In der Abtei von Newstead erwachte Byrons Dichtergenius, um als Childe Harold die sonnigen Gaue Italiens, Spaniens, Griechenlands zu durchwandern und ihrer poetischen Wunderwelt einen neuen dichterischen Glanz zu leihen, als kühner Rebell mit aller akademischen Überlieferung und kritischem Zensorentum zu brechen. Auch Robert Burns, Coleridge und Wordsworth eröffneten neue noch unbetretene Pfade.

Der Norweger Steffens verpflanzte die Bewegung in den skandinavischen Norden, wo sie durch Öhlenschläger und Tegnér zur glänzendsten Entfaltung gelangte.

Dieser gewaltige Umschwung in den poetischen und literarischen Anschauungen mit seiner bedeutsamen Wirkung auf die Geistesbildung überhaupt hatte sich bereits zu großem Teile vollzogen, als die Heere Napoleons Europa überfluteten. Seine Kriegszüge begünstigten dieselben, indem sie die Völker mächtiger durcheinanderrüttelten, als es je seit Jahrhunderten geschehen war. Russen und Österreicher kämpften in der Schweiz. Polen und Bayern folgten den Adlern des Imperators. Die deutschen Kleinstaaten verschwanden für Jahre in seinem Gefolge. Französische Truppen standen in Italien, durch ganz Deutschland hin, drangen bis ins Herz von Österreich und Rußland. Das Joch, das der Eroberer den Völkern aufzwang, trieb ihnen gewaltsam das Franzosentum aus, das Voltaire und die Encyklopädisten allüberall verbreitet, dem Friedrich II. und Joseph II. gehuldigt hatten. Die schnöde Verfolgung des Papstes machte diesen selbst in den Augen der Protestanten und Schismatiker zum Märtyrer, und die Kirche ging, wenn auch schwer beraubt, doch mit neuem Ansehen und verjüngter Kraft aus der ungeheuren Katastrophe hervor. Unter dem Jubel der katholischen Welt zog schließlich der Papst in die Hauptstadt des wieder hergestellten Kirchenstaates ein.

An der Jahrhundertwende war ein solches Ende des großen Weltkampfes noch nicht abzusehen; doch spielte schon damals die „Romantik“,

obwohl an sich ursprünglich eine bloß literarische Bewegung, auch in die religiösen Verhältnisse hinein und wurde hinwieder von ihnen beeinflußt. Nicht minder als zuvor die Aufklärung rüttelte sie an den Banden, in welche der protestantische Bekenntnisglaube, unterstützt von der politischen Territorialmacht, das Geistesleben eingeschnürt hatte; sie knüpfte wieder mit den katholischen Erinnerungen und Volksüberlieferungen an, richtete den Blick auch auf die Poesie und Literatur der katholischen Völker und bahnte wenigstens auf literarischem Gebiet wieder eine gewisse Allgemeinheit, Katholizität an, die sich der großen Weltauffassung der Kirche näherte. Anderseits trat sie aber auch dem flachen Rationalismus der Aufklärungsperiode entgegen, indem sie mit der Volkspoesie und der mittelalterlichen Überlieferung wieder das Reich des Wunderbaren betrat, durch die Poesie der katholischen Völker mit der Fülle der christlichen Ideale in Berührung kam, aus der platten Wirklichkeit sich zu einem mystischen Erfassen des Göttlichen zu erschwingen suchte. Ihren schönsten Ausdruck haben alle diese Strebungen in dem Aufsatz des jugendlichen Novalis „Europa und die Christenheit“ gefunden, der 1800 erschien und, wenn auch etwas verschwommen, den tiefsinnigen Gedanken enthielt, daß nur eine Wiederherstellung der alten Glaubenseinheit und der christlichen Völkerfamilie eine volle Wiedergeburt der Poesie und des gesamten Geisteslebens herbeiführen könne.

Den tiefen Graben, den die Glaubenstrennung in das europäische Völkerleben gerissen, vermochten indes auch solche edle, poetische Aufflüge nicht zu überbrücken. Zugleich war den protestantischen Geistern seit drei Jahrhunderten die Furcht eingepflanzt, die Rückkehr zur Kirche würde die drückendste geistige Sklaverei bedeuten und ihnen alle jene Vorteile entziehen, welche sie sich unabhängig, ja im steten Kampf gegen die Kirche errungen zu haben glaubten. Nur wenige vermochten sich zu der Erkenntnis zu erschwingen, daß die Kirche auch in diesen drei Jahrhunderten der treueste Hort der fortschreitenden Kultur war, daß die katholischen Völker, die Italiener, Spanier und Franzosen, unter ihrem Einfluß zur glänzendsten Literaturblüte gelangt waren, und daß die englische Literatur und wie sie auch die Romantik hier die mächtigsten und fruchtreichsten Impulse empfangen hatten.

So schieden sich an dem alten, tiefen Graben auch die Wege der Romantik. Goethe, den die ersten Romantiker als ihren Meister und Bannerträger gefeiert hatten, zog sich aus ihrem poetischen Wunderlande wieder auf den realistischeren Boden seines künstlerisch wohl abgemessenen Klassizismus zurück, setzte an Stelle des religiösen Universalismus den rein menschlichen natürlichen und gewann so, ohne seinen antik-heidnischen Standpunkt aufzugeben, auch die bunte Gestaltenwelt der christlichen Romantik als gelegentliches Ausstattungsmaterial seiner Poesie. Tieck schuf sich aus den

poetischen Erinnerungen des Mittelalters und der katholischen Völker seine „mondbeglänzte Zaubernacht“, in welcher die Phantasie die Stelle der Religion vertrat, und aus welcher Klemens Brentano nur mühsam den Rückweg zum vollen christlichen Leben und Denken fand. Schleiermacher destillierte aus den verschwommenen Irrgängen der ersten Romantiker eine ästhetische Gefühlsreligion, Schelling seine Identitätsphilosophie. August von Schlegel wurde zum kundigen Interpreten Dantes und Shakespeares. Nur sein Bruder, Friedrich von Schlegel, kam auf langen Umwegen wirklich zur Kirche zurück und wies in seinen „Vorlesungen“ von festem Standort aus die Richtigkeit jenes Programms nach, das Novalis in verschwommener Ahnung der „Romantik“ gestellt hatte.

In den ersten Jahren des Jahrhunderts war der Verfasser der „Lucinde“ noch weit von einem solchen Schritte entfernt; er war noch ganz und gar in jenem dunklen Gärungsprozeß begriffen, in welchem sich die übrigen deutschen Romantiker befanden, und in welchem wohl allerlei katholisierende Regungen und wirklich katholische Ideen hell und hoffnungsfroh aufleuchteten, aber von dem prasselnden Feuerwerk eines schrankenlosen Individualismus, brausender Revolutionsgelüste und jugendlicher Träumereien grell übertäubt wurden, während das Gewölke eines dunkeln, pantheistischen Mystizismus die bunten Phantasmagorien umzog.

Um diese Zeit tauchte in Weimar und Jena die berühmte Frau von Staël[1] auf, welche das Schlagwort der „Romantik“ und die romantische Bewegung selbst in das napoleonische Frankreich verpflanzen sollte, trotz ihres Adelstitels eigentlich eine Bürgerstochter, gleich Rousseau eine Genferin, und doch wieder eine vornehme Französin, eine begeisterte Verehrerin Rousseaus und nicht minder der deutschen Romantiker, eine Vorkämpferin republikanischer Ideen gegen den allgewaltigen Cäsar, eine Vertreterin des Protestantismus in dem wieder katholisch gewordenen Frankreich,

[1] Madame de Staël, Oeuvres complètes, 17 Bde, Paris 1817. — Madame de Staël, Dix années d'exile (Éd. nouvelle d'après le ms.), p. P. Gautier, Paris 1904. — O. d'Haussonville, Le Salon de Madame Necker, 1882. — Sainte-Beuve, Portraits de femmes. Madame de Staël 1835; Chateaubriand et son groupe litt., 1849. — A. Vinet, Madame de Staël et Chateaubriand, 1844. — Lady Ch. Blennerhasset, Frau von Staël, 3 Bde, Berlin 1887—1889; Frau von Staël und ihre Beziehungen zu Deutschland (Deutsche Rundschau XXXVI [1883] 376—399); Frau von Staël in Italien (ebd. LVI [1888] 267—288). — A. Sorel, Madame de Staël, 1890. — Madame Lenormant, Coppet et Weimar, 1862; Madame Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondance intime, 1872. — Caro, La fin du XVIII^e siècle, 1880; Madame de Staël, 1886. — Dejob, Madame de Staël et l'Italie, 1890. — Benjamin Constant, Lettres, p. p. J. H. Ménos, 1888; Journal, p. p. Mélégari, 1894. — E. Faguet, Madame de Staël (Revue des Deux Mondes, 3. pér. LXXXIII [1887] 357—394).

eine Schwärmerin für kosmopolitische Bildung, als vor Napoleon und Frankreich die ganze Welt im Staube lag.

Ihr Großvater war von Preußen aus nach Genf eingewandert; ihr Vater Jakob Necker erblickte (1732) hier das Licht der Welt und nahm eine calvinistische Predigerstochter zur Frau. Er war aber bereits ein reicher Bankier und politischer Finanzmann zu Paris, und im Salon seiner Frau versammelten sich die Häupter der encyklopädistischen Bildung, als ihm daselbst am 14. Juli 1766 sein Töchterchen Anna Luise Germaine geboren wurde. In der Pracht des reichen Hauses zur vornehmen Dame herangewachsen, entwickelte das Mädchen, neben allen echt mädchenhaften Arten und Unarten, eine seltene Frühreife und Begabung. Die „Philosophen“ Thomas, Abbé Raynal, Grimm, Marmontel bestaunten das junge lebhafte Ding, das schon der hohen politischen Bedeutung des Vaters bewußt war, mit fünfzehn Jahren Montesquieus „Geist der Gesetze“ las und die überangestrengten Nerven dann an Rousseau und Richardson abspannte. Mit zwanzig Jahren war sie bereits selbst Schriftstellerin, hatte eine Komödie Sophie ou les sentiments secrets und eine Tragödie Jane Gray geleistet, wurde aber gleichzeitig auch Hausfrau und Baronin, indem sie aus einem Schwarme von Anbetern und Bewerbern ihre Auswahl traf und dem Baron von Staël-Holstein, Attaché der schwedischen Gesandtschaft, die Hand reichte. So hatten sich Geld und Adel, Genie und hohe Stellung, Literatur und Politik glücklich gefunden. Doch die Ehe war keine glückliche. Obwohl drei Kinder daraus hervorgingen, entfremdeten sich die Gatten immer mehr; nach zehn Jahren (1796) kam es zur förmlichen Scheidung. Der Baron konnte sich in die Schriftstellerei, die Romanideen, die Koketterien und Freiheiten seiner vielbewunderten Frau nicht hineinfinden, sie noch weniger in seine prosaische Alltäglichkeit. Den schwedischen Adelstitel behielt sie aber bei; zu einer Jahresrente von einer halben Million Livre, die ihr das väterliche Vermögen bot, fügte er noch ein allerliebstes Krönchen.

In Liebeshändeln, Literatur und Politik suchte die junge Frau nunmehr das Glück, das sie in ehrenvoller Stellung und stiller Häuslichkeit nicht gefunden. Unter ihren Verehrern figuriert der berühmte Abbé de Talleyrand, der damals für kurze Zeit Bischof von Autun, dann konstitutioneller Bischof, Revolutionsmann und napoleonischer Diplomat wurde, als politischer Proteus sich auch den Bourbonen unentbehrlich machte und Frankreich restaurieren half. Er blieb gut Freund mit ihr bis 1799 und hatte ihr viel zu danken. Viel inniger scheint aber ihr Verhältnis zu dem Minister Narbonne gewesen zu sein. Als sie 1792 in England seine Untreue entdeckte, konnte sie ihr Herzeleid lange nicht verwinden. Zwei Jahre später (1794) ward sie mit dem Waadtländer Benjamin Constant bekannt, mit dem sie acht Jahre herumliebelte; als er 1802 im Ernste um sie freite,

wies sie ihn ab; als er dann aber eine andere zur Frau nahm, verging sie vor Eifersucht. Doch versöhnten sie sich wieder; er besuchte sie als gefühlvoller Verehrer in Coppet und begleitete sie sogar auf längeren Reisen. Beide haben später ihre Liebesqualen und Liebestorheiten in langstieligen, psychologischen Romanen zu idealisieren gesucht und gemeinsam gegen Bonaparte gearbeitet, als derselbe, nach der Rückkehr aus Ägypten, mehr und mehr in den politischen Vordergrund trat und sich schließlich der Herrschaft bemächtigte.

Wie in der Liebe, so hatte Frau von Staël auch in der Politik wenig Glück; ja man kann sagen, daß diese ihre schriftstellerischen Anlagen am meisten durchkreuzt und von einer wahrhaft künstlerischen Ausbildung derselben abgelenkt hat. Anderseits wäre sie freilich ohne dieses politische Mißgeschick wohl nie die merkwürdige Zwischenträgerin der europäischen Literaturen geworden, als welche sie bis heute eine gewisse Bedeutsamkeit behalten hat.

Obwohl in den Kreisen der Encyklopädisten aufgewachsen und in ihrem ganzen Wesen eine Aristokratin comme il faut, hielt sie in ihrer ersten Prosaschrift eine Lobrede auf Jean Jacques Rousseau. Sie schwärmte für seine Ideen, sah aber deren politische Folgerungen nicht ein, sondern träumte gleich ihrem Vater von einem neuen konstitutionell-monarchischen Frankreich mit einer englischen Verfassung. In der Nationalversammlung von 1789 begrüßte sie jubelnd den ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Ideals. Als es zu spät war, entwarf sie dann einen Plan zur Rettung des Königs, und als es wiederum zu spät war, schrieb sie eine Broschüre zur Rettung der Königin. Sich selbst hatte sie schon rechtzeitig vor den Septembermorden nach Coppet in Sicherheit gebracht, ebenso einige ihrer Freunde (Talleyrand, Narbonne u. a.) nach England geflüchtet, wo sie mit ihnen wieder zusammentraf. Bereits 1795 konnte sie nach Paris zurückkehren und ihren Salon wieder eröffnen, in welchem die encyklopädistische Schöngeisterei neu auflebte, wie der Vogelgesang nach einem Gewitter. Alle Schrecken der Revolution waren nicht im stande gewesen, sie von ihren idyllischen, menschenbeglückenden Freiheitsträumereien zu heilen. Als ob die Guillotinen nur liebliche Streichinstrumente, das Schreckensregiment nur ein vergnügter Konzert- oder Opernabend gewesen wäre, plauderte sie ganz wie ehedem von sensualistischen Tugendfreuden, stoischer Seelengröße, erhabenen Selbstmordshelden und von der unerschöpflichen Perfektibilität des Menschen, der ohne Autorität und Gesetz, ohne Religion und Glauben, durch bloßes Abstreifen des Bestehenden, sich immer schöner, herrlicher und segensvoller entwickelt.

Noch keine dreißig Jahre alt, wandte sie sich 1795 in einem offenen Briefe an „Mr Pitt und an die Franzosen“, um zwischen den beiden

Mächten Frieden zu stiften. Dann schrieb sie, noch im selben Jahre, einen „Essay über die Dichtung", den Goethe einer Übersetzung würdigte. Im folgenden Jahre erschien ihre Schrift „Über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Individuen und der Nationen". Als General Bonaparte 1797 siegreich aus Italien zurückkehrte, mochte in ihrem beweglichen und ehrgeizigen Herzen schon der leise Wunsch sich regen, die Kleopatra des ruhmgekrönten Helden zu werden. Sie drängte sich ziemlich kokett und schmeichlerisch heran; aber die beiden stießen sich doch mehr ab, als daß sie sich gegenseitig angezogen fühlten. Der kühle Realpolitiker und scharfe Menschenkenner durchschaute bald die politische Seichtheit der phrasenreichen Enthusiastin und verachtete sie, wenn er auch richtig bemaß, daß sie mit Zunge und Feder viel Verwirrung und Unheil anrichten könnte und darum kurzen Prozeß mit ihr machte, als sie seine Pläne mit ihren Schreibereien durchkreuzte. In seinen Augen war es schon keine Empfehlung, daß sich diese Dame in die Angelegenheiten der Herrscher und der Parlamente mischte. Vorläufig philosophierte sie indes wieder „Über die Literatur in ihren Beziehungen zu den sozialen Einrichtungen". Die Schrift erschien 1800.

Solange sie nur philosophierte, ließ Napoleon sie gewähren. Als aber eine Broschüre Dernières vues de finances et de politique de M. Necker 1802 den längst abgetanen Finanzkünstler der Revolutionszeit verherrlichte und seinen eigenen politischen Absichten entgegenstellte, nahm er den Anlaß wahr, Frau von Staël auf 40 Meilen von Paris zu verbannen und damit den Treibereien und Ränken ihres Salons ein Ende zu machen. Sie suchte erst Zuflucht auf dem Lande, bei ihrer Freundin Madame Récamier. Doch sie hielt es in Stille und Ruhe nie lange aus und unternahm nun ihre berühmt gewordene Reise nach Weimar und Berlin. Während Chateaubriand sich bemühte, die französische Literatur auf religiöser und echt nationaler Grundlage zu erneuern, wandte sie sich nach Deutschland, um für ihre veralteten Aufklärungs- und Revolutionsideen eine Stütze zu suchen. Sie kam den Weimarer Genies sehr unwillkommen. Es ist lustig, ihre Berichte über die Quecksilber-Französin zu lesen, welche sie in ihrer friedlichen Arbeit störte. Sie konnte nicht einmal ordentlich Deutsch und mußte sich die Werke der deutschen Klassiker und Philosophen von dienstbaren Geistern verdolmetschen lassen. Mit vogelartiger Volubilität wollte sie auf einmal alles kennen lernen, pickte an allem herum, faßte aber nichts genau und gründlich auf, verarbeitete das, was man ihr sagte, nach ihren vorgefaßten oberflächlichen Ideen und kam selbst in der allgemeinen Auffassung des deutschen Genius über die seichtesten und schiefsten Urteile nicht heraus. Dennoch setzte sie es sich in den Kopf, in einem Werke De l'Allemagne eine Vermittlerin zwischen deutscher und französischer Bildung zu werden. Durch Goethes Vermittlung lernte sie August Wilhelm von Schlegel kennen

und fesselte ihn 1803 als Hauslehrer, mit einem Gehalt von 12000 Franken, an ihren Dienst, in welchem er bis zu ihrem Tode, d. h. 14 Jahre, verblieb und es dazu brachte, selbst als französischer Schriftsteller aufzutreten.

Ehe sie indes noch besser Deutsch gelernt hatte, rief der Tod ihres Vaters (1804) sie nach Genf zurück. Sie hatte ihn allzeit vergöttert und war nun ganz untröstlich. Um sich zu zerstreuen, reiste sie mit großem Gefolge, in welchem sich auch Schlegel und Sismondi befanden, nach Italien, besuchte, was es nur immer an Berühmtheiten gab, Dichter und Künstler, hohe Herrschaften und Staatsmänner, selbst Bischöfe und Kardinäle, spielte sich auch hier als das größte weibliche Genie der Welt auf und gewann so Stoff zu einem ästhetischen Roman, der das ganze antike und moderne Italien zum Rahmen für ihr göttliches Ich gestaltete, und der zeitweilig auch wirklich europäische Berühmtheit erlangte. In Coppet, wo sie den Roman anfing, war es ihr jedoch zu eng, sie vollendete ihn in der Nähe von Paris (1807) und zog so wieder Napoleons Aufmerksamkeit auf sich. Diesmal wurde sie ganz aus Frankreich verbannt und ging nun erst nach Coppet, dann nach Wien. Als ihr siebzehnjähriger Sohn (29. Dezember 1807) den Kaiser in einer Audienz zu Chambéry um ihre Begnadigung anging mit dem Versprechen, sie wolle keine Politik mehr treiben, erwiderte er:

„Treibt man denn nicht Politik, indem man über Moral, Literatur, über alles in der Welt schreibt? Was soll ich machen? Da ist sie schuld. Sie hat Geist, vielleicht zu viel Geist; darum ist sie unfügsam. Sie ist im Gewirr einer zerbröckelnden Monarchie und einer emporsteigenden Revolution aufgewachsen; sie hat aus alledem ein gefährliches Amalgam gemacht. Mit ihrem exaltierten Kopf, mit ihrer Wut, über alles und zu keinem vernünftigen Zweck zu schreiben, konnte sie leicht Proselyten machen; ich mußte darüber wachen. Im Interesse derer, die sie kompromittieren konnte, mußte ich sie von Paris entfernen.... Sie würde als Parteisignal für den Faubourg Saint-Germain dienen."

Nach Coppet zurückgekehrt, vollendete sie nun das längst begonnene Werk über „Deutschland" und wagte sich 1810, um den Druck zu überwachen, selbst wieder nach Frankreich hinein. Kaum war jedoch der Druck vollendet, so beschlagnahmte und vernichtete die kaiserliche Polizei die 10000 Exemplare und erließ den Befehl an sie, Frankreich innerhalb dreier Tage zu verlassen. Auf ihre Bitte wurde ihr eine längere Frist von 7 bis 8 Tagen zugestanden; aber der Polizeiminister Herzog von Rovigo fügte spöttisch hinzu:

„Sie müssen den Grund des Befehls, den ich Ihnen mitgeteilt, nicht in dem Stillschweigen suchen, das Sie in Ihrem letzten Werke rücksichtlich des Kaisers beobachtet haben; das wäre ein Irrtum; er hätte darin keinen Platz finden können, der seiner würdig gewesen wäre; Ihre Verbannung ist vielmehr nur die natürliche Folge der Haltung, die Sie seit mehreren Jahren eingeschlagen haben. Es ist mir vor-

gekommen, daß Ihnen die Luft dieses Landes nicht behagt, und wir sind denn doch noch nicht darauf angewiesen, Vorbilder bei den Völkern zu suchen, welche Sie bewundern. — Ihr letztes Werk ist nicht französisch. Ich habe dem Weiterdruck Einhalt geboten. Ich bedauere den Verlust, den das dem Buchdrucker verursacht; aber es ist mir nicht möglich, es erscheinen zu lassen."

Als Frau von Staël, zu einer Huldigung für den König von Rom aufgefordert, sich darüber lustig machte, schritt Napoleon noch strenger ein, ließ sie in Coppet überwachen, verbannte Schlegel, den Grafen Montmorency und Madame Récamier, welche sie besucht hatten. Nun floh sie, erst nach Wien, dann nach Moskau, St Petersburg, Stockholm und endlich nach England, wo sie das Buch über Deutschland 1813 veröffentlichte.

Nach dem Sturze Napoleons kehrte sie nach Paris zurück, erhielt die zwei Millionen ausbezahlt, welche der Staatsschatz ihrem Vater schuldete, und wurde von der royalistischen Aristokratie wie eine Märtyrin gefeiert. Ihre Tochter vermählte sich mit dem Herzog von Broglie. Ihre Gesundheit hatte indes gelitten. Eine Reise nach Italien mit dem Brautpaar brachte ihr keine Linderung. Sie hatte übrigens selbst noch 1814 eine zweite Ehe eingegangen, die aber geheimgehalten wurde, mit dem jungen Husarenoffizier Rocca, dessen Mutter sie hätte sein können, der sie aber wegen ihrer Geistreichigkeit abgöttisch verehrte. 1817 starb die seltsame Frau, die mit allen fürstlichen, politischen und literarischen Größen der Zeit persönlich bekannt gewesen, und die Goethe witzig die „Weltfrau" nannte, in Paris. In ihren kranken Tagen las sie wieder etwas Fénelon und „Nachfolge Christi", vermochte sich aber von ihren religiösen und politischen Freiheitsträumereien nicht loszusagen.

Eigentlich originelle Gedanken hat sie nicht zu Tage gefördert; aber sie hatte eine lebendige Empfänglichkeit, neue und blendende Ideen anderer zu verwerten und damit hausieren zu gehen. Auf etwas mehr oder weniger inneren Widerspruch kam es ihr dabei nicht an. Das Königtum wäre ihr nicht unlieb gewesen, wenn man sie zur Königin gemacht hätte; in der Republik wollte sie jedenfalls die erste Frau sein. Über Gott dachte sie so verschwommen wie die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, mischte aber in die unverbindliche und pflichtenlose Naturreligion etwas Rousseausches Gefühl. Was sie unter Freiheit verstand, hat sie nie genau festgestellt; die Ehe hielt sie jedenfalls nicht für unauflöslich und machte sie von keinem Gesetz abhängig als von dem schwankenden der Liebe. Wie aber die Ehe und mit ihr die Familie den Launen des Gefühls, so ist der Staat den Launen der Volkssouveränität preisgegeben.

Daß bei der Wandelbarkeit der Phantasie, des Gefühls und des Sinnenlebens jene vermeintliche Freiheit weder das Glück der einzelnen noch der Völker gewährleistet, dämmerte ihr; sie suchte sich deshalb mit der

unerschöpflichen Perfektibilität und dem unendlichen Fortschritt der Menschheit zu trösten. Einige Dämpfung erhielt ihr vager Freiheits-Enthusiasmus durch den deutschen Aufenthalt, durch Goethes Kunstreligion, Kants Pflichtenlehre, Schillers ernstere Poesie. Die poetische Hinneigung der deutschen Romantiker zum Mittelalter und zum Katholizismus stimmte auch sie etwas versöhnlicher gegen die katholische Kirche; doch ihr innerstes Wesen blieb ihr fremd, ihre unwandelbare Autorität eine freiheitsfeindliche Gewalt. Während Schlegel in Napoleon den Fortsetzer der Revolution erblickte, sah sie in ihm nur deren Feind, den Feind der Freiheit und der freien Völker, und betrachtete sich selbst als ein Opferlamm um der Freiheit willen. Als aber die Sache der Freiheit im großen Kampfe gegen Napoleon sich auch zu jener der Monarchie gestaltete, da fühlte sie sich zugleich als Opferlamm der Tugend, schmeichelte sich bei allen Höfen ein und ward die Schwiegermutter eines Herzogs und die Ahnfrau jenes vornehmen Liberalismus, der zwischen ererbter Anhänglichkeit an das Ancien Régime und den demokratischen Gelüsten der Neuzeit unsicher, ratlos hin und her lavierte und schließlich wieder der Revolution ans Ruder half.

Das Interessanteste an ihr ist ihr Lebensroman, den man nicht eingehender studieren kann, ohne die Visitenkarten sämtlicher damaliger Zelebritäten ersten bis sechsten Ranges zu durchgehen und etwas über sie zu hören von Voltaire und Goethe bis zur Baronin Krüdner, von Marie Antoinette und Napoleon bis auf den bescheidenen Arkadier in Rom, der sich ein insetto del parnasso nannte. Die Gräfin Teste sagte von ihr: „Wäre ich Königin, ich würde ihr befehlen, den ganzen Tag mit mir zu sprechen.“ Sie hatte alles gesehen, sie wußte alles.

Viel Weisheit oder Sachkenntnis ist aus ihren politischen Schriften nicht zu schöpfen. Ihre philosophisch-ästhetischen Essays bieten keine feste, selbständige Theorie, sondern nur den schwankenden Reflex der auf sie wirkenden Zeitströmungen. Ihre zwei Romane „Delphine“ und „Corinne“ machten zeitweilig Aufsehen, wurden aber bald von andern Erzeugnissen der Romanliteratur zurückgedrängt. Beide sind ganz subjektivistisch gehaltene Herzensergüsse und Selbstbespiegelungen und haben bei weitem nicht den künstlerischen Wert von Chateaubriands René und Atala. In der „Delphine“ zeichnet sie den Liebesjammer ihrer Jugendjahre, in der „Corinne“ die Kunstideale und Bildungsträume ihrer späteren Zeit, alles natürlich etwas phantastisch übertrieben und mit uferlosen Philosophemen durchsetzt. Der erstere verrät sich schon in seiner Briefform als ein Nachklang zu Rousseaus Heloise, der zweite ist schon mehr von den Kunstromanen der deutschen Romantiker beeinflußt. „Delphine“ — d. h. sie — ist ein Ausbund von Geist, Tugend, Liebenswürdigkeit, der gesamten sie umgebenden Gesellschaft weit überlegen; aber das alles hilft ihr nicht. Der Mann, den sie liebt, Léonce, hat alle

Eigenschaften, um ihrer würdig zu sein; aber dämonische Intriguen schnappen ihn ihr weg, und nun ist er unglücklich und sie unglücklich, und um sie herum schmachten andere Paare, welche einander satt geworden, nach Ehescheidung und freierer Liebe, und so schreibt sie herzzerreißende Briefe, geht ins Kloster und bringt sich endlich selber um. Der Schluß ist freilich nicht mehr biographisch, sonst hätte die 42jährige Heldin noch einen jungen Husarenoffizier bekommen müssen; aber die Klagebriefe sind zum großen Teil ein Echo ihrer unglücklichen Ehe. Gesetz, Autorität, Unauflöslichkeit der Ehe, Ordensgelübde werden dabei als die Schreckpopanze hingestellt, die der „Liebe“ und dem Glück im Wege stehen. Nur die Freiheit — d. h. die Revolution — kann den von der Gesellschaft geknebelten und an ihr scheiternden Genies Glück, Tugend, Ehre, alles Edle und Große der Menschheit retten.

Ein noch überlegeneres Genie ist „Corinne“. Sie beherrscht Religion und Moral, Philosophie und Geschichte, Kunst und Literatur, ist dazu Harfenspielerin, Dichterin, Tänzerin, Sängerin, Malerin, Schauspielerin, viel zu groß und herrlich, um von der Welt verstanden zu werden. Einen solchen Edelstein vertauscht der egoistische Lord Nelvil, für den sie schwärmt, gegen eine schlichte, bescheidene englische Blondine, die zufällig ihre Halbschwester ist. Nachdem sie ihm in Rom alle vier Fakultäten erklärt und die ganze Weltgeschichte in ihr Liebesgeflüster gewunden, stirbt sie, verzweifelt, geknickt, verstoßen — wieder ein Opfer der nichtswürdigen konventionellen Gesellschaft, welche dem weiblichen Genie keine Freiheit gönnt, nur philisterhafte Familienmütter zu schätzen weiß. Der geniale Jammer ist diesmal mit einer ästhetisch-philosophischen italienischen Reisebeschreibung verflochten, von der Lord Byron bemerkte, daß die Verfasserin sich am besten auf Herzensangelegenheiten verstehe, auch Italien bisweilen verstanden, aber meistens mißverstanden habe.

Die merkwürdigste und bedeutendste ihrer Schriften ist wohl diejenige über Deutschland, der erste Versuch, Frankreich mit deutscher Literatur und Geistesbildung bekannt zu machen und der gesunkenen französischen Literatur von hier aus neue Anregung zuzuführen. Sie dachte von der französischen Literatur nicht gering. Sie wußte ihre Vorzüge, Feinheit, Klarheit, Geistreichigkeit wohl zu schätzen; aber sie vermißte tieferes Gefühl, Gemüt, reichere Phantasie, Individualität, freiere Entwicklung, idealen Aufschwung. Das alles fand sie bei den Deutschen. War Kant im Grunde auch ebenso skeptisch wie Voltaire, so war er doch kein Spötter, er nahm die Dinge ernst, und sein kategorischer Imperativ war ihr freisinnig und rationalistisch genug, um sich damit zu befreunden. Anderseits nahm sie Jakobis Gefühlsphilosophie zu Hilfe, um die Tugend mehr zur Herzenssache zu machen und der freien Verstandesreligion selbst einen gewissen mystischen Beigeschmack zu geben.

Das Werk ist in vier Teile gruppiert. Im ersten entwirft Madame de Staël ein gedrängtes Gesamtbild von Deutschland und von den Sitten der Deutschen. Dem Volkscharakter, den Frauen, dem Gesellschaftsleben, der Auffassung von Liebe und Ehre, der Nachahmung des Fremden, der deutschen Gutmütigkeit, der Konversationssprache, den deutschen Universitäten und den Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten sind je einzelne Kapitel gewidmet, welche hauptsächlich hervorheben, was von französischer Art und Weise absticht. Ebenso sind Nord- und Süddeutschland, Österreich, Sachsen und Preußen, Wien, Weimar und Berlin je mit eigenen Kapiteln bedacht. Es sind Miniaturbildchen, die von feiner Beobachtung, aufrichtigem Interesse und herzlichem Wohlwollen zeugen; aber alles ist mehr oder weniger an dem Maßstab französischer Salonbildung gemessen, in Auffassung und Urteil manches lückenhaft und schief. Der zweite Teil gibt einen Abriß der neueren deutschen Literaturgeschichte, Charakteristiken der hauptsächlichen Schriftsteller Wieland, Klopstock, Lessing, Winkelmann, Goethe, Schiller, Joh. v. Müller, Herder, A. W. und F. Schlegel. Die Hauptwerke Schillers und Goethes werden genauer analysiert, mit Übersetzungsproben, ebenso diejenigen Zacharias Werners. Wenn man bedenkt, wie noch Voltaire und Friedrich II. über die deutsche Literatur dachten, wie vor kurzem noch Geßner der bekannteste deutsche Dichter in Frankreich war, daß Klopstock und Schiller noch 1790 von dem Nationalkonvent als Revolutionsdichter mit dem französischen Bürgerrecht bedacht wurden, so wird man sich des Fortschrittes, den Madame de Staël gemacht, nur herzlich freuen können; aber man wird sich doch auch sagen müssen, daß die geistreiche Französin durch A. W. v. Schlegel Gründlicheres und Tieferes hätte erfahren können. Viel oberflächlicher, verschwommener und konfuser sind die zwei letzten Teile: „Philosophie und Moral“ und „Religion und Enthusiasmus.“

Auch hier ist dem vielen Irrigen und Falschen mitunter Schönes, Wohlgemeintes und Wahres beigemischt; doch schon die Zusammenstellung von Religion und Enthusiasmus verkörpert einigermaßen den Mangel an klaren Begriffen, an fester Logik, an dogmatischem wie geschichtlich-kritischem Urteil, der sich durch diese zwei Teile hindurchzieht. Am merkwürdigsten ist wohl das geistreiche Sophisma, mit welchem sie sich über den inneren, prinzipiell unausgleichbaren Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus hinwegzutäuschen sucht.

„Es gibt“, sagt sie, „im menschlichen Geiste zwei grundverschiedene Kräfte: die eine flößt das Bedürfnis zu glauben ein, die andere dasjenige zu untersuchen. Die eine dieser Fähigkeiten darf nicht auf Kosten der andern befriedigt werden: Katholizismus und Protestantismus rühren nicht davon her, daß es Päpste und einen Luther gegeben hat; es ist eine armselige Art von Geschichtsbetrachtung, sie Zufälligkeiten zuzuschreiben. Der Protestantis-

mus und der Katholizismus existieren im Menschenherzen; es sind moralische Mächte, die sich in den Nationen entwickeln, weil sie in jedem Menschen existieren. Wenn man in der Religion wie in den andern menschlichen Affektionen die Forderungen der Phantasie und der Vernunft vereinen kann, dann herrscht Frieden im Menschen; aber in ihm, wie in der Natur, folgen schöpferische und zerstörende Macht, Glauben und Untersuchung, aufeinander und bekämpfen sich."

Die Konversion des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg findet sie ebenso überflüssig wie die Entrüstung, mit welcher seine früheren Freunde Klopstock, Voß und Jakobi sich von ihm abwandten. Sie meint, Stolberg hätte seine „Geschichte der Religion Jesu Christi" nur schreiben können, weil er protestantische Bildung besessen hätte. Chateaubriands „Geist des Christentums" nennt sie „ein schönes Werk"; aber der Katholizismus ist ihr eine bloße Religion der Phantasie; der Verstand ist ausschließlich auf seiten des Protestantismus.

Das Schönste wäre nach ihr, wenn Katholizismus und Protestantismus sich friedlich verschmölzen; aber sie wagt das nur von Gott und nicht in absehbarer Zeit zu erhoffen.

Mit Chateaubriand trifft sie insoweit zusammen, als auch sie von dem flachen Deismus oder Unglauben der Encyklopädisten wieder zu einer Art von christlichem Idealismus zurückkehrt, der aber dem Belieben eines jeden den freiesten Spielraum läßt. Mit ihr tritt darum ein neues Element in die französische Literatur: ein freies protestantisches Gefühlschristentum, das, nach dem Muster des deutschen, von aller dogmatischen Formulierung absieht. Was sie hauptsächlich bekämpft, ist jener frostige Rationalismus, jener frivole Spott, jene Leichtfertigkeit, jener kahle Materialismus, bei welchen zuletzt die Encyklopädisten angelangt waren, und gegen welche schon Rousseau seine Stimme erhob. Was die Franzosen bei den Deutschen vorab lernen sollen, ist Gefühl, Gemüt, liebevolles Versenken in das Schöne und Gute, ideale Begeisterung. All das kann aber nur in voller Freiheit gedeihen, und so langt sie wieder bei dem verhängnisvollen Schlagwort an, das seit Rousseau immer unerklärt geblieben, meist als Zügellosigkeit und Recht zu jeglicher Rebellion aufgefaßt, von keiner göttlichen Autorität machtvoll gezügelt, auch das 19. Jahrhundert und seine Literatur wieder in das Gewirre des vorigen stürzen sollte.

Viertes Kapitel.

Joseph de Maistre.

Was Chateaubriand fehlte: Klarheit, einheitlich systematisches Wissen, logische Konsequenz und unbeugsame Festigkeit des Charakters, das besaß in reichstem Maße sein etwas älterer Zeitgenosse, der Graf Joseph Marie de Maistre, seiner Abkunft nach ein Savoyarde, seiner Stellung nach piemontesischer Staatsmann, als Schriftsteller aber durch und durch Franzose, von den Franzosen selbst als eine Zierde ihrer Literatur betrachtet. Er steht am Anfang des 19. Jahrhunderts als der klarste, ausgeprägteste Vertreter folgerichtiger und ungemischter katholischer Anschauungen da, als der geistig bedeutendste und tadelloseste Bannerträger des ganzen und vollen Christentums in der Literatur, eine heldenhafte Lichtgestalt, deren Blick weit in die Zukunft hinausschaute, und an welcher man sich heute noch in den wichtigsten Lebensfragen zurechtfinden kann. Durch ihn erst haben die fruchtbaren Anregungen Chateaubriands einen festen Rückhalt gewonnen und sind zum Ausgangspunkt einer durch und durch katholischen Richtung geworden [1].

Als Sohn des savoyischen Senatspräsidenten am 1. April 1754 zu Chambéry geboren, wurde er in früher Jugend schon für die Magistratur bestimmt und demgemäß erzogen, diente von der Pike auf und ward 1788 Mitglied des Senats, der obersten Gerichtsbehörde. Die Eroberung Savoyens durch französische Truppen riß ihn 1792 aus seiner angesehenen Stellung wie aus den glücklichsten Lebensverhältnissen heraus, brachte ihn um Hab und Gut und machte ihn zum armen Flüchtling. Er ließ sich mit seiner Familie erst in Lausanne nieder, dann 1796 in Turin, mußte 1798 von hier nach Venedig flüchten, wurde als oberster Justizbeamter (Kanzleipräsident) für einige Zeit auf die Insel Sardinien gesandt, im Herbst 1802 aber von seinem, fast aller seiner Staaten beraubten König zum Gesandten

---

[1] Enfin, quelle que soit la place qu'on occupe soi-même dans la grande bagarre humaine dont nous faisons tous partie, on ne peut plus méconnaître en lui (de Maistre) un philosophe politique du premier ordre, un de ceux qui, en nous éclairant sur l'esprit d'organisation des anciennes sociétés, donnent le plus à penser sur les destinées et la direction future des sociétés modernes (Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 150 f). Morley erzählt in seiner Gladstone-Biographie: Amongst the names that he was never willing to discuss with me — was Joseph de Maistre, the hardiest, most adventurous, most ingenious and incisive of all the speculative champions of European reaction. In the pages of de Maistre he might have found the reasoned base on which the Ultramontane creed may be supposed to rest (The Tablet, 12. March 1904).

in St Petersburg bestimmt. Hier vertrat er von 1803 bis 1817 in drückendster Armut [1], unsäglichen Schwierigkeiten, von seiner Familie getrennt, mit heldenhafter Treue die Interessen seines Monarchen in all den Wechselfällen, welche die damalige Weltpolitik herbeiführte, gewann durch seine hohen Geistesgaben die Achtung und Gunst des Zaren Alexander I. sowie seiner bedeutendsten Staatsmänner, ließ sich aber durch die glänzendsten Anerbieten nicht aus dem Dienste seines eigenen Fürsten locken, obwohl dieser ihm seine Treue nur schlecht vergalt. Durch seine Schriften erlangte er einen nachhaltigen Einfluß in den höchsten Kreisen Europas und arbeitete mit unermüdlichem Eifer an der Wiederherstellung der christlichen Ordnung. Nach Turin zurückberufen (1817), ward er zum Staatskanzler und Minister ernannt, begann aber bald zu kränkeln und starb schon am 26. Februar 1821 [2].

„Um ihn richtig zu schätzen", sagt Heinrich von Sybel [3], „muß man nicht seine Bücher, sondern sein Leben aufschlagen: er selbst hat den Inhalt desselben in der Devise seines Wappens zusammengefaßt: fors l'honneur nul souci." Aber auch seine Bücher muß man aufschlagen. Denn auch hier verleugnet er den tadellos blanken Schild seiner Ritterehre nicht; sie aber zeigen uns erst den geistigen Gehalt, die innere Harmonie dieses ritterlichen Kämpfers für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, die Wurzeln seiner Kraft und seiner unbeugsamen Festigkeit. Er hat den Geist, den Witz, die Sprachgewandtheit und die Weltgewandtheit eines Voltaire. Er hat keine langen,

[1] Quelquefois le repas du plénipotentiaire ne se composait que d'un morceau de pain et d'un verre d'eau; mais à ce prix, le carrosse et le laquais, indispensables à la dignité de sa mission, n'étaient pas congédiés (De Falloux, Madame Swetchine, Paris 1861, 55).

[2] Joseph de Maistre, Considérations sur la France, 1796; Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, 1810 1814; Du Pape, 1819; L'église Gallicane, 1821; Soirées de Saint-Pétersbourg, 1821; übersetzt von Moritz Lieber, 5 Bde, Frankfurt 1822—1826; Examen de la philosophie de Bacon, 1836; Lettres et Opuscules inédits, p. p. R. de Maistre, Lyon 1851; Mémoires politiques, p. p. A. Blanc, Paris 1858; Correspondance diplomatique (1811—1817), Paris 1861; Nouvelles lettres inédites: Revue du Monde Catholique XVI (1866) 1—13 113—126 225—237; Oeuvres inédites, Paris 1870; Oeuvres complètes, 14 Bde, Lyon 1884—1886. — H. von Sybel, Graf J. de Maistre: Historische Zeitschrift I (1859) 153—198. — J. C. Glaser, Graf J. de Maistre, Berlin 1865. — A. de Margerie, Le comte J. de Maistre, Paris 1882. — Fr. Paulhan, J. de Maistre, 1893. — F. Descostes, J. de Maistre avant la révolution, 1893; J. de Maistre après la révolution, 1895. — De Lescure, Le comte J. de Maistre, 1893. — Cogordan, J. de Maistre, 1894. — Barbey d'Aurevilly, Les prophètes du passé, 1851. — G. Merlet, Tableau de la littérature française sous le premier Empire, 1877. — E. Faguet, Politiques et moralistes au XIX[e] siècle I, 1891. — Al. Schmid, Art. „J. de Maistre" im Staatslexikon III[2], Freiburg i. B. 1903, 1204—1211.

[3] Graf Joseph de Maistre: Historische Zeitschrift I (1859) 198.

schwerfälligen systematischen Traktate geschrieben, und das mag manche versucht haben, ihn mehr für geistreich als für tief zu halten. Aber wenn man seine anscheinend leichten Causerien ernstlicher prüft, gewahrt man bald, daß ihnen nicht nur immer ein tiefernster Gehalt, sondern, bei dem weitesten geistigen Horizonte, eine einheitliche prinzipielle Welt- und Lebensanschauung, eine vollständige Übereinstimmung, eine eherne Folgerichtigkeit zu Grunde liegt. In seinen Gedankengängen sind keine Lücken und Sprünge, keine Inkohärenzen und Widersprüche. Keiner seiner kleinen Essays steht mit dem andern in Gegensatz oder etwa schiefer Stellung [1]. Sie sind wohl der Gelegenheit angepaßt, aber verleugnen nie die prinzipielle Haltung des überlegenen Taktikers. Voltaire und die Encyklopädisten, gelegentlich auch Pascal werden mit ätzender Schärfe nach Hause geschickt, aber der Schütze, der den Bogen führte, spielt nicht mit bloßen Fechterkünsten, er hat festen Boden unter sich und braucht nicht zu fürchten, daß das Geschoß auf ihn zurückprallt.

Den jansenistischen Verdrehungen und Advokatenkniffen Pascals steht hier die reinste, klare Sachlichkeit gegenüber, der Lügenhaftigkeit und Leichtfertigkeit Voltaires die lauterste Wahrheitsliebe und der ruhige, überlegene Ernst eines Ehrenmannes. Es ist hier auch keine Spur von jener krankhaften Unsicherheit und Ängstlichkeit, mit der Pascal schlotternd zu der sog. „Wissenschaft" aufschaut und jeden Augenblick bangt, daß sie dem Glauben den Garaus machen könnte. De Maistre, der weit größere Gebiete des Wissens beherrscht, ist sich wohl bewußt, daß die wahre Wissenschaft nie und nimmer in wirklichen Konflikt mit der Offenbarung kommen kann, da beide derselben göttlichen Quelle entstammen, daß über kurz oder lang das Reklamegeschrei eines ganzen Jahrhunderts wie eine Seifenblase platzen und als Absurdität entlarvt wieder der Wahrheit das Feld räumen muß. Er ist längst gewohnt, die geistigen Erscheinungen und Strömungen der Gegenwart nicht in ihrem künstlichen Eintagsschimmer aufzufassen, sondern ihren Ursachen und Verkettungen nachzugehen. Er läßt sich von den Phrasen eines Montesquieu und Condorcet nicht blenden. Er hat die sog. „Philosophie" in ihren englischen Quellen studiert, bei den Deisten, bei Hume und bei Locke, dessen Essay on human understanding er das „schlechteste Buch" seiner Zeit nennt. Das calvinistische Genf ist ihm die eigentliche Brutstätte der Rebellion, die mit dem religiösen Zwiespalt auch die politische Auflehnung in das französische Staatsleben hineingetragen hat. Aus der inneren Zersetzung des Protestantismus ist jene fortschreitende Negation

[1] A l'exception de Bossuet, il n'est pas d'écrivain français dont l'oeuvre soit d'une unité plus frappante que celle de Joseph de Maistre (A. Cahen bei Petit de Julleville, Histoire de la langue et de la littérature française VII, Paris 1899, 36).

hervorgegangen, welche, Autorität um Autorität niederreißend, in der Revolution zuletzt alle Dämme durchbrochen und die gesamte bestehende Ordnung zerstört hat.

Im Gegensatz zu den schwindelhaften Federhelden des 18. Jahrhunderts, die schon lehren wollten, ehe sie etwas gelernt hatten, und die Welt unausgesetzt mit neuen Versuchsballons überschütteten, ist er erst als gereifter Mann und von den Umständen gezwungen als Schriftsteller aufgetreten. Aus seiner Jugend sind nur zwei Gelegenheitsreden erhalten [1], die eine ist nicht einmal gedruckt. Bei aller Überzeugungstreue, die ihn schon damals auszeichnete und später nie verließ, spricht er sich in der einen gegen religiöse Verfolgungssucht aus, in der andern für den Befreiungskampf der Amerikaner.

Erst 15 Jahre später, als die Revolution selbst ihn aus seiner friedlichen Lebensstellung herausriß (1793), bereits 39 Jahre alt, mischte er sich mit einzelnen Gelegenheitsschriften in die Ereignisse des Tages. Es sind meisterliche Proteste eines königstreuen Savoyarden gegen die nichtswürdige Eroberungspolitik und Miliztyrannei der französischen Republikaner, gegen welche drei seiner Brüder im Felde standen [2]. Einen jungen Mitkämpfer derselben, der mit 16 Jahren als Verteidiger seines Königs fiel, feierte er in einer schwungvollen Rede und knüpfte daran die herrlichsten Mahnungen über religiöse Erziehung und unwandelbare Treue gegen Gott und Religion [3]. Es ist ein tiefergreifendes Einzelbild aus den ungeheuern Katastrophen jener Zeit, über deren Schrecken nur der Glaube das entsetzte Gemüt emporzutragen vermag: „Denken wir daran, daß der Name des ‚Allgütigen' notwendig mit dem des ‚Allerhöchsten' verbunden ist, das ist uns genug. Wir begreifen, daß unter der Herrschaft des Wesens, das diese beiden Eigenschaften vereint, alle Übel, deren Zeugen oder Opfer wir sind, nur Akte der Gerechtigkeit oder ebenso notwendige Mittel einer Regeneration sein können. Hat er uns nicht durch einen seiner Gesandten gesagt: ‚Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt?' Dieses Wort muß uns als allgemeine Lösung für alle Rätsel dienen, die unserer Unwissenheit zum Anstoß gereichen könnten."

Diese lebendige Glaubensüberzeugung hielt den wackern Mann ungebeugt aufrecht in all den Stürmen der Zeit. Mitten in den größten Drangsalen, auch unter den peinlichsten Entbehrungen hat er seinen kernhaften Humor nicht verloren. Das zeigt die köstliche Flugschrift, welche er auf die Bitte

---

[1] Éloge de Victor Amédée III, bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen, 1775, und Caractère extérieur du magistrat, 1777.

[2] Adresse de quelques parents des militaires savoysiens à la Convention nationale des Français, 1793. — Quatre lettres d'un royaliste savoysien à ses compatriotes, 1793.

[3] Discours à Madame la Marquise de Costa sur la vie et la mort de son fils, 1794.

von Geistlichen an das Landvolk von Savoyen richtete, um es über die Torheit der französischen Eindringlinge und ihrer revolutionären Neuerungen aufzuklären und in seiner alten Königstreue zu erhalten: „Adresse des Jean-Claude Tétu, Bürgermeisters von Montagnole, an seine Mitbürger, die Bewohner des (Kreises) Mont-Blanc“ [1]. Über die Steuern heißt es da:

„Man erfreut euch auch damit, daß man euch die Unterdrückung der Steuern in Aussicht stellt. Zweifelsohne wagt man nicht, das Volk in diesem Augenblick in üblen Humor zu bringen, mit gutem Grund; aber wäret ihr so einfältig zu glauben, daß, sobald man seiner einmal ordentlich Meister ist, man euch nicht belasten wird wie die Maulesel auf dem Mont-Cenis? Der Nationalkonvent hat so viel Assignaten fabriziert, so viel Assignaten, daß, wenn man sie alle an den Rändern aneinanderklebte, man ganz Frankreich mit dem Papier bedecken könnte: ohne das, was man in allen Zeitungen verbrannt hat, bleiben davon noch 14 Milliarden. Wißt ihr, was das heißt: 14 Milliarden? Um diese Summe in Geld auszuzahlen, brauchte es ebensoviel Louisdor, als Getreidekörner in 455 Säcke gehen, nach dem Maß von Chambéry und von denen jeder 140 Mark-Pfund wiegt. Der Bürger Ginollet, vordem Steuereinnehmer, der das Rechnen los hat wie sein Vaterunser, hat mir das auf meiner Tafel vorgerechnet. — Aber all diese Papierverschwendung kann sich nicht auf die Dauer halten; und um schließlich zu zahlen, wird man euch das Geld abverlangen, das ihr habt, und selbst dasjenige, das ihr nicht habt.“

Die Rede enthält so viel Witz als manches Stück Molières. Die liberale Bauernfängerei ist kaum je so ergötzlich verspottet worden. Mit nicht minder Witz, aber viel feinerer Ironie, hat de Maistre einige Jahre später (Venedig 1799) meist nach wirklichen Vorlagen ebenfalls in einer fingierten Rede das Phrasentum der revolutionären Demagogen wahrhaft typisch bloßgestellt: „Rede des Bürgers Cherchemots, Kommissär der Exekutivgewalt bei der Zentralverwaltung zu M. Am Festtage der Volkssouveränität“ [2]. Sie beginnt also:

„Bürger! Und auch ich komme, um meine Stimme in die melodischen Jubelrufe zu mischen, die heute von allen Seiten widerhallen; auch ich komme, um die Volkssouveränität mitzufeiern. Ich werde versuchen, das Bürgertum meiner Mitbürger zu aktivieren, indem ich vor ihnen die Flammen emporlodern lasse, die ein reiner Republikanismus in meinem Herzen entfacht. Das Volk hat seine unverjährbaren Rechte wiedererobert; es hat wieder zu dem von den Tyrannen usurpierten Szepter gegriffen. O unsterbliche Revolution! Die Throne sind gefallen; die Völker sind Könige! es gibt keine Untertanen mehr!“

Der Schluß lautet:

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Möge das Dröhnen unserer Jubelrufe die Wolken zerstreuen, die sich über unsern Häuptern ballen und uns mit

[1] Adresse de Jean-Claude Tétu, maire de Montagnole (District de Chambéry), à ses chers concitoyens, les habitants du Mont-Blanc, 1795.

[2] Discours du citoyen Cherchemots, commissaire du pouvoir exécutif près l'administration centrale du M.... Le jour de la fête de la souveraineté du peuple, Venise 1799.

einem Gewitter zu bedrohen scheinen. Ich — ich habe meine Aufgabe erfüllt; ich habe die Freiheit verherrlicht; ich habe ihre Feinde signalisiert; ich habe auf ihre Häupter die Blitze der Nation herabgerufen. Wenn ich im Drange meiner Rede mitunter die Gedanken und selbst die Worte der großen Männer der Revolution gebraucht habe, so war es nur, um ihrem Genie zu huldigen, um auch über die Provinz das Licht der Hauptstadt auszugießen, um mein schwaches Lämpchen an dem Vulkan ihrer Beredsamkeit anzuzünden."

Ein wahres Kreuzfeuer von Witz und Humor entwickelt de Maistre in den fünf Paradoxen, die er während seiner Verbannung in Lausanne (1795) erst als eigentliche Causerie zum besten gab, dann auf Wunsch einer ebenfalls emigrierten Dame niederschrieb [1]. I. „Das Duell ist kein Verbrechen". II. „Die Frauen sind besser zur Regierung der Staaten geeignet als die Männer". III. „Das Nützlichste für den Menschen ist das Spiel". IV. „Das Schöne ist eine bloße Konvention und eine Gewohnheitssache". V. „Der Ruf der Bücher hängt nicht von ihrem Verdienste ab". Nach allen Seiten hin wird hier die Haltlosigkeit, Frechheit, Torheit der revolutionären Ideen in ihren inneren Widersprüchen dem Gelächter preisgegeben. Das erste Paradoxon ist hauptsächlich auf Rousseau gemünzt, eine vernichtende Persiflage des Sozialkontrakts. Die zwei folgenden irrlichtelieren lustig in der tollen Verwirrung herum, welche die Revolution in allen Verhältnissen angerichtet hat. Das vierte gibt ein Bild der vollständigen Prinzipien- und Geschmacklosigkeit, die an Stelle der früheren Bildung getreten. Das fünfte endlich schildert drastisch die Reklame als den eigentlichen Kern der sog. Bildung des philosophischen Jahrhunderts. Der französische Nationalcharakter hat das Treiben dieser literarischen Charlatane überaus begünstigt:

„Ihre Franzosen sind, mit Verlaub, ein wenig so angelegt: für sie ist Frankreich die ganze Welt, und Paris ganz Frankreich. Haben sie einmal eine Apotheose beschlossen, so kommt es ihnen nicht in den Sinn, daß es Ungläubige geben könnte; es herrscht übrigens in ihrer Bewunderung etwas Fanatisches, etwas Idololatrisches; sie stehen immer unter der Führung einiger Männer, welche sie blenden und sie beherrschen; sie haben auf dem Piedestal immer irgend ein ‚goldenes Kalb', um welches sie wie Rasende tanzen. Erst wenn der Paroxysmus vorüber ist, dulden sie, daß man, wenn man will, das Idol in ein ‚Gefäß der Schmach' verwandle; aber das Übel ist dann schon geschehen, und, guter Gott, wer wollte erhoffen, mitten im tollen Reigen von 30 Millionen Menschen Gehör zu finden?

„Ich weiß, daß der Fehler, von dem ich rede, mehr oder weniger allen Völkern eigen ist; aber bei den Franzosen springt er mehr in die Augen als anderwärts. Wollt ihr den nationalen Täuschungen entrinnen? Befragt die Fremden; denn jede Nation ist für die andere eine gleichzeitige Nachwelt. Geht man über die Grenze, besonders über die französische, da sehen die Dinge gleich ganz anders aus, man erkennt sie oft kaum mehr wieder." [2]

[1] Cinq Paradoxes, à Madame la Marquise de Nov. . . . 1795.

[2] Cinquième Paradoxe. Sur la réputation des livres. Lettres et Opuscules II 106—107.

Noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Königsmordes und der Schreckensherrschaft ist de Maistre zuerst 1796 als Publizist im größeren Stil aufgetreten, indem er in der Verbannung zu Lausanne seine Considérations sur la France veröffentlichte. Er erlangte damit europäischen Ruf. Bonaparte und die größten Politiker der Zeit griffen zu der packenden Schrift, die den Verfasser als Verteidiger der gottgewollten Ordnung neben Burke und Mallet du Pan in den Vordergrund rückte. Aber während diese nur den politischen Charakter der Revolution kritisierten, ging er mit seltener Tiefe auf die religiös-theologische Seite derselben ein und wies in ihr schlagend ein göttliches Strafgericht nach.

„Der Mensch ist frei geboren, und überall sehe ich ihn in Ketten." So hatte vor 34 Jahren der „Bürger von Genf" seinen „Sozialkontrakt" begonnen. „Wir sind alle dem Throne des höchsten Wesens verknüpft durch eine leichte Kette, die uns zurückhält, ohne uns zu Sklaven zu machen." So antwortet der beredte Anwalt des göttlichen Rechtes. „Das Wunderbarste in der allgemeinen Ordnung der Dinge ist das Handeln der freien Wesen unter der göttlichen Hand. Freiwillig Sklaven, handeln sie zugleich freiwillig und mit Notwendigkeit: sie tun wirklich, was sie wollen, aber ohne den allgemeinen Weltplan stören zu können. Jedes dieser Wesen bildet den Mittelpunkt einer Tätigkeitssphäre, deren Durchmesser nach dem Belieben des höchsten Geometers verschieden ist, der dem Willen freieren oder engeren Spielraum gewähren, ihn hemmen oder lenken kann, ohne seine Natur zu verändern."

Das ist der feste, intransigente Standpunkt de Maistres. Die Pioniere der Revolution gehen überall vom Menschen aus, er von Gott. Auf Gott, auf das in ihm wurzelnde ewige Gesetz, baut er, wie die physische, so auch die moralische und politische Ordnung. Von Gott leitet er den Ursprung der Familie, der Gemeinde, des Staates, der Kirche her. Der Ewige, der Unendliche, der höchste Herr und König hat nicht abgedankt, sondern führt noch jetzt in dem ganzen menschlichen Gesellschaftsleben das höchste Regiment. Von ihm stammt jede Autorität und Souveränität, von ihm die Verschiedenheit der menschlichen Individuen und Stände, der gesellschaftlichen Funktionen und Beziehungen. Wie er die Fürsten einsetzt und krönt, so straft und rächt er auch ihre Vergehen; er straft die Völker wie die einzelnen, indem er sie ihren rebellischen Gelüsten überläßt. So hat er auch seine Hand in den Revolutionen und großen Katastrophen der Weltgeschichte. Aber er zertrümmert nur, um wieder aufzubauen. Getragen von dieser tief philosophischen und religiösen Auffassung hat de Maistre den Mut, schon drei Jahre nach dem Königsmord die Wiederherstellung des Königtums zu erwarten, ja wie etwas Selbstverständliches zu besprechen. Als die Schrift 18 Jahre später wieder aufgelegt wurde, hatten sich seine

Voraussagungen und politischen Betrachtungen in merkwürdiger Vollständigkeit erfüllt.

Ein Seitenstück zu den Considérations bildet die Schrift Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, welche, im selben Jahr (1796) veröffentlicht, in 66 kurzen Paragraphen seine Staatstheorie in einen übersichtlichen Abriß zusammendrängt.

Auch hier tritt er wieder hauptsächlich dem Grundirrtum der sog. „Philosophen" entgegen, welche alle gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse von ihrem Studiertisch aus a priori aus bloßen Begriffen konstruieren wollten, und darum immer vom „Menschen" in abstracto redeten.

„Es gibt keinen ‚Menschen' in der Welt", erwidert er sehr treffend. „Ich habe während meines Lebens Franzosen, Italiener, Russen usw. kennen gelernt, aus Montesquieu weiß ich sogar, daß man ein Perser sein kann; aber was den ‚Menschen' betrifft, so erkläre ich, daß er mir noch nie in meinem Leben begegnet ist; wenn er existiert, ist er meiner Kenntnis entgangen. . . .

„So ist es auch mit den Staatsverfassungen.

„Betrachten wir eine beliebige politische Verfassung, z. B. die englische. Sie ist sicher nicht a priori gemacht. Nie sind Staatsmänner zusammengetreten und haben gesagt: ‚Schaffen wir die Gewalten; bringen wir sie so ins Gleichgewicht, daß usw.' Daran hat kein Mensch gedacht. Die Verfassung ist ein Werk der Umstände, und die Zahl der Umstände ist unendlich. Die römischen Gesetze, die Kirchengesetze, die Feudalgesetze; das sächsische, normannische, dänische Gewohnheitsrecht; die Privilegien, Vorurteile und Forderungen aller Stände; Kriege, Empörungen, Revolutionen; die Eroberung; die Kreuzzüge; alle Tugenden, alle Laster, alle Kenntnisse, alle Irrtümer, alle Leidenschaften, kurz, alle diese Elemente haben, indem sie zusammenwirkten und in ihrer Mischung und gegenseitigen Einwirkungen millionen-, ja myriadenfache Kombinationen eingingen, nach mehreren Jahrhunderten endlich die komplizierteste Einheit und das schönste Gleichgewicht der politischen Kräfte herbeigeführt, die man je in der Welt gesehen."

Mit Recht machte er sich über die oberflächlichen Schöngeister des 18. Jahrhunderts lustig, die meinten, eine Verfassung lasse sich ebenso leicht zurecht machen wie eine Ode oder eine Tragödie. „Ich glaube, es hat keinen Jüngling von einigem Talent hervorgebracht, der nicht beim Verlassen des Kollegs gleich drei Kunststücke lieferte: ein neues Kinderspiel, eine Verfassung und eine Weltanschauung."

Wie aber die Souveränität von Gottes, nicht von Volkes Gnaden stammt, so sind auch die verschiedenen Verfassungsformen, in welchen sie sich verkörpert, keine zufälligen, von menschlicher Willkür erzeugten Gebilde. Auch sie stammen von Gott, der sie aus der Natur der Völker, ihren physischen und moralischen Anlagen, ihren geographischen Bedingungen, ihrer historischen Entwicklung hervorwachsen läßt. Der Mensch kann durch Zustimmung und Vereinbarung, Annahme und formelle Erklärung und in mannigfacher anderer Weise dazu mitwirken; aber sie einfach schaffen, erhalten oder von Grund

aus umgestalten kann er nicht. Gottes Schöpferwille und Vorsehung haben den Hauptanteil daran. Je mehr die Mitwirkung der Menschen sich an ihn anschließt, desto mehr wird die Staatsorganisation ihrem wirklichen Zweck entsprechen. Je mehr sich der Mensch der natürlichen Gottesordnung und der sie vervollkommnenden übernatürlichen Ordnung entzieht, desto mehr werden die Elemente der Auflösung und Zerstörung im politischen Organismus die Oberhand gewinnen und wird schließlich alles zusammenstürzen, was, von Willkür eingegeben, nur auf Willkür gebaut ist. Das bestätigt der Verlauf der großen Revolution, den de Maistre in den letzten Paragraphen mit erhabener Wucht der Rede also schildert:

„63. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Gottlosigkeit wirklich eine Macht. Man sieht sie anfänglich sich nach allen Seiten ausdehnen mit einer unbegreiflichen Tätigkeit. Vom Palast bis zur Hütte, überall schleicht sie sich ein, alles steckt sie an; sie hat unsichtbare Wege, eine verborgene, aber unfehlbare Wirksamkeit, so daß der aufmerksamste Beobachter, Zeuge der Wirkung, die Mittel nicht immer aufzudecken weiß. Durch einen unbegreiflichen Zauber gewinnt sie sogar die Liebe derjenigen, deren tödlichste Feindin sie ist; und die Autorität, welche sie hinzuschlachten im Begriffe steht, umarmt sie töricht, bevor sie den Todesstreich empfängt. Ein einfaches System wird bald zur formellen Verbrüderung, die sie in raschem Stufengang zum Komplott und endlich zu einer großen Verschwörung umgestaltet, die ganz Europa umspannt.

„64. Da zeigt sich zum erstenmal dieser Charakter der Gottlosigkeit, der nur dem 18. Jahrhundert eignet. Das ist nicht mehr der kalte Ton der Gleichgültigkeit oder höchstens allenfalls die boshafte Ironie des Skeptizismus, es ist ein tödlicher Haß; es ist der Ton des Zornes und oft der Wut. Die Schriftsteller dieser Epoche, zum wenigsten die hervorstechendsten, behandeln das Christentum nicht mehr als einen menschlichen, belanglosen Irrtum, sie verfolgen es wie einen Todfeind, sie bekämpfen es aufs äußerste; es ist ein Krieg auf Tod und Leben; und was unglaublich scheinen möchte, wenn wir nicht die traurigen Beweise vor Augen hätten, das ist, daß mehrere dieser Leute, die sich ‚Philosophen' nannten, sich vom Hasse des Christentums bis zum persönlichen Hasse gegen seinen göttlichen Urheber verstiegen haben. Sie hassen ihn wirklich, wie man einen lebenden Feind hassen kann. Zwei Männer vorab, welche für immer der Fluch der Nachwelt überschütten wird, haben sich durch diese Art des Verbrechens hervorgetan, das selbst über die Kräfte der entartetsten Menschennatur hinauszugehen scheint.

„65. Da indes ganz Europa durch das Christentum zivilisiert worden ist und die Diener dieser Religion in allen Ländern eine große politische Existenz erlangt hatten, hatten sich die bürgerlichen und religiösen Institutionen in einer staunenswerten Weise gemischt und gleichsam amalgamiert, so daß man mit mehr oder weniger Wahrheit von allen Staaten Europas sagen konnte, was Gibbon von Frankreich gesagt hat, daß dieses Königreich das Werk der Bischöfe ist. Es war also unvermeidlich, daß die Philosophie des Jahrhunderts auch die sozialen Institutionen haßte, welche sie nicht von dem religiösen Prinzip zu trennen vermochte. Das geschah: alle Regierungen, alle Einrichtungen Europas mißfielen ihr, weil sie christlich waren; und in dem Grade als sie christlich waren, bemächtigte sich eine geistige Unbehaglichkeit, eine allgemeine Unzufriedenheit aller Köpfe. Vor allem in Frankreich kannte die philosophische Wut keine Grenzen mehr, und bald hörte man nur eine Stimme, in

der sich so viele Stimmen vereinigten, und die mitten in dem schuldvollen Europa laut aufschrie:

„66. ‚Weiche von uns! Soll man denn ewig vor den Priestern zittern und von ihnen den Unterricht entgegennehmen, den sie uns zu bieten belieben? In ganz Europa ist die Wahrheit durch die Wolken des Weihrauchfasses verhüllt; es ist Zeit, daß sie aus dem verhängnisvollen Gewölk hervortrete. Wir wollen unsern Kindern nichts mehr von dir sagen; wenn sie Männer geworden, mögen sie selbst wissen, was du bist und was du von ihnen verlangst. Alles Bestehende mißfällt uns, weil dein Name auf allem Bestehenden geschrieben steht. Wir wollen alles zerstören und alles ohne dich umschaffen. Hebe dich aus unsern Ratsversammlungen, hebe dich aus unsern Akademien, hebe dich aus unsern Häusern; wir können ganz gut ohne dich fertig werden, die Vernunft genügt uns. Weiche von uns!‘

„Wie hat Gott diesen verruchten Wahnwitz gestraft? Er hat ihn gestraft, wie er das Licht schuf, mit einem einzigen Worte. Er hat gesagt: Fiat! — Und die politische Welt brach zusammen.

„So vereinen sich diese beiden Arten von Demonstration, um auch auf die schwächsten Augen Eindruck zu machen. Einerseits führt das religiöse Prinzip den Vorsitz bei allen politischen Schöpfungen, anderseits schwindet alles dahin, wo es sich zurückzieht."

Trotz des gewaltigen Eindrucks, den seine Schriften machten, ist der Graf de Maistre auch während seines langen St Petersburger Aufenthaltes kein eigentlicher professioneller Schriftsteller geworden, wie es Voltaire und die Encyklopädisten waren. Unermüdlich bildete er sich weiter, an den griechischen und lateinischen Klassikern (bes. Plato, Cicero, Tacitus) wie an den Kirchenvätern, an älteren Philosophen und Theologen, an den französischen Klassikern und Historikern, an der gelehrten und schöngeistigen Literatur der europäischen Kulturvölker, deren Sprachen er sämtlich beherrschte. Fünf davon sprach er geläufig, zwei konnte er mit Leichtigkeit lesen und lächelte darum mit Recht über den Kardinal Maury, der ihm eines Tages erklärte: „Die Sprachen sind die Wissenschaft der Dummköpfe", der nie ordentlich Italienisch schreiben lernte und das Studium des Englischen nach kurzem Versuch aufgab, weil er fand, daß er von Humes „Geschichte" in Übersetzung 40 Seiten lesen konnte, während ihm schon 12 Seiten des englischen Originals dieselbe Zeit kosteten [1]. Große Kollektaneen waren der einzige Schatz, den de Maistre aus der Heimat mit nach Rußland gebracht hatte und hier unablässig vermehrte. In der Literatur des 18. Jahrhunderts wie in der zeitgenössischen französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen ist er wie kein zweiter auf dem laufenden; nur der deutschen scheint er ziemlich fremd geblieben zu sein, obwohl er auch Deutsch verstand. Es erklärt sich das teilweise aus der Gegnerschaft, in welcher Österreich zu Sardinien stand, und welche den sardinischen Diplomaten zu steter Abwehr nötigte, aus der gründlichen Verachtung, welche ihm der Josephinismus ein=

[1] Son Ém. le Cardinal Maury, Venise 1799 (Lettres et Opuscules II 128).

flößte, und aus der tiefen Abneigung, welche er von Jugend auf gegen den Protestantismus hegte. Um sich mit den katholisierenden Velleitäten und den mittelalterlichen Kunstschwärmereien der protestantischen Romantiker in Deutschland zu befreunden, war er ein viel zu klarer, prinzipienfester Kopf. Er liebte das Mittelalter, nicht weil es so schön und romantisch war, sondern weil es die volle katholische Wahrheit besaß. Nur diese wünschte er zurück, nicht Zustände und Verhältnisse, die sich überlebt hatten.

Lamartine, der sich im Anfang seiner poetischen Laufbahn sehr um die Gunst de Maistres beworben hatte, suchte ihn später, auf die irren Bahnen des seichtesten Liberalismus geraten, in seinen Confidences möglichst herabzusetzen. Madame de Swetchine, welche de Maistre schon in den ersten Jahren seines Petersburger Aufenthalts kennen und schätzen gelernt hatte, ergriff sehr wirksam seine Verteidigung. Sie wies Lamartine nach, daß er nicht einmal Statur und Gestalt des Mannes richtig gezeichnet hatte. Dann kommt sie zu der geradezu lächerlichen Behauptung: „Er wußte nichts außer aus Büchern und hatte deren sehr wenige gelesen“, und sagt: „Wo hat Herr von Lamartine denn her, daß Herr de Maistre sehr wenig gelesen habe? Ich habe ihn lange vor Herrn von Lamartine gekannt, und ich habe gesehen, daß er während langer Jahre zwölf bis fünfzehn Stunden täglich dem Studium widmete, wobei das Lesen einen guten Teil einnahm. Herr de Maistre las ungeheuer viel; Bücher überhäuften seinen Tisch und immer neue. Diese Verwendung seiner Mußestunden im vorgerückten Alter war schon seit seinen Jugendjahren durch die klassischen Studien vorbereitet, wie sie die großen Geister des 17. Jahrhunderts gemacht hatten, diese Nahrung, die so geeignet ist, kräftige und gesunde Geister heranzubilden. Die Laufbahn der Magistratur, der sich Herr de Maistre widmete, veranlaßte ihn zu nicht weniger ernsten Studien, und der unbesiegliche Hang seines Genius machte es ihm nicht nur zur Pflicht, die Religion an ihren Quellen zu studieren, sondern auch in die Tiefen der Theologie einzudringen und damit die schwierigsten Punkte der kirchlichen Wissenschaft zu verbinden. An der Grenze zweier Länder geboren, früh mit ihren zwei Sprachen vertraut, machte er sich zwei Nationalliteraturen zu eigen. Die italienische, obwohl nicht bevorzugt, hatte sich doch in ihren Rechten behauptet; eine lange Bekanntschaft mit den Schönheiten derselben hielt sie seinem Geiste gegenwärtig; außer dem, was alle Welt liest und bewundert, und was er besser als sonst einer zu lesen und zu bewundern wußte, bewahrte sein Gedächtnis tausend unbekannte Dinge, Perlen, die er entdeckt oder gerettet hatte. Was die französische Literatur betrifft, nahm sie ganz und voll Anteil an seiner Vorliebe für alles Französische, einer Vorliebe, die noch stärker war, als sie sich äußerte, und die sich durch die Schärfe des Tadels ebensosehr verriet als durch die Leidenschaftlichkeit des Lobes. Racine,

Montaigne, Molière, Lafontaine, Corneille waren beständig auf seinen Lippen; von Voltaire hat er alles gelesen, alles behalten, alles, selbst ohne das auszunehmen, was man kaum eingesteht. Das Talent stimmte ihn bis zu einem gewissen Grade milder, entwaffnete ihn wenigstens; es war in ihm etwas von dem Gelehrten, der einem um des Horaz willen verzieh. Selbst der Beredsamkeit Rousseaus hatte er sich nicht völlig zu entziehen vermocht."

Lamartine verstieg sich noch weiter, indem er von de Maistre behauptete: „Er war eine rohe Seele (une âme brute), aber eine große Seele, eine wenig disziplinierte Intelligenz, aber eine weit angelegte Intelligenz, ein roher Stil, aber ein kraftvoller Stil." Darauf erwidert die feingebildete Russin: „Was soll eine ‚rohe Seele' bedeuten, wenn es sich um de Maistre handelt? Eine Seele, erstarkt im Christentum, dem Familienleben zugetan, in ihm die gewinnendste Liebenswürdigkeit und Anmut entfaltend, voll Zartgefühl in allen freundschaftlichen Beziehungen, die Pflichten des Untertans zur höchsten, edelsten Loyalität erhebend, das soll eine ‚rohe Seele' sein! Es ist wahr, Herr de Maistre hat den Ideen, den Impulsen seiner Zeit Widerstand geleistet. Es war der Mut der Ehrlichkeit, der ihm diese wunderbare Eigenart des Stiles verliehen und erhalten hat, die nach Herrn v. Lamartine selbst im Altertum, seinem ersten Lehrer, und an den großen Vorbildern, seinen ständigen Freunden, herangeschult, doch nichts von bloßer Nachahmung an sich hat."

Endlich erhob Lamartine noch gegen de Maistre den Vorwurf eines haltlosen Mystizismus: „So sich selbst überlassen, war seine ganze Philosophie nichts weiter als die Theorie seiner religiösen Instinkte." Darauf erwidert Madame Swetchine: „Ich würde eher annehmen, daß die erkannte Wahrheit der Grund seiner Instinkte und Tendenzen war und daß sie zuerst sich an seine Intelligenz wandte. Gehorsam und Ehrfurcht hatten ihm von Kindheit auf das Gesetz Gottes in seinen ersten Umrissen eingeprägt; zu dem Alter gelangt, seine göttliche Weisheit zu würdigen, erfaßten ihn alle seine Lichtblicke auf einen Schlag. Allen Forderungen seiner Vernunft entsprechend, allen Bedürfnissen seines Genies genügend, stand das katholische System stets in lebendiger, vollgültiger Beweisführung vor ihm, und nie vielleicht hat die Macht des Katholizismus sich größer und unbedingter zur Geltung gebracht. Der Glaube war dermaßen die eigenste Natur seines Geistes geworden, daß er außer demselben mit gutem Gewissen nur Mangel an Erkenntnis, enge Gesichtspunkte, bösen Willen oder eine geheime Strafe Gottes annehmen konnte. Die Idee beherrschte in ihm alles und unterwarf auch sein Herz, das mehr offen und ehrlich als natürlicherweise zur Frömmigkeit geneigt war." [1]

---

[1] De Falloux, Madame Swetchine I[5], Paris 1861, 441—444.

Nur langsam reifte in Petersburg, zwischen trost- und hoffnungslosen diplomatischen Verhandlungen, in stillen, ernsten Arbeitsstunden sein Hauptwerk heran, das seinen Namen für immer der Kirchengeschichte und der Literaturgeschichte einverleiben sollte, das berühmte Buch „Vom Papste". Der Wiener Kongreß hatte bereits ein neues Europa aus den Trümmern der Napoleonischen Herrschaft herausgearbeitet und auch den alten Kirchenstaat wiederhergestellt, als 1817 das Buch erschien und den Regenten und Staatsmännern die Bedeutung des Papsttums als Fundament und Schlußstein der gesamten politischen Ordnung erklärte. Es ergänzt zugleich seine früheren Considérations zum vollständig abgerundeten, einheitlichen politischen wie kirchenpolitischen System. Es fußt auf einer gründlichen, umfassenden Gelehrsamkeit, die zu einem dickleibigen gelehrten Werk ausgereicht hätte; aber der gewandte Schriftsteller hat das weitschichtige Material in die kurzen Kapitelchen eines leicht faßlichen Essays zusammengedrängt, die der moderne Leser sich ohne schlaflose Nächte zu Gemüte führen kann. Teilung und Gruppierung sind so einfach wie möglich, die Sprache klar und sonnenhell, die Darlegung fesselnd und von klassischer Schönheit. Das Ganze ist in vier Bücher geteilt.

Im ersten Buch behandelt de Maistre „das Papsttum in seinen Beziehungen zur katholischen Kirche". An die Spitze rückt er jene Tatsache, die noch ein halbes Jahrhundert später die ganze „moderne" Wissenschaft und Diplomatie in Aufruhr bringen sollte, als das Vatikanische Konzil sie dogmatisch feststellen wollte. Ihm war sie damals schon sonnenklar[1]. Es muß in der Kirche eine letzte, inappellable Instanz geben, die in Sachen des Glaubens und der Sitten aburteilt, und diese Instanz muß unfehlbar sein. Die Infallibilität ist das Postulat der höchsten Souveränität des Lehramtes, von Gott selbst durch feierliche Verheißung dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern zugesagt, von der Überlieferung aller Jahrhunderte dem Papste praktisch zuerkannt. Die allgemeinen Konzilien stellten wohl eine solche höchste Instanz dar, aber nur eine intermittierende, in weiten Zwischenräumen funktionierende, die für die beständige Regierung der Kirche nicht ausreicht. Auf den Konzilien selbst übt der Papst nicht nur eine Ehren-

---

[1] Es ist ihm deshalb die Ehre zu teil geworden, daß seine wuchtigen Demonstrationen während des Konzils selbst in die erregten Debatten über die päpstliche Unfehlbarkeit hineingezogen worden sind. Bischof Dupanloup von Orléans bot seine ganze glänzende Beredsamkeit auf, um ihren Eindruck herabzumindern. Erzbischof Dechamps von Mecheln wies schlagend nach, daß de Maistre durchaus richtig argumentiert habe, wenn auch nicht in strikt theologischer Form (Deuxième Réponse de Monseigneur Dechamps, Archevêque de Malines, à Monseigneur Dupanloup, Évêque d'Orléans, Paris 1870. Vgl. Th. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils II, Freiburg i. B. 1903, 305).

präsidentschaft aus, er beruft sie, leitet sie, bestätigt sie. Auf ihm ruht die formelle Einheit des Konzils. Mit ihm vereint steht das Konzil einigermaßen über dem Papst; aber schließlich steht das Haupt innerhalb des Organismus doch wieder diesem vor. Außerhalb des Konzils aber ist der Papst für sich der permanente infallible Inhaber der höchsten Lehrgewalt, der Träger der kirchlichen Souveränität. Dafür führt de Maistre nun die Zeugnisse aller Jahrhunderte an, des Orients und Occidents, das widerwillige Zeugnis der Jansenisten und Gallikaner, bisher wenig bekannte Zeugnisse der Griechen und Russen und sehr vielsagende Tatsachen der Kirchengeschichte. Die wichtigsten Einwürfe werden schlagend zurückgewiesen, jener aus der sog. Honoriusfrage mit einer für jene Zeit glänzenden Erudition. Mit durchschlagendem Erfolg führt er gegen Bossuet die Centuriatoren ins Feld. Ein herrlicher Exkurs über die lateinische Kirchensprache, diese „Sprache der Zivilisation", schließt das erste Buch.

Im zweiten legt de Maistre das Verhältnis des Papsttums zu den weltlichen Souveränitäten dar. Die Unabhängigkeit der staatlichen Gewalt innerhalb ihrer natürlichen Grenzen erkennt er unumwunden an, und es ist eine bloße Flunkerei, wenn man sein System als mittelalterliche Theokratie verschreit. Schlagend weist er aber nach, daß die Staatsgewalt im Papsttum die sicherste Stütze zugleich und in sittlich-religiöser wie politischer Hinsicht das heilsamste Gegengewicht findet; daß die mittelalterlichen Kämpfe der Päpste gegen die Kaiser nur die höchsten sozialen Güter, wie die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Ehe, die Sittlichkeit des Klerus, die Unabhängigkeit der kirchlichen Satzungen und die berechtigte Freiheit der Völker zum Ziele hatten. Die schiedsrichterliche Gewalt, welche die mittelalterliche Gesellschaft dem Papste über die Völker zusprach, leitet er aus geschichtlichen Ursachen ab, er läßt die Frage offen, ob sie ihm kraft göttlichen Rechtes zukomme, und macht keinen Versuch, das Staatsrecht des Mittelalters in die Neuzeit zu übertragen. Aber mit gutem Grund verspottet er die lächerliche Furcht der Imperialisten, welche heute noch vor der Papalgewalt zittern und wider ihre Übermacht toben. „Wie blind sind wir", sagt er[1], „der Papst entbindet nicht mehr vom Eide der Treue, aber die Völker entbinden sich selbst davon; sie empören sich; sie setzen die Fürsten ab; sie erdolchen sie; sie lassen sie das Blutgerüst besteigen. — Ja sie tun noch Schlimmeres, ich widerrufe nicht; sie sagen ihnen: ‚Ihr entsprecht uns nicht mehr, packt euch von hinnen!' Sie proklamieren laut die ursprüngliche Souveränität der Völker und das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Ein konstitutionelles Fieber — ich glaube, man kann sich so ausdrücken — hat sich aller Köpfe bemächtigt, und man weiß noch nicht, was dabei herauskommen wird.

[1] L. 2, c. 11 (Oeuvres III 275).

Die Geister, jedes gemeinsamen Mittelpunktes beraubt und in der drohendsten Weise auseinanderstrebend, stimmen nur in einem Punkte zusammen, darin, die Souveränität einzuschränken. Was haben also die Souveräne mit diesen so vielgepriesenen Aufklärungen gewonnen, die sich alle gegen sie richten? Da ist mir der Papst doch lieber!"

Das dritte Buch entwirft ein gedrängtes Bild von den Beziehungen des Papsttums zur Zivilisation und zum Glücke der Völker, seinen Verdiensten um die Ausbreitung des Christentums und um die Garantie der bürgerlichen Freiheit, den sozialen Vorteilen des Zölibats, dem Anteil der Päpste an dem Aufbau der europäischen Monarchien, an der persönlichen Bildung und Hebung der Fürsten, an der Stärkung der souveränen Macht, an der friedlichen Gestaltung der sozialen Verhältnisse. De Maistre berührt sich hier in vielem mit Chateaubriand, aber seine Ausführungen sind weit gehaltvoller und tiefer. Ein Blick auf Rußland und den Orient leitet zum vierten Buch über, in welchem speziell die Beziehungen des Papsttums zu den sog. schismatischen Kirchen zur Sprache kommen. Ursprung, Entwicklung und gegenwärtige Lage derselben sind auf Grund sorgfältiger Studien, teilweise persönlicher Beobachtung geschildert, ihre Verwandtschaft mit dem Protestantismus wie ihre Verschiedenheit von demselben klargelegt, ihre doktrinellen Ausflüchte zurückgewiesen, der Unionsgedanke nach allen Seiten neu belebt. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß de Maistre hier den ihm persönlich befreundeten Zaren im Auge hatte. Wie nie seit vielen Jahrhunderten hatten die Napoleonischen Kriege Ost- und Westeuropa einander nahegerückt, und der begeisterte Apologet der Kirche erblickte in der Rückkehr der Getrennten mit Recht den vollsten Sieg über die Revolution, während die heilige Allianz ihm nur als eine trügerische Illusion über die fortdauernde innere Zersplitterung und den weiteren religiösen und inneren Verfall der europäischen Völker erschien.

Das Schlußwort des Werkes gehört zu den schönsten Monumenten französischer Beredsamkeit, zu dem Schönsten, was je über Papsttum und Kirche gesagt worden ist. Er drängt hier in hinreißender Glut alles zusammen, um Protestanten und Schismatiker zur Wiedervereinigung mit der Kirche zu gewinnen, „der unsterblichen Mutter der Wissenschaft und der Heiligkeit" [1].

Ein fünftes Buch, welches das Werk nach dem ursprünglichen Plane noch enthalten sollte, zweigte de Maistre als eigene Schrift von demselben ab: „Die Gallikanische Kirche in ihrer Beziehung zu dem Papst". Das Vorwort ist vom August 1820. Obwohl sonst ein begeisterter Verehrer Bossuets, dessen Vorzügen er von allen französischen Schriftstellern am nächsten

[1] Oeuvres IV 68—99.

kommt, sagt er sich hier in einem höchst wesentlichen Punkte von ihm los, und zwar in demjenigen, der Bossuets Größe, Einheit und Folgerichtigkeit eigentlich allein beeinträchtigt, seiner schiefen Stellung zum päpstlichen Primat. Der Ursache des Gallikanismus nachgehend, hat de Maistre auch seinen Vorläufer, den Jansenismus, in den Rahmen seiner Betrachtungen gezogen und an ihm eine strenge, aber gerechte Kritik geübt. Er war der erste, der mit rücksichtsloser Hand die schwindlerische Lobesassekuranz durchbrach, mit welcher Jansenisten, Protestanten und Ungläubige vereint Port-Royal auf Kosten der Kirche, besonders der Jesuiten, zu einem welthistorischen Zentralpunkt der Bildung aufgebauscht hatten. Auch hierin weist er wieder ein Werk des ketzerischen Parteigeistes und der künstlichen Reklame nach, in Bezug auf welche die Jansenisten gewissermaßen als Vorläufer und Lehrer der „Philosophen" betrachtet werden können. In den Resten des Jansenismus und Gallikanismus, welche sich auch nach den großen Weltkatastrophen wieder in Frankreich zu regen begannen, sah de Maistre mit Grund eine der größten Gefahren, welche sich der geistigen Wiedergeburt entgegenstellten. Die berühmte Deklaration von 1682 war nach ihm „das große Anathem, das auf dem französischen Priestertum lastete, der schuldvollste Akt, den es nächst einem formellen Schisma gibt, die fruchtbare Quelle der größten kirchlichen Mißstände, die Ursache der sichtlichen und stufenweisen Erschlaffung des kirchlichen Lebens, eine verhängnisvolle und einzig dastehende Mischung von Stolz und Unbedachtsamkeit, Krankheit und Schwäche, endlich das unglückseligste Beispiel, das in der katholischen Welt den Völkern und den Königen gegeben worden."

Bekannter als durch all diese Schriften ist de Maistre durch „Die Abendunterhaltungen von St Petersburg" geworden, die erst nach seinem Tode erschienen sind, elf Dialoge, welche mit wahrhaft platonischer Feinheit und Anmut der Form den tiefsten religiös-philosophischen Gehalt verbinden. Man hat die Schrift wohl als eine Theodicee bezeichnet. Das ist sie nicht. Sie handelt unmittelbar weder von der Existenz noch von den Eigenschaften noch von der Erkenntnis Gottes, sondern nur von jenen Welträtseln, welche dem Dasein des physischen und moralischen Übels entspringen und welche bloß teilweise aus natürlichem Prinzip, einigermaßen befriedigend nur aus dem Zusammenhang der natürlichen und übernatürlichen Weltordnung, aus den großen Dogmen von der Erbsünde, der wirklichen Sünde, der Erlösung, der solidarischen Verbrüderung der Menschen in Adam und Christus, des Opfers, der stellvertretenden Genugtuung, der Buße und des Ablasses, der providentiellen Führung Gottes in der Menschengeschichte annähernd gelöst oder wenigstens einigermaßen aufgehellt werden können. Nichts hatten Voltaire und die Encyklopädisten so boshaft untergraben und verspottet wie dieses Walten der Providenz, den inneren Zusammenhang der Heils-

ökonomie. Rat- und hilflos stand der Menschengeist nun den ungeheuern Katastrophen gegenüber, welche im Gefolge der Revolution über die Menschheit hereinbrachen. Die Kulturträumereien Voltaires wie die Naturschwärmereien Rousseaus gingen auf in Blut, Krieg, Zerstörung, Not und Jammer. Aus dem Pessimismus heraus zeigt de Maistre den einzigen wirklichen Ausweg an der Hand der altkirchlichen Philosophie und Theologie, aber auch hier wieder nicht in schwerfälligen Ausführungen, sondern im Tone des liebenswürdigsten, geistreichsten Gespräches.

Als schlagfertiger Dialektiker liebt er es, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und so hat er sich den Spaß gegönnt, gleich im Anfang seiner Dialoge die von Rousseaus Unschuld, Natur, Liebe, Philanthropie, Empfindsamkeit wie von Öl und Butter triefenden Zeitgenossen mit einer Lobrede auf den Henker als den wohlbestallten Diener göttlicher und menschlicher Strafgewalt wie auf den Krieg als eine in der Sündhaftigkeit des Menschen wurzelnde, von Gott selbst zugelassene, in ihren Wirkungen heilsame Straf- und Zuchtanstalt aufzuschrecken. Alle philanthropischen Zuckerseelen gerieten darüber in Alarm, alle liberalen Menschenfreunde sahen nur mehr dieses rote Tuch und verschrieen den sardinischen Diplomaten als einen Barbaren, ein reaktionäres Ungeheuer, als den Herold des Henkers, des Krieges und der Inquisition [1]. In vielen Büchern steht er nur so, als die schauerlichste Vogelscheuche der Reaktion, verzeichnet. Die Fülle von Einsicht, Geist, echter Gottes- und Menschenliebe, welche die Schrift durchweht und sie zu einer wahren Trostschrift, einem Heilmittel gegen den modernen Pessimismus gestaltet, haben diese oberflächlichen Kritiker gar nicht bemerkt. Von den herrlichen Exkursen, welche sie enthält, sei nur auf jenen über die Psalmen hingewiesen: da spricht das liebeerfüllteste, gottbegeistertste Dichterherz, aber auch das tiefste Verständnis für Gottes Größe, Gerechtigkeit und Majestät.

Ein anderes nachgelassenes Werk de Maistres schlägt in die Geschichte der Wissenschaft und speziell jene der Philosophie, bedeutet aber zugleich wieder ein Stück Apologetik von einer andern Seite her. Es ist seine „Kritik der Philosophie Bacos". Bei seiner staunenswerten Belesenheit hatte er herausgefunden, daß Baco zu seiner Zeit noch wenig Einfluß ausübte, seinen Weltruhm erst den Encyklopädisten dankte, welche ihn als Bahnbrecher bei jeder Gelegenheit verherrlichten. Eine französische Übersetzung seiner Schriften in 15 Bänden von A. Lasalle (1800—1803) hatte soeben das Publikum wieder auf ihn gelenkt und wurde von den Freigeistern will-

[1] Dagegen hat man freilich auch versucht, mittels einer aus dem Zusammenhang gerissenen Äußerung seiner diplomatischen Korrespondenz ihn als einen „Liberalen" hinzustellen. Vgl. darüber La metempsicosi di Giuseppe de Maistre: Civiltà Cattolica IV, ser. I (1859), 385—402 529—538.

kommen geheißen. De Maistre kannte ihn längst im Original sowie die wichtigste englische Spezialliteratur, die sich mit ihm beschäftigte. Schlagend wies er nach, daß Baco gar nicht der vielgepriesene Bahnbrecher war, daß die Reihe der großen Entdeckungen längst vor ihm begonnen hatte, daß er die großen Entdecker, wie Kopernikus, Tycho, Kepler, Viette, Fermat, Boyle, Hook, Galilei, Descartes u. a. nicht einmal ordentlich kannte und zu würdigen wußte, daß er selbst mit seiner phantasiereichen Methode gar nichts entdeckt hat, sondern in Bezug auf Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Physik, kurz, sämtliche exakten Wissenschaften noch bis über die Ohren in allen Narrheiten der Alchimie und Astrologie befangen war[1]. Nicht im Anschluß an ihn, sondern an die großen Forscher haben sich die Naturwissenschaften zu so hoher Blüte entwickelt. Er selbst hat nur haltlose Faseleien an die Stelle der alten Theodicee, Psychologie und Kosmologie gesetzt, die Metaphysik und die Theologie aus dem organischen Verbande der übrigen Wissenschaften herausgerissen, die Physik willkürlich an die erste Stelle gesetzt und so Einseitigkeit und Verwirrung in allen Wissensgebieten angerichtet. In Schlagfertigkeit und Schärfe, Wissen und Witz gibt de Maistre einem Lessing gar nichts nach. Die Schrift hat heute noch Wert, da neue Forschungen seine Angriffe meist bestätigen, seine Kritik sich gelegentlich auch auf den Kantianismus ausdehnt und lehrreiche Streiflichter auf viele Abwege der modernen Wissenschaft wirft.

Derselbe Mann, der Bacos vielgerühmte Weisheit an seinen eigenen Werken, an den Texten der altgriechischen Philosophie und an den Werken der berühmtesten Physiker zu prüfen im stande war, besaß auch auf dem Gebiete der Geschichte äußerst umfassende Kenntnisse. Die Ergebnisse seiner eingehenden Studien über die spanische Inquisition sind im wesentlichen durch die Leistungen der tüchtigsten Spezialforscher bestätigt worden. In Bezug auf „biblische Chronologie" hat er die Schwindelrechnungen zeitgenössischer Freidenker mit bewundernswertem Scharfsinn zerpflückt und Gesichtspunkte aufgestellt, die heute noch Beachtung verdienen. Ein 1805 in Moskau erschienenes kirchengeschichtliches Werk des Erzbischofs Methodius von Twer besprach er 1812 in einer eingehenden lateinischen Abhandlung, die er dann auch in französischer Sprache veröffentlichte. Ein Muster von feinsinniger Literarkritik ist der Essay, den er über die 1806 erschienene neue Ausgabe der Briefe der Frau de Sévigné schrieb. Noch heute bedeutsam und nicht weniger interessant sind die fünf Briefe, welche er 1810 „über die öffentliche Erziehung in Rußland" an den damaligen Unterrichts-

---

[1] Ganz in demselben Sinn hat sich später auch Liebig über Baco ausgesprochen in der Allgem. Zeitung 1863, Nr 100, Beil. 1649 ff und Nr 306 5059 ff, mit eingehender Begründung seines Urteils.

minister Grafen Rasumowsky richtete und durch welche er dem Jesuitenkolleg in Polozk 1811 die Rechte einer Universität verschaffte.

Noch heute gelesen zu werden verdienen seine Briefe: „An eine protestantische Dame über den Grundsatz, daß ein Ehrenmann nie seine Religion wechselt“ (1809); „An eine russische Dame über die Natur und die Wirkungen des Schismas und über die katholische Einheit“ (1810); „An den Marquis ... über den Stand des Christentums in Europa“ (1819).

Sein „Briefwechsel“, erst lange nach seinem Tode veröffentlicht, hat selbst die schroffsten Gegner seiner religiösen und politischen Grundsätze entwaffnet[1]. Sie gestanden, daß der geniale Polemiker und Publizist nicht bloß einen durchdringenden Verstand besitze, sondern auch ein warmes, fühlendes Herz, nicht bloß den Geistesflug eines Propheten, sondern die Bescheidenheit und Einfalt eines Kindes. Nie sinkt die gerechte Entrüstung des gewaltigen Kämpfers zu düsterem Unmut herab. Sein ätzender Spott trifft nur Leute, die ihn reichlich verdienen; er selbst bleibt bei unbesieglichem, kerngesundem Humor, und die tiefsinnigsten, weittragendsten Weltbetrachtungen wecken in ihm nicht den leisesten Orakelstolz. „Glaube mir“, schreibt er einem Freunde, „was hemmend zwischen den Menschen und Gott tritt, das ist nur der Stolz. Reiße mutig diesen verfluchten Katarakt herunter, und es wird Licht werden!“ Und wenige Jahre vor seinem Tode sagt er in einem Briefe:

„Ich weiß nicht, was das Leben eines Schuftes ist, ich bin es nie gewesen; aber dasjenige eines Ehrenmannes ist abscheulich. Wie wenige Menschen gibt es, deren Hingang über diesen närrischen Planeten mit wahrhaft guten und nützlichen Akten bezeichnet ist! Ich werfe mich vor demjenigen nieder, von dem man sagen kann: Pertransivit benefaciendo; demjenigen, der seinesgleichen unterrichten, trösten, erleichtern konnte; demjenigen, der der Wohltätigkeit große Opfer gebracht; vor den Helden der schweigenden Barmherzigkeit, die sich verbergen und nichts von dieser Welt erwarten. — Aber was ist die Durchschnittszahl der Menschen? und wie viele Tausende gibt es, die sich ohne Schrecken fragen können: Was habe ich auf dieser Welt getan? wodurch habe ich die allgemeine Aufgabe vorangebracht? und was bleibt von mir an Gutem oder an Bösem?“

Der Mann, der so bescheiden von sich dachte, hat eine reiche Spur des Segens hinterlassen, wenn er es auch verschmäht hat, gleich Chateaubriand und andern führenden Geistern seine Ansichten in belletristische Formen einzukleiden. Auch das hat wohltätig gewirkt. Wahrheit und Klarheit haben dabei entschieden gewonnen. Die Belletristik ist dabei nicht zu kurz gekommen.

[1] Longtemps on ne crut avoir dans le comte Joseph de Maistre qu'un homme d'un esprit supérieur et qu'un cerveau de génie, aujourd'hui on est heureux de trouver tout simplement en lui un homme et un coeur. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi IV 165.

Joseph de Maistre hat seinen jüngeren Bruder Xavier (1763—1852) durch freundliche Anregung und verständnisvollen Rat auf diesem Gebiete mächtig gefördert. Nachdem derselbe vergeblich für die Freiheit Savoyens gegen die französische Republik gekämpft, trat er 1792 in russische Dienste und stritt gegen denselben Gegner in Oberitalien. Mit Suworow kam er nach St Petersburg, teilte dessen Ungnade und sah sich genötigt, eine Zeitlang sein Brot als Maler zu verdienen. Sein Bruder verschaffte ihm dann eine Stelle in der russischen Admiralität; in späteren Kämpfen am Kaukasus stieg er bis zum General empor, lebte dann zeitweilig in Neapel und starb endlich hochbetagt in St Petersburg. Er hat nicht viel geschrieben: „Reise in meinem Zimmer herum" (1794)[1], eine humoristische Plauderei; „Der Aussätzige in der Stadt Aosta", ein psychologischer Dialog; „Die Gefangenen am Kaukasus" (1811) und „Das junge Mädchen aus Sibirien" (1825), zwei novellistische Erzählungen; „Nächtliche Reise in meinem Zimmer herum" (1825), wiederum eine humoristische Plauderei. Aber all diese Stücke sind von einer wahrhaft klassischen Anmut und Vollendung, in einem Französisch, das die feinsten französischen Stilisten bewunderten, wie es bisher noch nie ein Ausländer erreicht hatte. Eine Madame Cottin versuchte es, unter Beihilfe von Lamennais „Das junge Mädchen aus Sibirien" zu einem breiteren Roman auszuspinnen; aber ihr Versuch mißglückte und stellte erst recht die feinsinnige Kunst ins volle Licht, mit welcher Xavier de Maistre den rührenden Vorwurf behandelt hat.

Fünftes Kapitel.

Louis de Bonald und Félicité de Lamennais.

Die nachhaltigste Unterstützung fanden die Bestrebungen de Maistres um Neubelebung der katholischen Anschauungen wohl an dem Vicomte Louis-Gabriel-Ambroise de Bonald[2], der, nur einige Monate nach ihm geboren (2. Oktober 1754, auf dem Schlosse Milhau in der Rouergue),

[1] Oeuvres complètes, 3 Bde, Paris 1825; seither zahlreiche Ausgaben, meist in einem Band.

[2] A. de Bonald, Oeuvres complètes, 10 Bde, Paris 1817—1819 (Le Divorce, 1 Bd; Législation primitive, 3 Bde; Recherches philosophiques, 2 Bde; Mélanges littéraires et politiques, 2 Bde; Pensées et Discours, 2 Bde). — Éd. Migne, Paris 1864. — H. de B., Notice sur la vie et les ouvrages de M. le vicomte de Bonald, 1841. — Barbey d'Aurevilly, Les prophètes du passé, 1851. — H. Michel, L'idée de l'État, 1895. — G. Longhaye, Dix-neuvième Siècle I, Paris 1900, 225—272.

ihn noch um 19 Jahre überlebt hat. Er starb erst am 23. November 1840. Einer alten Adelsfamilie entstammt, trat er früh in königliche Dienste und war als Edelgardist beim Tode Ludwigs XV. zugegen. 1785 wurde er Maire seiner Vaterstadt, 1790 Mitglied und bald darauf Präsident der Departementsverwaltung von Avignon. Als Ludwig XVI. die Zivilkonstitution des Klerus unterschrieb, dankte er ab und ging in die Verbannung nach Heidelberg, wo er sich zunächst der Erziehung seiner zwei ältesten Söhne widmete, dann wie de Maistre zu schriftstellern begann. Im selben Jahre, als dieser seine Considérations sur la France in Lausanne veröffentlichte, 1796, ließ er in Konstanz sein Erstlingswerk drucken „Theorie der bürgerlichen und religiösen Gewalt“. Fast die ganze Auflage wurde auf Befehl des Direktoriums aufgefangen und vernichtet. Napoleon las das Werk und wollte es selbst neu auflegen lassen, wenn Bonald einige Veränderungen vornehmen würde; doch ließ sich dieser nicht dazu herbei, und so erschien das Werk erst 1815 zum zweiten Male. Viele seiner Ideen brachte er aber inzwischen durch andere Werke an die Öffentlichkeit: „Analytischer Versuch über die Gesetze der sozialen Ordnung“ (1800); „Die Ehescheidung betrachtet im 19. Jahrhundert“ (1801). „Die ursprüngliche Gesetzgebung“ (Législation primitive 1802). Fast gleichzeitig mit Fontanes und Chateaubriand kam er erst verstohlen nach Paris zurück, arbeitete dann mit ihnen für den Mercure de France. Napoleon suchte ihn für sich zu gewinnen und machte ihn zum Mitglied des Vorstandes der kaiserlichen Universität. Der König von Holland wollte ihn sogar zum Erzieher seines Sohnes haben. Er nahm indes diese Stellung nicht an und ließ sich 1810 nur ungern dazu herbei, in den Universitätsrat zu treten. Durch und durch Legitimist, konnte er sich mit der napoleonischen Herrschaft nie eigentlich versöhnen; er betrachtete sie nur als Vorbereitung zur Wiederherstellung des Königstums. Als diese sich vollzogen, wurde er 1815 von seinem Departement (Aveyron) in die Kammer gewählt, 1823 zum Pair von Frankreich erhoben. In den „Philosophischen Untersuchungen über die ersten Gegenstände unserer moralischen Erkenntnisse“ entwickelt er (1818) seine früheren Theorien weiter. In den Mélanges sammelte er seine einstigen Aufsätze im Mercure. Den europäischen Monarchen widmete er noch in den ersten Monaten des Jahres 1830 seine „Philosophische Demonstration des Konstitutiv-Prinzips der Gesellschaften“. Nachdem die Juli-Revolution 1830 alle seine Hoffnungen zerstört, zog er sich ins Privatleben zurück.

Mit de Maistre ist Bonald nie persönlich zusammengetroffen, sie haben nur brieflich verkehrt. Kurz vor seinem Tode schrieb ihm der sardinische Kanzler: „Ich habe nichts gedacht, was Sie nicht geschrieben haben, und ich habe nichts geschrieben, was Sie nicht gedacht haben.“ Bonald selbst

meint indes, daß diese für ihn schmeichelhaften Bemerkungen beiderseits einige Einschränkungen zulassen. Wie de Maistre ist auch Bonald ein ganzer Mann, ein Charakter aus einem Guß, eine jener ritterlichen Gestalten der alten Schule, welche weder die sog. Philosophie des 18. Jahrhunderts, noch die Revolution, noch alle Triumphe Napoleons in ihrer religiösen Überzeugung, ihrem sittlichen Ernst, ihrer unwandelbaren Königstreue wankend zu machen, ja nur vorübergehend anzukränkeln vermochten. In mancher Hinsicht war Bonald noch schroffer, ernster, unerbittlicher. An universellem Wissen (Sprachen, Geschichte, Naturwissenschaften), Lebendigkeit, Sprachgewandtheit und schriftstellerischer Begabung ist ihm de Maistre weit überlegen. Bonalds Werke gehören der eigentlichen philosophischen und politischen Fachliteratur an. Ernster, breiter, feierlicher und dunkler ist er vielen als ein bedeutenderer Philosoph erschienen; allein de Maistre behauptet durch seine Klarheit und feste Logik auch hier ein entschiedenes Übergewicht. Wie de Maistre eine viel tiefere Einsicht in die modernen Wissenschaften und Staatstheorien verrät, so hat er auch das Verhältnis von Wissen und Glauben durchaus richtig erfaßt und deshalb seiner Staatslehre und Apologetik eine feste rationelle Grundlage gegeben. Bonald dagegen, nicht ganz frei von gallikanischem Anfluge, hat in seinem Übereifer, den Rationalismus zu bekämpfen, Wesen und Aufgabe der menschlichen Vernunft nicht richtig angeschlagen, Staat und Kirche, natürliche und übernatürliche Ordnung, politischen Legitimismus und kirchliche Orthodoxie nicht genug auseinandergehalten und ist dadurch in seinen aprioristischen Betrachtungen und Hypothesen geradezu auf philosophische Irrwege geraten, den sogenannten Traditionalismus. Auf dieser falschen Grundlage zog er Staat und Königtum in die übernatürliche Ordnung hinein und baute ein theokratisches System auf, das weder der Philosophie noch der Theologie der Vorzeit entsprach, noch sich mit den Verhältnissen und Forderungen der Neuzeit vereinen ließ. So herzlich gut er es meinte, hat er damit ein Element des Zwiespalts in die Reihen der Katholiken gebracht, das sehr verhängnisvoll nachwirkte und die Verwirrung mehrte, welche schon der politische Parteistreit unter ihnen angerichtet hatte.

In Bezug auf Darstellung und Stil hat de Bonald bei weitem nicht die geistreiche Lebendigkeit, Frische und Mannigfaltigkeit, welche de Maistre auszeichnet; doch erheben sich seine Ausführungen mitunter zu gewichtigem, oratorischem Schwung, sein Ausdruck aber hat oft ein körniges Gepräge lapidarer Kraft und Kürze.

Der französische Klerus konnte sich während dieser ganzen Zeit nur wenig an der Neubelebung einer christlichen Literatur beteiligen. Wohl kehrten die emigrierten Bischöfe und Priester in Scharen nach ihrer Heimat zurück; aber sie fanden hier alle kirchlichen und religiösen Verhältnisse aufs

tiefste zerrüttet. Alles war ausgeraubt, zerstört, in Trümmern. Überall mußte von Grund aus wieder aufgebaut, mußten Pfarrgemeinden und Bistümer neu organisiert, Schulen und religiöse Institute errichtet, die entweihten Kirchen neu ausgestattet, die Massen aus dem Heidentum wieder zu christlichem Glauben zurückgeführt werden. Dazu ein ständiger Kampf pro aris et focis. Mit der tyrannischen Energie seines Willens wollte Napoleon die wieder erstehende Kirche unter das Joch des Staates beugen. Als die organischen Artikel nicht ausreichten, schritt er mit Gewaltmaßregeln aller Art ein, besetzte den Kirchenstaat, ließ den Papst gefangen nehmen und nach Savona deportieren, suchte ihn 1811 durch ein Nationalkonzil einzuschüchtern, schleppte ihn, obwohl todkrank, 1812 nach Fontainebleau, zwang ihm hier 1813 ein neues Konkordat ab und ließ ihn erst 1814 wieder abreisen, als sein Stern bereits im Sinken, seine Macht gebrochen war.

Kardinal Maury[1], einer der begabtesten Prälaten, Mitglied der Akademie und früher glänzender Redner, selbst dem Redekampf mit Mirabeau gewachsen, spielte in diesen Wirren eine der traurigsten Rollen: die eines Liebedieners des Kaisers in seinem Kampfe gegen den Papst.

Monsgr de Boulogne[2], 1795 bis 1797 Leiter der Annales religieuses, dann tüchtiger Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, 1808 Bischof von Troyes, sollte am 17. Juni 1811 das Nationalkonzil in Paris mit einer Rede eröffnen; da er aber die vom Kaiser geforderte Änderung an seiner Rede nicht vornahm, wurde er in Vincennes eingekerkert und erst durch die Verbündeten befreit. Berühmt wurde er durch seine Trauerrede auf Ludwig XVI. sowie diejenige auf den 1820 ermordeten Herzog von Berry. Noch 1822 trat er in der Pairskammer mit einer trefflichen Rede für das „Gesetz über die Sakrilegien“ ein, und noch 1826, 79 Jahre alt, hielt er einen sog. sermon de charité für die Opfer der Revolution, der in den Ruf verklang: „Frankreich will seinen Gott, Frankreich will seinen König!“ Einer der wackersten Pioniere der religiösen Wiedergeburt war der Abbé Denis-Antoine-Luc de Frayssinous[3], 1765 geb., 1789 als Mitglied der Sulpicianer zum Priester geweiht; 1801 kehrte er nach Saint-Sulpice zurück und lehrte hier einige Zeit Theologie, 1803 aber eröffnete er seine berühmten Konferenzen, die großen Zulauf hatten und ganze Scharen von Ungläubigen

---

[1] Oeuvres choisies du cardinal J. S. Maury, 5 Bde, Paris. — Poujoulat, Le cardinal Maury, 1845. — J. Hergenröther, Kardinal Maury, Würzburg 1878.

[2] Oeuvres complètes, 8 Bde, Paris 1826; seine Predigten übersetzt von Räß und Weiß, 4 Tle, Frankfurt 1830—1837.

[3] Frayssinous, Défense du christianisme, 3 Bde, Paris 1825; Conférences et discours inédits, 2 Bde, 1843. — M. Henrion, Vie de Msgr Frayssinous, 2 Bde, 1844. — Colombet, Étude sur Frayssinous, Lyon 1853.

der Kirche wieder gewannen, bis der Kaiser sie 1809 verbot. Erst 1815 konnte Frayssinous dieselben wieder aufnehmen. Er tat es mit drei Konferenzen, in welchen er die Revolution einer vernichtenden Kritik unterzog, und setzte sie dann mit glänzendem Erfolge bis 1822 fort. 1821 wurde er Almosenier des Königs und Bischof von Hermopolis, 1822 Mitglied der Akademie und Großmeister der Universität, 1824 Pair von Frankreich und Unterrichtsminister. Seine als Défense du christianisme (1825) gesammelten Konferenzen wurden in alle Hauptsprachen Europas übersetzt und bildeten für lange eine der gehaltvollsten und schlagfertigsten apologetischen Schriften gegen den Unglauben und die sog. „Philosophie" der Encyklopädisten. Eine gewisse Einbuße erlitten seine großen Verdienste durch ein Werk, das er, bei Gelegenheit der Konkordatsverhandlungen von 1817, zur Verteidigung des Gallikanismus schrieb. In völlig guter Meinung, wie de Bonald, von alten, mit der Jugenderziehung eingesogenen Vorurteilen mißleitet, trug der ruhmreiche Vorkämpfer des katholischen Glaubens einen Zwist in das katholische Lager hinein, der große Verwirrung stiften und erst am vatikanischen Konzil seinen Austrag finden sollte [1].

Noch viel größere Verwirrung sollte unter den Katholiken ein Priester anrichten, der, bald nach Napoleons Sturz, berufen schien, mit Chateaubriand, de Maistre, de Bonald, einer der erfolgreichsten Führer der katholischen Wiedergeburt zu werden: Hugues-Félicité-Robert de Lamennais [2]. Er war wie Chateaubriand aus Saint-Malo gebürtig, aber 13 Jahre jünger (geb. 19. Juni 1782). Gleich ihm hatte er hauptsächlich durch die Lesung Rousseaus den Glauben verloren, aber viel früher, schon in den Knabenjahren. Erst mit 22 Jahren empfing er die erste heilige Kommunion, nachdem ihn ein älterer Bruder, Vikar in Saint-Malo, seiner völligen religiös-

[1] Les vrais principes de l'Église Gallicane sur le gouvernement ecclésiastique, la papauté, les libertés gallicanes, la promotion des évêques, les trois concordats, et les appels comme d'abus.

[2] Lamennais, Oeuvres complètes, 12 Bde, Paris 1836 1837; 10 Bde, Paris 1844. Nicht enthalten in beiden sind: Amshaspands et Darwands, 1843; Esquisse d'une philosophie, 1841—1846; Mélanges philosophiques et politiques, 1856; Traduction des Évangiles; Traduction de la Divine Comédie, 1855—1858 (posthume). — Correspondance, 2 Bde, 1859; 2 Bde, 1866; Correspondance avec M. de Vitrolles, 1884; Lettres à Montalembert, 1897; Lettres à Benoît d'Azy, 1898. — A. Blaize, Essai biographique sur M. de L., 1857. — Ravaisson, Rapport sur la philosophie en France au XIX^e siècle, 1868. — S. Ropartz, La vie et les oeuvres de Lamennais, 1874. — P. Janet, La philosophie de Lamennais, 1890. — E. Spuller, Lamennais, 1892. — A. Roussel, Lamennais, d'après des documents inédits, 1892. — Mercier S. J., Lamennais d'après sa correspondance et de récents travaux, 1893. — O. Pfülf, Lamennais' Höhe und Sturz, in den „Stimmen aus Maria-Laach" LIV (1898) 45—58 128—151 282—299 375—395. — G. Longhaye, Dix-neuvième Siècle (Paris 1900) I 273—349.

sittlichen Verwilderung entrissen hatte. Mit dem Feuereifer eines Konvertiten griff er nun den Gedanken auf, für die Verteidigung und Neubelebung des katholischen Glaubens einzustehen. Schon vier Jahre später, noch Laie, gab er mit seinem Bruder eine Schrift heraus, welche das Werk an der Wurzel faßte, d. h. bei einer Reform des Klerus, den Gallikanismus, wie ihn Napoleon in den sog. organischen Artikeln zum Konkordat 1801 erneuert hatte, aufs schärfste angriff und zugleich der alten, erblichen Monarchie das Wort redete. Das Werk wurde alsbald konfisziert; aber die beiden Brüder ließen sich dadurch nicht abhalten, den Gallikanismus in einem dreibändigen Werk („Die Überlieferung der Kirche über die Einsetzung der Bischöfe") noch schärfer zu bekämpfen, das erst nach dem Sturze des Kaisers (1814) gedruckt werden konnte. Gemeinschaftlich gaben die zwei Brüder (1809) auch eine Übersetzung der asketischen Schrift Speculum religiosorum des Ludwig Blosius heraus. Während der Hundert Tage wurde Félicité, der bis dahin sein Leben als Mathematiklehrer fristete, nach England verschlagen, wo ihn Abbé Carron dazu bestimmte, in den Priesterstand zu treten. So empfing er denn nach seiner Rückkehr (1816) bereits 34 Jahre alt die Priesterweihe. Zwei Jahre später trat er mit dem ersten Bande eines Werkes heraus, der ihn alsbald zu einer europäischen Berühmtheit machte: das ist sein „Versuch über die Gleichgültigkeit in Religionssachen". Ganz Frankreich widerhallte von seinem Ruhme. Seit Massillon hatte kein Geistlicher mehr einen solchen Eindruck genialer Überlegenheit gemacht. „Es war wie ein Erdbeben unter bleiernem Himmel", schrieb ihm J. de Maistre.

Es zeigte sich hier wieder, was bei den Franzosen die Form, glänzende Sprache, leidenschaftliche Rhetorik vermag. An Gehalt ist der Band gegen die Schriften de Maistres geradezu arm zu nennen. Lamennais bringt im Grunde nur die alten Argumente für die Existenz und für das Bedürfnis einer geoffenbarten Religion; aber er prägt sie gewissermaßen in zündende Flammenschrift:

„Das elendeste Jahrhundert", sagt er, „ist nicht dasjenige, welches sich für den Irrtum begeistert, sondern dasjenige, welches die Wahrheit verachtet.... Wer wird den bleichenden Gebeinen dieses Totenfeldes noch einmal Leben einhauchen? Der Baum des Lebens und der Baum des Todes wachsen inmitten der Völker; diese aber ziehen vorüber, ohne ihr Haupt zu erheben, und greifen nach den Früchten, die ihnen zufällig in die Hand fallen.... Religion, Moral, Ehre, Pflicht, die heiligsten Grundsätze, wie die edelsten Gesinnungen sind nur noch eine Art von Träumerei, schillernde, gaukelnde Phantome, die aus weiter Ferne in der Gedankenwelt auftauchen, einen Augenblick spielend belustigen und dann für immer verschwinden.... Es bedurfte langer und beharrlicher Anstrengungen, eines unerbittlichen Kampfes des Menschen gegen sein Gewissen und seine Vernunft, um zu einer solchen Gleichgültigkeit zu kommen.

„Wer einmal mit gleichem Widerwillen Wahrheit und Irrtum anschaut, sucht mit der Annahme, beide seien nicht zu unterscheiden, sich zu betrügen, nur um beiden

mit gleicher Verachtung zu begegnen; das ist die letzte Stufe geistiger Entartung, auf welche der Mensch herabsinken kann. Impius, cum in profundum venerit, contemnit."

Indem Lamennais zwei Klassen von Menschen ausscheidet: die ausgesprochenen Feinde der Religion, welche keine Indifferenz kennen, und die lauen Katholiken, welche grundsätzlich nicht indifferent sind, stellt er drei Kategorien der Indifferenz auf, auf welche sich alle übrigen zurückführen lassen: den utilitarischen Deismus (Voltaires und der Encyklopädisten), der die Religion nur als Polizeiinstitut betrachtet, um die Masse in Zaume zu halten, den sentimentalen Theismus (Rousseaus), der die Offenbarung leugnet und die Religion in vagem Gefühle aufgehen läßt, und endlich den Protestantismus, der zwar eine Offenbarung annimmt, jedoch über den wesentlichen Inhalt derselben das Privaturteil entscheiden läßt. Der Charakteristik und Widerlegung dieser drei Arten von Indifferentismus ist der erste Teil gewidmet. Im zweiten wendet sich Lamennais gegen den Indifferentismus überhaupt und sucht die Wichtigkeit der Religion mit Rücksicht auf den einzelnen Menschen, die menschliche Gesellschaft und Gott darzutun. Wohin die Menschheit ohne Gott kommt, schildert er in einem erschütternden Gemälde der französischen Revolution, das eine der Glanzstellen des Werkes bildet.

Schon in diesen Ausführungen überspannt der Apologet mitunter den Bogen. Es herrscht in denselben nicht Bossuets ruhige Kraft und Heiterkeit, sondern etwas von Pascals Unruhe und Rousseaus Leidenschaftlichkeit. Die leiseste Unbotmäßigkeit gegen den Apostolischen Stuhl macht er schon zu einem Schisma, die Toleranz zu einer Art Häresie und den Gallikanismus zu einer schlimmeren Art von Protestantismus als diejenigen Luthers und Calvins. In dem Nachweis der Offenbarung folgt er den Anschauungen Bonalds, vermischt das natürliche und übernatürliche Gebiet und setzt die Kraft der natürlichen Vernunft zu sehr herunter. In dem rhetorischen Schwung des Ganzen treten indes diese Übertreibungen nicht so schroff hervor. Die Schrift erreichte ihren Zweck. Wie Chateaubriands Apologie die Gemüter wieder für die Schönheit des Christentums gewann, so rüttelte die seine die Geister aus der dumpfen Gleichgültigkeit empor, welche während der langen Wirren um sich gegriffen hatte und selbst in den Tagen der ersten Restauration die religiösen Fragen in den Hintergrund drängte.

Der zweite Band seines „Essai" brachte (1820) seinen rasch gewonnenen enthusiastischen Bewunderern eine unerwartete Ernüchterung. Der fulminante Redner ward hier zum trockenen Philosophen und trug über die Gewißheit des menschlichen Erkennens und dessen Grundlagen ganz neue, bis dahin unerhörte Ansichten vor. Nach ihm ist nämlich die menschliche Einzelvernunft völlig ohnmächtig und unfähig, zur Gewißheit zu gelangen; die kollektive

menschliche Vernunft dagegen ist eines gewissens Erkennens fähig, der sens commun, die Übereinstimmung aller, in Bezug auf bestimmte Wahrheiten das einzige, sichere Kriterium der Evidenz.

Nur auf der Basis dieses Kriteriums glaubte er den methodischen Zweifel des Descartes völlig überwinden und die Religion durchschlagend verteidigen zu können. Die zwei übrigen Bände des Werkes (1821 und 1823) waren nur dem weiteren Ausbau dieses Systems gewidmet, das er (1822) noch durch eine besondere Défense zu verteidigen suchte. Denn gegen den so viel versprechenden Apologeten erhoben sich jetzt fast sämtliche Seminarien Frankreichs, Saint-Sulpice an der Spitze, und ein Teil des Episkopates. Selbst seine ergebensten Freunde mahnten ihn vom weiteren Verfolgen seiner Theorien ab, und auf den Rat de Maistres gab er das Vorhaben auf, seine Sache in Rom anhängig zu machen.

Zum Glück fügte er sich einstweilen diesen klugen Mahnungen, und so konnte der segensvolle Einfluß seines ersten Auftretens noch geraume Zeit weiter wirken. Wie keiner der bisherigen Apologeten hat er eigentlich Schule gemacht. Eine ganze Schar hervorragender Männer schloß sich ihm an, Gerbet, de Salinis, Rohrbacher, Guéranger, Gaume, Scorbice, de Guérin, de la Gournerie, Sainte-Foi, später auch Lacordaire und Montalembert. Sein Bruder hatte bereits 1817 eine Kongregation für Hebung des Unterrichts und der Volksmissionen gestiftet. Als er selbst sich 1829 mit zahlreichen seiner Anhänger nach dem Landgute La Chesnay zurückzog, verbanden sich beide Gesellschaften und erwählten ihn zu ihrem gemeinsamen Obern. Aus diesem Kreise ging nicht nur seine verdienstvolle Übersetzung der „Nachfolge Christi“ hervor, sondern eine Fülle von Anregungen zur Förderung der katholischen Interessen.

Ein friedliches, harmonisches Zusammenwirken mit andern, wie es sein Bruder trefflich verstand, war jedoch nicht seine Sache. Sein unruhiger Feuergeist drängte nach Neuem und Extremem, nach Kontroverse und Kampf. Von 1818 an verfocht er journalistisch mit Leidenschaftlichkeit die Monarchie, dann immer heftiger den äußersten Royalismus; von 1824 an wandte er sich aber in schroffster, oft gehässiger Weise der Befehdung des Gallikanismus zu, griff in herausfordernder Form den konstitutionellen Parlamentarismus an. Er erntete damit nichts, als daß er gerichtlich bestraft, die gallikanischen Artikel aber auf Anregung des Bischofs Frayssinous erneuert wurden. Hierdurch aufs tiefste erbittert, wandte er sich nun völlig von der Monarchie ab, von der er bis dahin alles Heil erhofft hatte, und warf sich mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit darauf, die kirchliche Freiheit auf demokratischer Grundlage, im Namen des Volkes zu erkämpfen. Gewissensfreiheit, Unterrichtsfreiheit, Preßfreiheit wurden fortan seine Postulate, „Gott und die Freiheit“ sein Losungswort. Die Juli-Revolution hieß er als Befreiung von

einem verhaßten Joch willkommen und gründete noch im September 1830 den „Avenir", dessen Programm darauf hinauslief, Religion und Freiheit zu versöhnen, d. h. die Prinzipien der Kirche mit jenen der Revolution in Einklang zu bringen. Das Blatt wurde schon nach zwei Monaten von der Regierung unterdrückt, die darin enthaltenen Irrtümer 1832 erst von einem Teile des Episkopats, dann vom Papste selbst verurteilt.

Lamennais machte anfänglich Miene, sich zu unterwerfen, und unterschrieb eine Formel, welche ihm der Erzbischof von Paris vorgelegt hatte. Als ihm aber Gregor XVI. in einem eigenen Briefe dazu Glück wünschte, weigerte er sich, ihm dafür zu danken, trat vielmehr im Mai 1834 mit einer Schrift hervor, die über seinen Abfall von der Kirche keinen Zweifel mehr übrig ließ. Es sind die Paroles d'un Croyant, wie Guizot sagte, „Worte eines Gläubigen, der den Glauben abgeschworen hat." [1]

In einer Vision sieht der „Gläubige" das Menschengeschlecht. Söhne eines Vaters sollten sie alle gleich und Brüder sein, sich gegenseitig lieben und helfen, in Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe vereint und glücklich sein. Statt dessen ist die Menschheit in zwei Lager geteilt: Tyrannen und Sklaven. Die Schwachen sind die Beute der Stärkeren; der Militarismus zieht die Starken zu Kriegern auf, um die Schwächeren, ihre Brüder, hinzuschlachten und die Völker in Ketten zu legen. Wie ist das gekommen? Bestochen von den Gewalthabern mit Geld und Gut, Ehre und Ansehen, haben die Priester Christi das Evangelium Christi gefälscht und die Schwachen der Tyrannei der Mächtigen ausgeliefert. So ward die Stadt Satans gegründet, das völlige Widerspiel der Stadt Gottes, welche die Menschheit umfangen sollte. Allen Heuchlern, Blinden und Schwächlingen zum Trotz, muß die Stadt Gottes wieder aufgebaut werden. Wie das geschehen soll, sagt der Prophet nicht; er klagt nur und trauert, predigt Gottesliebe, Menschenliebe. Er verhüllt den leidenschaftlichen Aufschrei der Revolution in apokalyptischen Bildern und biblischen Redewendungen, Visionen und Litaneien. Er setzt, wie Nettement sagt, Christus selbst die Jakobinermütze auf, um mit Rousseau die Menschenrechte zu proklamieren.

Es war für die französische Literatur ein schweres Verhängnis, daß schon 30 Jahre nach Chateaubriands Auftreten der vielversprechendste Apologet der Kirche zum traurigen Überläufer und Verräter an ihr ward. Wohl ist ihm keiner seiner begabten Schüler und Anhänger gefolgt; aber die irrigen Ideen, die sie aus seinen Schriften geschöpft, wirkten in mancherlei Formen und Abstufungen weiter und teilten die Katholiken in zwei entgegengesetzte Richtungen, die sich nur selten im Kampfe gegen Unglauben und Irrtum einmütig zusammenfanden.

[1] Mémoires III 82.

In beiden Lagern hat Lamennais einigermaßen noch bis zu seinem Tode (1854) weitergewirkt, in dem einen durch seine Übersetzung der „Nachfolge Christi", die als klassische immer und immer neu aufgelegt wurde, sowie durch die begeisterte Liebe zur Kirche, die aus seinen ersten Schriften sprach, in dem andern aber durch die nicht minder zündende Beredsamkeit, mit welcher er die Ideen der Revolution mit jenen des Christentums verquickte. Alles Erdenkliche wurde aufgeboten, um ihn wieder zu gewinnen, doch vergeblich. In seiner Verbitterung warf er sich dem zügellosesten Radikalismus in die Arme und zog sich durch seine leidenschaftlichen Pamphlete[1] selbst gerichtliche Verfolgung und ein Jahr Kerkerhaft zu. Denn die roteste Revolution war ihm jetzt kaum mehr rot genug, und die tollsten kommunistischen und sozialistischen Träumereien griff er mit wahrem Heißhunger auf.

In ruhigeren Stunden versuchte er, seinen Grundirrtum von der allgemeinen und ununterbrochenen Überlieferung des Menschengeschlechts als dem letzten Wahrheits- und Gewißheitskriterium — diesmal ohne Rücksicht auf die kirchliche Überlieferung — zu einem abgeschlossenen System zu entwickeln. Diese „Skizze einer Philosophie" in vier Bänden (1841—1846) machte als Novität zeitweilig viel Aufsehen, gewann indes wenig Anhänger, sondern förderte nur die Verbreitung der verschwommenen pantheistischen und rationalistischen Ideen, von welchen sie durchtränkt war. Größeren Anklang fand ein Bruchstück dieses Werkes „Das Schöne und die Kunst", das er separat erscheinen ließ, und in welchem die Schönheit seiner Sprache und der ideale Schwung seiner Gedankenflüge besser zur Geltung kam. Als Seitenstück zu seiner „Nachfolge Christi" veröffentlichte er 1846 eine Übersetzung der „Evangelien" mit Anmerkungen und Betrachtungen, welche dieselben zu einem Trostbüchlein für Kommunisten und rote Republikaner verzerrten.

Mit wahrem Jubel begrüßte er die Februarrevolution von 1848, ließ sich in die konstituierende Versammlung wählen und nahm seinen Sitz bei der „Berg"-Partei, arbeitete selbst einen Verfassungsentwurf aus und erhoffte die Verwirklichung seiner Träumereien von einer christlichen Demokratie. Allein Christentum und Demokratie fanden sich auch diesmal nicht zusammen. Der Staatsstreich machte seine letzten Hoffnungen zu nichte. Enttäuscht und geistig gebrochen zog er sich nach La Chesnay zurück, wo er seine letzte Lebens- und Arbeitszeit auf eine Prosa-Übersetzung der Divina Commedia verwandte, aber jede Aussöhnung mit der Kirche verstockt zurückwies.

[1] Affaires de Rome, 1836. — Le Livre du peuple, 1837. — De l'esclavage moderne, 1837. — Politique à l'usage du peuple, 1839. — Le pays et le gouvernement, 1840.

[2] De l'Art et du Beau, par F. Lamennais. Tiré du 3e volume de l'Esquisse d'une philosophie, Paris 1872.

Sechstes Kapitel.

Lamartine.

Fast zwei Jahrzehnte vergingen, bis endlich ein bedeutenderer Dichter das Programm zu verwirklichen versprach, das Chateaubriand der christlichen Dichtkunst gegeben hatte. Die Ermordung des Herzogs von Berry hatte eben blitzartig den fanatischen Haß beleuchtet, der die kaum zurückgekehrten Bourbonen verfolgte und die Regierung auf schroffere reaktionäre Pfade drängte, als im März 1820 ein kleines Bändchen lyrischer Gedichte mehr Aufsehen machte als alles, was seit dem Génie du Christianisme erschienen war. Es enthielt nur 26 Stücke auf kaum etwas mehr als 100 Seiten. Der Titel lautete Méditations poétiques; der Name des Verfassers war nicht genannt. Aber die winzige Sammlung rief einen wahren Sturm der Bewunderung, der Begeisterung hervor. Noch 45 Jahre später schrieb Sainte-Beuve von diesem unerhörten Erfolg: „Nein, diejenigen, die nicht selbst Zeugen gewesen sind, können sich keine Vorstellung von dem wahren, begründeten, unauslöschlichen Eindruck machen, welchen die Zeitgenossen von diesen ersten „Meditationen“ empfingen ... Von einer trockenen, magern, armseligen Poesie, die kaum von Zeit zu Zeit noch einen kleinen Atemzug tat, war das ein urplötzlicher Übergang zu einer reichen, wahrhaft innerlichen, überströmenden, erhabenen, ganz göttlichen Poesie ... Von einem Tage zum andern hatte man Licht und Klima, ja den Olymp selbst gewechselt; es war eine Offenbarung. Da ist unser aller Ausgangspunkt.“ Mochten die älteren griesgrämigen Voltairianer dagegen murren, die Jugend jauchzte dem jungen Dichter zu. Innerhalb vier Jahren wurden 45,000 Exemplare abgesetzt.

Dem alten Talleyrand verursachte das Büchlein eine schlaflose Nacht. Die ganze Regierung kam in Bewegung. Der Minister des Innern beschenkte den Verfasser mit einer ganzen Bibliothek, der Minister des Äußern ernannte ihn zum Gesandtschafts-Attaché in Neapel. Der König wies ihm eine Pension an. Seine Vermählung mit der kürzlich katholisch gewordenen ebenso reichen als schönen Engländerin Elise Birch, die bis dahin von allen Seiten auf Schwierigkeiten gestoßen war, wurde alsbald von jedermann gewünscht. Ruhm, Liebe, Geld krönte den Dichter, der, noch eben ein verabschiedeter Offizier und unbekannter Träumer, einige Wochen später als Neuvermählter und angesehener Diplomat nach Italien zog.

Alphonse Maria-Louis Prat de Lamartine[1] hieß der Glückliche. Er war 1790 zu Mâcon geboren, also 30 Jahre alt. Sein Vater, einer alten

[1] **Lamartine**, Oeuvres complètes, 13 Bde, Paris 1840; 8 Bde (nur Oeuvres poètiques und Voyage en Orient), 1845—1849; 40 Bde, 1860—1863

Adelsfamilie angehörig, hatte als Offizier treu zu König und Königtum gehalten, war in den Schreckenstagen eingekerkert worden und der Guillotine nur durch den Sturz Robespierres entgangen. Seitdem lebte er als schlichter Landedelmann auf seinen Gütern in Milly, deren idyllischer Zauber als Jugenderinnerung immer und immer wieder in des Dichters Werken wiederklingt. Die Liebe und Frömmigkeit einer zartfühlenden Mutter verklärte das früh erwachte Naturgefühl des Knaben mit höherer Weihe. In Lyon, dann in Belley bei den sog. Pères de la foi genoß er eine sorgfältige Erziehung. Schon mit 17 Jahren kehrte er indes zu den Seinigen zurück und vertändelte die nächste Zeit in behaglichem Nichtstun, bunter Lektüre und verliebten Träumereien, die seinen Charakter verweichlichten, seine edeln, hohen Anschauungen mit skeptischen Anwandlungen und ungesunder Melancholie durchkreuzten. Von einer Reise nach Italien (1812) kam er nicht geistig gehoben, gestärkt, mit weiterem Künstlerblick, sondern als ein noch weichlicherer Liebespoet zurück. Er hatte schon zuvor Racine und Tasso schätzen gelernt, aber noch früher gerade wie Goethe und Chateaubriand für den Pseudo-Ossian geschwärmt und sich in die krankhafte Traumwelt Renés hineingelebt. Der mächtige Eindruck, welchen Chateaubriands andere Werke auf ihn machten, wurde teilweise durch seine nähere Bekanntschaft mit Voltaire, Rousseau und Parny gelähmt. Nur Lafontaine stieß ihn merkwürdigerweise ab. Bei der Rückkehr der Bourbonen trat er unter die königlichen Musketiere ein; doch schon die Herrschaft der Hundert Tage nötigte ihn zum Exil, und nun begann abermals ein untätiges Traumleben, das ihn in eine krankhafte, hoffnungslose Liebe verwickelte. So wenig sein Liebesverhältnis die Sonde einer ernsteren Kritik verträgt, so schön und ergreifend sind die lyrischen Klänge, welche demselben entsproßten. Sie zählen zu jenen Stücken der „Meditationen“, die am meisten und am längsten bewundert wurden,

---

(ohne die Korrespondenz und den Cours familier de littérature). — Confidences, 1849. — Nouvelles confidences, 1851. — Mémoires inédits, 1870. — Correspondance, 1873—1875, 2. éd. 1881 1882. — Die „Méditations“, deutsch von G. Schwab, Stuttgart 1826; „Jocelyn“, deutsch von J. Bernhard, Hamburg 1880; Gesammelte Werke, übers. von Herwegh, 30 Bde, Stuttgart 1839 bis 1853. — Biographien von Pelletan, 1869; Ch. de Mazade, 1870; E. Ollivier, 1874; Ch. de Pomairols, 1889; E. Deschanel, 1893. — V. de Laprade, Le sentiment de la nature chez les modernes, 1868. — É. Legouvé, Soixante ans de souvenirs, 1876. — Ch. Alexandre, Souvenirs de Lamartine, 1884. — Brunetière, La poésie de Lamartine: Revue des Deux Mondes, 3. pér. LXXVI (1886) 931—944. — Chamborand de Périssac, Lamartine inconnu, 1891. — F. de Reyssié, La jeunesse de Lamartine, 1892. — E. M. de Vogüé, Poésie et Vérité: Revue des Deux Mondes, 3. pér. CIX (1892) 444—461. — Zyromski, Lamartine, poète lyrique, 1896. — G. Longhaye, Dix-neuvième Siècle I, Paris 1900, 351—415.

auch dann noch, als biographische Einzelheiten den Zauber derselben dämpften. So melodische Liebesklagen hatte seit Menschengedenken keiner der französischen Dichter gesungen. Und wenn die religiöse Verklärung, die er seiner Liebe gab, auch teilweise auf Illusion beruhte, so war es ihm mit seinem religiösen Idealismus doch ernstlich gemeint, ebenso ernst wie mit dem innigen Naturgefühl, das seine Schilderungen belebte. Es war keine bloße Spielerei, wenn er, trauernd über das Scheitern seiner Paradiesesträume, enttäuscht über die Vergänglichkeit alles irdischen Sehnens und Hoffens, seine Zuflucht in einsamer, stiller Natur suchte, seine Stimmungen und Gefühle in ihren Erscheinungen spiegelte, in ihrer wechselnden Schönheit sich zerstreute und beruhigte, aber wieder nicht wie ein bloßer Landschaftsschwärmer bei ihr stehen blieb, sondern sich von dem Zeitlichen und Vergänglichen zum Ewigen und Unsterblichen erhob, Gott und Unsterblichkeit in den begeistertsten Akkorden besang.

Ein durch und durch katholisches Gepräge, wie die Lieder eines Fray Luis Ponce de León, hat diese religiöse Lyrik allerdings nicht. Das sakramentale Leben der Kirche, das die ganze sichtbare Natur mit dem Walten der Gnade in Verbindung bringt, die ganze Geschichte der Menschheit segnend verklärt, alle Künste in den glorreichen Dienst des Göttlichen zieht, die echt katholische Inkarnation der religiösen Ideen, welche das Geistes- und Gemütsleben des einzelnen in die Gemeinschaft der Heiligen hineinzieht und das gesamte Weltschauspiel wieder im Geschicke des einzelnen erneuert, klingt in Lamartines „Betrachtungen" nur matt, gedämpft, abgeblaßt wider. Die philosophischen Grundgedanken fluten in mächtiger Rhetorik und schwunghaften Versen einher; aber die konkreten, lebensvollen Gestalten jener christlichen Welt bleiben dem Dichter fern, der, zwischen den Wunderwerken der Natur, seinen Blick unmittelbar in die abstrakten Regionen der natürlichen Theodicee richtet, allerdings mit einem Schwung und einer Begeisterung, die aus vollem Herzen quillt und deshalb in tausend Herzen mächtig zündete.

Auch das war indes immerhin eine Tat in einer Zeit, wo selbst der verwaschene Deismus eines Voltaire und die Naturfrömmigkeit eines Rousseau manchem Wissenden schon zu viel war, wo manche mit Holbach und Helvetius nur die Materie als ihre Gottheit verehrten, wo der geniale Lord Byron Gott und der menschlichen Gesellschaft den Krieg erklärte und bald mit lüsternen Phantasiegebilden, bald mit ätzendem Galgenhumor, bald mit titanenartigem Trotz die selbstgeschaffenen Prometheusqualen zu übertäuben suchte. Lamartine hatte in dieser ernsten Zeit den Mut, dem von aller Welt angestaunten, finstern Pessimismus des selbstherrlichen Briten nicht als Polemiker, sondern als teilnehmender, liebevoller Freund mit kindlicher Unbefangenheit entgegenzutreten und ihm die Harmonie und Schönheit der christlichen Weltauffassung zu verkünden. In der zweiten seiner „Meditationen"

(L'homme), die an Lord Byron gerichtet ist, spiegelt sich der Zauber, den der englische Dichter mit seinen riesigen, rätselhaften Dissonanzen auf ihn selbst ausübte:

Toi, dont le monde encore ignore le vrai nom,
Esprit mystérieux, mortel, ange ou démon,
Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!
La nuit est ton séjour, l'horreur est ton domaine.

Dann zeichnet er ihn als den gewaltigen Adler, der einsam in seinem Felsenhorst an der Grenze des ewigen Schnees haust und, von Stürmen umtobt, mit grimmer Lust in den Eingeweiden seines Opfers wühlt.

Et toi, Byron, semblable à ce brigand des airs,
Les cris du désespoir sont tes plus doux concerts.
Le mal est ton spectacle, et l'homme est ta victime.
Ton oeil, comme Satan, a mesuré l'abîme,
Et ton âme, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!
Comme lui, maintenant, régnant dans les ténèbres,
Ton génie invincible éclate en chants funèbres;
Il triomphe, et ta voix, sur un mode infernal,
Chante l'hymne de gloire au sombre dieu du mal.
Mais que sert de lutter contre sa destinée?
Que peut contre le sort la raison mutinée?
Elle n'a, comme l'oeil, un étroit horizon.
Ne porte pas plus loin tes yeux ni la raison:
Hors de là tout nous fuit, tout s'éteint, tout s'efface;
Dans ce cercle borné Dieu t'a marqué ta place.
Comment? pourquoi? qui sait? De ses puissantes mains
Il a laissé tomber le monde et les humains,
Comme il a dans nos champs répandu la poussière,
Ou semé dans les airs la nuit et la lumière;
Il le sait, il suffit: l'univers est à lui,
Et nous n'avons à nous que le jour d'aujourd'hui.
Notre crime est d'être homme et de vouloir connaître:
Ignorer et servir, c'est la loi de notre être.
Byron, ce mot est dur: longtemps j'en ai douté;
Mais pourquoi reculer devant la vérité?
Ton titre devant Dieu, c'est d'être son ouvrage;
De sentir, d'adorer ton divin esclavage;
Dans l'ordre universel, faible atome emporté,
D'unir à ses dessins ta libre volonté,
D'avoir été conçu par son intelligence,
De le glorifier par ta seule existence.
Voilà, voilà ton sort. Ah! loin de l'accuser,
Baise plutôt le joug que tu voulais briser,

Descends du rang des dieux qu'usurpait ton audace;
Tout est bien, tout est bon, tout est grand à sa place;
Aux regards de celui qui fit l'immensité
L'insecte vaut un monde: ils ont autant coûté.

Er gibt dem düstern Sänger des Pessimismus zu, daß dunkle Rätsel und Geheimnisse den Plan der göttlichen Weltordnung für uns umschleiern, daß wir uns selbst ein Rätsel sind. Ja er gesteht ihm, daß er selbst von dem giftigen Kelche des Zweifels getrunken, vergeblich im Reiche der Natur und der Geschichte nach einer Lösung gerungen, überall nur den Triumph des Bösen gefunden, und endlich Gott, den Unfaßbaren und Unbegreiflichen, gelästert habe. Doch es kam ein Tag, wo des Kampfes ein Ende war, die verwegene Lästerung verstummte.

Mais un jour que, plongé dans ma propre infortune,
J'avais lassé le ciel d'une plainte importune,
Une clarté d'en haut dans mon sein descendit,
Me tenta de bénir ce que j'avais maudit;
Et cédant sans combattre au souffle qui m'inspire
L'hymne de la raison s'élança de ma lyre:

Gloire à toi, dans les temps et dans l'éternité,
Éternelle raison, suprême volonté!
Toi, dont l'immensité reconnaît la présence!
Toi, dont chaque matin annonce l'existence!
Ton souffle créateur s'est abaissé sur moi;
Celui qui n'était pas a paru devant toi!
J'ai reconnu ta voix avant de me connaître,
Je me suis élancé jusqu'aux portes de l'être;
Me voici: le néant te salue en naissant;
Me voici: mais que suis-je? un atome pensant.
Qui peut entre nous deux mesurer la distance?
Moi, qui respire en toi ma rapide existence,
À l'insu de moi-même, à ton gré façonné,
Que me tu dois, Seigneur, quand je ne suis pas né?
Rien avant, rien après: gloire à la fin suprême!
Qui tira tout de soi, se doit tout à soi-même.
Jouis, grand artisan, de l'oeuvre de tes mains:
Je suis pour accomplir tes ordres souverains;
Dispose, ordonne, agis; dans les temps, dans l'espace,
Marque-moi pour ta gloire et mon jour et ma place;
Mon être, sans se plaindre et sans t'interroger,
De soi-même, en silence, accourra s'y ranger.
Comme ces globes d'or qui dans les champs du vide
Suivent avec amour ton ombre qui les guide,
Noyé dans la lumière, ou perdu dans la nuit,
Je marcherai comme eux où ton doigt me conduit;
Soit que, choisi par toi pour éclairer les mondes,
Réfléchissant sur eux les feux dont tu m'inondes,

Je m'élance entouré d'esclaves radieux,
Et franchisse d'un pas tout l'abîme des cieux,
Soit que, me reléguant loin, bien loin de ta vue,
Tu ne fasses de moi, créature inconnue,
Qu'un atome oublié sur les bords du néant,
Ou qu'un grain de poussière emporté par le vent,
Glorieux de mon sort, puisqu'il est ton ouvrage,
J'irai, j'irai partout te rendre un même hommage,
Et d'un égal amour accomplissant ta loi,
Jusqu'aux bords du néant murmurer: Gloire à toi!

Ni si haut, ni si bas! simple enfant de la terre,
Mon sort est un problème, et ma fin un mystère;
Je ressemble, Seigneur, au globe de la nuit,
Qui, dans sa route obscure où ton doigt le conduit,
Réfléchit d'un côté les clartés éternelles,
Et de l'autre est plongé dans les ombres mortelles.
L'homme est le point fatal où les deux infinis
Par la toute-puissance ont été réunis.
À tout autre degré, moins malheureux peut-être,
J'eusse été . . . mais je suis ce que je devais être;
J'adore sans la voir ta suprême raison:
Gloire à toi qui m'as fait! ce que tu fais est bon.
Cependant, accablé sous le poids de ma chaîne,
Du néant au tombeau l'adversité m'entraîne;
Je marche dans la nuit par un chemin mauvais,
Ignorant d'où je viens, incertain où je vais.
Et je rappelle en vain ma jeunesse écoulée,
Comme l'eau du torrent dans sa source troublée,
Gloire à toi! Le malheur en naissant m'a choisi:
Comme un jouet vivant ta droite m'a saisi;
J'ai mangé dans les pleurs le pain de ma misère,
Et tu m'as abreuvé des eaux de ta colère.
Gloire à toi! j'ai crié, tu n'as pas répondu;
J'ai jeté sur la terre un regard confondu.
J'ai cherché dans le ciel le jour de ta justice;
Il s'est levé, Seigneur: et c'est pour mon supplice.
Gloire à toi! L'innocence est coupable à tes yeux:
Un seul être, du moins, me restait sous les cieux;
Toi-même de nos jours avais mêlé la trame;
Sa vie était ma vie, et son âme mon âme;
Comme un fruit encore vert du rameau détaché,
Je l'ai vu de mon sein avant l'age arraché!
Ce coup, que tu voulais me rendre plus terrible,
La frappe lentement pour m'être plus sensible;
Dans ses traits expirants, où je lisais mon sort,
J'ai vu lutter ensemble et l'amour et la mort;
J'ai vu dans ses regards la flamme de la vie,
Sous la main du trépas par degrés assoupie,

Se ranimer encore au souffle de l'amour.
Je disais chaque jour: Soleil! encore un jour!
Semblable au criminel qui, plongé dans les ombres,
Et descendu vivant dans les demeures sombres,
Près du dernier flambeau qui doive l'éclairer,
Se penche sur sa lampe et la voit expirer,
Je voulais retenir l'âme qui s'évapore;
Dans son dernier regard je la cherchais encore!
Ce soupir, ô mon Dieu! dans ton sein s'exhala;
Hors du monde avec lui mon espoir s'envola!
Pardonne au désespoir un moment de blasphème,
J'osai . . . je me repens: Gloire au maître suprême!
Il fit l'eau pour couler, l'aquilon pour courir,
Les soleils pour brûler, et l'homme pour souffrir!

„Que j'ai bien accompli cette loi de mon être!
La nature insensible obéit sans connaître;
Moi seul, te découvrant sous la nécessité,
J'immole avec amour ma propre volonté;
Moi seul, je t'obéis avec intelligence;
Moi seul, je me complais dans cette obéissance;
Je jouis de remplir en tout temps, en tout lieu
La loi de ma nature et l'ordre de mon Dieu;
J'adore en mes destins ta sagesse suprême,
J'aime ta volonté dans mes supplices même;
Gloire à toi, gloire à toi! frappe, anéantis-moi!
Tu n'entendras qu'un cri: Gloire à jamais à toi!"

Begeistert fordert er Byron auf, dem Lobliede der Schöpfung zu lauschen und in dasselbe einzustimmen, seinen Genius Gott zu weihen und so zu jener Harmonie zu gelangen, die nur die Wahrheit, die Tugend finden kann.

Courage! enfant déchu d'une race divine,
Tu portes sur ton front ta superbe origine!
Tout homme, en te voyant, reconnaît dans tes yeux
Un rayon éclipsé de la splendeur des cieux!
Roi des chants immortels, reconnais toi-même;
Laisse aux fils de la nuit le doute et le blasphème;
Dédaigne un faux encens qu'on t'offre de si bas:
La gloire ne peut être où la vertu n'est pas,
Viens reprendre ton rang dans ta splendeur première,
Parmi ces purs enfants de gloire et de lumière,
Que d'un souffle choisi Dieu voulut animer,
Et qu'il fit pour chanter, pour croire et pour aimer!

Es liegt keine Spur vor, daß Lord Byron von diesen poetischen Mahnungen Notiz genommen hätte. Er hatte kurz zuvor in Venedig sein

Liebesverhältnis zu der Marquesa Guiccioli angesponnen, die sich noch im Juli 1820 von ihrem Gemahle scheiden ließ. In den nächsten Jahren dichtete er „Marino Falieri", „Sardanapal", „Kain", „Werner" und die letzten zwölf Gesänge seines „Don Juan", die deutlichste Absage an jene Idealwelt, für welche Lamartine ihn zu gewinnen erhofft hatte. Bei der französischen Jugend aber fand Lamartines Idealismus einen mächtigen Widerhall, der noch lange weiterwirkte.

Eine zweite Sammlung Nouvelles méditations poétiques (1823) enthielt wieder einen Kranz der auserlesensten Gedichte (Le passé; Ischia; Sappho; La sagesse; Le poète mourant; Bonaparte; Les étoiles; Les préludes; La liberté; Adieux à la mer; Le crucifix; Chant d'amour), gedankenreicher, schwungvoller als der erste. Manche der elegischen Klänge und ideellen Stimmungen glichen indes einander und den früheren. Man hatte mehr Neuheit und Abwechslung erwartet. Die Aufnahme war keine so begeisterte als das erste Mal. Der Dichter trug sich mit größeren Plänen; aber in den Zerstreuungen seines Diplomatenlebens, bald in Rom, bald in Paris, fand er nicht die nötige Ruhe und Muße. „Der Tod des Sokrates", eine etwas längere Erzählung, trug christliche Anschauungen und Ahnungen in den antiken Stoff hinein, die mit diesem nicht recht stimmten und weder den Freund des Altertums noch den christlichen Theologen befriedigen konnten. Gut gemeint, ideell aufgefaßt war auch das fünfte Buch, das er nach Lord Byrons Tod dessen „Childe Harold" hinzudichtete, eine überschwengliche Verherrlichung von Byrons Fahrt nach Griechenland und seinem Tod zu Missolunghi. Man fühlt, wie sehr sich der englische Dichter auch seiner bemächtigt hatte; aber er dachte selbst zu christlich, um das Gedicht zu einer vollen Apotheose zu gestalten, zu melancholisch-weltschmerzlich, um den früheren Gegensatz zu kraftvollem Ausdruck zu bringen. Gegen den glühenden Farbenzauber des Byronschen Wandergedichts und seiner tönenden Stanzen blassen seine langen Tiraden zu einer graugetönten Zeichnung ab. Doch fehlt es nicht an kraftvollen, packenden Stellen. Eine derselben, eine verächtliche Apostrophe an die modernen Italiener, verwickelte den Dichter sogar in ein Duell mit dem Hauptmann Pepi, der sich und Italien dadurch für beleidigt erklärte.

In einer Epistel an Casimir Delavigne legte Lamartine sehr poetisch (1824) seinen royalistischen Standpunkt dar; der Republikaner antwortete mit versifizierten Geschichtsverdrehungen, Jesuitenfabeln und Freiheitstiraden. Von beiden Seiten reichte man sich indes die Hand zu gegenseitiger Anerkennung auf rein literarischem Gebiete. Auch in dem Feiergesang auf die Krönung Karls X. zu Reims (1825) rief Lamartine, nachdem er die glänzendsten Erinnerungen des Königtums besungen, die Freiheit als Stütze des Thrones und als Hoffnung der Zukunft an:

Viens donc! viens, il est temps, tardive Liberté!
Que ton nom incertain par le ciel adopté,
Avec la vérité, la force et la justice
Du palais de nos Rois orne le frontispice!

Am 1. April 1830 wurde Lamartine in die Akademie aufgenommen. Cuvier hielt die Begrüßungsrede. Bald darauf erschienen die Harmonies poétiques et religieuses, eine dritte lyrische Sammlung, die im großen Publikum abermals nicht so mächtig zündeten als die ersten Meditationen. Man klagte über Eintönigkeit, Vernachlässigung der Form und andere Fehler. Sainte-Beuve und andere anerkannten einen steten Fortschritt in Lamartines Lyrik und stellten die „Harmonien" weit über die „Meditationen", fanden in der scheinbaren Monotonie reizende Abwechslung, innere Vertiefung, mehr Weitblick und Erhabenheit. Er ist sich darin treu geblieben, daß er das Religiöse als das höchste und schönste Gebiet der Dichtkunst pflegte, aber auch darin, daß er, wie die Psalmendichtung des Alten Bundes, das religiöse Gefühl vorwiegend mit dem Naturgefühl verschmolz.

Et moi, Seigneur, aussi, pour chanter tes merveilles,
Tu m'as donné dans l'âme une seconde voix
Plus pure que la voix qui parle à nos oreilles,
Plus forte que les vents, les ondes et les bois!

Les cieux l'appellent Grâce, et les hommes Génie;
C'est un souffle affaibli des bardes d'Israël,
Un écho dans mon sein, qui change en harmonie
Le retentissement de ce monde mortel.

Mais c'est surtout ton nom, ô roi de la nature,
Qui fait vibrer en moi cet instrument divin;
Quand j'invoque ce nom, mon coeur plein de murmure
Résonne comme un temple où l'on chante sans fin.

Das schönste der Sammlung sind gerade diese religiösen Psalmenklänge, deren Würdigung freilich ein frommes, glaubensvolles Gemüt voraussetzt

„Die Anrufung", „Der Hymnus der Nacht", „Morgenhymnus", „Die Lampe des Heiligtums", „Lob Gottes in der Einsamkeit", „An die Christen in der Zeit der Prüfung", „Lied des Kindes beim Erwachen", „Abendhymne in der Kirche" „Eine Träne", „Die Abtei von Vallunbroso".

„Gedanken der Toten", „Das Unendliche am Himmel", „Morgen und Abend" „Schmerzenslied", „Jehovah oder der Gottesgedanke", „Die Eiche", „Die Menschheit", „Die Gottesidee", „Kindheitserinnerungen oder Verborgenes Leben", „Sehnsucht".

„Noch ein Hymnus", „Milly oder die Heimat", „Aufschrei der Seele", „Das Grab einer Mutter", „Warum ist meine Seele betrübt?" „Kinderkantate", „Hymne auf den Tod", „Am ersten Tage des Jahres", „Hymnus des Engels der Erde nach der Zerstörung des Erdballs", „Der Einsame", „Cantilun", „Tod des Jonathas", „Der Heilige Geist".

Ein herrlicher „Hymnus auf Christus" ist Manzoni zugeeignet, dessen Inni sacri wohl nicht ohne Einfluß auf den Dichter geblieben waren und ihn ermutigen mochten, dem ernsten, religiösen Zuge des Herzens zu folgen. Des Gegensatzes zu der herrschenden Zeitströmung ist er sich auch hier bewußt, so unermeßlich hehr auch Christus und das Christentum ihm vorschweben mag.

L'astre qu'à ton berceau le mage vit éclore,
L'étoile qui guida les bergers de l'aurore
Vers le Dieu couronné d'indigence et d'affront,
Répandit sur la terre un jour qui luit encore,
Que chaque âge à son tour reçoit, bénit, adore,
Qui dans la nuit des temps jamais ne s'évapore
Et ne s'éteindra pas, quand les cieux s'éteindront.

Ils disent cependant que cet astre se voile,
Que les clartés du siècle ont vaincu cette étoile;
Que ce monde vieilli n'a plus besoin de toi!
Que la raison est seule immortelle et divine,
Que la rouille des temps a rongé ta doctrine,
Et que de jour en jour de ton temple en ruine
Quelque pierre en tombant déracine ta foi.

In Strophen voll des hinreißendsten Schwunges wird nun der Triumph Christi durch den Lauf der Jahrhunderte, seine unbesiegte Macht und Herrlichkeit geschildert, und das Glaubensbekenntnis des Dichters an die Gottheit des Erlösers klingt, wenn auch umdrängt von den Fluten des modernen Zweifels, in das innige Gebet aus:

Pour moi, soit que ton nom resuscite ou succombe,
O Dieu de mon berceau, sois le Dieu de ma tombe!
Plus la nuit est obscure et plus mes faibles yeux
S'attachent au flambeau qui pâlit dans les cieux!
Et quand l'autel brisé que la foule abandonne
S'écroulerait sur moi! . . . temple que je chéris,
Temple où j'ai tout reçu, temple où j'ai tout appris,
J'embrasserai encore ta dernière colonne,
Dussé-je être écrasé sous tes sacrés débris!

In der Überzahl der eigentlich religiösen Gesänge verschwinden die wenigen weltlichen Natur- und Stimmungsbilder, in welchen der Dichter vorwiegend melancholisch seiner Jugendzeit, früheren Wanderungen und jugendlichen Liebe gedenkt. Man hat ihm schweres Unrecht angetan, indem man diese zarten Liebeselegien als das eigentlich Charakteristische seiner Poesie hervorhob und lächerlich zu machen suchte, seine religiöse Lyrik selbst als gegenstandslose Rhetorik verschrie. Schon das Schlußgedicht Les révolutions macht einen solchen Versuch hinfällig. Nur ein großer Dichter konnte in Flammenzügen ein so großartiges Weltbild des christlichen Fortschrittes ent-

werfen. Hätte er, wie Byron, der Revolution gehuldigt, so wäre es als ein Triumph des Genies verherrlicht worden.

Nach der Juli-Revolution 1830 trat Lamartine aus dem diplomatischen Dienste, der ihm ebenso angenehme als anregende Jahre in Florenz verschafft hatte und ihm nicht weniger anregende in Athen versprochen hätte. Er konnte sich aber ebensowenig wie Chateaubriand mit dem Bürgerkönigtum befreunden. Obwohl in verschwommener Weise, ähnlich wie Lamennais von den Ideen der Volkssouveränität, der Freiheit und des Fortschritts eingenommen und bemüht, dem Wahlspruch der Revolution „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" eine urchristliche Deutung zu geben, hatte er bis dahin zur streng legitimistischen Partei gestanden; nach deren Fall hielt er die Sache des Königtums überhaupt für aussichtslos und begann von einer republikanischen Zukunft zu träumen. Durch eine längere Orientreise (Juli 1832 bis Herbst 1834) entzog er sich dem Schauplatz des französischen Parteilebens und suchte Stoff und Anregung zu irgend einem großen poetischen Werke. Der Ertrag der Reise war jedoch nur ein eilfertig hingeworfenes, später nicht weiter durchgearbeitetes Skizzenbuch (Impressions, Pensées et Paysages pendant un voyage en Orient ou Notes d'un voyageur, 1835), das manches Schöne und Fesselnde enthält, aber seither durch eine Menge ähnlicher Reisebeschreibungen überholt ist. Er eilte mit der Ausgabe, weil die Reise, die er fast mit fürstlichem Aufwand gemacht, schweres Geld gekostet hatte und er sich möglichst bald aus den Schulden herausschreiben wollte. Unter ähnlichem Druck veröffentlichte er bereits 1836 die längere epische Dichtung „Jocelyn", die er sich ursprünglich als Teil eines großen Weltgedichtes gedacht hatte.

Bei aller Flüchtigkeit zeigen sich in dem neuen Werke wieder die Eigenschaften, mit welchen sich der Dichter einst zuerst die Gemüter eroberte, sein ideeller, zum Erhabenen neigender Lyrismus, sein tiefes Naturgefühl, seine mädchenhaft zarte Auffassung der Liebe, seine an Weltschmerz streifende Melancholie, seine glänzende Naturschilderung und Stimmungsmalerei. Doch sein Publikum hatte sich inzwischen stark geändert, er fast noch mehr. Schon früher nicht recht sattelfest in seinem Katechismus, schwankte er in seiner religiösen Empfindung immer mehr ins Unsichere, Allgemeine, Verschwommene und näherte sich jener dogmenlosen Naturreligion, aus der Rousseaus Savoyischer Vikar hervorgegangen, und die mit der Kirchenlehre in tiefem, wenn auch nicht bewußtem und noch weniger gewolltem Gegensatze stand.

„Jocelyn" ist eine der von lauter Gefühl lebenden Trauerseelen aus dem Stamm der René und Werther. Von wenig begüterter Familie, opfert er seine ersten Liebesträume dem Glücke einer Schwester, indem er ins Priesterseminar tritt, damit ihr das erforderliche Heiratsgut gesichert bleibt. Da studiert er gegen seine Neigung, ohne priesterlichen Beruf, bis die Revolution ausbricht und ihn zur Flucht in die Berge der Dauphiné nötigt.

Von seinem Versteck aus springt er einem von den Sansculotten verfolgten Edelmann bei, der mit seinem Knaben in dieselben Berge flüchtet. Der Vater fällt bei der Verfolgung, der Knabe aber wird von Jocelyn glücklich gerettet und von dem sterbenden Vater seiner Obhut anempfohlen. Zärtliche Freundschaft verbindet bald die beiden; diese wandelt sich aber bald in noch zärtlichere Liebe um, da sich der vermeintliche Knabe als ein Mädchen entpuppt. Ein idyllisches Leben versüßt den beiden die Schrecken des Alpenwinters. Aber der Frühling kommt. Plötzlich wird Jocelyn durch einen Geheimboten in das Gefängnis von Grénoble entboten, wo sein früherer Gönner, der greise Bischof, schmachtet und seiner baldigen Hinrichtung entgegensieht. Um sich die sakramentale Absolution zu verschaffen, hat er Jocelyn kommen lassen und will ihn sofort zum Priester weihen. Dieser weigert sich. Der Priestergreis überhäuft ihn aber mit solchen Anathemen, daß er in Ohnmacht fällt, und — wie er wieder aufsteht und zu sich kommt, da hat er schon die priesterliche Weihe und Würde erhalten; er hört nun den Bischof Beicht und flieht dann wieder in die Berge. Aber mit seinem idyllischen Alpenroman ist es nun aus. Ohne langes Federlesen bricht er mit seiner inniggeliebten Laurence und zwingt sie, seine Einsiedelei zu verlassen. Das Leben beider ist durch die kanonisch ungültige, ja geradezu unmögliche Priesterweihe für immer geknickt. Laurence heiratet einen ungeliebten Mann, entflieht ihm und wird schließlich Straßendirne. Jocelyn erhält nach Beseitigung der Schreckensherrschaft eine Landpfarrei, wo er zwar treu seine äußeren Obliegenheiten erfüllt, aber innerlich verstört seinem einstigen Liebesroman nachträumt. Das Schicksal d. h. der Dichter verhängt noch über ihn ein Zusammentreffen mit der im äußersten Elend sterbenden Geliebten. Sie bereut alles, nur nicht, ihn geliebt zu haben. Er kehrt mit erneuter Qual in seine Pfarrei zurück und predigt hier ein so verwässertes Gefühlschristentum, daß das ganze Gedicht schließlich auf den Index gesetzt wurde. Die Welt ist dadurch nicht sonderlich geschädigt worden. Die Aufgeklärten kehrten sich nicht an das Verbot, weideten sich in wonnigem Entsetzen an den schaurigen Folterqualen des Zölibats und priesen das Gedicht als ein „Idyll, wie die französische Literatur kein zweites aufzuweisen hat". Vernünftigeren Lesern wurden die schönen Naturschilderungen schon durch den unleidlichen Seelenjammer, das Bergesidyll durch die teilweise wahnwitzigen Fiktionen verdorben.

Der Dichter selbst ließ sich leider zu noch abenteuerlicheren Phantasieschöpfungen hinreißen. In seinem unglücklichen Bestreben, die Götter-Maschinerie des antiken Epos durch etwas analoges Christliches zu ersetzen, hatte sich schon Chateaubriand (wie übrigens auch Klopstock und dessen Schule) in die Engelwelt verirrt und daraus phantastische Luftgebilde hervorgeholt, welche mit ihrem Flügelschlag die Leiden und Freuden der Sterblichen bald

fühlen, bald befeuern, bald fördern, bald hemmen sollten. Byron hatte dann den ersten Brudermörder auf die Bühne gebracht und ihn vor dem Tore des kaum geschlossenen Paradieses pessimistische Titanenreden gegen die Gottheit knarren und donnern lassen. In seiner Chute d'un ange (1838) verband Lamartine nun diese beiden Elemente, indem er den Engel Cedar sich in die Kainiten-Tochter Daidha verlieben ließ. Zur Strafe dafür verwandelt ihn Gott in einen Menschen und verurteilt ihn, die Unsterblichkeit, die er um eines Weibes willen preisgegeben, sich tropfenweise in Erdennot und Qual zurückzuerobern. Trotz seiner ursprünglichen Engelnatur ist Cedar dem Leibe nach ein Wilder, eine Art Caliban, der erst zum menschlichen Leben erzogen werden muß. Daidha lehrt ihn nach Rousseauschen Vorstellungen reden und lieben. Das übrige muß dann das Leben tun. Aus Liebe zu der schönen Erdentochter ein Sklave der Kainiten geworden, hütet er deren Herden. Nur verstohlen kann Daidha ihn besuchen. Da sie unvorsichtig das Geheimnis ihrer Liebe verrät, wird Cedar überfallen und gesteinigt. Nur wie durch ein Wunder ruft ihn Daidha mit ihren Liebkosungen wieder ins Leben zurück und rettet ihn fliehend in einen Wald, einen Urwald, noch großartiger und wilder als in Chateaubriands Atala. Da wird sie Mutter der Zwillinge Helle und Sadir. Aber die ganze Familie wird von den Kainiten entdeckt, Cedar in einen Fluß gestürzt, Daidha in einen Hungerturm eingesperrt. Nur eine kleine Öffnung ermöglicht ihr, die beiden Kinder zu stillen. Cedar entgeht mittelst eines Palmenstammes dem Tode, findet die Geliebte in ihrem Hungerturm, befreit sie mit übermenschlicher Anstrengung, besiegt die herbeieilenden Kainiten und flieht abermals. Auf der Flucht werden die zwei Kindlein von einem Adler geraubt. Da klimmen sie die steilen Felsen hinan und finden in dem Adlerhorst das „Urbuch" der Menschheit, das ihnen ein seltsamer Greis erklärt, ein ehrwürdiger Rationalist der Urzeit, der alle Wunderberichte und alle positive Offenbarung für unlautere Schlacken erklärt:

L'intelligence en nous, hors de nous la nature,
Voilà les voix de Dieu; le reste est imposture.

Auch alle menschliche Richter- und Strafgewalt widerspricht den Gesetzen der ewigen Liebe:

„Des Menschen schönste Gabe ist Erbarmen,
Erbarmen, das er selbst vom Himmel hofft;
Er hofft es von dem Bruder, von ihm selbst;
Er hoffet es von dem, der ihn allein
Zu richten und zu strafen die Gewalt hat.
Die richterliche Strafe des Verbrechens
Hat Irrtum oder Rache nur erfunden;
Von Gnade, nicht vom Rechte lebt die Welt."

Die Flüchtlinge gelangen nun in die Stadt der vorsündflutlichen, götzendienerischen Riesen, und nun beginnt ein Schauergemälde, wie es nur selten von einem Dichter entworfen worden ist. In Dantes Hölle weiß man, daß man in der Hölle, unter Verdammten und Teufeln ist. Aber hier treiben dämonische Scheusale in Menschengestalt, in riesigen Freskodimensionen ihr greuliches Spiel noch oben auf der jugendlichen Erde, in Palästen, deren Schmuck die widerlichste Unmenschlichkeit zur Schau stellt. Auf Teppichen von Menschenhaaren, auf Knäueln nackter Sklaven feiern diese Ungeheuer ihre Orgien, bei denen Wein und Blut in Strömen fließt, die greulichste Wollust von ausgesuchter Grausamkeit gewürzt wird. Durch vier- bis fünftausend Verse schleppt der Dichter das unglückliche Heldenpaar und mit ihm den Leser in Blut und Kot, bis endlich Cedar sich den Betrügereien der kupplerischen Lakmi entringt und dem Riesen Afrasiel in rasendem Zweikampf — Widder, Löwe, Eber, Hund, Tiger, alles zugleich — das Herz aus dem Leibe reißt und so die von jenem bedrohte Daidha befreit, worauf dann die übrigen Giganten auseinanderstieben.

Die Geretteten entweichen jetzt in die Sahara. Cedar hat erfahren, was es heißt, Mensch sein und eine Erdentochter lieben. Aber auch in der Einsamkeit der Wüste finden sie kein Glück und kein Heil. Einer der Titanen führt sie irre, und so wird Daidha wahnsinnig vor Schmerz und muß mit ihren Kindern elendiglich verdursten. Da Cedar endlich einen Fluß entdeckt und jubelnd mit einem Labetrunke herbeieilt, da ist es zu spät. Er findet nur mehr Leichen. Er wirft sie auf einen Haufen von Moos und Reisig und sucht in ihrer Mitte den Flammentod.

Wie Chateaubriand, ist auch Lamartine ein Meister der Schilderung. Die idyllischen Bilder des ersten Teils, der Urwald und später die Wüste sind wahre Prachtstücke, eines großen Dichters würdig; allein die Häufung der abenteuerlichsten Greuel verstattet keinen ungestörten Genuß, und die zügellose Phantasie, mit welcher auch die Grundgedanken der Uroffenbarung mißhandelt und verzerrt sind, können ein christliches Gemüt unmöglich befriedigen. Denn das Weltgedicht, zu welchem diese kainitische Urwelt das Präludium bilden sollte, ist nie zu stande gekommen. Noch einmal raffte sich Lamartine (1838) in seinen Recueillements zu einer Art von Liederbuch auf, das aber hinter den früheren Leistungen weit zurückblieb. Dann warf er sich ganz auf die Politik, mit der er schon seit 1830 viel Zeit verloren und seine Geisteskraft zersplittert hatte. In seiner „Geschichte der Girondisten“, die er 1847 vollendete, gab er ein poetisch idealisiertes Bild der großen Revolution und half damit wesentlich die neue Revolution von 1848 heraufbeschwören. Er spielte ein paar Monate während derselben eine der ersten Rollen und erreichte es, nicht ohne Lebensgefahr, mit seiner enthusiastischen Beredsamkeit, daß im entscheidendsten Moment die rote Republik vor der

gemäßigten die Fahne streichen mußte. „Was mich betrifft“, so lauten seine denkwürdigen Worte, „so wird meine Hand nie dieses Dekret unterzeichnen. Bis zum Tode werde ich diese blutige Fahne zurückweisen, und ihr solltet sie noch entschiedener als ich zurückweisen; denn die rote Fahne, welche ihr wieder aufpflanzen wollt, hat nur die Runde um das Marsfeld gemacht, als sie 1791 und 1793 durch das Blut des Volkes geschleppt wurde; die Trikolore aber hat mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit des Vaterlandes die Runde um die Welt gemacht!“

Mit geistreichen Epigrammen und poetischen Fanfaren läßt sich indes auf die Dauer nicht regieren. Ein eigentlicher Staatsmann war Lamartine nicht. Bei der Präsidentenwahl erhielt er kaum etwas über 7000 Stimmen; in die gesetzgebende Versammlung gelangte er 1849 nur durch eine Nachwahl.

Noch 20 Jahre überlebte er seinen poetischen und politischen Ruhm, bemüht, durch eine fieberhafte Schriftstellerei die Schuldenlast zu tilgen, die er sich durch den glänzenden Aufwand seiner Glücksjahre aufgeladen hatte. Es gelang ihm nicht. Selbst eine allgemeine Subskription, die zu seinen Gunsten eröffnet wurde, riß ihn nicht aus der Klemme heraus. Er sah sich schließlich genötigt, eine Pension anzunehmen, welche ihm Kaiser Napoleon, den er einst so eifrig bekämpft hatte, wenige Jahre vor dem eigenen Sturz (1867) zu teil werden ließ. Als der Dichter, fast achtzigjährig, am 28. Februar 1869 in Paris starb, war er von der großen Welt schon fast vergessen; er hatte indes den Glauben seiner Jugend wiedergefunden und schied im Frieden mit Gott und der Kirche.

Die Vielschreiberei seiner letzten Jahre vermochte nicht nur nicht, sein früheres Ansehen wieder zu beleben, sie zerstörte teilweise sogar den Zauber seiner früheren Poesie. Um sich dem veränderten Zeitgeschmack anzuschmiegen und den Wettbewerb mit den neuen Novellisten aufzunehmen, kramte er in persönlichen Romanen „Raphaël“ (1849) und „Graziella“ (1852) wie in seinen Confidences (1849) und seinen Nouvelles Confidences (1851), Wahrheit und Dichtung mischend, allerlei Jugenderinnerungen aus, welche seine Liebesdichtungen aus ihrer idealen Traumwelt in die flache Wirklichkeit herabzogen und ihn mehr als einen widerspruchsvollen, schwächlichen und krankhaften Dandy denn als einen edeln Troubadour erscheinen ließen.

Sein Drama „Toussaint L'Ouverture“ (1850) war reich an schönen Deklamationen, aber kein Drama. In seinen sog. Geschichtswerken Histoire de la Révolution de 1848 (1849), Histoire de la Restauration (1851 bis 1852), Histoire des Constituants (1854), Histoire de la Turquie (1855), Histoire de la Russie (1856) mußte eine glänzende Darstellung sowohl Forschung als Tatsachen ersetzen. In zahllosen Essays behandelt er alle erdenklichen literarischen Themata, Alfieri und Job, Racine und Talma, Boileau und Dante, Musset und Béranger, Homer und David, Mozart und

Petrarca, chinesische und indische Literatur, alles mit viel Geist und idealer Auffassung, aber ohne tieferes, ernsteres Studium. Er drang mit nichts mehr durch. Was er auch verfassen mochte, wurde durch die Leistungen und den Lärm der jüngeren Generation überholt oder überschrieen, obwohl seine früheren Werke noch viel gelesen wurden und die Literatur beeinflußten.

Seinem christlichen Idealismus hat er nie ganz entsagt. Das zeigte die rührende Erzählung: Geneviève, mémoires d'une servante (1851); auch Le Tailleur de pierres de Saint-Point (1851) atmet die Gesinnung und Stimmung seiner glücklicheren Jahre. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß eine spätere Zeit ihn freundlicher beurteilen wird als die französische Gesellschaft, die von 1848 an auf der Bahn der revolutionären Ideen immer weiter fortschritt.

Siebtes Kapitel.

Der doktrinäre Liberalismus. Geschichtschreiber und Philosophen.

Während der Aufbau des kirchlichen Lebens sich unter dem Druck der kaiserlichen Politik nur mühsam vollzog, die politischen Anhänger des „Ancien Régime" wie jene der Revolution gewaltsam daniedergehalten wurden, konnte das höhere Geistesleben naturgemäß nicht zu einem einheitlichen Gepräge gelangen. Unter der scheinbar ruhigen Oberfläche fluteten die verschiedenen Richtungen weiter und kreuzten sich in den mannigfachsten Schattierungen. Nur langsam bildete sich aus denselben jener sog. doktrinäre Liberalismus heraus, der kein festes, einheitliches System bedeutet, sondern nur eine schwankende Vermittlungstheorie, welche die Revolutionsgrundsätze in ihren schlimmsten Folgerungen einzudämmen suchte, aber sie in ihrem Wesen nicht aufgab und darum die christliche Ordnung auf allen Gebieten von neuem befehdete.

Neben den eidweigernden Priestern, die in Masse zurückkehrten und wieder den ganzen und vollen Katechismus lehrten, suchten sich die sog. konstitutionellen Bischöfe und Geistlichen im Amte zu halten und führten die unerquicklichsten Verwicklungen herbei. Von den Revolutionsmännern und „Philosophen", welche die Schreckenszeit überlebt hatten, bewährten viele ein sehr zähes Leben. Der Revolutionsbischof Grégoire wurde noch 1819 in die Kammern gewählt, und als seine Wahl kassiert wurde, lebte er noch zwölf Jahre weiter, bis in die Zeit des Bürgerkönigs hinein. Der einstige Bischof Talleyrand starb erst 1838, nachdem er mit einer Versatilität ohnegleichen sich unter allen Staatsformen und Regierungen in fast unwandelbarem Ansehen behauptet hatte. Der Materialist Garat lebte noch bis 1833.

Die Philosophie des 18. Jahrhunderts starb noch lange nicht aus. Aber ihre Anhänger mußten sich vielfach winden und ducken und etwas Wasser in ihren Wein gießen. Gegen den krassen Materialismus, den Garat an der École Normale vortrug, trat schon der Theosoph Saint-Martin offen und sehr nachdrücklich auf. Cabanis (1757—1808), der sich zum ausgesprochensten Materialismus bekannt hatte, hinterließ eine Schrift, in welcher er deutlich auf die Immaterialität der Seele und die Existenz Gottes zurückkam. Laromiguière (1756—1837), Garats Schüler, spann zwar die materialistische Ideenlehre Condillacs weiter, führte sie aber weniger herausfordernd und aufdringlich aus und ging, in der Auffassung der Reflexion, sogar davon ab. Destutt de Tracy (1754—1836), „der letzte der Ideologen", entwickelte zwar den Sensualismus der Aufklärungsperiode mit erschreckender Folgerichtigkeit, aber auch mit solcher mathematischen Nüchternheit, daß er wenig Anklang fand und sich schließlich ziemlich vereinsamt sah. Der Kommentar, den er zu Montesquieus „Geist der Gesetze" schrieb, bedeutet mehr eine Widerlegung als eine Erklärung. Volney (1757—1820), der Verfasser der religionsfeindlichen „Ruinen", legte zwar in seinen alten Tagen den Freidenker nicht mehr ab, verlegte sich aber hauptsächlich auf Chronologie, Geschichte und Sprachforschung und gönnte sich nur mehr gelegentlich einen Ausfall gegen Bibel und Offenbarung.

Mit diesen Nachzüglern der Encyklopädisten, welche sich zeitweilig in Auteuil zusammenfanden und während der Direktorialzeit „Die Décade" herausgaben, war auch der Historiker Daunou (1761—1840), vor der Revolution Oratorianer, befreundet; er wandte indes seinen rastlosen Fleiß immer ausschließlicher ernster, gediegener Forschung zu und legte sogar Hand mit an, das große Quellenwerk Bouquets weiterzuführen. Ebenso verwertete der vielseitige und sprachenkundige Literaturkenner Fauriel (1772—1844), der dem Kreise von Auteuil angehört hatte, sein Wissen und seinen gewandten Stil nicht in religiös-philosophischem Guerillakrieg, sondern in echt wissenschaftlicher Tätigkeit; geradezu bahnbrechend wurden seine späteren Studien über die Geschichte Südfrankreichs und über die provençalische Literatur. Schroffere Abneigung gegen das wiederauflebende Christentum betätigte dagegen Ginguené (1748—1816) sowohl in Angriffen auf Chateaubriand als auch in der umfangreichen Geschichte der Italienischen Literatur, die er im Anschluß an Tiraboschi verfaßte. Als ein ebenso unversöhnlicher Gegner der katholischen Kirche und des geschichtlichen Königtums bewährte sich ebenfalls der Genfer Simonde de Sismondi (1773—1842), unter dessen zahlreichen Schriften eine dreißigbändige „Geschichte der Franzosen", eine „Literaturgeschichte Süd-Europas" und eine „Geschichte der italienischen Republiken" die bekanntesten sind, sämtlich in nicht ganz tadelfreiem Französisch geschrieben.

Vielverbreitet ist der Irrtum, das Aufblühen der modernen Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, wäre durch die sog. französische Philosophie und durch die aus ihr hervorgegangene Revolution wesentlich hervorgerufen oder wenigstens begünstigt worden[1]. Der Astronom Lalande hatte wohl zeitweilig in Berlin mit der berüchtigten Tafelrunde Friedrichs II. verkehrt, aber nach einem arbeitsamen Gelehrtenleben sich später dem Glauben zugewandt. Auch Lamarck, der vielgefeierte Vorläufer der Entwicklungstheorie, war ein ernster Gelehrter, kein frivoler Kampfhahn im Sinne der Encyklopädisten. Laplace war zwar stark von ihren Ideen angesteckt, wies indes den Materialismus von sich und ließ, als er zum Sterben kam, den Priester rufen. Die Physiker Coulomb und Ampère, die Chemiker Thenard, Chevreuil und Dumas waren überzeugungstreue Katholiken, der große Zoologe und Paläontologe Cuvier ein gläubiger Protestant, der Geologe Elie de Beaumont ein Mann von tiefchristlicher Gesinnung, ebenso der Chemiker Chaptal, der als Minister des Innern unter Napoleon die Anlage der großen Alpenstraßen leitete und sich um Hebung der gewerblichen Technik die größten Verdienste erwarb.

Den ausgezeichneten Physiker Lavoisier brachte der bestialische Haß der Revolutionsmänner am 4. Mai 1794 auf das Schafott. Der Mineraloge Hauy, ein Priester, wurde nur durch den Mut des jugendlichen Geoffroy Saint-Hilaire vor der Guillotine gerettet.

Zu wirklicher Blüte kamen die wissenschaftlichen Institute erst wieder unter Napoleon, als der infernale Haß gegen göttliche und menschliche Autorität ausgetobt hatte. Erst unter ihm gewann die École Normale, deren Gründung durch das Direktorium (1795) nur zu einem mehrmonatlichen vorübergehenden Kurs von Vorlesungen geführt hatte, 1808 feste und bleibende Gestalt. Als Teil des Instituts lebte 1803 auch die Académie des Inscriptions wieder auf und mit ihr der Eifer für die orientalistischen Studien, in welchen Silvester de Sacy und Abel Rémusat sich hervortaten, Männer von ernster, religiöser Gesinnung, die dem revolutionären Treiben völlig fern standen.

Das jüngere Gelehrtengeschlecht, das in der napoleonischen Zeit heranwuchs, stand wohl noch teilweise unter dem Einfluß Voltaires und der Encyklopädisten, sah indes nicht mehr mit unbegrenzter Verehrung zu ihnen auf, hatte nicht mehr die Wut, alle Welt aufzuklären und alles Frühere niederzureißen. Das Studium der Geschichte besonders führte sie allgemach zu einer schärferen Kritik des 18. Jahrhunderts, zu einer gerechteren Würdigung des 17. und schließlich auch zu einer vernünftigeren Auffassung des Mittelalters zurück.

[1] K. A. Kneller S. J., Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft[2], Freiburg i. B. 1904.

Abel Villemain (geb. 1790), schon mit 20 Jahren an der „École Normale" angestellt, verdiente sich seinen ersten akademischen Preis mit einer Lobrede auf Montaigne, den zweiten mit einer Rede über „Vorteile und Nachteile der Kritik", die er am 21. April 1814 vor Kaiser Alexander, Friedrich Wilhelm III. und Häuptern der royalistischen Partei hielt, seinen dritten mit einer Lobrede auf Montesquieu (1816). Dann schrieb er eine Geschichte Cromwells (1819)[1], einen Kommentar zu der von Mai aufgefundenen Schrift Ciceros De republica, eine Monographie über „Laskaris und die gelehrten Griechen des 15. Jahrhunderts", 1827—1830 seinen berühmten „Kursus der französischen Literatur" und das „Bild der Literatur des Mittelalters in Frankreich, Italien, Spanien und England"; endlich versenkte er sich sogar noch mit liebevoller Begeisterung in das „Bild der christlichen Beredsamkeit im 4. Jahrhundert" (1846). Sein Weg geht also von der seichtesten Aufklärung der Voltairianischen Zeit zu Montaigne und dann auf allerlei liberalen Umwegen ins Mittelalter und schließlich zu Basilius und Joh. Chrysostomus zurück. Seine Werke füllen eine Menge Lücken in Chateaubriands genialer Apologetik aus, meist geistreich und mit glänzender Rhetorik, doch nie recht wissenschaftlich gründlich, noch mit jenem vollen, klaren Verständnis der Kirche, wie es nur der Glaube vermitteln kann. Ein gewisser liberaler Sauerteig durchwirkt alle seine Schriften und machte sie seinen gleichgesinnten Zeitgenossen genehm, beeinträchtigte aber ihren inneren Wert und die gesunde Wirkung, die sie hätten erzielen können. Er starb 1870 ausgesöhnt mit der Kirche.

Der nur etwas ältere François Guizot[2] (geb. 1787) war gläubiger Calvinist. Als junger Student der Rechte trat er zu Paris in den Kreis des aufklärerischen Publizisten Suard, der noch mit Abbé Prévost und d'Alembert zusammengewirkt hatte, lernte hier die schriftstellernde Mademoiselle de Meudon kennen, die bald seine Gattin ward, und widmete sich selbst literarischer Tätigkeit. Er unterzog Chateaubriands „Märtyrer" einer scharfen Kritik, gab ein Diktionär der Synonymen heraus und besprach als Kunst-

---

[1] Seine Hauptschriften: Histoire de Cromwell, 2 Bde, 1819; Cours de littérature française, Tableau du XVIII[e] siècle (Vorlesungen von 1827—1829); Tableau de la litt. au moyen-âge, 1830; Lascaris ou les Grecs du XV[e] siècle, 1825; Mélanges, 1823; Nouveaux Mélanges, 1827; Tableau d'éloquence chrétienne au IV[e] siècle, 1846; Souvenirs contemporains, 1853; Essai sur le génie de Pindare, 1853; Histoire de Grégoire VII, (posthume) 1873. — G. Planche, M. Villemain: Revue des Deux Mondes VI (1854) 758—782.

[2] Madame de Witt (née Guizot), Monsieur Guizot dans sa famille et avec ses amis, 1880; Lettres de M. G. à sa famille et à ses amis, 1884. — Jules Simon, Thiers, Guizot, Rémusat, 1885. — Crozals, Guizot, 1893. — Bardoux, Guizot, 1894. — Mazade, Portraits d'histoire morale et politique du temps, 1875. — E. Faguet, Politiques et moralistes au XIX[e] siècle, 1895.

kritiker den Salon von 1810. Schon 1812 ward er aber Professor der Geschichte an der Sorbonne und überwand in ernsten historischen Forschungen völlig den seichten Standpunkt, von dem aus Voltaire das Mittelalter und die Neuzeit betrachtet hatte, wenn er auch dem Walten und Wirken der Kirche nur ein unzureichendes Verständnis entgegenbrachte. Den tollen Baumeistereien und Schwadronagen der Encyklopädisten gegenüber bedeuten seine Geschichtswerke (Cours d'Histoire moderne; Histoire générale de la civilisation en Europe; Histoire de la civilisation en France) eine entschiedene Rückkehr zur gesunden Vernunft, zu einer wirklich objektiven Geschichtsbetrachtung, zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte, wie sie vor der Revolution von den Maurinern und andern katholischen Gelehrten begründet worden war. Als Lehrer suchte er aber auch der Geschichte durch schöne, gewählte Darstellung auf literarischem Gebiete einen ehrenvollen Platz zu sichern. Als Politiker war er für das Repräsentativsystem und erblickte in ihm das einzige Mittel, zwischen einer konservativen Rechtsordnung und den freiheitlichen Wünschen und Forderungen zu vermitteln, welche die Revolution in einem ansehnlichen Teil der französischen Bevölkerung zurückgelassen hatte, und welche während der Restaurationszeit immer mächtiger auftauchten.

So reifte er zu dem halb konservativen, halb liberalen Staatsmann heran[1], der unter Louis Philipp eine der ersten Rollen spielen und den Ausgleich der extremen politischen Parteien versuchen, aber schließlich mit dem Bürgerkönig die alte Erfahrung machen sollte, daß die Revolution mit keinem noch so weiten Zugeständnisse sich ersättigen läßt, die staatserhaltenden Kräfte aber durch dieselben sich nach und nach selber schwächen und untergraben. Als Geschichtschreiber, Redner und Publizist gehört er zu den trefflichsten Prosaikern der neueren Zeit. Die Puristen gestehen ihm allerdings nicht völlige Klassizität zu; die kleinen Inkorrektheiten verschwinden indessen gegen seinen durchweg guten und gewählten Stil. Er besitzt nicht die Anmut, Beweglichkeit, Leidenschaftlichkeit eines in allen Farben schillernden Literaten, noch die hinreißende Wucht der revolutionären Beredsamkeit. Es ist ein ernster, tiefer Denker, der aus ihm spricht, ein klarer, nüchterner Staatsmann, der weiß, was er will, die Dinge mit weitem Blicke mustert, sie nicht nach eigenem Gelüste oder Vorurteil, sondern möglichst objektiv, unpersönlich beurteilt. Für den Mangel an Flitterglanz entschädigt reichlich der volle Gehalt seines klaren Mannesworte, dem es an einer gewissen französischen Lebhaftigkeit und Frische keineswegs gebricht.

---

[1] „Guizot a inventé le parti, le gouvernement et la doctrine du juste-milieu". E. Faguet, Guizot: Revue des Deux Mondes, 3. pér. C (1890) 375—414.

Von England, wohin Guizot 1848 flüchtete, konnte er bereits im folgenden Jahre nach Frankreich zurückkehren und verlebte noch 25 Jahre im Kreise seiner Familie auf seinem Landgute, der ehemaligen Augustinerabtei Val-Richer, unermüdlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis der Tod 1874 den noch geistesfrischen Greis aus diesem Leben abrief. Anfänglich legte er noch in politischen Gelegenheitsschriften seine Ansichten über die Demokratie, über Frankreichs „Enttäuschungen und Hoffnungen" dar, schrieb über „Die Liebe in der Ehe" und über „Wilhelm den Eroberer und Eduard III." [1], dann aber wandte er sich der eigenen reichen Vergangenheit zu, sammelte seine akademischen und politischen Reden und legte in neun Bänden „Memoiren" seine zeitgeschichtlichen Erinnerungen nieder [2]. Als freundlicher Großvater erzählte er seinen Enkeln „Frankreichs Geschichte" [3]; den vierten Band gab nach seinem Tode Madame Cornélis de Witt, seine Tochter, heraus. Seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der christlichen Religion" (1864) [4] bilden ein edles Bekenntnis der Treue und Festigkeit, mit welcher er an den allgemeinen Grundlagen des Christentums, besonders an dem übernatürlichen Charakter der Offenbarung festhielt, aber auch ein Zeugnis der Unklarheit, mit welcher er die katholische Kirche betrachtete, sich von ihr bald mächtig angezogen, bald wieder schroff abgestoßen fühlte, von ihr Heil und Rettung erhoffte, wenn sie nur durch Herabminderung ihrer Autorität und ihrer festen Lehren den Protestanten und der modernen Welt goldene Brücken bauen möchte. So hat er die wachsenden Fortschritte des Unglaubens nicht einzudämmen vermocht, wohl aber auch unter seinen katholischen Freunden und Verehrern viel Unklarheit und Unsicherheit wachgerufen.

Ernstliche geschichtliche Studien führten auch andere bedeutende Männer nach und nach aus den seichten Vorstellungen und Vorurteilen heraus, welche seit Voltaire den größten Teil der höheren Gesellschaft beherrschten. Die Schilderung der Franken in Chateaubriands „Märtyrer" regte 1810 Augustin Thierry (1785—1856) an, sich dem Studium der ältesten französischen Geschichte zu widmen. Er fand bald, daß die alte Schule nicht mehr ausreichte, daß nach einer neuen Methode gearbeitet werden müßte. Er suchte (1820) in seinen „Briefen über die Geschichte Frankreichs" eine

---

[1] De la Démocratie en France, 1849. — Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? 1850. — Cromwell sera-t-il roi? 1852. — Nos mécomptes et nos espérances, 1855. — L'amour dans le mariage, 1855. — Guillaume le Conquérant et Édouard III, 1856.

[2] Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, 9 Bde, 1858—1868. — Discours académiques, 1861. — Histoire parlamentaire de France, 5 Bde, 1863. — Mélanges biographiques et littéraires, 1869.

[3] Histoire de France racontée à mes petits-fils, 4 Bde, 1870—1875.

[4] Méditations sur l'état actuel de la religion chrétienne, 1864.

solche klar zu legen. Nach emsiger Quellenforschung trat er dann (1825) mit seiner „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" hervor. In der Einleitung erhob er sich abermals gegen die encyklopädistische Überlieferung: „Die Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts waren viel zu sehr eingenommen von der Philosophie ihrer Zeit. Zeugen der Fortschritte der mittleren Klasse und Organe ihrer Forderungen gegen die Gesetzgebung und die Anschauungen des Mittelalters, haben sie die alten Zeiten, wo diese Klasse kaum einer bürgerlichen Existenz genoß, nicht kaltblütig ins Auge gefaßt, noch genau beschrieben. Sie haben die Tatsachen mit Verachtung des Rechtes und der Vernunft behandelt; was ganz gut sein mag, um in den Geistern und im Staate eine Revolution hervorzurufen, aber weit weniger gut, um Geschichte zu schreiben." Bei allem guten Willen vermochte er indes selbst nicht, die Abneigung zu überwinden, welche er von Jugend auf gegen die Kirche eingesogen hatte. Den Kampf Heinrichs II. gegen Thomas von Canterbury stellte er völlig falsch dar. Erst weitere Studien klärten ihn über seine eigenen Irrungen auf und führten ihn zu einer vollen Würdigung der Kirche und ihrer historischen Bedeutung. Als sein vollendetstes Werk gelten die „Erzählungen aus der Zeit der Merowinger", die, auf tüchtiger Forschung fußend, zugleich in glänzender, farbenreicher Darstellung gehalten sind. Nüchterner, aber sehr wertvoll ist seine Geschichte des Dritten Standes (Tiers état), eine reiche Dokumentensammlung, deren Ergebnisse eine gründliche Einleitung zusammenfaßt.

Erblindet und gelähmt, aber immer noch geistesfrisch und unermüdlich tätig, kehrte er in seinen letzten Lebensjahren ganz und voll zum katholischen Glauben zurück und tat darüber kurze Zeit vor seinem Tode die folgenden bemerkenswerten Äußerungen:

„Einige begreifen nicht, was geschieht, noch woher, trotz aller Einwürfe und Schwierigkeiten, diese zahlreichen Bekehrungen zur katholischen Kirche kommen. Das ist sehr einfach, der Katholizismus ist eben die Wahrheit. Er ist die wahre Religion des Menschengeschlechts. Die angeblichen philosophischen Einwürfe sind gar nicht philosophisch; im Gegenteil, alle wahre Philosophie aller Zeiten und Orte findet sich in der katholischen Lehre. Alle Wahrheit konzentriert sich hier, und man gerät in dem Maße ins Falsche, als man davon abweicht. Darum ist der Lutheranismus weniger wert als der Anglikanismus, der Calvinismus weniger als der Lutheranismus, der Unitarismus weniger als der Calvinismus und so weiter. Was die Schwierigkeiten betrifft, welche man aus dem gegenwärtigen Stand der religiösen Presse hernimmt, sehe ich nicht ein, weshalb man sich dabei aufhält. Kann ein vernünftiger Mann die Kirche für alle Streitigkeiten verantwortlich machen, die sich in ihrem Schoße zwischen Privatpersonen erheben? — Andere erschrecken gar sehr vor dieser zentralistischen Bewegung, die sich in der Kirche vollzieht, und vor dieser beständigen und immer innigeren Verbindung aller Glieder mit dem Haupte. Aber mir scheint diese Richtung eine providentielle Bewegung der Geschichte zu sein; sie ist übrigens eine natürliche Folge der zunehmenden Einheit der gesamten Erdoberfläche selbst.

Die Einheit der Liturgie z. B. ist ein Teil dieser großen Bewegung. Die wachsende Einigung wird übrigens die Freiheit keineswegs ersticken. Von keiner Seite sehe ich eine stichhaltige Einwendung gegen die katholische Religion. Handelt es sich um die Vorschriften der Kirche, alles ist da gut, vernünftig, heilsam, alles, bis auf die geringsten Übungen; man kann keine unterlassen, ohne daß man es bedauern müßte. Man hat unrecht zu zaudern. Man muß dahin kommen. Die wahre Philosophie, die wahre praktische Weisheit werden mehr und mehr dahin führen." [1]

Sein Bruder, Amédée Thierry (1797—1873), vertiefte sich in die älteste Geschichte Galliens vor und während der Herrschaft der Römer, in die Geschichte Attilas, in die Geschichte des Römischen Weltreichs, und zeichnete endlich in einem schönen Werke die Zeit des hl. Hieronymus und die damalige christliche Gesellschaft in Rom.

An Guizot und die beiden Thierry schloß sich eine ganze Schar von Historikern, welche teils das verschollene und verachtete Mittelalter aus den Archiven und Bibliotheken hervorgruben, teils andere Epochen der Geschichte mit gründlicher und unbefangenerer Auffassung behandelten, als es unter der Herrschaft Voltaires möglich gewesen. Die neue Schule teilte sich in zwei Richtungen, die „Pittoreske", welche mehr die Tatsachen in möglichst lebendiger Weise nach den urkundlichen Vorlagen zu schildern strebte, und die „Philosophische", welche mehr den Ideen und der allgemeinen Charakteristik der Zeitalter nachging. Eine dritte Richtung, welche realistisches Kolorit und dramatische Lebendigkeit mit philosophischer Tiefe zu verbinden suchte, nannte sich die „Symbolische"; die Idee, welche dieselbe beherrscht, ist indes fast immer dieselbe, die Idee des menschlichen Fortschritts, ohne Rücksicht auf die göttliche Vorsehung, Offenbarung und Christentum, wie auf die mannigfaltigen Verschiedenheiten im Völkerleben.

Als der ausgesprochenste Vertreter der „malerischen" Darstellungsweise gilt der Baron Brugières de Barante (1782—1866), der sich durch Walter Scott und dessen Liebling Froissart dazu angeregt fühlte, die Zeiten des späteren Mittelalters in den Quellen selbst vor sich aufleben zu lassen und sie dann in farbiger Schilderung seinen Zeitgenossen mitzuteilen. So entstand seine Geschichte der „Herzöge von Burgund", die 1814 bis 1828 in 13 Bänden erschien, mit dem bezeichnenden Motto Scribitur ad narrandum, non ad probandum. Das Werk hatte den belletristischen Zauber eines Geschichtsromans und bestand glänzend den Wettkampf mit „Quentin Durward". Als Barante 30 Jahre später, nach einer langen politischen und diplomatischen Laufbahn, mit dem Motto Iusque datum sceleri in ernsterer, strengerer Weise die „Geschichte des Nationalkonvents" (1851) und die „Geschichte des Direktoriums" (1855) schrieb, ward ihm

[1] Lettre à Msgr l'Archevêque de Paris par le P. Gratry, 23 Juin 1853, bei H. Chérot, La conversion d'Augustin Thierry, Paris 1895, 69.

kein so glänzender Erfolg zu teil. Auch Michaud (1767—1839), der Geschichtschreiber der „Kreuzzüge“, schöpfte seine erste Anregung aus einer belletristischen Arbeit, war aber mehr nüchterner, fleißiger Forscher als dichterischer Stilist, und wenn sein Werk begeisternd wirkte, so ist es mehr dem Stoff als seiner Darstellung zuzuschreiben. Ins Übermaß ist dagegen das phantastische und koloristische Element bei Jules Michelet (1798 bis 1874) gediehen, dessen erste Arbeiten (Tableau chronologique de l'histoire moderne, 1825; Principes de philosophie de l'histoire, nach Vico, 1827) noch in die Zeit der Restauration fallen, dessen Hauptwirksamkeit sich aber erst später entfaltete.

Mehr philosophisch angelegt war François Mignet (1796—1884), der seine Gelehrtenlaufbahn mit einer „Lobrede auf Karl VII.“ (1820) und einem Essay über „Die Institutionen des hl. Ludwig“ begann. Schon drei Jahre später (1824) trat er als Geschichtschreiber der „Revolution“ auf, und zwar mit einer Pragmatik, welche den Parteikampf jener Tage in die geschichtlichen Erinnerungen hineintrug und mächtig dazu anfeuerte, das wiederaufgelebte „Ancien Régime“ durch eine neue Revolution zu unterdrücken. Auch später ist er ein Anhänger der liberalen Anschauungen geblieben, doch hat er als unermüdlicher Archivar und Forscher sich von den politischen Kämpfen mehr und mehr in die eigentlich wissenschaftliche Untersuchung zurückgezogen. Durch und durch Staatsmann und Politiker ist dagegen Adolphe Thiers in seinem langen Leben (1797—1877) auch als Historiker geblieben. Die ersten zwei Bände seiner „Geschichte der französischen Revolution“ sind 1823 erschienen. Von den großen Errungenschaften erfüllt, welche er ihr zuschrieb, betrachtete er ihre Exzesse mit der stoischen Ruhe eines altrömischen Republikaners, gewann selbst ihren abstoßenden Koryphäen eine gewisse Sympathie ab, ging über ihre Fehler und Verbrechen schonend hinweg und half so mit, die Geister zu einer neuen Revolution heranreifen zu lassen. Sie kam und brachte ihn selbst für zwei Jahrzehnte in den Strudel der aktuellen Politik. Dann erst konnte sich der Historiker wieder sammeln und in der „Geschichte des Konsulats“ und in der „Geschichte des Kaiserreichs“ sich und Frankreich ein Denkmal errichten, das, weit umfangreicher, auch mehr Reife und Tiefe verrät[1].

Es ist ihm wohl kaum ein Vorwurf erspart geblieben, der einen Historiker treffen kann: Ungenauigkeit, Lückenhaftigkeit, Weitschweifigkeit, Oberflächlichkeit, ebenso bewußte Unredlichkeit, Parteilichkeit und Schönfärberei, auch persönliche Eitelkeit und Selbstsucht. All diese Vorwürfe bedürfen indes großer Einschränkung. Jeder kann sich leicht überzeugen, daß er mit der

[1] Vgl. die Artikelserie von Ch. de Mazade über Thiers in der Revue des Deux Mondes 1880—1882.

geistvollen Lebendigkeit des französischen Naturells ein überaus scharfes, staatsmännisches Urteil verbindet, daß er große Stoffmassen mit genialem Blick beherrscht, verworrene Fragen mit seltener Klarheit entwirrt, Charaktere, Unterhandlungen, Kriege, Schlachten, soziale und politische Verhältnisse meisterlich und fesselnd zu beschreiben weiß, von mächtiger nationaler Begeisterung getragen ein Bild der napoleonischen Zeit gewährt, das zwar in vielen Einzelheiten der Korrektur bedarf, aber doch als Ganzes ein lebendiger Widerschein wirklicher Geschichte ist. Es lebt in ihm etwas von dem mächtigen Zauber der alten Historiker, den keine aktenmäßige Forschung ganz zu zerstören vermag. Und wenn er auch die Bedeutung des Papsttums und der Kirche nicht völlig zu würdigen verstand, so lese man nur seine Darstellung von der Notwendigkeit der Wiedereinführung des Christentums, und man wird finden, daß auch ihn ein bedeutender Abstand von den Philosophen des 18. Jahrhunderts trennt. Auch sonst legt er gegen die katholische Kirche weit weniger Befangenheit und Abneigung an den Tag, als etwa Ranke.

Abermals war es eine falsche Philosophie, welche die günstige Einwirkung einer richtigeren Geschichtsauffassung durchkreuzte, hemmte und die Geister in die Irre führte. Ihr Bannerträger ist Victor Cousin[1] (1792 bis 1867), der schon 1815 an der Stelle seines Lehrers Royer-Collard, Professor der Philosophie an der Sorbonne wurde. Wie dieser (von 1811 bis 1815) trug auch er die Erkenntnislehre der Schottischen Schule (Reid usw.) vor und bekämpfte von ihrem Standpunkt aus den materialistischen Sensualismus Condillacs. Wegen seines politischen Liberalismus verlor er indes unter der Restauration sein ehrenvolles Amt und blieb für längere Zeit an Privatunterricht und Schriftstellerei gewiesen. Er gab Proklus und Descartes heraus und begann eine meisterliche Übersetzung des Platon[2]. In Deutschland, wo er sich zwei Jahre aufhielt, ward er mit der Philosophie

[1] Alaux, La philosophie de Cousin, 1864. — Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de Victor Cousin, 1869. — Fuchs, Die Philosophie Viktor Cousins, Berlin 1874. — Ravaisson, La philosophie en France au XIXe siècle[2], 1884. — Janet, Victor Cousin et son oeuvre, 1885[3], 1893. — Jules Simon, Victor Cousin, 1887. — Taine, Les philosophes classiques du XIXe siècle[6], 1888. — Barthélemy Saint-Hilaire, Victor Cousin, sa vie et sa correspondance, 3 Bde, 1895.

[2] Über das Verhältnis seiner Platon-Übersetzung zu der stark verbreiteten des P. J. N. Grou S. J. († 1803 zu Lulworth Castle in England) sagt C. Sommervogel (Biblioth. de la Compagnie de Jésus III [1869]): „Monsieur Cousin donna une nouvelle traduction de Platon; il y fait allusion à celle du P. Grou pour en faire l'éloge, mais il ne dit pas, qu'il s'est presque contenté de le copier." Vgl. P. de Bonniot, Le P. Grou chez Cousin: Études réligieuses XLV (1888) 569—593; XLVI (1889) 50—64.

Schellings und Hegels vertraut. Unter dem Ministerium Martignac erhielt er seine Stelle an der Sorbonne wieder und bildete mit Villemain und Guizot das berühmte Triumvirat, das der Universität für einige Jahre einen ungewohnten Glanz verlieh. In seiner „Einleitung in die Philosophie" zeichnete er ein Programm, das nicht nur die Philosophie, sondern auch Religion, Wissenschaft, Kunst, Geschichte, selbst die Politik in seinen Rahmen zog, in der Politik dem Royalismus schmeichelte, in allem übrigen die weiteste Freiheit in Anspruch nahm. Als Karl X. verjagt wurde, empfand er nicht die mindeste Schwierigkeit, den neuen Göttern zu huldigen, und wurde alsbald mit Ämtern, Ehren und Titeln überhäuft. Im Unterrichtswesen wurde er eine der maßgebendsten Persönlichkeiten, 1840 trat er für kurze Zeit sogar als Unterrichtsminister in das Ministerium Thiers ein.

Ein origineller Denker war Cousin nicht[1]. Wie er sich anfänglich an der Hand von Royer-Collard, Maine de Biran und der Schotten mit etwas Psychologie beschieden hatte, so lebte er sich an dem Studium der Neo-Platoniker in deren eklektische Richtung hinein, bis ihm Schellings Philosophie als die „wahre" erschien. Er durchsetzte sie jedoch stark mit derjenigen Hegels und trug mit oratorischer Begeisterung einen Pantheismus vor, der in allen Farben schillerte. Da er weit mehr Interesse an der Geschichte der Philosophie als an der Philosophie selbst hatte, kam er indes zu keinem abgeschlossenen System, sondern langte schließlich bei einem philosophischen Eklektizismus an, der in uferlosem Studium System um System gewissermaßen durchlebte, aus allen Bausteine für die Philosophie zu gewinnen suchte, den Bauplatz aber mitsamt den Steinen endlich der Zukunft überließ. So hat er zu einer Menge von wichtigen Studien über die Geschichte der Philosophie angeregt, aber zugleich auch die wahre Philosophie und mit ihr den religiösen Glauben untergraben[2]. Als eigentliches Erbstück hat er

---

[1] Hauptwerke: Cours d'histoire de la philosophie morale au XVIIIe siècle, 5 Bde, 1840 1841. — Leçons de philosophie sur Kant, 1842. — Ouvrages inédits d'Abélard, 1836. — Cours d'histoire de la philosophie moderne, 1841. — Gesamtausgabe seiner Werke in 22 Bänden, 1846 1847.

[2] Es verdroß Cousin, daß seine Schriften in streng-katholischen Kreisen auf Mißtrauen und Widerstand stießen. Er schickte darum seine Abhandlung „Vom Wahren, Schönen und Guten" nach Rom und schrieb an Pius IX., „er möchte so gern ein tadelloses Buch hinterlassen, das christliche Familienväter und -mütter ohne Besorgnis in den Händen ihrer Kinder sehen könnten". Er gestand ihm ein, daß gewisse Stellen seiner Werke einen „zweideutigen Charakter" und eine „pantheistische Tendenz" hätten, und entschuldigte sich damit: „Ich habe mich länger, als ich wollte, in Deutschland aufgehalten und einen ziemlich langen Verkehr mit der deutschen Philosophie unterhalten." Pius IX. ließ das Buch prüfen und verlangte dann ein klares Glaubensbekenntnis, besonders mit Bezug auf das Dogma der Menschwerdung, sowie die selbstverständliche Abänderung einiger Stellen, welche sich mit dem katho-

nur jenen im Grunde skeptischen Eklektizismus mit pantheistischem Anhauch hinterlassen, welcher weder der Moral noch der Religion einen festen Halt gewährt, es jedem Lebemann überläßt, sich aus Heidentum und Christentum eine möglichst vergnügliche Lebensanschauung zurechtzulegen, alle festen Prinzipien verwischt und über die Hohlheit des Liberalismus mit dem trügerischen Versprechen ewigen menschlichen Fortschritts hinwegtäuscht. In einer Menge von „Frauen"-Studien (Jacqueline Pascal, Madame de Longueville, Madame de Sablé, Madame de Chevreuse et Madame de Hautefort, La société française au XVII. siècle, d'après le Grand Cyrus de Mademoiselle Scudéry, La jeunesse de Madame de Longueville usw.) zog er auch die höhere Damenwelt in seine Interessen- und Gedankenkreise hinein und lenkte sie von dem positiven Christentum ab, dessen die höhere Gesellschaft so sehr benötigt hätte.

Aus Cousins Eklektizismus ist bereits am Ende der dreißiger Jahre der Positivismus Auguste Comtes (1795—1857)[1] hervorgegangen, der die Rolle der Philosophie noch deutlicher aus der Gesamtheit der Wissenschaften ausschied und mehr oder weniger ihre Bankrotterklärung bedeutet.

Der begabteste Schüler Cousins war Théodore Jouffroy (1796 bis 1842), der jedoch schon 25 Jahre vor seinem Meister starb, nachdem ihm derselbe, zum Unterrichtsminister ernannt, die Oberleitung der Universität übergeben hatte. Er übersetzte die Werke der schottischen Philosophen Dugald-Stewart und Reid, und suchte dann auf dem Wege philosophisch-induktiver Beobachtung die Grundlagen einer allgemeinen Metaphysik zu gewinnen, wozu er jedoch nicht gelangte. Christliche Jugendeindrücke gaben seiner Forschung eine vorwiegend spiritualistische Richtung. Mit feinem Formgefühl und Schönheitssinn ausgestattet hat er besonders über Ästhetik manches Schöne geschrieben, aber den sichern Boden nicht wieder gefunden, den die schroffe Trennung von Wissen und Glauben, bewährter Überlieferung und selbständiger Untersuchung den meisten Geistern in unnahbare Ferne entrückt hatte.

De Gerando, der sich vorzugsweise mit Condillac beschäftigte, kam über einen gewissen Eklektizismus nicht hinaus, ebenso Damiron; Droz trat wenigstens herzhaft dem schwerwiegenden Grundirrtum entgegen, der die

---

lischen Standpunkt nicht vertrugen. Da das Cousin schon zuviel war, erhielt er natürlich die gewünschte Approbation nicht. Dieser merkwürdige Zug ist erst 1895 durch die Veröffentlichung seines Briefwechsels bekannt geworden. Vgl. A. Fouillé, Victor Cousin d'après de nouveaux documents: Revue des Deux Mondes CXXXI (1895) 477—480.

[1] A. Comte, Cours de philosophie positive, 6 Bde, 1839—1842. — H. Gruber, August Comte, der Begründer des Positivismus, Freiburg i. B. 1889; Der Positivismus vom Tode A. Comtes bis auf unsere Tage, Freiburg i. B. 1891.

Politik vollständig von der Ethik trennte. Saint=Simon, Enfantin, Charles Fourier und Proudhon griffen dagegen wieder die sensualistischen Theorien des 18. Jahrhunderts auf und entwickelten daraus ihre kommunistischen Träumereien. Der Positivismus Comtes aber wurde durch Littré, Taine und Renan in die verschiedensten Wissensgebiete übertragen und in allgemeinen Umlauf gesetzt.

Nicht weniger als unter dem Einfluß dieser Philosophie litt das französische Geistesleben unter dem politischen Hader, der seit dem Sturze Napoleons Regierung und Volk fast beständig beunruhigte. Sobald der Gewaltige entschwunden war, der mit dem Schwerte die Revolution niedergekämpft hatte, regte sich der aufrührerische Geist der alten Klubs wieder in den mannigfachsten Formen. Rousseaus Sozial=Kontrakt war vielen ein Evangelium geblieben, die Grundsätze von 1789 eine unverjährte und unverjährbare Forderung, ihre Verwirklichung die Hauptfrage der Zukunft. Von englischen und deutschen Truppen, dem russischen Kaiser und dem Preußenkönig nach Paris zurückgeführt, verletzte die alte Dynastie schon bei ihrer Wiederherstellung den Nationalstolz; sie dankte den Thron nicht eigener Kraft noch dem Willen der Franzosen. Je mehr sie sich auf ihre ererbten Rechte und Privilegien berief, desto mehr wuchs der Widerwillen und die Furcht, das alte Regierungssystem in seinem vollen Umfang wiederaufleben zu sehen. Ein Teil der Legitimisten pochte denn auch kühn auf das „göttliche“ Recht der Könige und auf die unverjährten Rechte des Adels, wies aufs schroffste alle demokratischen oder auch nur konstitutionellen Gelüste zurück und ordnete einigermaßen selbst die Sache der Kirche und der Religion der politischen Machtfrage unter. Unter jenen, welche treu zur Kirche standen und an dem Wiederaufleben der Religion sich die größten Verdienste erworben hatten, entstand darob eine verhängnisvolle Spaltung. Die einen wollten das alte, gallikanische Verhältnis der Kirche zum Staate erhalten, die andern der Kirche volle Unabhängigkeit erkämpfen; die einen befürworteten bis zur unhaltbarsten, irrigen Übertreibung die absolute Monarchie, die andern wollten die Königsmacht durch eine Repräsentativverfassung einschränken und durch eine Verteilung der Gewalten die demokratischen Neigungen beschwichtigen; die einen meinten mit Gewaltmaßregeln die einstige Religionseinheit wiederherstellen zu können, die andern betrachteten das als unpolitisch und unausführbar und ließen sich in der Hitze des Kampfes sogar hinreißen, Religionsfreiheit, Kultusfreiheit und Preßfreiheit als prinzipielle Forderungen auf ihre Fahne zu schreiben. Chateaubriand selbst ward zum eifrigsten Vorkämpfer der Preßfreiheit, Lamennais aus einem Verfechter der kirchlichen Freiheit schließlich ein Apostel der roten Republik.

Durch die Charte vom 4. Juni 1814 war die Grundlage eines friedlichen Ausgleichs geschaffen worden, aber in dem unaufhörlichen Zusammen=

stoß der extremen Parteien und der vermittelnden Zwischenparteien vermochte kein Ministerium sich lange am Ruder zu halten und das Staatsleben zu voller organischer Kraft und Gesundheit gelangen zu lassen. Das gemäßigte Ministerium Richelieu-Decazes wich 1818 einem liberalen unter Dessolles, das sich aber kein Jahr hielt. Decazes, der nun die Staatsleitung übernahm, wurde alsbald von links und rechts bekämpft; als am 18. Februar 1820 der Herzog von Berry ermordet wurde, legten die Royalisten seiner Mäßigung die Schreckenstat zur Last. Der Herzog von Richelieu, der noch 1820 wieder an seine Stelle trat, mußte die Zügel straffer anziehen, wurde aber bereits 1821 von dem strammeren Villèle abgelöst. Erst dieser, ein vorzüglicher Finanzmann, wußte sich sieben Jahre im Amte zu halten, auch als Ludwig XVIII. am 16. September 1824 starb und Karl X. den Thron bestieg. Mit fester Hand trat er den Umtrieben einer napoleonischen Verschwörung wie den Bestrebungen der parlamentarischen Linken entgegen, gewann in den Kammern eine größere und zuverlässigere Mehrheit, gab der Kirche ihren berechtigten Einfluß auf das gesamte Unterrichtswesen zurück, eröffnete den Orden freie Tätigkeit, schirmte die Religion durch das Gesetz über Kirchenfrevel gegen die blasphemische Frechheit und Zügellosigkeit des Unglaubens und hob durch andere Maßregeln das Ansehen des Königtums und den Einfluß des königstreuen Adels. Die Krönung Karls X. zu Reims, am 29. Mai 1825 mit mittelalterlichem Prunk vollzogen, erschien als der eigentliche Gipfelpunkt der Restauration. Dafür lud Villèle aber auch den Haß aller Königs- und Adelsfeinde, aller Kirchen- und Jesuitenfeinde auf sich. Die Angriffe häuften sich so, daß er, der selbst 1824 die Aufhebung der Zeitungszensur durchgesetzt hatte, wieder an eine Verschärfung der Preßgesetze denken mußte. Der Widerstand der Kammer drängte ihn zu deren Auflösung; in der neuen Kammer fand er keine Mehrheit mehr und mußte anfangs 1828 weichen. Martignac, der ihm folgte, löste die Häuser und Schulen der Jesuiten auf und machte dem Liberalismus ein Zugeständnis um das andere, vermochte aber mit all denselben die unaufhörlichen Klagen gegen die Regierung nicht verstummen zu machen. Die Revolution hatte mittlerweile wieder alles unterminiert, und als der König im Herbst 1829 durch das Ministerium Polignac dem ewigen Zurückweichen ein Ende machen wollte, führten die Ordonnanzen vom 26. Juli 1830 den offenen Ausbruch derselben herbei. An die Stelle Karls X. trat der Prinz Louis Philipp von Orléans als König von Volkes Gnaden.

Achtes Kapitel.

Revolutionäre Publizistik und Volksdichtung. — Courier und Béranger.

Die feindselige Stimmung, welche das kleine Bürgertum gegen das wiedererstandene Königtum und die Aristokratie hegte, malt sich am anschaulichsten in den Pamphleten, welche Paul Louis Courier (1772 bis 1825) von 1816 bis 1824 in das Volk schleuderte. Bis dahin hatte er sich so gut wie gar nicht in Politik gemischt. Als junger Artillerieoffizier stand er 1793 in Thionville, kam dann zur Moselarmee und machte die Belagerung von Mainz mit. Auf die Nachricht vom Tode seines Vaters desertierte er, kam indes ohne Strafe davon, diente weiter in Südfrankreich, in der Bretagne und 1798 in Mailand und Rom. Von Jugend auf für die alten Klassiker begeistert, setzte er das Studium derselben auf all seinen Feldzügen unermüdlich fort, übersetzte aus Cicero, Athenäus, Isokrates, Longos, Xenophon, bildete sich dabei zu einem gelehrten Hellenisten, aber zeigte schließlich mehr Geschmack an den Erzählungen und Romanen der späthellenischen Sophistik als an den eigentlichen Meistern des Altertums. Nachdem er so ganz Italien und Sizilien durchwandert hatte, nahm er 1809 endlich seinen Abschied. In der Lorenziana zu Florenz entdeckte er eine vollständige Handschrift des Romans „Daphnis und Chloe", was ihn in allerlei Verlegenheiten brachte, aber ihm endlich eine tüchtige Übersetzung ermöglichte. In die Heimat zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der „Geschichte des Esels" des Lucius von Patrae, deren Übersetzung er 1818 vollendete. Wegen seiner politischen Gesinnung wurde er indes der Regierung verdächtig und hatte allerlei Belästigungen auszustehen. Um sich zu rächen, begann er seinerseits 1816 die Regierung mit Flugschriften heimzusuchen, denen es an Witz und Bosheit nicht fehlt, in denen aber die angestrebte Volkskomik bald in gesuchte Stilkünste, mitunter auch in platte, unwürdige Schimpfereien übergeht [1].

„Ich bin aus der Touraine, ich wohne zu Luynes am rechten Ufer der Loire, einer früher beträchtlichen Ortschaft, welche der Widerruf des Ediktes von Nantes auf 1000 Einwohner heruntergebracht hat und welche man durch neue Verfolgungen noch völlig vernichten wird, wenn eure Klugheit nicht Ordnung schafft." So stellt er sich in seiner „Petition an die

---

[1] Oeuvres de Paul-Louis Courier, 4 Bde. Paris 1834. — Armand Courier, Essai sur la vie et les écrits de P.-L. Courier (im I. Bd der Oeuvres). — Sainte-Beuve, Causeries du Lundi VI. — A. Nettement, La littérature française sous la Réstauration, Paris 1853.

beiden Kammern" (vom 10. Dez. 1816) dem Publikum vor und bauscht dann einige Fälle von Beamtenwillkür zur greulichsten Diokletianischen Verfolgung auf. „Gerechtigkeit! Billigkeit! Vorsehung! eitle Worte, mit welchen man uns hintergeht! Wohin ich die Augen wende, sehe ich das Verbrechen triumphieren, die Unschuld unterdrückt!" ruft dann der gelehrte Bauer aus.

Als sein Schwiegervater Clavier starb, rechnete Courier darauf, sein Nachfolger in der Académie des inscriptions zu werden. Man wählte ihn nicht, und nun schrieb er einen offenen „Brief an die Herren von der Académie des Inscriptions" (20. März 1819), welcher für den Augenblick großes Aufsehen machte, aber nicht eben viel Geschmack und Takt verrät. Denn es war doch nicht mehr artig, Gelehrte von den Verdiensten eines Sylvestre de Sacy und Quatremère „Esel" zu titulieren und ihnen den Schimpf zuzuschleudern: „Was mich am meisten ärgert, das ist, daß ich damit eine Prophezeiung erfüllt sehe, die mir einst mein Vater gemacht hat: ‚Du wirst nie etwas werden' . . . ‚Du wirst nie etwas werden', d. h. du wirst nie ein Gendarm werden, noch eine Kellerratte, noch ein Spion, noch ein Herzog, noch ein Lakai, noch ein Akademiker!"

Wie er sich die Aufgabe der Regierung dachte, eröffnete er noch deutlicher in einer Reihe von Briefen, die er 1820 in der Zeitung Le Censeur veröffentlichte: „Die Nation sollte endlich die Regierung so fahren lassen wie einen Kutscher, den man bezahlt, und der uns führen soll, nicht wohin er will und wie er will, sondern wohin wir wollen, und auf dem Wege, der uns beliebt." Aristokraten und Höflinge taugen nach ihm ganz und gar nichts. „Es gibt bei uns eine weniger gebildete, obwohl besser gebildete Klasse, die für niemanden stirbt, und die, ohne Selbsthingebung alles leistet, was zu tun ist; die da baut, kultiviert und fabriziert, soweit es erlaubt ist, liest, überlegt, rechnet, erfindet, die Künste vervollkommnet, alles weiß, was man gegenwärtig weiß, sich auch zu schlagen weiß, wenn sich zu schlagen eine Kunst ist."

Einen noch niedrigeren und gehässigeren Ton schlug er in einer Flugschrift des nächsten Jahres an: „Einfacher Diskurs des Paul Ludwig, Winzers auf La Chavonnière, an die Gemeinderatsmitglieder von Véretz, bei Gelegenheit einer von Sr Exzellenz dem Minister des Innern vorgeschlagenen Subskription für die Erwerbung von Chambord." Die Subskription sollte der Freude Ausdruck geben, daß die verwitwete Herzogin von Berry bald nach der Ermordung ihres Gemahls den sehnlich erwarteten Thronerben schenkte, den Herzog von Bordeaux, der später als Graf von Chambord gestorben ist. Statt sich mitzufreuen, denkt sich der königsfeindliche Pamphletist nun in die Auffassung eines bornierten, knickerigen Bauern hinein und sagt:

„Wenn wir so viel Geld hätten, daß wir kaum wüßten, was damit anfangen, wenn all unsere Schulden bezahlt, unsere Wege ausgebessert, unsere Kranken versorgt, unsere Kirche vorab (denn Gott geht allem vor) gepflastert, gedeckt und mit Fenstern versehen wäre, wenn uns dann noch ein Sümmchen bliebe, das wir außer der Gemeinde verwenden könnten, dann, meine Freunde, meine ich, sollten wir es mit unsern Nachbarn zusammensteuern, um die Brücke von Saint-Avertin wiederherzustellen, die uns den Transport nach Tours um eine starke Meile abkürzen und durch den raschen Absatz unserer Erträgnisse den Bodenpreis und Bodenertrag in der ganzen Umgegend vermehren würde; das ist, meine ich, der beste Gebrauch, den wir von dem Überflüssigen machen könnten, wenn wir dessen haben. Aber Chambord für den Herzog von Bordeaux zu kaufen, der Ansicht bin ich nicht, und ich wollte es nicht, auch wenn wir das Zeug dazu hätten, da das Geschäft meines Erachtens für ihn und für uns und für Chambord ein schlechtes Geschäft wäre. Ich hoffe, ihr werdet das begreifen, wenn ihr mich anhört; es ist Festtag, und wir haben Zeit zu plaudern."

Und nun malt er den Bauern aus, das Geld der Subskription würde nur den Höflingen und ihren schlechten Leidenschaften zu gute kommen, die Erinnerungen von Chambord selbst würden den Prinzen auf schlechte Wege bringen und verderben, und nun wird erbarmungslos, in bäuerisch plattem Stile, das Sündenregister Ludwigs XIV., dieses „Musters der Könige", ausgepackt, ohne auch nur einen Zug des Großen und Guten, das er wirklich geleistet.

In der „Petition an die Deputiertenkammer für die Bauern, denen man das Tanzen verbietet" (1822) stellt sich Courier als alten gemütlichen Soldaten hin, den es empört, daß die ländliche Heiterkeit und Lustigkeit durch griesgrämige Geistliche gestört wird. Daran ist die Picpuskongregation schuld, die den Klerus erzieht. Nach frivolen Spöttereien über Gebet und Gottergebenheit rodomontiert er dann auf blinde Kriegsgerüchte hin: „Ist es Zeit, den Mönchen zu gehorchen und Orationen zu lernen, während ganz Europa rund um uns in Feuer exerziert, mit aufgefahrenen Kanonen, die brennende Lunte in der Hand?"

Hinter diesem sarkastischen Spott gegen alles, was über ihm stand, stak ein gut Teil eitler Einbildung und Selbstüberschätzung. In seinem „Pamphlet der Pamphlete" (1824) tritt das überaus klar hervor. Er erklärt da, daß es eine schwierigere Aufgabe sei, einen einzigen Provinzialbrief Pascals zu schreiben, als die ganze Encyklopädie, erklärt Pascal und Franklin, Cicero und Demosthenes für Pamphletisten und stellt sich selbst neben sie, ja so ziemlich über sie. Ein tragisches Los machte indes bald seiner literarischen Feuerwerkerei ein Ende. Derselbe Demokrat, der sich in seinen Flugschriften als der Anwalt des gemeinen Mannes gegen das Königtum und die höheren Stände aufspielte, war gegen seine eigenen Dienstleute ein befehlshaberischer und tyrannischer Herr. Sein eigener Flurschütz erschoß ihn im Walde, von zwei seiner Fuhrleute aufgestachelt. Seine Flugschriften nährten in weiten Kreisen den Geist des engherzigsten Egoismus, des Hasses und der Auflehnung.

Zum beliebtesten Stimmführer und Leibpoeten des revolutionären Bürgertums wurde aber der Chansonnier **Pierre Jean de Béranger** (1780 bis 1857)[1]. Er stammte trotz seines „de" aus jenen Kreisen des leichtlebigen, durch die Revolution verdorbenen Kleinbürgertums von Paris, das zunächst an das Proletariat streifte. Er hat nie eine höhere Schulbildung durchgemacht. Als kleiner Junge sah er der Zerstörung der Bastille zu, wurde erst bei einem Großvater aufgezogen, der Schneider war, machte die erste Bekanntschaft mit der Literatur in einem Vorstadtwirtshaus, das einer Tante gehörte, versuchte es dann als Setzerlehrling und kam endlich in den Dienst eines Bankhauses. Da fing er zu dichten an, eine Komödie, ein Epos, große biblische Betrachtungen und Dithyramben, ein religiöses Idyll. Lucian Bonaparte, der Wiederhersteller der Akademie, nahm sich (1803) seiner an. Er fand dann Dienst bei einem Maler und ein Ämtchen bei der Expedition der Akademie, mit dem er ungefähr auskommen konnte. Nun ließ er alle früheren Projekte fahren und widmete sich ausschließlich der Pflege des „Chanson". Der Ausdruck entspricht nicht genau unserem „Lied", das die ganze Tonleiter sangbarer, volkstümlicher Lyrik umspannt. Um den Franzosen, besonders den leichtsinnigen Parisern der niederen Stände, willkommen und mundgerecht zu sein, muß das Lied einen leichtfertigen, sorglosen, prickelnden, witzigen, gelegentlich zweideutigen und liederlichen oder sarkastischen Ton anschlagen. Es muß dem sog. Esprit gaulois entsprechen, der, von Wein und sog. Liebe trunken, seine tollen Purzelbäume macht und als echter Gamin vor allem der Zucht und Ehrbarkeit ein Schnippchen schlägt. Es ist nicht das tiefe Gemüt, das da singt, auch nicht ein sonniger Humor, sondern die leichte, sinnliche Phantasie, die auf dem Verstande reitet, wie die liederliche Schöne in den alten Fabliaux auf Meister Aristoteles. Am meisten kommt auf einen lustigen, spöttischen Kehrreim an, der als fliegendes Sprichwort im Munde der Menge jahre- und jahrzehntelang weiter lacht und weiter kichert. Darauf hat sich Béranger, wie einst Maître Villon, meisterlich verstanden.

Seine ersten Chansons stammen aus den Jahren 1810 bis 1814. Sie tragen den Charakter der jovialsten Liederlichkeit. Während der kaiserliche Adler zum weitesten Fluge ausholte, die große Armee unter unsäglichen Strapazen nach Moskau zog und dann auf dem winterlichen Rückzug verblutete, ergötzte der große Patriot Béranger die müßigen Pflastertreter der

---

[1] **Béranger**, Ma Biographie, 1857. — Correspondance de Béranger, p. p. M. **Paul Boiteau**, 1860. — **Savinien Lapointe** (le cordonnier-poète), Mémoires sur Béranger, 1857. — **P. Boiteau**, Vie de Béranger, 1861. — **N. Peyrat**, Béranger et Lamennais, 1861. — **A. Arnould**, Béranger, ses amis et ses ennemis, 1864. — **Jules Janin**, Béranger et son temps, 1866. — **Brivois**, Bibliographie de l'oeuvre de Béranger, 1876.

Boulevards, die Mamsellen der Restaurants und Cafés, alles ausgelassene Volk von Paris mit seinen Trinkliedern, Liebesliedern, lustigen Schnacken und Schnurren, Spöttereien und Ulkereien. Im Jahre 1813 trat er der „Fröhlichen Gesellschaft des Kellers“ bei, in welcher die feierlichen Aufnahmen der Akademie mit Wein und Ulk travestiert wurden. Der Zusammenbruch des Kaiserreichs ging ihm gar nicht nahe. Der Wein blieb so gut wie früher. Die Bourbonen waren ihm insofern recht, als er hoffte, daß infolge ihrer Schwäche „die nationalen Freiheiten“ bald wieder aufleben würden. Als sich diese Hoffnung nicht so rasch verwirklichte, nahm seine Lyrik eine mehr politische Färbung an. Während er früher die Politik nur selten und vorsichtig gestreift hatte (le Sénateur, le roi d'Yvetot), fuhr er nun mit den spitzesten Pfeilen gegen Königtum, Adel, Pfaffen und Jesuiten los. Während seine erste Gedichtsammlung, die er echt tartüffisch Chansons morales et autres (1815) tituliert hatte, unangefochten blieb, mußte er nach der zweiten (1821) drei Monate im Gefängnis Sainte-Pélagie absitzen und 500 Francs Buße zahlen. Hinter Schloß und Riegel begann er die dritte Sammlung, die 1825 erschien und ihm keine weitere Verfolgung zuzog. Die vierte (1828) enthielt aber wieder stark gepfefferte Stücke. Trotz der sonstigen Hasenfüßigkeit des Ministeriums Martignac bekam er diesmal neun Monate Gefängnis, die er aber in einer ganz komfortabeln Wohnung absitzen durfte, und mußte seine polizeiwidrigen Witze mit 10000 Francs bezahlen. Sie flogen indes in ganz Paris und Frankreich herum, bliesen lustig in die wachsende Gärung hinein. Als (1833) seine fünfte und letzte Sammlung erschien, hatte der Julisturm bereits den Thron Karls X. hinweggefegt und in dem Bürgerkönig das Königtum mit der Revolution verschmolzen. Béranger hat nachher nur wenig mehr gedichtet. Seine Aufgabe war gelöst. Er konnte auf seinen Lorbeeren ausruhen. Seine „Chansons“ wurden in ganz Frankreich gesungen, er als der größte Lyriker der Nation gepriesen. Alle Radikalen und Liberalen, alle Kirchenhasser und Pfaffenfresser fanden in ihm die Seele der Nation wieder, die Ideen der Liebe, der Freiheit, des Fortschritts, der Menschheit, in sangbaren und trinklustigen Melodien. Ernstere Kritiker, wie Sainte-Beuve und Brunetière, haben sich indes von seinem halbpolitischen Tages- und Modeerfolg nicht blenden lassen und die Lorbeerkränze, die ihm ehedem so verschwenderisch gespendet wurden, nach mancher Seite hin zerpflückt.

Sainte-Beuve teilt seine „Chansons“ [1] in fünf Gruppen: 1. die Chansons im älteren Stile, nach Art der Collé, Panard, Désaugière, Wein-,

[1] Die „Chansons“ haben mehrere deutsche Übersetzer gefunden: Chamisso und Gaudy, Berlin 1838; Nathusius, Braunschweig 1839; Ludw. Seeger, Stuttgart 1859; die „Letzten Gesänge“, Jul. Rodenberg, Hannover 1858; dazu eine Auswahl: „Lieder und Chansons von Béranger“, von A. Laun, Bremen 1869.

Liebes-, Gesellschaftslieder im leichtfertigsten Ton, bacchisch, epikureisch, üppig und ausgelassen bis ins zotenhafte; 2. sentimentale Lieder, herzliche Lieder im Volkston; 3. patriotisch-poetische Lieder von liberal-revolutionärer Färbung; 4. eigentlich satirische Lieder in scharfem, bitterem, gehässigem Ton, Parteipasquille in Versen; 5. balladenartige Lieder von tieferem poetischen Gehalt, erst aus späterer Zeit.

Die zweite, dritte und fünfte Gruppe enthalten viele Lieder von echt volkstümlicher Gemütlichkeit, nicht aus dem Kreise des schlichten, katholischen Landvolkes, mit welchem der Dichter keine Fühlung hatte, aber aus den kleinbürgerlichen Kreisen von Paris, in deren Mitte er lebte. Ihre Gestalten, ihre Leiden und Freuden weiß er in die sprechendsten kleinen Genrebilder zu fassen. Doch nur zu oft spielt oder springt er in den Ton der ersten oder vierten Gruppe über. Nur zu oft ist er der Dichter der Menge, welche die Revolution um Glauben, Sitte, Untertanentreue, um alle höheren Ideale gebracht hat. Sein Gott ist „der Gott der Biedermänner“, den auch Voltaire noch gelten ließ, der seine zehn Gebote ruhig mit Füßen treten läßt, der weder Kirchen noch Priester braucht, alle Liederlichkeit als unschuldige Lebensfreude betrachtet und zu allen Ausschweifungen gemütlich lächelt. Es ist der Gott, dem Robespierre selbst 1794 als Oberpriester das große Gartenfest in den Tuilerien widmete:

Es ist ein Gott, vor dem ich tief mich neige;
Zwar arm, hab' ich nie mehr von ihm begehrt;
Wie auch die Welt mir oft das Arge zeige,
So hab' ich doch das Gute nur verehrt.
Auf einen weisen Himmel darf ich bauen,
Seit ich des Lebens Herrlichkeit erkannt.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

Und wenn die Armut auch mein Bett umgaukelt,
So weckt sie mich doch nie aus süßem Traum;
Der Liebe Dank! von Hoffnung süß geschaukelt,
Wähn' ich zu schlummern auf wohl süßerm Flaum.
Mögt ihr des Hofes Göttern Tempel bauen,
Mein Glaube hat sich mildern zugewandt,
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

Als ein Eroberer im Glück vermessen
Mit laun'scher Hand Gesetz und Scepter brach,
Mit seiner Füße Staub sich eingefressen
In Königsbinden, Herrscher, euch zur Schmach,
Da konnten wir euch alle kriechend schauen,
Ich bot dem frechen Herren Widerstand;
Und will der Biedermänner Gott vertrauen,
Den Becher in der Hand.

In unsern Schlössern, wo beschützt vom Siege
Goldfrüchte trieb der Künste südlich Reis,
Sah ich des Nordens Völker nach dem Kriege
Abschütteln ihres Heimatlandes Eis.
England wagt's, stolz auf uns herabzuschauen,
Doch Glück und Wille haben nicht Bestand.
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

Doch welche Drohung sprach ein Pfaff soeben?
„Der jüngste Tag, der letzte Tag trifft ein.
Die Ewigkeit wird ihren Schleier heben,
Und Zeit und Welten werden nicht mehr sein."
Weckt die verschlaf'nen Toten auf, ihr glauen,
Pausbäck'gen Cherubim, in eurem Land!
Der Biedermänner Gott will ich vertrauen,
Den Becher in der Hand.

O Torenwahn! Nein, Gott hegt keine Galle!
Der alles schuf, ist gegen alles mild.
O holde Freundschaft, edle Triebe alle,
Die er uns eingeimpft nach seinem Bild.
Vor eurem Zauber fliehen all' die grauen
Nachtträum' in ein gespenstig Nebelland.
Der Biedermänner Gott mag jeder trauen,
Den Becher in der Hand [1].

Diesem religiösen Ideal entspricht das sittliche. Von reiner, zarter Liebe hat Béranger nie eine Idee gehabt. Über seine vielbesungene „Lisette" ist zwar viel geschrieben worden, aber seine Frau ward sie nicht; für seine zerrissenen Strümpfe und seinen sonstigen Haushalt sorgte über 40 Jahre Judith Foire, die er wohl auf den Tanz, aber nie an den Traualtar führte. Wie er sich selbst gelegentlich den „Dichter der Kneipen", den „Dichter der Wirtshäuser und schlechten Häuser" nennt, so sind seine weiblichen Ideale die liederlichen Grisetten und die sittenlosen Weiber, die selbst als Großmütter noch lüstern von ihren Jugendabenteuern träumen. Das alles ist ihm gesunde Sinnlichkeit und Lebenslust. In einem gewissen treuherzigen, volksmäßigen Tone besingt er die großstädtische Unsittlichkeit nach allen Seiten, als ob sich all das von selbst verstände und der Himmel auf Erden wäre. Als Störenfried dieser Glückseligkeit erscheinen ihm alle Vertreter der christlich-sozialen und politischen Ordnung, der Klerus, die höheren Stände, das Königtum. Sie verfolgt er darum mit unerschöpflichem, voltaireianischem Spotte: seine vielgepriesene Gutmütigkeit entpuppt sich da als ein unversöhnlicher, oft recht giftiger Haß [2]. Denn es handelt sich da nicht um Ausbrüche

[1] Übers. von Gaudy.

[2] Er ist da allerdings nur das Mundstück der sittenlosen Pariser Bourgeoisie, und man kann allenfalls mit Brunetière das bei seiner Beurteilung als Milderungs-

plötzlichen Unwillens, sondern um eine wohlüberlegte, berechnete, zielbewußte Hetze. Er arbeitete nämlich durchaus nicht leicht. Obwohl ihm Witz und Sarkasmus in reichem Maße zu Gebote standen, feilte und polierte er an seinen Liedern und besonders an ihren Kehrreimen mit ganz unglaublichem Künstlerfleiß. In einem Jahre brachte er es mitunter kaum auf ein paar Dutzend. Mit dem Veröffentlichen war er sehr vorsichtig und zurückhaltend. Erst wenn er des Erfolges ganz sicher war, trat er damit hervor. Von einer „Kunst um der Kunst willen“ wollte er nichts wissen. Er wollte wirken, er wollte aufreizen, er wollte die Republik herbeiführen.

Da die erste Republik ihm nur Schlagworte und Greuel, aber keinen großen, erfreulichen, nationalen Stoff bot, verschmähte er es nicht, den Waffenruhm der napoleonischen Zeit, die kaiserlichen Adler, die verwetterten Gardegrenadiere, die große Armee und den Kaiser selbst, der den Voltaireianismus und die Revolution fünfzehn Jahre gewaltsam daniedergehalten hatte, in seine vergnügte Tingel-Tangelwelt hineinzuziehen und ihr so den weltweiten Horizont der französischen Gloire zu retten. Er brauchte einstweilen nicht zu fürchten, daß ihn ein Napoleonide durch Zensur und Polizei maßregeln würde; dagegen wirkte die Aufbauschung der napoleonischen Legenden vorzüglich dazu mit, die Bourbonen herunterzureißen. Daß es ihm dabei bitter ernst gewesen, sagt er selbst in dem „Abschied an meine Lieder“:

Heil deinem Tagwerk! Deine Lieder kehrten
In tausend Hütten ein auf ihrem Gang:
Sie fanden auch ins Ohr des Ungelehrten
Den Weg, geführt von schmeichelndem Gesang.
Den Mann der Bildung nur erreicht das scharfe
Geschoß des Redners; doch aus träger Ruh'
Das Volk emporzustürmen, mischtest du
Den Ton der Leier ins Gedröhn der Harfe.
Fahr wohl, mein Saitenspiel! Wir wurden alt,
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

Selbst nach dem Thron ist oft dein Pfeil geflogen,
Und als rückprallend er zu Boden fiel,
Hob ihn das ganze Volk, das dir gewogen,
Gewaltig auf und schleudert ihn ans Ziel.
Aus rost'gen Flinten schoß das Kind der Bluse,
Als donnernd es gebräut, in jenen Thron,
Am dritten Tag lag er in Asche schon,
Und viel des Pulvers kam von deiner Muse.
Fahr wohl, mein Saitenspiel! Wir wurden alt,
Der Vogel schweigt, die Stürme brausen kalt.

---

grund gelten lassen: „Ce goût de la polissonnerie, ce refus de penser, cet esprit d'opposition ‚quand-même‘ ne sont malheureusement pas les moins certains des caractères qu'on enveloppe sous le nom de gauloiserie.“ Manuel [2] 409.

Nach der Julirevolution stand Béranger für Louis Philipp ein, weil er Frankreich noch nicht reif für eine Republik hielt; als ihn dieser mit Ehren und Orden auszeichnen wollte, wies er alles dergleichen von sich und machte sich sogar über seine Freunde lustig, die Minister wurden. Er tat auch keinen Schritt, um in die Akademie zu kommen. Er wollte Republikaner bleiben. Nur in Bezug auf die Volksgunst war er empfindlich und eifersüchtig. Während er sich in seine demokratische Anspruchslosigkeit einpuppte, erlebte er denn auch den Triumph, daß nicht nur die liberalen Tageshelden in Politik und Literatur seine Freundschaft suchten, sondern auch Chateaubriand, Lamartine und Lamennais, noch vor kurzem die Bannerträger der katholischen Sache, ihm huldigten und freundschaftlich mit ihm verkehrten, während seine Chansons, in immer neuen Auflagen, auch mit frivolen und lüsternen Illustrationen, ganz Frankreich überschwemmten und alle die Ideale dem Gespött preisgaben, für welche sie einst in Poesie und Prosa eingestanden waren.

„Anstatt sich Injurien zu sagen, wie zur Zeit Voltaires und Rousseaus", bemerkt treffend ein zeitgenössischer Beobachter [1], „besucht man einander, konsultiert einander, erweist man sich gegenseitig kleine Aufmerksamkeiten. Das bezeichnet auch, wie sehr die früheren Überzeugungen sich abgeschliffen haben. Mit Béranger, der seiner Rolle treugeblieben, triumphiert der Geist des Jahrhunderts und hat auf die Dauer mit den Widerstrebenden leichten Kauf. Béranger ist sich's wohl bewußt, daß er in Person diesen boshaften Geist verkörpert, und besorgt seine Schäfchen. — Lamennais! Chateaubriand! Lamartine! Béranger machte an jenem Sonntag seine Pastoralvisite!" Lamennais gab sich ganz seinem Einfluß hin; Chateaubriand war etwas zurückhaltender.

Lamartine suchte sich durch schöne Zukunftsträume über den Zusammenbruch seiner Jugendideale und einer katholischen Poesie überhaupt zu trösten. In einem Aufsatz „Über die Aufgaben der Poesie" vom Februar 1834 sagt er:

„Die Welt ist jung; denn der Gedanke mißt noch eine unberechenbare Entfernung zwischen dem augenblicklichen Zustand der Menschheit und dem Ziele, das sie erreichen kann; die Poesie wird von heute an noch hohe Ziele zu erfüllen haben.

Sie wird nicht mehr lyrisch sein in dem Sinne, in welchem wir dieses Wort nehmen; sie besitzt nicht mehr genug Jugend, frische, spontane Eindrucksfähigkeit, um zu singen wie beim ersten Erwachen des menschlichen Denkens. Sie wird nicht mehr episch sein; der Mensch hat zu viel erlebt, zu viel nachgedacht, um sich an langen Epopöen ergötzen und davon fesseln

[1] Sainte-Beuve, Causeries du Lundi II 239.

zu lassen, und die Erfahrung hat seinen Glauben an das Wunderbare zerstört, womit die epische Dichtung seine Leichtgläubigkeit bezauberte. Sie wird nicht mehr dramatisch sein; denn das Schauspiel des wirklichen Lebens hat in unsern Zeiten der Freiheit und der politischen Tätigkeit ein viel dringenderes, wirklicheres und innerlicheres Interesse als die Szene des Theaters; denn die gebildeten Klassen der Gesellschaft gehen nicht mehr ins Theater, um sich rühren zu lassen, sondern um zu urteilen; denn die Gesellschaft ist aus einer naiven, wie sie es war, eine kritische geworden. Das Drama fällt dem Volk anheim; es ist aus dem Volke und für das Volk geboren, es kehrt dahin zurück; nur das eigentliche Volk hat noch ein Herz für das Theater. Nun wird aber das eigentliche Volksdrama, nur für Leute ohne höhere Schulbildung bestimmt, nicht lange eine genugsam edle, feine und höhere Sprache bewahren, um höher Gebildete anzuziehen; die höher gebildete Klasse wird also das Drama im Stich lassen; und wenn das Volksdrama sein Parterre bis zur Höhe der gewählten Sprache erhoben haben wird, dann wird dieses Auditorium es wieder verlassen, und es wird unaufhörlich wieder zum Volk herabsteigen müssen, um Gefühl zu finden. Geniale Männer versuchen in diesem Augenblick, in dieses Schicksal des Dramas gewalttätig einzugreifen. Ich wünsche ihnen von Herzen Gelingen. In jedem Fall wird der Kampf glorreiche Denkmäler zurücklassen. Aristokratie und Demokratie stehen hier in Frage; das Drama ist das treueste Bild der Zivilisation.

Die Poesie wird gesungene Vernunft sein, das ist ihre Aufgabe für lange; sie wird philosophisch, politisch, sozial sein, wie die Epochen, welche das Menschengeschlecht durchzumachen haben wird; vor allem wird sie innerlich, persönlich, betrachtend und ernst sein; nicht mehr ein Spiel des Witzes (esprit), eine melodische Laune des leichten und oberflächlichen Gedankens, sondern der tiefe, wirkliche, aufrichtige Widerhall der höchsten Konzeptionen der Intelligenz, der geheimnisvollsten Eindrücke der Seele. Das wird der Mensch selbst sein und nicht mehr sein bloßes Bild, der aufrichtige und vollständige Mensch. Die Vorzeichen dieser Umwandlung der Poesie sind seit einem Jahrhundert sichtbar, sie vervielfältigen sich in unsern Tagen. Die Poesie hat sich mehr und mehr der künstlichen Form entledigt, sie hat kaum mehr eine Form als sich selbst. In dem Maße, als die ganze Welt sich vergeistigt hat, hat auch sie sich vergeistigt. Sie will keine Drahtpuppen mehr, sie erfindet keine Maschinerien mehr; denn der erste Schritt, den heute der Leser macht, besteht darin, die Puppe auszukleiden, die Maschine außer Gang zu setzen, die Poesie in dem poetischen Werk und die Seele des Dichters selbst in seiner Poesie zu suchen. Aber wird sie darum tot sein, weil sie wahrer, aufrichtiger, wirklicher ist, als sie es je gewesen? Ohne Zweifel, nein! sie wird mehr Leben, Kraft, Wirksamkeit besitzen, als sie

jemals hatte! Ich berufe mich auf dieses werdende Jahrhundert, das überschäumt von allem, was die Poesie selber ist, Liebe, Religion, Freiheit, und ich frage mich, ob es in den literarischen Epochen je einen durch bereits entfaltete Talente und durch solche, welche die richtige Entwicklung versprechen, so bemerkenswerten Moment gegeben hat, ob es je in Frankreich und in Europa so viele Dichter und mehr Poesie gegeben hat, als im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, im Augenblick, wo einige oberflächliche und voreingenommene Geister klagen, daß die Poesie ihre Aufgabe erfüllt habe, und den Niedergang der Menschheit verkündigen.

Neben dieser philosophischen, rationellen, politischen und sozialen Aufgabe hat die Poesie der Zukunft noch eine neue Aufgabe zu erfüllen; sie muß dem Zuge der öffentlichen Institutionen und der Presse folgen; sie muß sich mit dem Volke identifizieren, sie muß volkstümlich werden wie die Religion, die Vernunft und die Philosophie. Die Presse beginnt ein Vorgefühl dieses Werkes zu hegen, eines ungeheuern und gewaltigen Werkes, das, indem es unaufhörlich den Gedanken aller allen zuträgt, die Berge abtragen, die Täler ausfüllen, alle Verschiedenheiten der Intelligenzen ausgleichen und bald keine andere Macht auf Erden übrig lassen wird als jene der universellen Vernunft, welche ihre Kraft um die Kraft aller vermehrt haben wird. Erhabene und unberechenbare Verbindung aller Gedanken, deren Wirkungen nur von demjenigen gewürdigt werden können, der es dem Menschen vergönnt hat, sie zu begreifen und zu verwirklichen! Die Poesie unserer Tage hat bereits diese Form versucht, und Talente hohen Ranges haben sich herabgelassen, um dem Volk die Hand zu reichen; die Poesie ist zum „Liede" (chanson) geworden, um auf den Flügeln des Refrains die Felder und die Hütten zu durcheilen; es hat dahin einige edle Erinnerungen, einige hochherzige Aufflüge, einige Empfindungen sozialer Sittlichkeit getragen; es hat indes, das ist zu bedauern, fast nur die Leidenschaften, Haß und Neid volkstümlich gemacht. Wahrheit, Liebe, Vernunft, die erhabenen Gefühle der Religion und der Begeisterung volkstümlich zu machen, das ist das Ziel, dem diese volkstümlichen Genies künftig ihre Kraft widmen müssen. Diese Poesie ist noch zu schaffen; die Zeit verlangt sie, das Volk dürstet darnach; es ist in seiner Seele mehr Dichter als wir, denn es steht der Natur näher; aber es bedarf eines Interpreten zwischen sich und der Natur; wir müssen ihm dienen, wir müssen ihm seine Gefühle in seine Sprache übersetzen und ihm erklären, was Gott an Güte, Adel, Edelmut, Vaterlandsliebe und begeistertem Mitgefühl in sein Herz gelegt hat. Alle primitiven Epochen haben ihre Poesie oder ihren gesungenen Spiritualismus gehabt; sollte die fortgeschrittene Zivilisation die einzige Epoche sein, welche diese innere, tröstliche Stimme der Menschheit verstummen ließe. Nein, zweifelsohne stirbt nichts in der ewigen Ordnung der Dinge,

alles wandelt sich nur um; die Poesie ist in allen Zeitaltern der Schutzengel der Menschheit."

Auch aus diesen konfusen, liberalen Deklamationen spricht noch stellenweise der ursprünglich katholische Dichter, dem einst die Religion als die eigentliche Seele der Poesie galt; aber mit der liberalen Majorität hat er auf die nie alternde Jugendkraft und Frische des Glaubens verzichtet, gründet seine Theorien auf die „allgemeine Vernunft" und unbegrenzte Perfektibilität des bloßen Menschentums und weist der Poesie die nüchterne Aufgabe zu, im Zusammenhang mit der übrigen nivellierenden Presse, einem alt und krittlich gewordenen Publikum Freiheit, Fortschritt und einen subjektiven Nachhall der alten Ideale zu verkünden und, an Stelle der Religion, der Schutzgeist der Zivilisation zu sein.

Der Schutzgeist hat seines Amtes schlecht gewaltet. Der christliche Idealismus, den Lamartine mit dem modernen Liberalismus verschmelzen zu können glaubte, vermochte sich gegen den fortschreitenden Realismus nicht zu behaupten. Lamartines Zukunftsprogramm ist nur in vorwiegend naturalistischem Sinne zur Ausführung gekommen.

Neuntes Kapitel.

Victor Hugo.

Der Dichter, der sich den Ideen der Zeit und ihrem Wandel am geschmeidigsten anzupassen wußte, ihr Herold und Prophet ward und am Ende des Jahrhunderts den Franzosen allgemein als der größte Dichter desselben erschien, wie Voltaire als der Führer des vorausgegangenen, das ist Victor Hugo. Wie bei Voltaire haben Langlebigkeit, unermüdliche Rührigkeit, leichtfüßige Vielseitigkeit, geschickte Virtuosität viel dazu beigetragen; doch ist der Publizist in ihm durch den Lyriker, der Verstand durch eine überschwengliche Phantasie beherrscht.

Er war nur 12 Jahre jünger als Lamartine und überlebte ihn nur um 16 Jahre; aber wie er mit seinen „Oden" schon beinahe den Sänger der ersten „Meditationen" übertönte, Chateaubriand bereits in den dreißiger Jahren in den Schatten stellte, so warf er sich schon als Fünfundzwanzigjähriger zum Führer einer neuen Literaturrichtung, der sog. romantischen Schule, auf, eroberte ihr zeitweilig die Bühne und die Herrschaft des Romans, überflügelte de Vigny und Musset als Lyriker, behauptete sich neben Dumas und Scribe als Dramatiker, neben Balzac und George Sand als Romancier, begrub auch die Poeten des Julikönigtums, ward der „Juvenal des zweiten Kaiserreichs", übertönte mit seinen Posaunenklängen die Kulturmelodien

seiner Dichter und Literaten, übertrumpfte mit seinen Lästerungen gegen Papst und Kirche alle Logenjournalisten der Welt und behauptete sich neben Renan, Zola und den übrigen Literaturhelden der dritten Republik als der Apokalyptiker einer vom Christentum losgerissenen, neuheidnischen Zukunft [1].

Alle Metamorphosen des modernen Frankreichs hat er mitgelebt, alle seine Literaturströmungen teils beherrscht, teils angeregt, und bei seinem Tode (1885) seinen Epigonen eigentlich wenig Neues zu sagen überlassen.

„Ich will Chateaubriand sein oder nichts!" sagte schon der Knabe, als er kaum ein wenig Verse machen gelernt hatte. Er wurde am 26. Februar 1802 zu Besançon geboren, aber durch das Wanderleben seines Vaters, der als napoleonischer Offizier und Beamter es bis zum General und „Granden von Spanien" brachte, schon als Kind nach Korsika, Neapel, Paris, Spanien und abermals nach Paris verschlagen; als endlich etwas Ruhe eintrat, wurde die kümmerliche Wandererziehung durch Zwistigkeiten der Eltern getrübt. Die Mutter stammte aus der Vendée und gehörte royalistischen Kreisen an, obwohl sie auch nicht eben sehr fromm war. Der Hauptlehrer Victors in der Pension Cordier, in dem ehemaligen Kloster der Feuillantines zu Paris, war ein Abbé, der während der Revolution

[1] Oeuvres complètes (Édition définitive), 48 Bde, Paris 1880—1889; 70 Bde, 1889 ff. — Oeuvres inédites, 8 Bde, 1886. — Correspondance, 2 Bde, 1896 1898. — Choses vues (Tagebücher), 2 Bde, 1897 1900. — Lettres à sa fiancée (1820—1822), 1901. — Post-Scriptum de ma vie, 1901. — E. Biré, Victor Hugo et la Restauration, 1869; Victor Hugo avant 1830 1883; Victor Hugo après 1830 1891; Victor Hugo après 1852 1893 (die 5 Bände bilden die verläßlichste Biographie des Dichters). — Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie (seine 1868 gest. Gattin), 1863, deutsch von Dietzmann, 2 Bde, Leipzig 1863. — Barbou, Victor Hugo et son temps, 1881, neue Auflage unter dem Titel: La vie de Victor Hugo, 1885, deutsch von Weber, Leipzig 1882. — A. Asseline, Victor Hugo intime, 1885. — P. d'Abrest, Victor Hugo. Ein Lebensbild: Unsere Zeit II (1885) 159—178 320—337. — Ulbach, La vie de Victor Hugo, 1886. — Stapfer, Racine et Victor Hugo, 1887. — Schmebing, Victor Hugo, Braunschweig 1887. — E. Dupuy, Victor Hugo, l'homme et le poète, 1887. — G. Duval, Dictionnaire des métaphores de Victor Hugo, 1888. — E. Hennequin, La critique scientifique, 1888. — Weber, Les manifestes littéraires de Victor Hugo, Berlin 1890. — F. Brunetière, L'évolution de la poésie lyrique au XIX^e siècle, 1893—1895. — L. Mabilleau, Victor Hugo, 1893. — Ch. Renouvier, Victor Hugo, le poète, 1893. — Ch. Renouvier, Victor Hugo, le philosophe, 1900. — G. Deschamps, Cours libre sur Victor Hugo: Revue des cours et conférences, 1898. — G. Longhaye, Dix-neuvième siècle, Paris 1901, 1—206. — Legay, Les amours de Victor Hugo, 1901. — Sleumer, Die Dramen Victor Hugos, Berlin 1901. — Levin, Victor Hugo, Kopenhagen 1902. — Claretie, Victor Hugo, Souvenirs intimes, 1902. — Th. Delmont, Le centenaire de Victor Hugo: L'Université Catholique XXXIX (1902) 243—304. Nichol, Victor Hugo. A sketch of his life and work, London 1894.

mehr aus Schrecken als aus Liebe seine Magd geheiratet hatte. Sein Philosophielehrer war ein erklärter Materialist. Uneingeschränkte Vielleserei überfütterte seine Phantasie, während dem Herzen keine tiefere religiöse Bildung zu teil ward. Bereits 1817 und 1819 erwarb er sich mit Gedichten Preise bei der Akademie, 1819 und 1820 bei den „Blumenspielen". Chateaubriand war damals noch die erste Literaturgröße, sein poetisches Christentum, freilich mehr poetisch als religiös erfaßt, die Idealwelt des jungen Dichters.

Um den liberalen Doktrinärs (Royer-Collard, de Serre, de Barante, Guizot, de Broglie, Rémusat) entgegenzutreten, gründete Chateaubriand im Oktober 1818, im Verein mit Lamennais, de Genoude u. a., unterstützt von Villèle, Corbière und andern extremen Royalisten, die Zeitung Le Conservateur; er zählte damals seine 50 Jahre, war Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie. Obwohl erst 17 Jahre alt, kaum den Kinderschuhen entwachsen, tat sich Victor Hugo schon im folgenden Jahre mit seinen zwei Brüdern, Alfred de Vigny und andern jungen Leuten zusammen, um jenem politischen Blatt ein literarisches, Le Conservateur littéraire, an die Seite zu stellen, das die guten Grundsätze Chateaubriands in die Literatur verpflanzen und deshalb auch, trotz seiner grünen Jugendlichkeit, im Conservateur warm empfohlen wurde.

Kaum hatte Lamartine 1820 in den „Meditationen" seinen ersten Triumph gefeiert, so erschien neben ihm 1822 auch der junge Victor Hugo auf dem Plan, um ihm mit seinen „Oden" die Palme der religiösen Dichtkunst abzuringen. „Voran! Bekennen wir den Namen Jehovahs!" rief er dem bedeutend älteren Dichter zu, und das hocharistokratische Publikum bejubelte ihn fast ebenso begeistert als zwei Jahre zuvor den zart-melancholischen Elegiker. Er erhielt eine königliche Pension und konnte nun heiraten, was er, obwohl erst 20 Jahre alt, schon lange gewünscht. Dem bourbonischen Königtum schmeichelte er in seinen Oden in allen möglichen Tönen[1], doch hat seine Begeisterung mitunter etwas Gemachtes, Phrasenhaftes. Die Krönung Karls X. hat Lamartine 1825 viel wärmer und großartiger besungen. Die religiösen Stücke bieten manche Anklänge an Chateaubriand und Lamartine[2] wie an biblische Poesie[3].

Bereits um diese Zeit verlockte ihn der Weltruf Walter Scotts, sich auch im Roman zu versuchen; 1823 erschien sein „Han von Island", 1826 sein „Bug Jargal", zwei völlig mißratene Geschöpfe, in welchen er sich von seiner ungezügelten Phantasie und von dem Hang zu Effekthascherei

[1] Les Vierges de Verdun, Quiberon, Le rétablissement de la statue de Henri IV., La guerre d'Espagne, Le baptême du duc de Bordeaux.

[2] Le chant de la fête de Néron, Le chant du cirque, L'homme heureux.

[3] Das ganze erste Buch mit dem Motto Vox clamabat in deserto, besonders L'Antichrist.

zu den ungenießbarsten Geschmacklosigkeiten verführen ließ. Um in dem ersten Roman eine gewöhnliche Liebesgeschichte romantisch aufzuputzen, stellt er der ätherischen Lichtgestalt Ediths in Han ein cyklopisches Ungeheuer gegenüber, das mit gleichem Durst Meerwasser und Menschenblut säuft und die Gesellschaft von Bären entschieden dem Umgang mit Menschen vorzieht. „Bug Jargal" schildert fast ebenso phantastisch und übertrieben eine Episode aus dem Negeraufstand in San Domingo. Als Lyriker hatte er sich noch ziemlich eng an die Sprache, die Formen und den Geschmack der Klassiker gehalten; in den zwei Romanen tritt deutlich die Lust hervor, mit der ganzen bisherigen literarischen Überlieferung zu brechen, der Akademie alle und jede Heerfolge aufzukündigen und eine ganz neue Poesie auf die Beine zu bringen.

Eine solche literarische Revolution lag schon lange in der Luft. Seit einem Jahrhundert hatte man von Shakespeare läuten hören; allerlei Versuche waren gemacht, ihn den Franzosen annehmbar zu machen, scheiterten aber mehr oder weniger an dem nationalen Geschmack, wie ihn die französischen Klassiker ausgebildet hatten. Jetzt hört man, daß er in Deutschland triumphiert und den französischen Einfluß zurückgedrängt habe. Die Frau von Staël und Beyle (Stendhal) verkündeten von neuem seinen Ruhm. Neben ihm tauchten Goethe und Schiller, die deutschen Romantiker, Walter Scott und Byron am Horizonte auf. Soumet sprach sich 1816 offen für die Nachahmung der fremden, besonders der deutschen Dramatiker aus. Rémusat erklärte 1820 die Dramaturgie des Corneille und Racine für rückständig und unzureichend. Guizot veranstaltete 1821 eine verbesserte Ausgabe der Shakespeare-Übersetzung Letourneurs. Charles Nodier, der sich neben den mannigfaltigsten Studien zum meisterlichen Erzähler entwickelt hatte, empfahl Shakespeare bereits 1802, ahmte im „Maler von Salzburg" Goethes „Werther" nach und führte in späteren Erzählungen (Hans Sbogar 1818, Ruthwen 1820, Smarra 1821, Trilby 1822) den ganzen Räuber-, Hexen-, Zauber- und Märchenspuk der deutschen Romantik in die von der Aufklärung hellgeweißte und von allem Wunderbaren gesäuberte Literatur ein. Eine über Verdienst lobende Besprechung, mit welcher er „Han d'Islande" bewillkommte, machte Victor Hugo zu seinem dankbaren Verehrer. Viele andere junge Streber suchten bei ihm Trost und Aufmunterung, und so ward er allgemach zum Ausgangspunkt einer neuen Schule.

Über diese neue Schule — die sog. romantische Schule — ist unendlich viel geschrieben worden. Die meisten Literaturhistoriker widmen ihr eigene Kapitel; viele rücken sie wie ein unsterbliches Glanzphänomen in den Vordergrund der Zeitgeschichte. Der Name „Schule" kommt ihr jedoch nur insofern zu, als ihre sämtlichen Mitglieder durchaus nicht lernen, alle aber lehren wollten. Es ist darum auch lange gar nicht von einer Schule die

Rede, sondern nur von einer „Abendgesellschaft“ (Cénacle), die sich schon 1822 bei Victor Hugo zusammenfand, von 1824 an die Sonntagsabende bei Nodier zubrachte, von 1829 an unter Victor Hugos Führung eine ziemlich lärmende Rolle spielt. Die wenigen älteren Herren: Nodier (damals 49 Jahre alt), Guttinger (44), Emile Deschamps (39), die den jüngeren aufs Pferd geholfen, traten jetzt schon in den Schatten gegen den 27jährigen Victor Hugo, der als Urgenie bei Tag und Nacht Feuer und Funken sprühte. De Vigny war 30 Jahre alt, Anthony Deschamps 29, Alexander Dumas 26, Sainte-Beuve, der seit 1827 als Rezensent für das Cénacle arbeitete, 25, de Nerval 21, Alfred de Musset und Hégésippe Moreau 19; Théophile Gautier zählte erst 18 Jahre.

Was diese jungen Leute wollten, ist schwer zu formulieren. Sie strotzten alle von Poesie, oder wenigstens poetischem Dampf, von unklaren Projekten, immensen Aufgaben, grenzenlosem Selbstgefühl. Es waren lauter Vulkane, die eine neue Erdbildung in ihrem Kopfe trugen, lauter Riesensöhne, denen ihre sämtlichen Kleidungsstücke zu eng geworden. Also fort mit Boileau und den drei Einheiten! fort mit der abgezirkelten Sprache der Akademie! fort mit den kleinlichen syntaktischen, prosodischen Versregeln! fort mit der ängstlichen Wortwahl, mit den rhetorischen Wendungen und Umschreibungen! Natur! Freiheit! Los von aller Prüderie und los von allem künstlichen Pathos! fort mit der Trennung des Ernsten vom Lustigen, des Tragischen vom Komischen, des Schönen vom Häßlichen! Das Häßliche ist in der Natur viel reicher vertreten als das Schöne; erst durch den Kontrast damit kann das Schöne seine volle Geltung erlangen. Also herein mit allem Häßlichen, allem Buckligen, allem Gemeinen, allem Schiefen und Krummen, allem Wüsten und Abnormen in die Poesie! Dann erst wird die Poesie der volle Abstrahl der Natur werden, das wahre Ideal erreichen. Herein mit allem Fremden, Ungewohnten, Exotischen in die Literatur! Wir müssen es den Deutschen und Engländern zuvor tun. Wir müssen Goethes, ja wo möglich Shakespeares werden! Nichts leichter als das. Es braucht nur Freiheit! Wir sind dann sicher, den alten Shakespeare zu überstrahlen und sämtliche andern Dichter dazu.

Die tiefen Grundverschiedenheiten, welche den französischen Sprach- und Nationalgeist, seine organische Entwicklung und seinen literarischen Ausdruck von jenem der germanischen Völker trennen, begriffen diese jungen Genies nicht. Sie hatten weder Goethe und Schiller noch Shakespeare ernstlicher studiert und richtig aufgefaßt. Sie hatten keine Ahnung, wie Goethe und Schiller, von Shakespeare ausgehend, in langem, ernsten Werde- und Läuterungsprozeß, an dem Klassizismus der Alten sich selbst zu nationalen Klassikern herangeschult, das Antike und das Moderne, das Klassische und das Romantische organisch, lebensvoll verbunden hatten. Shakespeare

verstanden sie noch weniger. Den tiefpsychologischen Plan und Aufbau seiner Stücke, die organische Verbindung der bunten Charakteristik mit dem einheitlichen Gang und der Wirksamkeit der Handlung, der ernste Künstlerverstand, der bei ihm die Phantasie im Zaume hielt und die gewaltigste Leidenschaft beherrschte, die Tiefe des germanischen Gemüts, die natürliche Kraft des Pathos, der geschichtliche Nationalgeist, die innere Seele seiner Poesie entging ihrer oberflächlichen Betrachtung. Sie sahen nur die schroffen Kontraste, die grellen Lichter und Schatten, die bunten, schreienden Farben ohne die vermittelnden Zwischenstufen und Abtönungen. Was sie am meisten anzog, waren die Schwächen und gelegentlichen Fehler des großen englischen Dramatikers, dann das Groteske, Titanenhafte, Schauerliche, Gräßliche dicht neben dem Zarten, Reinen, Idealen, und das tiefste Schmerzgefühl wieder dicht neben der urwüchsigsten Volkskomik, dem feinsten Humor und dem grobkörnigsten Witz.

Madame de Staël, Beyle und Guizot hatten über die Nachahmung Shakespeares manchen feinen Wink gegeben; die jugendlichen Sprudelköpfe erfaßten sie nicht; sie hätten ihrem furor poëticus wieder neue, unliebsame Schranken gezogen.

Die Akademie sah nicht ohne Besorgnis die um sich greifende Zügellosigkeit auf dem französischen Parnaß. Auger, ihr Direktor, warnte am 21. April 1824 vor der „aufkommenden Sekte“; bei der Aufnahme Soumets (am 25. Nov.) tadelte er die „barbarische Poetik“, welche sich Geltung zu verschaffen suchte, und apostrophierte Soumet mit den Worten: „Sie, mein Herr, halten gewiß den Bund des Genies mit der Vernunft, der Kühnheit mit dem Geschmack, der Originalität mit der Ehrfurcht für die Kunstregeln nicht für unmöglich. . . . Sie machen nicht gemeinsame Sache mit diesen Liebhabern der schönen Natur, welche, um die Monstre-Statue des hl. Christophorus wieder aufleben zu lassen, gern den Apollo des Belvedere dafür hingäben, und die mit Freuden ‚Phädra‘ und ‚Iphigenie‘ gegen ‚Faust‘ und ‚Götz von Berlichingen‘ eintauschten.“

Der Protest richtet sich zugleich gegen die halbreligiösen, mittelalterlichen Neigungen und gegen das moderne Fremdentum der jungen Romantiker. Denn Victor Hugo stand damals noch unter der geistlichen Leitung von Lamennais. Die Muse française, das Organ der jungen Schule, stand noch im Fahrwasser eines hochgradigen Royalismus und jenes ästhetischen Christentums, das in Chateaubriand und Lamartine seinen Ausdruck gefunden hatte.

Noch im Jahre 1824 gründete aber der völlig ungläubige Literaturprofessor Dubois mit dem Buchdruckergesellen Leroux ein neues Literaturblatt, Le Globe, das einerseits die christlichen und royalistischen Ansichten in liberalem Sinn bekämpfen, anderseits am Studium der ausländischen

Literatur eine neue feinere, zugleich moderne und liberale Literatur begründen sollte.

Die Hauptmitarbeiter waren Jouffroy, Damiron, Magnin, Vitet, Tanneguy-Duchâtel, Rémusat, Duvergier de Hauranne, Trognon und Descloiseaux, gelegentlich auch Sainte-Beuve und Mérimée. Die Muse française wurde in dem Blatt hart mitgenommen, die daran wirkenden Poeten, besonders Victor Hugo, scharf zerpflückt, die Literatur des Auslandes, besonders die deutsche und englische, sehr eingehend und oft verständnisvoll besprochen. Goethe las in Weimar den „Globe" mit höchstem Interesse. Die Zeitschrift, ursprünglich Journal littéraire, ward schon 1826 Recueil philosophique et littéraire, 1828 Recueil politique, philosophique et littéraire; 1830 ging sie ganz in die Hände von Pierre Leroux über und ward das rein politische Organ der Kommunisten. In der kurzen Zeit ihres literarischen Bestehens hat sie indes mächtig genug dazu beigetragen, die Romantik und die Literatur überhaupt in das liberale Fahrwasser hinüberzuleiten.

Victor Hugo besaß weder die Tiefe der christlichen Überzeugung noch den klaren Künstlerverstand, um der Bewegung ihren religiösen Charakter zu wahren, ihr eine fruchtreiche Zukunft zu sichern. Als er 1827, erst 25 Jahre alt, ihr das Theater erobern wollte und zu diesem Zwecke gleichzeitig mit einem poetischen Programm und mit einem Musterdrama hervortrat, war das Drama „Cromwell" gleich seinen ersten Romanen wieder ein unförmliches Mißgewächs, ein Koloß von 6500 Versen, der die Geschichte in unverantwortlichen Tollheiten mißhandelte und für die Bühne geradezu unaufführbar, sein Programm aber, die „Einleitung" zum „Cromwell", ein unausgegohrenes Gebräu aus all den verschwommenen Reformplänen, welche sich die junge Schule aus früheren Schriftstellern zurechtphantasiert hatte.

Er teilt darin die ganze Weltliteratur in drei Epochen: eine lyrische (von der Urzeit bis auf Homer), eine epische (von Homer bis auf Christus), eine dramatische (von Christus bis auf unsere Tage). Das Drama besteht in der Wirklichkeit, die Wirklichkeit aber aus der Verbindung der zwei natürlichen Typen des Erhabenen und des Grotesken. Die Alten studierten einseitig nur das Erhabene und hatten darum kein richtiges Drama; erst das Christentum hob diese Einseitigkeit auf; ist es auch damit in den achtzehn Jahrhunderten seines Bestehens noch nicht weit gekommen, so wird „die moderne Muse" die Dinge in diesem weiten, großen Blick erschauen.

„Ihre Augen gleichzeitig auf sichtbare und gewaltige Ereignisse heftend, und unter dem Einfluß christlicher Melancholie und philosophischer Kritik, von denen wir eben gesprochen, wird die Poesie einen großen Schritt tun, einen entscheidenden Schritt, einen Schritt, der gleich dem Stoße eines Erdbebens das ganze Angesicht der intellektuellen Welt verändern wird. Sie wird sich darangeben, es zu machen wie die Natur, d. h. in ihren

Schöpfungen das Licht mit dem Schatten, das Groteske mit dem Sublimen, mit andern Worten, den Leib mit der Seele, das Tier mit dem Geiste zu verbinden, ohne indes beide zu verwischen."

Was in der „Einleitung" noch etwa Sinn und Verstand hat, das ist alles schon bei Frau von Staël, bei Beyle oder im Globe zu lesen; das tolle Durcheinander und die großsprecherischen Tiraden allein sind Hugos Eigentum. Seine Anhänger waren trotzdem außer sich vor Bewunderung. „Die Vorrede zu Cromwell strahlt in unsern Augen wie die Tafeln auf Sinai," rief der verzückte Gautier aus. „Welche Tiefe der Gedanken!" erklärte David d'Angers, „diese Vorrede ist für sich ein Gesetzbuch der Literatur!"

Wie aber schon „Cromwell" als unaufführbares Lesestück die großsprecherischen Verheißungen des verworrenen Theoretikers Lügen strafte, so hat Victor Hugo selbst, weit entfernt, ein französischer Shakespeare zu werden, mit all seinen übrigen Stücken, trotz zeitweiligen Mode- und Reklameerfolges, im Grunde Bankrott gemacht. Zu verschwommen und phantastisch, um je die Natur klar und ruhig aufzufassen, hat er nur das Groteske und Erhabene in närrischem Wirbeltanz durcheinander gewürfelt, statt wirkliche Menschen nur Ungeheuer, Karikaturen und Chimären geschaffen, statt motivierter Handlungen und Katastrophen die unglücklichsten Greuel und Scheußlichkeiten aufeinander getürmt, das Schöne im Schmutz erstickt und die tragischen Ideen in einer Flut von Deklamationen begraben. In seiner Wut, neu und pikant zu sein, mit allen hergebrachten Konventionen zu brechen, reißt er allüberall das historisch Bedeutende und Große herunter, bauscht schlechtes Gesindel zu Helden auf, sucht dem Häßlichen und Verkrüppelten eine gewisse Schönheit zu geben, das Laster einigermaßen zu verklären, durch ungeheuerliche Erfindungen Verwunderung und Bewunderung zu ertrotzen.

In „Hernani oder die kastilianische Ehre" (1830) begnügt sich der Dichter nicht mit einem jener ergreifenden Konflikte, die so viele spanische Dramatiker zu den wirksamsten Dramen befähigt haben; der Held muß ein verkommener Adliger, ein Lump und Bandit sein, dessen Edelmut und Ritterlichkeit gegenüber der hochadlige Don Ruy Gomez de Silva als blutdürstiger Unmensch, Kaiser Karl V. als eine schwächliche, königliche Puppe erscheint. Alle drei sind in die schöne Donna Sol verliebt, die, mit Don Gomez verlobt, die Hand des Königs ausschlägt, um dem Banditen in Not und Tod zu folgen. Bei der Verfolgung von Donna Sol durch Hernani überrumpelt, weigert sich der König des Zweikampfs mit ihm, wird aber von dem edeln Räuber freigelassen. Da Donna Sol auf dem Schloß des Herzogs von Silva mit Ruy Gomez getraut werden soll, schleicht sich Hernani als Pilger ein und gibt sich dann zu erkennen. Wegen des Gastrechtes schont Ruy Gomez sein und, obwohl sich ihm nun Donna Sol

an den Hals wirft, verbirgt er den Banditen, da König Karlos vor dem Schloß erscheint und seine Auslieferung fordert. Nur die ihm untreu gewordene Braut gibt der aufs tiefste verletzte Herzog dem König als Geisel mit. Beide wollen sich nun an dem König rächen. Hernani übergibt Ruy Gomez sein Horn und verspricht ihm, auf den ersten Laut desselben sein Leben zu opfern, wenn er ihm nur jetzt Zeit zur Rache lasse. Alle drei Bewerber der Donna Sol treffen sich wieder in Aachen bei der Kaiserwahl, Karl als Thronkandidat, de Silva und Hernani als Mitglieder einer Verschwörung wider sein Leben. Am Grabe Karls des Großen betend wird Karl von seinem Vorfahren in einer Erscheinung gemahnt, vor allem Gnade zu üben. Da drei Schüsse anzeigen, daß Karl gewählt ist, tritt er unter die Verschworenen, von denen Hernani durchs Los bestimmt war, ihn umzubringen, begnadigt alle, setzt Hernani in alle seine Rechte ein und übergibt ihm Donna Sol zur Gemahlin. Die Hochzeit wird in Saragossa gefeiert, das glänzende Fest nur durch einen schwarzvermummten Gast gestört. Mitten im Liebestaumel der Sommernacht aber ertönt das furchtbare Schicksalshorn. Hernani tötet sich mit Gift. Donna Sol, eine ahnungsvolle Seele, hat schon zuvor davon getrunken, und so versinkt der melodramatische Liebestraum in Nacht und Finsternis.

In „Marion Delorme" (1831) versetzt sich der Dichter in die Zeit Ludwigs XIII. und Richelieus; beide aber, besonders der Kardinal, werden in der närrischsten Weise heruntergerissen und karikiert, um den Bastard Didier auf das gefälschte Piedestal zu erheben und die Courtisane Marion mit einem Lichtschimmer edelster Liebe und Großherzigkeit zu verklären. Schließlich treibt sie freilich die Großherzigkeit so weit, daß sie, um den Geliebten zu retten, wieder zu ihrem früheren Geschäft zurückkehrt. Mit ihr zog schon einigermaßen die Camelien-Dame auf der französischen Bühne ein und hat da fürder einen Rang und eine Beliebtheit behauptet, welche auf die Pariser Zivilisation ein mehr als zweideutiges Licht werfen. Das Stück wurde bereits zwei Jahre zuvor aus politischen Gründen verboten. Ein neues „Der König amusiert sich" (1832) machte sich so stark über das Königtum lustig, daß selbst die Regierung des Bürgerkönigs nach der ersten Aufführung dawider einschritt. Der Hauptheld Triboulet ist hier ein Hofnarr, leiblich die verkörperte Häßlichkeit, geistig noch häßlicher und gemeiner, ein Kerl, der die ganze Welt haßt und prellt, nur sein Töchterlein in blindem Egoismus liebt und hätschelt, und nun gerade in dieser Liebe, die der Dichter zur edelsten Vaterliebe empordeklamiert, in der schauerlichsten Verführungsgeschichte tödlich getroffen wird. Ein Seitenstück dazu ist „Lucretia Borgia" (1833), das vollendetste weibliche Scheusal, nur ein Engel von Mutterliebe, der aber, um andere aus der Welt zu schaffen, durch schreckliches Verhängnis den eigenen Sohn mitvergiftet. Aus „Maria Tudor" (1833) hat Victor

Hugo eine blutrünstige Buhlerin gemacht, die aller Geschichte und Sitte spottet; „Angelo von Padua" ist eine Eifersuchts- und Mordsteufelei aus der alten Republik Venedig. Seinen erhabensten Bühnentriumph feierte der demokratische Liberalismus des Dichters im „Ruy Blas" (1838), dem erhabenen spanischen Lakaien, der das Herz einer Königin erobert, mit seinen Schuftereien den ganzen Adel niedertritt, Ministerium und Regierung niederdonnert, seinen früheren Herrn Don Salluste unter rasenden Wort-Katarakten niedersticht, sich selbst vergiftet und sterbend noch mit der Königin Liebesblicke tauscht. Zu ihrem vollen Höhepunkt aber gedieh Hugos Dramatik erst in „Die Burggrafen" (1843), in welchen er offenbar ein grandioses Bild des deutschen Mittelalters entrollen wollte. Das Stück spielt in den Zeiten des Kaisers Barbarossa, der selbst als Bettler vermummt darin auftritt. Die Burggrafen wohnen im „Taunus, zwischen Köln und Speier", und dieser Geographie entspricht auch die Geschichte. Der Hauptheld, Job, Burggraf von Heppenheff, ist 100 Jahre alt, sein Sohn Magnus 80, dessen Sohn Hatto 60, dessen Sohn Gorlois 30; Job, bei weitem noch der kregelste und lebendigste, vom Papst gebannt, vom Kaiser gerichtet, vom Reichstag in Frankfurt und vom Konzil in Pisa (1409, über zwei Jahrhunderte später) verurteilt, in ewigem Hader mit Pfalz und Trier, ist der Hauptträger der endlosen Deklamationen. Den 80jährigen Magnus redet er noch als jeune homme an. Der erhabene Unsinn, der den Kampf eines greisen Giganten gegen ein elendes jüngeres Pygmäengeschlecht bedeuten sollte, nahm solche Dimensionen an, daß das heitere Pariser Publikum bei den rührendsten und großartigsten Stellen in schallendes Gelächter ausplatzte. Das Stück konnte nach der ersten Aufführung nicht wieder gegeben werden. Victor Hugo hielt es für klüger, sich von der Dramatik zurückzuziehen, nachdem er seine Dramaturgie selbst ad absurdum geführt hatte.

Es fehlte ihm wirklich an der ersten Grundbedingung eines Dramatikers, an jenem hellen, besonnenen Künstlerverstand, der über dem Gewirr des Menschenlebens und seiner Leidenschaften steht, aus ihrem Konflikt unter sich und mit den ethischen Grundsätzen und mit der Weltordnung überhaupt eine große, einheitliche, wahrhaft tragische Handlung zu gewinnen weiß. Arm an Gedanken wie reich an Worten und Phrasen hatte er damals schon mit dem religiösen auch den sittlichen Halt verloren. Die hochmütige Auflehnung gegen jede bisherige literarische Autorität und Überlieferung trieb ihn auch mehr und mehr dem Liberalismus und der politischen Revolution zu. Hand in Hand mit seiner Unkenntnis und Mißachtung geht die Herabwürdigung des Königtums, des Adels und der christlichen Lebensauffassung, welche sich durch alle seine Stücke hindurchzieht.

Der überwältigende Reichtum seiner Sprache, die Pracht seiner Rede, die in allen Tönen schillernde Lyrik des Gefühls, die sich häufig bis ins Tolle

steigernde Leidenschaftlichkeit half einzelnen seiner Stücke, wie Hernani und Ruy Blas, wohl zu einem zeitweiligen Erfolg. Hernani wurde nach seinem ersten Erscheinen, allerdings nicht ohne Beihilfe von viel Claque und Reklame, 54mal hintereinander gegeben. Die Romantiker riefen überlaut Viktoria und glaubten, das alte klassische Drama für immer aus dem Felde geschlagen zu haben. Victor Hugo selbst aber traute der inneren Macht seiner Poesie nicht. Er übertrieb alles, Charakter, Handlung, Leidenschaft, Sprache, nahm alle Knall- und Operneffekte des sog. Melodramas, der Ausstattung und Scenerie zu Hilfe, Dolch, Gift, Gegengift, Schauerbilder aller Art, qualifizierten Mord und Totschlag der gräßlichsten Art, Burgverließe und geheime Gänge, die unglaublichsten Schurkereien und die häßlichsten Verzerrungen aller menschlichen Verhältnisse, bis endlich das vermeintlich Erhabene im Grotesken ertrank und beide dem Gelächter und Überdruß anheimfielen.

Der so gründlich mißratene neue Shakespeare gab inzwischen die Idee nicht auf, den Franzosen auch Walter Scott zu ersetzen. In der Erzählung „Der letzte Tag eines Verurteilten" kam er über ein folterndes Schreckensbild nicht hinaus. Noch 1831, unter dem berauschenden Eindruck, den „Hernani" hervorgerufen, erschien aber sein großer Roman „Notre-Dame von Paris", ein Bravourstück poetischer Schilderung, prunkendsten Stiles, pikanter Spannung und verblüffender Schauereffekte. Viele sahen darin wirklich das ganze mittelalterliche Paris mit bewundernswerter Kunst in ein von Leben überflutendes Zeitbild zusammengedrängt. In der Mitte stand die altehrwürdige Kathedrale, eines der schönsten Denkmäler gotischer Baukunst, das Riesenwerk mittelalterlichen Glaubensgeistes und Volkslebens, umkrustet von den alten Giebelhäusern, Straßen, Türmen, Klöstern und Hospizen, umwimmelt von dem bunten Volk, das in den Passionsspielen die erhabensten Geheimnisse wohl oft mit ungeziemendem Humor durchsetzt hatte, in seinen Fabliaux viel Roheit und Zuchtlosigkeit verriet, aber alles in allem denn doch ein christliches Volk war und in den mannigfachsten Lebensäußerungen seinen Glauben bekundete. Ohne tieferes Verständnis für den religiösen Geist des Mittelalters, ohne sittliches Zartgefühl, ohne den Ernst und Seelenadel, mit welchem selbst der Protestant Walter Scott das Mittelalter auffaßte, nur wieder gehetzt von einer phantastischen Effekthascherei, hat der Dichter auch hier wieder Licht und Schatten nicht in lebensvoller Wahrheit aufzufassen und zu verbinden gewußt, er hat auch hier wieder wie in seinen Dramen alles Extreme auf die Spitze getrieben, das Groteske im häßlichsten Wildwuchs alles Schöne und Erhabene überwuchern lassen und so ein Zerrbild des Mittelalters geschaffen, das seinesgleichen sucht. Der Roman ist im Grunde nur „ein starkgewürzter Schauerroman"[1].

[1] Suchier und Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur 652.

Der Vertreter jener Kirche, die Notre-Dame gebaut und die reiche Kultur ins Leben gerufen, der Hauptheld des Romans, ist ein vom Geist der Unzucht besessener Priester, der Erzdiakon Claude Frollo, der ein armes Zigeunermädchen verführen und, da ihm das nicht gelingt, an den Galgen bringen will. Das ist der Hauptangelpunkt, um den sich der Roman dreht. Esmeralda, das Zigeunerkind, wird als Engel von Reinheit hingestellt, ist aber leichtsinnig genug, um sich vorübergehend in den schönen Kapitän Phöbus zu verlieben. Dem moralischen Ungeheuer Frollo steht als Helfershelfer die physische Mißgeburt, der schielende, taubstumme Zwerg Quasimodo zur Seite, der dem nichtswürdigen Frollo in all seinen Schuftereien mit Hundetreue dient, ihn aber schließlich aus Eifersucht von dem Turm der Kathedrale stürzt, um an der Leiche Esmeraldas zu sterben. Esmeraldas Mutter, Gudula, ist eine wahnsinnige Alte, die, ihrem Kellerloch entronnen, wie eine Tigerin ihre Tochter am Galgen umklammert und zu verteidigen sucht. In Pierre Gringoire wird ein mißkannter Gelehrter zur Hanswurstrolle herabgewürdigt, das Pariser Volk aber hauptsächlich an verlotterten Studenten, Spitzbuben und Straßenpöbel geschildert. Nichts tröstet in dem Höllenbrodem von Liederlichkeit und Gemeinheit, Verbrechen und Gewalttat, in dem die Phantasie rastlos herumgehetzt wird, als die alte Kathedrale, deren Existenz in diesem Pfuhl von Sündenjammer nur als ein steinernes Rätsel erscheint.[1]

Einen etwas besseren, wenn auch nicht völlig einwandfreien Ruhmestitel hat sich Victor Hugo als Lyriker gesichert (Odes et ballades 1828. — Les Orientales 1829. — Les feuilles d'automne 1831. — Les chants du crépuscule 1835. — Les voix intérieures 1837. — Les rayons et les ombres 1840). Viele Fehler seiner Dramen und Romane rühren von seinem hochgradigen Lyrismus her, wie auch manche der schönsten Stellen übelangebrachte lyrische Ergüsse sind. Er war seiner ganzen Anlage nach eben weit mehr Lyriker als Dramatiker. Auch in der Lyrik führte ihn jedoch seine Leichtigkeit in Wort und Reim zu deklamatorischer Breite, seine Eitelkeit zu leerem Prunk, sein unglücklicher Hang zur Übertreibung zu denselben schroffen Antithesen und gewaltsamen Kontrasten, die seine andern Dichtungen verderben. Besonders die „Orientalen" sind farbenschillernde Kunst- und Schaustücke eines sprachgewandten Virtuosen, der sich in die Wunder- und Schauerwelt des Orients hineingelesen und hineingeträumt,

---

[1] Goethe las den Roman noch in seinem letzten Lebensjahre; sein Tagebuch vermerkt aber darüber nur „Verdruß an den Gliedermännern, die der Verfasser für Menschen gibt, sie die absurdesten Gebärden machen läßt, sie peitscht, poltert, von ihnen radotiert, uns aber in Verzweiflung setzt. Es ist eine widerwärtige, unmenschliche Art von Komposition" (20. Juni 1831). Vgl. H. G. Gräf, Aus Goethes letztem Lebensjahre (Deutsche Rundschau, Mai 1904, 272).

nicht die Herzensergüsse eines Sängers, der wirklich im Orient heimisch geworden. Wie einst das Wertherfieber, so war die Begeisterung für den griechischen Freiheitskampf damals eine Mode geworden. Thomas Moore hatte mit seinen Peris, Byron mit seinen „Hebrew Melodies“ und „Childe Harold“ die Damen bezaubert. Chateaubriand war gen Jerusalem gepilgert, Byron war in Missolunghi gestorben. Anstatt sich auf Kreuzfahrerlieder oder griechische Freiheitsklänge einzuschränken, fand es Victor Hugo praktischer, auch die Türken zu besingen und mit seiner zügellosen Phantasie so recht in der Wollust und Grausamkeit des mohammedanischen Orients zu schwelgen.

Wirklich Erlebtes, schöne, seelenvolle Klänge finden sich in den „Herbstblättern“ und „Dämmerungsliedern“, mancher Nachhall seiner ersten, noch katholischen Zeit. Es ist aber mit den religiösen Ideen wirklich Herbst-Dämmerung geworden. Zweifel, Mißmut, Traurigkeit haben die Blüten jugendlicher Begeisterung geknickt. Die Sonne des Christentums, die sich am Beginn des Jahrhunderts so strahlend wieder über dem Chaos der Revolution gezeigt, ist schon wieder am Untergehen, und des Dichters Seele ist zu schwach und matt, um sich über die trübselige Dämmerung der Geister zu erheben:

Mal d'un siècle en travail où tout se décompose!
Quel en est le remède, et quelle en est la cause?
Serait-ce que la foi derrière la raison
Décroît comme un soleil qui baisse à l'horizon?
Que Dieu n'est plus compté dans ce que l'homme fonde,
Et qu'enfin il se fait une nuit trop profonde
Dans ces recoins du coeur, du monde inaperçus,
Que peut seule éclairer votre lampe, o Jésus!

Dieser Aufschrei des christlichen Herzens wird immer seltener und matter, die Dämmerung immer tiefer und düsterer, Christentum, Deismus, Pantheismus streiten sich um ihn. Er wagt keinem von ihnen beherzt zu folgen. In einer allgemeinen, süßen Menschenliebe sucht er sich mit allen zugleich abzufinden. Er vergleicht sich mit der alten Turmglocke, die einst, rein und schön, nur den Namen Gottes trug; aber viele kamen in den Turm, und jeder kritzelte seinen Namen drauf, auch Dummheiten, schlechte und schmutzige Witze. Rost hat sich in ihre Ritzen gesetzt, Staub und Spinnweb bedecken ihren Mantel; aber trotz alledem bleibt ihre Stimme ein klagendes Gebet. Und so ist es auch mit dem Dichter. Wenn eine höhere Macht ihm zu singen gebietet, dann ertönt sein Inneres in mächtigem, vollem Klang, und Staub und Rost, und Schmutz und Risse, alles wird fortgerissen in die höhere, allgewaltige Harmonie.

La cloche et mon âme,
Qu'à son heure, à son jour, l'esprit saint les réclame,
Les touche l'une et l'autre et leur dise: Chantez!
Soudain, par toute, voix, et de tous les côtés,

De leur sein ébranlé, rempli d'ombres obscures,
A travers leur surface, à travers leur souillures,
Et la cendre et la rouille, amas injurieux,
Quelque chose de grand s'épandra dans les cieux!
Ce sera l'hosianna de toute créature!
Oui, ce qui sortira, par sanglots, par éclairs,
Comme l'eau du glacier, comme le vent des mers,
Comme le jour à flots des urnes de l'aurore,
Ce qu'on verra jaillir et puis jaillir encore
Du clocher toujours droit, du front toujours debout,
Ce sera l'harmonie immense qui dit tout!
Tout! les soupirs du coeur, les élans de la foule;
Le cri de ce qui monte et de ce qui s'écroule,
Le discours de chaque homme à chaque passion,
L'adieu qu'en s'en allant chante l'illusion;
L'espoir éteint; la barque échouée à la grève;
La femme qui regrette et la vierge qui rêve;
La vertu qui se fait de ce que le malheur
A de plus douloureux hélas! et de meilleur;
L'autel enveloppé d'encens et de fidèles;
Les mères retenant les enfants auprès d'elles [1];
La nuit qui chaque soir fait taire l'univers
Et ne laisse ici-bas la parole qu'aux mers;
Les couchants flamboyants; les aubes étoilées;
Les heures de soleil et de lune mêlées;
Et les monts et les flots proclamant à la fois
Ce grand nom qu'on retrouve au fond de toute voix;
Et l'hymne inexpliqué qui, parmi des bruits d'ailes,
Va de l'air de l'aigle au nid des hirondelles;
Et ce cercle dont l'homme a sitôt fait le tour,
L'innocence, la foi, la prière et l'amour!
Et l'éternel reflet de lumière et de flamme
Que l'âme verse au monde, et que Dieu verse à l'âme [2].

Dieser Glockengesang ist zum Teil recht poetisch, aber Staub, Rost und Risse stören doch den Klang; er tönt nicht mehr rein und hell; es ist kein christliches Gebet mehr, sondern ein halb humanitäres Gebimmel. Auch mit der „Liebe" steht es in dieser Lyrik nicht mehr ganz richtig. So artig der Dichter das Familienleben und die lieben Kinder als guter Papa zu besingen wußte, so hatte er doch seit 1833 quasi eine zweite Frau, die Schauspielerin Juliette Gauvain, die als „Madame Drouet" ihm überallhin folgte [3] und erst zwei Jahre vor ihm (1883) starb. Ihr widmete er eine Menge

[1] Vom Sublimen fällt Victor Hugo nur allzuoft in die platteste Prosa, wenn er nicht gerade einen besseren Reim findet. Da sind Goethe und Byron doch andere Künstler!

[2] Chants du crépuscule XXIX 3.

[3] G. Longhaye, XIX[e] siècle II 139 140.

Liebesgedichte, während „Madame Hugo" mit einem feierlichen Date lilia vorlieb nehmen mußte.

Den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit ist Victor Hugo ziemlich fremd geblieben; höchstens in den feuilletonistischen Erzeugnissen der Presse hat er daran genippt, aber ohne einen Versuch, in Philosophie und Naturwissenschaften oder in Geschichte und eigentliche Literaturwissenschaft tiefer einzudringen. Dagegen trieb ihn seine Eitelkeit auf das Gebiet der Politik, wo er freilich keine Lorbeeren ernten sollte. Er hatte allerdings eine mimosenhafte Empfindlichkeit für jede Veränderung des politischen Luftzugs, aber nicht eine Spur von staatsmännischer Einsicht und ritterlicher Charakterfestigkeit. Nachdem er alle Sänger des Lilienbanners zu übertönen versucht hatte, lenkte er mit dem Wechsel der Ministerien bald ins liberale, bald wieder ins royalistische Fahrwasser ein; wegen des Verbotes von „Marion Delorme" vor den Kopf gestoßen, ward er erzliberal, fast radikal, wandte sich dann dem aufgehenden Gestirn des Bürgerkönigs zu, schwankte darauf wieder, bis er in die Akademie aufgenommen und als „Vicomte" in den Pairsstand erhoben wurde, begrüßte aber schon drei Jahre später mit Jubel die Revolution, ließ sich in die Nationalversammlung wählen und beneidete Lamartine um seine Rolle als Volkstribun. Unter Napoleons Präsidentschaft wurde er dann Bonapartist, donnerte gegen die römische Expedition zum Schutze des Papstes und war ehrgeizig genug, selbst nach dem Präsidentensessel zu trachten; als ihn aber Louis Napoleon nicht einmal zum Minister machte, war es mit der Liebe aus; er wurde nun wieder radikal und kompromittierte sich dermaßen, daß der Staatsstreich für ihn das Exil bedeutete. Von 1851 bis 1871 lebte er als „großer Mann außer Dienst" zuerst in Belgien, dann auf der Insel Jersey und, als er auch von da wegen politischer Ruhestörung vertrieben ward, auf der Insel Guernsey. Erst der Triumph der Kommune und ihrer Petroleurs riefen ihn wieder nach Paris zurück, wo er, von Größenwahn und Phantasiewut halb verrückt, seine früher schon maßlosen Werke durch noch maßlosere zu krönen suchte. Die Republik war ihm nicht undankbar. Seine Totenfeier im Jahre 1885 war eine Apotheose, ähnlich derjenigen, die ein Jahrhundert zuvor Voltaire zu teil geworden.

Die erste Frucht seiner Verbannung waren Les châtiments (1852), satirische Wut- und Racheergüsse gegen das zweite Kaiserreich, die in unersättlicher Schimpfseligkeit bis in die tiefste Straßengosse niedersteigen, die Katholiken, Papst, Kirche und Christus selbst mit gemeinen Lästerungen verfolgen. In dieselbe Kategorie gehört Napoléon le petit (1853). Auch in den Contemplations klingt derselbe Haß wieder, wenn auch manche Stücke der Sammlung schon aus früherer Zeit stammen. Es folgte dann der breitangelegte Sozialroman Les misérables, schon 1848 begonnen,

1862 zur demagogischen Anklageschrift gegen die gesamte bestehende Gesellschaft angeschwollen; gleichzeitig in vier Sprachen übersetzt, war der Roman zugleich ein sehr rentables Unternehmen. In den Chansons des rues et des bois (1865) herrscht ein hochgradiger unsittlicher Geist, und der Geruch der Gassen läßt den Waldesduft nicht recht aufkommen. Les travailleurs de la mer (1866) sind wieder ein Roman, in welchem Bilder aus dem Fischerleben mit den tollsten Einfällen und gottloser Lebensphilosophie durchsetzt sind, mit einem Aufgebot von technischen Ausdrücken aus dem Schiffer- und Fischergewerbe, die ein eigenes Fachlexikon erheischen. Der Roman L'homme qui rit (1869) ist eine ziemlich schmutzige Geschichte, die aus dem Kreise fahrender Gaukler in jene der höchsten englischen Aristokratie hineinspielt, um diese in gehässigster Weise an den Pranger zu stellen.

Wenige Tage nach der Schlacht von Sedan war Victor Hugo schon in Paris und schleuderte einen „Aufruf“ in die Massen, um die bereits tobenden Leidenschaften noch wütender aufzuhetzen: „Steckt Paris in Flammen, ihr Deutschen; ihr setzt mehr Zorn als Häuser in Brand! . . . Feuer! Feuer! . . . Städte, Städte, Städte! Bildet Wälder von Piken! Drängt Bajonett an Bajonett! Spannt eure Kanonen an! . . . Und du, Dorf, greife zur Mistgabel! Wälzet Felsen daher! Tragt die Pflastersteine zu Hauf! . . . Packt die Steine unseres heiligen Bodens und steinigt die Eindringlinge mit den Knochen unserer Mutter Frankreich!“

Am 8. Februar 1871 wurde er zu Paris in die Nationalversammlung gewählt, mit kaum etwas mehr Stimmen als Garibaldi, geriet aber über dessen Lob sehr bald in Zwist mit Rochefort und legte sein Mandat nieder. In L'histoire d'un crime und L'année terrible (1871) ließ er dann alle Mitrailleusen seines Grimmes und Jammers gegen die Deutschen spielen. Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, widmete er seinen Enkeln Georg und Hannchen das gemütliche Kinderbuch L'art d'être grand-père. Doch lange hielt er es ohne haßerfüllte Deklamationen und Rodomontaden nicht aus. Die schlimmsten trafen Papst und Kirche (Le Pape 1878. La pitié suprême 1879. — L'Ane 1880. — Religions et Religion 1880. — Les quatre vents de l'Esprit 1881).[1]

Im Jahre 1883 fügte er auch seiner Légende des siècles einen dritten Teil hinzu; die zwei ersten waren 1859 und 1877 erschienen. Er hatte darin den früheren Plan Lamartines aufgenommen, in einer großen Dichtung das Gesamtschicksal der Menschheit zu besingen. Ein Seitenstück

[1] „Ce sont des tintamarres assourdissants où toutes les figures de la rhétorique des classes font un tapage infernal. Les vocables de la langue française s'y entrechoquent en jongleries cocasses. On est abasourdi par cette avalanche de phrases et cette grêle de mots.“ — G. Deschamps bei Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. franç. VII 302.

zur Divina Commedia und zum „Faust“! An Worten fehlte es dem Dichter nicht, wohl aber an Ideen und vor allem an einem einheitlichen, tiefgreifenden künstlerischen Plan. Aus dem Weltgedicht wurde eine Serie von willkürlich gewählten Bildern aus der Geschichte, ohne inneren Zusammenhang, voll von Lücken, so daß er bis zum jüngsten Tage daran hätte weiter dichten können. Schon die erste Sammlung fing mit der Urzeit an und schloß mit dem Ende der Welt. Das Alte Testament ist seiner messianischen Würde und Weihe entkleidet. Indien und Hellas sind ganz übergangen. Die römische Welt ist nur durch den „Löwen des Andronicus“ vertreten, der Islam dagegen durch drei Phantasiestücke, und das frühe Mittelalter durch ein paar Geschichten aus der Merowingerzeit. Im Hochmittelalter geht er nur einzelnen phantastischen Rittergestalten und Sultanen nach; Luther und Voltaire, die Reformation wie die französische Revolution, sind fortgelassen. Das 20. Jahrhundert spielt sich zwischen Meer und Himmel ab, und darauf ertönen schon die Gerichtsposaunen. Von dem beabsichtigten Weltgedicht bleiben also nur vereinzelte Episoden übrig, von denen einige als epische Prunkstücke viel Bewunderung gefunden haben, obwohl auch sie von den Unarten seiner Dramatik und seiner Romane nicht ganz frei sind. Man hat sie als das Beste bezeichnet, was die französische Epik im 19. Jahrhundert geleistet. Im „Aymerillot“ ist z. B. ein Chanson de Geste recht glücklich modernisiert; aber das stellt doch höchstens einen kleinen Ansatz zu einer Nationalepopöe dar.

Auch die zwei späteren Sammlungen bieten vereinzelte balladenartige Erzählungen von echt poetischem Anhauch (Welf castellan d'Osbor, L'aigle du casque, Gaïffer-Jorge, La Paternité, Jean Chouan, Le cimetière d'Eylau etc.); aber ohne geschwätzige Breite, Übertreibung und Knalleffekte geht es auch da nicht ab. Das Schlimmste aber ist, daß der Dichter hier wieder den Hals über das gesamte Planetensystem emporreckt, seinen Prophetenmantel durch den Weltraum flattern läßt und von jenseits der „Mauer der Jahrhunderte“ aus einer unsichtbaren Welt, die nur seine Phantasie geschaffen, in dunkler Rätselsprache symbolisch-allegorisch unendliche Orakelreden daherprasseln läßt. Wie ein Äschylos spielt er mit „Riesen und Göttern“, mischt die gewaltigsten Bilder der biblischen Propheten mit Felsklötzen und Gewitterwolken aus der Gigantomachie, fällt aber aus dem dunklen Weltraum nicht selten in den plattesten Gassenausdruck herab und läßt z. B. seinen pantheistischen Gott den stolzen trotzigen Löwen sagen:

Je suis toute l'aurore, et je suis toute l'ombre;
Je suis celui qui sème au hazard et sans nombre,
Et qui, lorsqu'il lui plaît, donne des millions
D'astres aux firmaments et de poux aux lions.

Das entspricht einer Ästhetik, die nicht vor dem Axiom zurückbebt: „Das Häßliche ist das Schöne.“ Victor Hugo ist wirklich ein Prophet, ein Apokalyptiker, aber keiner der christlichen Schule, sondern jenes allgemeinen Menschentums, vor dem das Bild des Gekreuzigten aus den Gerichtssälen weichen mußte, in dessen Namen Frankreich von neuem entchristlicht wird.

Wenn der Engländer Swinburne seinen Freund Victor Hugo „den größten Mann“ nennt, „der seit Shakespeares Tod geboren wurde“, dürfte er mit dieser Anschauung ziemlich vereinzelt stehen. Selbst Gaston Deschamps, der ihn gegen Birés strenge Kritik zu verteidigen sucht, vergleicht seine Poesie (das Werk von nahezu siebzig Jahren) mit der wildwuchernden Vegetation eines Tropenwaldes, dessen üppige Fülle wohl berauschend und bezaubernd wirken mag, aber eine ernstere künstlerische Prüfung nicht verträgt. Brunetière läßt ihn nur als den „außerordentlichsten“ Lyriker und den gewandtesten Verskünstler der Franzosen gelten, und bemerkt dazu, daß der langlebige Dichter bei weitem nicht wie Voltaire die Gesamtbildung seines Jahrhunderts zum Ausdruck bringt.

Zehntes Kapitel.

Die Dichter des Julikönigtums und des zweiten Kaiserreichs.

An Victor Hugos Seite zieht von den zwanziger Jahren an eine lange Reihe anderer Dichter einher, erst mit langen Gehröcken und hochaufgestülpten Kragen, dann in feinen Modefräcken, wohl auch in höfischen oder militärischen Uniformen, in flotten Blusen oder leichten Künstlerjacketts, die einen mit straffen Dichtermähnen, andere mit fein gekräuselten Löckchen, die einen mit trotzigen Vollbärten, die andern mit zierlichen Schnurr- oder Backenbärtchen, die meisten selbst in nachlässiger Haltung den Dandy verratend, manche auch mit frühwelken Zügen, aber feurigem oder tiefmelancholischem Blick.

Die vordersten folgen noch eine Weile dem literarischen Banner Chateaubriands. Wundersame Engelsgestalten schweben vor ihnen einher. Sie singen vom Triumph des Christentums, von Edelsinn und Tugend, von den alten Erinnerungen des Königtums, vom Ruhm der alten Gallier und Franken. Es mischt sich aber seltsam viel Melancholie in ihre Gesänge. Sie sind ihres Lebens nie recht froh. Es herrscht nie die sonnige Freude, der goldige Humor, welche einst die Zeiten des vollen innigen Glaubenslebens beherrschten. Bildung und Glaube, Monarchie und Volk stehen sich schon wieder getrennt oder halbfeindselig gegenüber. Der Adel erbaut sich an Lamartines „Méditations“, das Volk an den Chansons Bérangers; die

Seminarien sperren sich gegen die Literatur ab, die Universität sucht sich bestmöglich von allem religiösen Einfluß frei zu machen.

Von Hof und Kirche wendet sich die Dichterschar mehr und mehr dem Theater zu. Sie schwört die alte klassische Orthodoxie ab. Poesie und Literatur verwandeln sich in einen mittelalterlichen Maskenball, in dessen phantastische Szenerien und Kostüme die Pariser ihre ganze Leichtlebigkeit und Genußsucht hineintragen. Die Phantasie verdrängt den ruhig schaffenden Künstlerverstand. Bühne und Lesepublikum werden mit den tollsten Ausgeburten einer wildschweifenden Einbildung überschüttet. Dem Scheine nach lebt die ganze Herrlichkeit des Mittelalters wieder auf. Die Dichter schwärmen nicht mehr für Engelsgestalten der Urwelt, sondern für Königinnen und Burgfräulein, für entführte Schönheiten und romantische Banditenbräute. Im Gewirr des Maskentreibens schwindet rasch der religiöse Geist dahin, den Chateaubriand mit seinem „Génie du Christianisme“ wachgerufen hatte. Nur die Melancholie seines René lebt weiter und mischt sich mit dem abenteuerlichen Ritter-, Räuber- und Zauberspuk der französischen Romantik. Mit dem Glauben schwindet auch die Zartheit des sittlichen Empfindens dahin. Der ritterliche Frauenkult, weder von tieferer Religiosität noch von den Schranken der klassischen Ästhetik beschützt, weicht einer platten, wenn auch phantastisch aufgeputzten Sinnlichkeit. Wie die Kunst sich aller ästhetischen Fesseln entledigt, durchbricht sie auch alle Rücksichten auf Sittlichkeit, geselligen Anstand und Geschmack. Der Ehebruch wird die Lieblingsverwicklung des Dramas, und unter den bezaubernden Ehebrecherinnen taucht in Marion Delorme auch schon die Courtisane als Theaterkönigin auf. Mehr und mehr besorgt die Literatur auch den Fortschritt der politischen Revolution. Je lauter von Freiheit gefaselt wird, desto mehr steht die Dichtung unter dem Banne der Partei, der Mode und der Phrase[1].

Am nächsten steht der Jugendperiode Hugos Alfred de Vigny[2] (1799—1863), eine hochbegabte Dichternatur, die aber an religiösem Zweifel

---

[1] Zu den ersten Nummern der Revue de Paris bemerkt Goethe (Tagebuch vom 7. Juni 1831): „Die Franzosen bleiben immer wunderlich und merkwürdig, nur muß der Deutsche nicht glauben, daß er irgend etwas gründlich für sie tun könne; sie müssen erst alles, was es auch sei, sich nach ihrer Weise zurecht machen. Ihr unseliger Respekt vor dem Kalkul borniert sie in allen artistischen, ästhetischen, literarischen, philosophischen, historischen, moralischen, religiösen Angelegenheiten, als wenn alles dem unterworfen sein müßte. Sie merken gar nicht, daß sie hier auf die niederträchtigste Weise Knechte sind; in allem übrigen, wo sie sich gehen lassen, sind sie allerliebst und einzig, man darf sie nicht aus den Augen lassen.“ Vgl. Deutsche Rundschau, Mai 1904, 272.

[2] Oeuvres complètes, 8 Bde, Paris 1863—1866. — Auswahl von Gedichten, deutsch von Karsten[2], Norden 1883. — Journal d'un poète, p. p. L. Ratisbonne, 1885. — M. Paléologue, A. de Vigny 1891. — A. France,

und philosophischer Unklarheit Schiffbruch litt und so nie zu voller Entfaltung gelangt ist. Als junger Offizier erntete er schon 1822 mit seinen ersten Gedichten (Helena, Die Nachtwandlerin, Jephthes Tochter, Die Ehebrecherin, Das Gefängnis, Die Sündflut, Moses, Der Trappist, Der Schnee) beinahe ebenso rauschenden Beifall wie Lamartine. Die meiste Bewunderung fand seine „Eloa", ein Produkt zartester, fast weiblicher, aber schließlich ungesunder, geschmackswidriger Empfindsamkeit. Aus einer Träne Christi schafft Gott einen Engel, aber einen weiblichen Engel, der ganz in Mitleid zerfließt. Da Eloa im Himmel von einem tief gesunkenen, namenlos unglücklichen Geiste hört, der auf die Erde verbannt ist, begehrt sie, zu ihm niederzusteigen und ihn zu trösten. Sie findet ihn und schaut seine Qual; aber vor lauter Mitleid verliebt sie sich in ihn und sündigt mit ihm, und nun stellt sich heraus, daß es Satan ist, dem gar nicht mehr geholfen werden kann. Mit dem Roman Cinq Mars (1826) eröffnete de Vigny dann die Reihe der historischen Romane, welche der Romantik zum Durchbruch verhalfen. 1829 brachte er eine neue Übersetzung des „Othello" auf die Bühne, in deren Vorrede er die Forderungen der Romantik maßvoller einschränkte, und ein eigenes Stück La maréchale d'Ancre; 1835 folgte das Drama „Chatterton", das wegen des darin verherrlichten Selbstmordes viel Staub aufwirbelte. In dem Roman „Stello" (1832) beseufzte de Vigny die Nöten, welche die Gesellschaft überhaupt dem Dichter bereitet, in Servitude et grandeur militaires (1836) die Schwierigkeiten eines Dichters im Militärdienst. Noch melancholischer klingt seine Poesie in der posthumen Sammlung (Les destinées) aus, zwölf Stücken, die aus den Jahren 1843 bis 1856 stammen. Er ist durch alles enttäuscht. Die Menschen haben ihn betrogen, an der Natur hat er keine Freude. Auch im Himmel ist kein Trost zu haben. In stoischer Kälte sucht er sich über seinen Pessimismus zu erschwingen, aber der Stolz ist ein schlechter Tröster, der mit seinen glatten, kalten Versen weder den Dichter noch seinen Leser erquickt.

Von Nodier und Victor Hugo aufgemuntert, trat Alfred de Musset[1] (1810—1857), zum Künstler weit reicher angelegt als de Vigny, vielleicht

A. de Vigny, 1868. — Charavay, A. de Vigny et Charles Baudelaire, étude, 1879. — G. Longhaye, Dix-neuvième Siècle II (1901) 235—262.

[1] Alfred de Musset, Oeuvres complètes, 10 Bde. Paris 1865 1866 1867 1876 1886. — P. de Musset, Lui et elle, Paris 1860; Biographie d'Alfred de Musset, 1877. — George Sand, Elle et lui, 1859. — Madame O. Jaubert, Souvenirs, 1881. — E. Montégut, Nos morts contemporains, 1884. — J. Lemaître, Introduction au théâtre d'Alfred de Musset, 1889—1891. — A. Barine, A. de Musset, 1893. — Lettres d'Alfred de Musset et de George Sand, p. p. S. Rocheblave, 1897. — De Spoelberch, Étude critique et biographique sur les oeuvres d'A. de Musset, 1867. — G. Longhaye, Dix-neuvième Siècle II (1901) 207—233.

selbst als Hugo, bereits als Zwanzigjähriger mit einer Sammlung Gedichte (Contes d'Espagne et d'Italie) hervor, die durch ihre prickelnde Leichtfertigkeit, Lüsternheit und Keckheit wie durch ihre Formschönheit und Eleganz allgemeines Aufsehen erregten. Es folgten 1831 „Die geheimen Gedanken Raffaels" und „Octave", dann 1832 die üppige orientalische Erzählung „Namouna". Anfänglich dem „Cénacle" angehörig, stellte er sich rasch auf freien Fuß und spöttelte sogar über die „Reimschule". Die Hauptgöttin seiner Poesie wurde indes von Anfang an die Venus vulgivaga. In überreiztem Sinnentaumel, den er für Genialität nahm, vergeudete er Kraft und Talent, um dann melancholisch-katzenjämmerlich über die Nichtigkeit alles Irdischen nachzubrüten, sich gegen das Ideale und Religiöse trutzig, oft blasphemisch aufzubäumen, die Trauer wieder in neuem Taumel zu ersticken und aus den lüsternsten Phantasien abermals in trostlose Klagen zurückzusinken. Wirkliche Selbstbekenntnisse, aus dem Innern geschöpft, sind seine Gedichte voll der tiefsten Empfindung und von bezauberndem Wohllaut, aber schließlich Giftblüten, denen das wahre Leben und die Harmonie der Seele fehlt. Bitterer und verzehrender tritt der Pessimismus eines verwüsteten Daseins in „Rolla" hervor. Strafend leuchten hier die religiösen Eindrücke seiner Kinderjahre in die öde, trostlose Seele hinein; das Bild des Gekreuzigten erfüllt ihn mit Wehmut und Rührung; zürnend klagt er Voltaire an, der ihm den Glauben entrissen und den Seelenfrieden gestört, hat aber nicht mehr die Kraft, sich aus dem Pfuhl des Lasters emporzuraffen.

Schon längst gründlich verdorben, folgte er als Vertrauter der emanzipierten George Sand 1833 nach Venedig und nährte den Traum, in echter Liebe wieder zu gesunden; doch von ihr aufs schmählichste hintergangen, versank er noch tiefer in den schmerzvollen Zwiespalt, der sein Leben vergiftete. Wollüstige Liebesleidenschaft blieb indes auch jetzt die Seele seiner Dichtung und verlieh derselben eine verführerische Gewalt. Sein Formgefühl reifte von Jahr zu Jahr. Seine Liebesklagen (Nuits de mai, de décembre, d'août, d'octobre 1835, 1836; Lettre à Lamartine 1836; Souvenir 1841) übertrafen darum an formeller Schönheit weit die Elegien Lamartines. In besseren Augenblicken gelangen ihm auch die anmutigsten Spielereien, in lyrischer wie in novellistischer und dramatischer Form. Die meisten seiner Dramen (André del Sarto; Lorenzaccio; Les caprices de Marianne; Fantasio; La nuit vénitieme; Barberine; Le Chandelier) sind stark erotisch angehaucht. 1840 beantwortet er noch ein deutsches patriotisches Rheinlied mit dem Gegenliede Nous l'avons eu, votre Rhin allemand. Weltschmerz und Seelenjammer nehmen jedoch mit den Jahren überhand; indem er sie in Absinth zu ertränken versuchte, verfielen seine Kräfte noch rascher. Als er 1852 in die Akademie aufgenommen wurde, war er, geistig und leiblich völlig zerrüttet, nur mehr eine traurige Ruine.

Ein weit klügerer Epikureer und auch ein treuerer Anhänger Victor Hugos und der Romantiker war Théophile Gautier (1811—1872)[1]. Um Religion und Sitte kümmerte er sich im Grunde noch weniger als Musset, aber er ließ sich auch Wollust und Liederlichkeit nicht über den Kopf wachsen. Durch stete athletische Übungen hielt er sich bei Kraft und konnte etwas vertragen. Selbst erst Maler, war er entzückt von der bunten Farbenpracht von Hugos Sprache, suchte das koloristische Element noch weiter bis an die Grenzen des Möglichen zu entwickeln, schwelgte gleich ihm in den schreiendsten Kontrasten und ging im Kampfe gegen den Klassizismus mit ihm durch dick und dünn. In seinen Romanen schüttete er ein wahres Füllhorn der abenteuerlichsten Einfälle, frivoler Liederlichkeit und cynischen Schmutzes aus. Les Jeune-France, romans goguenards (1832) waren das Manifest dazu. Es folgten dann „Mademoiselle de Maupin“ (1835), „Fortunio“ (1837), Novellen (1845), Romane und Erzählungen (1857), Le roman de la momie (1858), Le capitaine Fracasse (1863). Im wildesten Phantasierausch der Romantik schwelgen auch seine frühesten gereimten Dichtungen, in denen Lyrik und Epik sich wunderlich mischen: „Albertus oder die Seele und die Sünde“ (1832), „Die Thebaïde“, „Eine Träne des Teufels“. Obwohl vorwiegend jovialer Genußmensch, bringt er da der allgemeinen Lust an Weltschmerz und Melancholie auch seinen Tribut dar, besonders aber in der „Komödie des Todes“ (1838), worin er Raffael, Faust, Don Juan und Napoleon vom Grabe heraufbeschwört, um sie einen hochpathetischen Totentanz halten zu lassen. Von dem allgemeinen Thema der Vergänglichkeit erhebt er sich darin nicht zu höherem, idealem Aufflug, aber an Grandiloquenz steht er Victor Hugo nicht nach und übertrifft ihn entschieden in maßvoller, künstlerischer Gestaltung der Bilder und Strophen. In seinen Reisebeschreibungen aus Spanien, der Türkei, Italien, Rußland kommt sein malerisches Talent ebenfalls in maßvollerer Weise zur Geltung. In seinen Émaux et camées (1852) hat sich sein Geschmack sogar aus den romantischen Strudeln zu einer wahrhaft klassischen Kleinkunst durchgeläutert, die beinahe schon das andere Extrem überkünstelter Manieriertheit streift.

Ein weniger glückliches Ende nahm die romantische Abenteurerei bei Gérard de Nerval[2] (eigentlich Labrunie, 1808—1855), dem Freunde

[1] De Spoelberch, Histoire des oeuvres de Théophile Gautier, Paris 1887. — É. Montégut, Nos morts contemporains II, 1865. — M. du Camp, Souvenirs litt., 1882—1884. — E. Bergerat, Théoph. Gautier, entretiens et souvenirs, 1877.

[2] A. Barine, Essais de littérature pathologique. IV. La folie. — Gérard de Nerval: Revue des Deux Mondes, 4. pér., CXLIII (1897) 794—826; CXLIV 124—160.

und Mitarbeiter Gautiers, der viel aus dem Deutschen übersetzte (Goethes Faust, Balladen von Goethe, Schiller, Bürger u. a., Kotzebues Menschenhaß und Reue, Heine), selbst nur wunderliche und seltsame Extravaganzen zu stande brachte und sich endlich in einem Anfall von Wahnsinn selbst entleibte.

Charles-Augustin Sainte-Beuve[1] (1804—1869) schrieb bereits als Student (1824) in den „Globe", trat dann zum „Cénacle" über und stand begeistert für die Romantik ein. Als Dichter gab er sich dem ausgeprägtesten lyrischen Subjektivismus hin, schilderte sich selbst als verkanntes Genie (Vie, poësies et pensées de Joseph Delorme, 1829), schlug in den Consolations (1830) zarte, religiöse Akkorde an, die sich den Meditationen Lamartines nähern, analysierte in dem Roman Volupté (1835) den Triumph des Fleisches über den Geist und besiegelte dabei schon so ziemlich den Abfall von den Idealen, welchen die Romantik in ihren Anfängen gehuldigt hatte. In den Pensées d'Août (1837) führten ihn wohl vorübergehende reinere Stimmungen in diesen Kreis zurück; doch gegen Hugos farbenschillernde Pracht, Gautiers Ausgelassenheiten und Mussets wollusttrunkene Liebespoesie konnte seine zahme Gedankenlyrik nicht aufkommen. Er fühlte es selbst, daß er mehr zu feinem, verständnisvollem Nachfühlen angelegt war als zu mächtig eingreifendem Schaffen und wandte sich ausschließlich dem Gebiete der Literaturgeschichte und Kritik zu. Da hat er denn auch das Trefflichste geleistet, was während des ganzen Jahrhunderts geleistet worden ist[2]. Kein zweiter hat es so verstanden, einzelne Literaturerscheinungen in ihrem Werden und Wesen, in ihren Einflüssen und Umständen, in ihrem individuellen Charakter und ihrer allgemeinen Bedeutung so lebensvoll und klar zu erfassen, so schön und fesselnd darzustellen. Jede seiner kleinen Monographien ist gleichsam eine bezaubernde Miniatur, in welcher sich oft eine ganze Periode bedeutsam spiegelt. Sein Standpunkt ist jedoch ein durchaus eklektischer. Sich liebevoll in jede Einzelerscheinung (Dichter, Schriftsteller, einzelne Literaturwerke) versenkend, sucht er sie vorzugsweise aus dem Nächstliegenden zu begreifen und dann auch wohl entferntere Ursachen und Einflüsse, Vergleichungspunkte aus andern

[1] J. Levallois, Sainte-Beuve, 1872. — O. d'Haussonville, Sainte-Beuve, sa vie et ses oeuvres, 1875. — Pons, Sainte-Beuve et ses inconnues, 1879. — J. Troubat, Souvenirs du dernier sécretaire de Sainte-Beuve, 1890. — G. Michaut, Sainte-Beuve avant les „Lundis", Fribourg (Suisse) 1903.

[2] Critiques et portraits littéraires, 5 Bde, 1832—1839. — Port-Royal, 5 Bde, 1840—1860. — Portraits littéraires, 2 Bde, 1844. — Portraits contemporains, 2 Bde, 1846. — Causeries du Lundi, 15 Bde, 1851—1862. — Nouveaux Lundis, 11 Bde, 1863—1868. — Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'Empire, 2 Bde, 1860.

Autoren und Zeiträumen zu besserem Verständnis heranzuziehen. Aber einen tieferen und allgemeineren Standpunkt hat er keinen als allenfalls jenen der allgemeinen Menschlichkeit: Humani nihil alienum a me puto. Rabelais und Voltaire sind ihm ebenso interessante und zusagende Phänomene wie Bossuet und Fénelon, Richelieu und Ludwig XIV. ebenso lieb und wert wie Danton und Robespierre. Überall faßt er nur die natürlichen Vorgänge, Leistungen, Wirkungen ins Auge: was Frankreich hebt und groß macht, die natürliche Bildung fördert, die Menschheit in ihrem Entwicklungsgange voranbringt. Auch die katholischen Erscheinungen haben dafür ihre geschichtliche Bedeutung; sie führen seiner Bildergallerie manche der schönsten Blätter zu. Aber es sind bloße Naturerscheinungen, berechtigte Gegensätze zu den ebenso berechtigten des Zweifels, des Unglaubens, der Apostasie. Selbst zwischen den verschiedenen Schattierungen und Schulen des Unglaubens schließt er sich keiner an. Wie keine Offenbarung die bunte Erscheinungswelt aufhellt, so verbindet auch keine feste philosophische Weltanschauung sie zum organischen Ganzen. Nur für die Blütezeit des französischen Klassizismus hat er einmal einen einheitlichen Mittelpunkt gesucht, aber den unglücklichsten gewählt, der sich finden ließ, jenes Port Royal, das weder einen Corneille noch einen Molière richtig zu würdigen wußte, weder einen Bossuet noch einen Bourdaloue hervorgebracht, das einen Lafontaine verabscheuen mußte, und dem Pascal nur die falsche Theologie und die lügnerischen und verleumderischen Zitate seiner Provinzialbriefe dankte. Die ganze Literaturgeschichte ist dadurch in eine wesentlich falsche Beleuchtung gerückt, die Geschichte selbst teilweise verschoben. Etwas Ähnliches ist in vielen seiner kleinen Monographien der Fall. So meisterlich seine literarischen Porträts durchweg gezeichnet und koloriert sind, so verlieren sich doch viele in jene Mikrologie, welche die französische Memoirenliteratur hervorgerufen hat, und welche die größten und wichtigsten Gesichtspunkte oft ganz aus den Augen rückt. Seine Studien ganz zufällig an gelegentliche Quellenschriften, Neudrucke, Autorenleben anknüpfend, verweilt er oft mit wahrer Affenliebe bei Salondamen und Schriftstellern zweiten, dritten und noch tieferen Ranges, während er manche der größten Schriftsteller kaum streift oder stiefmütterlich behandelt, die großen Verbindungslinien der Einflüsse und der Zeitalter nie klar und übersichtlich zu ziehen versucht. Die nachsichtige Behandlung des Schlechten, das liebevolle Verweilen beim Unwürdigen und minder Guten wird, unter dem Scheine objektivster Unparteilichkeit, auf die Dauer zur schreienden Ungerechtigkeit gegen das Gute und Große. Über de Maistre, de Bonald, Gerbet, Chateaubriand, Lamartine u. a. hat er viel Schönes und Treffendes gesagt; aber das eigentliche katholische Frankreich kommt bei ihm nicht zu seinem Rechte. Er würdigt die Bedeutung des Christentums nicht nach seinem vollen Werte; er steht seiner Verkörperung in der katholischen

Kirche mit einer unverkennbaren Feindseligkeit gegenüber. Seine Lieblinge sind jene papstfeindlichen Jansenisten, welche die wirksamsten Bundesgenossen der Encyklopädisten gewesen sind. Selbst des Glaubens bar, hat er auch an Chateaubriands Bekehrung nicht glauben wollen und das Ansehen wie die Wirksamkeit seiner Apologie untergraben. Der immer liberaleren Entwicklung der Literatur ist er mit feinem Lobe zu Gevatter gestanden und mit ihr schließlich im Ideenkreise des revolutionären Sozialismus angelangt. Die dritte Republik hat er jedoch nicht mehr erlebt.

Ganz ist die Romantik übrigens nicht der wirren Phantastik Victor Hugos und dem liederlichen Sensualismus Mussets und Gautiers anheimgefallen. Reine, zarte Klänge erfreuen uns in den Gedichten und Novellen, welche der arme Buchdruckergeselle Hegesipp Moreau (1810—1838) unter schweren Leiden und Prüfungen verfaßte. Der Sturm der Julirevolution regte Auguste Barbier[1] (1805—1880) zu jenen „Jamben" an, welche mit dem Stachel der Satire einen wahrhaft hinreißenden Schwung verbinden. In ihren glühenden Versen kocht die Erregung des Augenblicks. Knatterndes Gewehrfeuer blitzt in den dumpfen Aufschrei der Blusenmänner und in die Klänge der Marseillaise. Seine Satire trifft nicht die Freiheit, das Riesenweib aus dem Volke, das nach Blut lechzt, sondern die feinen Salonlöwen, die hinter Fenstervorhängen dem Treiben der „heiligen Canaille" zuschauen und dann wie eine Hundemeute sich auf den toten Eber stürzen, um das fetteste Stück des „Königtums" an sich zu reißen. Zürnend legt er im „Idol" seine Hand an das Götzenbild der von Béranger so glänzend aufgeputzten napoleonischen Herrlichkeit und stürzt sie in Trümmer. Aber noch gewaltiger leuchtet sein zürnender Blick in den Jammer hinein, den ein von Gott und Glauben losgerissenes Geschlecht sich selbst bereitet:

Plus de Dieu, rien au ciel! ah! malheur et misère!
Sans les cieux maintenant qu'est-ce donc que la terre?
La terre! Ce n'est plus qu'un triste et mauvais lieu,
Un tripot dégoûtant où l'or a tué Dieu,
Où, mourant d'une faim, qui n'est pas assouvie,
L'homme a jauni sa face et décharné sa vie,
Où, vidant là son coeur, liberté, ciel, amour,
L'infâme a tout joué, tout perdu sans retour;
Un ignoble clapier de débauche et de crime,
Que la mort, à mon gré, trop lentement décime,

---

[1] Jambes 1830. — Les mauvais garçons (Histor. Roman), 1830. — Chants civils et religieux, 1841. — Rimes héroiques, 1843. — Silves, poésies diverses, 1864. — Satires, 1865. — Trois passions, 1867. — H. Blaze de Bury, Auguste Barbier, sa vie, son temps et ses oeuvres: Revue des Deux Mondes, 3. pér., LIII (1882) 721—757.

Un cloaque bourbeux, un sol gras et glissant,
Où, lorsque le pied coule, on tombe dans du sang.
Ainsi donc jette bas toute sainte pensée,
Comme un épais manteau dont l'épaule est blessée;
Comme un mauvais bâton dont tu n'as plus besoin,
Au premier carrefour jette-la dans un coin;
Puis, abaisse la tête et rentre dans la foule.
Là, sans but, au hazard, comme une eau qui s'écoule,
Loin, bien loin des sentiers battus par ton aïeul,
Dans ce monde galeux passe et marche tout seul;
Ne presse aucune main, aucun front sur ta route,
Le coeur vide et l'oeil sec, si tu peux, fais-la toute,
Et quand viendra le jour où, comme un homme las,
Tout d'un coup, malgré toi, s'arrêteront tes pas;
Quand le froid de la mort, dénouant la cervelle,
Dans le creux de tes os fera geler la moëlle,
Alors, pour en finir, si par hazard tes yeux
Se relèvent encore sur la voûte des cieux,
Souviens-toi, moribond, que là-haut tout est vide:
Va dans le champ voisin, prends une pierre aride,
Pose-la sous la tête, et, sans penser à rien,
Tourne-toi sur le flanc et crève comme un chien.

Barbier wußte auch andere, mildere Töne anzuschlagen, wie in seinen elegischen Betrachtungen über das moderne Italien (Il pianto, 1833) und über die englisch-irische Arbeiterwelt (Lazare, 1837). Da meinte aber gleich eine einseitige Schablonenkritik: „Das ist nicht mehr — er." Er war es aber doch, ein ernster, mächtiger Dichtergeist, der sich mit Liebe auch in Dante und Shakespeare vertiefte. Er hat Shakespeares „Cäsar" schön übersetzt und der Übersetzung viel einsichtsvollere Bemerkungen über den englischen Dramatiker beigegeben als Hugo und Kompagnie, die ihn in ihren Nachahmungen so schauerlich verrenkten und verzerrten. Als er, ein überzeugungstreuer Katholik, seine kraftvolle Satire auch über das moderne, liberale Frankreich ergehen ließ, da war es vollends mit der Verehrung für ihn aus; man fand keine Spur mehr von dem Dichter der „Jamben", obwohl er die Kraft seiner Geißel nicht minder poetisch auf den Rücken des hochmütigen Kulturpöbels niedersausen ließ.

Freundlicher und gemütlicher dichtete der wackere Bäckermeister Jean Reboul in Nimes (1796—1864), dessen Lieder bereits Chateaubriand bewunderte, und mit dem Lamartine freundschaftliche Gedichte austauschte. Der Bretone Brizeux aus Lorient (1803—1858) blieb zwar in dem argen Paris der Religion seiner Väter nicht ganz treu, stand aber doch in seiner idyllischen Dichtung „Maria" noch mächtig unter ihrem Einfluß und schwang sich auch in andern (Les ternaires ou la fleur d'or. Primel et Nola) zur lieblichsten christlichen Volkspoesie empor.

Mit christlicher idealer Auffassung pflegten die Poesie die Gebrüder Maurice de Guérin (1805—1839) und Eugène de Guérin (1810—1848), Achille de Clisieux (geb. 1806), Hippolyte Violeau (geb. 1818), Amédée Pommier (1804—1877), Auguste de Belloy (1815—1871), die Frauen Marcelline Desbordes-Valmore (1786—1851) und Amable Tastu (geb. 1798).

Victor de Laprade (1812—1883) wurde 1858 an Mussets Stelle in die Akademie gewählt, fast in allem sein Widerpart, nur durch tiefes poetisches Gefühl und hohe Formgewandtheit ihm künstlerisch nahe. Ein ernster, tiefer Denker, wurde er von dem weibischen, koloristischen Sinnentaumel der Romantiker abgestoßen; eine klarere, mehr der ernsten Hoheit und Größe der klassischen Skulptur verwandte, aber von christlichen Ideen durchhauchte Poesie war sein Ideal. Der Hetärenpoesie Mussets setzte er die von biblischem Geiste durchwehten Gedichte Les parfums de Madeleine (1839), La colère de Jésus (1840) entgegen. Der antike Liebesmythus Psyché (1841) gestaltete sich unter seiner Künstlerhand zu einer symbolischen Dichtung, welche die höchsten religiösen Ideen durchleuchteten[1]. In seinen Odes et Poèmes (1844) strebt auch das Weltliche und Freiere den höchsten Idealen zu; in seinen Symphonies (1855) wird das bunte Schauspiel der Natur in den Bereich des Göttlichen hineingezogen, während seine Poèmes évangéliques sich unmittelbar in religiöse Stoffe versenken. Seine Idylles héroiques (1858. — Frantz, Rosa Mystica, Herman) sind von demselben Idealismus getragen[2]. Aus seinen Poèmes civiques (1850 bis 1872) spricht ein glühendes Vaterlandsgefühl, das sich nur leider in der Zeit des deutschen Krieges zu wahrhaft häßlichen Insulten gegen die siegreichen Gegner hinreißen ließ (Kaiser Wilhelm wird da mit Nero, Tiberius und Caligula in einen Topf geworfen und auf Walhalla reimt er Attila). Dafür steigt er in der ländlichen Epopöe „Pernette“, die in den Zeiten des ersten Kaiserreiches spielt, und in den kleinen Gedichten des Livre d'un père vom hohen Kothurn herab und hat sich sogar den Beifall solcher gewonnen, die seinem christlichen Idealismus feindselig oder ablehnend gegenüberstehen.

---

[1] Die Encyclopaedia Britannica (XXX 139) erteilt ihm das vielsagende, wohlverdiente Lob: „Few writers of any nation have fixed their minds so steadily on whatsoever things are pure and lovely and of good report.“

[2] Auch als Kritiker verficht er sehr gesunde Ideen. Vgl. seine Questions d'art et de morale, 1861. — Sentiment de la nature avant le christianisme, 1866. — L'éducation homicide, 1867. — Sentiment de la nature chez les modernes, 1868.

Elftes Kapitel.

Die moderne Dramatik.

Auf dem Theater wurde der große Kampf ausgefochten, den die Romantiker gegen den alten Klassizismus führten und der für die weitere Literaturentwicklung entscheidend war. Dem Theater wandten sich, wenn auch nicht ausschließlich, die meisten poetischen Talente zu. Es hat viele der beliebtesten Romane auf die Bretter gezogen und sie dadurch noch mächtiger und lebendiger dem Publikum eingeprägt; es hat hinwieder auch auf den Roman zurückgewirkt und dessen Richtung bestimmt. Für den modernen Franzosen ist die Bühne recht eigentlich zur Kanzel geworden, die ihn oft tiefer beeinflußt als die politische Beredsamkeit der Kammern und im Verein mit der letzteren und mit der politischen und belletristischen Tagespresse die öffentliche Meinung teils macht teils spiegelt.

Eine klare Ästhetik des Dramas, eine festbegründete Dramaturgie läßt sich aus den vielen Programmeinleitungen, welche die Romantiker ihren Stücken vorausschickten, nicht gewinnen. Freiheit, Natürlichkeit, Neuheit, Wirkungsfähigkeit sind die Ziele, auf welche sie lossteuern, aber unter einem solchen Gewölk von verschwommenen Phrasen und allgemeinen, phantastischen Betrachtungen, daß man oft kaum weiß, was sie eigentlich wollen. Die Leiter der Bewegung waren Stürmer und Dränger, welche die geschichtliche Entwicklung ihres eigenen nationalen Dramas nicht genauer kannten, das ältere spanische gering schätzten, dem neueren deutschen keinen rechten Geschmack abgewinnen konnten, für Shakespeare schwärmten, aber ihn nicht verstanden.

Lamartine dürfte wohl richtig gesehen haben, wenn er in dem Kampf zwischen Klassizismus und Romantik auch einen latenten Gegensatz zwischen Aristokratie und Demokratie erblickte. Das klassische Drama war aus der Verschmelzung antik-klassischer Bildung und höfisch-aristokratischer Salonbildung hervorgegangen; es war auf ein hohes Elitepublikum berechnet, das mehr oder weniger jene Bildung besaß, in Bezug auf Geschmack und gute Sitte strenge Forderungen stellte, selbst der Poesie und Sprache gewisse Etiketteregeln auferlegte. Die Restauration hatte dem Hof und dem Adel die alte privilegierte Stellung nicht wieder in vollem Maße zurückgegeben; das Bürgertum drängte sich immer mehr in die höchsten Gesellschaftsklassen hinein und verschmolz mit ihnen. Die Revolution hatte den früheren Geschmack und den früheren Bildungsstand nicht ganz hinweggefegt, aber ihn mit neuen, ihm fremden Elementen durchsäuert. Weder Hof noch Akademie waren mehr tonangebend, sondern die Dichter, die Kritiker, die Presse, die Salons, die literarischen Richtungen und Zirkel und das große Publikum

selbst. Emigration und Kriege hatten dasselbe weit mehr als je mit den Erzeugnissen des Auslandes bekannt gemacht. Der Blick hatte sich erweitert, die eigene Schulung und das sichere Urteil abgenommen. Während bei Adel und Volk das religiöse Leben wieder wuchs und erstarkte, war die religiöse und sittliche Bildung bei der Bourgeoisie in stetem Sinken begriffen. So wurde das Theater von selbst zu einer Schule liberaler, von Religion und Sitte emanzipierter Anschauungen, ein Tummelplatz leichtfertiger Genußsucht und ein Versuchsfeld neuer dramatischer Theorien und szenisch-mechanischer Vervollkommnung [1].

Unter den Tausenden von Stücken, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts die Bühne überfluteten, findet sich eigentlich keines, welches man als ein Meisterwerk ersten Ranges den Schöpfungen des Klassizismus oder den größten Leistungen anderer Völker zur Seite stellen könnte. Es gibt wohl blendende Novitäten, die für einige Zeit ungeheures Aufsehen erregten, beliebte Zugstücke, die Jahrzehnte, ja sogar das Jahrhundert überleben, typische Gestaltungen, welche ganze Gattungen und Familien von Dramen beherrschen. Aber Dichterfürsten wie ein Shakespeare, Calderon oder Schiller begegnen uns nicht; bei den gefeiertsten nimmt sich die Dramatik nicht mehr so sehr wie eine den höchsten Idealen zustrebende Kunst aus, als wie ein rationell betriebenes Unternehmen, ein durchaus rentables Geschäft.

Die Klassizisten, welche sich der Romantik entgegenstemmten, sind heute ein ziemlich vergessenes Geschlecht, das fast nur noch in den Literaturbüchern und Theaterhistorien weiterlebt. Die meisten von ihnen waren gar keine so bocksbeinige Fossilien, wie sie von ihren jüngeren Gegnern hingestellt wurden, sie dachten selbst an eine zeitgemäße, freiere Ausbildung der hergebrachten Formen. Aber sie wollten langsamer vorangehen, nicht gleich alles radikal über den Haufen werfen. Casimir Delavigne [2] (1793—1843) hat sich darüber ganz vernünftig ausgesprochen. Seine „Sizilianische Vesper“, in welcher er sich noch Corneille und Racine zum Vorbild nahm, hatte 1819 einen durchschlagenden Erfolg, ebenso sein von Byron beeinflußter „Marino Falieri“ (1829) und besonders sein Louis XI (1832), zu dem Walter Scotts „Quentin Durward“ zu Gevatter stand. Neben den ganz klassizistisch gehaltenen Stücken „Coriolan“, „Ulisse“, „Pallas“ bearbeitete P. Antoine Lebrun (1785—1873) Schillers „Maria Stuart“ (1820) und bezeichnete damit einen gesunden Mittelweg zwischen den starren Forderungen der alten

[1] Vgl. für das Folgende die vorzüglichen Theaterkritiken von Gustave Planche in der Revue des Deux Mondes von 1832 bis 1857. — C. M. Des Granges, La comédie et les moeurs sous la Restauration et la Monarchie de Juillet (1815—1848), Paris 1904.

[2] Oeuvres, 6 Bde, Paris 1843. — Sainte-Beuve, Discours de réception à l'Académie, 1845.

Schule und den verworrenen Strebungen der Romantik. Doch das war den einen zu wenig, den andern schon viel zu viel. Ancelot (1794—1854) stutzte Schillers „Fiesco" (1824) zurecht, A. Soumet (1825) dessen „Jungfrau von Orléans" und (1828) in seiner „Elisabeth von Frankreich" den „Don Carlos". „Jeanne d'Arc" kam gerade recht zur Krönung Karls X. in Reims; aber die royalistische Begeisterung des Krönungsjahres war bald verraucht. Den Voltaireianern, die am „Globe" arbeiteten, war eine solche Poesie viel zu fromm und monarchisch. Es half den Klassizisten in ihren Augen nicht viel, daß sie neben antiken Stoffen auch zu mittelalterlichen griffen, wie Antoine Arnault in seinen „Welfen und Ghibellinen", Alex. Guiraud im „Grafen Julian", Victor Jouy in seinem „Julian in Gallien", Lemercier in seinem „Balduin" und Viennet in „Sigismund in Burgund". Im ganzen hielten sie dabei doch nicht nur an den hergebrachten Formen fest, sondern ließen auch immer wieder antike Heldengestalten aufspazieren: Cäsar und Phokion, Regulus und Tiberius, Sulla und Virginia. Victor Jouy (1764—1840) war von den napoleonischen Zeiten her der Angesehenste, hielt sich in seiner Dramatik so ziemlich an Voltaire, mit dem er auch seiner sonstigen leichten und oberflächlichen Versatilität wegen verglichen wurde. Er lieferte (1827) den Text zu Rossinis „Moyses", (1829) zu dessen „Wilhelm Tell". Eine mächtige Unterstützung hatten er und die übrigen Klassizisten an dem vielgefeierten Schauspieler Talma, dem „Napoleon der Bühne", der aber 1826, 63 Jahre alt, starb.

Nun begannen die Romantiker ihr Feuerwerk loszubrennen. Prosper Mérimée (1803—1870)[1], erst 22 Jahre alt, veröffentlichte 1825 sein „Theater der Clara Gazul von Joseph l'Estrange", angeblich das Werk einer spanischen Schauspielerin, die sich vor den Polypenarmen der Inquisition nach England gerettet hatte. Schon die Titel sind bezeichnend: „Ein Weib ist der Teufel, oder die Versuchungen des hl. Antonius", „Himmel und Hölle", „Afrikanische Liebe", „Die Spanier in Dänemark", „Ines Mendo oder das besiegte Vorurteil", „Die Familie Carvajal". Himmel und Hölle, schuftige Beichtväter und edle Verführer, reinste Liederlichkeit und blutdürstige Tugend, schauderhafte Untaten, grenzenlose Wehmut, frivolste Liebhaberlaunen tanzen in diesen melodramatischen Skizzen einen wahren Hexensabbat. Weder die Stücke noch das Publikum waren reif genug, um eine Aufführung zu ermöglichen. Ein weiteres Greuelstück leistete Mérimée in seiner Jacquerie,

[1] Mérimée, Lettres à une inconnue, 2 Bde, 1873; Lettres à Panizzi, 2 Bde, 1881; Une correspondance inédite, 1896. — Taine, Prosper Mérimée, 1873. — M. Tourneux, Prosper Mérimée, sa bibliographie, 1876; ses portraits, 1879. — A. Filon, Mérimée, 1893. — O. d'Haussonville, Prosper Mérimée à propos de lettres inédites: Revue des Deux Mondes, 2. pér., XXXIV (1879) 721—775.

scènes féodales (1828), wohl angeregt durch Ludovic Vitet (1802 bis 1873), der mit frischer Hand in die französische Geschichte hineingriff, aber nur abrupt lebhafte Buchdramen zu stande brachte („Die Barrikaden", 1826; „Die Stände von Blois", 1827; „Der Tod Heinrichs III.", 1829).

Eine englische Schauspielertruppe, an deren Spitze Charles Kemble stand, gastierte inzwischen vom Herbst 1826 bis Sommer 1828 in Paris. „Othello", „Romeo und Julie", „Hamlet" riefen von neuem die höchste Begeisterung für Shakespeare wach.

Der Mulatte Alexandre Dumas (1803—1870), Sohn eines napoleonischen Generals und einer Negerin, nahm einen der von Vitet versuchten Geschichtsstoffe von neuem auf. Er hatte mehr praktischen Griff. Sein Henri III et sa cour gelangte am 10. Februar 1829 zur Aufführung, das erste Geschichtsdrama in völlig romantischem Sinn. Noch im selben Jahr wurde de Vignys „Othello"-Übersetzung gegeben, in welcher zum erstenmal das Schnupftuch Desdemonas erwähnt werden durfte, bis dahin einer der größten Steine des Anstoßes für den geläuterten Pariser Geschmack. Ein Jahr später (26. Februar 1830) betrat dann Victor Hugos „Hernani" die Bretter und ward 54mal nacheinander gegeben. Der Kampf um das Theater war damit zu Gunsten der Romantiker entschieden. Sie behaupteten 13 Jahre lang ziemlich unbestritten das Feld.

Den Löwenanteil an ihren Leistungen hat Victor Hugo mit seinen bereits charakterisierten Stücken. An seine farbenprächtige lyrische Deklamation reichte die in Prosa geschriebene „Marschallin von Ancre" de Vignys (1831) nicht entfernt heran; dagegen machte sein „Chatterton" (1835) großen Eindruck, ein empfindsames und wehmütiges Rührstück, das zugleich schon ein wenig ins Ehebruchsdrama und in das sog. soziale Drama (d. h. in das gegen die vorhandene Gesellschaftsordnung gerichtete Anklagedrama) hinüberspielt.

Alexandre Dumas[1] besaß weder die feine psychologische Analyse de Vignys, noch Hugos prunkenden Lyrismus, aber er verstand sich auf derbe, kräftige Effekte und handhabte auch den Vers mit einer wirklich künstlerischen Gewandtheit. So fanden seine romantischen Historien, eine Trilogie über die Schwedenkönigin Christine („Stockholm, Fontainebleau und Rom", 1830), „Karl VII. bei seinen großen Vasallen" (1831), „Richard Darlington", „Der Turm von Nesle", „Katharina Howard" (1834), „Kean oder Leidenschaft und Genie" (1835) reichlichen Beifall. Er versuchte sich aber auch an mehr intimen, modernen Stoffen, in welchen nicht buntes, malerisches

[1] Théâtre complet, Ed. Mich. Lévy, 24 Bde, frühere Ausgaben 1841 1846 1863—1865.

Kostüm und romantische Abenteuer die Phantasie gefangen nahmen, sondern prickelnde Leidenschaftlichkeit die Hauptsache bildeten. Im „Anthony" (1831) pocht der Titelheld, ein Übermensch in der Art Byrons, auf das Recht der Leidenschaft, entehrt erst seine Geliebte und ersticht sie dann, um ihre Ehre zu sichern. Auch in „Therese" (1832) und „Angela" (1834) besteht die Romantik hauptsächlich im vollen Widerspruch zur gewöhnlichen, allgemein gültigen Moral.

Brunetière[1] faßt den Charakter der romantischen Bühne dahin zusammen, daß sie in allem dem Klassizismus gegenübertrat, die Existenz von Regeln leugnete und eine Freiheit proklamierte, welche die Tragödie auf das Niveau des Melodramas herabsetzte. Ein zweiter charakteristischer Grundzug ist der Geist der Rebellion, der sie inspiriert, und da schließlich auch die zügelloseste Freiheit bei einer Regel anlangt, so ist ein weiterer Grundzug die Aufstellung von der Souveränität der Leidenschaft oder die Verherrlichung des Verbrechens unter dem Namen von Naturkraft. Glücklicherweise haben die hauptsächlichsten Führer, de Vigny, Hugo und Dumas, die Theorie nicht ganz auf die äußerste Spitze getrieben, so daß man sagen kann, daß sich das romantische Drama vom klassischen hauptsächlich nur darin unterscheidet, daß es die drei Einheiten nicht beobachtet, den tragischen Helden ganz gewöhnliche Menschen substituiert und das Erhabene beständig mit dem Grotesken mischt.

So ungebärdig auch die Romantiker gegen den Klassizismus strampelten, ganz vermochten auch sie sich nicht von ihm loszumachen. Ihm dankten sie den besten Teil der eigenen Bildung. Dumas machte gar kein Hehl daraus, daß er, bei aller Vergötterung Shakespeares, doch noch bei Racine in die Schule ging. Die Klassiker blieben der Grundstock der literarischen Schulung an den öffentlichen Anstalten. Aber nicht bloß Sorbonne und Akademie, Literaturhistoriker und Ästhetiker pflegten den klassischen Geschmack weiter, selbst in den Schauspielerkreisen ging er nicht ganz verloren. Eine junge jüdische Schauspielerin, Mademoiselle Rachel[2], begeisterte sich für Racine und machte eine Aufführung seiner „Horatier und Curiatier" 1838 zu einem wahren Triumphe. Nach all den hysterischen Krämpfen, dem Falsettgewimmer und den grauenhaften Stimm- und Armverrenkungen der romantischen Giftmischerinnen und Buhlerinnen wurde ihre edle Erscheinung als Emilie, Hermione, Roxane, Athalie und Phädra, ihr harmonisch maßvolles Spiel fast wie eine Art Erlösung von gespenstischen Schauerträumen empfunden. Nachdem 1843 Victor Hugos „Burggrafen" durchgefallen waren, ließ sie sich

[1] Manuel 433 434.

[2] L. Beauvallet, Rachel et le Nouveau Monde, 1856. — J. Janin, Rachel et la tragédie, 1859. — Legouvé, Conférences Parisiennes.

gewinnen, als antike „Lucretia“ in dem gleichnamigen Stücke aufzutreten, das François Ponsard[1] (1814—1867) aus Vienne (Isère) in seiner Heimat geschrieben und das ein Freund von ihm nach Paris gebracht hatte. Der Erfolg war ein durchschlagender. Das romantische Unwesen war damit überwunden. Vernunft und Maß, feinerer Geschmack und edlere Auffassung kehrten wieder. Man hat darum Ponsards Schule als École du bon sens bezeichnet. Andere feierten ihn als Wiederhersteller des Klassizismus. Das ist indes nur teilweise richtig.

Er hatte damit begonnen, Byrons „Manfred“ zu übersetzen; dann erst versuchte er es mit „Lucretia“. Er war durchaus nicht einseitig, weder in Stoffwahl noch in Behandlung. In seinem nächsten Stück „Agnes von Meran“ (1846) behandelte er den gewaltigen Kampf Philipp Augusts gegen die Kirche. Der frivolen Verherrlichung des Ehebruchs gegenüber, die schon ziemlich zur Mode geworden war, war es eine Tat, die ideale kirchliche Auffassung der Ehe einmal in einem großen geschichtlichen Konflikt auf die Bühne zu bringen. Aber den Parisern sagte das wenig zu, trotz der prachtvollsten, ergreifendsten Szenen, die an Corneille erinnern. Immerhin ließ man sich für einige Zeit auch Stücke gefallen, die nicht in den Exzentrizitäten der Romantik schwelgten, wie Ybars „Virginia“ (1845), Lacroix' „Testament Cäsars“ und die von Lacroix und Maquet gemeinsam verfaßte „Valeria“. Nach langem, sorgfältigem Studium brachte Ponsard 1856 eine „Charlotte Corday“ auf die Bühne, in deren Prolog er die Muse der Geschichte sagen läßt:

Et vous, qui vous nommez les héritiers d'Athène,
Français, n'oserez-vous me voir sur la scène?
Je ne déguise rien, je dis tout dans mes vers:
Je suis fière, il est vrai; mais je parle aux coeurs fiers.
Il n'appartient vraiment qu'aux races dégradées
D'avoir lâchement peur des faits et des idées.

Musset soll nach der ersten Aufführung gesagt haben: „Solch eine Sprache hat man seit Corneille nicht mehr auf der Bühne gehört.“ Das Bild, das Ponsard von Marat entworfen, wird man nicht leicht vergessen:

Un visage livide et crispé par la fièvre,
Le sarcasme fixé dans un coin de la lèvre,
Les yeux clairs et perçants, mais blessés par le jour,
Un cercle maladif qui creuse leur contour,
Un regard éffronté qui provoque et défie
L'horreur des gens de bien, dont il se glorifie;

---

[1] Oeuvres, 1866. — E. Thierry, F. Ponsard, 1870. — J. Janin, Ponsard, 1872. — A. Dufai, Agnès de Méranie et les drames de Victor Hugo, études comparées, 1847.

Le pas brusque et coupé du pâle scélérat:
Tel on se peint le meurtre, — et tel on voit Marat.
— — — — — — — — — — — — — —
Tantôt il cherche l'ombre et tantôt la lumière,
Selon qu'il faut combattre ou qu'il faut égorger,
Présent pour le massacre, absent pour le danger.
Dans les jours hazardeux où paraissent les braves,
Lui, tremblant, éffaré, se cache dans les caves;
Les caves d'un boucher et celles d'un couvent
Pendant des mois entiers l'ont enterré vivant.
Là, seul avec lui-même, aux lueurs d'une lampe,
Devant l'encre homicide où sa plume se trempe,
N'ayant d'air que celui qui vient d'un soupirail,
Dix-huit heures penché sur son affreux travail,
Il entasse au hazard les visions qu'enfante
Dans son cerveau fiévreux cette veille échauffante.
— Puis, un journal paraît, qu'on lit en frémissant,
Qui sort de dessous-terre et demande du sang.

Obwohl Ponsard sehr freiheitlichen und fortschrittlichen Anschauungen huldigte und durchaus nicht auf dem Standpunkt eines „Klerikalen" stand, war sein historischer Ernst und seine Neigung zum Idealen den modernen Athenern doch schon zu ernst und altväterlich. Er wandte sich selbst zeitweilig der Komödie zu, und als er nach zehn Jahren (1866) es wieder mit einem nationalgeschichtlichen Stück Le lion amoureux versuchte, flocht er darin die feingefaßte Klage ein:

Toujours légers! la mort ne peut les rendre graves!
N'importe: ils meurent bien; ce sont aussi des braves.
Quand pourrons nous, cherchant de moins tristes succès,
Sous les mêmes drapeaux ranger tous les Français!

In seinem letzten Stück Galilée, das nur drei Monate vor seinem Tode auf die Bühne kam (1867), kämpfte er für die, wie er meinte, von der Kirche bedrohte Freiheit der Wissenschaft, aber in so unhistorischen Deklamationen und in so holperigen Versen, daß weder die Wissenschaft noch das Theater viel mit dem Stücke anzufangen wußte. Der falsche Idealismus führte ebensowenig zum Heile als das völlige Aufgeben des Ideals, dem die Bühne zusehends anheimfiel.

Weit weniger als die Tragödie wurde von der Fehde der Romantiker und Klassizisten die Komödie berührt. Der bedeutendste Name auf diesem Gebiete ist Eugène Scribe (1791—1861)[1]. Schon als Achtzehnjähriger tat er sich mit gleichalterigen Freunden zusammen, um Komödien zu schreiben:

---

[1] Scribe, Oeuvres, 10 Bde, 1827 ff; 20 Bde, 1840—1842; 16 Bde, 1853; Théâtre, 75 Bde, 1874—1885. — Legouvé, E. Scribe, Conférences, 1874.

„Die Derwische" (1811), „Das Wirtshaus, oder die Räuber, ohne es zu wissen" (1812) und andere Stücke. Aber er hat von da ab unablässig, meist in Kompagnie mit andern, 50 Jahre lang für die Bühne gearbeitet und im Bereich der Komödie 30 Jahre eine fast unumschränkte Herrschaft ausgeübt, die sich von Frankreich weit über alle Kulturländer erstreckte und noch heute nicht völlig ausgestorben ist. Bereits zwischen 1812 und 1830 hat er etwa 100 Stücke, meist Vaudevilles, verfaßt.

Das Vaudeville verhält sich zur höheren Komödie ähnlich wie das Melodrama (nach französischer Auffassung) zur Tragödie. Das Melodrama war nach dieser Auffassung eine starkgepfefferte Volkstragödie bis zu drei Akten, vorwiegend Schauerstücke mit Mord, Todschlag und andern Knalleffekten, mit hergebrachten Typen (Tyrannen, Banditen, Mörder, unschuldige Opfer, grauenhafte Verräter, komische Bediente und Bauern), musikalischen Einlagen, Arien und Chören, sowie musikalischer Begleitung für die Haupteffekte. Das Vaudeville dagegen war ein kurzes, volksmäßiges Lustspiel, meist Einakter, ebenfalls mit eingelegten Arien, Couplets und Tänzen.

Während Alex. Dumas den ganzen Apparat des Melodramas in die bis dahin steife, abgezirkelte Tragödie hineintrug, verband Scribe, nachdem er selbst ein Meister im Vaudeville geworden, dessen freiere und volkstümliche Eigenart mit der bisher abgemessenen Form der Komödie. Sein findiger Spürsinn für Aktualität, Mode, augenblickliche Wünsche des Publikums zeigte sich schon in den ersten Gelegenheitsstücken („Eine Nacht der Nationalgarde", 1815; „Der Kampf der Berge", 1817; „Der Bewerber", 1817). Von 1820 an verpflichtete er sich dem neuen Théâtre du Gymnase, das von 1824 bis 1830 den Namen Théâtre de Madame führte, und begründete hier seine eigene neue Gattung der Komödie (Comédie d'intrigue et de sentiment, dite du Gymnase).

„Philibert verheiratet" eröffnete die Reihe dieser Stücke, „Michel und Christine" hatte noch mehr Erfolg. Sie wurden, etwa 150 an der Zahl, als Répertoire du théâtre de Madame veröffentlicht. Auch nach 1830 fuhr Scribe fort, noch eigentliche Vaudevilles zu schreiben, nebenher ließ er aber in andern Stücken die singbaren Einlagen weg und näherte sich mehr der höheren Sitten- und Charakterkomödie. Berühmt wurden: „Bertrand und Raton oder die Kunst der Verschwörung" (1833), worin die Geschichte Struensees behandelt ist, „Die geheime Leidenschaft", „Der Ehrgeizige" (1834), „Eine Kette" (1841), „Ein Glas Wasser" (1842). Zusammen mit Legouvé schrieb er „Adrienne Lecouvreur" (1849), „Die Erzählungen der Königin von Navarra", „Die Damenschlacht", das erstere Stück für die Rachel, die darin ihre höchsten Triumphe feierte.

Gleichzeitig schrieb Scribe Operntexte für die berühmtesten Komponisten, wie Boïeldieu, Auber, Meyerbeer, Halévy, Adam, Verdi. Von ihm sind die

allbekannten Arien in den Opern „Die weiße Dame" (1825), „Die Stumme von Portici" (1828), „Fra Diavolo" (1830), „Robert der Teufel" (1831), „Die Jüdin" (1835), „Die Hugenotten" (1836), „Der schwarze Domino" (1841), „Der Prophet" (1849), „Der Nordstern" (1854), „Die Sizilianische Vesper" (1855); noch für Verdis „Afrikanerin" (1865) hat er den Text hinterlassen.

Es ist keine hohe Poesie, welche diese Libretti beseelt; aber die französischen Texte sind häufig überaus leicht, melodisch und laden unwillkürlich zum Singen ein. Sie stimmen prächtig mit der Musik zusammen und nehmen vereint mit ihr das Ohr gefangen. Der romantische Lyrismus, der in Hugos überfütterten Deklamationen geradezu unerträglich wird, gestaltet sich hier zum leichten, anmutigen Liede, das, ohne den irdischen Boden zu verlassen, ein wenig ins Traumland der Romantik führt. Man denke nur an das hübsche Fischerlied Masaniellos in der „Stummen von Portici":

Amis, la matinée est belle,
Sur le rivage assemblez-vous;
Montez gaîment votre nacelle
Et des vents bravez le courroux!
Conduis ta barque avec prudence,
Parle bas, pêcheur, parle bas;
Jette tes filets en silence,
|: Le roi des mers ne t'échappera pas :|;

oder an Masaniellos patriotische Arie:

Pour un esclave est-il quelque danger?
Mieux vaut mourir que rester misérable!
Tombe le joug qui nous accable,
Et sous nos coups périsse l'étranger!
Amour sacré de la patrie!
Rends nous l'audace et la fierté:
Á mon pays j'ai dû la vie,
Il me devra sa liberté;

oder das Schlummerlied, mit dem Masaniello die „Stumme" beruhigt:

La fatigue t'accable:
Repose en paix, je veillerai sur toi.
Du pauvre seul ami fidèle,
Descends à ma voix qui t'appelle,
Sommeil, descends du haut des cieux!
De son coeur bannis les alarmes;
Qu'un songe heureux sèche les larmes,
Qui tombent encore de ses yeux.

Von Scribes Komödien ist so ziemlich alles Böse gesagt worden, was sich von einer Komödie sagen läßt. Keine tiefere Moral, keine psychologische

Auffassung, keine folgerichtige Charakteristik, keine durchgearbeitete Verwicklung, kein sprudelnder Witz, keine geniale Ironie, nicht einmal ein eigentlicher Stil — keine eigenen und keine bedeutenden Gedanken — alles platt, gewöhnlich, alltäglich — die Sprache diejenige des gewöhnlichsten Zeitungsgeplauders. In seinen Durchschnittsauffassungen ist er erzliberal, der echte Bourgeois der Julimonarchie, ein leichtlebiger Pariser, dem alle religiösen Fragen völlig gleichgültig sind und dem statt aller philosophischen Probleme nur das eine vorschwebt, sich und andere bestmöglich zu amüsieren. Das hat er aber verstanden und in nicht geringem Grad. Das ist doch auch etwas. Es liegt darin etwas Verwandtes mit der älteren italienischen, spanischen und englischen Komödie. Für ein christliches Volk, das durch Predigt und Religionsunterricht hinreichend sittlich geschult ist, hat es im Grunde etwas Närrisches und Verkehrtes, sich auch noch im Theater wieder vor allem sittliche Bildung holen zu wollen. Echte Kunst wird von selbst den Forderungen der Sittlichkeit entsprechen und tüchtige Kunstwerke ohne schwere Not einen gewissen bildenden Einfluß ausüben, aber das naheliegendste Ziel des Dramas ist denn doch Unterhaltung und Abspannung, das der Komödie Erheiterung. Aus dieser Auffassung sind Shakespeares Komödien, auch die fröhlichsten Molières hervorgegangen. Wo die Bühne zur Kanzel wird, da steht die Kanzel gewöhnlich von den sog. Gebildeten verlassen und wird gar bald zur Zielscheibe der profanen Bühnenmoral; es pflegt dann nicht lange zu gehen, und die souveränen Bühnenmoralisten hecken Probleme aus, die gar nicht mehr moralisch sind, lösen sie noch unmoralischer und erschließen endlich der Immoralität Tür und Tor.

Von dieser Art Bühnenmoral und ihren kulturkämpferischen Gelüsten hat sich Scribe ziemlich freigehalten. Mit der heitern Laune und mit dem leiblichen Anstand eines behäbigen Bourgeois gleitet er über die Abgründe hinweg, die sich in den Bekenntnissen eines de Vigny oder Musset offenbaren, und geht den drolligen Verwicklungen nach, welche Liebe, List, Schwindel, Eifersucht, Strebertum, Eitelkeit und Ehrgeiz in den Kreisen der hohen Finanz, des Handels und des Industrialismus hervorrufen. Die Väter sind, wenn auch geriebene Geschäftsleute, meist gutherzige Männer, die Mütter etwas intrigant, die Töchter naiv, die jungen Witwen etwas kokett, doch in anständigen Schranken. Mit der Liebe ist es nicht immer ganz richtig, aber sie wird nicht zur rasenden Leidenschaft und nimmt sich noch vor Skandal in acht. Eine glückliche Heirat wird allen noch so empfindsamen Träumereien vorgezogen. Auch ritterliche Offiziere, Künstler und Gelehrte werden da mit der Hand einer Schönen belohnt, die sie durch mindestens 500 000 Franken vor Not und Jammer, Pessimismus und Selbstmord bewahrt. Die Gutmütigkeit spielt noch fast eine größere Rolle als der Leichtsinn und diebische Findigkeit. Selbst die politische und soziale Satire nimmt keine

bittere Färbung ab. Briefe und Hüte, Personen und Staatsdepeschen werden in der unglaublichsten Weise verwechselt, aber immer kommt etwas zum Lachen heraus, und das schlimmste Durcheinander löst sich nach vergnüglichster Spannung zu allgemeiner Zufriedenheit. Freilich springt Scribe so dann auch mit der Geschichte um. Struensees schauerliches Ende wird zu einer Posse, Marlboroughs Sturz ein lustiges Intriguenspiel, Peters des Großen Ende zu einem sentimentalen Liebesroman und in seinem „Glas Wasser" läßt er Bolingbroke die fröhliche Geschichtspragmatik verkündigen:

„Man muß die kleinen Dinge nicht verachten; durch sie kommt man zu den großen! — Sie glauben vielleicht, wie alle Welt, daß die politischen Katastrophen, die Revolutionen, der Sturz der Weltreiche von gewaltigen, tiefen, bedeutsamen Ursachen herrühren.... Irrtum! Sie wissen nicht, daß ein Fenster des Schlosses Trianon, das Ludwig XIV. kritisierte und das Louvois verteidigte, den Krieg hervorrief, der augenblicklich Europa in Flammen setzt.... Ich selbst, ich, der ich zu Ihnen spreche, Henri de Saint-Jean, der ich bis zu 26 Jahren für einen Stutzer, einen leichtsinnigen Vogel, einen für ernste Beschäftigung unfähigen Menschen galt, wissen Sie, wie ich auf einen Schlag ein Staatsmann wurde? Ich wurde Minister, weil ich die Sarabande tanzen konnte, und ich verlor meine Macht infolge einer Erkältung.... Die großen Wirkungen, durch kleine Ursachen herbeigeführt, das ist mein System."

Gegen die Mißhandlungen, welche die Geschichte in den Dramen der Romantiker erleidet, sind solche Scherze nicht nur harmlos, sondern geradezu wohltuend zu nennen. Scribe verfügt überhaupt über ein unerschöpfliches Repertoire von gutartiger Heiterkeit und unschuldigem Scherz, das von den Bosheiten Voltaires und den Frivolitäten anderer Komödienschreiber unendlich weit abliegt. Er hat Tausenden von Menschen vergnügte Stunden bereitet, deren sie sich nicht zu schämen brauchten. Man lernt ihn erst schätzen, wenn man die weitere Entwicklung des französischen „Lustspiels" ins Auge faßt. Den Verirrungen der Romantiker gegenüber wurde seine Schule nicht zu Unrecht die „Schule des gesunden Menschenverstandes" (école du bon sens) genannt. Sie verhält sich zu ihnen wie Sancho Pansa zum Don Quijote. Nur ist Scribe kein Christ vom alten Schlage (cristiano viejo) wie der drollige spanische Bauer. Der Boden, auf dem er steht, ist mehr oder weniger hohl und frivol. Seine Götter sind nicht gerade Bacchus und Venus, aber doch der kleine Amor, Merkur und Plutus. Er kritisiert wohl launig die hohe Finanzwelt, aber er hat eine hohe Verehrung vor dem goldenen Kalb. Er hat die Dramatik recht eigentlich industriell betrieben und ist dabei Millionär geworden.

Eine Menge Leute haben mit ihm zusammengearbeitet und dabei ebenfalls leidlich ihr Glück gemacht. Er teilte Stoffe aus oder ließ sich solche angeben, diskutierte eigene und fremde Pläne, wies andern bestimmte Szenen oder Akte an oder führte selbst Partien aus, die ihm wichtiger schienen. Die

Stücke, die aus dieser praktischen Arbeitsteilung hervorgingen, werden auf 360 geschätzt; ihre Titel nehmen (von 1836 an) in den Listen der France littéraire über 30 Kolumnen ein.

Die bedeutendsten seiner Mitarbeiter waren Mélesville (eigentlich Joseph Duveyrier, 1787—1856), Alfr. Bayard (1796—1853), Ernst Legouvé[1] (1807—1904), François Dumanoir (1806—1865). Am meisten Glück hatte so ziemlich der leichtsinnigste unter ihnen, Bayard, dessen Gamin de Paris 463mal hintereinander gegeben wurde.

Trotz des gewaltigen Übergewichts, das Scribes Komödienfabrik auf der Bühne behauptete, gab es doch auch Poeten, welche die Überlieferungen des älteren klassischen Verslustspiels zu erneuern oder weiterzuführen sich bemühten. So Casimir Delavigne („Die Komödianten", 1820; „Die Schule der Greise", 1825; „Die Prinzessin Aurelie", 1828; „Die Popularität", 1838), dann De la Ville, Casimir Bonjours und Camille Doucet, endlich Émile Augier, der aber schon den Übergang zur modernen, realistischen Sittenkomödie bezeichnet.

Émile Augier[2] (1820—1889) war wie Scribe ein echter Pariser Bourgeois, munter und leichtlebig, aber gesund, kräftig, in behäbigen Verhältnissen, nicht gesonnen, Kraft und Jugend, gleich der verlotterten Sippe Mussets, in Lumperei und Weltschmerz aufzuzehren. In seiner ersten zierlichen Verskomödie „Der Schierlingstrank" (La ciguë, 1840) wird denn auch der fast abgehauste junge Athener Klinias durch eine fröhliche Cypriotin von seinen gar nicht antiken, sondern echt modernen Selbstmordsgedanken kuriert. In der „Abenteurerin" (L'aventurière, 1848) trat er schon ganz entschieden für die gewöhnliche bürgerliche Moral gegen die mit romantischem Zauber umwobene Ausschweifung ein. In „Gabrielle" (1849) erklärte er

[1] Bei der Aufnahme in die Akademie (28. April 1904) lobte R. Bazin seinen Vorgänger Legouvé als Dramatiker, Selbstbiograph und Moralist, als Personifikation der liberalen Pariser Bourgeoisie im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. „Bien peu d'écrivains ont donné l'exemple d'un labeur réparti entre tant d'années, puisque le premier livre de Legouvé est de 1832, et que hier même paraissaient ses „Dernières pages recueillies" dont quelques-unes sont datées de 1903, soixante et onze ans plus tard. — Ce qui l'honore encore plus, c'est que dans cette vie exceptionellement longue, il n'a rien renié de son idéal, rien trahi, rien abaissé. Il avait le respect des âmes, qu'il a souvent réconfortées et relevées. Il a pu faire bon accueil à la pensée d'autrui. Il a, par sa droiture autant que par son esprit, fait honneur à la France et nous pouvons le citer devant l'étranger comme un français authentique" (Bien Public, 29 avril 1904).

[2] E. Augier, Théâtre complet, 7 Bde, 1889. — De Mirecourt, Le petit-fils de Pigault-Lebrun, 1863. — É. Montégut, Dramaturges et romanciers, 1878. — R. Doumic, Portraits d'écrivains, 1892. — H. Parigot, Le théâtre d'hier, 1893. — P. Lindau, E. Augier: Nord und Süd, 1886.

vollends der Romantik den Krieg, indem er Pflichtgefühl und Zucht über die trügerischen Versuchungen einer jungen Frau triumphieren ließ. In der zarten Salonkomödie „Philiberte“ (1853) aber umwob er eine erste Mädchenliebe mit dem freundlichsten, gemütlichsten Zauber. Echte Poesie schien die Oberhand zu gewinnen; aber indem er sich zum Sittenprediger aufgeworfen, hatte er bereits wieder einen verhängnisvollen Seitenweg eingeschlagen. Er besaß selbst nicht sittlichen Ernst und Halt genug, um jene Rolle durchzuhalten. Die ewige, unabänderliche Moral (morale éternelle), welche er der morale mondaine, d. h. der Immoralität, entgegensetzen wollte, war in Wirklichkeit nicht die vom Christentum klar formulierte, vervollständigte und verklärte natürliche Ethik, sondern nur ein freidenkerischer, willkürlicher und unverbindlicher Abklatsch davon. So beschränkte sich sein Fortschritt denn zunächst darauf, daß er die künstlerische Form der Verskomödie aufgab und in derberer Prosa noch weiter die ärgsten Extravaganzen der Romantik bekämpfte.

Im Verein mit Jules Sandeau, dem zeitweiligen Geliebten der George Sand, und dem Verfasser des Stückes „Fräulein von Seiglière“ (1851) schrieb er (1853) sein erstes Prosalustspiel „Der Probierstein“ (1853) und dann „Der Schwiegersohn des Herrn Poirier“ (1854), ein sehr humorvolles Zeitbild, das die komischen Schwächen der heruntergekommenen Aristokratie denjenigen der aufstrebenden Bourgeoisie gegenüberstellt. Darauf begann er fast gleichzeitig seinen Bühnenfeldzug gegen die herrschende Geldkorruption („Der vergoldete Gürtel“, 1855) und gegen die dramatische Verherrlichung der durch Liebe bekehrten Kurtisane, welche seit Victor Hugos „Marion Delorme“ ein herrschendes Lieblingsthema geworden war. Er erklärte diese Bekehrungen für bloßen Schwindel und zeichnete in „Olympios’ Ehe“ (1855) das „Heimweh nach der Pfütze“ (la nostalgie de la boue) in grellen Zügen und Farben. In Les lionnes pauvres (1858) wird die Gemeinschädlichkeit der verführerischen Geschöpfe ebenfalls ziemlich realistisch behandelt. In „Schöne Ehe“ (1859) wird ein Chemiker durch „Herstellung flüssiger Kohlensäure“ aus den bedrohlichen Netzen der gesellschaftlichen Liederlichkeit herausgerissen und wieder dem Familienleben gerettet. Durch all das geht ein gewisser richtiger und gesunder Zug, eine gewisse Achtung für Recht und Sitte; doch wie die Satire selten die Menschen bekehrt, so untergruben auch all diese Sittengemälde nicht wirksam das Verlockende der großstädtischen Unsittlichkeit. Der holde Teufel wurde zu schön an die Wand gemalt.

Nachdem Augier dann als satirischer Entlarver und Ankläger gegen die Finanzkorruption des zweiten Kaiserreichs aufgetreten war („Die Unverschämten“, 1861), trieb ihn sein demokratischer Eifer noch weiter in die politische (oder, wie er es nannte, soziale) Satire hinein. Im Fils de

Giboyer (1862) entwarf er ein geradezu gehässiges Zerrbild der sog. Klerikalen (d. h. der kirchlich gesinnten Katholiken und Legitimisten) und verfolgte ihren tüchtigsten Publizisten Louis Veuillot mit der unwürdigsten persönlichen Verunglimpfung, so daß es selbst der Revue des Deux Mondes zu bunt wurde und Prévost-Paradol ihm die ernste Mahnung zu bedenken gab[1]:

„Begreift denn diese Demokratie endlich, daß es weder in ihrem Interesse liegt noch der Gerechtigkeit entspricht, in ewigem Krieg mit der Religion zu liegen und durch beständige Beschimpfungen ein schon so verhängnisvolles Mißverständnis zu vergiften, daß, wenn man die Religion frei in einem freien Staate leben lassen will, man ihre freiwillige Mitwirkung erhalten muß, und daß es bis jetzt niemand gelungen ist, der Religion ohne ihre Zustimmung die Freiheit aufzudrängen; daß die Religion nach allem weit besser, als es je rein menschliche Weisheit vermocht hat, lehrt, sich zu opfern, auf sich zu verzichten, zuzuwarten, das Glück des Nächsten nicht allzusehr zu hassen, sich durch höhere Hoffnungen der Mißgunst zu entledigen, und daß das Tugenden sind, deren wahrhaft freie Demokratien am wenigsten entraten können, weil der Mensch, den die brutale Gewalt hierin am wenigsten einschränken würde, wenigstens wo möglich durch sein Herz im Zaume gehalten werden muß?"

Umsonst bat indes der wohlmeinende Kritiker den reichbegabten Dichter, aus der öden politischen Kannegießerei wieder auf das eigentliche Gebiet der Poesie zurückzukehren, Augier folgte dem unglückseligen Zuge, der Frankreich von neuem zur Revolution hindrängte. In noch weiteren Stücken trieb er demokratische Politik und kirchenfeindliche Kulturkämpferei („Die Ansteckung", 1866; „Das Postskriptum", 1869; „Löwen und Füchse", 1869). Nach den Tagen von Sedan kämpfte der einstige Anwalt der „universellen Moral", der Verteidiger des Familienglücks, sogar auf der Bühne für die Ehescheidung („Madame Caverlot", 1873) und ließ in einem andern Stück („Die Fourchambault", 1878) den unehelichen Sohn zum Retter seines verlotterten Vaters und dessen legitimer Kinder werden. Um den fortgeschrittenen Zeitgenossen zu gefallen, gab er sein ganzes besseres poetisches Selbst preis. Und doch half es nichts. Er hat in den letzten Lebensjahren nichts mehr zu stande gebracht. „Ich finde mich", so klagte er, „in meiner Heimat verlassen. Es kommt mir vor, meine Altersgenossen haben Sitten und Sprache gewechselt. Bisweilen vergleiche ich mich anmaßlich mit dem Pferde Bayard gegenüber der Artillerie."

Einen noch verhängnisvolleren Charakter erhielt das moderne Sitten- und Gesellschaftsdrama (Lustspiel ist es kaum mehr zu nennen) durch

---

[1] Prévost-Paradol, Le théâtre contemporain: Le fils de Giboyer par É. Augier: Revue des Deux Mondes, 2. pér., XLIII (1863) 182—193. — Vgl. V. de Mars, Chronique: Revue des Deux Mondes, 2. pér., XLII (1862) 1015—1018.

Alexander Dumas den jüngeren[1], einen unehelichen Sohn des berühmten romantischen Tragöden und Romanschreibers (1821—1895). Der Makel, der an seiner Geburt haftete, drückte nicht nur auf seine Ehre, er führte ihn bereits in frühen Jahren in Kreise, wo elegante Sittenlosigkeit als die höchste Würze des Lebens galt. In einer solchen Atmosphäre wuchs er auf, als moderner Genußmensch, ohne religiöse Hilfe, ohne Ernst und sittlichen Halt, aber als ein feiner Beobachter, mit mächtigen künstlerischen Gaben ausgestattet. Die Romantik hatte ihre Rolle schon fast ausgespielt, als er zu dichten begann. Er war zu blasiert und altklug, um ihre Träumereien nochmals durchzukosten. Um Versemachen hatte er sich nie bemüht. Erst nachdem er sich in Saus und Braus eine Schuldenlast von 50,000 Franken aufgeladen, widmete er sich der Schriftstellerei, um sich zugleich Geld und Ruhm zu erwerben.

Seine Jugendromane („Die Abenteuer von vier Frauen und einem Papagei", 1846/47) sind leichtsinnig dahingestrudelt. Aber er hatte schon viel gesehen und viel erlebt, als er 1849 in acht Tagen sein erstes fünfaktiges Drama, „Die Cameliendame", auf die ersten besten Fetzen Papier hinwarf. Am 2. Februar 1852 ward es aufgeführt und machte ihn zum berühmten Mann.

Das Thema war nicht neu. Bereits Palissot hatte (1775) „Die Kurtisanen" auf die Bühne gebracht, Victor Hugo sie romantisch zu idealisieren gesucht, Scribe („Zehn Jahre im Leben einer Frau") sie wieder realistischer behandelt. Dumas war es vorbehalten, die Kurtisanen mit dem Glorienschein der wahrsten Liebe, des Edelmuts und des Martyriums zu umgeben. Man zerfloß in Rührung über die ideale Sünderin. In den folgenden Stücken war Dumas gegen die Kurtisanen weniger gnädig und erbarmungsvoll, aber er vermochte sich nicht mehr aus diesem Kreise der Prostitution und des Ehebruchs loszureißen, der hauptsächlich durch sein Stück „Demi-Monde" (1855) diesen beschönigenden Namen erlangt hat.

Er selbst gibt davon die folgende Zeichnung:

„Die Frauen, die Sie umgeben, haben alle einen Fehltritt an ihrer Vergangenheit, einen Makel an ihrem Namen kleben und drängen sich aneinander, damit man das möglichst wenig gewahre, und obwohl sie mit den Frauen der höheren Gesellschaft denselben Ursprung, dasselbe Äußere und dieselben Vorurteile haben, gehören sie doch nicht mehr dazu und bilden das, was wir die ‚Halbwelt' nennen, die wie eine schwimmende Insel auf dem Pariser Ozean dahinwogt, die alles, was fällt, zu sich

[1] L. Lacour, Trois théâtres, 1880. — E. Zola, Nos auteurs dramatiques, 1881; Documents littéraires, 1881. — P. Bourget, Essais de psychologie contemporaine, 1886. — P. de Saint-Victor, Le théâtre contemporain, 1889. — R. Doumic, Portraits d'écrivains, 1892; Essais sur le théâtre contemporain, 1895—1897. — H. Parigot, Le théâtre d'hier, 1893; Génie et métier, 1894.

ruft, sammelt, aufnimmt, ebenso alles, was auswandert, was sich vom Festland losmacht, ohne die zufälligen Schiffbrüchigen zu zählen, von denen man gar nicht weiß, woher sie kommen.... Gegenwärtig geht diese regellose Welt ihren geregelten Gang; diese Bastard-Gesellschaft ist überaus anlockend für die jungen Leute; die Liebe ist da leichter als in den oberen Kreisen und wohlfeiler als unten.... Nur lauern unter dieser schillernden, vom Schimmer der Jugend, der Schönheit, des Glückes umglänzten Oberfläche unheilvolle Schicksalsdramen." [1]

Obwohl er selbst gesteht, daß ihn seine eigenen Erfahrungen in diesen Kreisen mehr zum Weinen als zum Lachen reizten, hat er die Schicksalsdramen der Halbwelt und der mit ihr verbundenen vornehmen Welt zum Hauptvorwurf seiner Komödien genommen. Viel Erfindungsgabe hatte er nicht, eine tiefere Weltauffassung noch weniger, aber ein scharfes Beobachtungs- und Darstellungstalent. So warf er sich denn ganz in die Wirklichkeit, kopierte sie in den Verwicklungen seiner Stücke, wie in der Wahl der Personen und Charaktere und im Tone des Dialogs. Er hielt sich aber nicht in diesem Realismus, der als Spiegelbild einer durch und durch verdorbenen Gesellschaft schon schädlich genug wirken mußte; er fing auch an zu philosophieren und zu moralisieren. Er nahm gegen das „Weib" Partei und stellte sich die Aufgabe, es zu entlarven, es in seiner ganzen Nacktheit zu zeigen. Die sexuellen Erbärmlichkeiten wurden zu sozialen Problemen aufgebauscht, die unsaubern Verwicklungen zu Beweisen für seine Moralthesen, denen es an festem philosophischen wie religiösem Untergrund gebrach. Schon vor dem Krieg warnte er die Franzosen, daß die wachsende Unsittlichkeit das Wohl, ja den Bestand Frankreichs bedrohe. Als sich nach dem Kriege die Dinge nicht besserten, schleuderte er Frankreich in dem Stücke La femme de Claude (1873) die ernste Drohung zu:

„Nimm dich in acht! Du hast schwere Zeiten durchzumachen; du hast deine Fehler von ehedem soeben teuer bezahlen müssen, ja sie sind nicht einmal bezahlt; es handelt sich nicht mehr darum, geistreich, leichtsinnig, liederlich, voll Spott und Zweifel und närrisch zu sein, davon haben wir wahrlich genug gehabt, wenigstens für einige Zeit. Der Gott, das Vaterland, die Arbeit, die Ehe, die Liebe, die Frau, das Kind, all das ist ernst, sehr ernst, und das alles erhebt sich vor dir. All das muß leben oder du mußt sterben! Sammle alle diese Elemente der Ewigkeit und mach das zu deiner Kommunion und zu deinem Gewissen. Nimm dich in acht! Der Fremde, der dich besiegt hat und dich völlig vernichten will, umschleicht dich und umlauert dich. Die Bestie, die dich verführt und getäuscht hat, weilt noch auf

---

[1] Über seine eigenen Eindrücke in diesen Kreisen sagt er: „Je ne prenais pas grand plaisir à ces plaisirs faciles. J'observais et je constatais plus que je ne jouissais dans cette vie turbulente. Les créatures dévoyées que je côtoyais à chaque moment, qui vendaient le plaisir aux uns, qui le donnaient aux autres, qui ne gardaient pour elles qu'une honte certaine, qu'une ignominie fatale, qu'une fortune douteuse, me donnaient au fond plus envie de pleurer que de rire, et je commençais à me demander pourquoi cela était ainsi."

deinem Boden und bedroht dich; das Kind, auf das du zählst und in welchem dein Geist neu aufleben soll, diese Generation, die dich rächen soll, säumt und zaudert zwischen Arbeit und Vergnügen, zwischen Ideal und Leidenschaft; sei achtsam, sei gesammelt, sei unversöhnlich; was immer für eine Versuchung dich von deinem Pfade hinweglocken mag, weise sie zurück; was immer für ein Hindernis sich vor dir erheben mag, besiege es; sonst wirst du aus der Zahl der Lebenden verschwinden!"

Mit der „Bestie" meint er hier die allgemeine Sittenlosigkeit, wie sie sich hauptsächlich im Ehebruch und in der Prostitution verkörpert hat, „die unreine Bestie, welche die Gesellschaft untergräbt, die Familie auflöst, die Liebe besudelt, das Vaterland zerstückelt, den Mann entnervt, die Frau entehrt, deren Gesicht und Gestalt sie annimmt und jene tötet, die sie nicht töten". Mit solchen Kraftsprüchen war indes ein Publikum nicht zu bekehren, das sich stundenlang an den schmutzigen Ehebruchs- und Skandalgeschichten seiner Dramen weidete. Da er die religiöse Weihe und Unauflöslichkeit der Ehe nicht anerkannte, wußte er ihr keine Grundlage als die Liebe und Genehmigung des Staates zu geben. Ja er bot seine ganze Kunst auf, um eine gesetzliche Erleichterung der Ehescheidung und zugleich die Gleichstellung von Mann und Weib herbeizuführen, und half so die Familie, die er zu retten vermeinte, noch rascher untergraben[1].

Der berühmteste Lustspieldichter nächst Dumas und Augier ist Victorien Sardou[2], 1831 in der Nähe von Cannes geboren, seit 1878 Mitglied der Akademie. Als armer Student in einem elenden Dachstübchen von Paris schwer erkrankt, schien er dem Tode verfallen, als ein mitleidiges Fräulein sich seiner erbarmte, ihm durch treue Pflege das Leben rettete und ihn mit der berühmten Schauspielerin Déjazet bekannt machte, die einem seiner Erstlingsstücke (Les premières armes de Figaro) gleich 1859 zu glänzendem Erfolg verhalf. Mit einem weit origінelleren, lebhaften Intriguestück (Les pattes de mouche) wurde er 1860 vollends der Liebling des Publikums und entwickelte nun eine staunenswerte Fruchtbarkeit[3].

---

[1] Maurice Spronck, Alexandre Dumas fils: Revue des Deux Mondes CXLVII (1898) 403—427 610—646.

[2] É. Montégut, Esquisses Dramatiques. Victorien Sardou: Revue des Deux Mondes, 3. pér., XX (1877) 198—214. — Gottschall, Porträts und Studien IV, Leipzig 1871.

[3] La taverne des étudiants (humoristische Skizze deutschen Studentenlebens, 1854). — Candide (1859, von der Zensur beanstandet). — Premières armes de Figaro, 1859. — Les pattes de mouche, 1860. — Monsieur Garat, 1860. — Les Prés Saint-Gervais, 1860. — Les femmes fortes, 1860. — Piccolino, 1861. — Nos intimes, 1861. — Les Ganaches, 1861. — Les gens nerveux, 1861. — Les diables noirs (1862, anfänglich von der Zensur beanstandet). — Les pommes du voisin, 1863. — Une aventure de magistrat, 1864. — La famille Benoîton, 1865. — Les vieux garçons, 1865. — Nos bons villageois, 1866. — La maison neuve, 1866. — Séraphine, 1868. — Fernande, 1870. — Rabagas, 1873. —

Obwohl sich dann und wann auch in Sardous Theater die trüben Schattenseiten der modernen Pariser Kultur bemerklich machen, ließ er sich doch nicht von Dumas' Beispiel verlocken, sie in scharf gezeichneten Sittenbildern zu entlarven oder mit Augiers Leidenschaftlichkeit dagegen zu Felde zu ziehen. Er kehrte wieder zu Scribes leichteren und im ganzen natürlicheren Auffassung des Lustspiels zurück, studierte seine guten Eigenschaften und suchte sie künstlerisch weiterzubilden. Anstatt zu predigen, wollte er unterhalten, verband die Sittenschilderung mit spannender Intrigue, ließ in der Sittenschilderung vorwiegend einen heitern Optimismus walten und bildete den Dialog zu fesselnder Lebendigkeit und Anmut aus. Er arbeitete rasch, nahm die Stoffe, wo er sie fand, so daß ihm auch Plagiatanklagen nicht erspart blieben, gestaltete aber selbständig und wußte mit kleinen Mitteln viel zu erreichen. In den Pattes de mouche hält ein kompromittierender Brief, von einem Mädchen als Fidibus benutzt und zum Fenster hinausgeworfen, von einem Entomologen zum Einwickeln eines Käfers benutzt, dann von einem Studenten mit einer Deklaration beschrieben, endlich in die Hände des getäuschten Ehemannes gelangt, durch drei Akte die neugierigste Spannung aufrecht und führt die heitersten Szenen herbei. Den verschiedensten Kreisen des Lebens und den scheinbar verbrauchtesten Verwicklungen und Situationen weiß er wieder neue, pikante Züge abzugewinnen, in welchen harmloser Humor vor dem Elemente des Zweideutigen oder Unwürdigen vorwiegt. Sentimentalität und Komik, Ernst und Scherz sind dabei oft allzu kraus gemischt. Den Frauengestalten hat er durchweg wieder eine schönere und erfreulichere Rolle zugeteilt. Da findet sich doch noch mädchenhafte Zartheit, häuslicher Sinn, ernst gemeinte Zärtlichkeit, Treue und Glaube. Miß Lea Henderson in seinem „Daniel Rochat" will sich sogar mit der Zivilehe gar nicht begnügen, weil die Zivilehe bloß eine Formalität ist, die religiöse Ehe aber ein heiliges Gelübde.

Als er sich im „König Carotte" und „Rabagas" auf das Feld der politischen Satire begab, die man dem Lustspieldichter doch wohl nicht ganz verschließen darf, wurde es ihm sehr verübelt, daß er seine Witzgeschosse nicht auf die von allem Janhagel verabscheuten „Klerikalen" richtete, sondern auch einmal die protzigen Republikaner und Radikalen, besonders ihren Haupthahn Gambetta, in ihren erheiternden Eigentümlichkeiten zu hänseln wagte. Er wurde sogar bei der Aufnahme in die Akademie darüber zur

Patrie, 1869. — Le roi Carotte, 1872. — L'oncle Sam, 1873. — Andrea, 1873. — La haine, 1874. — Ferréol, 1875. — Dora, 1877. — Bébé, 1878. — Les Bourgeois de Pont-Arcy, 1878. — Daniel Rochat, 1880. — Odette, 1881. — Fédora, 1882. — Théodora, 1884. — La Tosca, 1887. — Georgette, 1887. — Marquise! 1889. — Belle Maman, 1889. — Divorçons! 1890. — Thermidor, 1891. — Madame Sans Gêne, 1894. — Ghismonda, 1894.

Rede gestellt. Später verlegte er sich auch auf große Ausstattungsstücke mit historischem Hintergrund aus der byzantinischen Geschichte (Théodora), schrieb für den englischen Schauspielkönig Sir Henry Irving einen Robespierre, der aber in Paris nicht gegeben wurde, und vergriff sich auf den Wunsch desselben sogar an Dante, indem er dessen Visionen zu großen elektrischen Beleuchtungseffekten ausnützte, den Dichter des Paradiso aber zu einem phantastischen Ehebrecher herabsetzte[1].

Edouard Pailleron (1834—1899) schuf in seiner „Welt, in der man sich langweilt" (1881) ein heiteres Seitenstück zu den Femmes savantes.

Eugène Labiche (1815—1888) bildete das Vaudeville und die Posse weiter („Der Strohhut aus Italien". — „Die Reise des Herrn Perrichon" ꝛc.). Meilhac und Halévy stiegen in ihren Operetten, zu denen Offenbach die Musik schrieb („Die schöne Helene", 1865; „Die Großherzogin von Gerolstein", 1867) noch tiefer zu den Leistungen des Tingel-Tangel herab. Bei solcher Art Fröhlichkeit konnte der katzenjämmerliche Rückschlag nicht ausbleiben. In der sog. Reformbühne, als deren Führer Henri Becque gilt (1837—1899), wird der Realismus zugleich zum bittern Pessimismus. Auf dem Libre Théâtre Antoines dagegen (1887 bis 1894) wurden dem natürlichsten Naturalismus alle Flügeltüren geöffnet. Auch Ibsen und Björnson, Tolstoj, Sudermann und Hauptmann konnten nun ihren Einzug halten. Den echten Parisern war indes dieses melancholische Wühlen in den Eingeweiden groß- und kleinstädtischen Seelenlebens nicht sehr zusagend. Paul Hervieu (geb. 1857) und Eugène Brieux (geb. 1858) wandten sich wieder den von Dumas und Augier betretenen Pfaden zu, Henri Lavedan und Maurice Donnay suchten die leichtlebige Welt der Boulevards wiederum in ihrer pikanten, genußsüchtigen Weise zu ergötzen.

Von Paris hat sich die sentimentale Ehebruchs- und Cocotten-Komödie über die ganze zivilisierte Welt verbreitet und den Dramaturgen Alfred von Berger[2] zu der wohlbegründeten Klage veranlaßt:

„In unsern Tagen ist aus mancherlei Gründen den Menschen ein sicherer sittlicher Maßstab abhanden gekommen. Die Manie des verstehenden Verzeihens, die Seuche der sittlichen Sentimentalität, grassiert allerorten. Und diese allgemeine Gewissenserweichung, von der gerade die Höchstbegabten, denen nichts Menschliches fremd ist, am wenigsten verschont sind, diese ethische Anarchie, dieses irregehende Tappen nach einem sittlichen Maßstab, das sich in so manchem verblüffenden Freispruch der Schwurgerichte verrät, ist mit schuld daran, daß ein gesundes Drama in unsern Tagen nicht aufkommen will. Der Glaube an den alten Moralcodex ist

---

[1] Vgl. H. Grauert, Dante: Hist.-polit. Blätter CXXXI (1903) 881—892.

[2] Dramaturgische Vorträge[2], Wien 1891, 61.

erschüttert, ein neuer ist nicht gefunden, und daher die vielen verkehrten Urteile, die vielen Glorifizierungsversuche des Gemeinen. Freigeisterische Moral, ethische Skepsis ist nicht der Boden, auf dem ein gesundes Drama gedeihen kann."

Zwölftes Kapitel.

Die Entwicklung des Romans von Chateaubriand bis auf Flaubert.

Die Literaturgattung, welche sich im Laufe des Jahrhunderts auf Kosten der Lyrik, der Epik, der Dramatik, überhaupt auf Kosten aller höheren Poesie, vielfach auf Kosten der Religion und Sitte, der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes zu unerschöpflicher Fruchtbarkeit, ja schließlich zum alles überwuchernden Schmarotzergewächs entfaltete, ist der Roman. Auch in den andern Gattungen fehlt es nicht an Dichterlingen, welche die moderne Demokratisierung und Nivellierung der Bildung, ein anspruchsvolles Schulsystem, die ungeheure, geschäftsmäßige Entwicklung der Presse, die Leichtigkeit des Nachdichtens und Nachschreibens, persönliche Eitelkeit und Selbstüberschätzung in die Reihen der Schriftsteller gedrängt hat; aber das ist alles noch Kinderspiel gegen die Überproduktion auf dem Gebiete des Romans, der Novelle, der belletristischen Prosa. Da fallen alle Schranken. Da braucht es keinen poetischen Beruf mehr. Da können herzhaft alle mittun. Klassische Bildung ist da überflüssig. Hat einer einmal eine Liebesgeschichte erlebt, warum soll er sie nicht zum besten geben? Mit dem Geld, das sie einbringt, kann man eine zweite erleben. Selbst aus dem Geldgeschäft läßt sich wieder eine Novelle machen. Nicht nur wunderliche Abenteuer oder Reiseerlebnisse, auch das Gewöhnlichste und Alltäglichste, Handel und Fabrik, Schuster- und Schneiderbude, Wald und Wirtshaus, Zigeunerwagen und Amtsstube, Krieg, Frieden, Militär, Finanz, Politik, Wissenschaft, Geschichte, Religion, alles, alles ist Romanstoff. Der Roman ist so recht die leichteste Form, sich eine neue Ästhetik, eine neue Lebensweisheit, eine neue Weltanschauung zurecht zu machen. Im Roman wird das liebe Ich von selbst zum Mittelpunkt der Welt und zum Ausgangspunkt neuer Epochen.

Es ist wohl nicht ganz Zufall, daß der Roman in der hellenischen Literatur erst am Schlusse — unverkennbar deutlich — als Produkt des Verfalls und Niederganges auftritt. Erst als Epos und Lyrik, Tragödie und Komödie, Geschichte und Beredsamkeit völlig abgehaust hatten, erschienen jene wortgewandten, wandernden Sophisten, welche den gänzlichen Ausverkauf besorgten, künstliche Briefwechsel erfanden, den Mythos zur leeren Spielerei

herabsetzten und mit einem bunten Gemisch von Liebes- und Reiseabenteuern ein Publikum ergötzten, für das Sappho und Mellito, Elektra und Antigone „Kaviar“ waren.

Auch der mittelalterliche Ritterroman bildet nur das seichte Delta, in welches der mächtige Strom der mittelalterlichen Sage und Epik mündete.

Es ist deshalb erlaubt, auch den modernen Roman nicht gleich von vornherein als den glorreichen Höhepunkt einer aufsteigenden Entwicklung zu halten. Ist schon die Analogie einer solchen Auffassung durchaus nicht günstig, so zeigt auch ein allgemeiner Blick auf die Geschichte des modernen Romans, daß derselbe nicht bloß der Form nach, sondern auch dem Gehalt nach großenteils ein Mischprodukt von Prosa und Poesie, eigentlich nur selten ein lauteres, wirkliches Kunstwerk ist. Erst als die Zeit der Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Boileau, Bossuet, Bourdaloue vorüber war, fing der Roman an, eine größere Rolle zu spielen. Aber welch ein Abstand von Fénelons „Telemach“ zu Homers „Odyssee“, von „Gil Blas“ zu einem der Meisterwerke Molières, von „Manon Lescaut“ zu den lichten Frauengestalten Racines und Corneilles! Wo ist da wirkliche Kunst und Poesie?

Der „Don Quijote“ des Cervantes war trotz seiner Satire noch mächtig von dem poetischen Hauch des alten Rittergeistes und des spanischen Volkstums beseelt; aber Voltaires Romane sind im Grunde nur aufklärerische Pamphlete, etwas satirisch und humoristisch aufgeputzt. Rousseaus „Emil“ ist ein prosaischer Erziehungstraktat, dem nur eine schwärmerische Rhetorik Leben und Farbe verleiht, seine „Heloise“ aber ein breit aufgebauschtes Kapitel aus seinen „Bekenntnissen“, eine unleidlich mikrologische Schaustellung seiner wollüstigen Sinnlichkeit und der lächerlichen Sophistik, mit der er ihr einen fadenscheinigen Tugendmantel umzuhängen bemüht war. Diderot hat seine belletristischen Talente teils in häßlichen Tendenzromanen gegen die christliche Weltanschauung gerichtet, teils in mehr oder weniger frivoler Novellistik verpufft.

Erst Chateaubriand hat mit seinem „Geist des Christentums“ den trüben Fluten Einhalt geboten, welche die letzten christlichen Erinnerungen aus Literatur und Leben hinwegzuschwemmen drohten. Er hat das Banner der christlichen Ideale wieder erhoben und für eine neue christliche Epik die Anregung und den Plan gegeben. Doch die Wogen des Stromes, dem er sich entgegenstemmte, waren zu breit, zu mächtig, als daß er sie völlig hätte überwinden können. In „René“ und „Atala“ folgte er selbst halb und halb ihrem Zuge.

Goethe hatte die Rousseausche Empfindsamkeit und das Wertherfieber schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert überwunden und sah von seinem klassisch-olympischen Standpunkt lächelnd auf „Lucinde“ und „Godwi“

herab, als die krankhafte Sentimentalität auch die Franzosen ergriff und von ihnen noch überschwenglicher ausgebildet wurde.

Die Stammväter des neueren Romans sind Richardson und J. J. Rousseau. Auf den Vorschlag einer Buchhändlerfirma, die vornehmen Ritterromane mit ihren Prinzen und Prinzessinnen durch eine tugendsamere Unterhaltungslektüre zu verdrängen, schrieb der erstere 1740, aus einem Buchdrucker zum Korrektor und Gelegenheitsschriftsteller emporgestiegen, seine „Pamela", einen Roman in Briefform, dessen Heldin ein armes Dienstmädchen ist, das seine Unschuld durch zwei Bände gegen die Nachstellungen eines schuftigen Verführers behauptet und endlich „zum Lohn seiner Tugend" selbigen zum Gemahl erhält. Neun Jahre später schilderte er (1749) abermals in Briefform die Leiden der schon etwas vornehmeren „Clarissa Harlowe", die von dem gemeinen Wüstling Robert Lovelace zu Tode gequält, schließlich durch ein Duell gerächt wird. Endlich 1753, 64 Jahre alt, zeichnete er in „Charles Grandison" das Ideal eines wahren Gentleman, der von seinen zwei Geliebten die eine verrückt, die andere aber glücklich macht.

Während sich die englische Lesewelt an der Tugend und an den Skandalen dieser drei Romane erbaute, ließ der Notenschreiber und gewesene Bediente J. J. Rousseau 1759 seine „Julie oder die neue Heloise", 1762 seinen „Emil", beide ebenfalls in Briefform erscheinen. Nicht minder lüstern als Richardson, überfloß er noch mehr von Tugend, Gefühl und Bildung.

Die Hauptvertreter des sentimentalen Romans sind Chateaubriand selbst („Atala" 1801; „René" 1802; „Die Natchez", schon 1793 geplant, erst 1826 veröffentlicht), Madame de Staël („Delphine" 1802; „Corinne" 1807), Sénancourt („Obermann" 1804), Benjamin Constant („Adolphe" 1816). Zur Unterhaltung werden all diese Romane kaum mehr gelesen. Einen gewissen künstlerischen Wert haben höchstens „Atala" und „René"; die andern leiden an erdrückender Breite und Langweiligkeit. Sie haben neueren Literaturhistorikern hauptsächlich dazu gedient, über den Einfluß Rousseaus und Werthers zu schreiben und die geistige Krankheit zu analysieren, aus der sie hervorgegangen. Als wirkliche geistige Krankheit wird die unendliche Melancholie Renés und Werthers sogar von Georg Brandes anerkannt, obwohl er es unterläßt zu sagen, daß Chateaubriand sie in christlichem Sinne überwunden hat, so gut wie Goethe in nicht-christlichem, rein ästhetischem. Unter einem ungeheuern Brimborium von Seelenmalerei erklärt er sie für den Ausgangspunkt einer neuen literarischen Weltepoche. Die Weltschmerzler sind ihm lauter Genies, lauter junge Adler, denen die Revolution das Nest, d. h. ihre alte Weltanschauung, zertrümmert hat, und nun sehen sie überall nur Abgründe, wissen nicht, wohin sie fliegen sollen,

und starren nicht der aufgehenden Sonne, sondern der Nacht, dem Weltuntergange ins Auge. Daher ihre unendliche, untröstliche Trauer.

Diesem Adlerbegriff entsprechen die Helden und Heldinnen des sentimentalen Romans durchaus nicht; es sind sämtlich verschwommene, schwächliche, kränkliche, traurige Gesellen, die selbst in ihren Liebesgeschichten die erbärmlichste Rolle spielen, träumerische und phrasenhafte Egoisten, denen zu richtigem Denken der Verstand, zu heldenmütigem Handeln Mut und Kraft fehlt[1].

Die Damenwelt hat indes immer für „unglückliche Liebe" geschwärmt, und so haben diese seelenquälerischen Melancholiker nicht weniger Anklang gefunden als einstens Tristan und Lancelot vom See. Madame de Staël fand Nachahmerinnen an der Madame de Latouche, die anonym den ziemlich immoralischen Roman „Olivier" herausgab, und an der Herzogin von Duras, welche den traurigen Liebesroman einer jungen Wilden vom Senegal „Ourika" im Kloster enden ließ, während in ihrem „Edouard" ein junger Plebejer und eine Herzogin von Nevers, durch den leidigen Standesunterschied getrennt, beide gebrochenen Herzens sterben. Viel größeren Erfolg aber hatte die pietistische Russin Baronin von Krüdener mit ihrer „Valerie", in der sie eine herzzerreißende Episode ihres eigenen Lebens nicht nur mit der verschwommensten Wertherei, sondern auch mit der empfindsamsten Tugendschwärmerei verbrämte.

Wie Chateaubriand im „René" den eigentlichen Typus des französischen Weltschmerzes schuf, so hat er in seinen „Märtyrern" (Les Martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne, 1809) dem Roman eine neue, würdigere Bahn vorgezeichnet, ihm mit den christlichen Idealen auch die Würde und Weihe, die künstlerische Abrundung und gehobene Sprache des Epos zurückzuerobern versucht. Er hat später in allen Sprachen Nachahmer und Nacheiferer gefunden; er hat auf Geschichtsforschung und Geschichtsauffassung einen bedeutsamen Einfluß gewonnen. Allein in größerem Maßstab wurde der sentimentale Roman erst von dem Geschichtsroman abgelöst, als Walter Scott 1814 in seinen „Waverley Novels" demselben eine mehr weltliche, romantische Richtung gab, bei welcher die religiösen Ideen mehr oder weniger zurücktraten, das mit erstaunlicher Treue gezeichnete Geschichtsbild die Wechselfälle und Verwicklungen eines spannenden Liebesromans mit einem bunten Kranz mannigfaltigster Handlung und Schilderung farben- und gestaltenreich, volkstümlich lebendig umwob. Die Reflexion setzte sich hier in Taten

[1] Über Constants Roman „Adolphe" sagt Sainte-Beuve in seinem Roman „Volupté": Cette étude, évidemment faite d'après nature et dont chaque trait a dû être observé, produit dans l'âme du lecteur un profond malaise, au sortir duquel toute fraîcheur et toute vie sont pour longtemps fanées.

um, die Charakteristik in frischen Dialog, die Leidenschaft in die spannendsten Abenteuer und Verwicklungen. Die Liebe trat hier nicht als alles verschlingende Gemütskrankheit auf, sondern bald als edle, das Leben verschönernde Neigung, bald als mächtige, verzehrende Leidenschaft im Kampfe mit Stolz und Eifersucht, Hab- und Herrschgier, bald als freundliche Oase im Gewühl und Kampfgetümmel der Massen, bald als verhängnisvoller Störenfried der einzelnen und der Familien, bald als Krone des Biedern und Tapfern, bald als Zankapfel der Mächtigen, bald als Keim der furchtbarsten Katastrophen, nie vereinzelt, sondern in lebendigem Zusammenhang mit den übrigen Elementargewalten des menschlichen Daseins, mit Familie und Nation, Natur und Geschichte, Politik und Religion. Der Roman ward zum völligen Epos, dem fast nichts fehlte als die rhythmische Form und Sprache. Diese gesunde Epik hat im weiten Bereich der englischen Sprache, d. h. in allen fünf Weltteilen bis in das neue Jahrhundert hinein, wie alle wahre Poesie, erfreuend, bildend und sittigend weitergewirkt.

Den Franzosen hätte in ihrer geschichtlichen Vergangenheit kein geringer Reichtum zu Gebote gestanden, als ihn der gemütliche Erzähler von Abbotsford aus alten Chroniken und Sagen, Hexenbüchern und Volksliedern, Memoiren und Altertümern ausgrub. Aber eines fehlte ihnen: die Gemütlichkeit, der zugleich religiöse und nationale, ernst-sittliche und kerngesunde, kräftige und humorvolle Volksgeist, womit Walter Scott Gegenwart und Vergangenheit betrachtete. Die Revolution hatte alle lebendigen Fäden der Überlieferung durchschnitten. Politischer Hader entzweite die Geister. Ein skeptischer Geist kränkelte alle Anschauungen an. Frivole Lüsternheit verdarb fast jeden Traum edler, unschuldiger Liebe. Unausfüllbare Klüfte schieden das alte katholische Frankreich von jenem der Aufklärung und Revolution und dieses wieder von demjenigen der napoleonischen Zeit und der Restauration. Keiner der französischen Romanciers hat darum dem Geschichtsroman jene ideale, hochpoetische Lebenswärme zu geben gewußt, welche Walter Scott noch heute zum Liebling der angelsächsischen Völker macht.

De Vigny hatte wohl poetisches Gefühl, aber er begnügte sich in seinem „Cinq-Mars“ (1826) nicht mit dem historischen Rahmen oder Hintergrund, sondern sprang mit der Geschichte selbst willkürlich um, machte aus Richelieu einen finstern Tyrannen, setzte Ludwig XIII. zum elendesten Schwächling herab, bauschte Cinq-Mars' Liebe zu Marie de Gonzaga melodramatisch auf, pfropfte in die Hochverrats- und Liebesgeschichte noch den Klosterskandal von Laudun hinein und rückte so Richelieus Zeit in die düsterste, abstoßendste Beleuchtung.

Salvandy verirrte sich nach Spanien und gab dem Kulturbild, das er davon entwerfen wollte, in seinem „Don Alonzo“ (1824) nur

deshalb die novellistische Form, weil er dadurch eine weitere Verbreitung seiner Studien erhoffte.

Victor Hugo faßte die Aufgabe wieder poetischer auf, aber sein Hang zu phantastischer Übertreibung machte sein Gemälde des späteren Mittelalters zum traurigen Zerrbild; der Geist der Unlauterkeit verwüstete all den idealen Zauber, den die alte Pariser Kathedrale hätte erwecken können. Notre Dame de Paris ist eigentlich kein historischer Roman mehr, sondern eine phantastische Mißgeburt.

Durch eine reiche natürliche Erzählungsgabe steht Alexander Dumas der ältere (1803—1870) Walter Scott eigentlich am nächsten. Obwohl Sohn eines napoleonischen Generals, wuchs er nicht in glänzenden Verhältnissen auf. Er mußte als Schreiber von der Pike auf dienen und ging dann aus der Schreiberstube zur Literatur über. Er begann mit einigen Vaudevilles und einem Bändchen „Zeitgenössischen Novellen" (1826), von denen der Verleger aber nur vier Exemplare absetzte. Nun vertiefte er sich erst in Walter Scott, las dann Barantes „Geschichte der Herzoge von Burgund" und schrieb, nachdem er inzwischen schon als Dramatiker sich Bahn gebrochen, 1835 seine „Isabella von Baiern oder die Regierungszeit Karls VI.", 1836 eine Fortsetzung dazu: „Die rechte Hand des Herrn von Giac." Jetzt war er ein gemachter Mann. Schon in diesen ersten Romanen hatte er sich die Geschichte nach Bedarf zurechtgelegt. Niemand nahm es übel. Er behandelte sie nun vollends wie der Schneider sein Tuch. Roman folgte auf Roman, nicht bloß Geschichtsromane, auch Zeit- und Gesellschaftsromane, Abenteuerromane, Romane jeder Art. In Erfindung unerschöpflich, in der Aneignung ebenso geschickt als unverfroren, in der Ausführung keck, gewandt, im Dialog frisch und munter, ein guter Beobachter und Charakterschilderer, im ganzen optimistisch und fröhlich, wenn auch gelegentlich zu allen Übertreibungen der Romantik fähig, stellte er mit seiner Produktion alle übrigen Romanschreiber in den Schatten. Er hatte dabei stets neue Stoffe und Entwürfe im Vorrat und konnte bald eine Anzahl Mitarbeiter beschäftigen, erst Auguste Maquet (1813—1888) und Paul Lacroix (1806 bis 1884), die sich aber 1848 von ihm trennten und auf eigenen Fuß stellten; später eine ganze Schar jüngerer Lieferanten, welche ihre Arbeiten unter seiner Flagge segeln ließen. Im Jahre 1844 allein lieferte er etwa vierzig Bände. In der folgenden Zeit strich er häufig im Jahre 200 000 Franken ein. Die Gesamtsumme der von ihm veröffentlichten Romane wird auf 1200 Bände geschätzt. Das durch diese Romanfabrikation erworbene Geld floß in unsinnigem Aufwand jedoch ebenso rasch wieder ab, als es ihm zugeströmt war. Während er mit seinem „Graf von Monte-Cristo" (1844/45), der zuerst als Feuilleton erschien, eine Weltberühmtheit erlangte und sich für eine halbe Million das Schloß „Monte Cristo" bauen

konnte, verzichtete er 1869, erschöpft und enttäuscht, auf die Literatur, gründete eine Saucenfabrik, mit der er auch kein Glück hatte, und starb halb verschollen während des deutsch-französischen Krieges.

„Soll man hier Alexander Dumas nennen?" fragt einer der neuesten Literaturhistoriker[1]. „Mit ihm ist das, was bis dahin der historische Roman gewesen, zum ‚Mantel- und Degen-Roman' geworden. In Wirklichkeit findet sich nichts ‚Literarisches' in der Menge von Erzählungen, welche er während vierzig Jahren dem Publikum geliefert hat."

Dumas war nicht der erste, der die Romanschriftstellerei zum industriellen Geschäftsbetrieb erhob. Bereits Véron (1798—1867), der Gründer der Revue de Paris, hatte im Jahr 1829 begonnen, die Romane zu zerhacken und stückweise mit „Fortsetzung folgt" zu veröffentlichen. Émile de Girardin (1806—1881) führte darauf in seinem Blatte La Presse (1834) das tägliche Feuilleton ein. Neben Dumas, der sich bald seine eigenen Zeitungen wie auch sein eigenes Theater schuf, traten nun Eugène Sue, Paul de Kock, Frédéric Soulié, Paul Féval und Ponson du Terrail auf den Plan, von zahllosen Nachtretern gefolgt, welche die Blätter mit Romanen aller Art überfluteten: Verbrecherromanen und Seeromanen, Geschichtsromanen und Gesellschaftsromanen, Abenteuerromanen und Skandalromanen, politischen Romanen und Sozialromanen.

Neben diesem Amazonenstrom von Sensationsromanen und Feuilletons mit seinen Nebenflüssen von belletristischer Reklame, Nachdrucken, Autorengezänk, Preßhändeln, Übersetzungen und Plagiaten läuft ein anderer, mächtig anwachsender Strom von Romanen, der vielfach damit verwandt erscheint, aber formell nichts damit zu tun haben will, in den Literaturgeschichten unter den vielversprechendsten Schlagworten, ästhetischen Richtungen und Programmen, Sozialproblemen, Menschheitsfragen und Weltanschauungen einherzieht. Sie werden meist als Stufen oder Etappen jener großen allgemeinen Fortschrittsentwicklung des Menschengeistes betrachtet, welche der Liberalismus von den dreißiger Jahren an der Welt immer volltönender verhieß und gegen deren inkommensurable Höhen alles verschwindet, was frühere Jahrhunderte an Poesie geschaffen haben.

Der Name, der diese neuere Entwicklung des Romans mit Voltaire und Diderot wie mit der Romantik verbindet, ist Marie Henri Beyle, nach einem seiner Pseudonyme meist Stendhal genannt (1783—1842). Militär, dann Kaufmann, dann politischer Agent und literarischer Dilettant, Freidenker und Carbonaro, in freundschaftlicher Beziehung zu Madame de Staël wie zu Destutt de Tracy und Lord Byron, hat er über Mozart, Haydn, Rossini und Metastasio, über Musik und italienische Kunst geschrieben,

[1] G. Pellissier (Petit de Julleville, Hist. de la langue etc. VII 420). — In Brunetières Manuel ist er als Romancier völlig ausgeschaltet.

Rom, Neapel und Florenz geschildert, sehr frostig und sehr cynisch über „die Liebe" philosophiert, Racine und Shakespeare in Parallele gestellt und der Romantik einen Teil ihrer verworrenen Kunstprinzipien geliefert (Aufhebung der strengen Grenzen zwischen Poesie, Malerei und Musik — Betonung des Charakteristischen als physiologischen Ausdrucks der Individuen und Völker — Verherrlichung der persönlichen Unabhängigkeit und des Übermenschentums — Vergötterung der eigenen Individualität als Grundlage des künstlerischen Schaffens). Er selbst aber pferchte sich durchaus nicht in den falschen und verworrenen Idealismus ein, der aus solchen Anschauungen hervorgehen mußte, sondern zigeunerte in der Art Diderots und Lessings fragmentarisch in Literatur und Kunst herum, analysierte im Detail und legte das Hauptgewicht auf mikrologisches Eindringen in das Kleine, das Tatsächliche. Er hat darum jahrzehntelang nicht sonderlich viel gegolten. Erst die Realisten der neuesten Zeit haben ihn wieder hervorgezogen und den Kritikern als ihren Stammvater und Bannerführer empfohlen. Seine Romane [1] zeichnen sich nur durch feine Beobachtung, nicht durch höhere künstlerische Eigenschaften aus; die zwei hauptsächlichsten, „Rot und Schwarz" und „Die Kartäuserin von Parma", sind zum Teil politisch-religiöse Pasquille eines Freidenkers, der auf völlig materialistischem Standpunkte fußt und in einem verfeinerten Egoismus das höchste Ziel des Menschen erblickt.

Der geistige Sohn Beyles und der erste Bewunderer, der den Halbvergessenen wieder etwas zu Ehren brachte, war Honoré de Balzac (1799—1850) aus Tours [2], ein ebenso scharfer Beobachter, an poetischer Gestaltungskraft ihm weit überlegen. Als Schreiber eines Notars begann er 1821 sich in Paris der Literatur zu widmen, verfaßte sieben Romane, die so gut wie durchfielen, eine „Unparteiische Geschichte der Jesuiten" (1824) und einen Code des honnêtes gens, ou l'art de ne pas être dupé des fripons, assoziierte sich dann mit einem Drucker, übernahm selbst die Druckerei, hatte damit ebenfalls Unglück und versuchte es nun nochmals mit

[1] Armance, 1827. — Le Rouge et le Noir, 1830. — Vittoria Accoramboni, 1837. — Les Cenci, 1838. — La Duchesse de Palliano, 1838. — La Chartreuse de Parme, 1839. — L'Abbesse de Castro, 1839. — Lamiel p. p. Stryienski, 1888.

[2] H. de Balzac, Oeuvres, 20 Bde, 1855; 24 Bde, 1885 f (Correspondance im XXIV. Bd der Oeuvres, ebd. f. Biographie von seiner Schwester Madame de Surville, Balzac, sa vie et ses oeuvres, 1858. — Th. Gautier, H. de Balzac, 1859. — E. Werdet, Portrait intime de Balzac, 1859. — Champfleury, Grandes figures d'hier et d'aujourd'hui, 1861. — Lamartine, Balzac, 1866. — E. Zola, Le roman expérimentale, 1880; Les romanciers naturalistes, 1881. — M. Barrière, L'oeuvre d'H. de Balzac, 1890. — J. Lemer, Balzac, sa vie et ses oeuvres, 1871. — P. Flat, Essai sur Balzac, 1893; Nouveaux Essais, 1895. — E. Biré, H. de Balzac, 1897.

dem Romanschreiben. Von Walter Scott angeregt, schrieb er die historischen Romane „Der Letzte der Chouans" (1827) und „Katharina von Medicis" (1828). Diesmal hatte er Erfolg, aber noch weit größeren mit dem unsaubern Potpourri „Physiologie der Ehe" (1829), worin er sein scharfes Beobachtungstalent mit cynischem Behagen in allem wälzte, was das natürliche Schamgefühl der Öffentlichkeit entzieht.

Nachdem er noch einige Romane geschrieben, kam ihm der Gedanke, sie und alle noch künftigen Romane zu einem Ganzen zu vereinigen und unter dem Titel „Die menschliche Komödie" ein allumfassendes Sittenbild der zeitgenössischen Gesellschaft zu gestalten. Schon der Plan hat mehr etwas Geschäftliches, als etwas Poetisches. Die Ausführung gestaltete sich noch weit prosaischer. Der Mensch ist bei Balzac nicht das hehre Mittelwesen zwischen Engel und Tier, das in seinem kurzen Erdenwallen der Ewigkeit zustrebt, einen Abstrahl des Göttlichen in sich trägt, von der wunderbaren Heilsökonomie der Gnade umfangen, den ernsten Kampf mit den eigenen tierischen Gelüsten und mit den Mächten der Finsternis zu kämpfen hat, um das Göttliche in sich zu retten, in sich auszubilden und einst ewig in Gott beseligt zu werden; er ist nur das zoon politikon, das politische Tier, das oberste der Säugetiere, das durch die Verschiedenheit der Stände, Tätigkeiten, Geschlechter, Länder, Völker, Charaktere, Individualitäten eine noch buntere Welt darstellt als jene der Entomologie. Diese zahllosen Genera, Spezies, Familien, Varietäten, Individuen bis ins einzelste zu studieren, mit ihrem Milieu, Dorf, Stadt, Wohnung, Kleidung, Gesellschaft, mit ihrem Tun und Treiben, mit ihrer Entwicklung von Generation zu Generation, mit ihrer Eigenart in beruflicher und persönlicher Sprechweise, sie zu charakterisieren, zu registrieren, sie in frappanten Einzelgruppen handelnd und redend vorzuführen, das ist die Aufgabe, die sich Balzac gestellt hat. All das wird aber nicht mit Rücksicht auf höhere Ziele und Ideale aufgefaßt. Die Haupttriebkräfte sind, wie in Scribes Theater, Geld und Genuß (fälschlich Liebe genannt). „Die menschliche Komödie" ist nur ein realistisches Abbild der hohlen, seichten Bourgeoiswelt, wie sie sich unter dem Julikönigtum auf eine neue Revolution vorbereitete.

Balzac selbst litt schwer unter der Aufgabe, die er sich gestellt. Er mußte sich erst aus einer schweren Schuldenlast herausschreiben. Mit der Hast eines Geschäftsreisenden fuhr er dann in ganz Frankreich herum, um „Dokumente" für seine Sittengeschichte zu sammeln. Mit der verzweifelten Standhaftigkeit eines Lohnarbeiters führte er seine Romane aus.

„Arbeiten", so schreibt er an die polnische Gräfin Hanska, die ihn kurze Zeit vor seinem Tode heiratete, „heißt täglich um Mitternacht aufstehen, bis acht Uhr schreiben, in einer Viertelstunde frühstücken, dann weiter arbeiten bis fünf Uhr, zu Mittag speisen, zu Bette gehen und morgen wieder von vorne beginnen."

„Das Geheimnis der Ruggieri“ wurde in einer Nacht geschrieben, „Das alte Mädchen“ in drei Nächten, die ersten 50 Blätter der „Verlorenen Illusionen“ in drei Tagen. Als er den „Cäsar Birotteau“ schrieb, gönnte er sich 25 Tage lang fast gar keinen Schlaf mehr. Noch 1846 kam er so ins Gedränge, daß er täglich 18 Stunden arbeiten mußte. Das war doch keine Poesie mehr und ist es im Grunde nie gewesen. Es war eine Fronarbeit, der seine sonst herkulische Kraft und Gesundheit zum Opfer fallen mußte. Als er sich 1848 mit der Gräfin Hanska verehelichte und sorgenfreiere Tage erhoffen konnte, war er bereits von einem Herzleiden angegriffen, das ihn am 20. August 1850 dahinraffte.

Die Werke Balzacs füllen 45 Bände in Sedez. Die berühmtesten seiner Romane sind:

Les Chouans 1827—1828. — La physiologie du mariage 1829—1830. — La maison du chat qui pelote 1830. — Le bal de Sceaux 1830. — La vendetta 1830. — La peau de chagrin 1831. — La muse du département 1832. — Le curé de Tours 1832. — Louis Lambert 1832. — Le médecin de campagne 1833. — Eugénie Grandet 1833. — La recherche de l'absolu 1834. — Le Père Goriot 1835. — Le contract de mariage 1835. — Le lys dans la vallée 1835. — La vieille fille 1836. — Les illusions perdues 1837. — Les employés 1837. — Grandeur et décadence de César Birotteau 1837. — Le curé de Village 1839. — Pierette 1840. — Une ténébreuse affaire 1841. — La rabouilleuse 1841. — Ursule Mirouët 1841. — Un ménage de garçon 1842. — Modeste Mignon 1844. — Les paysans 1845. — Le cousin Pons 1846. — La cousine Bette 1847. — Le député d'Arcis 1847.

Unter dem Titel „Die menschliche Komödie“ hat er die späteren Romane mit den früheren zusammen in acht Gruppen geteilt: 1. Scènes de la vie privée (die allein schon 27 Romane umfaßt); 2. Scènes de la vie de province; 3. Scènes de la vie parisienne; 4. Scènes de la vie politique; 5. Scènes de la vie militaire; 6. Scènes de la vie de campagne; 7. Études philosophiques; 8. Études analytiques. Eine klare, glatte Teilung geben diese Gruppen nicht, aber sie bringen um so deutlicher den flachen Realismus seiner Menschen- und Weltbetrachtung zum Ausdruck.

Eine Anzahl von Balzacs Romanen ist leidlich harmlos gehalten und führt sogar ansprechende Bilder aus dem Leben guter oder wenigstens anständiger Menschen vor[1]; aber im allgemeinen spielt seine „menschliche Komödie“ vorzugsweise in den Regionen der Sünde und des Lasters, in einer Atmosphäre, die mit Zweifelsucht und Sinnlichkeit gesättigt ist, auch das Reine und Unschuldige mit einem lüsternen Hauche durchdringt, das

[1] So Le colonel Chabert. — La maison du chat qui pelote. — La bourse. — Eugénie Grandet. — Ursule Mirouet. — Le médecin de campagne. — Le curé de village. — Mémoires de deux jeunes mariées. Vgl. Godefroy, Hist. de la litt. franç. VIII 64.

sittliche Gefühl betäubt und abstumpft. Der glänzende Modeprunk, den er mit der Andacht eines Friseurs und Damenschneiders, eines Tapezierers und Möbelschreiners ins kleinlichste ausmalt, steckt voll großstädtischer Miasmen, und die moralischen Krüppel, welche in dieser Herrlichkeit sich sonnen und welche er bis in ihre Alkovengeheimnisse hinein belauscht, tragen ihre Korruption nicht nur in all die vielverschlungenen Kreise des Pariserlebens, sondern auch in das Leben der Provinzialstädte und der Dörfer hinaus. Was aber die buntscheckige, vielgestaltige Menschenwelt zusammenhält, das ist nicht ein von höheren Ideen geleitetes, lieberfülltes, warmes Dichterherz, sondern nur die Sammelmappe eines scharf blickenden, unersättlichen, mit fieberhafter Wut nach Neuem hastenden Beobachters, der selbst in keiner seiner Schöpfungen sich wahrhaft freut und ruht, sondern, wie von einem Dämon gepeitscht, alles wissen, sagen und beschreiben will und sich in dieser tollen Schreiberwut selbst zu Tode hetzt. In dem Aufbau und der Verwicklung seiner Romane steht denn auch Balzac hinter manchen seiner Vorgänger und Nachfolger zurück; aber in Bezug auf Charakteristik legt er eine Gestaltungskraft an den Tag, welche sogar mit jener Molières und Shakespeares verglichen worden ist. Viele seiner scharfgezeichneten Figuren, wie der „illustre Gaudissart", „Rubempré", „Rastignac", „Vater Goriot", „Vetter Pons", „Cousine Bette" sind wegen ihrer sprechenden Lebenswahrheit geradezu sprichwörtliche Typen geworden.

Um dieselbe Zeit, als sich in Balzac der flachste Realismus des Romans bemächtigte, tauchte am literarischen Himmel eine Frau auf, welche, nicht weniger begabt als Madame de Staël, den falschen Idealismus ihrer Vorgängerin in wechselvollen Metamorphosen weiterspinnen sollte[1]. Ihr Mädchenname war Aurore Dupin; 1804 geboren, heiratete sie 1822 den Baron Dudevant, einen ehemaligen Obersten, entzweite sich jedoch mit ihm, nachdem sie Mutter zweier Kinder geworden, und zog 1831 nach Paris, um sich im Verein mit dem Schriftsteller Jules Sandeau der Literatur zu widmen; 1836 kam es dann zur gerichtlichen Scheidung. Inzwischen trieb sie sich in Mannskleidung in den Theatern und Galerien, Restaurants und Klubhäusern herum, in welchen die Literaten von Paris sich trafen. Noch 1831 erschien ihr erster, gemeinschaftlich mit Sandeau verfaßter Roman: „Rose und Blanche oder die Schauspielerin und die Nonne", das Jahr darauf ward George Sand, wie sie sich fürder nannte, mit „Indiana" eine Berühmtheit. Es war der schmerzvolle Aufschrei einer Frauenseele, die all ihr Herzeleid den

[1] George Sand, Histoire de ma vie, 20 Bde, 1854—1855. — Correspondance, 6 Bde, 1882—1884. — Elle et lui, 1859. — O. d'Haussonville, Études biogr. et litt., 1879. — Caro, George Sand, 1887. — L. Katscher, George Sand (Unsere Zeit 1876, I). — W. Kreiten, George Sand, in den „Stimmen aus Maria-Laach" XII (1877) 184—201 278—297 432—450 544—562.

„ungerechten" Forderungen der Gesellschaft, besonders den grausamen Schranken der Ehe zuschrieb. In „Valentine" (1832) erklang dieselbe Klage etwas gedämpfter, zwischen malerischen Landschaftsbildern, die jedermann entzückten. Aber lauter, greller erscholl der Ruf der Empörung in ihrer „Lélia" (1833), worin sie das Laster triumphieren läßt und den Selbstmord verteidigt.

„Als wir hörten", sagte sie, „wie über dieser Hölle von Klagen und Verwünschungen sich die erhabene Stimme unserer skeptisch-religiösen und religiös-skeptischen Dichter erhob, Goethe, Chateaubriand, Byron, Mickiewicz, gewaltige und hehre Äußerungen des Schreckens, der Langeweile und des Schmerzes, welche diese Generation getroffen, durften wir uns da nicht auch das Recht zusprechen, unsere Klage auszuhauchen und mit den Jüngern Jesu zu rufen: ‚Herr! Herr! wir gehen zu Grunde!'"

Von dem ganzen Chorus der Freidenker und Kirchenfeinde ward „Lélia" mit Jubel aufgenommen. Lerminier begrüßte sie als die „wahre Priesterin, die wahrhaftige Beute Gottes". Denn sie verstand es meisterlich, in den verfänglichsten Situationen und in den lüsternsten Dialogen immer von „Heiligkeit", „Religion", „Himmel", „Erhabenheit", heiligen Geheimnissen", „höchster Seligkeit" und „Engelswonne" zu faseln. Unterdes spann die „Priesterin" ein Liebesverhältnis mit dem um sechs Jahre jüngeren Musset an, reiste mit ihm nach Venedig, betrog ihn aber schmählich, als er daselbst schwer erkrankte, ließ ihn im Stich und knickte durch ihre Untreue den letzten Versuch des Unglücklichen, sich seinen zügellosen Ausschweifungen zu entreißen. Ihr Roman „Sie und Er" (1859) und der Antwort-Roman Paul de Mussets (1860) haben diese venetianischen Nächte aufgehellt und die unwürdigen Triebfedern beleuchtet, welche dem Rufe nach freier Liebe und dem Weltschmerz der Dichterin zu Grunde lagen. Nach diesem Schiffbruch, der übrigens in den Augen der „Denkenden" nur den Glanz ihrer Märtyrerkrone erhöhte, und sie nicht abhielt, gleich ein Dutzend neue Romane zu schreiben, verwandelten sich ihre Anklagen gegen die Ehe in schmerzliche Seufzer getäuschter und unglücklicher Liebe („Leone Leoni", „André" 1834; „Mattéa" 1835). Darauf beschrieb sie ruhiger Italien („Briefe eines Reisenden" 1834—1836). Endlich ward sie Philosophin, schloß sich einem andern Schiffbrüchigen an, dem unglücklichen Abbé de Lamennais, und begleitete nun seine Manifeste mit den Klagen der Nachtigall. Das geschah in den „Briefen an Marie" (1837), im „Spiridion" (1838) und in den „Sieben Saiten der Lyra" (1838). Zugleich fuhr sie mit vollen Segeln in das sozialistische Fahrwasser des Pierre Leroux hinein und machte sich zur Muse und Gönnerin aller Enterbten („Der Gefährte der Reise durch Frankreich" 1840; „Der Müller von Angibault"). Während der Revolution von 1848 ließ Ledru-Rollin sie die „Bulletins der Republik" redigieren; sie selbst übersetzte eine Brandschrift Mazzinis und richtete zwei offene „Briefe an das Volk".

Nach der gerichtlichen Scheidung (1836), in welcher ihr die beiden Kinder zugesprochen wurden, verließ ihr Mann das Schloß Nohant, das sie von ihrer Großmutter geerbt und ihm zugebracht hatte. Sie konnte sich da gemütlich einrichten und freier Landluft genießen. Unter den Freunden, die sie da empfing, war der Musiker Chopin, mit dem sie den Winter von 1839 auf 1840 auf der Insel Mallorca zubrachte und der ihr zum Teil den achtbändigen Roman „Consuélo“ inspirierte. In Nohant erholte sie sich, wenn ihr die Stickluft von Paris zu drückend wurde, und gewann hier Stoff und Anregung zu anmutigen Landschaftsschilderungen, Volkserzählungen und Novellen, von denen viele schon neben ihren leidenschaftlichen Tendenzromanen und Revolutionsmanifesten erschienen. Nach der Revolution von 1848 hat sie noch 28 Jahre lang fortgefahren, beide Arten von Schriftstellerei mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit zu treiben und eine „Lebensgeschichte“ abzufassen, die allein 20 Bände füllt. In politischer Hinsicht wurde sie etwas ruhiger, aber gegen die Kirche richtete sie noch 1863 das giftigste Pasquill („Fräulein de la Quintinie“).

„Madame Sand“, so urteilte Chateaubriand, „besitzt ein Talent ersten Ranges; ihre Beschreibungen haben die Wahrheit derjenigen Rousseaus in seinen ‚Träumereien‘ und Bernardin de Saint-Pierres in seinen ‚Studien‘. Ihr ungekünstelter Stil ist von keinem der gegenwärtig landläufigen Fehler angesteckt.“

George Sand ist wirklich eine Dichterin, reich an Phantasie und Empfindung, tiefem Naturgefühl und feinem Kunstsinn, gewandt im Ausdruck, meist klar und natürlich in ihrer Sprache. Am meisten zeigt sich das in den ländlichen Erzählungen, welche in heiterer Muße zu Nohant entstanden sind („Die Teufelspfütze“ 1846; „Die kleine Fadette“ 1849; „Franz der Findling“ 1850). Ganz rein und keusch ist freilich auch hier der Seelenspiegel nicht, der das schlichte Landleben zurückstrahlt; dagegen dringt stellenweise in ihren Künstlerromanen wie „Consuélo“, ja auch in ihren schlimmsten Tendenzromanen jenes bessere Ich durch, das sich aus dem sittenlosen Pfuhl der Leidenschaft nach wahrem Glück emporsehnte und es so leicht hätte finden können. Flache Realistin ist sie nie geworden; aber sie hat das Ideal immer da gesucht, wo es nicht zu finden war. Die Immoralität des Lebens lastete wie ein Bleigewicht auf ihrer Seele, und kein künstlerisches Selbstbekenntnis vermochte sie davon zu befreien. Indem sie sich von allen Fesseln des gesellschaftlichen Lebens wie der religiösen und sittlichen Überlieferung losriß, fiel sie sklavisch den Einflüssen anheim, die sie der Reihe nach umgaben, der Liederlichkeit eines Sandeau und de Musset, der revolutionären Mystik eines Lamennais, den sozialistischen Utopien eines Leroux, den leichtlebigen Kunstphantasien eines Chopin und Liszt, dem revolutionären Treiben eines Ledru-Rollin, Barbès und Mazzini, den liberalen

Strömungen, welche das zweite Kaiserreich seinem Sturz entgegenführten. Eigene Ideen hat die große Emanzipierte trotz der Männertracht nie gehabt, sie hat nur die Ideen der Männer in Weibertracht gesteckt und mit weiblicher Innigkeit und Wärme gepredigt. Standhaften Künstlerfleiß hat sie auf ihre Arbeiten nie verwendet, dieselben sind alle mehr oder weniger glückliche Improvisationen. Die größeren Romane, wie z. B. „Consuélo", sind geradezu planlos angelegt und aufs Geratewohl breiter und immer breiter ausgesponnen. Die Sprache ist nicht immer rein, aber klar, lebendig, frei von Künstelei. In ihren Tendenzromanen überflutet aber das Gefühl den wenigen Verstand mit allen Wogen liberaler Phraseologie, und es hält schwer, Ideen aus denselben zu sieben, die nicht in jedem Boulevardblättchen zu lesen sind. Ihre unermüdliche Vielschreiberei hat ihr übrigens schöne Sümmchen eingebracht und sie reich für die Tränen entschädigt, welche sie vor 1848 um die „Enterbten" weinte und welche die soziale Frage ebensowenig lösten als Lamennais' Livre du peuple.

Einen mehr gelegentlichen, aber auch mehr künstlerischen Betrieb fand der Roman an Prosper Mérimée (1803—1870). Mit seinem „Theater der Clara Gazul" und der Liedersammlung „Guzla" gehört er noch den Romantikern an. Es war ihm aber mit der Romantik wenig Ernst. Seine Geistesrichtung ist weit mehr diejenige Stendhals. Nachdem er 1831 Generalinspektor der historischen Monumente geworden, hat er sich vier Jahrzehnte lang vorzüglich archäologischen Forschungen gewidmet, die Novellistik nur nebenher gepflegt. So hat er verhältnismäßig wenig geschrieben, aber mit wirklichem Künstlerernst, Künstlersorgfalt und Selbstzucht [1]. In seinen Romanen und Novellen tritt darum das eigene Ich zurück, um den Stoff selbst wirken zu lassen. Verwicklung, Charaktere und Ausführung sind wohl durchdacht und abgerundet. Die Kleinmalerei verrät die Analyse eines künstlerischen Beobachters und geht nicht im Stoffe unter. Als Kenner Italiens, Spaniens, sowie der russischen Literatur (er übersetzte aus Puschkin, Gogol, Turgenjew) hat er einen weiteren Blick als die meisten Durchschnittsfranzosen; dem Christentum und seinen sittlichen Forderungen steht er als kühler Skeptiker und frivoler Genußmensch scheinbar nur ablehnend, im Grunde feindselig gegenüber.

Verwandt mit ihm ist Gustave Flaubert [2] (1821—1880), insofern auch er die Romandichtung nicht als bloße Herzenserleichterung oder lukratives

---

[1] Le vase étrusque, 1830. — La double méprise, 1833. — Les âmes du Purgatoire, 1834. — La Vénus d'Ille, 1837. — Colomba, 1840. — Arsène Guillot, 1844. — Carmen, 1845.

[2] Oeuvres complètes, 8 Bde, 1888. — Correspondance, 4 Bde, 1887—1893. — G. de Maupassant, Études sur Gustave Flaubert, 1885. — Maxime du Camp, Souvenir litt., 1882—1884. — F. Brunetière, Le roman naturaliste,

Geschäft, sondern als wirkliche Kunstaufgabe betrachtete. Auch er sieht es als selbstverständlich an, daß die Kunst von Religion und Sitte völlig Umgang nimmt. Der Künstler schafft nur, stellt nur dar, ohne sich für Wahrheit oder Irrtum, für das Gute oder Böse zu entscheiden. Diese Welt, von keinem göttlichen Heilsplan erleuchtet, sieht nicht freundlich und fröhlich aus. Das Pathologische hat weit die Überhand. Wie Balzac ist deshalb auch Flaubert Pessimist; wie Balzac hat aber auch er eine unermüdliche Lust, das traurige Menschheitslabyrinth bis in seine letzten Fasern zu anatomisieren. Aber er will nicht den ganzen Ozean beschreiben; er nimmt mit einem Bach vorlieb; wenn der Bach anschwillt, gibt es auch schon Wellen und Trümmer. Indem er sich einschränkt, gewinnt er nicht nur mehr Muße, analytisches Detail zusammenzubringen, sondern es auch kunstgerechter durchzuarbeiten in Bezug auf Einheit der Handlung, der Stimmung, des Kolorits, wie in Bezug auf Form und Sprache. So sind seine Romane nicht zahlreich, aber literarisch bedeutende Erscheinungen. Am berühmtesten ist seine „Madame Bovary“ (1856). Die Titelheldin ist „eine Frau, die nach einer Welt und einer Gesellschaft strebt, für die sie nicht gemacht ist, sich in den bescheidenen Verhältnissen unglücklich fühlt, in welche sie das Schicksal gestellt hat, erst ihre Pflichten als Mutter vergißt, dann ihren Pflichten als Gattin untreu wird, nach und nach den Ehebruch und das Unglück in ihr Haus bringt und schließlich elend mit Selbstmord endigt, nachdem sie alle Stadien der vollständigsten sittlichen Entartung durchgemacht und selbst bis zum Diebstahl herabgestiegen“ [1]. Das erschütternde Sittengemälde ist ein Meisterwerk psychologischer Analyse, zeigt aber keinen Weg aus dem verschlungenen Labyrinth heraus.

Dreizehntes Kapitel.

Der realistische und naturalistische Roman.

Während der französische Roman sich aus dem wonnigen Reiche der Poesie immer mehr in die Studierstuben der Physiologen, der Psychiater, der Verbrecherstatistiker, der Darwinisten, der Sozialpolitiker, in alle Vorder- und Hinterlokale der modernen Industrie, ja in die traurigsten Reviere des

---

1877 1880. — P. Bourget, Essais de psychologie contemporaine. — E. Hennequin, La critique scientifique, 1888. — J. Ch. Tarver, Gustave Flaubert, London 1895. — A. Bettelheim, Deutsche und Franzosen, Wien 1895.

[1] So das gerichtliche Urteil über den Roman vom Februar 1857. In der Ausgabe von 1879 S. 469.

prosaischen Realismus verlor, führte es die innere Zersetzung des Geisteslebens herbei, daß einige der größten Stilisten das Gebiet ihrer gelehrten Studien zwar nicht völlig verließen, aber zwei der wichtigsten Quellen, an denen sich das Geistesleben wieder hätte erholen können, die nationale Geschichte und die Geschichte des Christentums, auf das Niveau des Romans herabdrückten und so auch die letzten Ideale fälschten oder zerstörten, welche die fortgesetzte politische und literarische Minierarbeit noch übrig gelassen hatte. Das Beispiel wurde von andern nachgeahmt, von der Tagespresse weiter ausgebeutet, und so haben die sog. „Wissenschaft“ und der Roman einander gegenseitig in die Hände gearbeitet, um Literatur und Leben zu entchristlichen.

Der Romanschreiber auf dem Gebiete der nationalen Geschichte ist Jules Michelet (1798—1874)[1]. Schon als junger Professor zog er (1825) im Sinne Voltaires gegen „Intoleranz“ und „Fanatismus“ zu Felde und plante, im Anschluß an Vico, eine völlige Revolutionierung der Geschichtswissenschaft. Ernstere archivalische Studien dämpften indes zeitweilig seinen liberalen Feuereifer; 1830 ward er der Nachfolger Guizots als Geschichtsprofessor an der Sorbonne, dann Vorstand der historischen Abteilung der königlichen Archive, Nachfolger Daunous am Collège de France; 1833 begann er eine große „Geschichte Frankreichs“, die er aber erst nach vierunddreißig Jahren (1867) zum Abschluß brachte. Mehr poetisch als streng kritisch und pragmatisch veranlagt, unter dem noch lebendigen Einfluß der Romantik und Guizots, fühlte er sich anfänglich von den religiösen und feudal-monarchischen Verhältnissen des Mittelalters keineswegs abgestoßen; er malte viele Episoden, namentlich die Zeit Ludwigs des Heiligen, ganz liebevoll und malerisch aus, und es entschlüpfte ihm sogar der Seufzer:

„Spielen wir die Stolzen, soviel wir wollen, Philosophen und Kritikaster wie wir heute sind. Aber wer von uns kann, mitten in den Aufregungen des modernen Lebens oder in der freiwilligen Gefangenschaft des Studiums, ohne Rührung das freudige Getön dieser schönen christlichen Feste, die ergreifende Stimme der Glocken und ihre gleichsam sanften mütterlichen Vorwürfe vernehmen? ... Wer kann, ohne sie zu beneiden, diese Gläubigen sehen, die in wogenden Scharen aus der Kirche strömen, die von dem göttlichen Mahle verjüngt und erneuert zurückkehren? ... Der Geist bleibt fest, aber die Seele trauert. Der Gläubige der Zukunft, der nicht weniger Herz für die Vergangenheit hat, legt dann die Feder beiseite und schließt sein Buch; er kann nicht umhin zu sagen: Ach! wäre ich doch mit ihnen, einer der ihrigen, das schlichteste, das geringste dieser Kinder!“

---

[1] Oeuvres complètes, bis jetzt 40 Bände, Paris 1898 ff. — G. Monod, Jules Michelet, 1875 1897. — O. Corréard, Michelet, 1886. — J. Simon, Notice historique sur Jules Michelet, 1886. — J. Brunhes, Michelet, 1898. — O. d'Haussonville, Études biographiques et littéraires, 1875. — E. Faguet, XIX[e] siècle, 1887. — H. Taine, Essais de critique et d'histoire 1855 1856.

Das waren indes nur poetische Gefühle, keine Überzeugungen. Der „Geist“ blieb fest, d. h. die rationalistische Welt- und Lebensanschauung der Ideologen, der Schüler Voltaires und der Aufklärung, triumphierte über die Eindrücke, welche das nähere Studium des Mittelalters auf den Forscher machte. Mit der gleichen lebendigen Empfänglichkeit lebte er sich aber auch in die Renaissance, in die Reformationszeit, in das Zeitalter Ludwigs XIV., in die Epoche Voltaires, in die Revolution hinein, und diese letztere ward für ihn der eigentliche Höhepunkt seiner französischen Geschichte. Noch ehe er den Abschnitt über die Renaissance vollendet hatte, warf er sich (1843) mit wahrer Berserkerwut in die revolutionäre Tagesbewegung, rief in zündenden Brandschriften zum Kampfe wider Jesuiten und Priester auf, entflammte die demokratischen Gelüste und sprang dann von der Renaissance (1847) sofort zur „Geschichte der Revolution“ über, d. h. zu einer flammenden Apotheose derselben, welche deutlich genug zu ihrer Erneuerung aufforderte und sie teilweise mit herbeigeführt hat. Nach den blutigen Tagen der Februarrevolution von 1848 kannte seine Wut gegen die Kirche keine Schranken mehr. Er erklärte nun der akademischen Jugend im Collège de France, die „Jesuiten“, d. h. in seinem Sinne die katholischen Priester, verdummten dreißig Millionen von Franzosen mit den absurden Dogmen einer byzantinischen Metaphysik; der Buddhismus sei ebensoviel wert als das Christentum, der tibetanische Kandschur sei gerade so gut wie die Evangelien. Er trieb es so toll, daß der Minister des Innern schon 1851 seine Vorlesungen untersagte. Nach dem Staatsstreich wurde er seiner Anstellung als Professor und Archivar enthoben und zog sich nun ins Privatleben zurück. Von 1852 bis 1874 vollendete er seine „Geschichte Frankreichs“ (in 16 Oktavbänden), schrieb noch eine Menge anderer historischer Werke und warf sich gleichzeitig auch auf das naturwissenschaftliche Gebiet. Als echter „moderner“ Mensch begriff er, daß doch etwas an Stelle der abgeschafften Religion treten müßte, um Verstand, Phantasie und Gemüt angenehm zu beschäftigen. Wie Rousseau einst an der Botanik, Goethe an der Farbenlehre, so erquickte er sich an leichten, belletristischen Studien aus dem Leben der Natur. So entstanden seine Schriften „Der Vogel“ (1856), „Das Insekt“ (1857), „Die Liebe“ (1859), „Das Weib“ (1860), „Das Meer“ (1861), „Der Berg“ (1862), endlich „Die Bibel der Menschheit“ (1864).

In seinen Zeichnungen und Schilderungen zeigt sich auch hier wieder seine dichterische Begabung, aber was er von der „Liebe“ und vom „Weibe“ schreibt, ist ein widriges Gemisch von Erotik und platter Physiologie, seine „Bibel der Menschheit“ ein Seitenstück zu Lamennais' „Worte eines Glaubenden“ und zu Victor Hugos verrückten Apokalypsen. Tausende schlürften indes seinen pantheistisch-erotischen Naturkult begierig ein und lauschten seiner Freimaurerweisheit gleich himmlischen Orakeln.

Am verheerendsten hat er indes unzweifelhaft durch seine romanhafte Behandlung der Geschichte gewirkt. Seine archivalischen Forschungen gaben ihm das Ansehen eines Gelehrten, seine poetische Auffassung, seine lebendige, malerische Darstellung, sein glänzendes, farbensattes Kolorit, seine schöne, reiche Sprache den Zauber eines Novellisten. Er hat es verstanden, Frankreich gewissermaßen zu personifizieren und alle Wechselfälle seiner Geschicke zugleich mit dem Ruhmesglanze der nationalen Gloire und dem Strahlenlichte des steten Fortschritts zu umgeben. Eine so reizend geschriebene und zugleich so umfassende Nationalgeschichte hatte Frankreich bis dahin nicht besessen und seither nicht wieder gefunden. Seine Bände erhielten die weiteste Popularität. Wie einst Schillers „Dreißigjähriger Krieg" und „Abfall der Niederlande" wurden sie von aller Welt verschlungen, als ein klassisches Werk verehrt und studiert. Zahlreiche Episoden beruhen auf wirklich eingehenden Studien und erhalten ihr Kolorit zum Teil aus zeitgenössischen Quellen. Für den oberflächlichen Leser fließen die glänzenden Zeitbilder der verschiedenen Epochen zu einem wahrhaft erhebenden, glorreichen Ganzen zusammen. In Wirklichkeit ist aber schon die Forschung eine überaus ungleichartige, sprunghafte, lückenhafte, von der subjektiven Auffassung Michelets ganz willkürlich geleitete. Noch willkürlicher und subjektiver ist die Ausführung. Fast alles ist hier von der demokratischen Begeisterung, dem hugenottisch-revolutionären Priesterhaß, den verschwommenen Fortschrittsideen Michelets beherrscht, Gruppierung, Urteil, Darstellung und Kolorit.

Er begnügt sich nicht mit leichter tendenziöser Färbung oder rhetorischer Deklamation. Er phantasiert und poetisiert bisweilen wie Victor Hugo. So sagt er z. B. von Robespierre:

„Robespierre war ein geborener Priester. Die Frauen liebten ihn wie einen solchen. Da lag nun freilich eine Schwierigkeit: er konnte die Frauen nicht gewinnen, ohne die Männer zu stoßen. Die Männer waren Philosophen, die Frauen waren Nonnen. Es handelte sich bei ihm darum, Brutus und Loyola zu verbinden."

Nach Michelet ist Robespierre diese unglaubliche Aufgabe in solchem Grade gelungen, „daß es seitdem keine wohlmeinende Frau in Europa gab, die ihrem Abendgebete nicht einige Worte für Herrn von Robespierre beifügte." Danton und Saint-Juste sind ihm bewundernswerte Helden, die Schreckensherrschaft von 1793 bedeutet ihm „das Aufkommen des Gesetzes, die Auferstehung des Rechtes und die Reaktion der Gerechtigkeit". Es ist eigentlich fast unbegreiflich, wie solche Romanschreiberei je für wirkliche Geschichte hat genommen werden können.

Der rührigste Schildknappe Michelets wie der Genosse seines Exils während des Kaiserreichs war Edgar Quinet (1803—1875), gleich ihm ein hochbegabter, phantasiereicher Stilist, erst zur Romantik hinneigend, dann ein Vorkämpfer antikirchlicher, ungläubiger Anschauungen, die er

sowohl in die allgemeine Geschichte, Literaturgeschichte und Religionsgeschichte hineintrug, als auch in belletristischer Form und Gelegenheitsschriften verbreitete.

Michelet hat Fluten von Schmähungen und Entstellungen gegen die Kirche, die Päpste, den Klerus, die Orden, besonders die Jesuiten gewälzt, die banalsten Schlagwörter und Lästerungen dabei spielen lassen, als ob sie nie widerlegt, sondern das reinste Gold der Wahrheit wären; aber er hat in diesen romanhaften Karikaturen wenigstens den göttlichen Stifter des Christentums einigermaßen aus dem Spiele gelassen. Auch Christus selbst, den Mittelpunkt der Weltgeschichte, zu einer sentimentalen Romangestalt herabzuwürdigen, war Ernest Renan[1] (1823—1892) vorbehalten. Er hatte eigentlich Priester werden wollen und stand dem Priestertum schon ziemlich nahe, als philologische Studien ihm die theologischen verleideten, die rationalistische Bibelkritik deutscher Protestanten ihn auch in seinem Glauben wankend machten, schließlich um denselben brachten. Er warf sich nun zuerst auf orientalische Studien, schrieb über „Averroes und den Averroismus", an dem er mehr Gefallen fand als an Thomas von Aquin und der scholastischen Theologie (1852), dann eine Geschichte der semitischen Sprachen (1857), einen „Essai über den Ursprung der Sprache" (1858) und verschiedene religionsgeschichtliche Abhandlungen. Diese Schriften brachten ihm den Ruf eines zünftigen, aber keineswegs bahnbrechenden Orientalisten. Eine weltberühmte Persönlichkeit wurde er erst urplötzlich 1863 durch sein „Leben Jesu", das er auf Anregung seiner Schwester Henriette unternommen hatte, und das innerhalb weniger Monate in 60000 Exemplaren verkauft wurde. Der ganze Episkopat erhob sich gegen das Buch, das die historischen Grundlagen des Christentums und damit das Christentum selbst untergrub. Die Regierung sah sich genötigt, Renan die Professur des Hebräischen zu entziehen, die sie ihm kurz zuvor zugedacht hatte. Die ganze ungläubige Welt jauchzte dem Buche zu, die ganze christliche Welt wandte sich mit Abscheu davon ab. Der Kampf verschaffte ihm einen geschäftlichen Erfolg, der für den Augenblick alle Romane Balzacs und der George Sand, Mérimées und Flauberts in den Schatten stellte. Denn ein Roman war das Buch, weiter nichts.

---

[1] E. Renan, Souvenirs d'enfance et de jeunesse, Paris 1876—1882; Lettres à sa soeur Henriette, 1898; Lettres à M. Berthelot, 1898. — Cognat, M. Renan hier et aujourd'hui, 1883. — A. Ledrain, Renan, sa vie et ses oeuvres, 1892. — J. Darmesteter, Notice sur la vie et l'oeuvre de M. Renan, 1893. — G. Séailles, Renan, 1895. — R. Allier, La philosophie d'E. Renan, 1895. — Ch. Renouvier, Philosophie analytique de l'histoire II (1896); IV (1897). — Platzhoff, E. Renan, Dresden 1900. — A. Baumgartner S. J., Ernst Renans Apotheose in den „Stimmen aus Maria-Laach" XLIV (1893) 265—284.

Wissenschaftlich brachte Renan durchaus nichts Neues. Er leugnet die Gottheit Christi wie die alten Arianer, wie die englischen Deisten, wie Voltaire und die Encyklopädisten, wie der „Wolfenbüttler" Fragmentist, wie David Friedrich Strauß und die Neu-Tübinger Schule. Er bringt keine Scheinbeweise vor, die nicht von den früheren Gegnern des Christentums schon längst geltend gemacht und von den Apologeten gründlich zurückgewiesen worden waren. Aber er hat nicht den kecken Kampfesmut eines Strauß, er schwingt nicht das Banner Huttens und Voltaires, er wagt es nicht, sich resolut zum Materialismus zu bekennen. Er hat mehr von der sanften Natur Gottfried von Herders, der Christentum und Arianismus in süßen Humanitätsgedanken und ästhetischen Liebesgefühlen zu verbuttern suchte, oder von Schleiermacher, der in zwei Augen das ganze Universum sah. Er war nicht logisch genug, um einzusehen, daß, wenn Christus nicht wirklich Gott war, er ein Betrüger oder ein Betrogener oder beides zugleich sein müßte; seinem poetischen Empfinden dagegen widerstand es, die übernatürlichen Erscheinungen in den Evangelien flach materialistisch auszudeuten oder für abergläubische Mythen zu erklären. So suchte er denn einen Mittelweg, der dem schroffen Dilemma der Apologeten auswich, die Rücksichtslosigkeit der destruktiven deutschen Bibelkritik mit einem Schein von Ehrfurcht und Andacht umgab. Der menschliche Christus ist ihm eine historische Persönlichkeit, welche unermeßlich hoch über alle Zeitgenossen emporragt und darum den tiefsten Einfluß über sie ausübt. Für die Predigt der reinsten, der edelsten Moral ist er in den Tod gegangen. Er ist nicht auferstanden, aber durch sein geistiges Übergewicht hat er selbst im Tode über seine Widersacher triumphiert. Seine von innigster Gottes- und Menschenliebe durchglühte Lehre hat die Fesseln des Alten Bundes gesprengt und das in sich zerfallende Heidentum überwunden. Diesen Triumph hat er vorausgefühlt, aber seine Weissagungen dürfen nicht buchstäblich genommen werden. Er hat sich hierin nicht getäuscht und auch nicht täuschen wollen. Eine unbegrenzte Liebe und Verehrung für seine Person hat dann nach seinem Tode sein Leben und seine Taten mit dem Strahlenglanz des Wunderbaren, mit Legenden aller Art umwoben, ihn vergöttert, ihm Worte in den Mund gelegt, die er nie gesprochen, ihm Taten zugeschrieben, die er nie getan. Doch das ist nicht Betrug, nicht Unwahrheit, es ist schöne, liebliche Legendenpoesie, an die man allerdings nicht glauben kann, welche aber als eine freundliche Erscheinung die Menschheit auf ihrem Entwicklungsgang begleitet.

So verduftet denn Christus der Gekreuzigte, Gott und Mensch, das ewige Wort des Vaters, der seit Jahrtausenden verheißene Messias, der einstige Richter der Lebendigen und Toten, der Scheidepunkt der beiden Testamente, der Angelpunkt der Weltgeschichte, sanft, unbemerkt aus den Annalen der Menschheit. Es bleibt nichts von ihm übrig als der liebevolle, menschlich

holdselige Rabbi aus Galiläa, der neben Buddha und Sokrates zu den freundlichsten Typen der Menschheit gehört. Die Evangelien, ihres dogmatischen Gehaltes und ihrer religiösen Sanktion entkleidet, stellen weder eine göttliche Offenbarung noch ein verbindliches Sittengesetz dar. Das Leben Jesu, von vier Legendendichtern je nach ihrer poetischen Individualität verschiedenartig verklärt, ist ein schöner, semitischer Roman, den man noch heute mit Nutzen lesen kann, und der in Kunst und Literatur viele bemerkenswerte Leistungen hervorgerufen hat.

Acht Jahre nachdem Renan dieses literarische Attentat an dem göttlichen Stifter des Christentums begangen hatte, steckten die hyperzivilisierten Franzosen die Tuilerien in Brand und wunderten sich über die deutschen Kriegerscharen, die sich zu Tausenden in die Kirche, ja zur Kommunionbank drängten. Renan, der sich damals als eine der Koryphäen der „modernen" Bildung fühlte und gerade von Deutschland her immer ihren Triumph erwartet hatte, sah sich durch diese Wendung der Dinge tief enttäuscht, kam indes nicht zur Besinnung. Er hat die noch übrigen zwanzig Jahre dazu angewandt, auch die übrigen Teile der Bibel und die gesamte Geschichte des Urchristentums zu ähnlichen Romanen zu verarbeiten, wie es sein „Leben Jesu" war.

Was auch diesen Schriften eine massenhafte Verbreitung sicherte, war, abgesehen von ihrem antichristlichen Geiste, ihr vorherrschend belletristischer Charakter. Renan stellt keine abstrakten Thesen auf, er plagt sich nicht mit langwierigen Beweisführungen, er quält den Leser nicht mit verwickelten Hypothesen, noch ermüdet er ihn mit griechischen oder hebräischen Anmerkungen. All das ist schon abgemacht, bevor er ans Schreiben geht; der Kern davon und auch der gelehrte Apparat dazu steht gewöhnlich schon längst in deutschen Büchern. Er sorgt nun, daß auch die Salondamen und die leichtlebigen Boulevardiers diese Weisheit genießen können. Er erzählt, er beschreibt, er schildert, er plaudert, er orakelt, als ob er selbst in Jerusalem oder Alexandrien, in Athen oder Rom mit dabei gewesen wäre. Erzählung, Schilderung, Charakteristik, Reflexion und Urteil fließen in ein lebhaftes, farbenreiches, spannendes, nie ermüdendes Bild zusammen. Die Schilderung selbst ist in die lebendigen Farben der Gegenwart getaucht, die jedem Zeitungsleser geläufig sind. Statt den Kaiser Nero mit Stellen aus Sueton, Tacitus oder Seneca zu zeichnen, nennt ihn Renan „ein Stück fetten Donnerstag, einen Mischmasch von Narr, Tölpel und Komödiant, einen Spießbürger, der sich einbildete, in seinem Alltagsleben Hau von Island oder die Burggrafen nachzuahmen". Den König David vergleicht er mit Abd-el-Kader, die kleinen Propheten schildert er als die Anarchisten ihrer Zeit, und aus König Salomon macht er einen modernen Pessimisten, gegen den Schopenhauer und Nietzsche noch bloße Kinder sind. Da muß

es sich schon auch der hl. Paulus gefallen lassen, wie ein Zwitter von einem Jesuitenmissionär und einem Methodistenprediger zu erscheinen, der dem hl. Petrus das Leben herzlich sauer macht. Das Hohelied wird zu einer altjüdischen Liebesoperette, die Apostelgeschichte zu einem theologischen Reiseroman. Von Renans Sprache sagt M. Monod, einer seiner wärmsten Bewunderer: „Seine Sprache ist einfach und doch originell, ausdrucksvoll ohne Sonderbarkeit, geschmeidig ohne Weichheit; mit dem ein wenig eingeschränkten Vokabular des 17. und 18. Jahrhunderts weiß sie alle Feinheiten der modernen Gedanken wiederzugeben; sie besitzt einen Reichtum, eine Süßigkeit und einen Glanz sondergleichen." [1] Das stimmt nicht alles ganz genau; aber ein federgewandter Stilist ist Renan unzweifelhaft; gerade seine Anpassung an den modernen Geschmack, durchaus moderne Worte und Wendungen, eine weibische Weichheit und Weichlichkeit haben mit beigetragen, ihn zum eigentlichen Modeschriftsteller zu machen [2]. In seiner letzten Zeit hat er es geradezu auf spielerische Anmut und schillernde Wirkung abgelegt. In seiner Klarheit, spielenden Leichtigkeit, verkappten Bosheit hat er sonst viel Verwandtes mit Voltaire. Auch in dem unredlichen Verdrehen von Tatsachen, in dem leichtfertigen Hinwegtäuschen über Schwierigkeiten, in der taschenspielerischen Mißhandlung der wirklichen Geschichte reicht er dem Patriarchen von Ferney die Hand. Wie Voltaire träumt auch er beständig von priesterlichem Lug und Trug und verachtet im Grunde die Menschheit, die sich durch Jahrtausende von Tyrannenehrgeiz und Priestertrug am Gängelbande führen ließ.

Um sich noch besser in der Gunst des Publikums zu erhalten, verschmähte es Renan nicht, zwischen seinem vielbändigen Roman über die Urkirche und dem ebenso bändereichen über das Volk Israel zu noch leichterer Belletristik herabzusteigen [3], in der „Äbtissin von Jouarre" sogar der bedenklichsten Erotik zu fröhnen und in frivoler Lüsternheit den Abscheu niederzukämpfen, den jeder ehrliche Mensch vor den Untaten der großen Revolution empfindet.

---

[1] Petit de Julleville, Hist. de la litt. VIII 259—267.

[2] Gleich einer jungen Dame liebt er die Beiwörter: süß, nieblich, fein, allerliebst, entzückend, bezaubernd. „Die Landschaft von Galilea muß entzückend gewesen sein. ... Nazareth ist ein entzückender Aufenthalt. ... Am Ausgang von Tiberias steht ein entzückendes Wäldchen. ... Die entzückende Oase von Jericho. ... Diese entzückende Theologie der Liebe. ... Die Geschichte des entstehenden Christentums ist ein entzückendes Hirtengedicht. ... Die Parabel ist eine entzückende Form der Darstellung. ... Dieses entzückende Hirtengedicht vom verlorenen Sohn. ... Der entzückende 84. Psalm. ... Jesus ist ein entzückender Moralprediger. ... Mark Aurel hinterließ entzückende Reden. ..." Alles ist délicieux! Leider ist auch das Christentum nur eine entzückende Dichtung!

[3] Caliban, 1878. — L'eau de jouvence, 1880. — Le prêtre de Némi, 1885. — L'abbesse de Jouarre, 1885.

Nachdem durch Renan das Heiligste und Erhabenste in den Kreis einer Belletristik herabgezerrt war, deren Haupt- und Lieblingsthema der Ehebruch und das Treiben der Kurtisanen bildete, fand der Idealismus kaum mehr einige Trümmer religiöser Überlieferung, an denen er sich zu neuem Leben hätte emporheben können. Fast gleichzeitig wandten sich die Agnostiker und Positivisten aus der Schule Comtes mit leidenschaftlicher Begeisterung dem Darwinismus zu. Naturwissenschaftliche Auffassungen und Fragen, Hypothesen und Forschungen wurden in Geschichte und Sprachforschung, in Literatur und Kunst hineingetragen. Man ging nicht mehr den großen, religiösen, philosophischen, nationalen Ideen der Dichter nach, sondern ihren Gehirnanlagen, ihrer Abstammung und Rasse, ihrem Milieu. Die Dichter selbst machten sich mit Monismus und Deszendenztheorie, mit physiologischen, besonders sexuellen Problemen zu schaffen. Die Wut, das Menschenleben bis ins Kleinste zu analysieren, welche bereits Balzac beherrscht hatte, drängte bei den Romanschriftstellern fast jeden andern Gesichtspunkt zurück. Das sog. „menschliche Dokument" (le document humain) wurde ihnen zur Hauptsache, der genaueste Realismus und Naturalismus ihr vorzüglichstes Ziel. Wie der edle Pickwick bei Dickens wandten sie sich an die Droschkenkutscher, um Mensch, Wagen und Pferd statistisch aufzunehmen. Straßenkehrer und Lumpensammler, Winkelwirte und Straßendirnen waren nicht zu verachtende Quellen für das Studium der Menschheit; Gerichtssäle, Gefängnisse, Morguen, Spitäler und Irrenhäuser lieferten vollends das schönste Material für die Physiologie der Leidenschaft.

Ernest Feydeau (1821—1873) hielt sich mit seinen lüsternen, widerwärtigen Sittenschilderungen noch in den oberen Regionen der Verkommenheit, durch welche das zweite Kaiserreich seinem Untergang entgegenreifte, verriet aber schon jenen gemeinen Sensualismus, der jede edlere Regung als bloße Täuschung oder leeren Unsinn betrachtet. In die tieferen Schichten des Gesellschaftslebens ließen sich dann die Brüder Goncourt, Jules (1830—1870) und Edmond (1822—1898) herab. Nachdem sie in „Renée Mauperin" (1864) das häßliche Treiben der eleganten Jugend noch mit manchen edleren idealen Zügen durchflochten hatten, erklärten sie in der Vorrede zu „Germinie Lacerteux" die sozial-pathologische Forschung geradezu programmatisch als Hauptaufgabe des Romans:

„Heute, wo der Roman sich erweitert und wächst, wo er beginnt, die große, ernste, leidenschaftliche, lebendige Gestalt des literarischen Studiums und der sozialen Forschung zu sein, wo er durch die Analyse und durch die psychologische Untersuchung sich zur „Zeitgenössischen Sittengeschichte" gestaltet, heute, wo der Roman sich die Studien und Pflichten der Wissenschaft auferlegt hat, darf er auch die Freiheit und Offenheit derselben beanspruchen. Und nun suche er Kunst und Wahrheit; er zeige den Glücklichen von Paris all das Elend, das nicht zu vergessen ihnen heilsam ist; er zeige der vornehmen Welt, was wohltätige Frauen zu sehen wagen, was ehedem

Königinnen ihre Kinder in den Spitälern schauen ließen: das menschliche Leiden in seiner lebendigen Gestalt, welches das Erbarmen lehrt; der Roman besitze jene Religion, welche das vorige Jahrhundert mit dem allumfassenden Namen Humanität bezeichnete; dieses Bewußtsein genügt ihm: da liegt seine Berechtigung."

Das mögen die beiden Romanciers gut gemeint haben. Aber eine hl. Elisabeth und eine hl. Margareta haben den Friedensgruß Christi, den Trost des Kreuzes, den Gnadensegen der Reinheit und der christlichen Barmherzigkeit in die Schlupfwinkel menschlichen Elendes gebracht. Die Brüder Goncourt bringen dagegen nichts als eine blasierte Wißbegier, ihr Notizbuch und abgerackerte Nerven mit, welche nur von den stärksten Eindrücken noch gekitzelt werden; sie kommen wie Photographen, fixieren das moralisch und physisch Häßliche und sudeln es dann in kurzen Kapitelchen hin, die oft kaum eine Seite füllen, in einer Sprache, welche in abrupten Sätzen, oft ohne jede Konstruktion, in bloßer Interjektion, mit Pünktchen und Gedankenstrichen die ungeheuren Eindrücke darstellen soll, die sie beim Publikum zu machen gedenken. So ist denn der Realismus zugleich zum „Impressionalismus" geworden. Die absurde Form drückt dem Roman auch äußerlich den Stempel der Nervenkrankheit auf.

„Germinie Lacerteux" (1865) ist die Geschichte eines armen Mädchens, das aus der Provinz nach Paris kommt, hier der Verführung erliegt und stufenweise in das tiefste Elend herabsinkt. „Manette Salomon" (1867) und „Madame Gervaisais" (1869) sind ebenso unerbauliche Geschichten. Nach des Bruders Tode hat Edmond Goncourt das Studium aller bestialischen Triebe noch weiter verfolgt und selbst die Prostitution mit medizinisch-juridischer Einläßlichkeit beschrieben („Das Mädchen Elisa" 1878). Tiefer schien die Poesie nicht mehr sinken zu können; aber Émile Zola (1840—1902)[1] hat es doch noch zu stande gebracht, die Kloakenbeschreibung erklecklich zu erweitern und zu vertiefen und sich, zu unsterblicher Schmach der modernen Welt, mit diesen Produkten der regressiven Stoffmetamorphose und der sittlichen Fäulnis einen Weltruf zu erschwindeln. Über 35 Jahre (1864—1902) hat er nicht nur Frankreich, sondern Europa mit seinen pornographischen Romanen überschwemmt, alles Große und Edle, alles Reine und Heilige, alles Schöne und Menschenwürdige recht eigentlich in den Kot gezogen, alles Gemeine und Erbärmliche, Häßliche und Scheußliche, Lasterhafte und

[1] Alexis, É. Zola, notes d'un ami, Paris 1882. — O. Welten, Zola-Abende, Berlin 1883. — Jan ten Brink, E. Zola und seine Werke, deutsch von Rahstede, Braunschweig 1887. — Paludan, E. Zola og Naturalismen, Kjøbenhavn 1897. — G. A. Martinez, El naturalismo de Zola, su influencia social y literaria. Santa Fé 1902. — A. Geiger, E. Zolas Lebenswerk, Leipzig 1902. — G. Romualdi, Per Emilio Zola, Teramo 1902. — M. Le Blond, É. Zola, son évolution, son influence, Paris 1903.

Bestialische auf den Thron gehoben, und diese vollkommene Umkehr aller sittlichen und künstlerischen Begriffe auch noch theoretisch zu systematisieren gesucht [1].

Schon seine ersten Leistungen strotzen von Immoralität. Mit „Thérèse Raquin" (1867) beschritt er dann mehr bewußt jene Bahn des pessimistischen Realismus, den ihm die Brüder Goncourt bereits vorgezeichnet hatten. Taines materialistische Kunstauffassung bestärkte ihn darin; Claude Bernards „Experimentalmedizin" gab der krankhaften Neigung zum Pathologischen einen gewissen gelehrten Firnis. In „Madeleine Férat" spielt schon das Gesetz der Vererbung die Hauptrolle. Dieselbe Idee nahm er nun zum Rahmen für eine große Romanserie, in welcher er die Schicksale einer ganzen Familie durch die Zeit des zweiten Kaiserreichs gleichsam naturgeschichtlich verfolgte: Rougon Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire. Dabei setzte er sich zum Ziele, nach und nach alle Lebenskreise gewissermaßen als Kapitel einer allgemeinen Sittengeschichte zu schildern.

Den Anfang macht das Leben in der Provinz (La fortune des Rougon 1871). Dann folgten das Leben in der Pariser Markthalle (Le ventre de Paris 1873), die geistlichen Kreise (La conquête de Plassans 1874; La faute de l'Abbé Mouret 1875), die höheren politischen Kreise (Son excellence Eugène Rougon 1876), die Geschäftswelt (La Curée 1871), die Pariser Arbeiterwelt (L'Assommoir 1877), die leichte Lebewelt (Une page d'amour 1880), das Treiben der sog. Cocotten (La joie de vivre 1880, Nana 1880), das Pariser Spießbürgertum (Pot-bouille 1882), die großen Modemagazine (Au bonheur des dames 1883), die Grubenarbeiter (Germinal 1884), die Künstler (l'Oeuvre 1886), das Bauernleben (La Terre 1887), das Eisenbahnwesen (La bête humaine 1890), das Börsenwesen (Le Rêve 1888 und l'Argent 1891), das Heer und der Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft (Le Débâcle 1892), die Naturforscher (Le docteur Pascal 1898). Etwas Hoffnung sollte in das schmutzige Nachtbild der Roman Fécondité (1899) bringen; aber auch hier kommt der Physiologe nicht aus dem früheren Schmutz heraus. Auch die letzten Keime katholischen Lebens in demselben zu ertränken, darauf ist die sensationelle Trilogie Lourdes, Rome, Paris berechnet, welche zwar nicht mehr dieselbe Zugkraft bewährte wie früher Nana und L'Assommoir, aber doch die Runde durch die ganze Welt machte.

Zolas Sprache ist einförmig und schwerfällig, fast beständig das allerödeste, oft geradezu unverständliche technologische Lexikon; sein Stil besitzt wohl stellenweise, besonders bei Massenschilderungen al fresco, eine gewisse

[1] Mes Haines (Was ich hasse), 1866. — Roman expérimental, 1880. — Documents littéraires, 1881.

brutale Kraft, aber fast nie die sonst den Franzosen eigene Anmut, Feinheit und Abrundung. Überall hängt ihm seine pedantische, prosaische Wissenschaftlichkeit nach, hinter der im Grunde wenig, meist nichts steckt. Die Verwicklungen sind vielfach über einen Leisten geschlagen, die Charaktere nicht lebendige Wesen, sondern soziale Typen, künstlich mit dem Notizbuch gezüchtet, die Schilderungen viel zu häufig, viel zu breit und oft von der flachsten prosaischen Sorte. Was seinen Werken ihre ungeheure Anziehungskraft verlieh, ist der sensationelle Skandal, ihre grenzenlose Immoralität und die schwindelhafte Reklame, durch welche sie zu einer urkundlichen, tiefsinnigen Kulturgeschichte der Gegenwart aufgebauscht wurden. Sie lassen im Geiste ungefähr denselben Eindruck zurück, den in den mittelalterlichen Legenden der Gottseibeiuns zu hinterlassen pflegte[1].

Weiter als Zola konnte kein Schriftsteller mehr gehen. Er hat die Kloaken so ziemlich erschöpft. Mit Recht sagt Birch-Hirschfeld, daß man seine „menschliche Komödie" die „Komödie der Bestie" nennen könnte. Das große Interesse, das seine schmutzige Pathologie fand, machte es indes für andere Schriftsteller verführerisch, ihm wenigstens halbwegs zu folgen, anderseits sehr schwierig, den Roman wieder aus der Gosse emporzurichten. Ganz geglückt ist das letztere keinem.

Bei Alphonse Daudet (1840—1898) tritt wenigstens wieder das physiologisch-anatomische Notizbuch zurück. Der Mann hat ein Herz, einen fröhlichen, südfranzösischen Humor, eine schelmische Ironie, ein gewisses wehmütiges Mitgefühl mit dem Leidenden, eine künstlerische Auffassung und Sprache. Er hat, besonders in seinen kleineren Erzählungen, mitunter einen gewissen Anklang an Dickens, wenn er auch dessen tiefes Gemüt und edle Richtung nicht besitzt. Seine „Geschichte von dem kleinen Dingsda" (1868), seine „Briefe aus meiner Mühle" (1869), die drei komischen Abenteuerromane von Tartarin („Die wunderbaren Abenteuer des Tartarin von Tarascon" 1872, „Tartarin auf den Alpen" 1886 und „Port Tartarin" 1890) sind von echtem

[1] Daß die Freimaurerei sowohl Victor Hugo wie Émile Zola als die Ihrigen betrachtet, zeigt der Festgruß, mit welchem Br. Hektor Ferrari, Großmeister der Ital. Logen, am 24. April 1904 den Präsidenten Loubet in Rom bewillkommnete:

„Avec les applaudissements que Rome, interprète auguste de l'Italie nouvelle, donne à Émile Loubet, notre salut s'adresse au coeur même de la France, comme une manifestation de hardiesse dans l'affirmation constante des droits suprêmes de l'État laïque.

„Il va à nos frères français qui poursuivent, invincibles, les hautes finalités de notre Institution. Il va à la mémoire d'Émile Zola, ce Titan de la lutte formidable contre l'hypocrisie et la superstition. Il va à ce génie tutélaire, Victor Hugo, devant l'image de qui nous inclinerons nos verts étendards, saluant en lui le poète qui a chanté le ‚Carmen seculare' du peuple latin dans ses éternels principes de justice et de liberté." (Bien public., 9 Mai 1904.)

Frohsinn belebt, mit wirklich dichterischer Feinheit ausgeführt. Auch wo er sich den Nachtseiten des Lebens zuwendet, wie in seinem Hauptroman „Fromont junior und Risler senior", sind die trüben realistischen Stoffmassen wenigstens künstlerisch bewältigt und zu einem epischen Ganzen abgerundet. Ähnlich ist das auch in andern Romanen der Fall („Jack" 1877, „Der Evangelist" 1883, „Sappho" 1884). In „Der Nabab" (1877) und „Die Könige im Exil" (1879) drängt sich politische Satire vor. Zola selbst nannte ihn den „Zauberer" und anerkannte damit seinen poetischen Charakter. Wie Zola so wurde auch ihm die Aufnahme in die Akademie versagt, wofür er in seinem Roman „Der Unsterbliche" eine ziemlich knabenhafte Rache nahm.

Eine noch weit ausgesprochenere Dichternatur ist Guy de Maupassant (1850—1893). Bei ihm tritt wieder frische, lebendige Beobachtung an Stelle des Notizbuchs, die Inspiration des Augenblicks an die Stelle frostiger Methode. In der Normandie aufgewachsen, weiß er die Natur entzückend zu beschreiben, Bauern und Bürger köstlich zu konterfeien. Aber in Paris ist auch über seine Blütengärten der Reif der Blasiertheit und Nervosität, gieriger Sinnenlust und trauriger Enttäuschung gefallen. Hinter seinen bezauberndsten Bildern lauert eine hoffnungslose, verwüstete Seele, und das Ende des Champagnerrausches ist die jammervolle Klage: Das Leben taugt zu nichts; es hat keinen Sinn. Geistig umnachtet, ist er selbst in den besten Mannesjahren ein Opfer seines trostlosen Realismus geworden.

Ein anderer Adept der Schule Zolas, Charles Huysmans (geb. 1848) hat sich aus dem trostlosen Gewirr und Jammer des Pessimismus in klösterliche Stille geflüchtet und im christlichen Glauben Frieden gesucht und gefunden. Literarisch vermochte er sich jedoch in seinen Bekehrungsromanen („Da drunten" 1891, „Unterwegs" 1895, „Die Kathedrale" 1898) von der unnatürlichen, philiströsen Methode seines Meisters Zola nicht loszureißen. Er analysiert seinen Rückweg ebenso mikroskopisch wie Zola die Erlebnisse seiner „Nana" und flicht in seine mystisch-nervösen Gefühlsüberschwenglichkeiten eine gotische Erudition, wie sie wohl in eine fachwissenschaftliche Kunstzeitschrift, aber nicht in einen Roman paßt[1].

Zugleich mit Huysmans fielen 1887 auch Paul Margueritte (geb. 1860), Bonnétain, Descaves und Guiches von Zola ab; er war ihnen in seiner Schilderung des Landlebens (La terre) doch gar zu klobig und pöbelhaft geworden.

Überbot Zola mit seinem Millionenabsatz auch zeitweilig den ganzen übrigen Romanverschleiß, so vermochte er doch nicht andere bessere oder wenigstens erträglichere Literaturrichtungen völlig zu verdrängen.

[1] W. Kreiten, J. K. Huysmans und seine „Kathedrale" in den „Stimmen aus Maria-Laach" LVIII (1900) 295—312.

Octave Feuillet (1821—1891) wandte sich mit einem mehr idealen Zug der Schilderung der höheren Gesellschaft zu und verherrlichte deren Damen bald als holdselige „Erretterinnen“, bald als angebetete „Königinnen“, bald als furchtbar schöne Tigerinnen, „welche töten, um zu siegen, besiegt aber sterben“. Seinem Beispiel folgten Henri Rabusson (geb. 1850), in origineller Weise Victor Cherbuliez (1824—1899) und Eugène Fromentin (geb. 1820), der flotte Schilderer Algeriens, während Julien Viaud (geb. 1850), mehr bekannt als „Pierre Loti“ sich hauptsächlich das Meer und die Wüste zum Gegenstand seiner malerisch-stimmungsvollen Beschreibungen erkoren hat, in der Ausführung aber mehr der leichten, losen tagebuchartigen Weise der sog. „Impressionisten“ (Goncourt, Daudet) sich nähert. Nachdem er früher Island, die Südseeinseln und Japan geschildert, ist er neuerlich auch nach Indien und Persien gezogen, um in der Revue des Deux Mondes die poetische Landschaftsmalerei eines Chateaubriand und Bernardin de Saint-Pierre weiterzuführen.

Paul Bourget (geb. 1852) ist weit mehr Philosoph, d. h. Experimentalphilosoph, als Dichter. Voll Bewunderung für Stendhal, zu dessen literarischer Ausgrabung er beitrug, vertiefte er sich vor allem in psychologische Probleme („Versuche zeitgenössischer Psychologie“ 1883). Seine ersten Romane („Nicht wieder gutzumachen“ 1884; „Ein grausames Rätsel“ 1885) waren nur psychologische Studien in Romanform. Mit derselben mikrologischen Genauigkeit analysierte er dann den modernen schwächlichen Skeptizismus („André Cornélio“ 1887), die weibliche Liebe („Lügen“ 1887; „Ein Frauenherz“ 1888) und die verhängnisvolle Konsequenz, mit der eine materialistische Welt- und Lebensauffassung einen jungen Empiriker ins Verbrechen treibt („Der Schüler“ 1889). Endlich dehnte er den Kreis seiner psychologischen Forschung auch auf die kosmopolitische Gesellschaft des modernen Europas („Cosmopolis“ 1892) und auf Amerika („Von jenseits des Meeres“ 1895) aus. Während Zola sich aber an der Hand der Experimentalmedizin immer tiefer in den Schlamm verirrte, rang sich Bourget mit seiner ernstgemeinten psychologischen Beobachtung zusehends wieder zu moralischen Ideen empor, wenigstens zu jenen Hauptgrundsätzen des natürlichen Sittengesetzes, welche schon die antike Welt formuliert hat, deren Erfüllung aber nur das Christentum im großen Maßstab verwirklichen konnte.

Eine ähnliche Wendung zum Besseren hat der Roman bei H. Rosny und Maurice Barrès, Marcel Prévost und Paul Hervieu genommen, bei den ersten zwei mehr ernst, aber noch sehr unklar und verschwommen, bei den andern mehr negativ, indem sie in nicht immer einwandfreien Schilderungen das hohle Treiben der modernen Gesellschaft ironisch-satirisch beleuchten. Auf allerlei Seiten- und Nebenwegen moralisiert auch Edouard Rod (geb. 1857) herum, nachdem er anfänglich Zola gefolgt

war, ihm aber bald die Gefolgschaft aufgekündigt hatte; auch er proklamiert wieder die Forderungen der Pflicht und die Rücksicht auf andere, schreckt aber gelegentlich nicht vor der Verherrlichung des Selbstmordes zurück, und mißt der „Liebe" eine Göttlichkeit bei, wie sie kaum der übernatürlichen Charitas zukommt.

Zu einer vollen Überwindung des Pessimismus, wie sie eben nur das Christentum bietet, zu einem klaren Umfassen der christlichen Moral, welche allein die dunkeln Lebensrätsel aufzuhellen vermag, ist keiner dieser physiologischen „Moralisten" durchgedrungen, zum Teil vielleicht, weil sie nun eben einmal Romane schreiben und darum mehr verwickelte Probleme stellen als lösen wollen. Eine Menge dieser sog. Probleme schrumpfen zusammen und verduften zu hohlen Phantasiegebilden, sobald das Licht des christlichen Glaubens in die menschlichen Verhältnisse hineinstrahlt.

Anatole France (geb. 1842) ist der physiologischen Weisheit der Realisten so satt geworden, daß er als fröhlich-naiver Skeptiker alle Philosophie, Wissenschaft und gelehrte Kultur für eitlen Plunder und Geistesplage erklärt, sich in seinen Romanen nicht einmal um einen einheitlichen Plan bemüht, sondern spielend seine bunten Bilder aneinanderreiht. Als feiner Stilist wußte er indes sein Phantasiespiel überaus gewinnend einzukleiden, und es ist nur zu bedauern, daß er sich auch an religiösen Motiven und schönen altchristlichen Legenden mit frivolem Spott vergriffen hat.

Eine andere Gruppe von Romanschriftstellern hat sich aus dem verrotteten Babylon von Paris auf das Land geflüchtet und in irgend einem weltfremden Winkel der Provinz noch frische Luft, natürliche Menschen und einfachere Verhältnisse aufgesucht. Etwas gesundes Blut ist der verdorbenen Hauptstadt noch immer aus den Provinzen zugeströmt, auch für das Geistesleben und die Literatur. So haben, noch bevor der Realismus in die Halme schoß, Ernest Erckmann (1822—1899) und Alexandre Chatrian (1826—1890) schöne Volks- und Zeitbilder aus dem noch französischen Elsaß entworfen. Barbey d'Aurevilly (1808—1889) brachte in höchst originellen Erzählungen die Normandie zu Ehren. In André Theuriet (geb. 1833) fanden die Städtchen von Lothringen und die Wälder der Ardennen mit ihrem gemütlichen Kleinleben einen begeisterten Schilderer. Emile Pouvillon (geb. 1840) zeichnet das Hirtenleben in der Rouergue, Léon Cladel (geb. 1835) die Bauern von Montauban, Ferdinand Fabre (1830—1898) die Landleute und Landpfarrer der Cevennen. Die Art und Weise, wie Fabre mit den Dorfpfarrern umgeht, ist meist arg kulturkämpferisch, seine Bauern sind eckig und knorrig, und seine Landschaftsschilderungen haben selten jenen poetischen Hauch, welche George Sand den ihrigen einzuhauchen wußte. Alles in allem waltet

doch hier nicht der Kohlendampf, der Leichengeruch und die von allen Lastern verpestete Atmosphäre, mit welcher Zola und seine Genossen die Romanliteratur durchseucht hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Literatur und das kirchliche Leben.

Blickt man aus der trostlosen Romanwelt des modernen Realismus auf das glänzende Bild zurück, das Chateaubriand am Anfang des Jahrhunderts von dem Geiste und den Segnungen des Christentums entworfen, so möchte man fast meinen, seine wackere Geistestat, ja die Wiedereinführung des Christentums wäre, wenigstens für die Literatur, eitle Liebesmühe gewesen, als wäre das französische Geistesleben am Schlusse des 19. Jahrhunderts ungefähr wieder da angelangt, wo es Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten am Ausgang des 18. hingeführt hatten. So sehr hat sich die Literatur, nach kurzem Aufschwung in christlichem Sinn, stufenweise in ihren Hauptvertretern von den christlichen Idealen wieder abgewandt und denselben vielfach gänzlich entfremdet. In weiten Kreisen ist man es heute gewohnt, Kultur und Kirche als zwei völlig getrennte, feindliche Mächte aufzufassen, jene als ein Lichtreich des Wissens, der Bildung, des Fortschritts, der Freiheit und der Völkerbeglückung, diese als ein finsteres Reich geistiger Sklaverei, Unwissenheit, Rückständigkeit, starrer Verknöcherung in den Formen und Forderungen einer längst überwundenen Zeit.

Dieser Gegensatz ist indes kein wirklich bestehender. Er ist nur ein künstliches Stratagem, schon von den Aufklärern des 18. Jahrhunderts ausgebeutet, um Offenbarung und Kirche zu bekämpfen und an Stelle der Wahrheit ihren eigenen Irrtümern volle Freiheit, ihren Leidenschaften volle Zügellosigkeit zu erobern.

Was der moderne Geist an haltlosen, unfruchtbaren Philosophemen, grundstürzenden Irrtümern, politisch verderblichen Theorien, systematischen Geschichtsfälschungen, unsittlichen Liedern und Epen, schamlosen Romanen und Bühnenstücken, literarischen Sünden aller Art zu Tage gefördert hat, das ist hauptsächlich in den Gärten jener Männer gewachsen, welche die Erbschaft der Aufklärungsperiode und der großen Revolution auf sich genommen, weiter gepflegt und ausgebildet, mit Hilfe fremder Elemente zu bunter Mannigfaltigkeit entwickelt und unermüdlich verbreitet haben.

Was aber auf dem weiten Gebiete des Wissens und der Literatur wahrhaft Großes, Schönes und Menschenwürdiges geleistet worden ist, das hat an der Kirche und ihren Organen nicht nur keinen Widerspruch, kein Hemmnis,

keine Bekämpfung erfahren, ihr ist es nicht zum wenigsten zu danken, daß das französische Geistesleben aus dem Wirrsal der großen Revolution und aus den öden Trümmern, die sie hinterlassen, wieder zu neuer Blüte gelangt ist[1].

Chateaubriand selbst hat nicht nur als unbestritten erster Schriftsteller die ersten Jahrzehnte beherrscht, sondern anregend, befruchtend und erhebend weit darüber hinaus gewirkt. Lamartine, Lamennais und Victor Hugo schließen sich in ihrer ersten Periode noch ganz ihm an. Auch Sainte-Beuve und George Sand haben aus jener Zeit katholischen Lebens unvergeßliche Eindrücke und die wertvollsten Bildungselemente mit sich genommen. Selbst in Mussets Dichtung klingt die Erinnerung an dieselbe nach wie an ein verlorenes Paradies. Chateaubriand ist der Ausgangspunkt jener Geschichtsforschung, welche den Voltairianischen Haß gegen das Mittelalter ganz oder teilweise aufgab, sich liebevoll, oft begeistert, wenigstens ernst und würdig in das Studium desselben versenkte (Thierry, Guizot, anfänglich sogar Michelet), jener Literaturforschung, welche mit Villemain bewundernd zu den Kirchenvätern aufschaute, sich für Dante begeisterte und wieder verständnisvoll zu den eigenen nationalen Klassikern griff, mit Fauriel die Troubadourspoesie neu aufleben ließ, mit Léon Gautier und Gaston Paris die alten nationalen Epiker aus den Archiven hervorzog, jener Kunstforschung, welche die vergessene und verachtete Gotik zu neuen Ehren brachte und an der Kunst und Kleinkunst des Mittelalters das religiöse Gefühl, den Geschmack und die Kunst selbst neu belebte. Aus all diesen Kreisen aber sind der Literatur die reichsten Ströme poetischer Anregung und lebensvoller Gestaltung zugeflossen, wenn sie auch den kindlich-gläubigen Frommsinn des Mittelalters nicht in sich aufnahm. Selbst Thiers hat in seiner Geschichte des Kaiserreichs die Wiedereinführung des Christentums, und zwar in seiner vollen, katholischen Gestalt als ein Gebot politischer Weisheit, ja Notwendigkeit dargestellt und, nach der Revolution von 1848, mitgeholfen, den Papst nach Rom zurückzuführen. So groß die religiöse Gleichgültigkeit in den höheren Gesellschaftsschichten auch sein mochte, sie waren für die geschichtliche Bedeutung, den sozialen Einfluß und die zivilisatorische Macht der Kirche nicht ganz unempfänglich. Der einstige Schlachtruf Voltaires: Écrasez l'infâme! ertönte selbst bei den heftigsten Gegnern der Kirche nur in mehr oder weniger gedämpfter Form. Der alte Apostatenhaß machte

[1] „Non seulement l'Église peut se concilier avec la liberté, avec le progrès, avec la civilisation, mais elle seule a donné et seule elle peut conserver au monde tous ces biens. Il y a plus, c'est elle encore, et elle seule, qui, après une longue période de confusion, saura démêler parmi les idées de ce temps ce qu'elles peuvent contenir de juste, de sensé, de salutaire.“ Msgr Pie, évêque de Poitiers, Homélie du 19 Mai 1863 (Oeuvres V).

sich nur vereinzelt geltend; Michelet und Quinet mußten das Jesuitengespenst künstlich aufbeschwören und über die Dächer wandeln lassen, um eine noch grüne Jugend gegen Religion und Klerus zu verhetzen. Lamennais aber mußte zum roten Demagogen werden, um für sein Evangelium der Zukunft ein Publikum zu finden.

Wenn es zum Sterben kam, fanden viele der freisinnigsten Geister keinen Trost mehr in ihren modernen Ideen, erinnerten sich, daß sie eigentlich von Rechts wegen Katholiken wären und wollten schließlich als solche sterben. Wie Lamartine und Villemain, so haben sogar Béranger und Littré den so oft verspotteten und verachteten Priester an ihr Todeslager beschieden. Renan glaubte solchen Trostes entraten zu können, aber er ist schließlich die Theologie zeitlebens nie ganz los geworden und hat weder im Orient noch Occident etwas gefunden, was die majestätische Schönheit und Größe der christlichen Heilsordnung hätte ersetzen können. Sie leuchtet noch in seinen Zerrbildern durch, wie stellenweise in den tollen Phantasiestücken Victor Hugos, dem Mondlicht gleich, das durch zerrissenes Gewölk bricht. Wenn in den Schmutz und in die häßlichen Orgien der realistischen Romanliteratur noch dann und wann ein freundlicher Strahl fällt, so weist er auf jenes katholische Frankreich hin, das weder politische Vergewaltigung noch die Korruption der Tagespresse und der Belletristik auszutilgen vermochte. Sogar A. Dumas der jüngere, der Dramatiker der Kameliendame und des Ehebruchs, hat in einem lichten Augenblick der jungfräulichen Reinheit der Himmelskönigin die zarteste Huldigung dargebracht[1].

Schon die angeführten Züge reichen hin, der Literatur des 19. Jahrhunderts ein wesentlich anderes Gepräge zu geben, als es jene des 18. besitzt. Die Grundverschiedenheit wurzelt nun freilich auf einem Gebiet, das der Kirchengeschichte, nicht der Literaturgeschichte angehört. Das 18. Jahrhundert stellt einen fast ununterbrochenen Zersetzungsprozeß des religiösen, sittlichen, politischen und literarischen Lebens dar; im 19. dagegen wird derselbe für geraume Zeit fast ganz aufgehalten; die aufbauenden Kräfte erstarken und mehren sich, halten dem wiederaufgenommenen Zerstörungswerk der Revolution bis weit über die Mitte des Jahrhunderts hinaus die

[1] „Les deux états sacrés de la femme, ceux que l'homme, à moins d'être maudit ou fou, respectera éternellement, la virginité et la maternité, états incompatibles jusqu'alors, vont ne faire qu'un, en une seule personne et chacun dans sa totalité. — Quelle grâce touchante! quelle poésie audacieuse! quelle majesté imposante et douce! . . . L'imagination des plus grands poètes n'a rien rêvé de pareil. Un ciel d'Orient, un ange qui passe, un lis qui se penche; une vierge qui prie; et le Sauveur du monde, le fils de Dieu est né. Voilà le triomphe de la femme dans son expression la plus haute et la plus idéale. L'Homme-femme, 1872. — Godefroy, Hist. de la litt. franç. VII 440.

Wage und behaupten sich in mutigem Kampfe gegen die wachsende Feindesmacht bis in das letzte Jahrzehnt hinein. Innerer politischer Zwiespalt hemmt und lähmt zwar ihre Wirksamkeit, aber das rein kirchliche Leben wächst und läutert sich und entfaltet in den religiösen Orden, in den Werken der Charitas und im weltweiten Apostolat der Kirche, mitten in den Stürmen und Bedrängnissen der Zeit, eine wunderbare Fülle des Segens[1]. Das katholische Frankreich, das Voltaire weggespottet zu haben glaubte, lebt und blüht darum heute noch, und die demagogische Tyrannei muß allen ihren eigenen Freiheitsprinzipien ins Antlitz schlagen, um sich seiner Lebenskraft zu erwehren. Dem Pessimismus der verkommenen Romanliteratur stellt es lebendige Beispiele wahrer Gottes- und Menschenliebe, freiwilliger Entsagung, heroischen Opfermutes, ehelicher Treue und heiliger Jungfräulichkeit entgegen. Während die realistischen Romanschreiber aus der Schilderung des Massenelendes und des Lasters fette Honorare ziehen, opfert es Gut und Blut, um in Tausenden von barmherzigen Stiftungen alle Arten menschlichen Elendes zu lindern; während eine frostige, von Gott abgekommene Wissenschaft lästert und flucht und unausführbare Utopien ausheckt, betet es, segnet selbst seine Feinde und leistet uneigennützig jene Arbeiten wahrer Menschenliebe, an welche der moderne Mensch ohne klingenden Lohn keine Hand anlegt.

Auch an der Literatur hat sich dieses katholische Frankreich in würdiger, zum Teil bedeutsamer und glänzender Weise beteiligt.

Was Chateaubriand, kaum eben dem Unglauben entronnen, ohne theologische Bildung, in seiner „Apologie" nur eben andeuten, nicht wissenschaftlich durchführen konnte, das haben zahlreiche Apologeten teils auf der Kanzel teils in Büchern meisterlich nachgeholt. Auch sie haben anfänglich, seinem Beispiel folgend und der Stimmung ihrer Zuhörer entsprechend, mehr die Schönheit und innere Harmonie, die reine Moral und die erhabene Dogmatik, die segensreichen Wirkungen und die sozialen Leistungen der Kirche hervorgehoben, als sie durch strenge historische und philosophische Demonstration zu begründen und zu verteidigen gesucht. Doch haben schon Frayssinous in seinen Konferenzen und Lamennais in seinem bahnbrechenden Essai sur l'indifférence auch diesen ernsteren Weg eingeschlagen. Als Lamennais dann auf Irrwege geriet, sagte sich der talentvollste seiner

[1] Méric, Histoire de M. Emery et de l'Église de France sous la révolution et l'empire[5], Paris 1895. — Baunard, Un siècle de l'Église de France (1800—1900), Paris 1903. — Ch. de Lajudie, Un siècle de l'Église de France: L'Université Catholique XLIV (1903) 500—530; XLV (1904) 97—130. — Delfour, Considérations sur la France de 1903: L'Université Catholique XL (1903) 481—499. — Valentin, L'action religieuse des laïques au XIX[e] siècle: L'Université Catholique XLII (1903) 553—583.

Schüler, Lacordaire[1], mannhaft von ihm los, um die große Aufgabe, der sein Meister untreu geworden, im innigsten Anschluß an die Kirche zu übernehmen. Er hatte (1802 geboren) bereits seine juristischen Studien absolviert, als er mit 22 Jahren beschloß, sich dem Heiligtum zu weihen. Er kannte die Welt und hatte die Überzeugung gewonnen, daß nur die Religion den obwaltenden sozialen Nöten und Gefahren Abhilfe bringen könnte. Seine Konferenzen im Collège Stanislas erregten 1834 solches Aufsehen, daß der Erzbischof ihn auf die Kanzel von Notre-Dame berief, um dort vor der Elite von Paris die Fastenpredigten zu halten. Schon nach zwei Jahren begab er sich nach Rom, mit dem Gedanken, Dominikaner zu werden und „im Namen der Freiheit" den ehrwürdigen Orden des hl. Dominikus wieder in Frankreich aufleben zu lassen. Im Mönchsgewande erschien er erst am 14. Februar 1841 wieder auf der Kanzel von Notre-Dame und hielt die berühmte Rede „Von dem religiösen Berufe des französischen Volkes".

Im Dezember 1843 begann er dann jene Adventspredigten, von welchen der Akademiker Caro also berichtet:

„Ich erinnere mich noch so gut, als wenn es gestern gewesen wäre, des Eindrucks, den P. Lacordaire auf mich machte, als ich ihn das erste Mal hörte. Diese Eindrücke aus dem 16. Lebensjahr haben eine Lebendigkeit, die nichts auszulöschen vermag. Es war gegen 1843, in einem der schönsten Momente seiner rednerischen Laufbahn. Er kam nach Frankreich zurück im Ordensgewand des hl. Dominikus. In diesen unruhigen Jahren strömte die Jugend, mehr als je nach Anregungen und Ideen begierig, in Masse herbei, um solche am Fuße dieser Kanzel in sich aufzunehmen. Mit Neugier zeigten sich diese jungen Leute inmitten der Versammlung irgend eine berühmte Persönlichkeit, einen gefeierten Philosophen, Schriftsteller ersten Ranges: Berryer, Cousin, Lamartine, Tocqueville und den größten von allen: Chateaubriand. Der Prediger erschien: die Neuheit des Kostüms, dieses weiße Gewand, aus dem sich ein aszetisches Haupt erhob, die bildnerische Schönheit des durch Fasten und Arbeit gebleichten Antlitzes, der Blitz des Auges, der metallische Klang der Stimme bereiteten der Beredsamkeit schon den Sieg durch den Zauber des Anblicks und der Phantasie. Im vollen 19. Jahrhundert hatten wir einen Mönch vor uns, einen wirklichen Mönch. Dieser Mönch übrigens, wenn auch das Kleid aus dem Mittelalter stammt, gehörte durchaus unserem Jahrhundert und unserem Lande an durch seine Erziehung, seine Ideen, seine Seele, seine Sprache, eine neue, malerische, freie, kühne, in ihrer Offenheit selbst verwegene Sprache.... Große Stoffe fesselten natürlich seine Beredsamkeit. Er warf sich darauf mit jener Kraft des Gefühls und mit jenem Eifer, welche die echten Redner verzehren und eine große Hörerschaft mit ansteckender Glut entzünden. Stolz forderte er den modernen Unglauben in all seinen Formen zum Kampf heraus und griff dann den Einspruch zugleich mit allen Waffen

[1] Lacordaire, Oeuvres, 9 Bde, Paris 1873 ff; Sermons, Allocutions et Instructions, 1884 ff; Lettres inédites, 1881. — Foisset, Vie de Lacordaire, 1870. — Chocarne, Le R. P. Lacordaire, sa vie intime et religieuse, 2 Bde, 1882. — M. Bleibtreu, Lacordaires Leben und Wirken, Freiburg i. B. 1872.

an, mit Geist, Gefühl, Vernunftschluß. Dann plötzlich, wie des Disputierens müde, erschwang er sich in die hohen Sphären der Ideen, durchbrach mit einem Flügelschlag alle Hindernisse und schwebte einher, indem er seine polemische Arbeit halb unvollendet ließ. Das waren dann kühne Gesamtbilder, Ausblicke ins Unendliche, unerwartete Gedankenverbindungen. . . . Und die religiöse Wahrheit stieg aus ihnen empor, weniger erhärtet durch die Widerlegung der entgegenstehenden Lehren, als durch ihre Analogien mit den großen Gesetzen der menschlichen Natur, mit dem Laufe der Geschichte oder mit dem Plane der Schöpfung, dessen vollendete Erfüllung und göttliche Krönung für ihn das Evangelium war." [1]

Louis Philipp hatte sich vergeblich gegen die „Mönchspredigt" gesträubt und dem Redner jeden Schutz verweigert; trotz aller vorausgegangenen Hetze gegen die Kirche erlangte Lacordaire einen vollständigen Triumph. Noch fünf Jahre setzte er dann diese Adventspredigten fort, mit steigendem Erfolge. Diejenigen von 1846 bezeichnet Montalembert als den Höhepunkt christlicher Redekunst in moderner Zeit.

Während Lacordaire in Italien weilte, hatte der Jesuit P. de Ravignan, früher Jurist, kurze Zeit auch Offizier, an seiner Stelle die Konferenzen und die Fastenpredigten in Notre-Dame übernommen und führte sie bis 1846 weiter, wo seine Gesundheit versagte. Die Verschiedenheit und das Zusammenwirken beider charakterisierte Montalembert in einer Rede über die „Unterrichtsfreiheit" (1844), als man die Zulassung freier Schulen davon abhängig machen wollte, daß sie keiner Ordenskongregation gehörten. Er sagte:

„Welches Schauspiel gewährt uns heute die christliche Kanzel! Zwei Männer, wetteifernd an Beredsamkeit, innig vereint durch gegenseitige Liebe, durch das Ziel ihrer Arbeiten, durch die Ähnlichkeit ihrer Lebensgeschicke. Das Wort des einen braust wie ein stürmischer Waldstrom einher, rafft alles fort, schmettert alles nieder mit seiner unerwarteten plötzlichen Gewalt; das des andern fließt wie ein majestätischer Strom einher und breitet seine Fluten aus, immer harmonisch und in geregelten Schranken. Der eine beherrscht und erschüttert durch seine Begeisterung und wirft die widerspenstigsten Herzen vor sich nieder durch die Blitzstrahlen des Glaubens, der Demut und der Liebe; der andere überzeugt und bewegt ebenso durch seinen Zauber wie seine Würde, und führt den Verstand auf den rechten Weg, indem er die Herzen läutert. Beide, der Dominikaner und der Jesuit, fesseln nacheinander, Jahr für Jahr, um die erhabenste Tribüne, Tausende von Zuhörern, die ihnen voll Entzücken lauschen, vor allem erstaunt, sich hier zu treffen. Beide verleihen so der französischen Kanzel einen Glanz, eine Volkstümlichkeit und einen Ruhm, den sie seit den Tagen Massillons nicht mehr gekannt hat." [2]

Große Berühmtheit erlangten Lacordaires Leichenreden auf den General Drouet (1847) und auf Daniel O'Connell (10. Februar 1848, in Notre-

---

[1] Msgr Baunard, Un siècle de l'Église de France (1800—1900). Vgl. L'Université Catholique XLIV (1903) 521 522.

[2] Ebd. 522 523.

Dame zu Paris, nur einige Tage vor dem Ausbruch der Revolution). Seit 1853 zog er sich, mannigfachen Angriffen weichend, von der Kanzel zurück und widmete sich dem Unterricht. Am 24. Februar 1860 wurde er in die Akademie aufgenommen an Stelle des verstorbenen Alexis de Tocqueville. Berryer und Montalembert führten ihn, der Protestant Guizot hielt dem Mönch die Begrüßungsrede. Im folgenden Jahre starb er.

Die Konferenzpredigten in Notre-Dame setzte von 1853 bis 1861 der Jesuit P. Félix fort, in seinem Äußern dem P. Ravignan ähnlich, in seiner Beredsamkeit aber sehr verschieden. Während Lacordaire und Ravignan sich vorzugsweise an das Gefühl wandten, sprach Félix mehr zum Verstand, analysierte die Schlagworte des modernen Fortschritts bis in ihre innerste Nichtigkeit hinein, zerpflückte die Sophismen des Unglaubens mit einer unerbittlichen Logik und baute die großartige Weltauffassung des Christentums auf eine durch und durch gediegene Demonstration. Wieder mehr in der Weise Lacordaires predigte von 1869 an der Dominikaner P. Montsabré, der aber ein weit gründlicher geschulter Theolog war und seinen phantasievollen, begeisternden, oft überpoetischen Ausführungen immer die gediegene Doktrin des hl. Thomas zu Grunde legte.

Auch unter dem Episkopat hat die geistliche Beredsamkeit bedeutende Vertreter aufzuweisen, wie Msgr Berteaud, Bischof von Tulle, Msgr Pie, Bischof von Tours, Msgr Landriot, Erzbischof von Reims. Bischof Plantier wandte sich mit Vorliebe biblischen Studien zu, nicht nur mit Rücksicht auf deren praktische Verwertung im Predigtamt, sondern auch zu eingehenderer Würdigung der alttestamentlichen Poesie.

Eine erstaunliche literarische Tätigkeit entfaltete Félix Dupanloup (1802—1878), erst Professor der Rhetorik an der Sorbonne, dann Regens des Seminars von Orléans, seit 1849 Bischof von Orléans. Schon von 1832 an veröffentlichte er eine Menge katechetischer, apologetischer, asketischer Schriften. Im Kampfe um die Unterrichtsfreiheit (von 1844 bis 1847) war er einer der Hauptstimmführer der Katholiken. Von da an gab es kaum eine wichtige öffentliche Frage religiöser oder kirchenpolitischer, sozialer oder pädagogischer Natur, an welcher er sich nicht mit einer Gelegenheitsschrift beteiligte, und zwar mit solchem Geschick und Ansehen, daß viele dieser Schriften dreißig und mehr Auflagen erlebten, solche über allgemein-kirchliche Fragen in viele Sprachen übersetzt wurden. Als Abbé Gaume den Versuch machte, die antiken Schulklassiker durch Kirchenväter und mittelalterliche Autoren zu verdrängen, trat er mit ebensoviel Nachdruck als Erfolg für Beibehaltung der altklassischen Studien ein. Unter seinen pädagogischen Schriften nehmen das dreibändige Werk De l'éducation (1855 bis 1857) und die Schrift De la haute éducation intellectuelle (1862) die erste Stelle ein.

Philipp Gerbet[1] (1798—1864), einer der begabtesten Freunde und Schüler Lamennais', Mitarbeiter am Avenir, widmete sich nach dem Falle seines stolzen Führers in stiller Zurückgezogenheit dem Lehramt, ward 1838 Kanonikus zu Meaux, 1854 Bischof von Perpignan. Er hat einen herrlichen „Dialog zwischen Platon und Fénelon" geschrieben, in welchem er diesen dem großen heidnischen Denker Aufschluß über das Jenseits geben läßt. Als Lamartine diesen Dialog gelesen, sagte er: „So würde ein christlicher Platon reden", und Sainte-Beuve gibt ihm vollkommen recht. Auch seine übrigen Schriften weisen solche Vorzüge der Sprache und des Stiles auf, daß Sainte-Beuve ihn für den Würdigsten erklärt, den katholischen Klerus in der Akademie zu vertreten, obwohl sie alle theologischen Inhaltes und zum Teil zur religiösen Erbauung geschrieben sind. So seine Considérations sur le dogme générateur de la piété catholique, eine Schrift voll unvergleichlicher Anmut und Frömmigkeit über den häufigen Empfang der heiligen Kommunion, und seine „Skizze des christlichen Roms", in welcher ein wahrer Dichter dem Beobachter und Geschichtsbetrachter die Hand führt[2]. Dieser feinsinnige Stilist, dieser an Fénelon erinnernde liebevolle Dichter war es, der zuerst Pius IX. die Anregung gab, durch einen „Syllabus", d. h. eine Zusammenstellung der wichtigsten Irrtümer der Neuzeit, dem weiteren Umsichgreifen derselben entgegenzuwirken. Er hat übrigens auch selbst mit scharfer, meisterhafter Dialektik die Angriffe Renans auf das Christentum zurückgewiesen.

Einen ausgezeichneten Kampfgenossen fand er an dem Elsässer Karl Freppel (geb. 1827), seit 1854 Professor an der Sorbonne. Durch kirchengeschichtliche Arbeiten über die apostolischen Väter, Justin, Cyprian, Clemens von Alexandrien, Origenes beurkundete er seine geistige und wissenschaftliche Überlegenheit über Renans haltlose Phantasiegebilde und theologische Romanschreiberei; 1870 zum Bischof von Angers erhoben, bewährte sich der gründliche Gelehrte zugleich als wackerer Patriot und unermüdlicher Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit, von deren Gegnern er in den Kammern als einer der schlagfertigsten Parlamentarier zugleich bewundert und gefürchtet wurde. Er hätte durch seine wissenschaftlichen Leistungen wie als Redner und Stilist vollauf einen Platz in der Akademie verdient. Ein solcher ist aber weder ihm noch Gerbet zu teil geworden.

Ganz wollte die Akademie, früheren Gepflogenheiten folgend, des geistlichen Elementes nicht entbehren. Im Jahre 1824 wurde der Erzbischof de Quélen von Paris an Stelle des verstorbenen Kardinals de Bausset in dieselbe gewählt; 1854 wurde Bischof Dupanloup, 1860 P. Lacordaire in

[1] Ladoue, Msgr Gerbet, sa vie et ses oeuvres, 3 Bde, 1872.

[2] Sainte-Beuve, Causeries du lundi VI 309—324.

dieselbe aufgenommen, 1867 erhielt der Oratorianer P. Gratry, der eifrigste Bekämpfer des modernen Pantheismus, durch eine merkwürdige Ironie des Schicksals denselben Sitz unter den 40 „Unsterblichen", welchen von 1747 bis 1779 Voltaire innegehabt hatte; 1882 endlich erhielt Bischof Perraud von Autun, seit 1893 (in petto) Kardinal, den durch den Tod des Dichters Barbier erledigten Sessel. Die Predigten, die Perraud noch als einfacher Priester in den Tagen der Kommune hielt (Paroles de l'heure présente) sind ebenso ein Denkmal des heldenmütigsten Gottvertrauens wie der ergreifendsten Beredsamkeit. Seine religiösen Schriften und Hirtenbriefe haben durch die Schönheit ihrer Sprache selbst den Gegnern der Kirche Achtung und Verehrung abgerungen.

Ähnlich wie Bischof Dupanloup ist auch P. Gratry in antikirchlichen Kreisen hauptsächlich dadurch ein berühmter Mann geworden, daß er, im Verein mit Döllinger, zur Zeit des vatikanischen Konzils die päpstliche Unfehlbarkeit aufs schärfste bekämpfte und den alten Gallikanismus gleichsam in letzter Stunde durch einen verzweifelten Ausfall zu retten suchte. Was die beiden Männer, wohl guten Glaubens, in jenen Tagen gefehlt, haben sie durch unbesiegliche Treue gegen die Kirche reichlich wett gemacht. Wie Dupanloup hat auch Gratry viel bessere Anrechte auf Dank und Ruhm, als jenen unklugen Widerstand. In den Zeiten, da Cousin den Hegelianismus nach Frankreich verpflanzt hatte und der deutsche Pantheismus hier mit französischer Übertreibung, Glorie und Deklamation in die Halme schoß, hat er, in ernstem priesterlichem Studium zum Denker herangebildet, sich mannhaft des wuchernden Unkrauts zu erwehren gesucht und die formgewandten Gegner mit ebenbürtiger Gewandtheit zurückgeschlagen. Eine befriedigende Weiterbildung der älteren, gesunden Philosophie der Vorzeit bilden seine Schriften nicht, aber sie haben einer solchen Erneuerung in schwierigem Kampfe den Pfad geebnet.

Während Lacordaire den Orden des hl. Dominikus, dieses Schreckgespenst aller Aufklärer und Toleranzprediger, zu neuem Leben erweckte, der Jesuitenorden unter Anfeindungen aller Art, wiederholt unterdrückt und doch stets wachsend, seine vielseitige Tätigkeit, besonders auch auf dem Gebiete des Unterrichts, erneuerte, sollten auch die Benediktiner, die Pioniere der mittelalterlichen Kultur wie der neueren Geschichtschreibung und Patristik, ihren Orden zu frischem, frohem Leben erstehen sehen. Der Gottesdienst, das opus Dei, war immer der Ausgangspunkt ihrer gottgesegneten Kulturarbeit gewesen, und so begann auch jetzt wieder ihr literarisches Auftreten mit der „Liturgie".

Dom Prosper Guéranger (1805—1875), durch de Maistres Schriften auf ernstere Bahn gelenkt, seit 1827 Priester, begründete 1833 das Benediktinerstift Solesmes, ward 1837 dessen erster Profeß und Abt

und erlebte nicht nur die Gründung neuer Abteien in Frankreich, sondern auch eine neue Blüte seines Ordens in England und Schottland, Deutschland und Österreich, Italien und Amerika. Dank seinen Bemühungen verdrängte die römische Liturgie den Gallikanismus auch aus diesem Gebiete. Sein Hauptwerk, „Das liturgische Jahr" (12 Bde), 1841 begonnen, durch P. Fromage 1880 vollendet, gibt den mühsam gewonnenen Forschungsergebnissen eine überaus schöne, weihevolle, oft hinreißende Form. Seine „Geschichte der hl. Cäcilia" (1848) leuchtet wie eine himmlische Vision in den Hexensabbat der zeitgenössischen Romanliteratur hinein.

Schon 1840 schloß sich ihm als Ordensgenosse Dom Joh. B. Pitra (1812—1889) an, der in großartiger Weise die historische Forschung der Mauriner erneuerte, in seinem Spicilegium Solesmense einen Schatz von patristischen Funden veröffentlichte, die Kirchengeschichte mit mehreren bedeutsamen Werken bereicherte und besonders das Studium der griechischen Liturgie in neuen Schwung brachte. Er wurde 1863 für seine großen Verdienste zum Kardinal erhoben.

Mit seinem Namen steht eine der größten literarischen und wissenschaftlichen Unternehmungen in Beziehung, welche das 19. Jahrhundert erlebt hat. Die Encyklopädisten hatten gewähnt, Bibel und Kirchenväter als geistigen Ballast der Menschheit, als Hindernis der Wissenschaft und des Fortschritts für immer aus dem Wege geräumt zu haben. Wie Vandalen hatten ihre Schüler, die Männer der Revolution, in den alten Klöstern und Bibliotheken gehaust. Und nun, noch keine fünfzig Jahre nach Diderots Tod, 1836 faßte ein einfacher Priester Jakob Migne den Plan, die riesigste Bibliothek der Kirchenväter herauszugeben, welche die Welt je gesehen. Dom Pitra entwarf die näheren Umrisse des Planes, und mit Hilfe einer ganzen Schar von Mitarbeitern war in dreißig Jahren das große Werk vollendet. Der eine Teil der Patrologie (von 1844 bis 1865 gedruckt) umfaßt in 217 Bänden die lateinischen Kirchenväter und Kirchenschriftsteller von Tertullian bis auf Innozenz III. (1216), der zweite (1857 bis 1866 gedruckt) in 161 Bänden die griechischen von den Apostolischen Vätern bis zum Konzil von Florenz. Beide Teile waren mit umfangreichen Registerbänden versehen, welche das gewaltige Schatzhaus den verschiedensten Zwecken der Forschung auch der Literaturgeschichte, leicht zugänglich und nutzbar machten. Fast gleichzeitig veröffentlichte Migne in andern Sammlungen die wertvollsten Bibelerklärungen und Hilfsmittel zum Bibelstudium (28 Bde), die bedeutendsten apologetischen Schriften (20 Bde), die besten Traktate über die gesamte Dogmatik (13 Bde), eine Bibliothek der französischen Kanzelredner (102 Bde), eine große theologische Encyklopädie (171 Bde) in drei verschiedenen Serien, endlich Gesamtausgaben der Werke des hl. Thomas, der hl. Theresia und der tüchtigsten französischen Theologen und Geistesmänner. So stand der

großen französischen Encyklopädie, ein Jahrhundert nach ihrer Vollendung, 1868, ohne staatliche und fürstliche Subvention, ohne die Hilfe von Universitäten und gelehrten Körperschaften, ein Riesenwerk gegenüber, das, wenn auch nicht in allen seinen Teilen gleichwertig, die Encyklopädie an eigentlichem wissenschaftlichen Werte weit übertraf. Den katholischen Studien hat es einen unermeßlichen Vorschub geleistet; die Patrologie konnten auch die nichtkatholischen Bibliotheken nicht vermissen. Einzelne Teile derselben sind durch die Monumenta Germaniae und andere kritische Ausgaben überholt, aber für Hunderte von Bänden ist der Forscher noch an sie gewiesen.

Fünfzehntes Kapitel.

Montalembert und Veuillot.

Als die Wiederherstellung des Königtums die politische Beredsamkeit zu neuem Leben rief, machte Benjamin Constant die Talente, die er bisher als politischer Schriftsteller entwickelt hatte, auch auf der Tribüne geltend. Wenn Guizot ihn einen skeptischen, spöttischen und korrumpierten Sophisten nennt, so ist hiermit vielleicht zu viel gesagt; der Kirche stand er jedenfalls als aufgeklärter Protestant sehr skeptisch und spöttisch gegenüber; dem Königtum bot seine Gesinnung wenig oder keinen Verlaß. Von seinen liberalen Genossen war Royer-Collard der ausgesprochene Professor und Doktrinär; der General Foy, Manuel und Camille Jordan machten nur zeitweilig einiges Aufsehen. Diesen Mitgliedern der Linken schlossen sich in manchen Fragen der Graf de Serre an, der sich durch eine sehr markige Beredsamkeit auszeichnete, und Chateaubriand, ein Meister auch des gesprochenen Wortes; in religiösen Dingen standen indes beide auf katholischem Boden. Die Rechte selbst verfügte über ungemein tüchtige Kräfte. Bonald zeichnete sich, wenn auch oft weniger klar, durch Gedankentiefe und philosophischen Ernst aus, La Bourdonnaye durch seine legitimistische Begeisterung, Marcellus durch seine Eleganz, Villèle durch seine klare, feste Sachlichkeit, Martignac durch die Gewandtheit und Schönheit seines Vortrags.

Während der Julimonarchie verschwand Chateaubriand von der Tribüne, auf der sich jetzt bisweilen der greise General Lafayette sehen ließ und die Erinnerungen an die große Revolution wachrief. Neben ihm machte sich Mauguin mit kriegerischen Projekten zu schaffen, während Odilon Barrot, schon an der Revolution von 1830 beteiligt, jene von 1848 vorbereiten half. Casimir Perier dagegen war der große Beschwichtiger, die Protestanten Guizot und Thiers die häufigsten und gewandtesten

Vertreter jener Juste-Milieu-Politik, welche zwischen der Monarchie und den republikanischen Gelüsten, auf welche sie gebaut war, zu vermitteln suchte. Lamartine bereitete sich durch politisch-poetische Träumereien immer mehr darauf vor, der künftige Volkstribun von 1848 zu werden. Als Vertreter des Legitimismus steht all diesen Rednern fast nur mehr Berryer gegenüber, den jedoch Cormenin, der klassische Plutarch dieser parlamentarischen Redner, als bei weitem den fähigsten charakterisiert. Er nennt ihn geradezu „den größten der französischen Redner nach Mirabeau“. Fülle und Schönheit der Sprache, Wohlklang der Stimme und ein hinreißender Vortrag wird ihm allgemein zugesprochen [1].

Unter den politischen Schriftstellern dieser Zeit nimmt Alexis de Tocqueville (1805—1859) eine bedeutende Stellung ein, indem er wirklich neue Pfade einschlug. Wie einst Montesquieu sich seine Anschauungen in England holte, so zog er über den Ozean, nicht um mit Chateaubriand seine Melancholie dem Urwald zu klagen, sondern um die freiheitlichen Einrichtungen der Vereinigten Staaten an Ort und Stelle zu studieren. Sein Werk „Die Demokratie in Amerika“ (1835—1840) ist darum für die neuere Staatswissenschaft und Politik ein grundlegendes geworden, wenn auch seine Forschungsergebnisse seitdem von Janet u. a. weit überholt sind, seine Theorien nicht allgemeine Billigung gefunden haben. In seiner Kritik des „Ancien Régime“ ist er zweifellos zu weit gegangen. Den Abscheu vor der demokratischen Regierungsform, welchen die große Revolution in den Gemütern hinterlassen, hat aber wohl nichts so wirksam untergraben, als das glänzende Bild, das er von dem neuen Amerika und seinen „modernen“, freiheitlichen Ideen und Institutionen entworfen hat [2].

Mächtig griff er hiermit in jenen Streitpunkt ein, welcher unter den katholischen Franzosen die tiefste Entzweiung und die unheilvollste Ver-

[1] Benjamin Constant, Cours de politique constitutionelle, 2 Bde, 1861. — De Barante, Vie politique de Royer-Collard, ses discours et ses écrits, 2 Bde, 1861. — De Serre, Discours, 2 Bde, 1866. — Ch. de Lacombe, Le Comte de Serre, 2 Bde, 1881. — Spuller, Royer-Collard, 1895. — O. Barrot, Mémoires posthumes, 4 Bde, 1875—1876. — Lafayette, Mémoires, correspondance et manuscrits, 6 Bde, 1838. — Casimir-Perier, Opinions et discours, 4 Bde, 1838. — Duc de Broglie, Écrits et discours, 1863. — Guizot, Hist. parlamentaire de la France, 5 Bde, 1863. — Thiers, Discours parlamentaires, 16 Bde, 1879 ff. — Lamartine, La France parlamentaire, 6 Bde, 1864 1865. — Berryer, Discours parlamentaires, 9 Bde, 1872. — E. Lecanuet, Berryer, sa vie et ses oeuvres, 1893. — Ch. de Lacombe, Vie de Berryer, 3 Bde, 1894 1895. — Ch. de Mazade, L'Opposition royaliste. Berryer, de Villèle, Falloux, 1894. — Cormenin, Livre des orateurs, 2 Bde, 1838 [18]1869.

[2] A. de Tocqueville, La Démocratie en Amérique, 2 Bde, 1835—1840; L'Ancien Régime et la Révolution, 1856; Oeuvres complètes, 9 Bde, 1864—1868.

wirrung hervorrief und sie im Laufe des Jahrhunderts nur selten zu einer einheitlichen Aktion gelangen ließ. Die Legitimisten sahen nur die Sünden der Revolution, das Zerstörungswerk der Schreckensmänner; sie wünschten das ganze alte Régime zurück, manche sogar mit Einschluß des Gallikanismus. In Bezug auf diesen letzteren Punkt herrschte allerdings sogar auch unter ihnen Uneinigkeit: während de Maistre den Gallikanismus schonungslos verurteilte, erblickte Frayssinous in ihm eine Stütze des Thrones und des Altares. Darin aber waren sie einig, alle des Liberalismus anzuklagen, welche den revolutionären Prinzipien von 1789 theoretisch oder praktisch das geringste Zugeständnis machten. Chateaubriand und andere Führer der katholischen Bewegung hatten aber unter dem napoleonischen Preßzwang so gelitten, daß ihnen die Preßfreiheit als eine unerläßliche Forderung der guten Sache erschien; die tatsächlichen Verhältnisse drängten sie dazu, auch in Bezug auf Unterricht und Religionsbekenntnis wie in rein politischen Fragen für die „Freiheit" einzutreten. Als nach der Julirevolution das „Königtum von Volkes Gnaden" und seine unkatholischen Ministerien und Kammermehrheiten im Verein mit der Universität die Freiheit und die Rechte der Kirche bedrohten, wurde der Ruf nach konstitutioneller Freiheit von selbst die praktische Basis, von der allein noch eine Verteidigung möglich war. Freiheit für die Schule! Freiheit für den Unterricht! Freiheit für die Katholiken! Freiheit für die Orden! Freiheit für die Jesuiten! Freiheit für die Kirche! Freiheit für den Papst! wurde jetzt das Losungswort. Die ungläubige Philosophie und die liberalen Doktrinäre wurden dadurch zu Tyrannen gestempelt, die ihren eigenen Ideen widersprachen, die Freiheit nur für sich in Anspruch nahmen.

Der ritterliche Vorfechter in diesem kirchenpolitischen Freiheitskampf wurde bereits 1830 der junge Graf Charles de Montalembert (1810 bis 1870), der Sohn eines französischen Pairs und einer katholischen Engländerin[1]. Mit zwanzig Jahren trat er in die Redaktion des von Lamennais gegründeten „Avenir"; im Verein mit Lacordaire und de Coux eröffnete er

[1] Ch. de Montalembert, Histoire de Sainte Élisabeth de Hongrie, 1836, deutsch Einsiedeln 1888; Les Moines d'Occident[5], 7 Bde, 1874—1877, deutsch von K. Brandes, Regensburg 1860—1868; Du catholicisme et du vandalisme dans l'art, 1829; Des intérêts catholiques au XIX[e] siècle, 1852; Lettres à un ami de collège, 1873; Lettres inédites de Lamennais à Montalembert (p. p. Forgues) 1898. — Dourlans, M. de Montalembert, sa biographie et extraits de ses oeuvres, 1869. — Madame A. Craven, Le Comte de Montalembert, 1873. — Léon Gautier, Portraits litt.[2] (1881) 153—173. — E. Lecanuet, Montalembert d'après ses papiers et sa correspondance, 3 Bde, 1896—1901. — De Meaux, Montalembert, 1897. — H. Texier, Correspondance de M. avec l'Abbé Texier, 1899. — G. Longhaye, Quinze ans de la vie de Montalembert: Études LXXVIII (1899) 145—171 310—338.

1831 eine Freischule, welche die Regierung alsbald schließen ließ, verfocht aber sein Recht glänzend vor der Pairskammer und brachte damit die Unterrichtsfrage in Gang, welche nach fast zwanzigjährigem Kampfe in der „Loi Falloux" 1850 endlich zu Gunsten der Unterrichtsfreiheit gelöst wurde. In meisterhaften, zündenden Reden sprach er 1837 für das Besitzrecht der Kirche, 1844 und 1845 für Unterrichtsfreiheit, für die Jesuiten, für die kirchliche Freiheit überhaupt, für die in den Kolonien mißhandelten Neger und die Christen in Syrien, 1846 und 1847 für die unterdrückten Polen, 1847 für die alten Kantone der Schweiz. Von entscheidendem Erfolge war die Rede, welche er 1848 in der Nationalversammlung für den Zug nach Rom hielt, der Pius IX. wieder nach Rom zurückführte. Den Grundton seiner hinreißenden Beredsamkeit gibt einigermaßen seine Rede vom 16. April 1846:

„In diesem Frankreich, das gewohnt ist, nur Leute von Geist und Herz hervorzubringen, sollten wir Katholiken allein, ganz allein uns zu Tröpfen und Feiglingen herabwürdigen lassen? Wir sollten uns für so verkommene, für so entartete Söhne unserer Väter halten, daß wir unsere Vernunft an den Rationalismus, unser Gewissen an die Universität, unsere Freiheit und Würde in die Hände dieser Rabulisten überantworten müßten, deren Haß gegen die kirchliche Freiheit nur ihrer völligen Unwissenheit über die Rechte und Dogmen derselben gleichkommt? Wie? Weil wir noch beichten gehen, glaubt man, daß wir uns von den Füßen unserer Priester bereitwilligst erheben, um uns die Handschellen einer antikonstitutionellen Legalität anlegen zu lassen? Wie? Weil der Glaube in unsern Herzen waltet, glaubt man, daß Ehre und Mut daraus gewichen sind? Oh! Man gebe sich keiner Täuschung hin! Man hat Ihnen gesagt: Seien Sie unversöhnlich! Wohlan, seien Sie es, tun Sie alles, was Sie wollen, und alles, was Sie können. Die Kirche antwortet Ihnen durch den Mund Tertullians und des sanften Fénelon: ‚Ihr braucht uns nicht zu fürchten, aber wir fürchten auch euch nicht'. Und ich füge hinzu, im Namen der Katholiken, die wie ich denken, der Katholiken des 19. Jahrhunderts: Mitten in einem freien Volke wollen wir keine Heloten sein; wir sind die Nachkommen der Märtyrer, wir zittern nicht vor den Nachfolgern Julians des Apostaten. Wir sind die Söhne der Kreuzfahrer, wir werden nicht zurückweichen vor den Söhnen Voltaires!"

Die Mußestunden, welche das politische Leben dem großen Parlamentsredner übrig ließ, verwandte er hauptsächlich auf das Studium der Geschichte und der mittelalterlichen Kunst. Bereits von 1833 an erhob er wiederholt seine Stimme gegen jenen Vandalismus, der die schönsten Kunstwerke des Mittelalters mit dem Untergang bedrohte, wie zur positiven Neubelebung der christlichen Kunst. Er hat damit den Bestrebungen Rios, Viollet-Leducs, Didrons u. a. den nachhaltigsten Vorschub geleistet und vermöge seiner persönlichen Beziehungen zu den beiden Görres und August Reichensperger auch zur Erneuerung der Gotik in Deutschland beigetragen.

Von seinen zwei Geschichtswerken ist das eine einer deutschen Heiligen, der „hl. Elisabeth von Thüringen", gewidmet, das andere umfaßt die Ge-

schichte der „Mönche des Abendlandes“ bis in die Zeit Bedas des Ehrwürdigen. Beide Werke beruhen auf tüchtigen, wenn auch nicht erschöpfenden, ins Kleinlichste gehenden Vorstudien; beide zielen dahin, Geist und Leben der großen christlichen Vergangenheit einem Geschlechte näher zu rücken, das durch den Geist Voltaires und der Revolution demselben entfremdet worden und mit den krassesten Vorurteilen dawider erfüllt war; beide entsprechen dieser Aufgabe durch ihren fesselnden Inhalt wie durch die vollendet schöne, geistvolle Darstellung. Bedeutsame Episoden, welche Chateaubriand in seinem „Geist des Christentums“ nur kurz andeuten konnte, sind hier in seiner genialen Weise ausgeführt und urkundlich bestätigt.

Die Anregung zu seinen Kunststudien schöpfte Montalembert teilweise bei seinem älteren Freunde J. F. Rio [1] (1797—1874), der 1830 mit Overbeck und andern deutschen Künstlern in Rom bekannt ward und fortan den besten Teil seines Lebens auf das Studium der christlichen Kunst verwandte. Er ist der ausgesprochenste Antagonist Stendhals und der an ihn sich anschließenden Kunstforscher, welche die Antike und die Renaissance in echt heidnischem Sinne vergötterten, neu beleben und weiterführen wollten, welchen auch Shakespeare als ein vom Christentum emanzipiertes und nur darum so großes Genie erschien. Auch er war mit dem antiken Geiste wohl vertraut, wie sein „Essai über die Geschichte des menschlichen Geistes im Altertum“ hinlänglich bekundet. Doch das war für ihn nicht das Höchste und Beste. Das Christentum hatte eine neue Kunst geschaffen, und dieser wandte er sich mit der vollen Begeisterung seiner Seele zu. Er wollte sie im weitesten Umfang zur Darstellung bringen. Schon die „Poesie“ ward jedoch zu einem eigenen Bande.

Als er dann nach jahrelangem Studium in Italien an die bildende Kunst gelangte, kam er in seinem vierbändigen Hauptwerk „Die christliche Kunst“ nicht über die Zeit der Renaissance hinaus. Er hat jedoch durch dasselbe geradezu bahnbrechend gewirkt; eine noch heute immer anwachsende Literatur verfolgt die Pfade weiter, die er in emsiger Forschung eröffnet hat. Seine Studie über Shakespeares Katholizismus hat von Bernays eine herbe, aber keineswegs allseitig durchschlagende Abweisung erfahren. Seit ihm ist die begründete Ansicht nicht mehr verstummt, daß der Protestantismus Shakespeare nicht als seinen Repräsentanten betrachten darf, daß der große Dramatiker dem Katholizismus jedenfalls viel näher steht [2].

[1] A. F. Rio, Essai sur l'histoire de l'esprit humain dans l'antiquité, 2 Bde, 1828—1830; La Petite Chouannerie, 1842; Les Quatre Martyres, 1856; De la poésie chrétienne, 1861; De l'art chrétien, 2 Bde, 1841—1855; 2. Aufl. 4 Bde, 1861—1867; Shakespeare, 1864.

[2] Vgl. A. Baumgartner, Shakespeares Religion in den „Stimmen aus Maria-Laach“ LIII (1897) 487—505.

Während Montalembert die lichte Gestalt der hl. Elisabeth von Thüringen den trostlosen Zerrbildern eines Victor Hugo entgegenstellte, erweckte sein Freund Frédéric Ozanam[1] (1813—1853) die Philosophie Dantes und die Franziskanerdichter des 13. Jahrhunderts zu neuem Leben. Ein weit bleibenderes Verdienst, als durch diese liebenswürdigen, geistreichen Schriften, welche selbst manchen Gegner für eine freundlichere Auffassung des Mittelalters gewannen, hat sich Ozanam durch die Gründung der Vinzenzvereine erworben. Während Lamennais und George Sand die enterbten Volksmassen durch ihre Brandschriften zum Aufruhr aufstachelten, hat der fromme Danteerklärer selbst im Geiste des hl. Franziskus Hunderten von Armen Trost und Hilfe gebracht und eine Institution geschaffen, welche, über ganz Europa verzweigt, der sozialen Not im großartigsten Maßstab Abhilfe oder Linderung gewährt hat und heute noch gewährt.

An ihn reiht sich sowohl in seinem charitativen wie literarischem Wirken Louis Veuillot[2] (1813—1883), der rührigste und folgerichtigste Vorkämpfer der katholischen Sache, darum im Lager der Kirchenfeinde der gefürchtetste und bestgehaßte Mann, zum Teil jedoch selbst von gegnerischer Seite als der gewandteste französische Publizist des Jahrhunderts anerkannt. So alt wie Voltaire ist er nicht geworden, aber mit nicht geringerem Geist und Talent, Witz und Sarkasmus hat er fast ein halbes Jahrhundert lang jenen Lügenpropheten und seine Epigonen bekämpft, mit der vollen Überzeugung eines Christen, mit der Vollkraft eines großen Redners, mit der Sprachfülle und Schönheit eines Dichters Christentum und Kirche verteidigt und ihre unbesiegliche Lebensfülle einem dekadenten Geschlechte vor Augen gehalten. Als der Sohn eines schlichten Böttchers geboren, hat er sich mit eigener Kraft zum Literaten emporgearbeitet; seine publizistische Schule machte er als Mitarbeiter von Provinzialblättern durch, selbst ohne tieferen

[1] F. Ozanam, Deux chanceliers d'Angleterre, Bacon de Verulam et Saint Thomas de Cantorbéry, 1836; Études germaniques pour servir à l'histoire des Francs, 2 Bde, 1847—1848; Documents inédits pour servir à l'histoire d'Italie depuis le VIII^e^ jusqu'au XIII^e^ siècle, 1850; Les Poëtes franciscains en Italie au XIII^e^ siècle, 1852; Dante et la philosophie catholique au XIII^e^ siècle, 1853; Oeuvres complètes, 8 Bde, 1855, p. p. Ampère, 11 Bde, 1862—1865. — Biographien von Legeay (Paris 1854), de Montrond (Lille 1869), Karker (Paderborn 1864), E. Hardy (Mainz 1878). — L. Gautier, Portraits litt.² (1881) 219—237.

[2] E. Veuillot, Mélanges religieux, historiques, politiques et littéraires, 18 Bde, Paris 1857—1876; Correspondance, 7 Bde, 1883—1892. — Eugène Veuillot, Hommage à Louis Veuillot, 1883; Louis Veuillot (Biographie) I bis III (1899 ff). — Cornut, Louis Veuillot, étude morale et littéraire, 1890. W. Kreiten S. J., Louis Veuillot, in den „Stimmen aus Maria-Laach" XXIV (1883) 530—551.

religiösen Halt. Erst eine Reise nach Rom führte ihn 1838 zum Glauben zurück und gab seinem weiteren Leben die entscheidende Richtung. Manche der Eindrücke, welche diese Umkehr anbahnten und begleiteten, hat er in seinen ersten Schriften („Wallfahrten in der Schweiz" 1838, „Pierre Saintive" 1840, „Rom und Loreto" 1841) sehr stimmungsvoll und mit dichterischer Anmut beschrieben. Als Begleiter des Generals Bugeaud hielt er sich 1842 einige Zeit in Algier auf und zeichnete die dortigen Verhältnisse anschaulich in der Schrift „Die Franzosen in Algier" (1844). Auf eine sehr angenehme persönliche Stellung verzichtend, trat er 1843 der Redaktion des „Univers" bei, der anfänglich nur mit 1000 Abonnenten die Interessen der Katholiken vertreten sollte; 1848 ward er Hauptredakteur dieses Blattes und blieb es 35 Jahre lang, bald von Freund und Feind als der schneidigste, folgerichtigste und unerschrockenste Verteidiger der katholischen Grundsätze anerkannt.

In erster Linie galt seine wohlberechtigte und wohlgezielte Polemik den „Freidenkern", die er 1847 in einer eigenen Schrift sehr treffend geschildert hat.

„Freidenker" nenne ich, wie sie sich selbst nennen, die literarisch Gebildeten oder die sich dafür halten, welche durch ihre Bücher, Reden und gewöhnlichen Praktiken wissentlich daran arbeiten, in Frankreich die geoffenbarte Religion und ihre göttliche Sittenlehre zu zerstören. Professoren, Schriftsteller, Gesetzgeber, Herren an der Bank, Herren im Palais, Herren der Industrie und des Handels, sind sie alles, machen sie alles, sie regieren; sie haben uns in die Lage gebracht, in welcher wir uns befinden, sie beuten sie aus und verschlimmern sie.

Ich wollte sie malen, ich gestehe es, nicht aus Bewunderung für sie. Als Katholik und Sohn des niedern Volkes, bin ich doppelt ihr Gegner, seit ich meinerseits denke, d. h. seit durch Gottes Gnade mein Geist des Joches entledigt ist, das sie mir lange aufgehalst. Der Name Freidenker hat für mich denselben Klang wie für sie der Name Jesuit. Aber meine Eigenschaft als Katholik legt mir Pflichten auf, die ich respektiert habe. Ich habe mich schuldig befunden, ein einziges Porträt etwas stark aufzutragen. Ich habe die lebendige Natur nachgezeichnet, und dennoch, wenn ich es mir versagte, etwas zu verschönern, so habe ich es nicht unterlassen, manches zu verschleiern. Diese oder jene Figur, die etwas zu kühn erscheinen könnte, ist nach einem noch weniger bekleideten Modell gezeichnet. Jeder weiß, wie diese Herren ihrerseits uns malen. Es wird sich zeigen, ob der Stift des Jesuiten treuer ist als der Pinsel der Freidenker."

Es gehörte ein ungewöhnliches Maß von Überzeugungstreue und festem Mannesmut dazu, der gesamten sog. gebildeten Welt, der ganzen sog. „Kultur" so klar, so offen, so rückhaltslos den Fehdehandschuh hinzuwerfen, ihre verschleierten Tendenzen so deutlich beim wahren Namen zu nennen und ihr nicht nur alle und jede Gefolgschaft zu kündigen, sondern ihr auch ihre zahllosen Lästerungen gegen alles Ehrwürdige und Heilige mit bescheidenen Raten wohlverdienten Spottes und persönlicher Satire heim-

zuzahlen. Wie vorauszusehen, fielen die Monopolinhaber der „Bildung" gleich einem Hornissenschwarm über den verwegenen Polemiker her. Als Verteidiger römischer Finsternis, kirchlicher Machtansprüche, päpstlicher Unfehlbarkeit war er in ihren Augen von vornherein gerichtet. Was, gegen Gott und Kirche zugespitzt, als feinste Ironie, köstlicher Witz gepriesen worden wäre, das war, gegen Voltaire und Renan angewandt, schimpfliche „Brutalität", schmählicher „Cynismus". Schlug er in formschönen Essais und Causerien die reinsten lyrischen Akkorde an, so wurden sie als dumme Erbauungsliteratur für Gimpel und Betschwestern beiseite geworfen.

Schmerzlicher war es für Veuillot, daß er sich in seinem treuen, furchtlosen Kampfe für die katholische Sache mehr als einmal von den eigenen früheren Kampfgenossen verlassen, befehdet, verfolgt sah, schließlich nur mehr beim Papste selbst Schutz und Hilfe fand. Es hat etwas wahrhaft Tragisches, daß die französischen Katholiken, durch dynastische, politische, kirchenpolitische und persönliche Streitfragen entzweit, sich nur selten und kurze Zeit zu einem einheitlichen, kraftvollen Handeln zusammenschlossen; daß Montalembert, der ritterliche Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit, am Schlusse seiner ruhmreichen Laufbahn in der Lehrautorität des Papstes eine Gefahr für die Völker sah; daß Dupanloup, der mutvolle Verteidiger des Kirchenstaats, erst nach dem Vatikanischen Konzil endlich die Pfade des Gallikanismus verließ; daß nach dem Sturz des Kaiserreichs politische Gegensätze die Bildung einer einheitlichen katholischen Partei verhinderten. Torheit wäre es, Veuillot oder einen seiner Gegner dafür verantwortlich zu machen. Fehler mögen von beiden Seiten begangen worden sein; ihre Gegnerschaft selbst wurzelte in tiefen, geschichtlichen Gegensätzen, die sich nicht von einem Tag auf den andern ausgleichen ließen, zwischen denen teilweise jeder prinzipielle Ausgleich unmöglich war.

Großes haben immerhin Montalembert und seine Freunde in gemeinsamem Zusammenwirken mit Veuillot erreicht. Die Unterrichtsfreiheit wurde erobert und hat ein halbes Jahrhundert lang neben dem Frankreich der Freidenker auch ein katholisches Frankreich aufrecht erhalten. Pius IX. wurde durch französische Waffen nach Rom zurückgeführt, das Vatikanische Konzil ist unter ihrem Schutze zu stande gekommen. Aber auch Veuillot hat nicht vergeblich gestritten. Der vielgeschmähte Syllabus ist zur Marschroute der Katholiken im Kampfe gegen die modernen Irrtümer geworden, der Gallikanismus hat seine letzten Positionen verloren. Die päpstliche Unfehlbarkeit, praktisch längst als altkirchliche Lehre anerkannt, entriß den Nachzüglern der Jansenisten den letzten Schimmer von Kirchlichkeit. Der antikirchliche Liberalismus sah alle seine Kompromisse mit dem Irrtum scheitern, während Veuillot nur in nebensächlichen Dingen dann und wann den Rückzug antreten mußte, in allen großen Prinzipienfragen Recht behielt. Sein Wahlspruch Omnis

difficultatis solutio Christus ist von Ungläubigen oft belächelt worden; aber Pius X. hat ihn noch am Beginn seines Pontifikates fast gleichlautend zum Programm erhoben.

Die eigentliche Kraft Veuillots liegt in seiner Publizistik, d. h. in einer allzeit schlagfertigen Improvisation, die, von klaren, festen Grundsätzen geleitet, die brennenden Tagesfragen in das Licht einer höheren Betrachtung rückt, meist richtig beurteilt, praktisch entscheidet, bald voll Witz und Ironie, bald in begeisterungsvollem, hinreißenden Pathos, in einer gewählten Sprache, die zwischen jener der Klassiker und dem neuzeitlichen Kolorit eine vernünftige Mitte hält. Seine „vermischten Aufsätze" (Mélanges, 18 Bde, 1856—1876) bilden darum nicht bloß einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte, sondern auch eine stilistisch bedeutsame Leistung, eine noch heute fesselnde, anregende Lesung. Dasselbe gilt von seinen Zeitbildern: „Rom während des Konzils" (1872) und „Paris während der zwei Belagerungen" (1876).

Die zahlreichen übrigen Schriften Veuillots werten zu wollen, dürfte jetzt noch verfrüht sein. Bei den Literaturhistorikern, welche heute in Frankreich den Ton angeben, hat er begreiflicherweise alle und jegliche Gunst verwirkt. Seine ausgesprochene Kampfnatur, seine Neigung zur Satire, seine unerschrockene Energie, leicht zu einer gewissen Schroffheit neigend, hat naturgemäß auch seine übrige literarische Tätigkeit beeinflußt. Die liberalen Kritiker, welche die Bühne über die Kanzel setzten und Molière als „Moralisten" verherrlichten, veranlaßten ihn zu einer Parallele zwischen Molière und Bourdaloue (1877), welche für den ersteren ungünstig ausfallen mußte. Ebenso zwang ihn die Vergötterung Victor Hugos zu einer Kritik des Dichters („Studien über Victor Hugo", 1885), in welcher eine berechtigte Abwehr religionsfeindlicher Tendenzen die eigentlich künstlerische Würdigung notwendig zurückdrängte. Beide Schriften beurkunden indes einen scharfen kritischen Blick und haben ihre volle Berechtigung. Eine wertvolle historische Studie ist seine Schrift „Das Herrenrecht im Mittelalter" (1854, 3. Aufl. 1878). Eine nicht geringe Beliebtheit erlangten seine geistreichen Causerien: Ça et là 1859; Les parfums de Rome 1861 und Les odeurs de Paris 1866, 10. Aufl. 1876, in welchen, neben zarten, lyrischen Episoden, sein Geist und Witz, seine feine Beobachtung und seine warme religiöse Begeisterung wahre Triumphe feiern. Seine novellistischen Schriften (L'honnête femme, 1844; Corbin et d'Aubecourt, 1844; Les Nattes, 1844; Petite philosophie, 1850) bekunden ein von edler Idealität getragenes, feines Erzählertalent. In seinen Oeuvres poétiques (1878) offenbart sich sowohl ein scharfer Satiriker als auch ein liebenswürdiger, von wahrer Gottesminne beseelter Lyriker. Welch ein drolliger Einfall, den beleibten Renan als die fette Sakristeiratte zu schildern, welche das Öl der heiligen

Lampe ausgeschlürft und dann das ganze Evangelienbuch bis auf den Buchdeckel zernagt hat!

Mit persönlicher Abneigung oder Gehässigkeit hat übrigens seine Satire nichts zu schaffen; sie quillt nur aus gerechtem Unwillen hervor, wo er die heiligsten Güter der Menschheit durch profane Hände angetastet sieht. Dasselbe Herz, das in solchem Unwillen überwallt, versenkt sich auch begeisterungsvoll in die Mysterien des Glaubens und läßt das Rosenkranzgebet zum Liede werden:

Am Ölberg kniet der Herr, voll Todesbangen,
Am Kreuz zu sterben ist er fest entschlossen,
Für uns're Sünden sieht er sich verstoßen,
Ein blut'ger Schweiß benetzet seine Wangen.
Die keuschen Augen schaudernd ab sich wenden
Vom Sündenunrat, der die Welt beflecket;
Doch bei dem Elend, das die Welt bedecket,
Kann auch des Mitleids er sich nicht erwehren.
Die Liebe muß den Abscheu überwinden,
Wie auch die Todesschrecken ihn durchziehen,
Im Geist ist die Erlösung schon vollbracht.
Er trinkt den Leidenskelch auf seinen Knien,
Und seine Freunde, wo sind sie zu finden?
Sie schlafen. Einer nur, ein Einz'ger — Judas wacht.

Wie es Chateaubriand versucht hatte, den Roman künstlerisch zu christianisieren, so auch Veuillot. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß beide ziemlich früh dieses Gebiet wieder verlassen haben. Sie wurden beide durch den Kampf der Zeit zu andern, ungleich wichtigeren Aufgaben hingedrängt. Wie sehr das Christentum die Stellung der Frau gehoben, wie es die Gattenliebe veredelt und verklärt, die Jungfräulichkeit geadelt und sie zum Schutzengel der Ehe gemacht hat, wie durch alles dieses die „Liebe" einen ganz andern Charakter erhielt als der „Eros" der Alten, wie daraus für die Leidenschaften neue, viel verwickeltere psychologische Probleme und Konflikte hervorgingen, wie das alles der Poesie weite Gebiete erschloß, welche das Altertum nicht kannte, das hatte Chateaubriand in seiner Apologie weiter und einläßlicher ausgeführt, als es eigentlich in dieselbe paßte. Gegen jene Ästhetiker, welche im Christentum eine bildungsfeindliche Macht erblickten, war es wohl gut, an solche Dinge zu erinnern. Um aber eine von Religion und Sitte abgekommene Nation wieder mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, konnte der Roman, vorab der erotische, kein geeignetes Mittel sein. Die es ernster mit Leben und Literatur nahmen, richteten ihr Augenmerk darauf, durch eine gehaltvollere Volksliteratur, religiöse Schriften, Heiligenleben, Bilder aus der Kirchen- und Profangeschichte, aus der Länder- und Völkerkunde, die Kenntnis der Religion und die Liebe zur Kirche neu

zu beleben. Man bediente sich dazu wohl auch der Romanform, aber weniger mit künstlerischer Absicht, als um dem ernsten Stoff eine gewinnendere und fesselndere Form zu geben. Zu dieser mächtig anwachsenden Unterhaltungsliteratur haben auch hervorragende Talente, feingebildete Männer und Frauen, ihr Scherflein beigesteuert.

Wie eine Kritik, die sich um Religion und Sitte nichts kümmerte, die künstlerischen Verdienste der volksverderblichsten Romanschreiber (eines Beyle, eines Balzac und einer George Sand, eines Zola und der ihm verwandten Pornographen) oft geradezu grenzenlos übertrieben hat, so hat sie von vornherein alles, was ein ernsteres, katholisches Gepräge trug, entweder vornehm ignoriert oder als minderwertig verschmäht oder mit allen Mitteln des Spottes und der Verachtung zu beseitigen gesucht. Dennoch haben viele dieser katholischen Erzähler Sprache und Darstellung oft sehr glücklich gehandhabt[1]. So der Vicomte Walsh, Guiraud, Abbé Bareille, Charles d'Héricault, Eugène de Margerie, Léon Gautier, A. de Lamothe, Madame de Bourdon und die beliebte Jugendschriftstellerin Zenaïde Fleuriot. Durchaus ebenbürtig ihrer Freundin, der Lady Fullerton, welche Aufnahme in die Tauchnitz Classics gefunden, ist Madame Augustus Craven, geb. La Ferronaye (1810—1891), die als Meisterin der feinsten Beobachtung wie der edelsten und reinsten Seelenschilderung weit über die Masse der sog. erbaulichen Romane emporragt. Ihr Erstlingswerk (Récit d'une soeur, 1866) zeichnet in liebenswürdigster Weise den geistigen Aufschwung, den Männer wie Lacordaire, Ravignan, Gerbet und Montalembert in den höheren Gesellschaftskreisen Frankreichs hervorriefen. Ihre späteren Romane (Anna Sévérin, 1868; Fleurange, 1871; Le mot de l'énigme, 1874; Éliane, 1882; Le Valbriant, 1886) sind freundliche Gegenbilder zu der von Gott und Kirche emanzipierten Romanwelt der George Sand. Wie Lady Fullerton, so zog indes auch sie die katholische Wirklichkeit weit mehr an als die bloße fromme Fiktion, und so hat sie denn ihre reichen Talente immer mehr dem biographischen Gebiete zugewandt[2].

Auf dem Felde politischer Beredsamkeit fand Montalembert seit 1875 einen glänzenden Nachfolger an dem Grafen Albert de Mun (geb. 1841), dem ritterlichen Vorkämpfer für kirchliche Freiheit, katholisches Vereinsleben und christliche Sozialpolitik, seit 1897 Mitglied der Akademie.

[1] Godefroy, Hist. de la litt. française VII 174—188 (Le roman chrétien).

[2] La Marquise de Mun, 1876. — La Soeur Natalie Narischkine, 1877. — La jeunesse de Fanny Kemble, 1880. — Lady Georgiana Fullerton, 1884. — Le P. Damien, 1890.

Sechzehntes Kapitel.

Literaturströmungen und Dichtung unter der dritten Republik.

Die Kapitulation von Sedan machte am 2. September 1870 dem zweiten Kaiserreich ein Ende. Im folgenden Mai gingen die Tuilerien, die Hochburg der Napoleonischen Herrschaft, in Flammen auf. Den kurzen Schreckenstagen der neuen Kommune folgte unter dem Drucke der siegreichen deutschen Waffen die dritte Republik. Ihre ersten zwei Präsidenten, der greise Thiers und der Marschall Mac Mahon hielten bis 1879 noch einigermaßen durch ihre Namen und ihr Ansehen die bisherige geschichtliche Entwicklung des Landes in lebendiger Erinnerung; doch spielte schon unter ihnen Gambetta die Rolle des ewig unruhigen Volkstribuns, und unter den folgenden Präsidenten, Grévy, Carnot, Casimir-Perier, Faure und Loubet, steuerte die neue Republik immer mehr jenen Bahnen zu, in welchen einst die erste Republik den vollen Triumph der „Menschenrechte" gesucht und welche folgerichtig die bürgerliche Gesellschaft vollständig dem Einfluß der Kirche und der Religion entrücken mußten. Anstatt sich vereint diesem revolutionären und antichristlichen Geist entgegenzustemmen, verwickelten sich die Katholiken in unfruchtbaren Streit über die einmal zu Recht bestehende Regierungsform und erleichterten es so ihren geeinigten, zielbewußten Gegnern, mit unerhörter Tyrannei ihre geheiligtsten und ehrwürdigsten „Menschenrechte" mit Füßen zu treten.

Für die Literatur bedeutet deshalb die dritte Republik nicht gerade eine neue Epoche, wohl aber ein Übergangsstadium, das man, ohne Furcht vor einer Ungerechtigkeit, schon jetzt vorzugsweise als ein solches des Niedergangs und des Verfalls bezeichnen darf. Victor Hugo hat während dieser Zeit mit dem Füllhorn seines blendenden Wortreichtums und seiner unerschöpflichen Phantasie noch einmal auch dasjenige des Ungeschmacks und des Hasses bis zum letzten herben Bodensatz über Frankreich ausgegossen. Als er 1885 starb, ward ihm die überschwenglichste Apotheose zu teil. Sie erinnerte lebhaft an den Triumphzug, welcher am 11. Juli 1791 auf Anordnung der Nationalversammlung die sterblichen Überreste Voltaires nach dem Pantheon überführte. Noch bis 1892 setzte Renan sein geistiges Zerstörungswerk fort. Auch ihm ward eine ähnliche heidnische Verhimmelung — der alte Seneca würde sagen: „Verkürbissung" — dargebracht. Hätte Zola nicht allzuschroff dem feineren Geschmack und der Akademie getrotzt und sich nicht allzu unvorsichtig in die Treibereien der Tagespolitik eingelassen, so hätte der antichristliche Geist wohl auch ihm zehn Jahre später

— 1902 — ins Pantheon verholfen. Denn bis in das neue Jahrhundert hinein ist er nicht ermüdet, seine Feder abwechselnd in Tinte und Kot zu tauchen und das Schandgemälde menschlicher Erbärmlichkeit zu ergänzen, das er in seinen früheren Romanen bald mit dem breiten Pinsel des Freskomalers, bald mit dem Stichel des Anatomen entworfen hatte. Die Trias Victor Hugo, Renan und Zola drückt für alle Zeiten der französischen Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts ihren Stempel auf, wie Chateaubriand, Frau von Staël und de Maistre dem Anfang desselben.

Jene drei: Hugo, Renan, Zola, haben durch den Mißbrauch ihrer ungewöhnlichen Geistesgaben mehr an Gottesfurcht und Glauben, guter Sitte und gutem Geschmack zerstört, als ganze Scharen der emsigsten, aber weniger begabten Schriftsteller in langen Jahresläuften wieder werden aufbauen können. Denn aufbauen ist immer unendlich schwieriger als zerstören. Eine absolute Herrschaft über die Geister haben die drei jedoch glücklicherweise ebensowenig errungen als einst Voltaire, Diderot und Rousseau; wie diese haben sie ihren Einfluß zum Teil gegenseitig untergraben. Das leichte, sanguinische Temperament der Franzosen aber fand an keinem bleibendes oder auch nur langes Genügen; es suchte auch im Bösen wieder Neues und Abwechslung und wurde mitunter sogar des Bösen müde und wandte sich in den verschiedensten Anwandlungen wenigstens halb und halb wieder dem Guten zu. Selbst aufrichtige Bekehrungen zu echt christlichem Geiste haben sich mitten in dieser schwülen Dämmerung ereignet und lassen, wenn nicht eine baldige freudige Auferstehung, doch eine allmähliche Wendung zum Besseren erhoffen.

Wie in früheren Perioden haben auch diesmal langlebige Greise mitten im lauten Gezwitscher des neuesten und abermals neuesten Dichterfrühlings ältere Erinnerungen und Strebungen noch wach gehalten. Legouvé, einst der Mitarbeiter Scribes und schon seit 1855 Mitglied der Akademie, wurde erst 1904 durch Bazin von diesem Posten abgelöst. Leconte de Lisle, 1818 auf der Insel Réunion geboren, als Lyriker bereits 1852 neben Victor Hugo genannt, überlebte diesen um neun Jahre und gab noch 1884 mit seinen Odes tragiques den Kritikern Beschäftigung. An schillernder Farbenpracht steht er hinter Hugo zurück, aber er wußte mit seinen immerhin reichen Mitteln von Anfang an besser Maß zu halten [1]. Damit ist er nun freilich dem Vorwurf einer gewissen vornehmen Kälte nicht entgangen, brachte aber doch den Eindruck einer klassischen Abrundung hervor und wuchs allmählich in der allgemeinen Schätzung, als andere durch willkürliche Vernachlässigung der Form sich am besten hervortun zu können vermeinten.

---

[1] Poèmes antiques, 1852. — Poèmes et poésies, 1854. — Le chemin de la croix, 1859. — Poèmes barbares, 1862. — Poèmes tragiques, 1884.

Leider ist die Seele seiner Poesie ein völlig heidnisches, nur schönheitsdurstiges Hellenentum, das verächtlich auf die christliche Bildung herabblickt und in der bunten Erscheinungswelt der Völker wie der Natur nur seinen feinen ästhetischen Genuß sucht. Ein anderer Formkünstler von hoher Begabung ist Théodore de Banville, der schon von 1842 an die elegante Welt mit seinen ausgesuchten poetischen Nippsachen bezauberte[1], noch nach dem Kriege „preußische Idyllen" und „fröhliche Balladen" herausgab und 1872 seine Methodik in einem „kleinen Traktat über französische Versifikation" beleuchtete. Viel Aufsehen machte neben diesen beiden Lyrikern Charles Baudelaire (1821—1867), ein verspäteter Romantiker, den das Vorbild Edgar Poes auf eine originelle, aber schiefe Fährte führte und der in seinen Fleurs du mal (1857) das Häßlichste und Abstoßendste in seine Träumereien mischte.

Zwei jüngere Dichter, Catulle Mendès und Xavier de Ricard (beide 1843 geboren), kamen auf den Gedanken, unter der Ägide von Théophile Gautier, Leconte de Lisle, Théodore de Banville und Charles Baudelaire sowohl eine Anzahl älterer Poeten als auch die neuesten, eben aufleuchtenden, in einem lieferungsweise erscheinenden Sammelwerke zu vereinigen. So entstand 1866 der erste sogenannte „Parnasse", dessen technische Leitung der Buchhändler Lemerre übernahm. Von den 37 Beteiligten hatten die meisten schon ein oder mehrere Bändchen Poesien in die Welt geschickt, einige Neulinge wurden darin aber zum erstenmal dem Publikum vorgestellt.

Ein zweiter „Parnasse" wurde für 1869 geplant, konnte aber des Krieges wegen erst 1871 ausgegeben werden; ein dritter erschien 1876. Aus den drei Sammlungen gestaltete Lemerre dann eine vierbändige Anthologie, welche zwar manche Dichter enthielt, die es kaum verdienten, andere überging, welche es verdient hätten, aber doch immerhin das Streben nach einer formvollendeten Lyrik zur Geltung brachte. In einer Zeit, wo der Realismus im Roman und auf der Bühne alles zu absorbieren drohte, war das immerhin ein Verdienst. Mit der Pflege einer wahrhaft künstlerischen Form blieb der Anschluß an die Klassiker, an die literarische Entwicklung der Vergangenheit, ein ideales Streben erhalten. Schränkte sich das letztere auch großenteils auf die natürlichen Ideale ein, so näherte es sich doch oft den christlichen oder entfernte sich von ihnen doch nicht in dem Grade wie jener öde Naturalismus und Realismus, der das Schöne kaum mehr vom Häßlichen zu unterscheiden wußte und den Sonnenglanz nur mehr genoß, wenn er sich im Schmutze spiegelte.

---

[1] Cariatides, 1842. — Stalactites, 1846. — Odes funambulesques, 1857. — Les exilés, 1866. — Nouvelles odes funambulesques, 1869. — Idylles prussiens, 1871. — Les Princesses, 1874. — Ballades joyeuses, 1875.

Von den Gründern des Parnasses hat freilich Xavier de Ricard später nicht viel geleistet, Catulle Mendès sein leichtes Talent in den mannigfaltigsten Spielereien verpufft; aber wie die Gedichte des ersteren eine edle Idealität atmen, so vertritt der zweite einen reichen, künstlerischen Schönheitssinn. Als anmutige Landschafts- und Stimmungsmaler haben sich André Lemoyne (geb. 1822) und André Theuriet (geb. 1833) hervorgetan, letzterer auch ein liebenswürdiger Novellist. Léon Dierx (geb. 1838) verkörpert in seiner meisterhaften Verstechnik das künstlerische Streben der „Parnassiens". Armand Sylvestre (1837—1901) schwebt in vagen, bilderreichen Träumen einher, denen leider statt christlich-religiösen Gefühls nur ein unbestimmter Pantheismus zu Grunde liegt. José-Maria de Hérédia, 1842 auf Kuba geboren, seit 1894 Mitglied der Akademie, begründete seinen Dichterruf mit seinen „Trophäen", einer Sammlung von Sonetten, die sich durch Gedankenreichtum und tiefe Empfindung wie Wohllaut und feinsten Aufbau auszeichnen, die Kleinkunst zu einer Art Klassizismus erheben. Lange vor ihm, 1881, wurde Sully Prudhomme, 1884 François Coppée in die Zahl der Unsterblichen aufgenommen, die zwei bedeutendsten der „Parnassiens".

Sully Prudhomme (1839 in Paris geboren) ist ein ernster, feinsinniger Dichtergeist, der mächtig zum Hohen und Edeln emporstrebt; doch eine leidensvolle Jugend hat seine Schwingen gebrochen. Kein fester, siegesmutiger Glaube hat ihm neue Schwungkraft verliehen. So schwankt er zwischen Zweifel und Glauben, zwischen Erdenschönheit und Menschenleid in trübem, melancholischem Fluge einsam dahin, unsicher und zagend wie Pascal, vag und träumerisch wie de Vigny. Die göttliche Charitas verblaßt bei ihm zu einem humanitären Mitgefühl, die Sehnsucht nach dem Himmel zu schwindsüchtigen Ahnungen, die Tugend zu stoischer Entsagung, die Herzensfreude zu unbestimmtem Sehnen. Dennoch strebt er über die plumpe Wirklichkeit der Naturalisten sehnsüchtig aufwärts, in zarten Farben und ätherischen Formen, die einen feingeschulten Kunstsinn verraten [1].

François Coppée, ebenfalls ein Pariser (1842 geb.), wandelt nicht so träumerisch in den Wolkengefilden, sondern steht mehr auf dem Boden der alltäglichen Wirklichkeit, im bunten Treiben der kleinbürgerlichen Welt; aber

[1] Stances et poèmes (mit seinem berühmten Gedicht: Le vase brisé), 1865. — Les épreuves (Sonettenkranz), 1866. — Les écuries d'Augias (episch), 1866. — Croquis italiens, 1869. — Les solitudes, 1869. — Impressions sur la guerre, 1872. — Les destins, 1872. — Les vaines tendresses, 1875. — Le zénith, 1876. — La France, 1877. — La Justice, 1878. — Le bonheur, 1888. — Que sais-je, 1896. — Coquelin, Un poète philosophe, Paris 1882. — Paris, Penseurs et poètes, Paris 1876. — Der Dichter wurde 1901 mit dem Nobel-Preis bedacht.

er weiß sie mit dem freundlichen, liebevollen Blick des Genremalers zu erfassen, allem die schöne, freundliche Seite abzugewinnen, das Gewöhnlichste zu idealisieren, das Gemeine und Triviale zu meiden mit einem sichern Künstlertakt, der auch seine Sprache und seinen Vers beherrscht[1]. Als ganz Paris staunend zu dem vollendeten Eiffelturm aufblickte und die göttlichen Triumphe des Kapitals und des Industrialismus verherrlichte, sah er lächelnd zu den altersgrauen Türmen von Notre-Dame hinüber und stand nicht an, sie als das Schönere und Größere zu besingen. Dieser echt ideale, echt dichterische Zug hat ihn der christlichen Wahrheit immer näher und näher gerückt. 1898 hat er seine innere Umwandlung selbst mutig bekannt und offen geschildert[2] und ist seither in Vers und Prosa wiederholt als mutiger Anwalt der Kirche aufgetreten.

Auch auf der Bühne hat Coppée gegenüber der herrschenden Liederlichkeit und dem pessimistischen Übermenschentum wieder einigermaßen die besseren Aspirationen der Romantiker zur Geltung gebracht[3]. Seinen Dramen wie seinen Erzählungen und Romanen blieb deshalb das mitleidige Lob einer geschickten Mittelmäßigkeit nicht erspart, was ungefähr so viel bedeutet, daß er Schmutz und Ehebruch, Neurasthenie und Syphilis, raffinierte Verbrechen und wahnsinniges Strebertum nicht als die höchsten dichterischen Probleme betrachtet. Szenische Gewandtheit und dichterischer Schwung wird ihm dennoch zugestanden.

Mehr Aufsehen als seine romantisch angehauchten Bühnenstücke machte 1875 ein Drama des Vicomte Henri de Bornier: „Rolands Tochter". Eine dramatische Fortsetzung des Rolandsliedes, voll von altfranzösischer Heimatsliebe und kriegerischem Rittergeist, fuhr dieses Stück wie eine zauberische Vision aus alter Zeit zwischen die Ball- und Reisekostüme der ideenlosen realistischen Modernen hinein und eroberte sich vorübergehend einen unerwarteten Applaus. Dem blasierten Theaterpublikum wurde es indes bald zu „rhetorisch", und weitere Stücke Borniers („Die Hochzeit Attilas", 1880, „Der Apostel", 1881) hatten wenig Glück mehr.

Zwölf Jahre vergingen nach „Rolands Tochter", bis Edmond Rostand 1887 mit seinem „Cyrano de Bergerac" wieder eine solche

---

[1] Le Reliquaire, 1866. — Intimités, 1868. — Récits et élégies, 1878. — Le Cahier rouge, 1891.

[2] La bonne souffrance, 1898 (hatte in einem Jahre 75 Auflagen).

[3] Dramen: Le Passant, 1869. — Luthier de Crémone, 1876. — Severo Torelli, 1883. — Les Jacobites, 1885. — Le Pater (Bild aus der Zeit der Kommune, polizeilich verboten), 1889. — Pour la Couronne (Türkenkämpfe der Bulgaren im 15. Jahrhundert), 1895. — Erzählungen: La Grève des forgerons, 1869. — Une Idylle pendant le siège, 1875. — Contes en prose; C. nouv., C. rapides, C. pour les jours de fête etc. — Gesammelte Werke, 6 Bde, Paris 1892.

poetische Traumvision, diesmal nicht aus so ferner Zeit, sondern aus jener des französischen Klassizismus in die prosaische Alltäglichkeit der modernen Bühne hineinleuchten ließ. Doch die Wirkung war auch diesmal nur jene eines Scheinwerfers. Die Vision verschwand bald, um wieder dem gewöhnlichen Treiben Platz zu machen, jenem öden Spiegelbild, in welchem eine nervöse Zeit ihre Krankheiten, Abnormitäten und Sünden als ebensoviele Dokumente ihres erhabenen Fortschritts beliebäugelt und bewundert.

So viel haben Bornier und Rostand immerhin erreicht, daß die Überlieferungen einer besseren und idealeren Kunst das Feld nicht ganz der sog. „Modernen" und allen ihren Ausartungen überlassen haben. Die Akademie hat beide und sich selbst geehrt, indem sie Bornier 1893, Rostand 1901 unter ihre Mitglieder wählte. Dieselbe Ehre ward 1894 Paul Bourget, 1904 René Bazin zu teil, von welchen der erstere dem modernen realistischen Roman wenigstens teilweise wieder eine Wendung zum Besseren gab, der zweite ihm wieder christlichen und menschenwürdigen Gehalt verlieh. Bourget hatte freilich zu lange mit der Lanzette in allen Muskelfasern und Nervensträngen des modernen Seelenlebens herumgewühlt und alle geistigen Bazillen in ihre letzten Urzellen zu verfolgen gesucht, um wie einst der menschenfreundliche Dickens Licht und Freude, Trost und Heiterkeit in die unheimlichsten Winkel des modernen Großstadtlebens hineinstrahlen zu lassen; doch schon in seinem Roman „Der Schüler" (1889) trat er der ziellosen realistischen Seelenanatomie als ernster Arzt und Moralist entgegen; er will wenigstens warnen, belehren, bessern. Ernste, haltbare Grundsätze beleuchten, wenn auch nicht mit wünschbarer Klarheit, die Irrgänge des Menschenlebens, die er bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt, und ist die Stimmung auch meist trübe und pessimistisch angehaucht, so strebt seine Darstellung wenigstens einer Lösung der unerbaulichen, unschönen und unheimlichen Probleme zu. Er weidet sich nicht, wie Zola, an Schmach und Laster; er steigt auch nicht in alle Niederungen herab, sondern hält sich in den besseren Schichten der Gesellschaft. Stil und Sprache sind abgemessen und gewählt, oft von wirklicher Schönheit[1].

Mit ähnlichen Vorzügen des Stiles und der Sprache verbindet René Bazin[2] (geb. 1853) meist eine glücklichere Stoffwahl und jenes kerngesunde Gefühl, das den meisten Modernen fast ganz abhanden gekommen ist. Wohl blickt auch er ernst, oft etwas melancholisch in das Herzeleid hinein, das

[1] Pastels, 1890. — Sensations d'Italie, 1891. — Coeur de femme, 1891. — Nouveaux Pastels, 1891. — La Terre promise, 1892. — Cosmopolis, 1892. — Une Idylle tragique, 1892. — La Duchesse Bleue, 1897. — Drames de famille, 1898. — Un Homme fort, 1900. — Le Divorce, 1904.

[2] Ma tante Giron. — La Sarcelle bleue. — Sicile. — En Province. — De toute son âme. — Une Tache d'encre. — Les Oberlé. — La Terre qui meurt.

die Menschen sich bereiten. Aber es lebt noch der alte Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat; von seinem Erbarmen geht nicht bloß Licht und Trost aus in das Gewirre des irdischen Jammers, sondern auch in jenes Labyrinth der Sünde, an dem die Entwicklungsphilosophie und die Novellistik unserer Tage sich und ihre Leser fruchtlos zermartert.

Auch auf dem Gebiete der Literaturkritik und Literaturgeschichte hat die christliche Weltanschauung wieder einen bedeutenden Vorkämpfer erhalten. Es ist Ferdinand Brunetière, geb. 1849, seit 1893 Mitglied der Akademie und Chefredakteur der Revue des Deux Mondes. Ähnlich wie Sainte-Beuve mit dichterischen Anlagen ausgestattet, hat er dieselben ganz in den Dienst der Literaturgeschichte gestellt, diese selbst hinwieder wie Taine mit der einläßlichsten Spezialforschung und mit den Ideen der Entwicklungsphilosophie verbunden. Vom reinsten Materialismus und Agnostizismus ausgehend, nur mit positivem Material arbeitend, hat Hippolyte Taine (1828—1883) in seiner „Geschichte der englischen Literatur" diese mit einem Glorienschein umgeben, wie es noch nie vor ihm ein Franzose gewagt, und damit unbarmherzig das Idealbild zertrümmert, das sich die Franzosen von ihrem eigenen Klassizismus gemacht hatten. Wie Dryden und Pope, so treten bei ihm auch Corneille und Racine für immer in den Schatten gegen Shakespeares Dichtergenius. Zur politischen und Kulturgeschichte übergehend hat Taine dann in seinem Hauptwerke (Les origines de la France contemporaine) ebenso unerbittlich den Glorienschein des ancien régime wie der Aufklärungsperiode und der Revolution heruntergerissen und war daran, denselben Prozeß auch an der Napoleonischen Kaiserlegende vorzunehmen, als ihn der Tod aus seinen unermüdlichen Studien hinwegraffte. Sein Vermächtnis an die dritte Republik war der archivalisch dokumentierte Nachweis, daß die große Revolution keineswegs den Despotismus zerstört, sondern den Franzosen nur noch ein härteres Joch aufgezwungen, daß Frankreich auch in dem Zwingherrn Napoleon nur einen neuen Despoten erhalten habe. Völlig ungläubig und deshalb die großen Gesichtspunkte missend, welche de Maistre aufgestellt, ist er von nüchterner Quellenkritik aus ungefähr zu demselben Urteil über die Revolution gelangt. So treffen auch die literarischen Urteile und Kunsturteile des scharfblickenden Kritikers häufig das Richtige und bedürfen nur da der Korrektur, wo Philosophie und Religion unmittelbar in Betracht kommen[1].

---

[1] H. Taine, Voyage aux Pyrénées, 1855; Essai sur Tite-Live, 1855; Les Philosophes français, 1856; Essais de critique et d'histoire, 1858; Lafontaine et ses fables, 1860; Histoire de la littérature anglaise, 1863; Nouveaux essais de critique et d'histoire, 1865; Philosophie de l'art en Italie, 1865; Voyage en Italie, 1866; Philosophie de l'art dans les Pays-Bas, 1866; De l'idéal dans l'art, 1867; Vie et opinions de Thomas Graindorge, 1868; Philosophie de l'art en

Auch Brunetière ist von einer völlig ungläubigen Geschichtsbetrachtung ausgegangen, wie sie durch Comte und Spencer sich weiter Kreise bemächtigt hatte. Auch ihn hat das Rechnen mit verbürgten Realitäten auf vielen Punkten der Wahrheit näher gebracht. Aber er ist weit mehr Franzose als Taine. Während dieser den weltweiten Kosmopolitismus der Romantiker erneuerte, fühlte er sich weit mehr von dem spezifisch französischen Schrifttum der eigenen Landsleute angezogen, nicht von der mittelalterlichen Literatur, die er wohl allzusehr als international betrachtet, sondern von dem französischen Klassizismus, dessen Werdegang und Niedergang der Hauptgegenstand seiner Studien geworden ist, an dessen Wiedererneuerung er seine Hoffnungen kettet. Diese Literatur ist noch auf katholischem Boden emporgeblüht; sie hat ihn im Zusammenhang mit andern historischen Beziehungen langsam zu einer richtigeren und würdigeren Auffassung der Kirche geführt[1].

Seit ihrem Bestehen (1831) hatte die Revue des Deux Mondes im Dienste eines mehr oder weniger kirchenfeindlichen Liberalismus gestanden, häufig offen, häufiger latent Glauben und Kirche bekämpft. Noch 1893 und 1894 brachte sie posthume Artikel Renans, der lange Jahre einer ihrer Hauptmitarbeiter gewesen und den sie bei seinem Tode als einen der ersten Bannerträger moderner Bildung verherrlicht hatte. Es kann darum schon einigermaßen als ein literarisches Ereignis betrachtet werden, daß der Leiter dieser Zeitschrift wenige Jahre später sich Papst Leo XIII. im Vatikan als gläubiger Katholik vorstellen ließ und seitdem seiner Revue eine mehr katholische Richtung zu geben suchte. Ganz herzhaft katholisch ist sie freilich noch

---

Grèce, 1869; De l'intelligence, 1870; Notes sur l'Angleterre, 1872; Philosophie de l'art, 4 Bde, 1881; Les origines de la France contemporaine (L'ancien régime, 1875; La Révolution, 3 Bde, 1878—1884; Le régime moderne, 2 Bde, 1890—1894), Gesamtausg. 11 Bde, 1899—1900; Derniers essais de critique et d'histoire, 1894; Carnets de voyage, 1897. — H. Taine, sa vie et sa correspondance, Correspondance de jeunesse, 1847—1853, Paris 1901. — E. M. de Vogüé, Le dernier livre de Taine, 1894. — A. de Margerie, Taine, 1894. — G. Barzellotti, Ippolito Taine, Roma 1895. — E. Boutmy, H. Taine, 1897. — Zeitler, Die Kunstphilosophie von Taine, Leipzig 1901.

[1] F. Brunetière, Études critiques sur l'hist. de la litt. française, 7 Serien, 1880—1903; Histoire et littérature, 3 Bde, 1884—1886; Nouvelles questions de critique, 1890; Le roman naturaliste, 1883, [2]1896; Les époques du théâtre français, 1892; Essais sur la littérature contemporaine I, 1892; II, 1895; L'Évolution de la poésie lyrique en France au XIX[e] siècle, 2 Bde, 1894; Éducation et instruction, 1895; La moralité de la doctrine évolutive, 1896; L'Évolution des genres, 1890; Cinq lettres sur Ernest Renan, 1893; Renaissance de l'idéalisme, 1896; Science et religion, 1895; Manuel de l'histoire de la litt. française, [2]1899; Discours académiques, 1901; Discours de combat, 1900 1903; Victor Hugo, 1902; Histoire de la litt. franç. classique I (1904) 1.

nicht geworden. Spuren älterer Vererbung zeigen sich noch da und dort. Gegenüber Erscheinungen wie Rabelais und Calvin, Pascal und Voltaire läßt Brunetière selbst noch zu viel Milde und Gnade walten. Er räumt auch der Entwicklungsidee in der Literatur einen noch viel zu großen Spielraum ein, einen größeren, als er sich nicht etwa bloß mit Philosophie und Theologie, sondern auch mit einer nüchternen Geschichtsforschung verträgt. Ein großes Verdienst hat er sich aber dadurch erworben, daß er den Naturalismus und Realismus und all die Ausartungen der Literatur, welche aus demselben hervorsproßten, mit unnachsichtlicher Schärfe, mit Geist und Kraft bekämpft, alle besseren Strebungen dagegen mutig begünstigt und angeeifert hat. Rein literarisch betrachtet, wurzelt der französische Klassizismus so tief in der Eigenart der Nation, alle Versuche, die Literatur nach dem Vorbilde fremder Völker zu gestalten, haben fast ausnahmslos zu solchen Ausartungen geführt, daß man seine Begeisterung für den Klassizismus wohl begreift und ihm recht geben kann, wenn er denselben als einen rettenden Ausweg aus dem Chaos der heutigen literarischen Anarchie betrachtet.

Dieses Chaos eingehender zu schildern, würde uns über den Rahmen unserer Aufgabe hinausführen. Hunderte von Erscheinungen müßten da besprochen werden, welche gleich Schaumblasen in der Tagespresse auftauchen, sie eine Zeitlang beschäftigen, dann unaufhörlich von neuen Sprudeln verdrängt werden. Weder Religion noch Philosophie, weder Politik noch wissenschaftliche Schulung hält die Geister zusammen. Selbst die literarischen Richtungen ermangeln des festen Gepräges. In den wechselnden Strömungen des Individualismus und der Mode fluktuieren sie unstet hin und her, geben sich allerlei volltönende Namen, putzen alte Einseitigkeiten zu neuen, ästhetischen Theorien auf, verwandeln sich und lösen sich in noch vagere Unterströmungen auf. Erst Spätere werden berichten können, was den bunten Wechsel überdauert hat.

Vom Anfang der achtziger Jahre an treten den Realisten die sog. „Symbolisten" gegenüber. Dem Namen nach sollte man glauben, sie hätten erst in dieser späten Stunde des Menschengeschlechtes die echten symbolischen Bücher der Poesie gefunden oder sie wüßten die Symbolik zu deuten, die ein höherer Geist in die sichtbare Schöpfung gelegt. Aber das besagt der Name nicht. Das wäre schon viel zu klar und bestimmt, um modern zu sein. Was diese sog. Symbolisten hauptsächlich anstrebten, war die Pflege des dunkeln Gefühls im Gegensatz zur festen Plastik, technischen Architektonik, anschaulichen Malerei, wie sie bis zu einem gewissen Grad allen poetischen Genera, selbst der Lyrik, zu Gebote steht. Schon Laprade hatte darauf hingewiesen, daß das malerische und besonders das musikalische Element, einseitig bevorzugt, die Poesie zu weich, weiblich, sinnlich und

schwächlich macht, daß das plastische und architektonische wie bei den Alten betont werden müßte, um der Lyrik wieder männliche Kraft und Würde zu verleihen. Die Symbolisten wollten gerade das Umgekehrte. Die Poesie soll nicht gerade melodischer oder harmonischer, aber musikalischer werden, wie die Musik das Gefühl dunkel anklingen lassen, durch Ton, Klang, Stimmung wirken, nicht durch deutliche Bilder.

Am meisten tat sich unter ihnen Paul Verlaine (1844—1896) hervor, eine echte Singvogelnatur, ein schwärmerischer Gefühls- und Unglücksmensch, den sein zügelloses, überspanntes Treiben ins Gefängnis und ins Spital brachte. Er ist mit Heine und Shelley, aber auch mit Villon verglichen worden. Im äußersten Elend hat er nach toller Irrfahrt endlich Gott und Glauben wiedergefunden und auch diese Rückkehr ins Vaterhaus überschwenglich besungen. Sein Kunstgenosse Stephan Mallarmé (1842 bis 1898) dichtete ähnlich melodisch und verschwommen wie er, versuchte aber auch, der neuen Lyrik, die mit dem alten Reim- und Verszwang brach, Theorie und Methode zu geben. Henri de Régnier (geb. 1864) und Albert Samain (1859—1900) eiferten den beiden in klangvollen und dunkeln Träumereien, fein abgetönten und originellen Stimmungsbildern nach. Die meisten Nachbeter und Nachtreter verfielen jedoch einer immer größeren Nebelhaftigkeit und Regellosigkeit. Was sie Erfreuliches leisteten, das beruht, wie René Doumic treffend ausführt [1], nicht in ihrem theoretisch aufgebauschten Symbolismus, sondern in der mannigfaltigen Annäherung an die alten Eigenschaften echter Lyrik, die glücklicherweise in der Menschenbrust selbst wurzeln und durch keine Fluten von Rezensionen und ästhetischen Theorien ganz aus der Welt zu schaffen sind.

Solche Eigenschaften finden sich auch bei manchen Dichtern, welche sich weder den Symbolisten noch den Parnassiens anschlossen, besonders solchen, welchen das Leben in der Provinz eine freiere, originellere Entwicklung gewährte; so Jules Breton (geb. 1827), Charles de Pomairols, Gabriel Vicaire (1848—1900), Jean Aicard (geb. 1848).

Der Pariser Paul Deroulède (geb. 1846), der sich nach dem Kriege als französischer „Körner" aufspielte, hat sich so in den Revanchegedanken und in die Politik verrannt, daß selbst seine Tirtäusakkorde einen fast komischen Beigeschmack bekommen haben.

Der reichbegabte Jean Richepin (geb. 1849) suchte seine Originalität leider darin, den Abwegen Baudelaires zu folgen und durch Verherrlichung der Venus Vulgivaga wie durch prahlerisch auftretende „Blasphemien" die lüsternen Spötter des 18. Jahrhunderts zu überbieten.

---

[1] René Doumic, L'oeuvre du Symbolisme: Revue des Deux Mondes, 4. pér., CLX (1900) 431—442.

Wie der realistische Roman, an jenen Grenzen angelangt, wo alle Literatur aufhört, endlich eine rückläufige Strömung veranlaßte, wurde schon früher berührt.

Weit stärker als in der neuesten poetischen oder halbpoetischen Literatur der letzten Jahre tritt eine Wendung zum Besseren in der Literaturkritik und Literaturgeschichte zu Tage. Brunetière steht hier keineswegs vereinzelt da, wenn auch kein anderer die Notwendigkeit so offen proklamiert hat, das Geistesleben wieder auf seine alten geschichtlichen Grundlagen, vorab auf eine christliche Bildung zurückzuführen. Ein ernstes, gründliches Studium der früheren Literaturperioden hat die bedeutendsten und einsichtigsten Kritiker davon abgebracht, von Realismus und Naturalismus, Impressionismus und Symbolismus, und wie die einseitigen Ausartungen der sog. „Moderne" alle heißen, das Heil und den wahren Fortschritt der Literatur zu erwarten. Freilich stehen sie meist noch unter dem Einfluß jener Freidenkerei, welche das 18. Jahrhundert beherrschte und welche das 19. in andern, scheinbar wissenschaftlicheren Formen erneuerte. Der Traum einer von der Religion völlig getrennten und unabhängigen Wissenschaft, das Ansehen Comtes und Renans und die Illusion, mit einem Christentum von der Art Renans, d. h. ohne Christus auszukommen, der mächtige Einfluß der ausländischen protestantischen Wissenschaft hält sie zurück, sich mit der kirchlichen Lehre näher vertraut zu machen, aber in vielen wesentlichen Punkten finden sie sich unwillkürlich auf den katholischen Standpunkt oder in seine nächste Nähe zurückgedrängt. Auf ihrem eigensten Gebiete aber, abgesehen von den religiösen Prinzipienfragen, haben sowohl Lemaître als Emile Faguet und René Doumic wie vor ihnen Taine und Edmond Scherer ganz Vorzügliches geleistet.

Einen wahrhaft großartigen Umfang hat die Forschungstätigkeit auf dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur und Geschichte gewonnen. Das „Institut" selbst hat die Fortsetzung der Histoire littéraire de la France und der großen Quellensammlung Bouquets übernommen. In der École des Chartes ist die Einzeluntersuchung mit Rücksicht auf die höhere Gesamtaufgabe der Geschichte vortrefflich organisiert. Léon Gautier[1] hat bis 1897, Gaston Paris[2] bis 1903 mit unermüdlichem Fleiß, gründlicher Kritik und poesievollem Verständnis daran gearbeitet, die Poesie des Mittelalters aus dem Staube der Archive zu neuem Leben zu erwecken.

---

[1] Verzeichnis seiner Werke: Polybiblion 1897, 2. sér. XLVI 270—273 458 bis 460. — Ch. Buet, Léon Gautier: Revue du Monde Catholique LIII (1878) 319—338. — Besprechung seines Werkes La littérature catholique et nationale, Lille 1894, in der Université Catholique XVI (1894) 464—466.

[2] Verzeichnis seiner Schriften: Polybiblion 1903, 2. sér. LVII 268—270. — L. Jordan, Gaston Paris: Allgem. Zeitung 1903, Beilage Nr 86 87 88.

Sie ist jetzt mehr gekannt, leichter zugänglich, besser verstanden und gewürdigt, als sie es jemals war. Das Mittelalter selbst ist kein Traumland mehr, wie es sich die Romantiker zurechtphantasierten, aber auch keine Geistesnacht, wie die Encyklopädisten es vermeinten, es ist eine große, lebenskräftige Epoche des Menschengeistes, reich an Schatten, aber auch an glänzendem Licht, das anregend und befruchtend noch in unsere Zeit hineinstrahlt, dem wir einen großen Teil unserer Bildung danken. Allerdings kommt hier zuvörderst die religiöse Bildung, Philosophie und Theologie und darum die lateinische Literatur des Mittelalters und in dieser wieder mehr der Gehalt als die Form in Betracht; aber ohne die mittelalterliche französische Epik und Lyrik, ohne die Chronisten und die mittelalterliche Volksbühne, ohne Rittertum und Minnesang wäre die spätere Literatur zu einem matten, einseitigen Nachhall der Antike herabgesunken. Die Söhne Voltaires glaubten alles dieses missen und darum zerstören zu können, aber ihre klügeren Enkel haben gefunden, daß sich auch bei den Kreuzfahrern noch etwas lernen läßt.

Auch andere engere und weitere Gebiete der Geschichte sind von Männern bebaut worden, welche mit ernster, gründlicher Schulung und ebenso tüchtiger Forschung jene Schönheit der Darstellung zu verbinden wußten, auf welche in Frankreich durchschnittlich ein höherer Wert gelegt wird als bei verschiedenen andern Nationen.

Mariette durchforschte das alte Pharaonenreich, Oppert die Reiche der Assyrer, Chaldäer und Meder, Barth, Sénart und Bergaigne die Völker und Religionen Indiens, Maspéro den alten Orient überhaupt, Lenormand und Babelon die Kulturgeschichte seiner Völker, Clermont-Ganneau die Geschichte der Semiten.

Das alte Hellas und Rom fand seine Vertreter an Gaston Boissier, Victor Duruy, Henri Houssaye, A. Maury, Jurien de la Gravière, Barthélemy, Beulé, Heuzé, G. Perrot, Fouquart, Bouché-Leclerq, Homolle, Collignon u. a.

Am reichsten ist natürlich die Geschichte Frankreichs selbst bedacht. Als Historiker in wahrhaft großem Stile sind vorab Fustel de Coulanges, Thureau-Dangin, A. Sorel und Ernest Lavisse zu verzeichnen. Ihnen schließt sich aber eine Menge anderer tüchtiger Forscher an, wie Vieil Castel, der Herzog von Broglie, der Herzog von Aumale, Camille Rousset, Emile Ollivier, Albert Vandal, Hauréau, d'Arbois de Jubainville, Paul Viollet und viele andere. Duchesne de l'école française de Rome.

Abbé Duchesne hat in der Papstgeschichte und Kirchengeschichte neue Pfade erschlossen, Eugène Müntz in der Kunstgeschichte, G. Schlumberger in der byzantinischen Geschichte; Léopold Delisle hat die Schätze der Pariser Nationalbibliothek mit hingebendstem Forscherfleiß der Wissenschaft aufgetan.

Ein Blick auf diese großartige, der eigentlichen Literatur so nahestehende Geistesarbeit mildert einigermaßen die Trauer über das jammervolle Zerstörungswerk, das eine von Gott und Kirche abgelöste, heidnische Tagespresse, die Erbin Voltaires und der Encyklopädisten, noch immer unablässig auf dem Boden der Gallia Christiana vollzieht. Sie beweist immerhin, daß das üppig wuchernde Schmarotzergewächs einer dekadenten Literatur die alten Lebenskeime französischer Geistesbildung doch nicht zu ersticken vermocht hat. Zu einer erfreulichen Entfaltung können diese Keime aber nur dann gelangen, wenn dem Christentum wieder die ganze und volle Freiheit zu teil wird, ein übernatürliches Glaubensleben die finstern Mächte bändigt, welche die Harmonie der einzelnen Menschenseele wie den Frieden der menschlichen Gesellschaft bedrohen und schließlich zerstören. Keine noch so hochgradige ästhetische Bildung, kein Klassizismus reicht dazu aus. Erst auf der Grundlage einer durch und durch christlichen Bildung kann die Literatur wieder jene Höhen gewinnen, in welchen ein gesunder Volksgeist harmonisch mit dem Geist antiker Formschönheit zu wahrhaft klassischen Schöpfungen verschmilzt.

Namenregister.